Nwi
D.g.g. 14.
(D. 12bis^b = fol. 254.
Bio 2589

GUSTAV ADOLPH.

König von Schweden.

Guſtav Adolph,

König von Schweden

und

ſeine Zeit.

Von

A. F. Gfrörer.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Mit dem Bildniſſe Guſtav Adolphs.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

Gedruckt auf einer Schnellpreſſe bei K. Fr. Hering & Comp.

Vorrede.

Es ſind nunmehr acht Jahre, ſeit die erſte Auflage vorliegenden Werks erſchien. Obgleich dieſelbe ſehr ſtark war (wenn ich nicht irre, wurden 5000 Exemplare abgezogen), und obgleich ſie an großen und vielen Mängel leidet, ſcheint der Erfolg zu beweiſen, daß dieſes Buch, ſelbſt in ſeiner unvollkommenen Geſtalt, den Weg zu den Herzen der Teutſchen zu finden wußte. So iſt mir denn die Freude zu Theil geworden, mein Werk über eine der denkwürdigſten Epochen unſerer Geſchichte von Neuem zu überarbeiten. Ich habe die Verpflichtung, welche mir dieſe Gunſt des Publikums auferlegte, mit gebührender Gewiſſenhaftigkeit zu löſen geſucht. Nur die Grundanſichten blieben ſtehen — den wahren Zuſammenhang des 30jährigen Kriegs hatte ich ſchon 1835, da ich die erſte Auflage begann, richtig geahnt — das Einzelne wurde umgeſchmolzen, und das Buch iſt ein neues geworden. Ich habe keine Quelle, die mir zugänglich war, zu benützen verſäumt. Im vorigen Sommer gieng ich nach München, um im dortigen Archive Ausbeute zu ſuchen. Mit großer Bereitwilligkeit wurde mir dasſelbe geöffnet, und ich fühle mich verpflichtet, hiefür öffentlich dem Freiherrn von

Freyberg, k. bairiſchen Staatsrath und Generaldirektor des Archivs meinen verbindlichſten Dank zu ſagen. Indeß iſt der Schatz von Urkunden, der in München liegt, ſo ausgedehnt und groß, daß ich, zumal bei der kurzen Dauer meines Aufenthalts, bald den Muth verlor, mich auf dieſem Meer alter Denkmale zu orientiren. Glücklicherweiſe fand ich nachher in einem gedruckten Buche — dem 8ten Bande der Beiträge von Weſtenrieder — das was ich ſuchte, nämlich die wichtigſten auf Tilly's Thaten bezüglichen Urkunden. Die ebengenannte Sammlung verbreitet, im Bunde mit den Denkwürdigkeiten Richelieu's, überraſchendes Licht über die geheimſten Seiten des 30jährigen Kriegs.

Sonſt genoß ich den Vortheil einige wichtige Werke gebrauchen zu können, die erſt ſeit dem Erſcheinen der erſten Auflage meines Buchs veröffentlicht worden ſind. Den Anfang des 16ten Jahrhunderts unterſucht eine Schrift Karl Hagen's, welche den Titel führt: „Teutſchlands literariſche und religiöſe Verhältniſſe im Reformations-Zeitalter,“ Band I. — III., Erlangen 1841 flg. Karl Hagen, unter den jüngeren Geſchichtſchreibern Teutſchlands nach meiner Meinung einer der ausgezeichnetſten, iſt in dieſem Buche verjährten Vorurtheilen kühn in den Weg getreten und hat eben ſo viel Verſtand, Geſchmack, Wahrheitsliebe und Beleſenheit, als ehrenhafte Geſinnung bewieſen. In der Geſchichte des Kurfürſten Maximilian I. von Baiern war bisher von dem Jahre 1620 an, wo Wolf und Breyer aufhören, eine ſchmerzliche Lücke fühlbar. Dieſe Lücke hat ſeit dem Erſcheinen der erſten Ausgabe meines Buchs Freiherr C. M. von Aretin auf eine befriedigende Weiſe mittelſt des Werkes ausgefüllt, das den Titel trägt: „Baierns auswärtige Verhältniſſe ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts“ I. Band, Paſſau 1839. Mit großem Fleiße und Scharfſinn und einem Freimuthe, der um ſo mehr anerkannt werden muß, da der Verfaſſer als hoher bairiſcher Beamter und Katholike Rückſichten zu nehmen hat, ſind in dieſem Werke eine Maſſe ſehr wichtiger bisher unbekannter Nachrichten zuſammengetragen. Ich verdanke dieſem Buche ſehr viel. Das Gleiche gilt von dem 3ten und 4ten Bande der neuern

Geſchichte Heſſens, an welcher der treffliche Forſcher Rommel unermüdlich arbeitet. Zu Aufhellung der Verhältniſſe des kurſächſiſchen Hofes hat endlich Dr. Karl Auguſt Müller in ſeinen Forſchungen auf dem Gebiete der neuern Geſchichte Abth. I. — III. Dresden 1838 flg. dankenswerthe Beiträge geliefert. Ich wollte wünſchen, daß man Müller's Buche weniger die Lampe und den Stuhl anfühlte, daß mehr Lebensathem darin wehte, daß namentlich allgemeine Betrachtungen daraus wegblieben, aber dennoch wird ſich Herr Müller ein Verdienſt erwerben, wenn er ſeine gründlichen Forſchungen auf die Geſchichte des Kurfürſten Johann Georg von 1621—1632 ausdehnt.

In der erſten Auflage meines Werks ſind die Nachweiſungen auf die Quellen meiſt unterlaſſen worden, in der neuen Umarbeitung habe ich dieſen Mangel verbeſſert; ſparſam zwar ſind die Citate im erſten Buche, das hauptſächlich auf Geijer's und Rüh's Arbeiten fußt [1]). Dagegen habe ich es für Pflicht erachtet, in denjenigen Abſchnitten, welche die Geſchichte meines Vaterlandes behandeln, ſtets die Quellen anzugeben. Was die Zeitrechnung betrifft, ſo lag in der Natur der Sache, daß ich im erſten Buche, das in Schweden oder in den von Schweden eroberten Provinzen ſpielt, den ſchwediſchen, d. h. den alten Julianiſchen Kalender zu Grunde legte. So wie aber Teutſchland in den Vordergrund tritt, d. h. vom 2ten bis 4ten Buche, habe ich entweder beide Kalender mit der gewohnten Formel angegeben, oder den neuen gebraucht, welcher nicht bloß die Genehmigung des teutſchen Kaiſers, folglich amtliches Anſehen, ſondern auch die Geſetze der Mathematik für ſich hat.

Wer ſich irgend mit teutſchem Quellenſtudium beſchäftigte, weiß auch, daß die herkömmlichen gedruckten Darſtellungen teutſcher Geſchichte ſeit dem 16ten Jahrhundert von Partheihaß, von Verdrehungen, von Lügen wimmeln. Nur durch Benützung der Archive kann man aus

---

[1]) Nur die Nachricht über die Kaplane der ſchwediſchen Königin Catharine Jagellonika S. 25, iſt aus Theiner „Verſuche und Bemühungen des heiligen Stuhls I." genommen.

dieſem Sumpfe herauskommen. Den archivaliſchen Forſchungen von Männern wie Rommel, von der Decken, von Aretin, Wolf, Breyer, Röſe, Förſter, Müller, Cosmar, verdanke ich, daß es mir möglich ward, zerſtreute Bauſteine zu einem in ſich abgerundeten Ganzen zu fügen, und dem Leſer ein, ſo viel in meinen Kräften ſtand, wahres Bild der erſten Hälfte des 30jährigen Kriegs vorzuhalten. Partheiloſe lautere Wahrheit war das Ziel, nach dem ich ſtrebte, doch ſehe ich voraus, nach mehr als einer Seite hin anzuſtoßen. Sey dem ſo! es iſt beſſer das Selbſtgefühl im Buſen zu bewahren und wie es mir geht, mit Sorgen lebenslänglich zu kämpfen, als nach dem Beiſpiele ſo vieler Menſchen, die mit dem geringen ihnen anvertrauten Pfunde gedeihlich wuchern, eine angenehme Stellung in der Welt um den Preis der Kriecherei und erſprieslicher Meinungen zu erkaufen.

Stuttgart, Mitte Auguſt 1845.

A. Fr. Gfrörer.

Guſtav Adolph,

König von Schweden.

Guſtav Adolf und ſeine Zeit.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Waſaſtamm. Guſtav I. Waſa. Einführung der Reformation in Schweden. König Erich XIV., Johann III., Karl IX. Kampf zwiſchen beiden Religionen. Geburt Guſtav Adolf's.

Die drei Reiche des ſcandinaviſchen Nordens, Schweden, Dänemark, Norwegen, lange durch Kriege getheilt, waren im Jahre 1397 durch einen Staatsvertrag geeint worden, welcher von der Stadt, in der er abgeſchloſſen ward, den Namen Calmarer Union trägt. Vermöge dieſes Vertrags ſollte die Thronfolge in den drei Ländern dem in Dänemark regierenden Hauſe zuſtehen, wenn letzteres ausſtürbe, von den Ständen Schwedens, Dänemarks und Norwegens gemeinſchaftlich ein neuer König gewählt werden. Jedem einzelnen Reiche wurden ſeine Freiheiten, Vorrechte und Regierungsweiſe vorbehalten. Allein das Geſammtkönigthum, welches die Calmarer Union zu ſchaffen beabſichtigte, kam für Schweden nie zur Reife. Dem däniſchen Hauſe blieb nur der Name der ſchwediſchen Krone, die Kraft des Regiments war in den Händen hoher Beamten, welche der Adel unter dem Titel von Reichsverweſern wählte und die ihre Würde lebenslänglich behielten. Drei Männer aus dem alten Geſchlechte der Sturen haben ſich im Laufe des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts als Reichsverweſer Schwedens ausgezeichnet: Sten Sture der ältere, Swante Sture und Sten Sture der Jüngere. Mit Gewalt behaupteten ſie ſich gegen die Namen-Könige zu Copenhagen.

Ein Thronwechſel in Dänemark brachte eine große Aenderung dieſer Verhältniſſe hervor.

Chriſtian II., der 1513 den däniſchen Thron beſtieg, wollte aus der Calmarer Union Ernſt machen. Er verband ſich zu Erreichung ſeines Zwecks mit dem kaum zuvor eingeſetzten Erzbiſchofe von Upſala, Guſtav Trolle, einem Prieſter, deſſen Familie durch große Güter, die ſie in Dänemark beſaß, in das Unions-Intereſſe enge verflochten und durch alte Eiferſucht gegen das Haus der Sture erbittert war. Guſtav Trolle erhielt von Chriſtian II. das Verſprechen, daß er, ſobald Schweden durch ſeine Hülfe unterjocht wäre, die Statthalterſchaft des Reiches zum Erzbisthum empfangen ſolle. Demgemäß brachte er viele Mitglieder der höhern Geiſtlichkeit und einen bedeutenden Theil des Adels auf ſeine Seite, zog Bewaffnete zuſammen und verſchanzte ſich in dem ſtarken Schloſſe Stäcket. Die Befehlshaber mehrerer Städte, ſelbſt Stockholms waren von ihm gewonnen, oder wankten. Noch zur rechten Zeit erfuhr jedoch der Reichsverweſer Sten Sture dieſe Umtriebe, er berief in den erſten Tagen des Jahrs 1517 einen Reichstag nach der Stadt Arboga und wußte die Stände von der Nothwendigkeit entſcheidender Maaßregeln gegen die ſtaatsgefährlichen Anſchläge des Erzbiſchofs zu überzeugen, die Verſammlung beſchloß einen ſchleunigen Angriff auf das Schloß Stäcket. Den Auftrag, dieſen Beſchluß zu vollſtrecken, erhielt ein junger Verwandter Sten Sture's, Guſtav Erichſon aus dem Hauſe Waſa, der Großvater Guſtav Adolf's und Gründer einer neuen ſchwediſchen Dynaſtie. Mit einem zuſammengerafften Haufen von Bauern belagerte der Jüngling die Veſte des Erzbiſchofs; ſchon hatte ſich derſelbe in Unterhandlungen wegen der Uebergabe eingelaſſen, als im Sommer 1517 eine kleine Flotte und 4000 Mann aus Dänemark zur Befreiung des Prälaten herbeieilten und unweit Stockholm landeten. Der Reichsverweſer zog den Dänen alsbald entgegen und ſchlug ſie in einem Gefecht, worauf die Feinde ſich wieder einſchiffen mußten. Nach dem Siege ergab ſich die Beſatzung des Schloſſes Stäcket; der Erzbiſchof ward gefangen, im September 1517 vor einen Reichstag zu Stockholm geſtellt und als Landesverräther ſeiner geiſtlichen Würden entſetzt. Er erhielt Befehl, ſich in das Kloſter Weſteräs zurückzuziehen und dort Buße zu thun. Durch dieſen Schritt brach der Anhang Sten Sture's auch mit dem Stuhle Petri: eine neue Verwicklung, deren Folgen bald hervortraten.

Schon vor dem Kriegszuge des Jahres 1517 hatte König Chriſtian dem Pabſte Leo X. eine Klagſchrift überreichen laſſen, in welcher er ſein Recht auf den ſchwediſchen Thron darthat, und die Gottloſigkeit, welche ſeine empörten Unterthanen in der Perſon des Erzbiſchofs von Upſala an der Kirche verübt, in das gehörige Licht ſtellte. Leo entſprach den Wünſchen des Königs: eine Bulle, die im Frühjahre 1518 in Schweden verkündigt ward, bedrohte den Reichsverweſer und den Rath mit dem Banne, wofern

ſie nicht das zerſtörte Schloß Stäcket auf eigene Koſten wieder herſtellen und dem Erzbiſchof Trolle einen Schadenerſatz von 100,000 Dukaten bezahlen würden. Gleich darauf erſchien Chriſtian II. als Vollſtrecker dieſes Urtheils mit einem neuen Heere vor Stockholm und ſchloß die Stadt ein. Obgleich der Angriff unerwartet war, wehrten ſich die Bürger muthig und verſchafften dem Reichsverweſer, der ſich damals in Südermannland befand, Zeit, mit ſeinen Leuten anzurücken. Die Schweden waren an Zahl den Dänen überlegen. Chriſtian beinahe ſchon umringt, wollte ſich wieder einſchiffen, aber zu ſpät. Bei der Brücke von Bränkyrka kam es am 22. Juli 1518 zur Schlacht, in welcher der junge Guſtav Erichſon das Reichspanner Schwedens trug. Die Dänen erlitten eine Niederlage, welche nur dadurch nicht vollkommen wurde, daß ſich ein großer Theil ihres Heeres ſammt dem König vor Anfang der Schlacht auf die Schiffe gerettet hatte. Hiemit war jedoch das Unglück Chriſtians noch nicht voll. Seine Flotte konnte wegen widriger Winde nicht abſegeln und mußte drei Monate auf der Rhede von Stockholm, von Stürmen verfolgt, bleiben. Hiedurch entſtand Noth auf der Flotte, es fehlte an Brod, ſogar an Waſſer, Seuchen und Hunger wütheten unter der Bemannung. In der Verzweiflung wagten ſie da und dort Landungen, wurden aber immer wieder zurückgetrieben. Um ſich aus dieſer peinlichen Lage zu erretten, knüpfte Chriſtian II. Unterhandlungen mit Sten Sture an. Er verſprach perſönlich nach Stockholm zu kommen und ſich dort mit dem Reichsverweſer zu vertragen, wenn man ihm Lebensmittel liefern und ſechs Geißeln, die er namentlich bezeichnete, für ſeine Sicherheit ſtellen würde. Sten Sture gewährte Beides. Die Geißeln wurden auf ein Boot geſetzt; kaum hatte jedoch daſſelbe die offene See erreicht, als ihm ein däniſches Kriegsſchiff den Rückzug abſchnitt. Da ſich eben ein günſtiger Wind erhob, ſegelte Chriſtian mit den Gefangenen, die er verrätheriſcher Weiſe in ſeine Gewalt bekommen, nach Dänemark ab. Unter den ſechs Geißeln befand ſich auch der junge Guſtav Erichſon. Durch den Treubruch des däniſchen Königs ſchien er für immer dem Dienſte ſeines Vaterlandes entzogen, in Wahrheit aber ward er dadurch gerettet; denn wäre er in Schweden geblieben, ſo würde das Stockholmer Blutbad gewiß auch ſein Haupt gefällt haben.

Chriſtian ſann auf Rache, wobei ihn abermal der Stuhl Petri unterſtützte. Eine Bannbulle kam aus Rom, welche beſagte: Sten Sture und alle Reichsräthe, ja das ganze ſchwediſche Volk, ſollen von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen ſeyn, der Gottesdienſt in dem verdammten Lande aufhören, die Einwohner als Ketzer mit Feuer und Schwert gezüchtigt werden. Als Vollſtrecker dieſes Urtheils machte der däniſche König die größten Anſtrengungen. Das Jahr 1519 vergieng unter Kriegsrüſtungen. Soldaten

wurden nicht blos im däniſchen Gebiete, ſondern auch in Polen und Deutſchland, ſelbſt in Frankreich geworben. Zu Anfang des Jahrs 1520 brach das däniſche Heer in Schweden ein, geführt von Otto Krumpe, der überall, wo er durchzog, den päbſtlichen Bannſtrahl an den Kirchthüren anſchlagen ließ. Sten Sture konnte den Feinden nur 500 regelmäßige Soldaten und etwa 10,000 Bauern entgegenſtellen. Denn das Land war durch den doppelten Schrecken vor dem Fluche des Pabſtes und den Rüſtungen des Dänenkönigs getheilt und muthlos. Auf dem Eiſe des Sees Aſunden kam es zum Kampfe, welcher zum Nachtheil der Schweden endete, weil der Reichsverweſer, ſchon zu Anfang des Gefechts ſchwer verwundet, weggetragen werden mußte. Nach der Stadt Strengnäs gebracht, erfuhr er, daß die Dänen einen Verhau, der auf ſeinen Befehl im Walde Tiweden angelegt worden war, umgangen, den daſelbſt aufgeſtellten Heerhaufen geſchlagen hätten, und bereits nach dem Innern des Landes zögen. Seine letzten Kräfte anſtrengend, eilte Sture zur Vertheidigung von Stockholm, ſtarb aber in ſeinem Schlitten auf dem Eiſe des Mälarſees den 3. Febr. 1520. Durch ſeinen Tod war alle Regierung in Schweden gebrochen. Die Reichsräthe berietheu ſich zwar, aber konnten zu keinem Entſchluß kommen. Haufen von Bürgern und Bauern liefen zuſammen, bereit das Reich zu vertheidigen, ſie ſchrieen um Anführer, aber da war Niemand, der den Muth gehabt hätte, den Befehl zu übernehmen. So wurden ſie leicht von den feindlichen Reitern auseinandergeſprengt. Nur ein Weib verlor in dieſer Noth den Muth nicht, Sture's Wittwe Chriſtina Gyllenſtierna, die Mutter von vier noch zarten Kindern. Sie warf ſich in die Stadt Stockholm, ließ die Feſtungswerke, ſo gut es in der Eile möglich war, wieder herſtellen, und forderte die Bürger zur Vertheidigung auf. Bald nach dem Einbruche der Feinde hatte indeß der abgeſetzte Erzbiſchof Guſtav Trolle das Kloſter zu Weſteräs verlaſſen und ſich ſeines Bisthums wieder bemächtigt; er predigte Unterwerfung unter den Willen des Pabſtes und des rechtmäßigen Königs Chriſtian II. Ein großer Theil der Cleriſei folgte ſeinem Beiſpiele. Biſchöfe reisten in dem Land umher, um durch ihr Anſehen und durch Drohungen allen ferneren Widerſtand zu verhindern. Es gelang ihnen, drei Reichsräthe und viele Edelleute zu gewinnen. Nachdem ihnen der däniſche Feldherr einen Waffenſtillſtand auf 11 Tage für dieſen Zweck bewilligt, ſchrieben ſie einen Herrentag nach Upſala aus, der, obgleich von Wenigen beſucht, doch im Namen der Nation den Beſchluß faßte: die Regentenwürde ſolle in Schweden hinfüro abgeſchafft, die Union von Calmar wieder hergeſtellt ſeyn, und Chriſtian von Dänemark als König in Schweden regieren. Der däniſche Feldherr verſprach dagegen im Namen ſeines Herrn Aufrechthaltung der alten Geſetze und Gewohnheiten, und daß

keinem Edelmanne ſeine Lehengüter entzogen werden; deßgleichen ſollen die in Dänemark befindlichen Staatsgefangenen auf freien Fuß geſtellt, und kein Schwede wegen ſeines bisherigen Betragens zur Rechenſchaft gezogen werden. Die Unterwerfungsakte wurde im Reiche bekannt gemacht, und jeder Widerſpenſtige aufs ſchärfſte bedroht. Nur die Stadt Stockholm, welche mit Gewalt zu nehmen die Dänen ſich zu ſchwach fühlten, leiſtete dem Beſchluſſe des Tags von Upſala hartnäckigen Widerſtand.

Im Sommer kam jedoch Chriſtian II. ſelbſt nach Schweden, Hemming Gad, einen der ſechs Geißel mit ſich führend, die im Jahre 1518 mit Guſtav Erichſon gefangen worden waren. Dieſer Mann, damals ein Greis, hatte ſein ganzes Leben im Kampfe gegen Dänemark zugebracht. Um ſo mehr wirkten ſeine Worte, als er jetzt gleichfalls zur Nachgiebigkeit rieth. Hauptſächlich durch ihn ward Sten Sture's Wittwe bewogen, die Hauptſtadt zu übergeben. Den 7. September 1520 hielt Chriſtian II. ſeinen Einzug in Stockholms Mauern. In der Cathedrale empfing er, die Freiheiten des Reichs beſtätigend, den Segen, der Friede wurde verkündet, des Geſchehenen ſollte von nun an nicht mehr gedacht werden. Die Krönung des neuen Königs ward auf einige Monate verſchoben, weil dringende Geſchäfte Chriſtian nach Dänemark zurückriefen. Er begab ſich nach Copenhagen. Dort gedieh ein fürchterlicher Plan zur Reife. Den Räthen des Königs ſchien es unmöglich, bei dem uralten Haße zwiſchen Dänen und Schweden das neueroberte Land ohne ein großes ſtehendes Heer zu beherrſchen, das hinwiederum alle Einkünfte des Reichs verſchlingen und dadurch die Eroberung unnütz machen würde. Daher lautete ihr Beſchluß dahin, man müſſe zur Ausrottung der angeſehenen Männer ſchreiten, ſeiner Häupter beraubt, werde das gemeine Volk Gehorſam lernen. Sigbrit, eine Holländerin von niedrigem Stande, die durch die Schönheit ihrer Tochter den König beherrſchte und Alles, was Adel hieß, glühend haßte, war die Urheberin dieſes Anſchlags. Eines ihrer Geſchöpfe, Dietrich Slaghök, weiland ein Barbier, dann Cleriker, jetzt durch Sigbrit's Einfluß Beichtvater des Königs und Erzbiſchof von Lund, unterſtützte ſie. Der Gewiſſensſcrupel, daß Chriſtian bereits den Schweden Frieden und Aufrechthaltung alter Freiheiten beſchworen, wurde durch eine, im Mittelalter nicht ſeltene, Unterſcheidung beſeitigt: „Chriſtian habe den Schweden als König geſchworen, und als ſolcher möge er ſeinen Eid halten, aber er ſey auch Bevollmächtigter des heiligen Vaters in Rom, und als ſolcher ausgeſchickt, um Rache an ſeinen ketzeriſchen Unterthanen wegen der Beſchlüſſe gegen den Erzbiſchof von Upſala zu nehmen. Dieſe Verpflichtung löſe kein Eid, denn es ſey alter Grundſatz der Kirche, daß Ketzer keine Treue verdienen."

Ende October erſchien Chriſtian II. wieder in Stockholm. Mit großer

Pracht ward die Ceremonie der Krönung vollzogen. Der König verbarg die Plane die er im Herzen trug unter der Maske der wohlwollendſten Freundlichkeit gegen ſeine neue Unterthanen. Plötzlich aber änderte ſich die Scene. Am dritten Tage der Feſtlichkeiten, die auf die Krönung folgten, während eben die angeſehenſten Männer der Stadt im Schloſſe von Stockholm verſammelt waren, wurden plötzlich die Thore deſſelben geſchloſſen. Alsbald trat der Erzbiſchof Trolle mit einer Klage auf über die Gewalt, die ihm und dem Stuhle zu Upſala durch den verſtorbenen Reichsverweſer und ſeine Parthei widerfahren ſey, und forderte Genugthuung dafür im Namen der Kirche. Die Wittwe Sture's, welche anweſend war, antwortete, indem ſie ſich auf den Reichtagsbeſchluß berief, durch welchen der Erzbiſchof damals in aller geſetzlichen Form ſeines Amtes verluſtig erklärt worden ſey, und indem ſie König Chriſtian an den Friedensvertag und ſeine Eide erinnerte. Dieſer hatte noch die Heuchelei, das Richteramt von ſich abzulehnen: nicht ihm komme es zu, ſagte er, in der vorliegenden Sache zu entſcheiden, ſondern die Angeklagten ſollen ſich vor zwei däniſchen Biſchöfen vertheidigen, die vom Pabſte dazu ermächtigt ſeyen. Er hatte nämlich zuvor zwei ſeiner Prälaten angewieſen, die bezeichnete Rolle zu ſpielen. Sofort wurden ohne weiteres Verhör alle anweſenden Schweden ergriffen und in den Kerker geworfen. Am folgenden Morgen legte man ihnen die Frage vor, ob es nicht eine Ketzerei ſey, ſich wider den heiligen römiſchen Stuhl zu verſchwören, welche Frage ſie allerdings mit Ja! beantworten mußten. Hiemit galt ihr Urtheil als geſprochen. Am nämlichen Morgen ritten däniſche Herolde unter Trompetenſchall durch die Stadt Stockholm, und machten bekannt, daß kein Bürger ſich bei Todesſtrafe auf den Straßen blicken laſſen ſolle, bevor ein gewiſſes Zeichen gegeben würde. Alle Thore und Straßen waren von däniſchen Soldaten beſetzt, Kanonen auf den Plätzen aufgeführt. Es war der 8. November 1520. Gegen Mittag wurden die Bürger auf den großen Marktplatz beſchieden. Eben hieher ſah man nun die am vorigen Tage Verhafteten zur Enthauptung führen. Die Reihe traf zuerſt zwei Biſchöfe. Dann wurden zwölf weltliche Herrn, größtentheils Räthe des Reichs, endlich der Bürgermeiſter und die Rathsherrn von Stockholm nebſt vielen angeſehenen Bürgern enthauptet. Unter den erſteren befand ſich Guſtav Waſa's Vater, Erich Johannſon. Man verweigerte denen, die beichten wollten, die prieſterliche Tröſtung. Ein Augenzeuge berichtet, er habe 94 Köpfe fallen ſehen. Zugleich waren Galgen errichtet, an welchen man Bürger und Diener der gemordeten Edelleute und andere nicht gut däniſch geſinnte Einwohner ohne weitere Formalitäten aufknüpfte. Wie in Stockholm ſo wurde auch in andern Städten Schwedens und Finnlands gegen die Anhänger des verſtorbenen Reichsverweſers Sten Sture und die Freunde der

Unabhängigkeit Schwedens gewüthet. Ungefähr 600 Häupter fielen im Ganzen. Nach ſolchen Greueln verließ Chriſtian II. zu Anfang des Jahres 1521 Schweden. Chriſtina Gyllenſtierna, die Wittwe Sten Sture's, deren Leben er auf Fürbitten des däniſchen Admirals Norby geſchont, mußte ihn mit ihren Kindern begleiten; ſie ſollten als Geißel der künftigen Ruhe Schwedens dienen. Bei der Abfahrt übertrug er die Verwaltung des Landes dem däniſchen Biſchof Beldenacke, doch ſo, daß er dieſem Dänen den Erzbiſchof von Upſala Guſtav Trolle und den früher genannten Slaghök als Räthe zur Seite ſetzte. Vergebens hatte, wie man ſieht, Guſtav Trolle ſein Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht. Die Statthalterſchaft über Schweden, nach der er geſtrebt, war ihm nicht zu Theil geworden.

Chriſtian II. glaubte ſich für immer Schwedens verſichert, denn die Häupter des Adels, welche Einfluß genug beſaßen, um das Volk gegen das däniſche Joch aufzuregen, hatte ja ſeine Rache gefällt. Aber er täuſchte ſich, ein Nachfolger Sten Sture's wirkte bereits in den Thälern Dalekarliens wider ihn.

Nach ſeiner Gefangennehmung durch den König Chriſtian, von welcher wir oben geſprochen, war Guſtav Erichſon einem däniſchen Ritter, Baner, zu adeliger Haft übergeben worden. Baner, mit dem Hauſe Waſa verwandt, nahm den Jüngling mit ſich auf ſein Schloß Callö in Jütland und behandelte ihn gut. Dennoch wurde dem jungen Schweden bald ſeine Haft unerträglich. Ganz Dänemark war damals mit den Vorbereitungen zu dem Feldzug des Jahrs 1520 beſchäftigt. Auch in dem Schloſſe, wo ſich Guſtav befand, giengen Soldaten ab und zu, die Kriegs-Rüſtungen machten das Tagsgeſpräch ſeiner Umgebungen aus. An dem Tiſche ſeines Wirths mußte er mit anhören, wie junge däniſche Soldaten unter Gelächter und Späſſen ſchwediſche Lehen und ſchwediſche Jungfrauen zum Voraus verlooſten und damit prahlten, daß ſie mit den Schweden das Sct. Petersſpiel ſpielen wollten. „Durch dergleichen Schmähungen,“ ſagt eine Chronik, „ward Herr Guſtav Erichſon über die Maßen geängſtigt, ſo daß ihm weder Speiſe noch Trank ſchmecken mochte. Sein Schlaf war weder ruhig noch lieblich, und ſo konnte er denn nichts Anderes denken, als wie er Gelegenheit finde, aus dem ungerechten Gefängniß zu entweichen.“

An einem Septembermorgen des Jahrs 1519 entfloh er in der Frühe, als Pilger verkleidet, und legte den erſten Tag zwölf Meilen zurück. Bei Flensburg ſtieß er auf deutſche Kaufleute, die aus Jütland Ochſen geholt hatten; dieſen ſchloß er ſich als Viehtreiber an, und kam Ende September nach Lübeck, wo er ſich auf das Rathhaus begab und um Schutz bat, den er ſogleich nöthig hatte, da ſein Verwandter Baner ihm nacheilte und vom Rathe ſeine Auslieferung verlangte. Dieſe wäre auch

erfolgt, hätte nicht der Bürgermeiſter Bröms den Lübeckern vorgeſtellt, es ſey nicht in ihrem Intereſſe, durch Uebergabe eines Mannes, der vielleicht König Chriſtian noch die Waage halten könne, dazu beizutragen, daß der ganze Norden in die Gewalt ihres Nachbars, des Dänen, komme. Guſtav blieb ſieben Monate in Lübeck. Erſt im Mai des folgenden Jahres (1520) fand er Gelegenheit auf einem Kauffahrer nach Schweden abzureiſen. Mit Mühe durch die däniſchen Schiffe entſchlüpfend, welche an der Küſte kreuzten, landete er in der Nähe der Feſtung Calmar, die nebſt Stockholm damals die einzige nicht in däniſcher Gewalt befindliche Stadt war. Guſtav wollte die Einwohner zur Vertheidigung aufmuntern, aber die Bürger waren muthlos und die aus deutſchen Söldnern beſtehende Beſatzung des Schloſſes, welche bereits wegen der Uebergabe, nur noch nicht wegen des Preiſes einig war, bedrohte ihn mit dem Tode. Mit Mühe gelang es ihm, durch Beihülfe etlicher Bürger zu entfliehen. Er irrte nun, verfolgt, verkleidet, meiſt auf geheimen Wegen (denn ſchon war ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt), im Lande umher. Im September kam er in zerriſſenen Kleidern nach dem Gute Tärna in Südermannland, das ſeinem Schwager Joachim Brahe gehörte, der eben zur Krönung nach Stockholm beſchieden war, und ſich anſchickte, dieſe Reiſe zu machen. Guſtav beſchwor vergeblich ſeinen Verwandten zu bleiben. Brahe ging hin in der Hoffnung, ſich durch ſeinen Gehorſam der Gnade des Königs zu verſichern. Es war ſein Tod, denn er wurde in dem Stockholmer Blutbad mit dem Vater Guſtav's ermordet. Erichſon begab ſich von Tärna nach ſeinem väterlichen Gute Räfnäs, wo er eine Zeitlang verborgen lebte. In ſeiner Nähe wohnte damals ein alter Biſchof Ulfsſon; dieſem entdeckte ſich Guſtav. Der Greis forderte den Jüngling auf, ſich dem neuen Könige zu unterwerfen, indem er verſicherte, Guſtav ſey bereits in die Amneſtie einbegriffen, die bei der Uebergabe Stockholms unterzeichnet worden ſey. Eines Tages ſaßen beide beiſammen, und der geiſtliche Herr hatte eben ſeine Beredtſamkeit vergeblich erſchöpft, um Guſtav zur Unterwerfung zu bereden, als ein alter Diener Joachim Brahe's in das Zimmer hereinſtürzte und unter Schluchzen und Thränen den Tod ſeines Herrn und die Stockholmer Metzeleien berichtete. Der Erzbiſchof erblaßte und Guſtav ſah, daß er nicht länger bleiben könne. An einem Wintertage ritt er heimlich vom Hofe Räfnäs weg, von einem einzigen Diener begleitet. Dieſer beſtahl ihn bei der Ueberfahrt über einen See, und lief davon. Guſtav, ſeines Geldes, ſeines Gepäckes beraubt, ſetzte dem Dieb nach, bis ſein Pferd fiel. So mußte er auch dieſes liegen laſſen. Er zog nun in der Verzweiflung ſein gutes Kleid aus, legte einen Bauernkittel an, ſchnitt ſich die Haare ab, und kam in dieſem Aufzuge als ein arbeitſuchender Taglöhner

in die Provinz Dalekarlien, von welcher die Befreiung Schwedens ausgieng.

Dalekarlien, ein Theil des ſchwediſchen Uplandes (Oberlandes) iſt nach allen Seiten durchſchnitten von Seen, Gewäſſern, Wäldern und tiefen Thälern. Der Hauptfluß des Ländchens die Dalelbe, welche in dem benachbarten norwegiſchen Gebirge entſpringt, durchſtrömt es in zwei Armen, um ſpäter vereinigt ſich in den bothniſchen Meerbuſen zu ergießen. Ackerbau wird nur wenig getrieben, wegen der Rauheit des Himmels. Die Viehweiden ſind gut. Der größte Reichthum Dalekarliens beſteht jedoch in metalliſchen Schätzen; in der Nähe der Stadt Falun befindet ſich der Kopparberg, die reichſte Kupfermine Schwedens. Sonſt gab es nur Dörfer und einzelne Gehöfte, die abgetheilt in große Kirchſpiele, an Seen, am Saum der Wälder, zum Theil auch in faſt unzugänglichen Gebirgsſchlünden lagen. Die Verfaſſung hatte viele demokratiſche Elemente, die älteſten Bauern eines jeden Kirchſpiels waren Richter und zugleich Anführer im Kriege, an Feſttagen verſammelte ſich die Geſammt-Gemeinde und entſchied über öffentliche Angelegenheiten. In der Geſchichte Schweden nehmen die Dalekarlier eine ruhmvolle Stelle ein. Schon in früheren Zeiten hatten ſie das Reich gerettet, aber nie ſo glänzend, wie in den Tagen, von denen wir hier reden.

Im Lande dieſer Menſchen ſuchte der adelige Jüngling Schutz. Er arbeitete anfangs in einem Bergwerke, als ihm aber der Aufenthalt unter der Erde unerträglich wurde, trat er in die Dienſte eines wohlhabenden Landmanns, Perſſon, bei dem er als Knecht mit dem Flegel und der Axt ſein Brod verdiente. Nicht viel fehlte, daß Erichſon durch den Geiz des reichen Perſſon ins Verderben geführt worden wäre. Die Treue eines armen Bauern rettete ihn. Guſtav arbeitete in Perſſon's Scheune. Ein Dienſtmädchen erkannte an dem goldgeſtickten Hemdkragen, der unter dem wollenen Wamſe hervorblickte, den vornehmen Dreſcher, und ſagte es ihrem Herrn. Perſſon errieth den Stand des Flüchtlings und ſtellte ſich freundlich gegen ihn, aber in der Nacht gieng er hin zum Vogte des Königs Chriſtian, Brunſon, und kehrte am folgenden Morgen mit 20 Mann zurück, um den Gaſt zu ergreifen. Allein das edle Wild war ſchon entflohen; denn in der Nacht hatte ihm Perſſon's Weib die Plane ihres Mannes entdeckt, und ein Pferd, Schlitten und Wegweiſer gegeben. Guſtav entfloh zu dem in der Nähe wohnenden Kronſchützen Swen Elfſon. Doch ſchon waren ihm die Späher auf der Spur, ſie trafen ihn als Knecht verkleidet in Elfſon's Wohnſtube. Das Weib des letzteren, um den Verdacht abzulenken, behandelte ihn vor den Augen der Häſcher hart, ſchalt ihn wegen Faulheit, gab ihm einen Schlag auf den Rücken, und jagte ihn zur Thüre hinaus. Dieſe Liſt täuſchte die Verfolger. Elfſon verſteckte ihn nun in einen Strohwagen, um ihn

nach dem Orte Rätwik zu bringen. Die Aufgabe war nicht leicht; denn die Dänen hatten die Brücken und Wege beſetzt, ſie ſtießen mit ihren Spießen in das Stroh hinein, und verwundeten Guſtav am Bein. Das Blut träufelte auf den Schnee herab, und würde ihn verrathen haben, hätte nicht der treue Elſſon ſchnell ſeinem Pferd in die Sehne geſchnitten, und dadurch den Verdacht wegen der Blutſpur anderswohin gelenkt. Guſtav entkam glücklich nach Rätwik.

Um Weihnachten, als eine große Menge Volk zum Gottesdienſt verſammelt war, trat Guſtav zuerſt öffentlich auf dem Hügel vor der Kirche bei Rätwik auf. Er bat die alten Leute ſich ins Gedächtniß zurückzurufen, und die jungen ſich zu erkundigen, was Schweden früher durch die Tyrannei der Fremden geduldet, und was ſie ſelbſt für die Freiheit ehedem gewagt und gelitten; jetzt liege Schweden unter dem Fuße der Dänen, ſein eigener Vater habe lieber ſterben, als verſchont bleiben wollen. Sie möchten ſich als Männer zeigen, dann werde er mit Gottes Hülfe ihr Hauptmann ſeyn, und für des Reiches Befreiung Gut und Leben wagen. Allein die Sache war den Bauern zu neu. Noch war das Gerücht von Chriſtian's Grauſamkeit nicht genug in dieſen entfernten Gegenden verbreitet; auch kannten die Meiſten den Fremdling nicht, der ihnen ſo gefährliche Anträge that. Sie bezeugten ihm zwar ihr Mitleiden, meinten aber, ſie müßten ſich vorerſt mit den andern Kirchſpielen berathen. Nicht beſſer gieng es Guſtav mit einem zweiten Verſuch bei der Kirche zu Mora. Die Bauern dieſer Gemeinde erklärten ihm geradezu, ſie wollen dem König Chriſtian treu bleiben, und er möchte gehen, wo ein Weg offen ſey. Guſtav ſetzte in den letzten Tagen des Jahres 1520 ſeine Flucht fort über die Wildniſſe des Gebirges, Norwegen zu.

Bald beſannen ſich jedoch die Dalekarlier eines Andern. Kurz nachdem Guſtav aus Rätwik entwichen war, zog ein Haufe ſchwediſcher Edelleute von der däniſchen Parthei dahin, um den Flüchtling zu ergreifen. Einige Bauern, die jene, etwa 100 Pferde ſtark, auf dem Eiſe des nahe liegenden Sees einherziehen ſahen, liefen zur Kirche, und läuteten die Sturmglocke. Da der Wind günſtig bließ, verſammelte ſich alsbald eine große Volksmenge, wie bei gemeinſchaftlicher Gefahr, und die Fremden konnten ihr Leben nur dadurch retten, daß ſie gelobten dem Flüchtling nichts zu Leide zu thun. Noch entſcheidender wirkte ein anderes Ereigniß. Um das Neujahr 1521 kamen zwei angeſehene Schweden von der Nationalparthei nach Mora. Sie entwarfen ein ſo lebendiges Gemälde von dem Blutbade zu Stockholm, daß es die Zuhörer bis zu Thränen rührte. „Bald," ſagten ſie, „werde der Wütherich Chriſtian ſelbſt nach Dalekarlien kommen, und ſeinen Weg durch Galgen und Rad bezeichnen. Jede Waffe ſolle dem

ſchwediſchen Bauer genommen und verbrannt werden, und wenn man ihm auch ſeine Glieder unverſtümmelt laſſe, ſo ſolle in der Zukunft ein Stock in der Hand ſeine einzige Wehr ſeyn. Das Ausſchreiben einer neuen Steuer zum Unterhalt der fremden Kriegsleute werde täglich erwartet." Laut murrte nun das Volk, und klagte, daß man Guſtav Erichſon davon gelaſſen habe. „Daran hätten ſie übel gethan," ſagten die Gäſte, „ein ſolcher Herr thue ihnen Noth, mancher gute ſchwediſche Krieger irre jetzt flüchtig in den Wildniſſen umher, und warte nur darauf, bis Schweden einen neuen Anführer erhalte." Nun ſandten die Dalekarlier Schneeſchuhläufer aus, um Guſtav Tag und Nacht zu ſuchen, und zurückzuführen. Sie trafen ihn in einem Dorfe, eben beſchäftigt, ſich einen Weg nach Norwegen zu öffnen. Er kehrte mit dem Boten nach Mora zurück, und nun erkohren ihn die reichſten und mächtigſten Bauern aus allen Kirchſpielen des öſtlichen und weſtlichen Dalekarliens (wie die Chronik ſagt) „zum Herrn und Hauptmann ihrer und der Gemeinden des ſchwediſchen Reiches." Zufällig waren eben einige Studenten aus Weſteräs angekommen, die neue Nachrichten brachten über die Tyrannei der Regierung Chriſtian's. Guſtav ſtellte ſich mitten in den Kreis der Bauernſchaft, um Bericht abzuſtatten und Fragen zu beantworten. Alte Leute ſtellten es dem Volke als tröſtlich dar, daß der Wind, ſo oft Herr Guſtav Erichſon mit den Bauern ſich beſpreche, immer aus Norden blaſe, was ein fröhliches Zeichen ſey, daß Gott guten Fortgang verleihen werde. Sechszehn tüchtige Männer wurden ihm zur Leibwache gegeben. Einige hundert andere ſchloßen ſich ihnen an, und hießen ſeine Fußgänger. Von dieſem geringen Anfang an datiren einige Chroniken ſeine Regierung. Das Glück begünſtigte den kühnen Mann. Im Februar 1521 bemächtigte er ſich der königlichen Steuergelder in den Bergwerkdiſtrikten und verjagte die Vögte Chriſtian's II., worauf ihm die Bergleute Treue ſchwuren; im April errang er einen Sieg über 6000 eilends zuſammengeraffte Soldaten, welche die von dem Dänenkönige zurückgelaſſenen Reichsverweſer Beldenacke, Slaghök und Guſtav Trolle wider ihn geführt hatten. Im Juni konnte Guſtav bereits die Belagerung Stockholms eröffnen, wohin ſich die Ueberbleibſel der däniſchen Streitkräfte warfen. Dieſelbe dauerte mit vielen Unterbrechungen und mannigfachen Unglücksfällen volle zwei Jahre. Weit ſchwieriger als der Kampf gegen die Feinde war für Guſtav das Geſchäft, die Bauern-Haufen zuſammenzuhalten, die nach einiger Dienſtzeit immer wieder nach Hauſe zu gehen verlangten. Er mußte nach und nach ſein ganzes Erbgut aufwenden, um die Ueberdrüßigen zu gewinnen, und ohne Zweifel hätte er auch ſo ſeinen Zweck nicht erreicht, wären nicht einige unerwartete, für ihn günſtige Ereigniſſe, eingetreten. Einmal ließen ſich die Lübecker herbei, ein Bündniß mit Guſtav abzuſchließen und in Folge deſſelben

ihm Schiffe und Kriegsbedürfniſſe zu liefern. Dieſe Hanſeſtädter wollten nämlich durch Verlängerung des Bürgerkriegs den König von Dänemark, deſſen weitausſehende Plane ſie mit argwöhniſchen Augen belauerten, ſchwächen. Aber nur gegen hohe Zinſe gewährten ſie dem Schweden die erſehnte Hülfe. Noch glücklicher für Guſtav war der Umſtand, daß der däniſche König von ſeinem hohen Adel im April 1523 geſtürzt und aus dem Lande vertrieben ward. Chriſtian II. hatte es nämlich verſucht, wie in Schweden, ſo auch in Dänemark die Macht der Großen zu brechen. Als es zum Aufſtande kam, fehlte ihm der Muth, obgleich das gemeine Volk, das er gehoben, für ihn fechten wollte. Ohne Kampf floh er mit der alten Sigbrit und ihrer Tochter, den Urheberinnen ſeines Unglücks, nach Holland. Der Nachfolger Chriſtian's, Herzog Friedrich von Holſtein, den die empörten Stände auf den däniſchen Thron beriefen, fand daheim allzuviel zu thun, als daß er den Krieg in Schweden mit Nachdruck hätte fortſetzen können. So wandte ſich das Blatt zu Gunſten Guſtav's. Noch vor der Vertreibung Chriſtian's hielt er einen Reichstag in der Stadt Wadſtena. Siebenzig adelige Schweden, die ſeit kurzem die däniſche Parthei verlaſſen, nebſt vielen Andern aus allen Ständen beſuchten dieſe Verſammlung. Sie boten Guſtav die Krone an. Er verweigerte die Annahme, worauf ihm alle Anweſenden Treue und Gehorſam als dem Reichsverweſer Schwedens ſchwuren. Dieß war die erſte öffentliche Erklärung des Adels für ſeine Sache.

Zwei Monate nach dem Sturze ſeines königlichen Gegners, im Juni 1523 berief Guſtav eine andere Reichsverſammlung nach Strengnäs. Hier erſchienen Geſandte des neuen däniſchen Herrſchers Friedrich I. mit dem Verlangen, daß ihr Gebieter, der Calmariſchen Union gemäß, auch in Schweden anerkannt werden möge. Die ſchwediſchen Stände antworteten mit einer Königswahl, die jedoch anders lautete als die Dänen wünſchten: ſie fiel auf Guſtav Erichſon, den Befreier des Landes. Guſtav weigerte ſich abermal eine gute Weile, die Wahl anzunehmen. Er wollte die anweſenden Herren vom Adel fühlen laſſen, daß nicht er Schwedens, ſondern daß Schweden ſeiner bedürfe. Zuletzt willigte er ein, und wurde mit großem Jubel als König Guſtav I. ausgerufen.

Indeſſen herrſchte in dem belagerten Stockholm der äußerſte Mangel. Die Beſatzung mußte Ende Juni capituliren. Calmar war ſchon im Mai übergegangen. Die ſüdlichen Provinzen des heutigen Schweden, Schonen, Bleckingen, Haland blieben den Dänen, aber im Norden, ſo wie in Finnland beſaßen letztere keinen Fußbreit Erde mehr. Am Tage vor dem Johannisfeſte hielt Guſtav Waſa I. ſeinen Einzug in die Hauptſtadt Stockholm. Er zählte damals zwiſchen 20—30 Jahre: denn ſein Alter iſt nicht genau bekannt. Neuere Nachrichten nennen das Jahr 1490 als ſein Geburtsjahr,

die älteren ſind ungewiß denn ſie ſchwanken zwiſchen 1490, 1495, 1496 und 1497.

Die Umſtände brachten es mit ſich, daß der ſchwediſche Adel, ſelbſt wenn er gewollt hätte, an der Bewegung, welche den jungen Waſa groß machte, wenig oder keinen Antheil nehmen konnte. Denn die Häupter der alten Geſchlechter waren im Stockholmer Blutbade gefallen. Das Volk, der Bürger und insbeſondere der Bauernſtand hatte Alles gethan. Ihm verdankte Guſtav ſeine Krone. Mit gutem Bedacht wählte er daher die Worte zu ſeinem Wahlſpruch: Alles durch Gott und Schwedens Bauernſchaft. Auch blieb Guſtav's Regierung bis ans Ende eine volksmäßige.

Als die Empörung in Schweden ausbrach, lag der kühne Mönch zu Wittenberg bereits gegen das Pabſtthum im Streite. Mehrere Gründe wirkten zuſammen, Guſtav zu beſtimmen, daß er ſofort für Luther Parthei nahm. Die glückliche Umwälzung, welche ihn auf Schwedens Thron erhob, war, wie wir ſahen, ebenſoſehr gegen das Anſehen des Stuhles Petri, wie gegen die däniſche Krone gerichtet. Luther und Guſtav Waſa hatten daher am Pabſte einen gemeinſchaftlichen Feind. Außerdem vermochte eine Triebfeder der ſtärkſten Art den jungen König ſich für eine Lehre zu erklären, welche das Eigenthum der Kirchengüter den Fürſten verhieß. Bei ſeiner Thronbeſteigung fand er den Schatz leer, die Kroneinkünfte verſchleudert. Drei Monate nach dem Einzug in Stockholm gab er auf einem Jahrmarkte zu Weſterås vor dem verſammelten Volke folgende Ueberſicht des öffentlichen Vermögens: 960,000 Mark habe der Krieg gekoſtet, zu deren Aufbringung er, der König, ſich in die größten Schulden geſtürzt habe. Die Forderungen der Lübecker belaufen ſich auf 68,000 Mark für geleiſtete Dienſte und Waaren, nebſt 8000 Mark für baare Vorſchüſſe. Dagegen betragen die laufenden jährlichen Einkünfte der Krone bloß 24,000 Mark. Wie nun zu helfen? Nur an den Gütern der Kirche konnte ſich der Staat erholen. Wirklich waren die Reichthümer der hohen Cleriſei, im Verhältniß zu jenen Zeiten und der Armuth Schwedens, ungeheuer. Zwei Drittheile aller Güter befanden ſich in ihrem Beſitze, nur ein Drittheil blieb für den Adel, den König und das Volk übrig.

Gleichwohl bot der Verſuch, die Krone auf dieſe Art zu kräftigen, große Schwierigkeiten dar. Nicht nur hieng die Maſſe des Volks, deſſen Gefühle Guſtav ſchonen mußte, aus alter Gewohnheit an den herkömmlichen Kircheneinrichtungen, ſondern es ließ ſich vorausſehen, daß der Adel nie gutwillig die Unterdrückung eines Standes billigen werde, deſſen Reichthümer faſt ausſchließlich ſeinen Angehörigen zu gute kamen. Denn die hohen geiſtlichen Stellen, die Biſchofs-Stühle, die Abteien fielen in Schweden, wie im übrigen Europa, hauptſächlich den nachgebornen Söhnen der Geſchlechter

zu, und der Adel durfte mit Recht die Güter der Kirche als eine große Pfründenanſtalt ſeines Standes betrachten.

Guſtav beſchloß die weltlichen Herrn dadurch für ſeinen Plan zu gewinnen, daß er ihnen einen Theil der geiſtlichen Beute in Ausſicht ſtellte. Mit großer Schlauheit legte er Hand ans Werk. Noch vor ſeiner Erhebung ſtand er im Briefwechſel mit Luther. Schon befanden ſich in Schweden einige Theologen, die in Wittenberg ſtudirt hatten, und brauchbar waren. Der König ſetzte zwei derſelben, Brüder, Olaus und Laurentius Petri, jenen zum Prediger in Stockholm, dieſen zum Profeſſor in Upſala. Der Biſchof von Linköping, Brask, das Haupt der katholiſchen Parthei, widerſprach und forderte, geſtützt auf einen Brief Pabſt Adrian's VI., Einführung der Inquiſition in allen Bisthümern, und Verbot der Schriften Luther's; er ward zur Ruhe verwieſen. Bald zeigten ſich Bewegungen unter den Einwohnern der Städte zu Gunſten der neuen Lehre; zu Upſala ließ Guſtav an Weihnachten 1524 eine öffentliche Diſputation für und wider die Reformation halten, wobei das Pabſtthum ſchlecht weg kam. Um zugleich von einer andern Seite her auszugreifen, wurde um dieſelbe Zeit die Geiſtlichkeit zu außerordentlichen Beiträgen für die Kriegskoſten angehalten. Die Kirchen mußten Silber, die Biſchöfe einen guten Theil ihrer Zehnten hergeben, in die Klöſter wurden Soldaten verlegt, deren Unterhalt die Mönche zu beſtreiten hatten. Dieſe Neuerungen thaten der Geiſtlichkeit ſehr wehe; als im Jahr 1527 und 1528 ſchwerer Mißwachs eintrat, in dem Grade, daß manche Leute Hungers ſtarben, ſtellte der Clerus die Noth als eine Strafe des Himmels wegen der Ketzerei Guſtav's dar. Noch gefährlichere Umtriebe waren ſchon früher angeſponnen. Der König hatte Vorſorge getroffen, die im Reiche erledigten Bisthümer mit Leuten zu beſetzen, auf deren Dank er zählen zu können hoffte, wenn er zur gelegenen Zeit mit ſeinen Planen hervortreten würde. Sie täuſchten ihn alle ohne Ausnahme. Zwei der neu Eingeſetzten, der Biſchof von Weſteräs, Petrus Jakobi genannt Sunnanwäder, und der Erzbiſchof von Upſala, Knut, ließen ſich, kaum auf ihren Stühlen niedergeſeſſen, in verrätheriſche Plane ein. Die Sache wurde entdeckt, und Beide, nachdem man aus ihren eigenen Briefen ihre Schuld bewieſen, abgeſetzt. Sie entflohen nach Dalekarlien, und wiegelten dort die Bauern auf, welche wirklich an Guſtav ſchrieben: „ſie mögen es keineswegs dulden, daß er Kirchen, Klöſtern, Prieſtern, Mönchen und dem Volke Schwedens noch mehr Steuern auflege.“ Doch erhielten jene Biſchöfe nicht die gehoffte Unterſtützung von Seiten der Thalleute, worauf ſie ins Innere von Norwegen entwiechen. Dort ließ Guſtav ihre Auslieferung fordern, mit dem Verſprechen, daß ſie vor ihren gebührenden Richtern Rede ſtehen und erleiden ſollten, was das Recht verlange.

Der Erzbiſchof von Drontheim, an den die Mahnung ergangen war, erwiederte in ſeinem Briefe an den König „gebührende Richter derſelben ſeyen die Prälaten der Kirche.“ Die Auslieferung erfolgte. Kaum angekommen in Stockholm wurden beide Biſchöfe dem Reichsrathe übergeben, gerichtet, zum Tode verdammt, und das Urtheil, trotz aller Fürbitten, ſogar mit Hohn vollzogen. Mit zerlumpten Chorröcken angethan, rücklings auf Schindmähren ſitzend, das Haupt des Einen mit einer ſtrohernen Krone, des Andern mit einer Biſchofsmütze aus Birkenrinde bedeckt, wurden ſie durch die Stadt Stockholm geführt. Verkleidete Gaukler umgaben ſie, rufend: Hier kommt der neue König, Herr Peter Sunnanwäder. Ihre Hinrichtung durchs Schwerdt erfolgte im Februar 1527.

Ehe der Schrecken, den dieſe ſtrenge That den Prieſtern eingejagt, erkaltete, zog Guſtav mehrere Klöſter ein, gab Mönchen und Nonnen die Erlaubniß, in die Welt zu treten und zu heirathen, bemächtigte ſich da und dort der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, und ſetzte widerſpenſtige Prieſter ab. Einem Biſchofe, der dem Könige bei einem Gaſtmahle mit den damals üblichen Worten: „Unſere Gnaden trinken Euer Gnaden zu,“ Beſcheid gethan hatte, antwortete Guſtav, ſeine innerſten Gedanken enthüllend: „Deine Gnaden und unſere Gnaden haben nicht genug Raum unter Einem Dache.“

Im Sommer des Jahrs 1527 ſchien es ihm Zeit, den Hauptſtreich zu führen. Er berief eine zahlreiche Verſammlung nach Weſteräs, bei der vier Biſchöfe, viele Geiſtliche, 15 Reichsräthe, 129 Edelleute, 32 Bürger, 14 Bergleute, 105 Bauern erſchienen. Dem Adel war bereits vorher angedeutet worden, daß er einen Theil von der Beute bekommen werde, wenn er mit dem Könige ſtimme. Guſtav zählte deßhalb auf ihn. Vor Anfang der Verhandlungen mußte die Geiſtlichkeit eine ſymboliſche Demüthigung erfahren. Der König gab den Ständen ein Gaſtmahl. Als hiebei die Biſchöfe nach altem Brauche die erſten Plätze um den König einnehmen wollten, rief Guſtav den hohen Adel in ſeine Nähe, den Biſchöfen wurden ihre Plätze unten bei den niedern Edelleuten, Bürgern und Bauern angewieſen. Am folgenden Morgen verſammelten ſich die Prieſter in einer Kirche bei verſchloſſenen Thüren und unterzeichneten zum Voraus eine Verwahrung gegen jeden Angriff auf die Rechte des Clerus. Doch hatten ſie nicht den Muth, mit dieſem Aktenſtück öffentlich aufzutreten; ſie verſteckten es unter den Fußboden der Kirche, wo es nach 15 Jahren aufgefunden wurde.

Beim Beginn der Landtagsverhandlungen hielt der Kanzler Guſtav's eine wohldurchdachte Rede: „Der König habe für das Reich Alles gethan, was in ſeinen Kräften geſtanden, es ſey ihm aber ferner unmöglich, ein Volk zu regieren, das ſogleich mit der Axt drohe, und keine Steuern

entrichten wolle. Die Lübecker verlangen Geld, Aufruhr ſey nicht die Münze, mit welcher man ſie bezahlen könne. Alles werde dem König aufgebürdet: Hungersnoth, der er doch nach Kräften abgeholfen, Beſteurung der Kirchen und Klöſter, deren Pflicht es doch ſeye, ihren vom Volke zuſammengebrachten Ueberfluß mit dem Staate zu theilen. Den Regenten des Reichs ſey immer von den Biſchöfen getrotzt worden, und auch jetzt verſuchen es letztere wieder, indem man den König beſchuldige, Ketzerei zu verbreiten. So könne das Regiment nicht fortdauern, entweder müſſe man der Krone ein durch die Zeitumſtände nöthig gewordenes höheres Einkommen zuſichern, und dem verarmten Adel, was ſeine Ahnen aus Einfältigkeit den Mönchen geſchenkt, zurückgeben, oder ſey Guſtav bereit, der Krone zu entſagen und ſich für die Ehre eines Regiments, wie bisher, zu bedanken."

Nachdem dieß vorgeleſen war, verlangte der König Antwort von dem Herrenſtande und den Biſchöfen. Hierauf erhob ſich der älteſte im Reichsrathe, Jönſon, und winkte dem Biſchofe von Jönkoping, Brask, zu ſprechen. Dieſer ſagte, „er wiſſe zwar wohl, welche Treue er dem Könige ſchuldig ſey, doch ſey er und ſein Stand auch der Kirche und dem Pabſte verpflichtet, und könne, ohne Einwilligung des heiligen Vaters, weder zur Veränderung der Lehre noch zur Verkümmerung der Kirchengüter ſeine Zuſtimmung geben."

Den Widerſpruch des Biſchofs hatte Guſtav erwartet, aber nicht, daß der hohe Adel im gleichen Sinne ſprechen werde. Als er die weltlichen Herren um ihre Meinung fragte, antwortete Jönſon im Namen ſeines Standes: „er wiſſe Nichts beſſeres." „Wenn es ſo iſt," rief nun Guſtav aus, „mögen wir nicht mehr König ſeyn, und fordern Das zurück, was wir von unſerem väterlichen Erbgut für das Land verwendet haben. Alle Laſten ladet man uns auf den Hals, Ihr alle wollet den König meiſtern, Mönche und Kreaturen ſetzt Ihr uns über das Haupt, und für all unſer Bemühen zu eurem Wohl haben wir keinen andern Lohn zu erwarten, als daß Ihr es gerne ſähet, wenn uns die Axt im Genicke ſäße, obgleich keiner von euch den Stiel ſelbſt anfaſſen will. Wer wollte unter ſolchen Bedingungen König ſeyn." Mit dieſen Worten brach Guſtav in Thränen aus, und verließ eilends die Verſammlung.

Auf die Entfernung des Königs herrſchte zuerſt tiefe Stille, dann Flüſtern, zuletzt Lärm. Die Partheien ſonderten ſich. Die Anhänger des Königs giengen auf das Schloß, die Prieſter mit einigen des hohen Adels begaben ſich in das Haus des Reichsmarſchalls Jönſon, der auf dem Heimwege vor ſich hertrommeln ließ, und laut prahlte: „Niemand wird mich zum Heiden, Lutherer oder Ketzer in dieſem Jahre machen." Die Geiſtlichkeit glaubte ſchon ihre alte Macht wieder errungen zu haben. Aber es gieng anders.

In der folgenden Verſammlung, während der Adel noch unſchlüſſig war, und ein Theil dieſes Standes zum König, ein anderer zur Geiſtlichkeit hinneigte, erhub ſich der Sprecher des Bürgerſtandes und rief: die Bürger würden es mit dem Könige halten und für den Dienſt des Staates ſorgen. Die Bauern ſchloßen ſich an den Bürger. Nun verloren die Prieſter den Muth. Einer der Biſchöfe, ein gutmüthiger Mann, Sommar, erklärte, es ſey nicht ſo gemeint, als wollten die Cleriker zum Nachtheil des Staats ihren Reichthum für ſich behalten. Nun ward, nach einer in der Reformationszeit häufigen Sitte, ein Religionskolloquium von Lehrern beider Glaubenspartheien beſchloſſen, damit der Reichstag ſehen könne, wer Recht habe. Olaus Petri und der Domprobſt Galle disputirten vor der Verſammlung einen ganzen Tag mit einander; der Letztere antwortete Anfangs blos lateiniſch, bis das Volk ihn bedrohte, wenn er nicht die Mutterſprache gebrauchen würde. Am dritten Tage mußten endlich die Prieſter und ihr Anhang den Widerſtand aufgeben. Denn die Bürger und Bauern, durch die Hartnäckigkeit der biſchöflichen Parthei mehr und mehr erzürnt, drohten Alle todt zu ſchlagen, die es nicht mit dem Könige hielten. Nun ward eine Deputation an den König abgeſandt, der ſich inzwiſchen mit ſeinen Kriegsoberſten auf dem Schloſſe vergnügt hatte. Als ihm das Geſuch der Stände, die Regierung wieder annehmen zu wollen, vorgetragen ward, gab er harte abſchlägige Antwort. Dreimal wurde die Bitte durch neue Deputirte vorgebracht, zuletzt mit Fußfall und Thränen, ehe er einwilligte.

Guſtav feierte einen vollkommenen Triumph. Alle ſeine Forderungen wurden bewilligt. Der Reichsbeſchluß, der ſie genehmigte, ward beſiegelt vom Adel und einigen Bürgern, Bauern und Bergleuten. Die Biſchöfe durften nicht einmal mit unterſchreiben, ſondern in einer beſondern Schrift mußten ſie erklären: „ſie ſeyen es zufrieden, wie reich oder arm ſie ſeine Gnaden der König haben wolle.“ Die Beſchlüſſe ſagten aus: 1) gemeinſchaftliche Verpflichtung aller Stände, jedem Aufruhr zu widerſtehen, und die gegenwärtige Regierung wider innere und auswärtige Feinde zu vertheidigen; 2) Berechtigung des Königs, die Schlöſſer der Biſchöfe wegzunehmen, ihre Einkünfte, ſo wie die der Kanonikate, nach Gutdünken zu beſtimmen und über die Klöſter frei zu verfügen; 3) Berechtigung des Adels, wieder einzuziehen, was von ſeinem Erbe und Eigenthum ſeit dem Jahr 1454 an Kirchen und Klöſter gekommen ſeye. Doch ward hieran die Bedingung geknüpft, daß der Erbe durch den Eidſchwur von zwölf Männern ſein Geburtsrecht nachweiſen müſſe; 4) die Erlaubniß, daß die Prediger das reine Wort Gottes verkündigen dürfen.

In einem weiteren Zuſatze zu dieſem merkwürdigen Akte ward verordnet: alle geiſtlichen Stellen dürfen in Zukunft nur mit Einwilligung des

Königs beſetzt werden, dem König ſtehe es frei, unwürdige Prieſter abzuſchaffen; in weltlichen Dingen ſolle die Geiſtlichkeit unter weltlicher Gerichtsbarkeit ſtehen; endlich ſolle das Evangelium (von dem Guſtav bereits 1525 eine ſchwediſche Ueberſetzung hatte verfertigen laſſen), von dem Johannistage 1527 an in allen Schulſtuben geleſen werden.

Sogleich, nachdem dieſe Beſchlüſſe geſetzliche Formen erhalten hatten, wandte ſich Guſtav an die anweſenden Biſchöfe und forderte ihre Schlöſſer für die Krone. Die Einen fügten ſich gutwillig, die Andern mit Seufzen und Jammer. Alle aber mußten geben, was der König verlangte. Die Klöſter wurden bald darauf eingezogen, die biſchöflichen Einkünfte auf ein beſcheidenes Maß herabgeſetzt, die neuen lutheriſchen Pfarreien mit einem Theile ihrer früheren Zehnten ausgeſtattet. Die Reformation hatte feſten Boden gewonnen.

Man glaube nicht, daß die beſiegte katholiſche Parthei die Hand in den Schooß legte. Mehrere und zum Theil gefährliche Aufſtände brachen vor und nach dem Reichstage von Weſteräs aus, indem das Volk in einigen Provinzen, namentlich auch in Dalekarlien, von der geſtürtzten Geiſtlichkeit und dem Adel aufgereizt, Waffen gegen den König erhob. Durch ſeine Thatkraft behielt jedoch Guſtav die Oberhand.

Bald durfte er es wagen, den Herrenſtand, der geſtützt auf die oben angeführte Beſtimmung von Weſteräs, eine Maſſe Kirchengüter an ſich geriſſen hatte, zu beſchneiden. Im Jahre 1538 erließ er das Geſetz, daß Niemand geiſtliche Beſitzungen behalten dürfe, er habe denn ſein Recht dazu vor dem Könige erwieſen. Guſtav ſchrieb damals Briefe an Adelige, worin es unter Anderem hieß: „Güter, Höfe und anderes Eigenthum der Kirche, Klöſter und Präbenden zu entwenden, dazu ſeyd ihr Alle gar ſehr willig und bereit, und das nennet ihr Chriſtenthum und evangeliſche Lehre!“ Viele Ländereien, die von den Herren in Beſitz genommen waren, kamen auf dieſe Weiſe wieder an die Krone zurück. Auch manche Rechte, welche der Adel ſich in den Zeiten der Calmarer Union über die Bauern angemaßt hatte, ſetzte Guſtav auf ein beſcheidenes Maß herab.

Bis 1540 war nichts über die Thronfolge feſtgeſetzt. Dem von Guſtav gegründeten ſtolzen Gebäude fehlte daher noch der Schlußſtein, an deſſen Einfügung er erſt denken konnte, nachdem ſeine Herrſchaft völlig befeſtigt war. Auf mehreren Reichstagen, die in den Jahren 1544 bis 1547 zu Oerebro, Strengnäs und Weſteräs gehalten wurden, vollendete er das Werk der Größe ſeines Hauſes. Die vier Stände des Landes: der Adel, die Geiſtlichkeit, welche jetzt nicht mehr blos durch Biſchöfe, ſondern auch durch Pfarrer vertreten war, die Bürger und Bauern erkannten den Grundſatz an, daß die ſchwediſche Krone hinfort nach dem Erſtgeburtsrecht an die männ-

lichen Nachkommen des Waſaſtammes übergehen ſolle. Dieſes Geſetz führt den Namen der Erbvereinigung von Westeräs.

Noch iſt zu bemerken, daß Guſtav Waſa mehrere Kriege gegen die Hanſeſtadt Lübeck, gegen Dänemark und Rußland führte, welche zum Theil auf ſeinen Enkel Guſtav Adolf vererbten.

Nachdem der erſte Waſa während einer nicht ganz vierzigjährigen Regierung Schweden von fremdem Joche befreit und als Volkskönig auf den Trümmern katholiſcher Kirchenmacht ein neues proteſtantiſches Herrſcherhaus gegründet hatte, ſtarb er den 29. September 1560, eine gefüllte Schatzkammer, einen durch Handel und gute Ordnung blühenden Staat hinterlaſſend. Die Liebe der niedern Stände folgte ihm ins Grab. Nur der Adel theilte dieſe Zuneigung nicht, aus begreiflichen Gründen. Bei Beginn des 16ten Jahrhunderts tritt in mehreren europäiſchen Staaten, wie Deutſchland, Frankreich, Spanien das Beſtreben der Könige hervor, die Rechte der bevorzugten Stände herabzuſetzen. In dieſem Sinne hatte auch Chriſtian II. von Dänemark gehandelt: er wollte den Adel unter ſeine Gewalt bringen. Der Reichsverweſer Sten Sture und ſeine Parthei vertheidigte gegen ihn die alte Ungebundenheit der Geſchlechter, fiel aber im Kampfe. Guſtav Waſa trat Anfangs in Sten Sture's Fußtapfen als Vorkämpfer ſchwediſcher Adelsrechte, allein indem das ganze Volk ſich um ihn ſchaarte, ward er in Stand geſetzt, ein feſtes Königthum zu gründen. So geſchah es, daß er erreichte, was Chriſtian II. vergeblich erſtrebt hatte. Der Adel gerieth dadurch vom Regen in die Traufe. Auch verhehlte dieſer Stand ſeine Unzufriedenheit über Guſtav's Erfolge nicht. In einem Buche, welches der Reichsrath Peter Brahe, ein Schweſter-Sohn Guſtav Waſa's ſchrieb, ſtehet [1]) folgende Stelle: „Welch' große Freiheiten und Privilegien ehemals Ritterſchaft und Adel hier im Reiche beſaßen, davon wiſſen jetzt kaum Wenige noch etwas zu ſagen. Zu jener Zeit genoßen geiſtliche und weltliche Herrn königliche Rechte über ihre Bauern. Da that jeder Ritter Dienſt nach ſeinem Willen und Bequemen, und hatte gute Zeit ſich zu rüſten, und wo der Zug weiter gieng als bis an die Gränze, mußte die Krone den Schaden an Roß und Mann erſetzen. Dazu hatten die Räthe des Reichs und andere vornehme Männer großen Unterhalt an Land und Lehen von der Krone, und außerdem freie Bezirksgerichte (die ein großes Einkommen für den Adel waren, weil er die Geldbußen einziehen durfte). Aber ſeit 60 Jahren haben Wir ſolche Freiheit verloren und die Anforderungen an uns ſind immer ſtrenger geworden.“ — Man merke wohl,

---

[1]) Die Stelle abgedruckt bei Geijer, Geſchichte von Schweden II, 236.

daß mit jenen 60 Jahren der Regierungsantritt Guſtav's I. gemeint iſt, denn das obengenannte Buch wurde verfaßt im Jahre 1585.

Unter ſolchen Umſtänden darf es nicht überraſchen, daß während der zwei nächſten Regierungen der Herrenſtand Alles in Bewegung ſetzte, um das Werk des erſten Waſa wieder umzuſtürzen, oder, was hiemit gleich bedeutend, die Zuſtände des Zeitalters der Calmarer-Union wieder herzuſtellen.

Guſtav Waſa hinterließ männliche Nachkommenſchaft aus zwei verſchiedenen Ehen. Das Erſtemal heirathete er im Jahr 1532 die Prinzeſſin Katharina, Tochter des Herzogs Magnus von Sachſen-Lauenburg. Sie gebar ihm 1533 ſeinen erſten Sohn, Erich, und ſtarb zwei Jahre ſpäter. Die zweite Ehe gieng Guſtav 1536 mit Margaretha Lejonhufvud, der Tochter eines im Stockholmer Blutbad umgekommenen Reichsraths, ein. Dieſe Margaretha gebar ihm drei Söhne, Johann, Magnus, Karl, von denen der mittlere in ſeiner Jugend ſtarb, die zwei Andern nach einander regierten. In ſeinem Teſtamente hatte Guſtav den Erſtgebornen Erich zum Nachfolger auf dem Throne beſtimmt, zugleich aber Johann zum Herzog von Finnland, Magnus zum Herzog von Oſtergothland, Karl zum Herzog von Südermannland eingeſetzt. Wichtige Theile des Reichs waren ſomit an verſchiedene Beſitzer zerſplittert, und wenn Erich auch den königlichen Namen über das Ganze trug, ſo beſaßen doch die Herzoge große Macht in ihren Provinzen.

Aus ſichern Anzeigen erhellt, daß Guſtav Waſa dieſe Anordnung, welche unter andern Verhältniſſen ein politiſcher Fehler geweſen wäre, mit gutem Bedacht traf. Er hielt es für ein kleineres Uebel, daß Erich Eiferſucht gegen ſeine Brüder hege, als daß die jüngern Prinzen, wenn ſie unverſorgt blieben, den Umtrieben des unzufriedenen Adels in die Hände fielen. Dennoch wurde letztere Folge nicht abgewendet.

Erich war ein ſtattlicher Herr von heißem Blute, mittelmäßiger Faſſungskraft, und mit der Neigung zum Wahnſinn behaftet, welche bei mehreren Gliedern des Waſaſtamms bemerkt worden iſt. Die reiche Ausſtattung ſeiner Brüder ſchmerzte ihn, doch wandte ſich ſein Groll Anfangs nicht ſowohl gegen die Jüngeren, Magnus und Karl, von denen der letztere, bei Guſtav's Tode ein kleiner Knabe, allein des Vaters Geiſt geerbt hat, als gegen Herzog Johann, der damals 23 Jahre zählte, und obgleich ſchwach von Character, nicht wenig Ehrgeiz beſaß. Das Mißtrauen wuchs durch die Verheirathung des Herzogs. Johann vermählte ſich nämlich im Jahre 1562 mit der polniſchen Prinzeſſin Catharina Jagellonika, der Schweſter des Königs Sigismund II. von Polen, einer eifrigen Katholikin. Dieſe Ehe führte nicht blos eine Bekennerin des römiſchen Glaubens in das ſchwediſche Herrſcherhaus ein, ſondern ſie eröffnete einem Mitgliede des Waſa-

ſtammes Ausſicht auf einen fremden katholiſchen Thron, und drohte dadurch den Bruder Erich's in gefährliche Verbindungen zu verſtricken. Der ſchwediſche König erblickte in der Heirath Johann's einen Beweis, daß Johann ſich von geheimen Feinden des Waſahauſes leiten laſſe; und man muß bekennen, die ſpäteren Ereigniſſe haben ſeinen Argwohn gerechtfertigt. Auf Befehl Erich's wurde Johann 1563 mit ſeiner Gemahlin gefangen genommen und nach Schweden abgeführt. Ein vom Könige niedergeſetztes Gericht verdammte den Herzog zum Tode, doch hatte Erich nicht den Muth, dieſes Urtheil zu vollſtrecken. Erich ſchlug der Gemahlin Johann's vor, ſich von ihrem Gatten zu trennen, und verſprach ihr, wenn ſie einwillige, die Freiheit und fürſtlichen Unterhalt auf einem Schloſſe. Catharina wies dieſes Anerbieten mit Verachtung zurück und gieng mit ihrem Manne in den Kerker. Vier Jahre iſt ſie dort geblieben und hat daſelbſt auch 1566 ihren erſten Sohn, Sigismund, den nachmaligen König von Polen und Todfeind Guſtav Adolf's, geboren.

Die Gefangenſchaft des Herzogs konnte den Argwohn Erich's nicht beſchwichtigen. Da die öffentliche Meinung Parthei für den Eingekerkerten nahm, ward der König immer mißtrauiſcher, er wüthete erſt gegen Niedere, bald auch gegen Hohe, die er im Verdacht hatte, daß ſie ihm abgeneigt ſeyen. Viele der edelſten Schweden wurden hingerichtet. Gefoltert durch Furcht und das Bewußtſeyn ſeiner Grauſamkeit verfiel Erich im Mai 1567 in Wahnſinn, welcher, als wieder einiges Licht in das Dunkel ſeiner Seele fiel, der Reue Platz machte. Auf Bitten des jüngſten Bruders Karl, der indeß zum Jüngling herangereift war, gab er im October 1567 den gefangenen Johann los. Im Juli des folgenden Jahres vermählte ſich Erich mit ſeiner bisherigen Geliebten Catharina Mäns, einer Corporalstochter. Dieſer letztere Schritt beſchleunigte den Sturz des Unglücklichen. Die Herzoge Johann und Karl konnten es nicht ertragen, daß ihnen durch Nachkommenſchaft aus ſolcher Ehe die Ausſicht auf die Thronfolge abgeſchnitten werden ſolle. Gemeinſchaftlich empörten ſie ſich gegen Erich und zwangen ihn im Herbſte 1568 ſich zu ergeben. Er ward der Krone verluſtig erklärt, in mehreren Kerkern herumgeſchleppt, aufs härteſte behandelt, zuletzt, da fortwährend Verſchwörungen zu ſeinen Gunſten angezettelt wurden, auf des Königs Johann Befehl den 26. Februar 1577 nach neunjähriger Haft vergiftet.

Nach dem Sturze Erich's gieng die Krone auf Johann III. über. Sein Bruder und Mitverſchworner Karl behielt jedoch außer dem Herzogthum Südermannland, das ihm Guſtav Waſa hinterlaſſen, großen Einfluß auf die Verwaltung des ganzen Reichs. Schnell offenbarte ſich unter der neuen Herrſchaft, wohin Diejenigen ſteuerten, welche Johann bisher geleitet

und ihm die katholiſche Gemahlin zugeführt hatten. Die erſten Früchte pflückte der Herrenſtand. Johan III. gab dem Adel das von Guſtav Waſa beſchränkte, von Erich aufgehobene Recht zurück, die gerichtlichen Geldbußen von ſeinen Lehenbauern einzuziehen oder die öffentliche Gerechtigkeit für eigene Rechnung auszubeuten. Außerdem wurde der Roßdienſt, den der Adel als ſeine Hauptpflicht gegen die Krone im Kriege leiſten mußte, anſehnlich vermindert. Die Lehensbauern der Herrn ſollten ferner, von allen Frohnen für die Krone befreit, nur auf eine Meile Entfernung von den Höfen ihren Grundherrn zum Kriegsdienſte verpflichtet ſeyn, und nur die Hälfte von Dem, was die Kron- oder freien Bauern an allgemeinen Abgaben leiſten mußten, bezahlen dürfen. Hand in Hand mit dieſen wichtigen Zugeſtändniſſen gieng eine zweite Aenderung, zu deren Verſtändniß wir einige Worte voranſchicken müſſen.

In dem Zeitraum vom erſten Auftreten Luther's bis zum Jahre 1540 ſchien das Pabſtthum unwiederbringlich verloren. Das katholiſche Europa hatte entweder ſchon dem Stuhle Petri den Gehorſam aufgekündigt oder rüſtete ſich dazu. Aber ſchon als Guſtav Waſa ſtarb, war bereits jener merkwürdige Umſchwung erfolgt, der den kirchlichen Angelegenheiten eine unerwartete Geſtalt gab. Als Wendepunkt dieſes Wechſels, von welchem wir im nächſten Buche ausführlicher handeln werden, muß man die Errichtung der Geſellſchaft Jeſu betrachten. Die ſcheinbar veraltete Kirche Roms entwickelte eine Kraft, welche die Welt in Staunen verſetzte, und gieng allmählig von der Vertheidigung zum Angriff über. Ueberall ſchürzten die Jeſuiten geheime Knoten, welche darauf berechnet waren, die Abgefallenen durch Liſt oder Gewalt wieder zum alten Glauben zu bekehren. Auch auf Schweden erſtreckte ſich ihre Thätigkeit, wobei ihnen die damals zu Polen gehörige preußiſche Küſte als Feldlager diente, der Biſchof Stanislaus Hoſius von Ermeland, wegen ſeiner Verdienſte um die Kirche ſpäter zum Cardinal erhoben, als Führer vorſtand. Ein Bund mit dem ſchwediſchen Adel war das Thor, durch welches ſie ſich Zutritt in das Reich Guſtav Waſa's verſchafften. Wir haben früher geſagt, daß und warum der ſchwediſche Herrenſtand die neue Ordnung der Dinge verabſcheute und die alten Zuſtände der Calmarer Union wieder hergeſtellt wünſchte. Die Jeſuiten wieſen nun den Unzufriedenen einen Weg, auf welchem das erſehnte Ziel erreicht werden möge. In Folgendem beſtand ihr Plan, deſſen Schlußſtein das katholiſche Wahlreich Polen bildete: gemeinſam ſolle man dahin wirken, daß ein thronberechtigter Prinz aus dem Waſaſtamme eine polniſche Königstochter heirathe, ſich von der Erwählten für den alten Glauben ſtimmen und auch ſeine Nachkommenſchaft im katholiſchen Bekenntniß erziehen laſſe. Würde dieß gelingen, ſo wolle man weiter Vorſorge treffen,

daß der Erbe ſolcher Ehe, bei nächſter Erledigung der polniſchen Krone, zum Nachfolger erwählt, und daß ihm zugleich in dieſem Falle zur Bedingung gemacht werde, ſeinen Königsſitz nicht in Stockholm, ſondern in Warſchau aufzuſchlagen. Geſchähe dieß, ſo beſitze Schweden wieder, wie in den Zeiten der Calmarer Union, einen König jenſeits des Meeres, und der Adel könne ſchalten und walten wie in den alten guten Tagen. Man ſieht: das Intereſſe der Vorkämpfer des Stuhles Petri und des ſchwediſchen Herrenſtandes war aufs engſte verſchlungen. Eine und dieſelbe Maaßregel verhieß Dieſen Wiederherſtellung heiß erſehnter Rechte und eröffnete Jenen die Möglichkeit, das abgefallene Volk Schwedens unter dem Schirme königlicher Gewalt in den Schooß der römiſchen Kirche zurückzuführen. Daß die eben entwickelten Ideen wirklich der Bewegung zu Grunde lagen, welche damals in Schweden eingeleitet wurde, erhellt unwiderſprechlich aus den Thatſachen, welche wir ſofort berichten werden. Ueberdieß zeugt dafür der Held, deſſen Leben wir beſchreiben. Guſtav Adolf ſagt in der von ihm ſelbſt verfaßten Geſchichte ſeines Vaters, des damaligen Herzogs von Südermannland, nachmaligen Königs in Schweden Karl's IX.: „gewiſſe Geſellen haben Johann III. gerathen, ſeinen Sohn Sigismund in der katholiſchen Religion zu erziehen, damit derſelbe die Krone Polens und Schwedens vereinigen könne.“

Der erſte Theil des Planes war glücklich durchgeführt: Johann, vorausſichtlicher Thronerbe Schwedens, hatte die Polin und eifrige Katholikin Catharina Jagellonika geehelicht. Auch Anderes gieng nach Wunſche. Im Gefängniß trieb Johann faſt nichts als Theologie und vertiefte ſich unter Anleitung der beiden Capellane ſeiner Gemahlin, Johann Herbſt und Joſeph Albert, ſoſehr in das Studium der Kirchenväter, daß er mit entſchiedener Neigung für den Katholicismus den Kerker verließ. Gleicherweiſe wurde ſein im Gefängniß geborner Sohn zum Papiſten erzogen. Sigismund hat ſpäter, nachdem er den Thron Polens beſtiegen, kein Opfer für die römiſche Kirche geſcheut. Die ſchwierigere Hälfte der Aufgabe Johann's III. begann jedoch mit dem Augenblick, da er die Freiheit und die ſchwediſche Krone erhielt. Jetzt galt es dem Glauben, den er als Gefangener lieb gewonnen, in ſeinem Erbreiche den Sieg zu verſchaffen. Nicht ohne Gefahr konnte dieß verſucht werden, denn das Volk hieng an dem von Guſtav Waſa eingeführten Lutherthum, und bereits liefen Gerüchte um von der Religionsänderung Johann's und ſeiner Abſicht die verhaßte römiſche Kirche wieder herzuſtellen. Schon König Erich hatte den Herzog als Papiſten verſchrieen, eine Beſchuldigung, welche Johann damals mit der größten Heftigkeit abwies, ſich verwünſchend, Gott wolle weder ihm noch ſeinem Sohne den Thron Schwedens verleihen, wenn dieſe Anklage wahr wäre. Johann

mußte ſich unter dieſen Umſtänden vorerſt begnügen, in der Stille Vorbereitungen zu treffen. Die Königin that dabei Ihr Beſtes. Im Jahre 1572 ſchrieb [1]) der Cardinal Hoſius aus Rom: „die Königin von Schweden wird hier wegen ihrer Sorge um die ewige Seligkeit ihres Gemahls bis in den Himmel erhoben. König Johann hat ſchon ſeinen Wunſch zu erkennen gegeben, daß einige gelehrte und fromme Jeſuiten ihm zugeſchickt werden möchten. Die ganze Stadt Rom ſpricht davon.“ In einem andern Briefe [2]) vom März 1573 machte derſelbe Cardinal der Königin ſanfte Vorwürfe, daß ſie ſich von ihrem Gemahl habe bereden laſſen, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu empfangen; er ertheilte ihr Vorſchrift, wie ſie die Einwürfe ihres Gemahls beantworten und den König ſanft in den Schooß der Kirche zurückführen ſolle: „Sie möchte ihn zuerſt ermahnen, die Würde des Prieſterthums und des Meßopfers wieder herzuſtellen. Könne das geſchehen, ſo ſeye die Kirche eine ſo zärtliche Mutter, daß ſie den Laien gerne den Kelch geſtatte.“

Der neue Hof vermied entſcheidende Maßregeln, ſo lange der alte Laurentius Petri, Schwedens erſter lutheriſcher Erzbiſchof, noch lebte. Als aber dieſer im Jahr 1573 geſtorben war, rückte Johann deutlicher mit ſeinen Abſichten heraus. An die Stelle des Verſtorbenen beförderte er deſſen Eidam, Laurentius Petri Gothus einen einfältigen Mann, der mit ſich machen ließ, was man wollte, und an die Möglichkeit der Verſöhnung beider Religionspartheien durch einen theologiſchen Mittelweg glaubte. Der Neuerwählte mußte 17 Artikel unterzeichnen, worin die Herſtellung der Klöſter, Verehrung der Heiligen, Fürbitte für die Todten, Wiederaufnahme der alten katholiſchen Ceremonien ausbedungen waren. Er wurde 1575 mit allem hierarchiſchen Prunke geweiht. Im folgenden Jahre kamen zwei Jeſuiten aus Löwen, Florentius Feyt und Laurentius Norwegus nach Schweden; auf Befehl des Hofes verbargen ſie ihren Glauben und wurden in Stockholm als gute Lutheraner empfangen. Sie ließen ſich als Lehrer bei dem neuen geiſtlichen Seminarium, das Johann eben in der Hauptſtadt eingerichtet, melden, und wurden angenommen. Alle Geiſtlichen in Stockholm erhielten Befehl, ihre Vorleſungen zu beſuchen. In denſelben beriefen ſie ſich auf die Schriften der Reformatoren, aber ſo, daß ſie nur zweideutige Stellen hervorhoben, und Widerſprüche nachwieſen. Der König ſelbſt ordnete öffentliche Diſputationen an, an denen er in eigener Perſon Theil nahm, und heftig gegen den Pabſt loszog, ſich aber ſogleich widerlegen ließ. Um dieſe Zeit geſchahen viele heimliche Bekehrungen, bei denen ſich meiſt ſchlechte Menſchen hervordrängten, wie es bei ſolchen

---

[1]) Stan. Hosii opera Colon. 1584. Vol. II, S. 236. — [2]) Ibid. S. 238.

Fällen zu geſchehen pflegt. Ein Sekretär des Königs, der bei Johann viel galt, allgemein verachtet wegen ſeines Charakters, lebte mit einem Weibe, deren Mann er ermordet hatte. Beide erhielten, als in den Schooß der Kirche zurückgekehrte Seelen, Ablaß vom Pater Laurentius, und dazu noch die Erlaubniß, ſich zu heirathen, was den Erzbiſchof jedoch ſo erbitterte, daß er den Jeſuiten, damals Rektor im Stockholmer Collegium, abſetzte. Gleiche Zweideutigkeiten begieng der König ſelbſt. Er ſchrieb damals an Pabſt Gregor XIII.: der heilige Vater möge erlauben, daß die Prieſter in der katholiſchen Meſſe bis auf weiteres die Anrufung der Heiligen und die Fürbitte für die Todten ſtille leſen. Der Pabſt ſchämte ſich jedoch dieſer Heuchelei, er mißbilligte das Betragen der Jeſuiten, und ermahnte den König, offen den katholiſchen Glauben zu bekennen, wenn es ihm Ernſt damit ſey.

Bald that Johann einen kühneren Schritt. Im Jahre 1576 veröffentlichte er eine neue Liturgie, ſchwediſch und latein, welcher das vom tridentiniſchen Concil kurz zuvor gut geheißene Meßbuch zu Grunde gelegt war. Des Königs Jeſuiten hatten dieſes Werk, welchem das Volk von Nun an den Namen „König Johann's rothes Buch" gab, mit Anmerkungen und Erklärungen ausgeſtattet. Als jedoch die Liturgie eingeführt werden ſollte, erfolgte Widerſtand. Nur der Erzbiſchof von Upſala, unter deſſen Namen dieſelbe herausgegeben worden war, und der Biſchof von Weſteräs, Erasmus Nikolai, früher Johann's Hofprediger, hießen die Neuerung gut, alle andern Kirchenhäupter verweigerten ihre Zuſtimmung. Allein der König benützte dieſen vorausgeſehenen Widerſpruch, um den ganzen Clerus der Gewalt des Erzbiſchofs, ſeines blinden Werkzeugs, zu unterwerfen. Er erklärte: es ſey Pflicht der ſchwediſchen Geiſtlichkeit, dem Metropoliten, als ihrem geiſtlichen Vater, zu gehorchen, und um dieſem Gebot mehr Nachdruck zu geben, verordnete er einige Zeit ſpäter, daß die Wahl eines Biſchofs nicht mehr von den Geiſtlichen der Stifter abhängen, ſondern unter Mitwirkung des Primas von Upſala und ſeines Erzkapitels erfolgen ſolle. Einwilligung in die Liturgie wurde die erſte Bedingung einer jeden geiſtlichen Beförderung. Die Folge hievon war, daß auf dem Reichstage des Jahrs 1577 mit Ausnahme zweier Profeſſoren von Upſala, einiger Stockholmer Pfarrer, und der Biſchöfe von Strengnäs und Linköping, alle übrigen Geiſtlichen die königliche Liturgie annahmen. Die Wiederſpenſtigen wurden ihres Amtes entſetzt; ſie fanden eine Zuflucht bei dem Herzog Karl von Südermannland. Kurz nach Erſcheinen des „rothen Buchs" im Herbſte 1576, ſchickte Johann zwei Geſandte ſeinen Sekretär Fecht und den General Pontus de la Gardie mit dem Anſuchen nach Rom: der heilige Vater möge für die Wiederherſtellung

der katholiſchen Religion im Norden öffentliche Gebete anſtellen laſſen, jedoch ohne den Namen von Schweden zu nennen; er möge ferner geſtatten, daß die Meſſe halb ſchwediſch gehalten werde, daß die Biſchöfe in Majeſtätsverbrechen vom Könige gerichtet würden, daß keine Anſprüche auf die eingezogenen Kirchengüter gemacht, daß die Prieſterehe nachgeſehen werde, daß endlich der König ohne Sünde auf ſo Lange am Gottesdienſte der Ketzer Theil nehme, bis nach und nach der katholiſche Glaube wieder im ganzen Lande herrſchend ſeyn würde.

Der römiſche Hof war weit entfernt, ſolche Bedingungen einzugehen. Dennoch hielt er die Unterhandlung im Gange, und ſchickte den Jeſuiten Poſſevin, unter dem Schein eines kaiſerlichen Geſandten, nach Schweden. Der König ſoll bei ihm 1578 heimlich zur katholiſchen Kirche übergegangen ſeyn. Gewiß iſt, daß Johann mehr und mehr die Maske abwarf. Alle Stellen im ſchwediſchen Pſalter, welche gegen den Pabſt lauteten, wurden daraus getilgt, Luther's Catechismus in den Schulen abgeſchafft, und dafür ein Auszug des kanoniſchen Rechts als Richtſchnur für die Landeskirche eingeführt. Der im Jahre 1579 durch den Tod des Laurentius Gothus erledigte erzbiſchöfliche Stuhl war einem Katholiken zugedacht, und blieb vier Jahre unbeſetzt. Jeſuiten kamen unter mancherlei Verkleidungen ins Reich und traten immer derber heraus in ihren Predigten. Sie beobachteten hiebei ſo wenig Vorſicht, daß der Reichsrath ſich genöthigt ſah, den fremden Prieſtern zu verbieten, auf ſchwediſch zu bellen und zu fluchen, „dieweil im Volk und Heere die Rede gehe, ſie wollen ſolches Unkraut ſelbſt ausrotten, wenn es nicht von der Obrigkeit geſchehe.“ Fortwährend wurde eine Menge ſchwediſcher Jünglinge ins Ausland geſchickt, um in jeſuitiſchen Anſtalten erzogen zu werden. Die Königin Catharina ſchenkte in ihrem Teſtamente zu dieſem Zwecke 10,000 Reichsthaler an das Jeſuiten-Collegium zu Braunsberg in Preußen.

Im Jahre 1583 ſtarb jedoch dieſe Fürſtin, und mit ihrem Tode erkaltete Johann's katholiſcher Eifer. Er hatte ſich geſchmeichelt, durch die Vermittlung des Pabſtes die italieniſchen Herzogthümer Bari und Roſſano, auf welche ſeine Gemahlin Erbanſprüche machte, zu erhalten, war aber in ſeiner Hoffnung getäuſcht worden. Aus Rache hiefür, und weil ſeine Gemahlin ihn nicht mehr leitete, ſchlug nun Johann um, verjagte die Jeſuiten aus dem Reiche, hob das Seminarium zu Stockholm auf und bedrohte Alle, die zur römiſchen Kirche übergehen würden, mit Landesverweiſung. Dennoch kehrte er nicht zur proteſtantiſchen Politik ſeines Vaters zurück. Sein „rothes Buch,“ das er für den Ausdruck ſeiner eigenen Religion anſah, und durch das er eine künftige Union zwiſchen Katholiken und Proteſtanten vorzubereiten hoffte, wurde noch immer feſtgehalten.

Bald nach dem Tode Catharina's ſchritt Johann III. zu einer zweiten Ehe. „Um," — wie er ſelbſt ſagte — „ſich ſeine ſchweren und tiefen Gedanken zu vertreiben" richtete er ſeine Blicke nach den Töchtern des Landes. Seine Wahl traf die 16jährige Gunnila Bielke, eine Tochter des Reichsraths Johann Bielke. Im Februar 1585 wurde das Beilager vollzogen. Dieſe Verbindung machte eine adelige Familie, welche ſchon früher viel Einfluß beſeſſen, übermächtig am Hofe, und vermehrte durch einen Sohn — Johann, mit welchem Gunnila ihren Gemahl beſchenkte — die Erbanſprüche und ſomit auch das Zerwürfniß im königlichen Hauſe, aber die Stellung der Katholiken änderte ſie nicht. Denn Gunnila begünſtigte den lutheriſch-geſinnten Clerus [1]). Allein ein Todesfall, der bald darauf in Polen eintrat, hob den tief geſunkenen Muth der Jeſuiten wieder, indem er ihren alten Verbündeten, der oben erwähnten Parthei unter dem hohen ſchwediſchen Adel, Gelegenheit verſchaffte, den wichtigſten Theil des gemeinſam entworfenen Planes zu vollſtrecken. Im Dez. des Jahrs 1586 ſtarb nämlich der König von Polen Stephan Bathori kinderlos. Seine hinterlaſſene Wittwe Anna war eine Schweſter Catharina's, der Mutter des Prinzen Sigismund. Alsbald warb in Polen eine Parthei, warm unterſtützt von der Königin Wittwe und den Jeſuiten, für Sigismund's Nachfolge, und obgleich eine nicht unbedeutende Zahl polniſcher Adeligen den Erzherzog Maximilian von Oeſtreich zum Könige wählte, gewann Sigismund's Anhang die Oberhand, theils weil Anna zu Gunſten des Neffen ihre großen Schätze verwendete, theils durch einen unerhörten Betrug, welchen zwei ſchwediſche Reichsräthe, Erich Sparre und Erich Brahe, welche König Johann in der Sache ſeines Sohnes nach Polen abgeſchickt, daſelbſt zu ſpielen ſich erlaubten. Erich Brahe war [2]) ein neubekehrter Papiſt, Sparre galt für einen Lutheraner. Dieſe Herren verſprachen dem polniſchen Reichsrath auf ihr Ehrenwort: „wenn Sigismund zum Könige erwählt werde, ſo ſolle Eſthland und der Theil Lieflands, den Schweden beſitze, dem andern zu Polen gehörigen einverleibt werden." Sparre und Brahe handelten hierin geradezu gegen ihre Vollmacht, weßhalb auch Johann III. die betreffende Zuſicherung verwarf. Beide entſchuldigten ſich nachher, als die Lüge aufgedeckt war, mit der Zweideutigkeit der gebrauchten Worte, allein die Polen nahmen die Sache ſo ernſt, daß ihr Großkanzler, Zamoisky, die Auslieferung der Geſandten verlangte, um ſie als Meineidige zu beſtrafen. Sigismund ſelbſt verweigerte, in Polen angekommen, die Abtretung zu beſtätigen. Nichtsdeſtoweniger wurde er in Krakau den 27. Dezember 1587 gekrönt, nachdem

[1]) Geijer II, 241. — [2]) Ibid. 290.

er zuvor die Erklärung von ſich gegeben, daß die Frage wegen des ſchwediſchen Antheils von Liefland verſchoben werden ſolle, bis er nach dem Ableben ſeines Vaters auch die ſchwediſche Krone erben würde.

Noch vor der Abreiſe Sigismund's zeigte es ſich, warum Brahe und Sparre jenes verrätheriſche Spiel getrieben hatten. Ehe der neuerwählte König von Polen zu Schiffe ſtieg, überreichte Erich Sparre im Namen des ſchwediſchen Adels dem Prinzen und ſeinem Vater Johann einen Entwurf, welcher vorſchlug, wie in Zukunft das Reich regiert werden ſollte. Im Eingange deſſelben wird erinnert: „dem Adel Schwedens gebühre Hochachtung und Ehre, weil er von Alters her die höchſte Würde nächſt den Königen und Fürſten beſeſſen, und von dieſen auch größtentheils abſtamme.“ Sodann wird beſtimmt, wie es unter einem katholiſchen, zugleich in Polen regierenden Könige, nach Johann's Ableben gehalten werden ſolle. „Die Liturgie Johann's bleibe Regel für den Glauben des Reiches ſammt den ferneren Vorſchriften, die auf einer künftigen ſchwediſchen Kirchenverſammlung feſtgeſetzt würden. Sigismund dürfe keine Veränderung darin vornehmen, noch jemals mit mehr als zehn katholiſchen Geiſtlichen nach Schweden kommen. Doch mögen die Nonnen von Wadſtena ihren eigenen Prieſter behalten, und die übrigen von Johann wieder errichteten Klöſter fortbeſtehen. Die Regierung des Landes müſſe in Zukunft, wenn Sigismund den ſchwediſchen Thron beſtiegen, ſowohl wenn er abweſend, als auch wenn er gegenwärtig ſey, von einigen Vornehmen, deren Zahl auf ſieben berechnet iſt, geführt werden, und zwar ſo, daß alle zwei oder drei Jahre neue Vornehme eintreten und mit einander abwechslen. Einen davon dürfe Herzog Karl ernennen, doch ohne Vorzug oder andern Platz, als der ſey, den der Gewählte nach ſeiner Geburt einnehme. Die hohen Reichsämter, als Truchſeß, Marſchall, Kanzler, Admiral, Kreishauptmänner und Statthalter, werden vom Könige beſetzt, jedoch nur aus der Zahl derer, die der Reichsrath der Sieben in Vorſchlag bringt. Schatz, Kleinode, Geſchütz, Kriegsvorräthe des Reichs dürfen nicht aus dem Lande gebracht werden, ebenſowenig Einkünfte des Reichs, ausgenommen, was zu des Königs und der königlichen Kinder Hochzeitfeierlichkeiten erforderlich ſey. Keine neue Auflage könne in des Königs Abweſenheit ausgeſchrieben werden. Ueber Krieg, Frieden, Bündniſſe werden Schwedens Stände gehört, und ohne ihre Einwilligung gelte kein in Polen ausgefertigtes Verbot oder Gebot. Von den eroberten Landſchaften dürfe nichts abgetreten werden. Alle ſtehen nur unter ſchwediſcher Regierung. Sigismund ſolle in Upſala vom ſchwediſchen Erzbiſchof, der Schwedens Religion bekenne, nicht von einem päbſtlichen gekrönt werden. Sein älteſter Sohn folge in Schweden nach dem Erbrecht, in Polen, wenn er gewählt werde“ u. ſ. w.

Dieſer merkwürdige Vertrag iſt nichts Anderes als eine den Zeitumſtänden angepaßte Erneuerung der Calmarer Union, er unterſcheidet ſich von letzterer hauptſächlich dadurch, daß hier die Zahl der künftigen adeligen Häupter — offenbar nach dem Vorbild des Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs — auf ſieben beſchränkt wird. Die Verfaſſer hielten es nicht der Mühe werth zu verbergen, von welchen Erinnerungen ſie ſich leiten ließen. Ungeſcheut gaben ſie dem Entwurf den Namen „Calmarer Statut.“ Außer dem hohen Adel hatte auch die katholiſche Parthei Urſache mit der vorgeſchlagenen Regierungsform zufrieden zu ſeyn. Denn obgleich das Statut die Liturgie Johann's zur Grundlage der ſchwediſchen Landeskirche machte, konnte man vorausſehen, daß ſpäter, wenn der Katholik Sigismund Nachfolger ſeines Vaters geworden, das römiſche Bekenntniß in Schweden triumphiren werde. Noch merkwürdiger als der Entwurf an ſich iſt die Thatſache, daß die verbündeten Adeligen Mittel fanden, beide Fürſten zur Annahme des Vertrags zu bewegen. Nicht nur Sigismund, ſondern auch ſein Vater Johann III. unterzeichnete das Statut. Doch bald öffnete ein Dritter dem ſchwediſchen Könige die Augen. Wir müſſen uns jetzt nach dem Herzoge von Südermannland umſehen.

Faſt ſeit Johann's Regierungsantritt lebte Karl mit ſeinem königlichen Bruder im Streite, zuerſt wegen Hoheitsrechte und Steuern, welche der König in dem Gebiet des Letzteren anſprach, aber der Herzog verweigerte, dann hauptſächlich wegen der Religion. Karl galt im ganzen Reiche für die Stütze des lutheriſchen Glaubens und dieſe Meinung gewann ihm die Herzen des Volks. Mit größter Hartnäckigkeit verweigerte er die Einführung des rothen Buchs in ſeinem Herzogthume, obgleich Johann III. gebieteriſch darauf beſtand. Karl nahm überdieß die vom König wegen des Glaubens Vertriebenen bereitwillig auf: den abgeſetzten Biſchof von Linköping machte er zum Paſtor in ſeiner Stadt Nyköping, fünf theologiſche Profeſſoren von Upſala, die nach und nach wegen Verwerfung der Liturgie verjagt worden waren, erhielten ſeinen Schutz. Viele andere Geiſtliche flohen mit Weib und Kind ins Herzogthum. Noch heftiger wurde die Spannung beider Brüder über der Vermählung Johann's mit der Tochter des Reichsraths Bielke. Denn der Herzog machte vergeblich die größte Anſtrengung um dieſe Ehe zu verhindern. Im Jahre 1587 war es nahe am Ausbruch eines bürgerlichen Kriegs, hätte nicht Karl zuletzt in allen ſtrittigen Punkten nachgegeben, jedoch mit Ausnahme der Liturgie. Dieſe ſtellte er ſeiner Geiſtlichkeit anheim, welche ſie auf einer Verſammlung zu Stregnäs feierlich verdammte, worauf König Johann in einem donnernden Briefe die Prieſter des Herzogthums „Stümper, Eſelsköpfe, Satanskinder“ nannte, und ſie als Geſellen des Teufels im ganzen Reiche für vogelfrei erklärte.

So ſtanden die Sachen, als Karl von dem Calmarer Statut Wind erhielt. Von dieſer Zeit an erfolgte eine Annäherung der Brüder. Im Januar 1588 ſchrieb [1]) Johann an ſeinen Sohn Sigismund nach Polen: „verrätheriſche Umtriebe ſeyen vorhanden, es gebe Leute, welche dahin trachten, daß die königliche Linie ausſterbe, und das Reich ohne König bleibe, damit ſie ſelbſt das Regiment in ihre Gewalt bekommen; laut äußern etliche vom Adel, ihre Vorväter hätten mit der Erbvereinigung nicht weiſe und gut gehandelt. Als Rädelsführer ſeyen verdächtig Hogenskild und Thure Bielke, Erich Sparre, Guſtav Bauer, Clas Akeſon Tot, Graf Axel Lejonhufwud nebſt einigen wenigen vom übrigen Adel. Derſelben Meinung mit mir iſt auch Herzog Karl, unſer lieber Bruder, mit dem wir völlig verſöhnt ſind, was den Andern eben nicht wohl behagt.“ Obgleich der ſchwache Johann ſeiner alten Abneigung wider den Herzog bald wieder Raum gab, waren doch Karl's Warnungen tief in ſeine Seele gedrungen. Mit großer Heimlichkeit traf er im Frühjahre 1589 Vorbereitungen zu einer Reiſe über die See nach Liefland. Oeffentlich wurde das Gerücht ausgeſprengt, daß Johann gemeinſchaftlich mit ſeinem Sohne Sigismund von Polen einen Friedensvertrag mit Rußland abzuſchließen gedenke. Dieſe Annahme erhielt dadurch Schein, weil Johann ein ſchwediſches Heer zu ſeiner Begleitung aufbot. Aber der beſchloſſene Zug hatte einen andern Zweck. Am 3. Juli 1589 ſegelte Johann III. mit der Königin, ihrem neugebornen Sohne und der geſammelten Mannſchaft von Stockholm nach Reval ab, wo einen Monat ſpäter auch der König von Polen Sigismund eintraf. Nach der Ankunft des Letztern verbreitete ſich die Sage, Johann III. ſey nur deßhalb mit ſeinem Sohne zuſammengekommen, um denſelben mit nach Schweden zu nehmen, Sigismund werde nicht mehr in ſein Reich zurückkehren, ſondern Polen im Stiche laſſen. Wirklich verhielt ſich die Sache ſo: die Reiſe Johann's galt der Aufhebung des Calmarer Statuts. Jetzt ließ der ſchwediſche Adel alle Minen ſpringen. Im Namen des Reichsraths wurde dem König Johann eine Schrift überreicht, worin in den ſchwärzeſten Ausdrücken der Zuſtand Schwedens geſchildert war. „Die Noth des Landes ſey durch den nun 21jährigen Krieg wider Rußland zu ſolcher Höhe geſtiegen, daß der Unterthan nichts mehr zu leiſten vermöge. Das Reich bedürfe der Ruhe, und es wäre mehr als thöricht, unter ſolchen Umſtänden durch eine Treuloſigkeit Polens Feindſchaft herauszufordern.“ Zu gleicher Zeit traten die mit Johann herübergekommenen Edelleute in der Domkirche von Reval zuſammen, und entwarfen eine Eingabe ähnlichen Inhalts: „Sie, die Bittſteller“, hieß es darin, „hätten vernommen, daß König

---

[1]) Geijer II, 247.

Sigismund von der Krone Polen Abſchied nehmen und mit ſeinem Vater nach Schweden gehen wolle. Dieß wäre gegen Brief, Ehre und Treue der beiden Könige, und wenn Sigismund wirklich auf ſolche Weiſe ſeinen Thron verlaſſe, ſo habe Schweden zum Kriege mit Rußland auch einen Krieg mit Polen zu erwarten. „Indeſſen," ſchloß die Schrift, „mögen ihre Majeſtäten der Treue des Adels und Heeres verſichert ſeyn, das Erbrecht Sigismunds auf die ſchwediſche Krone ſolle mit Gut und Blut vertheidigt werden." 61 Namen zählte die Unterſchrift. Da indeß auch dieſe Vorſtellung ihre Wirkung auf den König verfehlte, der die lakoniſche Antwort gab: „ſie müſſen gehorchen, oder ſich nach einem neuen Könige umſehen," ſo begab ſich das Offizierkorps nach dem Schloſſe in Reval, legte außen vor den Fenſtern der Könige ſeine Fahnen nieder, und ſchwur, niemals zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, wenn ſie ohne Noth Schweden ſo vielen Feinden preisgäben. Die Polen drohten gleichfalls. Zuletzt kam ein Brief von dem Statthalter Stockholms, Hogenskild Bielke, mit der Nachricht, Herzog Karl habe in Schweden Unruhen begonnen. Nun riß ſich Sigismund los aus ſeines Vaters Armen, und auch Johann gieng finſter und ſchweigend zu Schiffe. In Stockholm angekommen, fand er, daß Karl ſich ruhig verhalten hatte, und daß Bielke's Nachricht eine Lüge war, ausgeſonnen, um Sohn und Vater zu trennen, und die Doppelregierung zu Gunſten des Adels aufrecht zu halten. Es erfolgte nun eine neue Ausſöhnung zwiſchen den beiden Brüdern. Karl übernahm ſeit dieſer Zeit, wiewohl ohne den Namen davon zu haben, die Regierung, die er jedoch auf eigene Koſten führen mußte. Er verpfändete ſeine Kleinode, entlehnte große Summen von ſeiner Schweſter, der Herzogin von Meklenburg, und mußte zugleich dafür ſorgen, daß ſein Bruder, der König, nicht Das wieder verſchleuderte, was zum Kriegsbedarf beſtimmt war. Johann, der ſelbſt geſtand, daß jetzt in drei Tagen durch ſeinen Bruder mehr ausgerichtet werde, als vorher in ebenſoviel Monaten, beſchäftigte ſich faſt nur damit, dem Reichsrath ſeinen Unwillen einzutränken. In öffentlichen Akten nannte er ihn den ſchwediſchen Reichs-Unrath. Den Senatoren Erich Sparre, Thure und Hogenskild Bielke, Banner und Tot ſprach er ihre Belehnungen ab und verbot ihnen den Eintritt in die Schlöſſer der Krone. Im Jahr 1590 wurde ein Reichstag einberufen, der das Erbrecht auf die ſchwediſche Krone erſt Sigismund, wenn dieſer ohne Söhne ſterben würde, dem Herzog Johann (Sohn des Königs und der Margaretha Bielke, welcher das Herzogthum Finnland erhalten hatte), dann im Falle ſeines Todes ohne männliche Nachkommenſchaft, dem Herzog Karl, und nach Erlöſchen der ganzen männlichen Linie des Waſa-Hauſes, den Prinzeſſinnen zuſprach. Vor eben

dieſem Reichstag verklagte Johann die genannten Herren, und zwar nicht mehr blos wegen des Auftritts in Reval, ſondern bereits auch wegen des Calmarer Statut's; das doch der König ſelbſt gebilligt und unterſchrieben hatte. Der eingeleitete Rechtsgang dauerte zwei Jahre, unter wiederholten Gefängnißandrohungen gegen die Beklagten, bis Krankheit des Königs der Unterſuchung ein Ende machte. Johann legte ſich im Sommer 1592 an einem Zehrfieber. Auf dem Krankenbette verzieh er den angeklagten Reichsräthen und verſicherte, daß er, wenn der Tod ihn verſchone, fürder Niemand mehr in Glaubensſachen zwingen werde, da ſeine Liturgie ſo viel Aergerniß erregt habe. Eitle Reue! Johann III. ſtarb auf dem Schloſſe zu Stockholm den 17. November 1592 im 55ſten Lebensjahre.

Rechtmäßiger König war nunmehr Sigismund von Polen, aber derſelbe befand ſich über der See. Daher übernahm der Herzog Karl, welcher, wie wir ſagten, ſchon in den letzten Jahren Johanns die Geſchäfte geleitet hatte, in Gemeinſchaft mit dem Reichsrath die Regierung, vorerſt für ſo lange, bis Sigismund ſelbſt kommen würde. In einem Schreiben [1]) vom 24. November 1592 zeigte er dieß dem Könige an, fügte aber zugleich die bedeutſamen Worte bei: „da die Polen nun ohne Zweifel verſuchen werden, den ſchwediſchen Theil Lieflands ſich anzueignen, ſo haben Wir den Befehlshabern daſelbſt geſchrieben, kein polniſches Anerbieten gut zu heißen, ehe ſie uns und den Rath davon unterrichtet. König Sigismund möge dieſe Vorſicht geneigt aufnehmen.“ Vier Tage ſpäter berief Karl die vom verſtorbenen Herrſcher abgeſetzten und angeklagten Mitglieder des Reichsraths zu ſich, kündigte ihnen Verzeihung an und gab denſelben die verwirkten Aemter und Lehen zurück. Zugleich wurden alle wegen der Liturgie oder politiſcher Vergehen Verhaftete in Freiheit geſetzt. Die Antwort Sigismund's lautete günſtig, er bat ſeinen Oheim Karl die Regierung fortzuführen, bis es ihm, dem Könige, möglich ſeyn werde, ſelbſt nach Schweden zu kommen; auch die Wiedereinſetzung der Reichsräthe billigte er. So weit ſchien Alles gut zu gehen, aber es war nur die Außenſeite, welche dieſen trügeriſchen Schein darbot. Insgeheim arbeiteten die verſchiedenen Betheiligten, König Sigismund, Herzog Karl, die Mitglieder des hohen ſchwediſchen Adels, an Vollſtreckung der Plane, die Jeder längſt für ſich entworfen. Von Seiten gewiſſer Reichsräthe liefen Briefe am polniſchen Hofe ein, welche Sigismund vor Karl's Anſchlägen warnten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen riethen. Andere ließen es nicht bei bloßen Worten bewenden. Gleich nach Johann's Tode hatte der Graf Axel Lejonhufwud den Verſuch gemacht, die Feſtungen Elfsborg und Gullberg im Namen

1) Geijer II, 268.

Sigismunds zu beſetzen. Der Verſuch war zwar mißlungen, und der Graf mußte aus dem Lande entweichen, aber er gieng nun nach Polen zu Sigismund, den er mit Klagen wider Karl beſtürmte. Ebenſo feindſelig, aber mit beſſerem Glück, verfuhr der von Johann zum Statthalter in Finnland eingeſetzte Feldoberſte Clas Flemming, ein durch ſeine ſoldatiſche Derbheit berüchtigter Herr. In Briefen, die er nach Schweden hinüberſchickte, zog er gegen Karl los, und erklärte, daß er nur von König Sigismund Befehle annehmen werde.

Karl blieb an Thätigkeit hinter ſeinen Gegnern nicht zurück. Er ſuchte den Reichsrath zu gewinnen, indem er mit dieſer Körperſchaft einen Bund des Inhalts abſchloß, unbeſchadet der Treue gegen Sigismund, die Regierung unter gemeinſchaftlicher Verantwortlichkeit, Einer für Alle und Alle für Einen zu führen. Letztere Redensart war ein Lieblingsausdruck Karl's, den er beſonders in ſtändiſchen Verhandlungen zu gebrauchen pflegte, weßhalb König Sigismund dieſen Wahlſpruch des Herzogs Vogelgarn nannte. Immerhin baute Karl nicht viel auf die Bereitwilligkeit des Raths, ſondern ſah ſich nach kräftigern Verbündeten um. Wie ſein Vater Guſtav machte er die Religion zu ſeinem Schilde und ſetzte für ſeine Zwecke die Geiſtlichkeit, das Volk, den Bauernſtand in Bewegung, um durch Plebejer Fäuſte den vornehmen Herrn Schrecken einzujagen. Dabei vergaß er nicht, durch Andere ſcheinbar Unbetheiligte als ihre Meinung ausſprechen zu laſſen, was ſein eigener Wunſch war. Dem verſtorbenen Könige Johann hatte man im Jahr 1590 das Verſprechen abgedrungen, daß zu Beilegung der obſchwebenden Religionszwiſtigkeiten eine ſchwediſche Synode einberufen werden ſolle. Geiſtliche, die in Stockholm anweſend waren, überreichten nun — ohne Zweifel insgeheim vom Herzoge bearbeitet — dem Rathe eine Eingabe, in welcher ſie auf Erfüllung jenes Verſprechens drangen. Der Rath, welcher vollkommen begriff, daß ſeine eigene Macht durch eine ſolche Verſammlung gelähmt werden müſſe, gab ausweichende Antwort; er meinte, daß es zweckmäßiger ſeyn würde, wenn einige ſeiner Mitglieder zu dieſem Zwecke mit der Geiſtlichkeit unterhandelten. Herzog Karl dagegen billigte nicht blos den Antrag des Clerus, ſondern er ſetzte zugleich die Berufung eines Landtags durch. „Die Religion und die Freiheit,“ ſprach er im Reichsrathe, „ſind meines Vaters Wohlthaten gegen das Vaterland. Aus Dankbarkeit dafür haben unſere Stände die Krone erblich gemacht im Hauſe Guſtav's, nur Der iſt der rechte Erbkönig in Schweden, der dieſe Güter dem Reiche erhält. Wir haben jetzt einen König, der in ſeinem Gewiſſen der Macht und dem Willen des Pabſtes unterworfen iſt, um ſo nothwendiger wird es, daß wir für Religion und Freiheit ſolche Bedingungen feſtſtellen, wie ſie Schweden von Alters her von ſeinen Königen

zu fordern das Recht hat.“ Ebenſo kühn äußerte er ſich in einem Schreiben an König Sigismund, in welchem er ihm die Zuſammenberufung der Stände nach Upſala meldete. Dieſe verſammelten ſich im Februar 1593 in großer Anzahl. Die Reichsräthe, vier Biſchöfe, mehr als 300 Geiſtliche, Viele vom Adel, der Bürgerſchaft und dem Bauernſtande erſchienen. Zum Wortführer wurde ein Profeſſor der Theologie aus Upſala ernannt, der um der Liturgie willen Verfolgung erlitten hatte. Nachdem man übereingekommen war, daß die heilige Schrift, aus ſich ſelbſt erklärt, der einzige Grund der evangeliſchen Lehre ſey, und alle Artikel der unveränderten Augsburgiſchen Confeſſion angenommen hatte, erhob ſich Petrus Jonä, Biſchof der Stadt Stregnäs, welche zum Herzogthum Karl's gehörte, und frug alle Anweſende, ob ſie dieſer Lehre beiſtimmen und bei derſelben zu verbleiben geloben, auch wenn es Gott gefiele, daß ſie dafür leiden ſollten? Alle erwiederten: „Wir wollen dafür wagen, was wir in der Welt haben, ſey es Gut oder Leben.“ Da rief der Wortführer: nun iſt Schweden ein Mann geworden, und wir Alle haben einen Gott. Die Veränderungen im Kirchengebrauch und der Lehre, welche unter der vorigen Regierung eingeführt worden waren, wurden ſofort abgeſchafft; der Catechismus Luther's ſollte wieder die Grundlage des Religionsunterrichts ſeyn. Diejenigen Geiſtlichen, die unter Johann III. die Liturgie befördert, waren jetzt die Erſten, dieſelbe abzuſchwören. Noch einen andern wichtigen Akt nahm die Verſammlung vor. Wir haben früher geſagt, daß der verſtorbene König Johann das ſeit 1589 erledigte Erzbisthum zu beſetzen verſchob. Zu dieſer wichtigen Stelle wählten nun die Stände Abraham Angermannus, einen Cleriker, der unter der vorigen Regierung ſich als wüthender Eiferer gegen das „rothe Buch“ und den katholiſchen Glauben ausgezeichnet hatte. Wie in Teutſchland die Theſen Luthers, ſo werden in Schweden die Beſchlüße des Reichstags von Upſala alle hundert Jahre feierlich begangen. Wirklich ward durch dieſe Verſammlung die Reformation im Norden feſt begründet, aber ſie hat auch zugleich eine ſtählerne Mauer wider das Thronrecht Sigismund's aufgeführt. Denn auf die Grundlage ſolcher Beſchlüſſe hin, konnte der Katholike Sigismund unmöglich Schweden regieren.

Sigismund machte kein Hehl aus ſeiner Geſinnung. In einem Schreiben an Karl dankte er dieſem für die gehabte Mühe und ſagte: „die Schweden möchten ſich wegen Lieflands beruhigen, die Freiheiten und Geſetze des Reichs werde er aufrecht erhalten und der Religion wegen Niemand lieben oder haſſen.“ Zugleich aber erklärte er, daß er die während ſeiner Abweſenheit zu Upſala gefaßten Beſchlüſſe nicht billigen könne, noch wolle. Dieſe Antwort gefiel dem Herzog und ſeinen Anhängern nicht. Karl ſchickte den Reichsrath Bielke nach Polen hinüber, um den König zu bitten, daß er die Landes-

geſetze unumwunden beſtätigen, auch die Zeit ſeiner Reiſe nach Schweden vorausbeſtimmen möge, da der Herzog ihn mit einer Flotte abzuholen gedenke. Kaum war der Geſandte abgereist, als in Schweden die Nachricht einlief: ein päbſtlicher Legat, Namens Malaſpina, ſey nach Warſchau gekommen, und habe den König aufgefordert, in ſeinem Erbreiche die alte Kirche wieder herzuſtellen, auch zu dieſem Zwecke Geld angeboten; in ähnlichem Sinne ſey vom kaiſerlichen Geſandten geſprochen worden. Sigismund habe ferner auf ſeiner bereits angetretenen Reiſe nach Schweden die evangeliſchen Kirchen in Thorn und Elbing ſchließen laſſen, und aus Furcht vor gleichem Verfahren ſey in Danzig, während der Anweſenheit des Königs, ein Aufruhr ausgebrochen. Sigismund kam früher, als Karl erwartet hatte. Ohne den Herzog Reichsverweſer zu fragen, fuhr nämlich der oben erwähnte Clas Flemming mit ſeinen Schiffen von Finnland nach Danzig, nahm dort Sigismund mit ſeinem Gefolge ein, und brachte ihn Ende September 1593 nach Stockholm. Karl ſtand auf der Schloßbrücke, den König zu empfangen, neben ihm der neuerwählte ſchwediſche Erzbiſchof Abraham Angermannus, für Sigismund ein ebenſo widerlicher Anblick, als der päbſtliche Legat Malaſpina für jenen. Nach kurzem Beiſammenſeyn, während deſſen der Herzog in Gegenwart des Königs ſeinem Grolle gegen Clas Flemming den Lauf ließ, begab ſich Karl in ſein Herzogthum zurück, und überließ es dem Reichsrathe mit Sigismund zu unterhandeln.

Man drang auf die Verſicherungen, aber Sigismund wollte weder die Beſchlüſſe der Upſala-Verſammlung, noch die Wahl des Erzbiſchofes beſtätigen. Seine Jeſuiten und die Stockholmer Pfarrer predigten gegen einander. Sigismund hatte die Abſicht, den Katholiken eine Kirche in dem ehemaligen Franziskanerkloſter Stockholms einzuräumen, und ließ daſelbſt mit Gewalt ein katholiſches Begräbniß feiern, wobei Polen und Schweden ſich in der Kirche ſelbſt aufs Blut ſchlugen. Von vornehmen Schweden zog der König nur ſolche in ſeine Nähe, die zum Katholizismus übergegangen waren. In den Unterhandlungen mit dem Rathe ſelbſt zeigte er alle jene Spitzfindigkeiten, die er von den Jeſuiten erlernt. „Wäre ich Wahlkönig," äußerte er gegen Die, welche ihn um Beſtätigung der Beſchlüſſe von Upſala baten, „ſo würde mein Gewiſſen mir verboten haben, irgend eine andere Religion zu genehmigen, als die ich ſelbſt für die wahre halte; nun bin ich aber geborner Erbkönig eines Reiches, das eine andere Lehre bekennt; ich will dieſe ungeſtört laſſen, ſobald man mir vorher erklärt, was für Freiheiten dafür meinen Glaubensgenoſſen den Katholiken zugeſtanden werden.

Indeſſen war auf den Februar 1594 ein Reichstag nach Upſala ausgeſchrieben, um zugleich das Leichenbegängniß des verſtorbenen Königs und

die Krönung des neuen zu feiern. Voll gegenſeitiger Erbitterung fanden ſich Sigismund und die Stände ein. Auch Karl erſchien, doch nicht allein, ſondern mit einem Gefolge zu Fuß und Roß. Die Leichenfeier wurde mit großer Pracht begangen, aber der päbſtliche Legat erhielt die Weiſung, ſich vom Zuge entfernt zu halten, und den Jeſuiten drohte man mit dem Tode, wenn ſie ſich in der Kirche blicken ließen. Vor dem zweiten Theile des Akts, der Krönung, kam es zu harten Auftritten. In der Ständeverſammlung ſprach der Herzog: „ich trenne mich nicht von Euch; will Sigismund euer König ſeyn, ſo muß er auch euer Begehren erfüllen.“ Dem Könige erklärte er, daß früher an keine Krönung gedacht werden könne. Schon bot ihm damals der Bauernſtand die Krone an; er befahl ihnen zu ſchweigen. Andere ſprachen davon, den jungen Prinzen Johann (den Halbbruder des Königs) auf den Thron zu ſetzen. Der Hof brauchte ausweichende Antworten und ſuchte die Stände zu trennen. Es gieng ein Gerücht um von Mordanſchlägen gegen den Herzog. Karl verdoppelte ſeine Wachſamkeit und hielt ſeine Reiter in Bereitſchaft. Die Stände ihrerſeits gelobten ſich unter Gebet, auf den Knieen liegend, die Beſchlüſſe der Verſammlung von Upſala aufrecht halten zu wollen. Kein Katholik ſolle in Schweden irgend ein Amt bekleiden dürfen, wer zur päbſtiſchen Lehre übergehe, oder ſeine Kinder in derſelben erziehen laſſe, müſſe auf das Bürgerrecht verzichten. Katholiken dürfen ſich zwar im Reiche aufhalten, ſo lange ſie ruhig bleiben, aber kein katholiſcher Gottesdienſt ſey erlaubt, außer in der Hofkapelle. Letztere Beſtimmung war Alles, was der Hof erhalten konnte, und als der Herzog zuletzt drohte, abzureiſen und die Stände zu beurlauben, wenn nicht eine beſtimmte Antwort innerhalb 24 Stunden erfolge, unterwarf ſich endlich der König den vorgeſchriebenen Bedingungen. Auch der neugewählte Erzbiſchof mußte in ſeinem Amte beſtätigt werden, doch durfte er Sigismund nicht krönen, ſondern nur das Gebet bei der Feierlichkeit verleſen. Als der König während der Eidesleiſtung die Hand ſenkte, erinnerte ihn Karl ſie aufrecht zu halten. Er ſelbſt ſchwur dem Könige, ohne ſeine Kniee zu beugen, doch legte er ihm ſeinen fürſtlichen Hut zu Füßen. Seine Rechte als Herzog wurden beſtätigt.

Nach der Krönung und zum Theil noch vor derſelben begann eine Reihe von Intriken um den Beſitz der Gewalt während der Abweſenheit des Königs, der ohne Aufſchub wieder nach Polen zurückkehren mußte. Die Regierung ſo viel als möglich zu zerſplittern, um über die Getrennten deſto leichter herrſchen zu können, war die unverholene Politik des Hofes, während der Herzog, als Erbfürſt und natürlicher Regent des Landes, die Macht in ſeinen Händen vereint wiſſen wollte. Zwiſchen dieſen beiden Gegenſätzen drehte ſich das Spiel, das jetzt aufgeführt ward. Zuerſt trat Erich

Sparre — der Verfaſſer des Calmarer Statuts — auf den Schauplatz, er übergab dem König eine wohlſtudirte Schrift, die unter dem Scheine allgemeiner geſetzlicher Freiheit nichts als Bevorzugung des Adels und Wiederherſtellung alter Privilegien athmete. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich. Sigismund unterzeichnete eine beſondere Verpflichtung, wodurch er die von ſeinem Vater König Johann III. dem Herrenſtand ertheilten Privilegien bedeutend vermehrte. Richterſtellen werden darin ausſchließlich dem Adel vorbehalten, ſo wie alle andern hohen Aemter des Reichs in der Kanzlei, in der Verwaltung, im Heere; keine geringe und unadelige Männer dürfen in irgend ein Amt über die Herren oder neben ſie eingeſetzt werden. Unter Mitwirkung des Rathes ſolle das Reich regiert, und Niemand in den Rath aufgenommen werden, ohne das Gutachten ſeiner übrigen Mitglieder. Außerdem ſolle der Reichsrath und der Adel gebührlich mit Land und Lehen bedacht werden, und eigene Gerichtsbarkeit über ſeine Grundholden genießen. Zuletzt wurde noch der Ritterdienſt herabgeſetzt, und dagegen alle mit deſſen Uebernahme urſprünglich erworbenen Rechte dem Adel und ſeinen Untergebenen beſtätigt. — Die nächſte Schwierigkeit war das Verhältniß der Macht des Herzogs zu den Rechten des Rathes zu beſtimmen. Erich Sparre hatte abermal einen Plan zur Hand, der eine weitläufige, zwiſchen Rath und Herzog zerſplitterte und künſtlich abgewogene Vielherrſchaft beabſichtigte. Der Hof war geneigt darauf einzugehen. Karl widerſprach. „Nach ſchwediſchen Geſetzen,“ meinte er, „komme es dem Reichsrathe nicht zu, zu regieren, ſondern nur zu rathen. Als geborner Erbfürſt ſey er berechtigt, in des Königs Abweſenheit zu herrſchen.“ Er drohte mit einem neuen Reichstage, wenn man ſeine Vorſchläge nicht genehmige. Der Hof ſchwankte hin und her, und zuletzt ließ Sigismund bei ſeiner Abreiſe die Sache unentſchieden, indem er den Herzog einfach ermächtigte, die Regierung gemeinſchaftlich mit ſämmtlichen Räthen zu führen, ohne daß die Gränzen für die Gewalt Beider beſtimmt wurden. Dieß war noch nicht Alles. König Sigismund übertrug den Statthaltern der Provinzen eine von dem Reichsrathe und dem Herzoge völlig unabhängige Gewalt. Clas Flemming wurde mit ſolchen geheimen Aufträgen als Admiral, Reichsmarſchall und oberſter Statthalter in Finnland beſtätigt. Von ſeinen Schwägern aus der Familie Stenbock erhielten unter denſelben Bedingungen Erich Weſtergothland, Arvid Oſtergothland, Karl Småland; Erich Brahe, obgleich Papiſt, und als ſolcher kraft der Upſaler Beſchlüſſe von allen Aemtern ausgeſchloſſen, ward nicht nur zum Statthalter auf dem Stockholmer Schloſſe, ſondern auch zum Hauptmann über Upland und Norrland eingeſetzt. Erich Sparre bekam zur Belohnung für ſeine Verdienſte die Landshauptmannſchaft von Weſtmann-

land und Dalekarlien. Es gab demnach ſo viele Fürſten in Schweden als Statthalter. Herzog Karl nannte letztere mit Recht Gaukönige.

Vor der Abreiſe Sigismund's brachen Unruhen in Stockholm aus. Seine Hofleute zeigten offene Verachtung gegen den lutheriſchen Gottesdienſt. Dafür hielten die Einwohner Wache, wenn ihre Prediger auf die Kanzel giengen. Am Gründonnerstage 1594 wuſchen der König und die Königin nach alter Sitte 12 armen Männern die Füße. Sonntags predigte der lutheriſche Pfarrer Schepperus dagegen, und verbot Jedermann, dieſen Bettlern Allmoſen zu geben. Beinahe wären dieſelben Hungers geſtorben. Der König vermehrte ſeine polniſche Leibwache, deren Gewaltthätigkeit viel Aergerniß gab. Als der Rath ſich hierüber beklagte, antwortete Jener ſpöttiſch: „200—300 Mann ſeyen nicht zu fürchten, die Fremden drücken das Land nicht, Alles, was er vom Reiche genommen, ſteige nicht über 2000 Thaler." Jetzt ließ der Rath einen Haufen Bauern aus Dalekarlien in die Hauptſtadt kommen und näherte ſich dem Herzoge, beſonders als man noch erfuhr, daß Sigismund eine Flotte aus Danzig verſchrieben habe, und als dieſelbe mit einer Anzahl polniſcher Soldaten in Stockholm landete. Die Bürger bewaffneten ſich und trugen Steine aus den Straßen in ihre Häuſer. Bei ſolcher Stimmung der Gemüther begab ſich Sigismund den 14. Juni 1594 an Bord, um nach Polen zurückzukehren. Noch in den Scheeren unterhandelte er mit Karl, deſſen letzte Antwort war, daß er die Stände über die Regierung des Reiches hören wolle.

Im nämlichen Winter, der auf dieſen ſtürmevollen Sommer folgte, erblickte der Held vorliegender Geſchichte das Licht der Welt. Den 9. Dezember 1594 Morgens 8 Uhr gebar die zweite Gemahlin Karl's Chriſtina, Tochter des Herzogs Adolf von Holſtein-Gottorp, auf dem Stockholmer Schloſſe ihren erſten Sohn, der ſeinen beiden Großvätern mütterlicher und väterlicher Seits zu Ehren in der Taufe den Namen Guſtav Adolf empfing. Länger als zehn Jahre vor ſeiner Geburt ſoll Tycho Brahe, der berühmte Aſtrolog und Mathematiker, am Himmel geleſen haben, daß ein neuer in der Caſſiopea entdeckter Stern einen großen Prinzen bedeute, der im Norden geboren, wunderbare Thaten verrichten, und die proteſtantiſche Kirche retten werde. Auch andere Aſtrologen, die man damals an allen Höfen hielt, weiſſagten dem königlichen Kinde hohen Ruhm. Karl ſelbſt feierte die Geburt ſeines Sohnes bedeutſam mit Wiederherſtellung der Univerſität zu Upſala, der feſteſten Stütze des nordiſchen Proteſtantismus. Die Feierlichkeiten bei der Taufe am Neujahrstage 1595 zeigten noch eine ſolche Eintracht zwiſchen dem Reichsrathe und dem Herzog, daß Sigismund neuen Verdacht gegen den erſteren ſchöpfte.

Bald änderte ſich jedoch dieſes Verhältniß. Karl hatte nach lang-

wierigen Unterhandlungen im Mai 1595 den 26jährigen Krieg mit Rußland durch den Teuſiner Friedensſchluß beendet, kraft deſſen Narva, Reval und Eſthland den Schweden verbleiben, dagegen Kexholm mit ſeinen Lehen an die Ruſſen abgetreten werden ſollte. Die nächſte Folge des Friedens war, daß Clas Flemming, der die ſchwediſche Kriegsmacht in Finnland befehligte und Kexholm beſetzt hielt, ſeine Soldaten entlaſſen und den Platz herausgeben mußte. Wir vermuthen, daß der Herzog hauptſächlich um Flemming, der ſich bisher als ſeinen entſchloſſenſten Gegner gezeigt, zu entwaffnen, den Abſchluß des Vertrags mit den Ruſſen beſchleunigt hat. Allein Flemming, von Sigismund insgeheim dazu beauftragt, behielt, trotz Karl's Aufforderungen, ſein Heer beiſammen und verzögerte unter mancherlei Ausflüchten die Auslieferung des Platzes — erſt zwei Jahre ſpäter, nach Flemming's Tode, konnte Kexholm den Ruſſen, die mit Erneuerung des Kriegs gedroht hatten, übergeben werden. — Der Ungehorſam Flemming's beſtimmte nun Karl, die Drohung, welche er ſchon bei Sigismund's Abreiſe ausgeſprochen, zu verwirklichen. Er erklärte: daß die Einberufung eines neuen Landtags nöthig ſey. Aber eben wegen dieſer Forderung zerfiel er mit dem Reichsrath, welcher nichts von Landtagen hören wollte. Die Sache verlief folgendermaßen: Karl erließ an den König nach Polen ein Schreiben, in welchem er über die Regierungsform klagte und eine beſſere Ordnung für das Reich verlangte. Sigismund antwortete: der Herzog ſowohl als der Reichsrath ſolle ſich bei der Einrichtung begnügen, die er, der König, bei ſeiner Abreiſe aus Schweden hinterlaſſen habe, wenn er ſelbſt wieder ins Reich komme, wolle er zuſehen, was etwa zu ändern ſey. Sogleich nach Empfang dieſer Antwort wandte ſich Karl an die Reichsräthe mit der Forderung, Alles gutzuheißen, was er, der Herzog, beſchließen würde. Als dieſe ſich hartnäckig weigerten, berief er ſich auf die Stände und erklärte ſeine Abſicht, einen Landtag auszuſchreiben. Von Neuem proteſtirte nun der Rath: „er wolle dem geſetzmäßigen Könige treu und hold verbleiben, und Nichts gegen ſeinen Willen thun.“ Zu gleicher Zeit wurde ein von ſämmtlichen Reichsräthen unterſchriebener Brief an Sigismund abgefertigt, in welchem dieſe ihren Gebieter warnten, und Geld und Kriegsvolk verlangten, um ſich den wachſenden Eingriffen des Herzogs mit Gewalt widerſetzen zu können. Jetzt zog der Herzog andere Saiten auf. Schon waren auf ſeinen Befehl die Ausſchreiben ausgefertigt, welche einen Herrentag auf den 30. September nach Söderköping beriefen. Es fehlte nur noch an der Unterſchrift der Reichsräthe. Karl forderte dieſelben auf, zu unterzeichnen; ſie weigerten ſich; nun drohte der Herzog: „Ihr müßt die Briefe unterſchreiben und ſelbſt auf den Reichstag kommen, oder Ich will Euch einen andern Weg weiſen. Ich bin ein Königsſohn und Erbfürſt hier

im Reiche; nach meinem Willen ſollt Ihr thun, und wenn Ihr nicht gutwillig folget, will Ich Euch gebunden nach Söderköping abführen laſſen." Jetzt mußten die Herren, gut oder übel wollend, ſich bequemen, ihren Namen unten hinzuſetzen. Doch hofften ſie noch auf Beiſtand von Seiten des Adels und der Ritterſchaft. Aber auch dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Als die Stände im Oktober verſammelt waren, übergab ihnen der Herzog zuerſt mehrere Klagpunkte: „wenn Er nicht neben dem Namen auch die Macht eines Reichsverweſers erhalte, wenn nicht die beſchwornen Verſprechungen des Königs Sigismund in Betreff der Religion erfüllt würden, wenn nicht Clas Flemming und andere Widerſpenſtige die verdiente Strafe erhielten, wolle Er ſich lieber aller Gewalt entſchlagen und das Reich ſich ſelbſt überlaſſen." Weiter verlangte er, daß jeder Anweſende die Beſchlüſſe, die auf dem gegenwärtigen Reichstage gefaßt würden, unterſchreiben und beſiegeln ſolle. Dieß war nur ein Vorſpiel. Nachdem die Punkte, um die es ſich handelte, der Verſammlung bekannt und vorläufig gebilligt waren, berief er die Stände auf den Marktplatz der Stadt, und ließ ſich daſelbſt einen Stuhl hinſtellen, um von ihm herab die Mitglieder anzureden. Aber nicht an alle Stände, oder an den vornehmſten derſelben — den Adel — richtete er ſeine Worte, wie es ſonſt bei Reichstagen der Brauch war, ſondern an das Volk, an die Vertreter der Bürger und Bauern: „Nachdem wir, ehrliche und gute Männer, übereingekommen ſind über die Beſchlüſſe, die euch vorgeleſen wurden, ſo geht nun meine Anfrage an Euch, ob Ihr geſonnen ſeyd, zu vertheidigen, was hier ausgemacht worden iſt, und dafür einzuſtehen Alle für Einen und Einer für Alle, dieweil ja nichts beſchloſſen wurde, was den Verpflichtungen und Rechten des Königs Sigismund oder dem Wohle des Landes zuwider wäre." Sogleich rief das Volk: „ja, ja, gnädiger Herr, wir wollen," hub die Hände auf gen Himmel und ſchwur laut, mit ſeiner fürſtlichen Gnaden zu halten Alle für Einen und Einer für Alle. Hierauf wandte ſich Karl an die Reichsräthe, die Biſchöfe und den Adel, die ſeinen Stuhl umgaben mit der Frage: „Und Ihr, was ſagt Ihr hiezu. Hört Ihr, was dieſe geſchworen haben, wollt Ihr euch trennen von ihnen?" Der Reichsrath antwortete im Namen des Adels, und verſprach ſeiner fürſtlichen Gnaden in Allem zu gehorchen, was dem König und Vaterland zu Nutz und Frommen gereiche. Karl mit dieſer allgemeinen Redensart nicht zufrieden, rief ihnen zu: „ſo hebt die Hände empor und ſchwört, daß Ihr mir gehorchen wollet in Allem, was ich Euch befehlen werde." Die Meiſten hoben die Hände auf und ſchwuren, aber es fehlte auch nicht an Solchen, die ſich deſſen weigerten. Weiter ſprach nun der Herzog von nöthigen Ausgaben für die Beſoldung des Heeres, und andern Geldbedürfniſſen. „Wir wollen Vorſorge

treffen," ſagte er, „daß es ſich nicht hoch auf den Mann belaufen ſoll." Sogleich verſprach das Volk, die Steuer zu bezahlen, und dankte noch dem Herzog, daß er ſie zu ſchonen verſprochen habe.

In Folge der Verſammlung von Söderköping ſetzte Karl vollends ins Werk, was ſchon frühere Landtage gegen die katholiſche Religion beſchloſſen hatten. Der katholiſche Gottesdienſt in Stockholm und zwei andern Orten wurde eingeſtellt, das Kloſter zu Wadſtena, das letzte und berühmteſte in ganz Schweden, gänzlich aufgehoben. Zugleich ordnete er eine allgemeine Kirchenunterſuchung im ganzen Reiche an, um die letzten Ueberbleibſel des Pabſtthums auszurotten. Bei dieſer Gelegenheit zeigte der lutheriſche Erzbiſchof des Reichs Abraham Angermannus, der mit der Herſtellung der Kirchenzucht beauftragt war, eine unerhörte Härte. Ruthenſtrafe, Begießung mit eiskaltem Waſſer, Gefängniß bei Waſſer und Brod waren die Mittel, deren ſich der hochwürdige Herr bediente, um die erkrankten Schaafe auf den Weg des wahren Glaubens zurückzuführen. Andere Geiſtliche, namentlich der Pfarrer Erich Schepperus in Stockholm, eiferten auf gleiche Weiſe. Dieſer Mann, bekannt durch ſeinen Widerſtand gegen die Liturgie König Johann's, verſuchte es auch das weltliche Regiment zu meiſtern. Er predigte gegen die Steuer, die auf dem Reichstage zu Söderköping ausgeſchrieben worden, und hetzte die Stockholmer Bürgerſchaft in dieſem Sinne auf. Alsbald ſetzte ihn der Herzog ab. Der Erzbiſchof nahm ihn in Schutz. Aber nun ſchrieb Karl im Auguſt 1596 an dieſen: „Wir wollen das von unſerm ſeligen Vater erworbene Recht bewahren, daß es der Obrigkeit zukomme einen Geiſtlichen aus gegründeten Urſachen ſeines Amtes zu entſetzen, denn ſonſt möchten wir lieber unter dem Pabſte ſtehen als unter dem Erzbiſchof und Capitel von Upſala." Auch bezeigte der Herzog dem Prälaten ſeine Unzufriedenheit mit der Art, in der er die Kirchenunterſuchung vorgenommen. „Nicht wie ein Erzbiſchof" — ſagte er ihm — „ſondern wie ein Scharfrichter habt Ihr euch dabei betragen, und großen Mißmuth unter dem Volke erregt."

Seit dieſer Lektion wandte ſich ein nicht unbedeutender Theil der lutheriſchen Clериſei von Karl ab. Zugleich verſäumte auch der polniſche Hof kein Mittel, um dem Herzoge Verlegenheiten zu bereiten. Während zu Ende des Jahrs 1596 wegen Mißwachſes und Ueberſchwemmungen eine fürchterliche Hungersnoth in Schweden herrſchte, verbot Sigismund die polniſche Kornausfuhr dahin, und ließ überdieß Ausſchreiben in Schweden verbreiten, worin dem Volke verboten wurde, die von Karl verlangten Steuern zu entrichten. Sehr groß war die Gefahr, mit welchen ſolche und ähnliche Aufreizungen den Herzog bedrohten. Aber er wurde gerettet durch den Inſtinkt des ſchwediſchen Bauern, für den es ein Hauptſtück ſeines

politiſchen Glaubensbekenntniſſes geworden, daß Schweden nur durch enges Anſchließen an das Haus und die Grundſätze Guſtav Waſa's beſtehen könne. Als Ausdruck dieſer Geſinnung muß man ein Rundſchreiben betrachten, das die Dalekarlier zu Anfang des Jahres 1597 an die übrigen Landſchaften ergehen ließen. Darin hieß es unter Anderem: „Ueber ganz Schweden dürfen nicht mehrere, ſondern nur Einer König ſeyn. Und da der König Sigismund ſelbſt nicht im Reiche iſt, und ſein Sohn und Bruder unmündig, ſo können und wollen wir keinen Andern als Reichsverweſer anerkennen, als ſeine fürſtlichen Gnaden den Herzog Karl."

Indeſſen war es zu weiteren Zerwürfniſſen zwiſchen dem Rathe und dem Herzoge wegen Clas Flemming's gekommen. Da nämlich dieſer in Finnland den Beſchlüſſen von Söderköping nicht nur offen Trotz bot, ſondern auch alle Die verfolgte, welche ſich denſelben unterwarfen, oder überhaupt Klagen nach Schweden an den Herzog brachten, ſo forderte Karl im October 1596 die Abſendung eines Heers, um den Widerſpenſtigen mit Gewalt zu zwingen. Allein der Reichsrath ertheilte ausweichende Antworten und unterhandelte. Nun dankte der Herzog am 2. November 1596 ab, aber mit der Erklärung: ſo wie er die Regierung von den Ständen empfangen habe, ſo wolle er ſie auch in die Hände der Stände niederlegen. Er ſchrieb deßhalb einen neuen Reichstag nach Arboga aus auf den Februar des Jahres 1597. Kurz darauf kam ein Brief von Sigismund aus Polen, worin es hieß: „der König habe in Erfahrung gebracht, daß der Herzog ſich nach der vorgeſchriebenen Form nicht mehr mit der Regierung befaſſen wolle, der Reichsrath ſolle deßhalb von Nun an allein mit der Leitung der Geſchäfte beauftragt ſeyn."

Alsbald erhoben die Anhänger Karl's Einſprache, zuerſt einige Profeſſoren der Univerſität Upſala, welche an den Herzog ſchrieben: „ſie hätten mit großem Herzeleid vernommen, daß er ſich vom Reiche trennen wolle, als geborne ſchwediſche Männer bäten ſie ihn, dieß nicht zu thun." Bald erſchollen lautere Stimmen. Abſichtlich war die Eröffnung des Reichstages zu Arboga auf einen Markttag verlegt worden, wo auf jeden Fall viel Volk zuſammen kommen mußte. Auch hatte Karl IX. vorher mit den Bauern auf den Märkten zu Enköping und Upſala Zwieſprache gehalten, worauf die Dalekarlier in einem offenen Brief die übrigen Landſchaften, ſich in voller Zahl einzufinden, ermahnten. Wirklich kam der angeſagte Landtag, trotz eines förmlichen Verbots von Seiten des Königs und einer Proteſtation des Raths, im Februar in Arboga zuſammen. Von den Räthen des Reichs erſchien nur ein einziger, den Karl mit großen Belehnungen zu dieſem Schritt vermocht hatte, von dem Adel mit geringer Ausnahme nur Diejenigen, welche im Herzogthum Südermannland angeſeſſen, und alſo

Karl's Vaſallen waren. Die Geiſtlichkeit kam, aber viele Mitglieder dieſes Standes, die ſonſt am heftigſten Parthei gegen Sigismund gehalten, galten jetzt als ſeine Anhänger. Karl klagte den Erzbiſchof Angermannus öffentlich an, das Verbot Sigismund's gegen die Söderköpinger Beſchlüſſe verbreitet zu haben. Er wurde ſpäter abgeſetzt und ſtarb im Elende. Auf dem Reichstage ſelbſt gieng es wild zu. Karl redete zu den Bauern; dieſe ſchrieen: „ja Herr, wir wollen Euch vertheidigen, ſo lange unſer Blut warm in den Adern iſt." Zugleich hoben ſie die Aexte und Knüttel auf gegen die Adeligen und drohten, alle Herren todtzuſchlagen. Wie zu erwarten ſtand, ließ ſich der Herzog bewegen, die Regierung wieder anzunehmen. Die früheren Beſchlüſſe von Söderköping wurden beſtätigt. Wer ſich widerſetzte, ſollte als Reichsfeind mit den Waffen bezwungen werden. Jetzt verließen die meiſten Reichsräthe das Land, vor allen Andern Erich Sparre. Sie ſuchten am Hofe Sigismund's Zuflucht. Karl, die Muthloſigkeit ſeiner Gegner ungeſäumt benützend, nahm die Städte Elfsborg, Stegeborg, Calmar, die ſich bis dahin in den Händen der von Sigismund eingeſetzten Statthalter befanden, und fuhr dann nach Finnland hinüber. Dort war indeß Clas Flemming geſtorben. Abo, von ſeiner Wittwe vertheidigt, fiel zugleich mit der finniſchen Flotte in die Hände des Herzogs. Mehrere in Abo gefangene Edelleute mußten mit Karl nach Schweden wandern, und wurden dort auf ſeinen Befehl hingerichtet. Der Bürgerkrieg war ausgebrochen.

Auf die Nachricht von dieſen Vorgängen ließ Sigismund in Schweden bekannt machen, daß er unverzüglich in ſein väterliches Reich zurückzukehren gedenke. Er forderte, eine ſchwediſche Flotte ſolle ihn in Danzig abholen, eröffnete aber zugleich, daß er es wegen ſeiner perſönlichen Sicherheit für nöthig erachte, polniſche Soldaten mitzubringen. Fände er Schweden ruhig, ſo ſollen dieſe Truppen ſogleich wieder nach Hauſe geſchickt werden. Allein ſtatt Schiffe zu rüſten, wandte ſich Karl wieder an die Stände. In zwei Verſammlungen zu Upſala und Wadſtena (den 20. Februar und 25. Juni 1598), verband ſich Herzog und Volk, mit einander Leben und Eigenthum für die früheren Beſchlüſſe einzuſetzen, und eher Alles zu dulden, ehe man geſtatte, daß einer von den Verbündeten Verfolgung wegen der Söderköpinger Beſchlüſſe erfahre. In den heftigſten Ausdrücken erklärten ſich die anweſenden Stände gegen die entwichenen Reichsräthe; ſie ſeyen es, die Aufruhr anſtiften und fremde Kriegsvölker ins Land ziehen wollen, deßhalb ſollen ſie auch zu Gericht ſtehen.

Nachdem Sigismund lange vergeblich auf die ſchwediſche Flotte gewartet, beſtieg er mit 5000 Mann polniſcher Truppen und einem glänzenden Hofſtaate Danziger Kauffartheiſchiffe, und landete den 30. Juli 1598

bei Calmar. Dieſe Stadt öffnete ihm ſogleich die Thore. Der König ſelbſt, ſowie die entflohnen Reichsräthe, die in ſeinem Gefolge waren, thaten Alles, um die Herzen der Schweden zu gewinnen, und zwar nicht ohne Erfolg. Ein guter Theil Finnlands hatte ſich bald nach Karl's Abreiſe einem Partheigänger des Königs, Arwid Stålarm, ergeben. Auch Stockholm erklärte ſich für Sigismund, deßgleichen viele Einwohner der Provinz Gothland. Karl war auf die Streitkräfte ſeines Herzogthums und auf die Anhänglichkeit der Bauernſchaften Norrlands und Dalekarliens beſchränkt, welche ihm auch in dieſer Gefahr die alte Treue bewieſen. Unter den Dalekarliern lief das Gerücht um, daß nicht Sigismund ſelbſt gekommen ſey, ſondern ein Schuſtergeſelle, der ihm ſehr gleiche, und den die Polen abgeſchickt hätten, um das ſchwediſche Reich zu verwirren. Als ein Beamter des Königs nach Dalarna kam, um die Thalbauern zum Gehorſam gegen den König aufzufordern, ſchlugen ſie ihn todt und begiengen dabei unerhörte Gräuel gegen die Anhänger Sigismund's. Sie erneuerten hierauf ihren alten Bund mit den Weſtmanländern, Geſtrikern und Helſingern, und rüſteten ſich, Karln zu Hülfe zu ziehen.

Während dieß im oberen Schweden vorgieng, unterhandelten König und Herzog einen Monat lang ohne Erfolg. Sigismund begab ſich nach Stegeborg. Herzog Karl folgte ihm mit ſeinem Heere, ward aber in der Nacht des 8. Septembers 1598 von dem polniſchen Oberſt Weyer umgangen, verlor viele Leute und gerieth in eine ſehr ſchwierige Lage. Mit einem abgeſchlagenen Kopfe auf ſeiner Lanze eilte nun der liefländiſche Edelmann Farenbach, welcher in polniſchen Dienſten ſtand, zum Könige und beſchwor ihn, die gewonnenen Vortheile zu verfolgen. Doch Sigismund's ſanftes Herz konnte den Anblick des vergoſſenen Bürgerblutes nicht ertragen; er ließ dem Herzoge ſagen, daß er ſich zurückziehen möge. Dieſer war durch die königliche Milde ſo gerührt, daß er in den erſten Aufwallungen vor ſeinen Feldoberſten erklärte, mit Weib und Kind aus dem Reiche gehen zu wollen, wenn die Einigkeit dadurch wieder hergeſtellt werde. Doch dieſe Empfindſamkeit verflog bald, die Unterhandlungen wurden von Neuem begonnen, und als bald darauf Karl's Flotte ankam, ſpannte er ſeine Forderungen höher. Sigismund zog ſich nach Linköping. Der Herzog nahm hierauf Stegeborg ein und folgte dem Könige. Auf beiden Ufern des Stångeſtroms, bei Linköping, kam es am 25. Sept. 1598 zur Schlacht. Das königliche Heer erlitt eine völlige Niederlage; 2000 Mann bedeckten die Wahlſtatt; der Herzog verlor nur wenige Leute. Man nennt es die Schlacht von Stångebro. Sigismund wäre ſelbſt gefangen genommen worden, hätte Karl nicht einen Waffenſtillſtand bewilligt, unerachtet eines verrätheriſchen Schuſſes, der während der Unter-

handlungen auf ihn abgefeuert wurde. Am andern Tage nach dem Treffen kamen der Herzog und Sigismund zu einer perſönlichen Unterredung zuſammen. In Folge derſelben wurde am 28. September ein Vergleich abgeſchloſſen, des Inhalts, daß das Vergangene vergeſſen ſeyn, daß die fremden Truppen, mit Ausnahme der Leibwache des Königs, fortgeſchickt werden, daß endlich die Regierung an Sigismund übergeben werden ſollte, jedoch mit dem Bedinge, dieſelbe gemäß den Söderköpinger Beſchlüſſen zu führen! Außerdem wurde beſtimmt, daß innerhalb der nächſten vier Monate ein Reichstag einberufen werden müſſe, bis zu dieſer Zeit ſollten die vom Herzoge eingeſetzten Beamten in ihren Aemtern bleiben.

Da der König als Katholik unmöglich in proteſtantiſchem Sinne regieren konnte, was doch die Söderköpinger Beſchlüſſe vorausſetzten, ſo ſieht man, daß Sigismund durch dieſen Vergleich eigentlich die Krone Schwedens aufgegeben hatte. Nur das Wort war noch nicht ausgeſprochen. Sigismund erfuhr eine weitere Demüthigung. Herzog Karl forderte nämlich, daß von der bedungenen Amneſtie fünf entflohene ſchwediſche Reichsräthe ausgenommen ſeyen, die den König in das Reich begleitet hatten, nämlich Guſtav und Sten Banner, Erich Sparre, Thure Bielke und Göran Poſſe. Sie ſollten an den Herzog ausgeliefert werden. Sigismund that Alles, um dieſe demüthigende Bedingung abzuwenden. Er ſchickte den Grafen Brahe ab, um Karl IX. zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Herzog antwortete: „Wider euch, Graf Brahe, habe ich Nichts, Ihr bekennt denſelben Glauben wie der König und habt nach eurem Gewiſſen gehandelt. Aber nicht ſo die fünf Andern; will ſie der König nicht gutwillig ausliefern, ſo finden ſich Männer hier, welche die Verräther des Landes mitten aus des Königs Umgebung herauszureißen wiſſen werden.“ Er deutete hiebei auf einen Haufen Bauern, der eben den Herzog zu unterſtützen angekommen war. Sigismund mußte es ſich gefallen laſſen, die fünf Herren auszuliefern.

Zu Linköping trennten ſich der König und der Herzog. Sigismund gieng zu Stegeborg an Bord und ward durch Sturm nach Calmar getrieben. Nachdem er in dieſe Feſte polniſche Beſatzung geworfen, ſegelte er nicht nach Stockholm, ſondern nach Danzig. Er hatte ſomit thatſächlich auf Schweden verzichtet.

Ein Reichstag, der ſich zu Anfang des Jahres 1599 zu Jönköping verſammelte, ſagte Sigismund Treue und Gehorſam auf, jedoch noch bedingt. Aber auf einer neuen Stände-Verſammlung zu Stockholm am 24. Juli deſſelben Jahres erfolgte dieſe Erklärung unbedingt. An Sigismund wurde geſchrieben: wenn er nicht innerhalb ſechs Monaten ſeinen Sohn Wladislaus nach Schweden ſchicke, um in der evangeliſchen Lehre

zum König des Reichs erzogen zu werden, ſo ſolle ſein Stamm für ewige Zeiten ſeines Erbrechtes auf die ſchwediſche Krone verluſtig ſeyn. Zugleich wurde der Herzog zum regierenden Erbfürſten des Landes erklärt. Wer ſich den Beſchlüſſen der Stände widerſetze, ſolle als Hochverräther beſtraft, die Finnen mit Gewalt zum Gehorſam gezwungen werden.

So war denn der große Riß erfolgt: das Waſahaus hatte ſich in zwei feindſelige, durch tiefen perſönlichen Groll, Thronanſprüche, Verſchiedenheit politiſcher Grundſätze, und noch mehr durch Religionshaß geſpaltene Zweige getrennt. Schon damals verbreiteten ſich unter dem Volke Schweden bange Ahnungen blutiger Stürme, welche dieſe Scheidung nach ſich ziehen werde. Alte Chroniken erzählen [1]: vor der Stängebroſchlacht hätten die Bauern um Linköping Heere in der Luft fechten ſehen, ebenſo die Strandbewohner von Oeland kämpfende Flotten im Calmarſund. Von Karln ſelbſt wird Aehnliches berichtet: vor dem Reichstage zu Söderköping im Jahre 1595 habe er einen bedeutſamen Traum gehabt. Es ſchien dem Herzog, als ſäße er in Reval zu Tiſche, und ein liefländiſcher Edelmann ſetze ihm verſchiedene Gerichte vor. Als die Schüſſeln aufgedeckt wurden, zeigte ſich in einer derſelben das ſchwediſche Wappen, in der andern ein Todtenſchädel mit vielen Menſchenknochen ringsum. Der Herzog ſey, meldet der Bericht weiter, erſchrocken von dieſem Traume erwacht, und habe ihn ſeinem Kammerherrn erzählt, der denſelben entſprechend den ſpäteren Ereigniſſen deutete.

Nach Sigismund's Flucht gerieth ſeine Parthei in Verzweiflung. Graf Erich Brahe ſchrieb nach Polen: „in der ganzen Weltgeſchichte finde ſich kaum ein ähnliches Beiſpiel von ſchmählicher Aufopferung der treuſten Anhänger. Verluſt des Eigenthums, der Ehre, des Lebens, Galgen und Rad ſey das Einzige, was des Königs Freunde zu erwarten hätten.“ Sigismund ſagte in ſeiner Antwort, er hoffe noch andere Anhänger in Schweden zu haben als Die, welche dem Galgen und Rad verfallen wären, wiewohl ein großer Theil der ſmaländiſchen und weſtgothiſchen Reiterei durch ihre Aufführung in der Stängebroſchlacht nichts Beſſeres verdient hätte. Zugleich forderte er die Befehlshaber der ihm treu gebliebenen Plätze des Reiches auf, ſich auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Dem Commandanten der Feſte Calmar, Johann Sparre (Bruder des gefangenen Reichsraths Erich Sparre) befahl er bei ſeinem zeitlichen und ewigen Heile, Calmar den Winter über zu halten, ſelbſt wenn ihn Herzog Karl durch die Drohung, ſeinen Bruder umzubringen, zur Uebergabe auffordern werde. Nebenbei verbreitete er heftige Schriften wider Karl an den europäiſchen Höfen.

---

[1]) Geijer II, 508.

Aber ein Seezug, den er von Danzig aus gegen die Veſte Elfsborg unternehmen ließ, mißglückte völlig.

Indeſſen handelte Karl. Im Frühjahr 1599 erſchien er vor Calmar mit ſeinem Heere. Beim Sturme ſah man ihn zu oberſt auf der Leiter. Die Stadt wurde mit Gewalt genommen, das Schloß mußte ſich bald darauf aus Hunger ergeben. Aller Augen waren auf das Schickſal gerichtet, das den Commandanten treffen würde. Karl ließ ihm folgende Punkte zur Beantwortung, wie vor Gott, vorlegen: „wo die Bundesbriefe wären, welche die treuloſen Reichsräthe gegen den Herzog entworfen? ob es nicht des Königs und der Reichsräthe Abſicht geweſen, den Herzog zu fangen, zu verjagen oder zu tödten? ob ſie nicht Schweden zu einem Wahlreiche wie Polen hätten machen wollen?“ nebſt anderen Punkten ähnlicher Art. Man weiß nicht, was Johann Sparre auf dieſe Fragen zur Antwort gab. Gewiß dagegen iſt es, daß er mit zwei anderen ſchwediſchen Edelleuten und Mehreren geringeren Standes zum Tode verurtheilt wurde. Ihre Köpfe hiengen bald darauf über dem Stadtthore von Calmar. „Rache, Rache vor Gottes gerechtem Gericht,“ ſchrieb der gefangene Erich Sparre in ſein Teſtament auf die Nachricht von ſeines Bruders Schickſal.

Mit gleicher Strenge verfuhr Karl in Finnland, wohin er im Sommer 1599 mit der Flotte und dem Heere überſetzte. Die Finnen wurden geſchlagen, Wiborg und Abo eingenommen, das ganze Land unterworfen. 28 Perſonen fielen in beiden Städten unter dem Henkerbeile, worunter ein Sohn des alten Clas Flemming. Nachdem auf dieſe Weiſe die bewaffneten Anhänger Sigismund's vernichtet worden waren, brach das Verderben los über die längſt gefangenen Mitglieder des Reichsrathes. Auf dem Landtage zu Linköping den 3. März 1600 begann der Prozeß. Das von dem Herzog niedergeſetzte Gericht beſtand aus 153 Perſonen, worunter 38 vom hohen Adel, 24 Offiziere der Reiterei, 20 vom Fußvolk, 24 Bürger, ebenſoviele Bauern, 23 Vögte und Richter. Die Zahl der Angeklagten hatte ſich von den urſprünglichen fünf Reichsräthen in Folge der neueſten Ereigniſſe ſehr vermehrt. Karl ſelbſt trat als Ankläger gegen acht der Vornehmſten unter den Beſchuldigten auf. Die Klagepunkte giengen zurück bis in die Zeiten Königs Johann's. Privatbriefe an ihre Frauen und Angehörigen wurden als Beweiſe gebraucht. Deſſen ungeachtet fand ſich kein hinreichender Grund wider einen der angeſehenſten unter den Beſchuldigten, Hogenſkild Bielke, obgleich Karl bei Himmel und Erde ſchwur, daß dieſer alte Fuchs die eigentliche Urſache von Allem wäre. Vier von den Reichsräthen Clas Bielke, Erich Lejonhufvud, Göran Poſſe und Guſtav Horn fielen auf die Kniee nieder, bekannten ſich ſchuldig und flehten um Gnade, die ihnen zugeſagt wurde. Die übrigen

Angeklagten proteſtirten mit der Erklärung, daß ſie nur eine Partheі, keine Richter vor ſich ſähen. Obgleich der Adel für Milde ſtimmte, lautete das Urtheil der Richter aus den übrigen Ständen auf Todesſtrafe. Der Spruch wurde den 17. März bekannt gemacht. Weder die Fürbitten der Biſchöfe noch die nahe Verwandtſchaft der Angeklagten mit dem königlichen Hauſe, noch der Kniefall ihrer Frauen und die Thränen von 22 gegenwärtigen Kindern konnten den Herzog zum Erbarmen ſtimmen. Er verließ Linköping, nachdem er die Vollziehung des Urtheils angeordnet hatte. Den 20. März wurden Guſtav Baner, Erich Sparre, Sten Baner und Thure Bielke auf dem Markte von Linköping mit dem Schwerdte hingerichtet. Nach ihnen erlitt Bengt Fack, ein 60jähriger General, die Todesſtrafe. Die übrigen begnadigten Gefangenen wurden mit hinausgeführt, und mußten die Hinrichtung ihrer Freunde anſehen; nachher brachte man ſie ins Gefängniß zurück.

Fünf Jahre ſpäter wußte des Herzogs Rache auch den alten Hogenſkield Bielke zu treffen. Er wurde vor dem Reichsrathe wegen gewiſſer Aeußerungen, welche tiefen Groll gegen Karl und ſein Haus verriethen, angeklagt, zum Tode verurtheilt und in Stockholm enthauptet.

Nach dem Strafgericht zu Linköping zum Theil auch vorher verließ eine große Zahl Adeliger aus Furcht das Land, unter ihnen ein Bielke, ein Lejonhufvud, zwei Brahe, fünf vom Geſchlechte der Stenbok, vier Sparre, ſechs Gyllenſtern, ſieben Poſſe, zwei Ribbing, zwei Bonde, zwei Flemming, ein Torſtenſohn, ein Horn. Die Güter der Ausgewanderten wurden der Krone verfallen erklärt, wenn ſie ſich nicht zur Verantwortung vor Gericht ſtellen würden. Der Reichstag von 1604, welcher dieſe Verordnung traf, gieng noch weiter. „Weil die Kinder,“ heißt es in dem Beſchluß der Stände, „bald ihrer Väter Miſſethat vergeſſen, wenn ſie nicht täglich daran erinnert werden, ſoll ohne beſondere Vergünſtigung kein Sohn der verurtheilten Herren irgend im Rathe des Reiches oder in andern hohen Aemtern ſitzen können; alle Kinder derjenigen, die künftig wieder Schweden in ein Wahlreich zu verwandeln ſuchen, ſollen, wenn ſie ſchon im Alter ſind, wo ſie das Vorhaben ihrer Väter zu beurtheilen vermögen, gleich dieſen als Verräther beſtraft werden; entdecken ſie aber das Verbrechen ihrer Eltern, ſo ſollen ſie deren Eigenthum bekommen.“

Mit unerbittlicher Fauſt hatte Karl im edelſten ſchwediſchen Blute die Partheien erſtickt, die es wagten, ſich um den Thron zu lagern. Aber wer ſollte es glauben, daß dieſer eherne Mann auf einer andern Seite gewiſſenhafte Mäßigung bewies. Nachdem Sigismund durch die Beſchlüſſe der Reichsſtände des Throns verluſtig erklärt worden war, fand ſich noch ein Kind, das zwiſchen Karl's Hauſe und der Krone Schweden

ſtand: der Herzog Johann, Sigismund's Halbbruder hatte, dem beſtehenden Staatsrecht, gemäß die nächſten Anſprüche als Erbe des Reichs. Das Leben eben dieſes Prinzen war der blutigen Hand Karl's nicht nur heilig, er erfüllte auch alle Pflichten eines nahen Anverwandten gegen Johann. Selbſt nachdem Dieſer im Jahre 1604 auf die Krone verzichtet hatte, zweifelte Karl an der Rechtmäßigkeit der Verzichtung. Noch in ſeinem Teſtament ſchließt er mit den Worten: „Johann ſolle die Krone erben es ſey denn, daß die Stände des Reichs ſich auf keine Weiſe von ihren gefaßten Beſchlüſſen abbringen laſſen.“

Obgleich ſeit der Flucht Sigismund's thatſächlicher Herr in Schweden, hatte Karl den königlichen Titel noch nicht angenommen. Seine Gewalt beruhte einzig auf der Zuſtimmung des Volks und der Stände, weshalb er auch keinen Schritt ohne die Nation that und einen Reichstag um den andern berief.

Auf der oben erwähnten Verſammlung zu Linköping im Jahre 1600 boten ihm die nicht adeligen Stände ſammt den Offizieren des Heeres die Krone an. Die Adeligen beſchränkten ſich auf die Bitte, daß er die Regierung fortſetzen möchte. Der Reichstagsabſchied enthielt daher zwei Meinungen: die erſte, man möchte Sigismund noch drei Monate Zeit laſſen um ſeinen Sohn Wladislaus ins Reich zu ſenden, damit er als Nachfolger erzogen werde; die zweite, Johann's ganzes Geſchlecht ſolle des Throns verluſtig ſeyn, und zwar nicht bloß Sigismund ſammt ſeinen Nachkommen, ſondern auch deſſen jüngerer Stiefbruder Johann, damals ein Knabe von 11 Jahren; als Grund der Ausſchließung des Letzteren wurde ſeine Jugend angeführt, und die Befürchtung, daß er ſpäter an den Feinden Sigismund's Rache nehmen könnte. Karl erklärte, daß er die erſtere Meinung billige, indeß doch die Sache noch eines Weiteren in Erwägung ziehen wolle.

Von demſelben Reichstage zu Linköping wurde ein neuer Aufſagebrief an den König von Polen abgeſchickt. Statt der Antwort ſetzte Sigismund die Boten gefangen, trat das ſchwediſche Eſthland an Polen ab, und erhielt dafür von der Reichsverſammlung zu Warſchau das Verſprechen von Hülfe gegen Schweden. Kaum erfuhr dieß Karl, als er ſeinen Feinden zuvorzukommen beſchloß. Mit einem anſehnlichen Heere ſetzte er im Sommer 1600, begleitet von ſeiner Gemahlin und dem jungen Guſtav Adolf, nach Liefland über. Letztern hatte er zuvor den Ständen empfohlen, im Fall ihm ſelbſt auf dieſem Zuge etwas Menſchliches begegnen ſollte. Liefland war ſchlecht vertheidigt, die Polen überall verhaßt. Reval mit Eſthland erklärten ſich ſogleich für Karl. In ſechs Monaten wurden den Polen alle liefländiſchen Feſtungen abgenommen, mit Ausnahme von

Kokenhuſen, Dünamünde und Riga; letztere Stadt belagerte Karl ſelbſt, aber ohne Erfolg. Im Herbſte des Jahrs rückte ein großes polniſches Heer in Riga ein, worauf die ſchwediſchen Angelegenheiten eine ungünſtige Wendung nahmen. Mehrere eroberte Plätze giengen verloren, der Krieg zog ſich in die Länge, und Karl mußte, durch andere dringende Geſchäfte abgerufen, Liefland verlaſſen.

Mit dem Anfang des Jahrs 1602 begab er ſich in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes Guſtav Adolf nach Finnland, um den Huldigungseid des dortigen Adels zu empfangen. Er fand dieſe Provinz in der größten Unordnung. Der Adel hatte hier, wo Sigismund's Statthalter am längſten geherrſcht, den Beweis geliefert, was ein Volk erdulden muß, wenn es bei langer Abweſenheit des Königs den Großen überlaſſen iſt. Der Bauer ſchmachtete im tiefſten Elend, und trug allein die Laſten des Kriegs, während der Adel die königlichen Höfe in Beſitz genommen hatte, und das Landvolk, beinahe wie der liefländiſche Edelmann ſeine Leibeigenen, behandelte. Karl ordnete die Steuerverhältniſſe, indem er die Grundholden der Edelleute ebenſo gut zur Bezahlung der Auflagen zog, als die freien Steuerbauern, und beſchränkte die Befugniſſe des Adels.

Im Jahre 1604 nahm Karl endlich, nach ſo oft wiederholten vergeblichen Bitten der Stände und nachdem Herzog Johann förmlich auf die Krone verzichtet hatte, den Königstitel an. Er nannte ſich Karl IX. der Schweden, Gothen und Wenden auserwählter König und Erbfürſt. Guſtav Adolf wurde als Kronprinz anerkannt, ſein jüngerer Bruder Karl Philipp (geboren zu Reval den 22. April 1601) als Erbfürſt des Reichs. Würden ſie beide oder nach ihnen Herzog Johann ohne männliche Erben ſterben, ſo ſollte die Thronfolge auf die älteſte unverheirathete Prinzeſſin übergehen. Dennoch kam Karl IX., durch das Recht Johann's geſtachelt, nicht zur Ruhe. Noch in demſelben Jahre, wo er den Königstitel annahm, machte er dem Reichsrathe den Vorſchlag, die Regierung zu Gunſten ſeines Neffen niederzulegen. Zwei Jahre ſpäter (1606), als eben die Stände verſammelt waren, um über ſeine Krönung zu berathen, bot er die Krone abermal dem Herzog Johann an, der ſie von Neuem ausſchlug.

Erſt im Jahre 1607 wurde das neue Königthum Karl's IX. durch die Krönung zu Upſala beſiegelt. Er wollte nachher nach alter nordiſcher Sitte ſeine Erichsſtraße reiten, d. h. das ganze Reich umreiſen, aber der unglückliche Fortgang des Kampfs in Liefland hinderte ihn daran. Karl IX. mußte wegen dieſes Kriegs auf dem Landtage zu Stockholm 1609 große Summen fordern. Die nicht adeligen Stände zeigten ſich bereitwillig; der Adel bot den zehnten Theil ſeiner Einkünfte, jedoch mit Ausnahmen und

Bedingungen, in die der König nicht willigen wollte. Nun wurde der Reichtagsabſchied im Namen der Prieſter, der Bürger und Bauern abgefaßt, der Adel gar nicht dabei genannt. Karl fuhr dieſen Stand, im Zorne über ſein Betragen, mit ſolcher Heftigkeit an, daß ihm ſeine Gemüthsbewegung einen Anfall von Schlag zuzog. Seit dieſer Zeit konnte er nur mit Schwierigkeit reden. Sein Feuer, durch die Jahre und die unaufhörlichen Anſtrengungen gebrochen, nahm ſichtlich ab.

Indeſſen mehrten ſich die Gefahren, denn zu dem polniſchen Kriege in Liefland kamen zwei neue wider Rußland und Dänemark. Den Streit mit den Ruſſen, von welchem wir im nächſten Capitel handeln werden, fieng Karl ſelbſt aus Ehrgeiz an, aber in dem dritten Kampfe war er der angegriffene Theil. In Dänemark herrſchte noch immer die alte Abneigung gegen das Waſahaus, die durch ſchwediſche Ausgewanderte künſtlich genährt ward. Da die Umſtände günſtig ſchienen, weil das Alter des ſchwediſchen Königs, ſeine Gebrechlichkeit, ſeine politiſchen Nöthen und die unmündige Jugend ſeiner Söhne, ſchnellen Erfolg verhießen, fand Chriſtian IV., der ſeit 1596 Dänemark beherrſchte, leicht Vorwände zum Streit. Er beſchwerte ſich darüber, daß Karl däniſchen Schiffen den Handel nach Riga verbiete, daß er die Lappen beſteure, welche letztere unter Dänemarks Oberhoheit gehören. Bevollmächtigte beider Reiche wurden abgeſchickt, um die Händel beizulegen, aber, wie man ſich unter dieſen Umſtänden denken kann, ohne Erfolg. Zuletzt ließ Karl ſeinen Sohn Guſtav Adolf eine Reiſe nach Copenhagen machen, um perſönlich den Bruch des Friedens zu hintertreiben. Aber Chriſtian IV. wollte den Krieg; Manifeſte, Aufforderungen zur Empörung durchliefen auf ſeine Veranſtaltung das ſchwediſche Reich. Die Stände Schwedens kamen im November 1610 zu Oerebro zuſammen. Der Kronprinz Guſtav Adolf redete ſie hier zum Erſtenmale an, weil ſein alter Vater nur mit abgebrochenen Worten und Zeichen ſeinen Willen zu erkennen geben konnte. Schweden war bange vor einem neuen Kriege, deßwegen wünſchten die Stände durch Zugeſtändniſſe die Dänen zu beſchwichtigen. Aber Karl IX. wollte nichts von Nachgiebigkeit hören. Nun verwilligten die Stände Alles, was ihr greiſer König begehrte. Im April des Jahres 1611 kam die däniſche Kriegserklärung, und obwohl Karl die Friedens-Anträge erneuerte, erſchien Chriſtian IV. mit 16,000 Mann aus (dem damals däniſchen) Schonen vor Calmar. Nach drei abgeſchlagenen Stürmen fiel dieſe Stadt in Feindeshand. Das Schloß hielt ſich noch, und als König Karl mit ſeinem Sohne Guſtav Adolf, dem Prinzen Johann und der ſchwediſchen Heeresmacht eintraf, fielen mehrere Gefechte vor, in welchen von beiden Seiten mit großer Erbitterung ohne entſcheidenden Erfolg geſtritten wurde. Allein am 16. Auguſt übergab Chriſtian Some,

ein durch Muth und Rohheit gleich berüchtigter General, den Karl einige Zeit zuvor in der Hitze perſönlich mißhandelt hatte, das Schloß von Calmar an die Dänen, und gieng ſelbſt zum Feinde über. Karl IX. voll Grimm über dieſe Verrätherei, forderte nun den König Chriſtian nach alter Gothenſitte zum Zweikampf heraus. Sein Begehren ward auf eine unwürdige Weiſe verhöhnt. Wir fügen die Ausforderung, ſo wie die Antwort des Dänen, merkwürdig durch ihre unerhörte Grobheit, als Beweis der Sitten jener Zeit unten bei [1]). Weitere Vortheile erfochten die Dänen

---

[1]) (Nach Holberg, däniſche Reichshiſtorie II, 661 flg.). Ausforderung Karl's IX. Wir Karl von Gottes Gnaden, König in Schweden, der Gothen und Wenden ꝛc. laſſen Dich Chriſtian IV., König von Dänemark, wiſſen, daß du nicht als ein chriſtlicher und ehrlicher König gehandelt haſt, indem du ohne Noth und Urſache den vor 14 Jahren zwiſchen den beiden Kronen zu Stettin geſchloſſenen Frieden gebrochen, mit deinem Heere unſre Feſtung Calmar berennet, die Stadt überrumpelt, das Schloß ſammt Oeland und Borgholm durch Verrätherei erobert und dadurch zu einem grauſamen Blutbade Anlaß gegeben haſt. Wir hoffen aber zu Gott dem Allmächtigen, der ein gerechter Richter iſt, daß er deine Ungerechtigkeit beſtrafen werde; und weil du bisher alle billigen Vergleichsvorſchläge, die wir gemacht, verworfen haſt, ſo wollen wir den kürzeſten Weg einſchlagen, um den Streit zu Ende zu bringen, da du in unſerer Nähe biſt. Stelle dich, nach der alten Gewohnheit der Gothen, wider uns in freiem Felde, mit zwei deiner Kriegsleute zum Kampfe ein. Wir werden dir in ledernem Koller ohne Helm und Harniſch, bloß mit dem Degen in der Fauſt begegnen. Was die beiden Kriegsleute betrifft, die uns folgen ſollen, ſo mögen ſie in vollem Harniſch erſcheinen, der eine mag zwei Piſtolen nebſt Degen, der andere eine Muskete nebſt Piſtole und Degen haben. Wofern du dich nicht einſtelleſt, ſo halten wir dich für keinen ehrliebenden König, viel weniger für einen Soldaten. Gegeben in unſerem Lager bei Nysby, den 12. Aug. 1611.

Antwort des Dänenkönigs. Wir Chriſtian IV., König von Dänemark und Norwegen u. ſ. w. laſſen Dich Karln IX., König in Schweden wiſſen, daß uns dein grober Brief durch einen Trompeter überliefert worden iſt. Wir hatten uns keines ſolchen Schreibens von dir verſehen, wir merken daraus, daß die Hundstage noch nicht vorbei ſind, und daß ſie mit aller Macht auf dein Hirn wirken. Wir haben daher beſchloſſen, uns nach dem alten Sprichwort zu richten: wie man in den Wald ſchreit, ſo hallet es wieder. Auf deinen Brief geben wir folgende Antwort. Was den erſten Punkt anbelangt, als hätten wir nicht als ein ehrlicher und chriſtlicher König gehandelt, indem wir den Stettiner Frieden gebrochen, ſo ſagſt du hierin nicht die Wahrheit, ſondern ſchwatzeſt als ein Menſch, der ſich mit Schelten verantworten will, weil er ſich nicht getrauet, ſein Recht mit dem Schwerdte zu beweiſen. Die äußerſte Noth hat uns zu dieſem Kriege gezwungen, den wir vor Gott am jüngſten Tage verantworten zu können hoffen, wo auch du erſcheinen wirſt, um von all dem unſchuldigen Blute, das in dieſem Kriege vergoſſen worden, und von den Grauſamkeiten, die du gegen deine Feinde und gegen andere arme Perſonen verübt haſt, Rechenſchaft zu geben. Du ſchreibſt ferner: wir hätten die Stadt Calmar überrumpelt und das Schloß nebſt Oeland und Bornholm durch Verrätherei eingenommen. Dieß iſt ebenfalls unwahr. Wir haben das Schloß mit Ehren gewonnen. Du ſollteſt dich viel-

nicht, ihre wiederholten heftigen Angriffe auf das ſchwediſche Lager bei Rysby wurden abgeſchlagen. Indeſſen waren engliſche und holländiſche Geſandte angekommen, und ſuchten den Frieden zwiſchen den zwei proteſtantiſchen Königen des Nordens zu vermitteln. Karl ſelbſt verließ das Lager, um zu dieſem Zwecke einen neuen Reichstag zu halten. Auf dem Wege erkrankte er und ſtarb zu Nyköping den 30. Oktober 1611 60 Jahre alt.

Sicherlich muß Karl IX. den thatkräftigſten Königen eines Landes beigezählt werden, deſſen Geſchichte ſo reich an kühnen Fürſten iſt. Mit furchtbarer Entſchloſſenheit hat er wider ſeine eigene Verwandte und den ſchwediſchen Adel jene blutigen Maaßregeln durchgeführt, ohne welche weder die proteſtantiſche Thronfolge des Waſaſtammes, noch die Selbſtſtändigkeit der Nation, noch die lutheriſche Kirche Schwedens beſtehen konnte. Seinem Nachfolger Guſtav Adolf hinterließ er eine ſchwere Aufgabe, deren voller Umfang dem alten Könige nicht verborgen blieb. Mit dem Blick in die Zukunft begabt, der das Erbtheil ausgezeichneter Männer iſt, ſah Karl den allgemeinen Sturm voraus, der in nächſter Zeit Deutſchland und Europa erſchüttern ſollte. In ſeinem Teſtamente empfahl [1]) er Guſtav Adolf die Freundſchaft mit den evangeliſchen Fürſten Deutſchland's, die Karl IX. ſelbſt ſorgfältig gehegt. Auch ahnte er den künftigen Strahlenglanz um das Haupt ſeines Sohnes, denn wenn ſeine Umgebung ihn zu weit ausſehenden Unternehmungen anreizte, pflegte er ſeine Hand auf das Haupt des jugendlichen Fürſten mit den Worten zu legen: ille faciet, dieſer wird es thun.

---

mehr ſchämen, daß du dieſes Schloß nicht mit dem nöthigen Bedarfe verſehen, noch entſetzt haſt, und dir es vor der Naſe wegnehmen ließeſt. Und doch willſt du den Namen eines guten Soldaten führen. Was den Zweikampf betrifft, den du uns anträgſt, ſo kommt uns dein Verlangen höchſt lächerlich vor, weil wir wiſſen, daß du ſchon von Gott genug geſtraft biſt, und nöthiger hätteſt, hinter dem warmen Ofen zu ſitzen, als mit uns zu fechten. Weit geſünder wäre dir ein guter Arzt, der dein Gehirn zurecht brächte, als ein Zweikampf mit uns. Du ſollteſt dich ſchämen, alter Narr! einen ehrliebenden Herrn anzugreifen. Du haſt wahrſcheinlich ſolches Gewäſch von alten Weibern gelernt, welche gewohnt ſind, das Maul zu brauchen. Laß das Schreiben gehen, ſo lange du noch andere Dinge zu thun haſt. Ich hoffe mit Gottes Hülfe, daß du alle deine Kräfte nöthig haben wirſt. Indeſſen ermahnen wir dich, unſern Herold und die zwei Trompeter loszulaſſen, welche du wider Kriegsgebrauch gefangen ſetzen ließeſt, und dadurch nur deinen ſchwachen Verſtand an den Tag legteſt. Wenn du auch ihnen Schaden zufügteſt, ſo magſt du darum nicht glauben, Dänemark und Norwegen gewonnen zu haben. Nimm dich in Acht, daß du nichts anderes thueſt, als was du ſollſt. Dieß iſt unſere Antwort auf deinen groben Brief. Gegeben auf unſerem Schloſſe Calmar den 14. Auguſt 1611. — [1]) Geijer II, 353.

Zweites Capitel.

Guſtav Adolf's Erziehung. Axel Oxenſtierna und Johann Skytte. Guſtav tritt die Regierung an. Ausſöhnung mit dem Adel. Kampf gegen die Dänen. Der ruſſiſche Krieg und ſeine Veranlaſſung. Die falſchen Demetrius. Friede von Stolbowa. Guſtav's Verhältniß zu Ebba Brahe. Unſichere Stellung Schwedens zu Polen.

Karl IX. hatte die größte Sorgfalt auf die Erziehung ſeines erſtgebornen Sohnes verwendet, welcher auch, von trefflichen Anlagen unterſtützt, glänzende Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machte. In ſeinem 12ten Jahre ſprach Guſtav Adolf außer Latein, teutſch, holländiſch, franzöſiſch und italieniſch, ſo gut wie ein Eingeborner, er verſtand nebenbei etwas polniſch und moskowitiſch. Mit dem theoretiſchen Unterricht gieng der praktiſche Hand in Hand. Der alte König nahm Bedacht, den Prinzen ſo bald als möglich in den Wirkungskreis ſeines künftigen Berufs einzuweihen. Noch hatte Guſtav Adolf das 11te Lebensjahr nicht erreicht, als er den Sitzungen des Staatsraths anwohnen mußte. Geſandtſchaften wurden in ſeiner Anweſenheit vernommen, und der königliche Vater ließ ihn zuweilen Antworten ertheilen, damit er ſich an Behandlung großer Geſchäfte gewöhne. Auf eine Reiſe, die er 14jährig mit ſeiner Mutter nach den ſüdlichen Provinzen des Reiches machte, empfieng er von Karl IX. folgende [1]) Ermahnung: „Sey Denen gewogen, die deine Hülfe ſuchen, daß du ſie nicht troſtlos von dir gehen laßeſt. Wenn Jemand dir eine begründete Klage vorbringt, ſo verſäume nicht, daß du ſie anhöreſt und dieſelbe an uns verweiſeſt, überhaupt, ſo viel auf dir beruht, Jedem zu ſeinem Rechte verhelfeſt, und Solches fleißig betreibeſt bei unſern Statthaltern, Vögten und Beamten; ſo wird Dir mit Gottes Hülfe Glück zu Theil.“ Schon in ſeinem Knabenalter offenbarte ſich des Prinzen Neigung für das Kriegsweſen. Am liebſten pflog er mit erfahrenen Soldaten Umgang. Axel Oxenſtierna, Guſtav Adolf's berühmter Kanzler, ſagt [2]) hierüber: „da ſelbige Zeiten voll kriegeriſcher Unruhen waren, wurde der Hof des Königs Karl IX. fleißig beſucht von Offizieren und zwar ſowohl von ſchwediſchen, als von teutſchen, franzöſiſchen, engliſchen, niederländiſchen, ſelbſt von einigen Italienern und Spaniern, welche damals nach Abſchluß des 22jährigen Waffenſtillſtands zwiſchen Spanien und Holland in Schweden ihr Glück ſuchten. Dieſe warteten dem Prinzen oft nach dem Willen ſeines Herrn Vaters auf, und ihre Geſpräche über anderer Völker Kämpfe, Schlachten, Belagerungen, Kriegs-

---

[1]) Geijer III, 5. — [2]) Derſelbe III, 2.

zucht zu Land und zu Waſſer, über Schiffe und Seefahrt erweckten den ſchon von Natur dazu geneigten Sinn des jungen Herrn und ſeine Luſt ſo, daß er faſt ganze Tage mit Fragen zubrachte über Das, was ſich anderswo in Kriegen ereignet habe. Nebſtdem verſchaffte er ſich in jungen Jahren eine ziemliche Einſicht in die Kriegswiſſenſchaft, beſonders über die Art und Mittel, wie ein ordentlicher, Schwedens Umſtänden angemeſſener, Krieg zu führen wäre, wobei er das Verfahren und die Weiſe des Prinzen Moriz von Oranien gleich einem Muſter vor Augen hatte. Durch Umgang und Geſpräche der Obengenannten, worin Jeder das Rühmlichſte von ſeiner Nation erzählte, ward der junge Herr angefeuert, es Andern gleich zu thun, und wo möglich ſie zu übertreffen."

Den nachhaltigſten Einfluß auf die Entwicklung des Prinzen hatten jedoch zwei Männer entgegengeſetzter Richtung, von welchen im vorliegenden Buche mehr die Rede ſeyn wird: Johann Skytte und Axel Oxenſtierna. Skytte, den geheime Nachrichten für einen natürlichen Sohn Karl's IX. ausgeben [1]) war, nach 9jährigen Reiſen in fremden Ländern heimgekommen, vom Könige als Sekretär in der Reichskanzlei angeſtellt worden und genoß ſein volles Vertrauen. Karl IX. übertrug ihm auch die Erziehung des Thronerben. Außer Latein waren ſchwediſche Geſchichte und Geſetzeskunde die Fächer, in welchen Skytte den jungen Fürſten unterrichtete. Darf man einem ſpätern Zeugniſſe trauen, ſo hat der Erzieher Guſtav Adolf's ſeine Stellung benützt, um dem Prinzen gewiſſe politiſche Grundſätze einzuflößen, die in den damaligen Zuſtänden Schwedens ihre Erklärung finden. Während der blutigen Kämpfe zwiſchen Karl IX. und dem Herrenſtand hatte ſich eine demokratiſche Parthei im Lande gebildet, welche nichts Minderes beabſichtigte, als den Adel ganz niederzuſchlagen. An der Spitze dieſer Parthei ſoll Skytte geſtanden ſeyn und Alles gethan haben, um den Thronfolger für ſeine Anſichten zu gewinnen. Aber letzterer Plan ſcheiterte — ſo meldet jene Quelle weiter — an dem Widerſtande des Reichsraths Axel Oxenſtierna, der nicht weniger Herrſchaft auf das Gemüth des Prinzen übte, als Skytte. Oxenſtierna, geboren 1583, alſo um 11 Jahre älter denn Guſtav Adolf, ſtammte aus einer vornehmen Familie, welche Schweden eine lange Reihe Reichsräthe gab. Nachdem er auf teutſchen Univerſitäten ſtudirt, kehrte er 1604 in ſein Vaterland zurück, ward 1605 von Karl IX. zu einer Geſandſchaft nach Meklenburg verwendet, kurze Zeit darauf (1609) als 26jähriger Jüngling in den Reichsrath berufen, und errang die Gunſt des Königs in ſolchem Grade, daß ihn Karl in ſeinem Teſtamente, wie unten gezeigt werden ſoll,

---

[1]) Geijer III, 19.

zu einem der ſechs Vormünder Guſtav Adolf's ernannte. Ein noch engeres Verhältniß bildete ſich zwiſchen Oxenſtierna und dem Sohne Karl's IX. Denn die Naturen Beider, durch Eigenſchaften verwandt, die ſich wechſelsweiſe ergänzten, zogen einander mächtig an. Ariſtokrat im edlen Sinne des Worts, ſuchte Oxenſtierna ſeine Grundſätze dem Prinzen beizubringen und den Einfluß Skytte's zu untergraben. Wirklich gewann er den Sieg. Die Quelle, auf welche wir uns bisher beriefen, eine Ueberlieferung [1]), die ſich längere Zeit blos mündlich in einer der hochadeligen Familien Schwedens erhielt, und erſt im achzehnten Jahrhundert ſchriftlich niedergelegt worden iſt, berichtet: „Herr Johann Skytte lag heimlich in politiſchem Streite mit Herrn Axel Oxenſtierna. Skytte wollte den alten vornehmen Adel, deſſen Anmaßung Karl IX. gebrochen, vollends zu Staub zerſtampfen. Guſtav Adolf dagegen meinte, derſelbe ſey jetzt nicht mehr gefährlich, und wenn der König beide Partheien kurz halte und ihnen ſchmeichle, könne man ſie dazu brauchen, ſich gegenſeitig zu bewachen. Nur dürfe keine von beiden die Oberhand über die andere gewinnen. Ueberdieß hatte Guſtav ſeine eigene Gedanken von Skytte's Ideen und deren Folgen für die königliche Macht. Er äußerte einmal gegen den klugen Herrn Sten Bielke, zu welchem Guſtav großes Vertrauen hegte: die Skyttianer könnten leicht darauf verfallen, ohne einen König zu regieren, während Ihr Andern doch wenigſtens für den Schein Einen haben wollt. Der Adel, beſonders der reiche, iſt ein Mittelſtand, der den Skyttianern die Waage halten und verhindern mag, daß Jene den König nicht unter ihre Katzenpfoten krallen. Ihr Andern ſeyd von Natur zu vornehm, den Fürſten ſtets in den Ohren zu liegen; man muß ſich wahren vor Euch, daß Ihr nicht das Steuer im Namen des Königs führt, denn die Ariſtokratie iſt gar harthändig. Dagegen bin ich mit Oxenſtierna der Meinung, daß die Demokraten blutdürſtig ſind, wenn ſie zur Macht gelangen. Zudem grünt kein kriegeriſcher Lorbeer über ihrem ewigen Streiten und Zanken. Das beweiſet zu allen Zeiten die Regierungsweiſe dieſer Parthei. Beklagenswerth der König, der ſich von ihrer Lockſpeiſe bethören läßt, welche ſchlimmer iſt, als der harte Händedruck der Andern!" Nicht nur beweist die Geſchichte des Reichtags von Nyköping, über welchen wir unten berichten werden, daß Guſtav Adolf wirklich nach den Regeln gehandelt, welche ihm dieſes merkwürdige Aktenſtück in Mund legt, ſondern auch die ſpäteren Schickſale Skytte's und Oxenſtierna's zeugen für die Aechtheit deſſelben. Zu Anfang des Jahrs 1612 erhob Guſtav Adolf Oxenſtierna zum Reichskanzler, und das unbegränzte Vertrauen, das er ihm bewies, dauerte fort bis

---

[1]) Geijer III, 19 flg.

zu des Königs Tode. Dagegen wankte im Jahre 1613, dem zweiten Guſtav's Adolf's, Skytte's Einfluß am Hofe. In einem ſchwediſchen Archive wird ein Brief [1]) dieſes Mannes vom 6. Juli 1613 an den Reichskanzler Oxenſtierna aufbewahrt, worin er Klage führt, daß er in ſeiner Ruhe geſtört und von der Perſon des Königs entfernt werde, daß Solches mit Guſtav Adolf's Willen geſchehe, und daß ſogar die Frage geweſen ſeye, ihn ganz aus dem Dienſte des Königs zu entfernen: Er bittet deßhalb den Kanzler, ſolchen Planen entgegenwirken zu wollen. Skytte kam damals mit dem bloßen Schrecken weg, Guſtav Adolf entzog ihm ſeine Gunſt nicht, er machte ihn zum Reichsrath und verwandte ihn häufig zu wichtigen Geſchäften, beſonders in Geſandtſchaften, wo Verſchlagenheit und feines Auftreten nöthig war; ſpäter gab er ihm die Statthalterſchaft in Liefland. Doch mußte er oft bittere Vorwürfe aus dem Munde ſeines königlichen Herrn vernehmen, während der Reichskanzler nicht blos das Vertrauen, ſondern die Freundſchaft Guſtav Adolf's genoß. Uebrigens fuhren Beide, Skytte und Oxenſtierna, fort, dieſelbe Parthei wie Anfangs zu vertreten. Auch ihre Spannung hörte nicht auf und machte ſich in bittern Spöttereien Luft. Eines Tags da Skytte zu ſpät in den Rath kam, ſagte Oxenſtierna zu ihm: „Ihr habt Euch vermuthlich ins Leſen Machiavell's vertieft.“ „Ihr kennt denſelben von Natur,“ erwiderte Skytte. Noch bezeichnender für das Verhältniß Beider iſt ein anderer Vorfall der Art, welcher zugleich von dem freien Tone Zeugniß giebt, der unter dem hohen ſchwediſchen Adel herrſchte. Voraus bemerken müſſen wir, daß Oxenſtierna nach Guſtav Adolf's Tode die ſchwediſchen Angelegenheiten in Teutſchland mit faſt unbeſchränkter Vollmacht leitete, während vier Reichsräthe, ſeine Verwandte, ſo lange die Minderjährigkeit der Tochter Guſtav's Chriſtina dauerte, in Schweden faſt königliche Macht beſaßen. Als nun der Kanzler aus Teutſchland nach Schweden zurückgekommen war, und einſt bei Skytte aß, fragte des Letztern Enkel, ein kleiner Knabe, beim Eintritt Oxenſtierna's ſeinen Großvater: „Iſt das Einer der fünf Könige? Skytte verwies es dem Jungen. Aber Oxenſtierna ſagte lachend: „das Ferkel grunzt der Sau nach.“

Kehren wir zu Guſtav's Jugendgeſchichte zurück. Im Jahre 1609, dem 15ten ſeines Lebens, ward er von König Karl zum Großfürſten von Finnland und Herzoge von Eſthland ernannt. Im folgenden Jahre, da der Krieg gegen die Ruſſen ausbrach, wagte es Guſtav Adolf um den Oberbefehl zu bitten. Zum großen Leidweſen des Prinzen ſchlug der Vater das Geſuch ab, weil er der Jugend ſeines Sohnes mißtraute. Im Früh-

---

[1]) Geijer III, 20.

ling 1611 empfieng er die lang und heiß erſehnte Waffenehre. Nachdem König Chriſtian IV. an Schweden den Krieg erklärt hatte, ward Guſtav Adolf von ſeinem Vater auf dem Reichstage Ende April tüchtig erklärt, den Degen zu tragen. Das erſte Auftreten des Prinzen als Soldat war ruhmvoll und entſprach den Erwartungen, welche das Volk und ſein Vater von ihm hegte. „Während jenes Feldzugs," ſagt Oxenſtierna in dem früher angeführten Berichte, „hat der junge Herr, unter König Karl's IX. Leitung, die erſte Probe des Kriegs beſtanden, allen merkwürdigen Verrichtungen beigewohnt, die vornehmſten ſelbſt geleitet von Anfang bis zu Ende." Wirklich ſind die glücklichſten Ereigniſſe im Kampfe gegen die Dänen: die Wiedereroberung der Inſel Oeland, und die Zerſtörung von Chriſtianopel, das Werk des Prinzen. Nachdem nämlich Chriſtian IV., wie oben erzählt worden, die Stadt Calmar (aber noch nicht das Schloß) eingenommen hatte, machte Guſtav Adolf mit einer kleinen Abtheilung Reiter, die ihm ſein Vater anvertraute, einen Einfall in die (däniſche) Provinz Schonen und war ſo glücklich, die von den Dänen neuangelegte Veſte Chriſtianopel, wohin die Einwohner aus der ganzen Umgegend ihre Schätze geflüchtet, zu überrumpeln. Die Stadt ward geplündert und dann als Vergeltung für die Grauſamkeiten, welche die Dänen begangen, in Aſche gelegt. Bald darauf erfolgte die verrätheriſche Uebergabe des Schloſſes von Calmar durch Chriſtian Some und noch ein zweites Unglück für die ſchwediſchen Waffen. Von Some begleitet ſetzte Chriſtian IV. nach Oeland über, eroberte die Burg Borkholm und zwang die Inſelbewohner der Krone Dänemark zu huldigen. Der mißglückte Sturm auf das ſchwediſche Lager bei Rysby, von dem wir früher berichtet, war die letzte Waffenthat der Dänen im Feldzuge des Jahres 1611. Im September kehrte Chriſtian IV. nach ſeinem Erbreiche zurück, um dort zu überwintern und mit dem nächſten Frühlinge den Krieg von Neuem zu beginnen. Alsbald beſchloß Guſtav Adolf die Entfernung des feindlichen Herrſchers zu benützen. Er ſchiffte im Oktober nach Oeland und nahm, von den Einwohnern unterſtützt, die Inſel ſammt dem Schloſſe ebenſo ſchnell weg, als ſie vorher von den Dänen erobert worden war. Die Nachricht von der Krankheit ſeines Vaters hinderte ihn an weiteren Unternehmungen. *Guſtav Adolf* traf denſelben ſterbend zu Nyköping. Mit Karl's IX. Tode gieng die Krone auf ſein Haupt über, *aber auch eine ungeheure Laſt.*

Gewöhnlich winkt jungen Fürſten, wenn ſie die Throne ihrer Väter beſteigen, nichts als Genuß. Hier verhielt es ſich anders. Das Erbe, welches Guſtav antrat, konnte nur mit den größten Anſtrengungen behauptet werden, und ein enger dorniger Pfad war ihm vorgezeichnet, auf dem er allein fortzuſchreiten vermochte. Karl IX.

hatte die königliche Gewalt, welche er wider das beſtehende Staatsrecht an ſich geriſſen, auf das Lutherthum gegründet. Guſtav mußte in die Fußtapfen ſeines Vaters treten und die Schutzherrſchaft der proteſtantiſchen Kirche im Norden übernehmen: keine kleine Aufgabe zu einer Zeit, wo ein allgemeiner europäiſcher Kampf gegen die Reformation vorbereitet wurde. Guſtav erbte ferner nicht nur von dem Vater, ſondern auch von ſeinem Ahne, dem erſten Waſa, her eine Reihe der bitterſten Feindſchaften, ſowohl im Innern des Reichs als nach außen. Keine andere Wahl blieb ihm übrig, als dieſe Feindſchaften entweder durchzufechten oder auszuſöhnen. Seine ganze Zukunft war, wie man ſieht, durch eine ſtürmevolle und blutige Vergangenheit beſtimmt. Hierin liegt auch die Erklärung, warum man die Geſchichte ſeines Lebens nicht ſchreiben kann, ohne vorher die Schickſale ſeines Hauſes, die Thaten ſeines Ahns und Vaters, zu ſchildern. Wir glauben hiemit das erſte Capitel vorliegenden Werks und unſere Anordnung des Stoffs gerechtfertigt zu haben.

Guſtav begann ſeine Regierung mit einem Verſuch, einheimiſche Feinde durch Milde zu gewinnen. Das Teſtament Karl's IX. verfügte, daß der Thronerbe bis nach erreichtem 18ten Jahre unter Vormundſchaft der Königin Wittwe, des Herzogs Johann und von ſechs Reichsräthen, (zu denen Oxenſtierna gehörte) ſtehen und auch nachher bis zum 24ſten Jahre in Gemeinſchaft mit dieſen Vormündern regieren ſollte. Ohne Zweifel war es die Abſicht Karl's, durch die angegebene Maßregel den hohen Adel Schwedens, der unter der eiſernen Fauſt Karl's ſo furchtbar gelitten, ins Intereſſe des jungen Fürſten zu ziehen. Guſtav Adolf und ſein Rathgeber Oxenſtierna glaubte jedoch den Zweck des verſtorbenen Königs auf einem kürzeren Wege erreichen und zugleich die Nachtheile entfernen zu können, welche die Vollziehung jener Vorſchrift herbeiführen mußte. Denn ein achtköpfiges Regiment taugte nicht für eine Zeit, wo bei den Gefahren, die das Reich von allen Seiten bedrohten, die raſcheſten Entſchlüſſe nöthig waren. Im Namen der Königin Wittwe, des Herzogs Johann und der ſechs Reichsräthe-Vormünder wurde zu Ende des Jahrs 1611 ein Landtag nach der Stadt Nyköping ausgeſchrieben. Anfangs Dezember traten die Stände zuſammen. Den 10ten erfolgte der erſte Vortrag, noch im Namen der Regentſchaft. Aber ſeitdem fanden lebhafte Unterhandlungen zwiſchen Guſtav Adolf, ſeiner Mutter, den übrigen Vormündern und dem ſchwediſchen Adel ſtatt. Alles gieng nach Wunſch. Den 17. Dezember ließ die verwittwete Königin dem Landtage durch Oxenſtierna die Mittheilung machen, daß ſie nicht geſonnen ſey, länger an der Regierung Theil zu nehmen, die Stände möchten ihren Sohn Guſtav Adolf, der nunmehr ſein 18tes Jahr angetreten, für mündig und zum Herrſcher Schwedens erklären. Dem Beiſpiele

Chriſtinens folgte der Herzog Johann. Er wiederholte feierlich ſeine frühere Entſagung auf die Krone, jedoch gegen gewiſſe Zugeſtändniſſe, welche er ſich ausbedang und auch erhielt. Außer dem Fürſtenthum Oeſtergothland, das ihm ſchon Karl IX. überlaſſen hatte, mußten ihm vier Gerichtsſprengel in Weſtgothland, das Recht alle in ſeinem Gebiete gelegenen königlichen Erbgüter eintauſchen zu dürfen, endlich die baldige Ausbezahlung ſeines mütterlichen Vermögens und der früher von ihm an den Staat geleiſteten Vorſchüſſe zugeſichert werden. Wir wollen hier bemerken, daß Guſtav Adolf ſpäter Bedacht nahm, den Herzog durch Ehe-Bande an das königliche Haus zu feſſeln. Johann hatte während ſeiner Erziehung am Hofe Karl's IX. Neigung zu der Schweſter Guſtav Adolf's, Maria Eliſabeth, gefaßt. Der neue König genehmigte dieſe dem Reich ſo nützliche Liebe, und vermählte die Schweſter mit dem Vetter [1]).

Noch war übrig, den Adel zu gewinnen. Guſtav Adolf erreichte letzteres Ziel durch große Freiheiten, die er dem Herrenſtand einräumte. Mittelſt einer Urkunde, welche Guſtav's Königsverſicherung genannt wird, gelobte er auf dem Nyköpinger Landtage: erſtlich das Reich in der evangeliſchen Religion und der beſtehenden Glaubenslehre zu bewahren. Die Ausübung keiner andern Religion ſolle weder heimlich noch öffentlich geſtattet, alle Andersglaubigen von den Aemtern ausgeſchloſſen ſeyn, doch ward Nichtlutheranern, beſonders ſolchen, welche Kriegsdienſte thun würden, der Aufenthalt im Reiche erlaubt, ſo lange ſie ihre Irrthümer nicht auszubreiten ſuchen würden; Guſtav verſprach ferner, die königliche Familie, den Reichsrath, alle übrigen Stände, beſonders den Adel in Ehre zu halten, alle alten Privilegien des Herrenſtandes (worunter namentlich die Befreiung von der ordentlichen Steuer gehörte) zu ſchützen, und nach dem Königseide das Regiment zu führen, deßgleichen die Aemter nur mit Schweden, namentlich mit Edelleuten, zu beſetzen, keine Eingriffe in den Gang der Juſtiz zu thun, Keinem ſein Amt ohne Urtheil und Recht zu nehmen, endlich ohne Einwilligung des Herzogs Johann, des Reichsraths und der Stände kein Geſetz abzuſchaffen oder einzuführen, keinen Krieg anzufangen, keinen Frieden oder Bündniß zu ſchließen. Keine Steuer ſolle fürder ohne Genehmigung des Reichsraths ausgeſchrieben und Schweden nicht mehr mit ſo vielen Reichstagen beläſtigt werden. Durch dieſe Artikel ſtellte Guſtav die hauptſächlichen Beſchwerden ab, welche der Adel gegen Karl IX. geführt, und geſtand demſelben großmüthig Rechte zu, welche ſein Vater hartnäckig verweigert hatte. Aber die Noth drängte, die Herren mußten zufrieden geſtellt werden. Dennoch ſchloß ſich der

[1]) Geijer III, 7.

Adel, wie man ſpäter erſehen wird, nur zögernd und langſam der neuen Regierung an.

Auch der Clerus gieng nicht leer aus. Die Königsverſicherung Guſtav's gab den Biſchöfen die Vollmacht zurück, prieſterliche Weihen ertheilen und Pfarren mit Einwilligung der Patrone beſetzen zu dürfen. Nur einige behielt ſich der König vor. Kein Geiſtlicher ſollte fürder ohne Verurtheilung durch Biſchof und Domkapitel entſetzt, und überhaupt Niemand (was unter Karl IX. ſehr häufig geſchehen) auf bloße Anklagen hin eingezogen und ſeiner Güter beraubt werden.

Nun huldigten alle Verſammelte ihrem jugendlichen Herrſcher. Sodann beſchloß der Reichstag den Dänen neue Friedensvorſchläge zu machen, oder, wenn dieſelben abermal verworfen würden, den äußerſten Widerſtand zu leiſten. Zu dieſem Zweck bewilligten die Stände, jedoch mit Ausnahme des Adels, bedeutende Geldopfer. Die Geiſtlichkeit verſprach, außer der bisher beſtandenen Kopfſteuer eine neue Auflage zu entrichten, dagegen verlangte ſie in Zukunft keine Soldaten mehr ſtellen zu dürfen. Der Bürgerſtand verpflichtete ſich, die Bemannung der Flotte vollzählig zu erhalten, und eine unter Karl IX. eingeführte Monatſteuer, von welcher ſogleich die Rede ſeyn wird, nicht blos fortzubezahlen, ſondern auch um ein Sechstheil zu erhöhen. Die Bauern endlich übernahmen neben der ordentlichen Steuer eine beſondere Kriegscontribution. Am Schluſſe des Reichstags, deſſen letzte Sitzung am 1. Januar 1612 ſtattfand, ernannte der König Oxenſtierna als Dank für die glücklich geleiteten Unterhandlungen zum Reichskanzler. Oxenſtierna ſtand damals im 29ſten Jahre.

Krieg war die nächſte Sorge Guſtav Adolf's. Karl IX. hatte ſeinem Sohne eine dreifache Fehde hinterlaſſen: die ruſſiſche, welche von ſchwediſcher Ehrſucht entzündet und in weiter Ferne geführt, keine erheblichen Gefahren darbot, aber doch verhinderte, das kleine Heer aus Liefland zurückzuziehen; die däniſche, welche, weil ſie auf ſchwediſchem Boden tobte, am Marke des Reiches zehrte; endlich die polniſche, die hartnäckigſte von allen, weil hier zwei gleich entſchloſſene, gleich unverſöhnliche Anſprüche ſich entgegentraten und weil vorauszuſehen war, daß Guſtav Adolf ſo wenig auf den Beſitz der ſchwediſchen Krone als Sigismund von Polen auf ſein erbliches Recht an dieſelbe verzichten werde. Wahrlich es bedurfte der angebornen Neigung des Prinzen für das Kriegsweſen nicht, um ihn ins Feld zu treiben. Die äußerſte Noth zwang ihn, in den Waffen ſein Heil zu ſuchen. Bedenkt man noch, daß Guſtav den Adel ſeines Landes kaum auf einem andern Wege vor Erneurung der Meutereien, welche ſo häufig während der Regierung ſeines Vaters erfolgt waren, zurückzuhalten vermochte, als wenn er denſelben zu glorreichen auswärtigen Unter-

nehmungen hinriß, zieht man endlich in Rechnung, daß der junge König bei der Armuth ſeines eigenen Erbreichs, nur in fremden Ländern Lehen und Güter finden konnte, die ihm die Möglichkeit verſchafften, den gierigen Herrenſtand durch glänzende Vergabungen dauernd an ſeinen Thron zu feſſeln: ſo wird Guſtav Adolf's Rolle als Eroberer begreiflich. Die mächtigſten Triebfedern, Noth und Politik ebenſo gut als natürliche Anlage haben ihn dazu gemacht.

Aber mit welchen kleinlichten Hülfsmitteln begann er ſeine kriegeriſche Laufbahn, die ſo glänzend endete! Schweden war bei Guſtav Adolf's Regierungsantritt durch die langen Stürme unter Karl IX. aufs Aeußerſte erſchöpft, die Stimmung des Volks, beſonders der Bauern, höchſt ſchwierig. An verſchiedenen Orten brachen wegen der unerſchwinglichen Laſten Empörungen aus. Ueberdieß zogen fremde Ausſendlinge, meiſt Polen, oder im Auslande von Jeſuiten erzogene Schweden, durch die Provinzen herum und ſuchten im Namen Sigismund's den Unmuth der Menge zu hellen Flammen anzuſchüren. Tiefe Ebbe herrſchte in den öffentlichen Kaſſen. Man mußte aus Geldmangel die Schiffe, welche aus der Fremde Soldaten und Kriegsbedürfniſſe holen ſollten, mit Landesprodukten befrachten, um dagegen das Nöthige einzutauſchen. Eine alte Nachricht [1] aus ſchwediſchen Archiven meldet, daß Guſtav Adolf kurz vor ſeines Vaters Tode einem Kaufmann, der eine Lieferung für das Heer gemacht hatte, eine *ſchriftliche* Anweiſung auf 18 Thaler gab, weil er die Forderung nicht in *Baarem* zu zahlen vermochte. Von der Armuth ſchwediſcher Städte giebt den deutlichſten Begriff die oben erwähnte monatliche Geldverwilligung, welche der Bürgerſtand im Jahre 1604 zuerſt übernommen hatte, und welche der Reichstag von Nyköping um ein Sechstheil erhöhte. Nach der Schatzung von 1604 zahlten [2] monatlich:

Stockholm	175	Thaler.	Jönköping	35	Thaler.
Neulödöſe	83	"	Hudwikswall	29	"
Södörköping	70	"	Upſala	28	"
Norköping	70	"	Arboga	25	"
Calmar	70	"	Weſteräs	25	"
Geſle	52	"	Wiborg	25	"
Abo	50	"	Oerebro	23	"
Nyköping	35	"	Werjö	23	"
Linköping	35	"	Ekesjö	16	"
Wadſtena	35	"	Weſterwik	16	"

[1] Rühs Geſchichte von Schweden, (nach Hallenberg's hiſtoriſcher Sammlung), im 65ſten Theil der allgemeinen Welthiſtorie S. 97. — [2] Ebendaſelbſt S. 86.

Bogeſund	16	Thaler.	Strengnäs	9	Thaler.
Gamlelöſe	16	"	Hernöſand	8	"
Helſingfors	16	"	Skara	8	"
Biörneborg	16	"	Oeregrund	8	"
Lidköping	13	"	Skedwi	6	"
Raumo	13	"	Hjo	6	"
Enköping	12	"	Borgo	6	"
Karlſtadt	10	"	Sigtuna	5	"
Marienſtadt	10	"	Skeninge	5	"
Köping	9	"	Fallköping	5	"
Hedemora	9	"	Naedendal	5	"
Torshälla	9	"	Ekenäs	5	"

Ein amtliches Verzeichniß [1]) ſämmtlicher Kroneinkünfte Schwedens aus dem Jahre 1620 iſt vorhanden. Obgleich damals viele Quellen reichlicher floßen als 8 Jahre früher, wo der däniſche Krieg das mittlere Schweden furchtbar verheert hatte, zeigt dieſe Rechnung doch nur die Summe von 1,280,000 Thalern, deren einer ungefähr den Werth von 1 fl. 30 kr. jetzigen Geldes haben mochte [2]). Man kann daraus ermeſſen, wie gering das Staatseinkommen bei Guſtav's Regierungsantritt ſich belaufen mußte. Die Verlegenheit der Krone wurde noch durch die große Anzahl der Mitglieder des königlichen Hauſes vermehrt, welche auf ſtandesgemäßen Unterhalt Anſpruch machten. Es gab damals zwei Königinnen Wittwen in Schweden: die dritte Gemahlin Guſtav's Waſa I., Catharina Stenbock, die im Jahre 1535 geboren, erſt 1621 in ihrem 86ſten Jahre ſtarb, dann die Wittwe Karl's IX. und Mutter Guſtav Adolf's, Chriſtina, die dem jungen Könige durch Geiz, Herrſchgier und Zankſucht nicht wenig Unluſt bereitete. Chriſtina war reich und hätte ihrem Sohne leicht helfen können. Allein ſie wucherte mit ihrem Gelde und machte dem Staate nur gegen die drückendſten Zinſen Anlehen. Außer dieſen beiden Frauen waren fürſtlich zu verſorgen: Herzog Johann, der erſt neulich ſich gegen Entſagung auf den ſchwediſchen Thron die Verleihung ausgedehnter Ländereien ausbedungen hatte und in ſeinem Gebiete eine ſchlechte Wirthſchaft führte; zweitens der jüngere Bruder Guſtav Adolf's, Karl Philipp, dem als Erblehen Södermannland, Nerike und Wärmland zugewieſen ward. Zum Glück für Schweden ſtarb Herzog Johann 1618, vier Jahre ſpäter folgte ihm Karl Philipp ins Grab; die königliche Wittwe Chriſtina gieng 1625 mit Tod ab. Nun erſt konnten alle dieſe Lehen zum Staatsgute geſchlagen werden.

Die Friedensanträge, welche Guſtav Adolf den Dänen machte, waren

[1]) Geijer III, 52. — [2]) Rühs a. a. O. S. 231.

zurückgewieſen worden. Auch die Geſandten, welche König Jakob von England und die Holländiſchen Staaten an den Hof Chriſtian's IV. abgeſchickt, hatten vergeblich ihre Vermittlerkünſte aufgeboten. Im Januar 1612 rückten die Dänen von Calmar aus ins Feld, verheerten einen großen Theil von Smaland, verbrannten die Stadt Weriö wie das Schloß Kronoberg, und bedrohten Jönköping, den wichtigſten Waffenplatz im Süden des ſchwediſchen Reichs nach ſeinen damaligen Gränzen. Um dieſelbe Zeit verſuchte König Chriſtian IV. ſelbſt, von der norwegiſchen Feſte Bohus aus die Stadt Gullberg des Nachts zu überrumpeln. Allein ein fünfmal wiederholter Sturm ward ſo tapfer von dem ſchwediſchen Befehlshaber Martin Krakow, und nachdem er eine Wunde erhalten, von ſeiner kühnen Frau Emerentia Pauli abgeſchlagen, daß der König abziehen mußte. Dagegen fiel die Feſtung Neulöböſe in die Hände der Dänen, welche alle männlichen Einwohner der Stadt ermordeten. Unter fürchterlicher Verheerung drangen ſie von da bis Skara vor, das eingeäſchert ward. Ueber 3000 Bauernhöfe ſollen auf dieſem Zuge zerſtört worden ſeyn. Schwediſcher Seits ſtand Anfangs dem Feind nur ein kleines Heer unter dem Feldmarſchall Krus entgegen. Daſſelbe fiel in Haland ein, plünderte 18 Kirchſpiele und brachte dem däniſchen Könige nicht weit von Falkenberg eine Schlappe bei. Faſt wäre Chriſtian IV. gefangen genommen worden, hätte ſich nicht einer ſeiner Edelleute, Barnekow, für ihn aufgeopfert. Mitte Januar traf Guſtav Adolf ſelbſt in den Schanzen bei Rysby ein, wo die ſchwediſche Hauptmacht ſich ſammelte. Er machte von dort aus einen glücklichen Streifzug in die däniſche Provinz Schonen, die von den feindlichen Truppen damals entblößt war. Aber auf dem Rückzuge wurde er, unweit der ſchwediſchen Gränze, von den Dänen, die aus dem von ihnen eroberten Smaland herbeieilten, unverſehens überfallen. Auf dem Eiſe des Sees Widsjö kam es Abends den 11. Februar zur Schlacht, welche die Schweden, an Zahl weit geringer als der Feind, verloren. Viele wurden erſchlagen oder ertranken. Auch unter dem Roſſe des Königs brach das Eis ein, ſo daß er ins Waſſer ſtürzte. Der Kammerjunker Peter Brahe und ein gemeiner Reiter von der Fahne Uplands, Namens Thomas Larsſon, retteten ihn. Larsſon erhielt zum Danke für dieſe That einen Bauernhof Igelſtadt im Kirchſpiele Romfertuna, den ſeine Nachkommen noch heute beſitzen. In Schweden lief das Gerücht um, daß der König erſchlagen worden ſey. Seine Mutter und der Hof zu Stockholm waren in großer Beſorgniß, bis ein von Guſtav Adolf abgeſchickter Bote mit der Nachricht von ſeinem Wohlbefinden eintraf.

Mit Anfang des Frühjahrs, im Märzmonat, ruhten die Waffen eine Zeitlang, weil das eintretende Thauwetter militäriſche Bewegungen unmög-

lich machte. Deſto eifriger wurden jetzt die Unterhandlungen betrieben. Guſtav Adolf ſuchte auswärtige Hülfe. Er ſtellte den Hanſeaten die Gefahren vor, mit welchen das Wachsthum der däniſchen Macht ihren Handel in der Oſtſee bedrohe. Seine Geſandten waren angewieſen, Vereinigung der hanſeatiſchen Flotte mit der ſchwediſchen, freie Werbung im Gebiete der Städte, die Zufuhr von Kriegsbedürfniſſen und Aufhebung alles Verkehrs mit Dänemark zu verlangen. Lübeck zeigte ſich geneigt, auf dieſe Anträge einzugehen; aber die Macht der Hanſa war bereits zu ſchwach, der Bund ſelbſt zu loſe, als daß etwas Gemeinſames und Großes hätte unternommen werden können. Die Lübecker ſchickten einige bewaffnete Schiffe zum Schutz ihres Handels aus. Bald wurden ſie jedoch durch die däniſche Flotte zu der Erklärung gezwungen, daß ſie ſich im laufenden Jahre des Verkehrs mit Schweden enthalten wollen. Etwas glücklicher war Guſtav in ſeiner Unterhandlung mit den Niederlanden. Es war dem Könige beſonders um ein Anlehen auf gute Bedingungen zu thun. Wirklich erhielt er die Erlaubniß, in Holland Werbungen zu machen; aber als die Nachricht von den Fortſchritten der Dänen nach Amſterdam kam, wurden die hochmögenden Herrn, weil ſie Capital ſammt Zinſen zu verlieren fürchteten, ſichtlich lauer gegen die Schweden. Auch die Norweger ſuchte Guſtav in ſein Intereſſe zu ziehen; er erinnerte dieſes, gegen Chriſtian IV. aufgebrachte Volk an ſeine gemeinſame Abkunft mit den Schweden, an den alten Verkehr, und die beſſere Uebereinſtimmung des Charakters beider Nationen: „durch die Argliſt des Dänenkönigs ſey der norwegiſche Adel beinahe ausgerottet, alle Aemter des Landes mit Dänen oder Ausländern beſetzt, unter ſchwediſchem Scepter würde der Adel wieder aufblühen, ſeine Gerechtſame und ſeinen Glanz zurückerhalten.“ Allein ſo unzufrieden auch die Norweger über Chriſtian IV. waren, ſo wollten ſie ſich doch nicht einem fremden Monarchen in die Arme werfen, dem ſie kaum die Macht zutrauten, ſich ſeiner eigenen Haut zu erwehren.

Mit dem Anfang der beſſeren Jahreszeit entbrannte der Krieg wieder von der ſüdlichen Grenze bis an die unwirthlichen Lappmarken hinauf, deren Bevölkerung ihre Armuth nicht vor der Wuth der Soldaten ſchützte. Der ſchwerſte Druck laſtete jedoch auf den Bewohnern der ſüdlichen Provinzen Schwedens. Freund und Feind drängten hier einander. Was der Eine übrig gelaſſen, nahm der Andere weg. Die Noth wurde zuletzt ſo groß, daß Guſtav ſelbſt befehlen mußte, den unglücklichen Einwohnern mit Gewalt ihr Eigenthum zu entreiſſen, um nur die Grenzfeſtungen mit Proviant verſehen zu können. Die Ausrüſtung der Flotte, welche Guſtav mit allem Eifer betrieb, hatte keinen Fortgang, es fehlte an Geſchütz und Matroſen, und der größte Theil der ſchwediſchen Schiffe lag noch abgetakelt

in den Häfen, während die däniſche Flotte, mehr als 30 Segel ſtark, die See hielt. Guſtav hatte den Adel zum Roßdienſt aufgefordert und die Säumigen mit ſchweren Strafen bedroht; dennoch kam nur ein kleiner Haufe Reiterei zuſammen. Während des Sommerfeldzugs befanden ſich meiſt nicht über acht Edelleute in Guſtav's Umgebung. Herzog Johann's Sekretär ſchrieb damals nach Hauſe: „Gott beſſere es, keiner will gehorchen, und darum geht es wie es geht.“ Auch klagte das Volk laut über Mangel an Anführern [1]). Die Lage des jungen Königs war höchſt bedenklich. Zwei däniſche Heere ſtanden in ſeinem Lande, das eine unter dem Befehl des Königs Chriſtian IV., mit der Beſtimmung, Weſtgothland, das andere unter General Gerd Ranzow, bereit Smaland, Oſtgothland und Oeland zu erobern. Elfsborg an der Nordſee, auf der äußerſten Gränze Weſtgothlands gelegen, wurde nach einer 19tägigen Belagerung im Mai von den Dänen genommen. Der ſchwediſche Commandant dieſer Feſtung, Otto Sträle, mußte ſich nach Abſchließung des Friedens, wegen Pflichtverletzung angeklagt, vor Gericht ſtellen, und eine große Geldbuße erlegen. Kurze Zeit darauf fiel auch die Veſte Gullberg, deren Beſatzung, entmuthigt durch die Eroberung Elfsborgs, ſich ohne Widerſtand ergab. Auf die Nachricht von dieſen Unfällen wandte ſich Guſtav Adolf zuerſt gegen das däniſche Heer, das unter dem Befehle Chriſtian's IV. ſtand. Allein er konnte den feindlichen 32 Fahnen Fußvolk und 11 Geſchwadern Reiterei, faſt nur ein Drittheil, 11 Fahnen zu Fuß und acht zu Roß entgegenſtellen; er mußte deßhalb eine Schlacht vermeiden und ſich auf Beläſtigung des Feindes beſchränken. In dieſer Gefahr rettete ihn der kleine Krieg und der Muth des gemeinen Volks. Die Bauern, mit Ausnahme einiger Kirchſpiele in Weſtgothland, welche ſich den Dänen unterwarfen, voll Eifer für Vertheidigung des Landes, zerſtörten lieber ſelbſt ihre Höfe, als daß ſie dieſelben in die Hände der Feinde gerathen ließen. Sie zogen ſich in die Wälder, machten da Verhaue, überfielen, wo es Gelegenheit gab, den zum Raube ſich zerſtreuenden Feind, ſchnitten die Zufuhren ab, und verurſachten den Gegnern täglichen Verluſt. Wirklich wurde der Dänenkönig durch Mangel an Lebensmitteln und Seuchen gezwungen, ſich aus dem ausgehungerten Lande zurückzuziehen. Guſtav folgte ihm bis vor Gullberg, unter deſſen Mauern Chriſtian IV. ein Lager ſchlug; dann eilte Guſtav nach der Oſtküſte, wo die Dänen unter Ranzow noch größere Vortheile errungen hatten. Faſt ganz Smaland war in ihren Händen, Oeland erobert, Jönköping bedroht. Guſtav ließ daher die angefangenen Arbeiten an der Feſtung Jönköping in größter Eile beſchleunigen, und rückte

[1]) Geijer III, 88.

dem General Ranzow entgegen. Letzterer wartete jedoch die Ankunft des Schwedenkönigs nicht ab, ſondern zog ſich, durch Meutereien unter ſeinen teutſchen Truppen genöthigt, ſo übereilt zurück, daß ſein Rückzug einer Flucht gleich ſah. Durch Mangel und durch fortwährende Anfälle der Schweden verlor er auf ſeinem Marſche 1500 Mann. Durch dieſen Unfall wurden die Plane des Königs Chriſtian IV. vereitelt, der ſchon aus dem Weſten in das Binnenland heraufgezogen war, um ſich vor Jönköping mit ſeinem Generale Ranzow zu vereinigen; er mußte gleichfalls umkehren. Allein entſchloſſen, Das, was er mit dem Landheer nicht vermocht, mit der Flotte zu verſuchen, ſammelte nun der Dänenkönig ſeine Schiffe, fuhr durch den Sund längs der Küſte Schwedens hinauf, und erſchien, ſchon zu Anfang des Herbſts, mit mehr als 30 Segeln und 5000 Landungstruppen vor dem kleinen Schloſſe Warholm, das zwei Meilen vor Stockholm gelegen, den Eingang in den Kanal des Mälar-Sees beherrſcht. Dieß geſchah, während Guſtav zu Jönköping ſtand, und die ſchwediſche Flotte vor der feindlichen Uebermacht furchtſam in den Häfen Schutz ſuchte. Auf die erſte Nachricht von der neuen Gefahr eilte Guſtav Tag und Nacht nach Stockholm. Unterwegs ſtieß eine willkommene Verſtärkung von mehreren hundert geworbenen Schotten zu ihm, welche ihm ein niederländiſcher Oberſt Mönichhofen zuführte. Dieſe Truppen hatten in Norwegen gelandet, und gleich nach der Ausſchiffung einen wiewohl unglücklichen Verſuch auf Drontheim gemacht. Sie drangen dann über die hohen Gränz-Gebirge nach Schweden hinüber und vereinigten ſich mit dem Könige. Bei der Ankunft Guſtav's athmete Stockholm wieder von der tiefen Beſtürzung auf, in welche die Landung des Feindes beinahe vor ihren Thoren die Hauptſtadt verſetzt hatte. Schnell wurde alles aufgeboten, was die Waffen tragen konnte, Bürger und Bauern der Umgegend; mit dieſen zuſammengerafften Haufen und den fremden Söldnern zog der König dem Feind auf die Seeküſte entgegen. Aber er traf die Dänen nicht mehr; ſie hatten, nachdem ſie das Schloß Warholm einige Tage vergeblich beſchoſſen, ihr ausgeſchifftes Kriegsgeräthe wieder an Bord gebracht und ſegelten davon.

Indeß rückte der Winter heran, und die Jahreszeit verbot größere Unternehmungen zur See und zu Lande. Wenn Schweden durch den blutigen Kampf des Jahres 1612 aufs tiefſte erſchöpft, Frieden bedurfte, ſo neigte ſich auch Chriſtian, durch den Widerſtand ſeines jugendlichen Gegners überraſcht, zu einer gütlichen Ausgleichung. Die Stimmung der däniſchen Nation trug zu dieſer Sinnesänderung des Königs viel bei. Das Volk zahlte die großen Auflagen, die der Krieg verurſachte, nur mit Murren, und der Adel fürchtete, die Macht des Königs möchte durch einen glücklichen Feldzug gänzlich unumſchränkt werden. Eine Zuſammenkunft

wegen Auswechslung der Gefangenen führte zu gegenſeitigen Erklärungen, bald bewirkten die engliſchen Vermittler eine noch größere Annäherung. Ein Congreß wurde verabredet, doch wollte der Dänenkönig in keine völlige Waffenruhe willigen, nur ſo viel gab er zu, daß der Ort, wo die beiderſeitigen Geſandten zuſammenkämen, auf eine Meile in die Runde von allen Feindſeligkeiten verſchont bleiben ſollte. Während in Stockholm der Reichstag ſich verſammelte, und alle Stände ſich zu Opfern für Rettung des Vaterlandes bereit erklärten, wurden die Friedensunterhandlungen am 29. November eröffnet. Sie dauerten unter großen Schwierigkeiten, an welchen zum Theil lächerliche Anſprüche wegen des Ceremoniels, aber auch die ausſchweifenden Forderungen des Feindes Schuld waren, bis zum 19. Januar 1613, an welchem Tage der Friede in dem Kirchdorfe Knäröd abgeſchloſſen wurde. Die Unterzeichnung erfolgte am 26. Januar. Sehr hoch war der Preis, um den ſich das erſchöpfte Schweden Ruhe erkaufen mußte. Die minder wichtigen Punkte beſtanden in Folgendem: Das Schloß Sonnenburg ſolle auf ewige Zeiten an Dänemark abgetreten, beiden Königen in Zukunft geſtattet ſeyn, die drei Kronen, welche ſeit Guſtav I. ein Zankapfel zwiſchen Schweden und Dänemark waren, in ihrem Wappen zu führen, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Regenten von Dänemark aus dieſem Zugeſtändniß kein Recht auf den ſchwediſchen Thron ableiten dürfen. Guſtav entſagte ferner für ſich und ſeine Nachkommen allen Rechten, die er und die Krone Schweden in den norwegiſchen Lehen Nordland und Wardöhuus von Titisfjord bis Waranger gehabt; unter dem Titel König der Lappen ſollten, im Fall ihn Guſtav Adolf oder ſein Nachfolger wieder gebrauchen würden, nicht die an der See wohnenden Lappen, ſondern die des Binnenlandes, welche der Krone Schwedens wirklich unterworfen, verſtanden werden. Den Unterthanen beider Reiche ward gegenſeitig Zollfreiheit im Sunde und freier Handel ausbedungen, doch mit Ausnahme der Getränke. Die während des Kriegs zerſtörte Stadt Gothenburg ſollte, im Falle ihrer Wiederherſtellung, keine der Krone Dänemark nachtheilige Privilegien erhalten, die Fahrt nach Liefland und Kurland frei ſeyn, doch mit Ausnahme Rigas, ſofern es vom Schwedenkönige belagert würde. Die Gefangenen wurden ohne Löſegeld ausgeliefert. Dieß waren, wie geſagt, die minder wichtigen Punkte. Die größte Schwierigkeit machten die von den Dänen eroberten Plätze, namentlich Calmar und Elfsborg. Ohne offenbare Schmach konnte Guſtav Adolf auf dieſe beiden Städte nimmermehr verzichten. Denn Calmar hatte nicht bloß als Feſtung, ſondern auch als ein zum Verkehr mit Finnland, Liefland, Polen und Rußland vortrefflich gelegener Seeplatz eine wichtige Bedeutung, und Elfsborg war der einzige große Hafen, den Schweden damals

an der Nordſee beſaß. Mit dem Verluſte dieſer Stadt hätte es auf direkte Verbindung mit Deutſchland und dem ſüdlichen Europa verzichten müſſen. Guſtav Adolf drang daher mit aller Macht auf die Räumung der beiden Plätze, und verlangte ſie als Präliminarartikel des Friedens. Um ſo hartnäckiger zeigten ſich die Dänen. Sie wollten die großen Koſten des Kriegs nicht umſonſt aufgewendet haben. Zuletzt mußten ſich die Schweden zur Zahlung der, für ein Land wie Schweden, höchſt bedeutenden Summe von einer Million harter Thaler verſtehen. Der Name Contribution wurde freilich umgangen, und der mildere „Gratifikation" dafür auf Verlangen der ſchwediſchen Geſandten in die Friedensakte aufgenommen. Die Summe ſollte innerhalb ſechs Jahren bezahlt werden. So lange bis der letzte Thaler abgetragen, behielt Dänemark Elfsborg, ſammt mehreren Gerichtsſprengeln von Weſtgothland im Verſatz, doch ſo, daß die ſchwediſchen Geſetze und auch der Lehenseid des Adels in den verpfändeten Orten aufrecht blieben.

In Schweden herrſchte auf die erſte Nachricht vom Abſchluſſe des Friedens lauter Jubel. Man dachte anfangs nur an das gewonnene Reſultat, nicht an den Preis. Bald ſollte man das Schlimme der neuen Lage fühlen. Die Dänen behielten nach dem Abſchluſſe des Friedens ihre drohende Stellung bei. Die von ihnen beſetzten Plätze wurden auf alle Weiſe beſchädigt, die Einwohner hart bedrückt. Guſtav mußte die Erneuerung der Feindſeligkeiten fürchten, und daher auf Sicherung der Gränzfeſtungen Bedacht nehmen. Die geworbenen fremden Soldaten wurden in den Oertern auf der Gränze herumgelegt. Ihr Unterhalt verurſachte dem armen ausgeſogenen Landvolke ſchwere Laſten. Aber wie erſt die Million aufbringen? Die Stände ſollten Rath ſchaffen. Allein man wagte es nicht, den vollen Reichstag zu verſammeln, weil man fürchtete, der Bauernſtand, den die größte Laſt von der däniſchen Contribution traf, möchte die Bewilligung verweigern. Guſtav berief daher ſtatt einer allgemeinen Ständeverſammlung bloß zwei Edelleute aus jeder Provinz, alle Biſchöfe, einen Prieſter aus jedem Domkapitel, und den Magiſtrat der Stadt Stockholm, welcher ſämmtliche Städte ſo wie das Landvolk vertreten ſollte. Bauern wurden gar nicht beſchieden. Als Vorwand für die Beſchränkung der Zahl, mußte die Erſparung der Koſten dienen. Guſtav Adolf eröffnete die Verſammlung mit folgender [1]) Rede:

„Der Eifer, mit dem Ihr auf mein Geheiß hier zuſammengetreten ſeyd, um verſchiedene Punkte, von denen das Wohl des Reiches abhängt,

---

[1]) Mitgetheilt durch Mauvillon in ſeiner Schrift histoire de Gustaph Adolph aus den Staatspapieren von Arkenholz.

zu berathen, kann mir nur angenehm ſeyn. Um meinen Unterthanen manche Ausgaben zu erſparen, habe ich nicht für nöthig erachtet, alle Deputirten der Städte, der Provinzen und des Landes einzuberufen. Gerne würde ich auch Euch verſchont haben, wenn ich eurer klugen Rathſchläge entbehren könnte, und wenn mich nicht der Drang der Zeitumſtände genöthigt hätte, Euch zu mir zu beſcheiden."

„Seit dem letzten zu Stockholm gehaltenen Reichstage iſt der Friede zwiſchen dem König von Dänemark und uns glücklich geſchloſſen worden. Gott gebe, daß es zur Ehre ſeines Namens und zum Beſten beider Reiche geſchehen ſeyn möge. Auf dieſes Ziel müſſen auch Eure Berathſchlagungen gerichtet ſeyn. Wir werden Euch, nach dem Gutachten unſeres getreuen Rathes und Eurem Verlangen gemäß, den Friedenstraktat von Punkt zu Punkt vorleſen laſſen, damit ihr im Namen aller Stände auf Mittel ſinnet, dieſen Frieden aufrecht zu erhalten."

„Es iſt Euch nicht unbekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Regierung dieſes Reiches verknüpft war, als ich auf beſondere Verfügung der göttlichen Vorſehung und auf Verlangen aller Stände ſie antrat. Gott weiß es, daß ich mich nicht aus Ehrgeiz in einem ſo zarten Alter einer ſo ſchweren Laſt unterzogen habe, ſondern daß es einzig aus Liebe zu meinem Vaterlande, und zum Wohl meiner getreuen Unterthanen geſchehen iſt. Ich kann Euch verſichern, daß ich ſeit dieſer Zeit noch keine andere Zufriedenheit, keinen Troſt genoſſen habe, als durch das Bewußtſeyn, trotz der übeln Lage der ſchwediſchen Angelegenheiten, wider alles Erwarten den Frieden errungen, und meinen geliebten Unterthanen Ruhe und Sicherheit vor den feindlichen Einfällen und Plünderungen verſchafft zu haben."

„Ich bin entſchloſſen, mit Gottes Hülfe die gute Nachbarſchaft mit Dänemark zu unterhalten, und ich hoffe auch mit unſern andern Feinden einen Vergleich abzuſchließen. Ich habe bereits den König von Polen theils durch Geſandte, theils durch eigenhändige Briefe ausgeforſcht; aus den eingegangenen Antworten, die Euch mitgetheilt werden ſollen, werdet Ihr erſehen, daß man zur Hoffnung eines glücklichen Erfolges berechtigt iſt. Es mag indeß gehen, wie es wolle, ſo werden wir ſtets auf den Allmächtigen, in deſſen Händen Krieg und Frieden liegt, unſer Vertrauen ſetzen, uns ſeiner Führung überlaſſen, und kein menſchliches Mittel verabſäumen, um das größte Gut, den Frieden, uns zu erringen, ſo weit dieß ohne Nachtheil des Staates, und ohne Verletzung unſerer Ehre geſchehen kann."

„Ich läugne nicht, daß der Friede mit Dänemark unter harten Bedingungen zu Stande kam, allein ich ließ mir dieſelben gefallen, um einem noch größeren Uebel vorzubeugen, und um die ſo ſehr geſchwächten Kräfte dieſes Reiches wieder herzuſtellen."

„Die allgemeine Entkräftung erlaubte mir nicht, den Krieg fortzuſetzen, und es war unmöglich, beſſere Bedingungen zu erhalten. Dieſelben ſind jedoch ſo beſchaffen, daß kein Schaden für das allgemeine Wohl zu befürchten iſt, wenn ſie von den Ständen des Reiches bewilligt werden. Ich hoffe, daß meine Bemühungen zum Beſten des Landes von meinen getreuen Unterthanen mit Dank anerkannt werden, und daß man mir keine andere Abſicht unterlegen wird, als den Wunſch, das Intereſſe meines Volkes nach Kräften zu fördern; ich habe ja bei manchen Gelegenheiten, wo ich meines Lebens nicht geſchont, bereits gezeigt, wie ſehr mir das Wohl Schwedens am Herzen liegt."

Man vereinigte ſich über eine allgemeine Bewilligung, von der kein Stand ausgenommen ward. Das königliche Haus und der Adel ſollten eine Einkommens-, die übrigen Stände eine Vermögensſteuer entrichten. Die Bergleute mußten von ihren Kuren, die inländiſchen Kaufleute von ihren Schiffen, die fremden von dem Werthe der ein- und ausgeführten Güter Steuer entrichten. Als Bezahlung wurden angenommen gute Thaler, ungemünztes Silber, Kupfer, Eiſen, Waizen, Roggen nach beſtimmten Preiſen. Die Dauer der Bewilligung war auf vier Jahre feſtgeſetzt; auch ſollte dieſe Steuer nicht von den gewöhnlichen Einnehmern, ſondern von außerordentlichen Commiſſären, die in alle Provinzen zu dieſem Zwecke abgeſchickt wurden, eingezogen werden. Trotz dieſer Einrichtung koſtete es unſägliche Mühe, um den erſten Zahlungstermin abzutragen. Ein Verſuch, den Guſtav Adolf bei dem Dänenkönig machen ließ, die feſtgeſetzten Friſten zu verlängern oder ſtatt baaren Geldes in guten Waaren bezahlen zu dürfen, ſcheiterte an der Weigerung des letztern. Das Mißtrauen zwiſchen beiden Mächten dauerte noch lange Zeit fort.

So endigte ſich der däniſche Krieg. Guſtav hatte ihn zwar nicht ohne Ehre, aber unglücklich geführt. Vier Urſachen trugen hiezu bei: daß der Kampf gleich nach Guſtav's Regierungsantritt, während ſein Anſehen noch nicht hinreichend befeſtigt war, begann; daß Guſtav ihn im eigenen Lande führen mußte, wodurch ſeine Hülfsmittel immer auf einen engeren Kreis beſchränkt wurden, während der Feind über die Kräfte ſeiner eigenen vom Kriege verſchonten Provinzen verfügen konnte; daß die Schweden damals nur wenig vom Seeweſen verſtanden, und in dieſem Punkte gegen ihre Gegner in großem Nachtheile waren; endlich daß der ſchwediſche Adel ſeinen jugendlichen Gebieter nur ſehr lau unterſtützte.

Guſtav Adolf verzieh den Herrn dieſe Untreue nicht. Höchlich erzürnt über die Verſäumniß im Roßdienſte und andere Eingriffe in ſeine Rechte, welche ſich der Adel erlaubt, ließ er im Januar 1613, gleich nach Beendi-

gung des däniſchen Kriegs, eine Erklärung [1]) über das rechte Verſtändniß der zu Nyköping 1611 von ihm beſtätigten adeligen Privilegien aufſetzen. In dieſer Schrift heißt es unter Anderem: „dieweil der Adel Schwedens ſammt den übrigen Ständen des Reichs unſer Haus zu königlicher Würde erhoben und jüngſt uns ſelbſt zum Herrſcher erkoren, haben wir demſelben ſo große Privilegien gegeben, wie kaum vor uns irgend ein König Schwedens. Gleichwohl mußten Wir vernehmen, daß ein Theil der Adeligen dieſe Wohlthaten nicht anerkenne, ſondern vielmehr die zugeſtandenen Privilegien mißbrauche, vorzüglich in der letzten Fehdezeit. Die Herren mögen daher wiſſen, daß er (der König) zurücknehmen könne, was er gegeben, und daß ihm zukomme, zu beſtimmen, wie die Privilegien verſtanden werden müßten, damit nicht Jeder dieſelben deute und drehe, wie ihm beliebe. Obgleich in denſelben ſtehe, daß ſteuerfreie Güter nicht der Krone zufallen dürfen, ſo lange der Edelmann keinen feindlichen Schild gegen ſeinen König erhebe, ſo gelte doch das ſchwediſche Geſetz, kraft deſſen die Steuerfreiheit der adeligen Gründe mit dem Augenblick aufhöre, wo der Beſitzer den Roßdienſt nicht leiſte; weßhalb diejenigen vom Adel, die im däniſchen Kriege nicht mit geweſen, noch ihren Pflichten gegen den Staat genügt, ſondern ſich zu Hauſe verkrochen hätten, von Rechtswegen ihre adelige Freiheit verlieren ſollten.“ Als Mißbrauch wird ferner gerügt, daß der Adel nicht nur innerhalb der geſetzlichen Freimeile um die Herrenhöfe, ſondern auch auf Lehenhöfen ſeine Bauern von den Poſtfuhren, der Herberge und andern öffentlichen Laſten entbinde, daß er ſich ſo viel Ritterſitze baue, als ihm gutdünke, und für dieſelben die gleiche Freiheit heiſche, wie für den Herrenhof den er ſelbſt bewohne; daß er auf ſolche Art eine Menge Leute dem Aufgebot zum Krieg entziehe, daß, während Haus und Hof des Adels in den Städten von allen bürgerlichen Laſten befreit ſeyen, manche Adelige in eigener Perſon oder durch Andere bürgerliche Gewerbe treiben, ja Kneipen und liederliche Häuſer halten; daß ſie ihre Zollfreiheit für eigene oder fremde Rechnung in unerlaubten Handelsgeſchäften ausbeuten u. ſ. w.

Indeſſen findet ſich nicht, daß Guſtav Adolf es unternahm, die Drohungen, welche in dieſen Sätzen lagen, zu verwirklichen. Er durfte den Adel nicht vor den Kopf ſtoßen. Denn ſchon erheiſchte ein zweiter Krieg, der ruſſiſche, ſeine Aufmerkſamkeit und verhinderte gründliche Verbeſſerungen im Innern. Wir müſſen zunächſt von den Urſachen des ruſſiſchen Kampfes berichten, der in den letzten Jahren Karl's IX. begann.

---

[1]) Geijer III, 22 flg.

Baſil, Iwans Sohn, war der erſte Großfürſt von Moskau, der den Titel eines Czaren annahm. Er entriß den Polen das Fürſtenthum Pleskow, die Herzogthümer Smolensko und Severien und ſtarb 1533. Auf ihn folgte ſein Sohn Iwan Baſilowicz, der einen Theil von Liefland ſowie die Königreiche Kaſan und Aſtrakan eroberte, und bei ſeinem 1584 erfolgten Tode zwei Söhne von zwei verſchiedenen Müttern hinterließ: den ältern Fedor von der Anaſtaſia Romanowna, den jüngern Demetrius, erzeugt aus der Ehe mit Maria Federowna. Der ältere Sohn Fedor folgte dem Vater. Dieſer ſchwache Prinz faßte unbegränzte Zuneigung zu einem Edelmanne Namens Boris Fedorowicz Godunow, welcher große Schlauheit mit Thatkraft vereinigte und nach und nach zu den höchſten Aemtern emporſtieg, ſelbſt Schwager des Czars wurde. Fedor war ohne Kinder, ſein jüngerer Bruder und rechtmäßiger Erbe, Demetrius, noch ein Knabe, lebte in einer Art von Verbannung. Alle Geſchäfte lagen in den Händen des Günſtlings, alle Aemter waren von ſeinen Kreaturen beſetzt. Unter dieſen Umſtänden verfiel Godunow auf den Gedanken, den muthmaßlichen Thronerben aus dem Wege zu räumen, und ſich ſelbſt nach des Czaren Tod die Krone aufzuſetzen. Demetrius wohnte mit ſeiner Mutter, der Wittwe Iwans, in dem Orte Uglicz, umgeben von Spionen, die ſeine Bewegungen beobachteten, und dem Günſtling des Czaren Rechenſchaft von Allem gaben. Eines Tages drangen Mörder in den Palaſt, wo er ſich befand, rießen den Knaben aus den Armen ſeiner Mutter und erdolchten ihn. Boris Godunow war der Anſtifter dieſes Verbrechens. Die Mörder wurden von den Bewohnern der Stadt, welche auf das Gerücht der grauſamen That die Sturmglocke gezogen hatten, in der erſten Wuth niedergemacht. Godunow, der allmächtige Miniſter, fing die Berichte auf, die von der Obrigkeit der Stadt Uglicz an den Czar abgeſchickt worden waren, unterſchob falſche, welche dahin lauteten, der junge Prinz habe ſich in einem Anfalle von Epilepſie ſelbſt umgebracht, und gieng frei aus. Die Rache ſollte ihn erſt ſpäter durch einen Betrüger treffen.

Kurz darauf im Jahre 1598 ſtarb der Czar Fedor, und es gelang Boris mit leichter Mühe, die Krone an ſich zu reißen. Vier Jahre hatte er nicht ohne Ruhm regiert, als ein junger Mönch mit der Behauptung auftrat, er ſey Demetrius, Iwans Sohn: der Vorſicht ſeiner Mutter, der Treue eines alten Dieners verdanke er ſeine Erhaltung, ein unterſchobener, ihm ähnlicher Knabe ſey ſtatt ſeiner ermordet worden. Dieß geſchah im Jahr 1602. Der Abentheurer hieß Jakob Otrepiew, und war in Jaroslaw von armen adeligen Eltern geboren. In ſeinem 14ten Jahre trat er zu Kiew in einen Mönchsorden, aber ſeinem hochſtre-

benden Geiſte ſagte das Kloſterleben nicht zu; er nahm daher das Anerbieten des Patriarchen Hiob von Moskau, Handſchriften in dem erzbiſchöflichen Palaſte abzuſchreiben, mit Freuden an. Hier hörte er einsmals die Bemerkung, daß er dem ermordeten Demetrius ſehr gleich ſehe. Dieſe Idee entflammte ſeinen Ehrgeiz, und bald hatte er eine Fabel über ſeine angebliche Rettung ausgeſponnen. Anfangs ließ er nur einzelne Winke über ſeine geheimnißvolle Geburt fallen, bald trat er kecker auf, ſo daß ſelbſt Boris Kunde von ſeinem Vorgeben erhielt. Der Czar wollte ihn aufheben laſſen, aber Otrepiew, zeitig genug gewarnt, entfloh und verbarg ſich in abgelegenen Klöſtern, wo er jedoch wegen ſeines freien Lebenswandels ausgewieſen wurde. In der Noth gieng er nun nach Litthauen, legte die Mönchskleider ab, und trat in die Dienſte des Fürſten Adam Wiſchneweczki. Bald wußte er hier durch einſchmeichelndes Benehmen die Gunſt ſeines neuen Gebieters zu gewinnen, und als er ſich hinreichend darin befeſtigt glaubte, begann er ſeine Plane ins Werk zu ſetzen. Durch erheuchelte Traurigkeit zog er die Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich, und ſchwieg, um die Urſache befragt, ſeufzend und geheimnißvoll. Zuletzt ſtellte er ſich krank, ließ einen Geiſtlichen, der Jeſuit war, kommen, entdeckte ihm das Mährchen ſeiner Geburt, und übergab ihm eine Schrift, in welcher die Vorgänge ſeiner angeblichen Rettung umſtändlich erzählt waren. Der Prieſter vertraute dem Fürſten die Entdeckung an, der ſich nun zu dem Kranken ſelbſt verfügte, um ihn auszuforſchen. Otrepiew ſpielte Anfangs den Erſchrockenen, zog aber dann, als wenn er nicht mehr läugnen könne, ein goldenes mit Diamanten beſetztes Kreuz hervor, das ſein Pathe, der Fürſt Mſtislawski, ihm bei der Taufe um den Hals gehängt habe. Wiſchneweczki getäuſcht durch dieſe Ausſagen, erwies dem Abentheurer von nun an fürſtliche Ehre; und da ſein Aufenthalt in Litthauen nicht ſicher genug ſchien, empfahl er ihn an den polniſchen Woiwoden von Sendomir, Mnichek. Otrepiew ſchmeichelte der Eitelkeit dieſes Magnaten dadurch, daß er ſeine Tochter Maria Anna zu ehelichen und auf den Thron von Moskau zu erheben verſprach. Seitdem wurde die Intrike des Mönchs weltgeſchichtlich. Denn nunmehr nahmen die polniſchen Jeſuiten und der päbſtliche Botſchafter am Warſchauer Hofe Rangoni für ihn Parthei, angefeuert durch die Hoffnung, daß Otrepiew, wenn man ihm auf den Czaren-Thron verhelfe, die katholiſche Religion in Rußland einführen werde. Im Jahre 1603 ſchwur Otrepiew zu Krakau in die Hände eines Jeſuiten, wie wohl insgeheim, zum katholiſchen Glauben [1]). Jetzt

[1]) Den Beweis bei Karamsin histoire de Russie Vol. XI, 175.

betrieben die neuen Freunde ſeine Sache mit ſolchem Nachdrucke, daß Otrepiew durch den polniſchen König Sigismund als der ächte Demetrius anerkannt ward, und das Verſprechen bewaffneten Beiſtandes erhielt. Auf die Nachricht hievon ſchickte der Czar Boris Abgeſandte nach Polen, die den Betrüger entlarven ſollten; aber ſie fanden keinen Glauben. Polniſche Magnaten verſammelten ein Heer von 10,000 Mann, zu denen ſich noch ein Schwarm Koſaken geſellte, und nun brach Otrepiew in Rußland ein. Er fand großen Anhang, viele Städte öffneten ihm ihre Thore, unter dem Heere, das ihm der Czar entgegen ſtellte, brachen Meutereien aus, und in Kurzem war der falſche Demetrius faſt allgemein anerkannt. Da ſtarb den 13. April 1605 der Czar Boris plötzlich, wie man glaubt, an Gift, das er genommen, um ſeinen Fall nicht zu überleben. Otrepiew ſah ſich am Ziele. Zwar riefen einige ruſſiſche Bojaren den 16jährigen Sohn Godunow's, Fedor, zum Czaren aus, aber dieſes Kind war zu ſchwach, um die Laſt der Krone unter den obwaltenden Umſtänden zu tragen. Während Demetrius ſich in der Stadt Tula befand, erſchien vor ihm eine Geſandtſchaft aus Moskau, um ihm die Huldigung des ruſſiſchen Volks darzubringen. Er befahl, Fedor nebſt ſeiner Mutter ſolle erdroſſelt, die wenigen Anhänger und Verwandten des Czaren hingerichtet werden. Dann hielt er im Juni 1605 unter dem Jubel des Volks ſeinen Einzug in Moskau, wo er auch mit großer Pracht gekrönt ward. Um die Täuſchung zu vollenden, ließ der neue Czar die Mutter des ermordeten (wahren) Demetrius an ſeinen Hof kommen, behandelte ſie als die ſeinige und überhäufte ſie mit Beweiſen von Zärtlichkeit. Dieſe Matrone, der nur die Wahl blieb zwiſchen unvermeidlichem Untergang, oder der Bereitwilligkeit die anbefohlene Rolle zu ſpielen, wählte, wie man denken kann, den letzteren Ausweg; ſie erkannte Otrepiew für ihren Sohn an, und genoß dafür die Luſt der Rache an dem ihr ſo verhaßten Geſchlecht der Boris.

Bald begannen die Verlegenheiten der neuen Regierung. Unter dem moskowitiſchen Adel liefen Gerüchte um, daß der junge Czar nicht der Sohn Iwans, ſondern ein Betrüger ſey. Otrepiew-Demetrius ſelbſt verſtärkte die keimende Abneigung durch ſeine Unvorſichtigkeit. Er ließ ſeinen Begierden den Zügel ſchießen, er mißbrauchte vornehme Jungfrauen, ſogar Nonnen. Der Haß wuchs durch die Heirath des Czars. Um ſein Verſprechen gegen Mnichek zu halten, vielleicht auch aus wirklicher Neigung, ſchickte der falſche Demetrius eine prächtige Geſandtſchaft an den Woiwoden von Sendomir und ließ um die Hand ſeiner Tochter werben. Die Braut kam begleitet von ihrem Vater und einer großen Menge vornehmer Polen, die alle mit Geſchenken überhäuft wurden. Dieſe Fremden wußten

ſich der wichtigſten Stellen am Hofe zu bemeiſtern, und beleidigten durch ihre Anmaßung die ruſſiſchen Großen. Hiezu kam noch, daß auch die Geiſtlichkeit dem neuen Herrſcher aufſätzig wurde, weil ſie merkte, daß Demetrius es auf Abſchaffung der griechiſchen Religion abgeſehen habe.

Noch dauerten die Hochzeitsfeierlichkeiten, als Adel und Clerus ſich zum Verderben des Abentheurers verſchwor. An der Spitze der Unzufriedenen ſtand der Bojare Schuiskoi, bekannt mit dem Geheimniß der Geburt des falſchen Czaren, und ſelbſt von ſo edler Familie, daß er den Betrüger zu erſetzen hoffen durfte. Zwanzigtauſend Bewaffnete wurden von den Verſchworenen unter dem Vorwande, die Feſte mit anzuſehen, in Moskau verſammelt, ein Theil der Bevölkerung der Hauptſtadt ſchloß ſich dem Unternehmen an. Mit dem Kreuze in der einen, mit dem Schwerdte in der andern Hand, führte Schuiskoi am 16. Mai 1606 ſeine Leute nach dem Kreml; die Ausgänge wurden beſetzt, die Pforten eingehauen und dann die polniſche Leibwache niedergemetzelt. Der Czar, aus dem Schlafe aufgeſchreckt, ſuchte durch ein Fenſter zu entkommen, brach aber im Herabſpringen das Bein. Indeſſen erklärten die Strelitzen, welche den innern Hof des Palaſtes bewachten, daß ſie ihren Gebieter für den rechtmäßigen Demetrius hielten und bereit ſeyen, ihn zu vertheidigen. Schon ſchwankten die Angreifenden, als Schuiskoi Befehl gab, die Czarenmutter herbeizuführen, damit ſie die Wahrheit ſage; dieſe erklärte, der angebliche Demetrius ſey ein Betrüger, und ſie ſelbſt nur durch Furcht bewogen worden, ihn als ihren Sohn anzuerkennen. Jetzt ward der falſche Czar durch einen Piſtolenſchuß getödtet, ſein Leichnam drei Tage auf dem Markte zur Schau aufgeſtellt und zuletzt verbrannt. Während der Abentheurer auf dieſe Weiſe durch die Hand der Bojaren endete, fiel die Bevölkerung von Moskau über die in der Stadt wohnenden Polen her. Ueber 1000 wurden erſchlagen, ein kleiner Reſt entkam, worunter Anna Maria, die Gemahlin des ermordeten Czaren und ihr Vater der Woiwode von Sendomir. Ein ſolches Ende nahm die kurze Laufbahn des falſchen Demetrius. Anfangs allem Anſchein nach Betrüger auf eigene Fauſt, wurde derſelbe, ſeit ſeiner Anerkennung im Hauſe des Fürſten Wiſchneweczki ein Werkzeug der Jeſuiten, und von ihnen zu dem kühnen Verſuche gebraucht, das griechiſch-ketzeriſche Rußland dem Stuhle Petri zu unterwerfen [1]).

---

[1]) Lange herrſchten zwei entgegengeſetzte Meinungen über Otrepiew-Demetrius. Die Einen behaupteten, daß er wirklich war, was er zu ſeyn vorgab, nämlich der Sohn Iwans und rechtmäßiger Erbe des Czarthums. Die Anderen ſahen in der ganzen Rolle, die der Mönch ſpielte, ein Kunſtwerk des polniſchen Hofes und der Jeſuiten. Erſtere

Nach dem Falle der Polen hoben die ruſſiſchen Bojaren den Anführer des Aufſtandes Waſili Iwanowitſch Schuiskoi, als den Befreier des Vaterlandes vom Joche des Betrügers, auf den Thron von Moskau; aber kaum hatte er ihn in Beſitz genommen, als ein zweiter falſcher Demetrius wider ihn auftrat. Die Polen unterſtützten denſelben, zuerſt unter dem Vorwande, den legitimen Beherrſcher in ſein gebührendes Recht einzuſetzen, bald machten ſie kein Hehl mehr daraus, daß es ihre Abſicht ſey, ſo viel von den Provinzen des zerrütteten Rußlands abzureißen, als möglich. Der bedrängte Czar Schuiskoi ſuchte auswärtige Hülfe und wandte ſich an Karl IX., der theils aus Haß gegen Sigismund, theils in der Hoffnung auf Beute den Bitten der Moskowiter entgegenkam. So wurde der Bruderzwiſt des Waſahauſes, der ſchon ſeit Lange Schweden verheert hatte, auf ruſſiſchen Boden übergeſpielt. Zu Wiborg kam am 28. Februar 1609 ein Bündniß zwiſchen Rußland und Schweden zu Stande, in welchem feſtgeſetzt war: keine der beiden Mächte ſolle ohne Vorwiſſen der andern Frieden mit Polen ſchließen, und jede der andern Beiſtand leiſten. Außerdem machte ſich Karl verbindlich, dem Czar 6000 Mann zu ſenden, und die Feſtungen, die ſein Heer einnehmen würde, an die Ruſſen abzutreten. Dafür wurde ihm Kerholm mit ſeinen Lehen als ewiges Eigenthum zugeſagt. Den Oberbefehl über das ruſſiſche Hülfsheer vertraute Karl IX. einem aus franzöſiſchem Blute abſtammenden Edelmanne, Jakob de la Gardie, deſſen Vater Pontus zu den Zeiten Königs Erich in ſchwediſche Dienſte getreten war und ſich in den früheren Kämpfen zwiſchen Schweden und Ruſſen in Liefland hohen Ruhm erworben hatte. Da Karl damals mit Polen Krieg führte, konnte er ſeinem Feldherrn nur ein kleines Heer von 4000 Mann mitgeben, das wenige Schweden zählte, und meiſt aus geworbenen deutſchen Söldnern beſtand. Der Czar bedurfte ſogleich der ſchwediſchen Hülfe, denn er war von den Polen und den Anhängern des zweiten falſchen Demetrius in Moskau belagert. De la Gardie und Ewert Horn, der unter ihm diente, machten unglaubliche Anſtrengungen, um ſich der ruſſiſchen Hauptſtadt zu nähern und den Czaren zu befreien. Ihr kleines Heer verminderte ſich mit jedem Gefechte, faſt mit jedem Marſch, den ſie vorwärts thaten. Es gebrach an Lebensmitteln, an Arzneien für die vielen Kranken und Verwundeten, die fremden Miethlinge empörten ſich und liefen in Haufen davon.

Anſicht hat neuerdings Karamſin histoire de l'empire de Russie, traduite par Divoff. Paris 1826. Vol. XI, 408-flg.) genügend widerlegt. Auch die zweite Behauptung kann neben den ächten und beglaubigten Zeugniſſen über Otrepiew's Jugendgeſchichte nicht beſtehen.

Auf die Ruſſen, die ſich dem ſchwediſchen Heere anſchloßen, konnte ſich de la Gardie nicht verlaſſen; kam es zum Gefechte, ſo verbargen ſie ſich in den Wäldern, um zu warten, für wen ſich das Glück entſcheide, und dann mit den Siegern zu plündern. Dennoch brach ſich de la Gardie Bahn durch alle dieſe Hinderniſſe. Nachdem er den polniſchen Feldherrn Sapieha bei Dmitrow den 16. Februar 1610 geſchlagen und gezwungen hatte, die Belagerung von Moskau aufzugeben, rückten die Schweden ſiegreich in die Reſidenz des Czaren ein. De la Gardie drang auf die Erfüllung des Vertrags, Schuiskoi machte die ſchönſten Verſprechungen, bewirthete die ſchwediſchen Soldaten köſtlich, aber die Räumung von Kexholm wurde unter verſchiedenen Vorwänden verzögert. Indeß war Sigismund von Polen mit einem neuen Heere in Rußland eingedrungen und belagerte Smolensk. De la Gardie rückte ihm entgegen; aber weil er den Sold ſeinen Truppen nicht auszahlen konnte, brach, als er ſchon dem Feinde gegenüber ſtand und ſchlagen wollte, eine Meuterei unter ſeinem Heere aus; die Soldaten verlangten, daß er kapitulire, und da der Feldherr ſich dieſem Vorſchlage widerſetzte, fielen ſie über ſein Gepäcke her und plünderten den ganzen Troß. Gezwungen mußte ſich de la Gardie mit dem polniſchen Heerführer Zolkiewsky in Unterhandlungen einlaſſen; ehe jedoch ein Vertrag zu Stande kam, giengen alle fremden Söldner, 19 Fahnen Reiter und 10 Compagnien Fußvolk, zu den Polen über. Nun blieb dem ſchwediſchen Feldherrn Nichts übrig, als ſeine eigene Rettung durch das Verſprechen zu erkaufen, daß er dem Czaren Schuiskoi nicht mehr dienen wolle; mit dem kleinen Ueberreſte ſeines Heeres, aus 400 Schweden und Finnländern beſtehend, machte er dann mitten durch das feindliche Land unter den größten Entbehrungen einen bewunderungswürdigen Rückzug an die ſchwediſch-liefländiſche Gränze. De la Gardie verlor den Muth nicht; „zwar wünſchte ich, abgelöst zu werden,“ ſchrieb [1]) er an ſeinen König Karl IX., „doch da ich den Oberbefehl im Glücke gehabt habe, will ich mich auch nicht entziehen, nachdem unſere Angelegenheiten durch den Verrath treuloſer Menſchen ins Stocken gekommen ſind.“ Karl mußte ſich auf bloße Dankſagungen und tröſtliche Worte beſchränken, Soldaten konnte er ihm keine ſenden.

Indeſſen griefen die Polen in Rußland immer weiter um ſich und der Stern des Hauſes Schuiskoi neigte ſich zu ſeinem Untergang. Die Moskowiter gaben alle erlittene Unfälle der Untauglichkeit ihres Czaren Schuld. Eine Verſchwörung bildete ſich, in Folge deren Schuiskoi

---

[1]) Auszug des Briefs bei Rühs a. a. O. S. 59.

abgeſetzt, zum Mönch geſchoren und in ein Kloſter geſteckt ward. Ueber die Wahl des Nachfolgers entſtanden neue Zwiſtigkeiten. Eine große Partheï war für den 15jährigen Sohn des Polenkönigs, Wladislaus. Aber Sigismund konnte zu keiner Entſcheidung kommen. Er ſcheute ſich, den geliebten Sohn einem ſo wankelmüthigen Volke anzuvertrauen, und zögerte mit der Antwort; über ſein Zaudern wurden die Ruſſen mißvergnügt und dachten nun auf eine andere Wahl. Dieſe Stimmung benützte de la Gardie. Ohne von Stockholm aus dazu bevollmächtigt zu ſeyn, und wahrſcheinlich bloß in der Abſicht, die Partheiung unter den Ruſſen zu vermehren, ſchlug er den moskowitiſchen Großen den zweiten Sohn Karl's IX. Karl Philipp, zum Czaren vor. In der That wuchs die Verwirrung in Rußland. Die polniſche Beſatzung im Kreml wurde niedergemacht, ein Koſackenhauptmann erſchlug den zweiten falſchen Demetrius. Das Volk wußte zuletzt nicht mehr, wem es gehorchen, wem es widerſtehen ſolle. Da unterwarfen ſich die um Kexholm wohnenden Landleute, und im März 1611 dieſe Feſtung ſelbſt den Schweden. Bald darauf machte de la Gardie eine andere noch glänzendere Erwerbung. Unfern dem nördlichen Ende des Ilmſees, aus welchem die Welchow nach dem Ladogaſee ſtrömt, liegt Groß-Nowgorod, im Mittelalter die reichſte Handelſtadt des Nordens, Verbündete der Hanſa, und mehrere Jahrhunderte lang ein blühendes Gemeinweſen. Ums Jahr 1477 machte der Großfürſt Iwan III. mit dem Beinamen „des Schrecklichen" der Freiheit Nowgorods ein Ende, indem er die Stadt ausplünderte und dem ruſſiſchen Joch unterwarf. Lange Zeit nachher erhielten ſich lebendige Erinnerungen der frühern Selbſtſtändigkeit unter den Einwohnern. Denn ums Jahr 1569 wandte Czar Iwan, Baſils Sohn, die grauſamſten Mittel auf, um die Nowgoroder Bürgerſchaft in ruſſiſcher Botmäßigkeit zu erhalten. Auch in der Zeit, von welcher wir hier handeln, müſſen die Bewohner Nowgorods ihrer einſtigen Unabhängigkeit noch nicht vergeſſen haben, denn ſie handelten auf eigene Fauſt und ſchickten eine Deputation an den ſchwediſchen Feldherrn mit dem Antrage, daß Stadt und Gebiet von Nowgorod einen ſchwediſchen Prinzen zum Beherrſcher wünſche. Die Geſandten ſprachen zugleich die Ueberzeugung aus, daß auch das übrige Rußland dieſer Wahl beitreten werde, ſobald wegen Aufrechthaltung der Landesreligion die nöthige Sicherheit gegeben würde. Dagegen wieſen ſie das Anſinnen de la Gardie's, ſofort ſchwediſche Beſatzung aufzunehmen, zurück. Der Feldherr verſprach, ihr Anliegen dem Könige von Schweden vorzulegen, rückte aber indeſſen in die Nähe von Nowgorod. In der Nacht des 16. Juli 1611 wurde dieſe Stadt von den Schweden überrumpelt. Noch ahneten die Einwohner nichts von der Anweſenheit der Feinde, als ſie durch die beute-ſchnaubenden Soldaten

fürchterlich aus dem Schlafe geweckt wurden. Bald brannten die hölzernen Gebäude der Stadt lichterloh, Weiber und Kinder stürzten ſich vor Verzweiflung in die Wellen der Welchow; als kein Widerſtand mehr half, fiel ein Theil der ruſſiſchen Garniſon ſelbſt über die Kaufmannsläden her, plünderte neben den Schweden und entfloh dann mit dem Raube aus der Stadt. De la Gardie belagerte ſofort das Schloß, in dem ſich die Vornehmſten der Stadt befanden. Bald ward eine Kapitulation auf folgende Bedingungen abgeſchloſſen: zwiſchen Schweden und Rußland beſteht ewiger Friede, die Polen ſollen als gemeinſchaftliche Feinde angeſehen und mit vereinten Kräften bekämpft werden; unter der Vorausſetzung, daß Moskau ihre Anſicht theile, wählen die Nowgoroder einen ſchwediſchen Prinzen, ſey es Guſtav Adolf oder ſeinen Bruder Karl Philipp, zum ruſſiſchen Großfürſten; bis zur Ankunft der königlichen Antwort aus Stockholm verſprechen ſie dem ſchwediſchen Oberfeldherrn de la Gardie Gehorſam; ſie geloben ihm alle Schlöſſer der Provinz Nowgorod zu übergeben, ſich in keine Unterhandlung zu ſeinem Nachtheil einzulaſſen, ihm Alles, was ſie von der Lage der Dinge zu Moskau erfahren würden, mitzutheilen, und alle Einkünfte des Landes zur Beſoldung ſeiner Truppen herzugeben. De la Gardie verhieß ſeiner Seits zum Voraus die Genehmigung Karl's IX. zur Wahl eines ſeiner Söhne, ſo wie ungeſtörte Religionsfreiheit, er machte ſogar den Nowgorodern Hoffnung, daß der ſchwediſche Prinz, ihr künftiger Beherrſcher, zum griechiſchen Bekenntniß übergehen werde; er ſicherte ferner zu, daß weder die Provinz ſelbſt, noch die Feſtungen dem ſchwediſchen Reiche einverleibt werden ſollten, mit alleiniger Ausnahme von Kexholm und ſeiner Lehen, und etwa Deſſen, was der König von Schweden mit Recht fordern könne; für die aufgewandten Kriegskoſten müſſe jedoch der Krone Schweden Erſatz geleiſtet werden. Die übrigen Punkte, die er zuſagte, waren: weder Steuergelder noch Waaren dürfen ohne Einwilligung der Ruſſen nach Schweden geſchickt, kein Einwohner aus dem Lande geführt werden, kein ſchwediſcher Soldat ſich in Rußland niederlaſſen. Allen Bürgern, Geiſtlichen wie Weltlichen, ward der Genuß ihrer Privilegien verbürgt; ſchwediſchen Soldaten, die ſich auszeichnen würden, ſollten zwar Belohnungen in der Provinz angewieſen werden, doch nicht auf Koſten von geiſtlichen oder Privat-Gütern. Endlich wurde noch freier Handel und die Freigebung aller Gefangenen ohne Löſegeld feſtgeſetzt. Man ſieht, der Vertrag war eine Löwentheilung. De la Gardie behielt dadurch freie Hand ſo weit zu gehen als er wollte. So wenig auch die Bedingungen den Ruſſen gefielen, ſo folgten doch mehrere kleine Städte dem Beiſpiel Nowgorods. Am 27. Auguſt 1611 gieng ein von 10 Geiſtlichen, 12 Bojaren und 12 Kaufleuten unterſchriebener Brief

nach Stockholm an Karl IX. ab, worin ſie den Abſchluß des Vertrags anzeigten, und um einen der beiden königlichen Prinzen baten.

So ſtanden die ſchwediſchen Angelegenheiten in Rußland, als de la Gardie die Nachricht vom Tode Karl's IX. erhielt. Eben ſollte eine Geſandtſchaft von Nowgorod nach Stockholm abgehen. De la Gardie hielt die Bevollmächtigten vorerſt zurück, bis er den neuen Umſtänden gemäß ſeine Maaßregeln getroffen. Er ſtellte den Nowgorodern vor, daß jetzt, nachdem Guſtav Adolf ſeinem Vater in Schweden gefolgt ſey, die Wahl auf deſſen Bruder Karl Philipp gelenkt werden müſſe. Die Ruſſen waren damit zufrieden, und änderten die Vollmacht der Geſandten ab, worauf dieſe nach Stockholm reiſten. Zugleich ſchrieb de la Gardie aufs Dringendſte an die Königin Wittwe und Guſtav Adolf, daß die Abreiſe des Prinzen beſchleunigt werden möge; er ſetzte alle Vortheile bedt auseinander: den Machtgewinn, den blühenden Handel mit Rußland, die unvermeidliche Demüthigung Polens, das nach Vereinigung der beiden Kronen im Waſahauſe, von Rußland und Schweden zugleich angegriffen, nothwendig erdrückt werden würde. Die Königin beruhigte er namentlich in Betreff des Religionswechſels, welcher, wie wir ſagten, einen Punkt der den Nowgorodern gegebenen Verſprechungen ausmachte. Dieſer Artikel, meldete er, ſey nur wegen des großen Haufens in den Vertrag aufgenommen, die Vornehmen und Verſtändigen legen wenig Gewicht darauf.

Der glänzende Antrag ſetzte Guſtav Adolf in Verlegenheit. Als er denſelben erhielt, war er eben im däniſchen Kriege begriffen, und konnte kaum gewiß ſeyn, ob er ſich ſeines Feindes erwehren, und die ererbte Krone behaupten werde. Allein, auch den glücklichen Ausgang des däniſchen Krieges vorausgeſetzt, konnte er den Vorſchlag annehmen? Einige Schriftſteller laſſen merken, Guſtav ſey in dieſer Sache den Regungen des Neides unterlegen, er habe die ruſſiſche Krone ſeinem Bruder mißgönnt. Bedenkt man jedoch Guſtav Adolf's Lage, ſo zeigt ſich bald, daß er als König Schwedens, als Staatsmann, nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Karl IX. hatte den moskowitiſchen Krieg begonnen, um ſein Erbreich nach Oſten zu vergrößern, namentlich um die Ruſſen von der Oſtſee auszuſchließen. Nun waren die damaligen Umſtände der Erreichung dieſes Ziels außerordentlich günſtig. Aber alle bereits errungene oder in Ausſicht geſtellte Vortheile mußten aufgegeben werden, ſobald Guſtav Adolf ſeinen Bruder den Ruſſen zum Czaren gab, vorausgeſetzt nämlich, daß er die Erhebung Karl Philipp's im Ernſte wollte, daß er ſie nicht bloß als ein kurzes Theaterkönigthum anſah, welches nach einigen Monaten oder Jahren mit Schmach enden, und Schweden in die größte Verlegenheit ſtürzen würde. Denn wie konnte ſich Karl Philipp in die Länge

auf dem moskowiter Czaren-Throne halten, wenn ſein erſter königlicher Akt eine That der Schande war, wenn er ſich ſeine Krone von dem Feinde — denn das waren die Schweden für ihn, ſobald er den Thron der Czaren beſtiegen hatte — durch Abtretung der wichtigſten Provinzen erkaufte. Hier gab es keinen Ausweg: entweder wurde der Bruder Guſtav Adolf's Czar, dann mußte Schweden auf die Eroberung der Oſtſeeprovinzen verzichten, oder benützte Guſtav im Staatsintereſſe Schwedens die treffliche dargebotene Gelegenheit, dann mußte ſein Bruder der winkenden Krone entſagen. Guſtav Adolf hielt es für ſeine Pflicht, den Staatsvortheil Schwedens über die brüderliche Zuneigung zu ſtellen. Die größte Schwierigkeit beſtand für den Augenblick darin, Jakob de la Gardie zu beruhigen, der, nachdem er mit ſo viel Ruhm in Rußland gefochten und im Begriffe ſtand, die Czaren Krone einem Bruder ſeines Gebieters zu verſchaffen, nun faſt im Augenblick des Gelingens auf dieſe glänzenden Erfolge verzichten ſollte. Guſtav überhäufte ihn mit Lobſprüchen wegen ſeiner großen Dienſte, gab ihm aber zu verſtehen, daß jener Vorſchlag unausführbar ſey. Die nächſte Aufgabe des Königs war, die Nowgoroder über ſeine wahren Abſichten zu täuſchen. Er behielt die Geſandtſchaft unter allerlei Vorwänden faſt ein halbes Jahr zurück, und ſchickte ſie dann mit dem Beſcheide heim, ihre Landsleute möchten den gegebenen Verſicherungen treu bleiben und auf den März des Jahres 1613 Bevollmächtigte nach Wiborg ſenden, wohin der Herzog Karl Philipp ſelbſt kommen werde. Aber auch von Seiten der öffentlichen Meinung in Schweden fürchtete Guſtav Adolf Widerſtand, weil ſein geheimer Plan das Reich von Neuem in Krieg zu verwickeln drohte. Er fand deßhalb für gut, die ruſſiſche Angelegenheit dem Reichstage vorzulegen. Die Antwort der Stände fiel nach ſeinem Wunſche aus. Sie erklärten, daß es zwar rühmlich wäre, wenn ein ſchwediſcher Prinz den Thron Moskowiens beſtiege, gleichwohl wollten ſie die Sache der beſſeren Einſicht des Königs anheimſtellen.

Erſt am 18. Juni 1613 reiste der Herzog Karl Philipp von Stockholm ab. Nach vollen drei Wochen kam er in Wiborg an. Die wahren Abſichten des Schwedenkönigs ſind aus den Vorſchriften [1]) erſichtlich, die er ſeinen nach Wiborg geſchickten Unterhändlern mitgab. Ihre Vollmachten lauteten auf drei Fälle: erſtens würde der Herzog zum Czar über ganz Rußland gewählt werden, ſo ſollten ſie für Schweden die ewige Abtretung gewiſſer Orte, und eine Million Thaler, in drei Jahren zahlbar fordern; zweites, wenn ſich nur Bevollmächtigte aus einzelnen Provinzen Rußlands einfänden, ſo könnten ſie dieſen eine Verbindung mit

---

1) Rühs a. a. O. S. 111.

Schweden unter einem gemeinſchaftlichen König, doch als ein ſelbſtſtändiges Reich (etwa wie Litthauen mit Polen) anbieten, die Regierung des Schweſterreiches ſolle dann von einem ſchwediſchen Statthalter in Nowgorod beſorgt werden; drittens wollten die Ruſſen auch dieſen Vorſchlag nicht annehmen, ſo ſollten ſie auf die Abtretung gewiſſer Provinzen und die Million Thaler dringen, doch waren ſie befugt im äußerſten Falle jede Geldforderung ſchwinden zu laſſen. Man ſieht die überwiegende Wahrſcheinlichkeit und ſelbſt die günſtigeren Bedingungen waren auf Seite der zwei letzteren Fälle. Die weitere Entwicklung der Dinge entſprach den Wünſchen des Königs keineswegs. Schwer gekränkt durch Guſtav Adolf's Verfahren und die Vereitlung ſeines mit ſo viel Beharrlichkeit und Muth bisher durchgeführten Werks, forderte de la Gardie Zurückberufung, jedoch erſt nachdem er zuvor große Vortheile über die Ruſſen erfochten und die feſten Städte Nöteborg (heut zu Tage Schlüßelburg am Ausfluſſe der Newa aus dem Ladoga See), Koporie, Jama, Gdow, Iwangorod in ſchwediſche Gewalt gebracht hatte. Guſtav Adolf mußte den verlangten Abſchied verweigern, weil ein Ereigniß, das bald nach Anfang des Jahrs 1613 im Innern Moskowiens eingetreten war, die Dienſte des tapfern Feldherrn nöthiger machte, als je. Müde der langen Erniedrigung ihres Landes durch fremde Ränke, hatten ſich nämlich die moskowitiſchen Bojaren zu Erhebung eines neuen Czars vereinigt. Nach langen Unterhandlungen fiel Ende Februar 1613 ihre Wahl auf Michael Romanow, Sohn des Metropoliten Fedor Romanow von Roſtof, den die Polen im Jahr 1610 gefangen nach Warſchau abgeführt, und, wie behauptet wird, mit der ältern ruſſiſchen Großfürſten-Linie aus Huriks Stamme blutsverwandt. Bebend vor dem Schickſal ſeiner Vorgänger beſtieg der 16jährige Jüngling den von dem Blute ſo vieler verunglückten Bewerber beſpritzten Czarenthron. Seine Mutter ergoß ſich bei der Nachricht, daß ihr Sohn zum Herrſcher Moskowiens erkoren worden, in bittere Klagen. Aber das Glück begünſtigte Michael Romanow; er iſt der Stifter des noch heute in Rußland gebietenden Hauſes geworden.

Die Wahl zu Moskau veränderte den Stand der ſchwediſchen Angelegenheiten. Denn da Rußland jetzt wieder einen Czaren beſaß, hatten die Anträge, welche die Stände Nowgorods ſeither in Stockholm gemacht, ihre Bedeutung verloren. Die Nowgoroder ſetzten zwar ſeitdem noch eine Zeit lang die Unterhandlungen fort, aber nur zum Schein und gezwungen. Unverholen erklärten [1]) ſie dem ſchwediſchen Befehlshaber ihrer Stadt, daß ſie lieber ſterben als ſich von der Einheit mit dem moskowitiſchen Reiche losreißen würden. Bald erſchien auch ein Heer Michael Romanow's im

[1]) Geijer III, 95.

Felde und focht nicht ohne Glück. Die Schweden verloren die im Jahre zuvor errungenen Plätze Tichwin und Gdow. Unter dieſen Umſtänden blieb dem Könige von Schweden, wenn er anders nicht auf die bereits an der Oſtſee gemachten Eroberungen verzichten wollte, kein Weg übrig, als Gewalt zu brauchen. Auch war Guſtav zu Erneuerung des Kriegs entſchloſſen, doch mußte er erſt den Widerwillen ſeiner Unterthanen überwinden. Unter dem Volke gieng das Gerede, daß der König den Frieden mit Rußland nicht aufrichtig ſuche, weil er von einer unſeligen Leidenſchaft für den Krieg beherrſcht werde. Auf einem Reichstage, den er zu Anfang des Jahres 1614 nach Oerebro berief, ſuchte Guſtav mit viel Gewandtheit dieſe Vorwürfe zu entkräften. In ſeiner Eröffnungsrede verſicherte er, daß er den Krieg als eine wahre Landplage anſehe; „wenn ihm auch die Natur einen Hang zum Soldatenleben gegeben habe, ſo ſey dieſe Neigung durch den unglücklichen Krieg wider Dänemark völlig ausgerottet, und er würde lieber in ſeinem Palaſte ein ruhiges Leben führen, als ſich dem Ungemach der Witterung, den Beſchwerden des Lagers, dem Hunger und dem Durſt ausſetzen. Es gebe aber Fälle, wo ein König der Ruhe vergeſſen, und ſeine Geſundheit, ſelbſt ſein Blut aufopfern müſſe, um ſich eine rechtmäßige Genugthuung zu verſchaffen. Ein ſolcher Fall ſey jetzt gegenüber von Rußland eingetreten; er wünſche die Meinung der Stände darüber zu hören, mit welchen Mitteln der Krieg gegen die Moskowiter geführt werden ſolle, im Fall der neue Czar billigen Vorſchlägen kein Gehör ſchenke." Die Erwiederung der Stände lautete dahin, daß ſie den Frieden, wenigſtens einen langen Waffenſtillſtand wünſchen, aber auch bereit ſeyen, Gut und Blut daran zu ſetzen, ſofern der Feind nicht gewähre, was recht ſey. Hierüber möge des Königs Weisheit entſcheiden.

Nun rief Guſtav Adolf ſeinen Bruder Karl Philipp aus Wiborg, wo er ſich ſeitdem aufgehalten ohne Nowgorod zu betreten, nach Schweden zurück, und ſetzte dann mit ſo viel Streitkräften, als er zuſammenbringen konnte, nach Eſthland über, wo er die ſchwediſchen Angelegenheiten in ſchlimmem Zuſtande antraf. Das dortige Heer war muthlos und unzufrieden. In Nowgorod, wo die Hauptmacht zuſammengedrängt lag, herrſchte großer Mangel an Lebensmitteln und kaum konnte man eine Empörung unter den Einwohnern verhüten, welche nur auf gute Gelegenheit lauerten, und bereits heimliche Verbindungen mit dem Czar unterhielten. Die Ruſſen ſtanden in der Nähe, ſie hatten zwei Lager bei Bronitz und Staraja Ruſſa und machten Miene gegen Nowgorod vorzurücken. Nachdem Guſtav die nöthigen Vorbereitungen getroffen, ſchickte er zwei ſchwediſche Abtheilungen unter den Oberſten Cobron einem Schotten und dem früher erwähnten Holländer Mönchhofen wider

den Feind. Es gelang denſelben einzelne Streifpartheien zu ſchlagen. Den 14. Juli 1614 machte ſofort de la Gardie einen allgemeinen Angriff, in Folge deſſen die Ruſſen aus Staraja Ruſſa geworfen wurden und auch das zweite Lager bei Bronitz räumen mußten. Beide Orte fielen in die Hände der Schweden. Aber ein weiteres Vordringen verhinderte der Feind durch gänzliche Verheerung des umliegenden Landes. Nichtsdeſtoweniger ordnete Guſtav die Belagerung der Stadt Gdow an, und nahm ſelbſt daran Theil. Nach zwei Stürmen gieng dieſe Feſte den 10. September 1614 durch Vertrag über. Da die Jahreszeit ſchon weit vorgerückt war, kehrte der König nach Schweden zurück, de la Gardie mit ſich nehmend. Der Oberbefehl in Nowgorod wurde Ewert Horn übergeben, welcher zugleich Auftrag erhielt, mit den Ruſſen wegen des Friedens zu unterhandeln. Nach Guſtav's Befehl ſchlug er dem Czaren folgende Bedingungen vor: Nowgorod ſammt ſeinem alten Gebiet (bis an den Ladoga und die Oſtſee) ſolle an Schweden abgetreten, überdieß 50 Tonnen Goldes von den Ruſſen entrichtet und ihre Stadt Pleskow ſo lange in Verſatz gegeben werden, bis die Zahlung geleiſtet ſey. Horn hatte Vollmacht auf die zwei letztern Punkte zu verzichten. Gleichwohl war ſchon die erſte Forderung zu hoch und verrieth wenig Friedensliebe. Der Antrag Horn's wurde von den Ruſſen zurückgewieſen, die Waffen mußten daher im folgenden Jahre entſcheiden.

Ende Juni 1615 erſchien Guſtav Adolf wieder auf dem Kriegsſchauplatz, begleitet von de la Gardie. Seine Abſicht war einen Streich gegen die wichtige Stadt Pleskow am Peipusſee zu führen. Indeſſen hatten ſich holländiſche, engliſche und däniſche Geſandte eingefunden und boten ihre Vermittlung an. Doch meinten es nur die Holländer aufrichtig mit den Schweden, obgleich auch ſie zunächſt für ihre Handelsvortheile ſorgten. Der thätigſte und verſchlagenſte unter dieſen fremden Friedensſtiftern war der Engländer Merrik, ein Mann, der wegen langer Anweſenheit im Lande die moskowitiſchen Angelegenheiten auf's Genaueſte kannte, aber unter der Maske eines Vermittlers darauf ausgieng, ſeiner Nation, die längſt eine wichtige Handelskompagnie für den ruſſiſchen Verkehr geſtiftet hatte, die vortheilhafteſten Vorrechte zu verſchaffen und alle Mitbewerber vom Markte zu verdrängen. Für Pleskow fürchtend, ließen die Ruſſen durch den ebengenannten Merrik dem Schwedenkönige einen Waffenſtillſtand anbieten. Guſtav Adolf lehnte den Antrag ab, zog ſein Heer zuſammen, und näherte ſich, vereint mit Ewert Horn, der Stadt. Nur ſo viel bewilligte er dem engliſchen Geſandten, daß er Pleskow nicht beſchießen werde bis zum 20. Auguſt, indem am 1. dieſes Monats Unterhandlungen beginnen ſollten. Pleskow war nach damaliger Sitte wohl befeſtigt,

und von 1000 Soldaten zu Fuß, 500 zu Roß, ſo wie von 1500 Bürgern vertheidigt. Die Schweden ſchloßen die Stadt ein, und ſchnitten die Zufuhren ab. Vergeblich machten die Belagerten Ausfälle, doch fiel bei einem derſelben Ewert Horn, ein ausgezeichneter Heerführer, deſſen Verluſt Guſtav tief empfand. Nachdem jene 20 Tage fruchtlos verſtrichen waren, begann der König die Stadt förmlich zu belagern. Dennoch bewilligte er auf wiederholte dringende Bitten Merrik's noch einmal 12 weitere Tage. Da aber auch dieſe Friſt zu Nichts führte, wurde das Beſchießen mit größter Lebhaftigkeit fortgeſetzt, und endlich ein Sturm gewagt, welcher mißlang. Dieſer Unfall, verbunden mit Seuchen, die unter ſeinen Truppen ausbrachen, nöthigte Guſtav im September die Belagerung aufzuheben. Um die wahre Urſache zu verſchleiern, befahl er ſeinen Bevollmächtigten dem engliſchen Geſandten Merrik zu eröffnen, daß der König bloß aus Rückſicht für ſeine Vorſtellungen von Pleskow abgezogen ſey. Die ſchwediſchen Truppen wurden auf die Feſtungen vertheilt; ihre Befriedigung machte dem Könige große Sorge, er ſchickte ſein eigenes Silberzeug in die Münze, um Geld aufzutreiben.

Während des Winters waren die ſchwediſchen Gränzprovinzen beſtändigen Streifereien der Ruſſen ausgeſetzt. Zwar kamen im Anfang Dezember die ſeit lange vorbereiteten Verhandlungen wegen des Friedens in Gang, indem die nöthigen Geleits- und Sicherheits-Briefe für die Geſandten ausgewechſelt und durch den ſogenannten Kreuzkuß beſtätigt wurden. Aber das ganze Frühjahr und den Sommer 1616 über war es den Ruſſen kein Ernſt; unfruchtbare Streitigkeiten wegen des Ceremoniells verhinderten jede Annäherung, bis zuletzt ein auswärtiger Keil den Knoten zerſprengen half. Im Herbſte 1616 rüſteten ſich die Nogaiſchen Tartaren zu einem Einfall in Rußland, und auch die Koſaken geriethen, durch Sendlinge Guſtav's bearbeitet, in Bewegung. Zugleich drohten die Schweden, den eben abgelaufenen Waffenſtillſtand mit Polen, von welchem wir unten Bericht erſtatten werden, zu erneuern, ihre Macht mit der Sigismund's zu vereinigen und dann mit geſammter Kraft über Rußland herzufallen. Jetzt erſt wollten die Moskowiter den Frieden. Den 4. Oktober 1616 traten ſämmtliche Bevollmächtigte in dem Dorfe Stolbowa zwiſchen den Städten Tichwin und Ladoga zuſammen, und nun gieng das Geſchäft vorwärts.

Während des ganzen Sommers 1616 verweilte Guſtav Adolf in Finnland, um ſeinen Geſandten nahe zu ſeyn. Ein Bericht [1]), welchen er unter dem 26. April 1616 von Abo an ſeine Mutter Chriſtina und

[1]) Im Auszuge bei Geijer III, 96.

den Reichsrath erſtattet, giebt Aufſchluß über ſeine Abſichten in Betreff Rußlands, und zeugt zugleich von dem großen politiſchen Scharfſinn des Königs. „Die Feſtungen Kexholm, Nöteborg, Jama, Koporie und Iwangorod," ſchreibt er, „ſind gleichſam der Schlüſſel zu Finn- und Liefland, und ſperren dem Ruſſen die Oſtſee. Wenn der Moskowiter Nöteborg oder Iwangorod, oder beide bekäme, und künftig ſeine Macht kennen lernte, namentlich die Bequemlichkeit zur See und die vielen Vortheile von Strömen, Seen, Küſten, die er noch nicht bedachte, noch recht benutzte: könnte er nicht nur Finnland aller Orten angreifen und zwar beſſer des Sommers als des Winters, was er bisher nicht verſtanden, ſondern auch in Betracht ſeiner großen Macht die Oſtſee mit Schiffen füllen, alſo daß Schweden in beſtändiger Gefahr wäre. Ich habe ſelbſt bei Newa während meiner Reiſe die Lage anbeſehen und geſunden, wie nöthig eine ſichere Gränze gegen Rußland iſt." Die oben genannten Orte liegen in einem Kreiſe um das heutige Petersburg und beherrſchen das Land, in deſſen Mitte der große Peter 100 Jahre ſpäter ſeine Hauptſtadt gegründet hat. Mit der Erbauung eben dieſer Hauptſtadt begann bekanntlich die europäiſche Bedeutung Rußlands. Welche Vorausſicht beurkunden daher jene Worte Guſtav Adolf's!!

Die Schweden ſetzten die von ihnen geſtellten Bedingungen durch. Trotz den Ränken, welche Sigismund von Polen neuerdings gegen den Abſchluß des Friedens ſpann, kam derſelbe unter dem 27. Februar 1617 zu Stande. Der Vertrag [1]) enthält folgende Punkte: Schweden erkennt den Czar Michael Federowitſch an; Großnowgorod, Starajaruſſa, Porkow, Ladoga, Gdow und das Gebiet von Somero, mit allem was dazu gehört, wird von den Schweden an Rußland zurückgegeben; die drei erſten Orte nach 14 Tagen, Ladoga nach drei Wochen; Gdow bleibt in ſchwediſchen Händen bis zu erfolgter Genehmigung des gegenwärtigen Vertrags von Seiten beider Mächte, und bis die Gränzen berichtigt ſind; deßgleichen entſagt auch der Herzog Karl Philipp allen Anſprüchen auf dieſe Orte. Dagegen tritt der Czar an Schweden ab: Iwangorod, Jama, Koporie, Nöteborg ſammt allen dazu gehörigen Bezirken; Mönche, Edelleute, Bürger, nicht aber Pfarrer und Bauern, die auf das ruſſiſche Gebiet übertreten wollen, haben das Recht 14 Tage nach Bekanntmachung des Friedens mit Hab und Gut auszuwandern; der Czar zahlt überdieß 20,000 Rubel baar in guter Münze; er entſagt allen Anſprüchen auf Liefland zu Gunſten Schwedens; die Abtretung des Lehens und der Feſtung Kexholm wird beſtätigt. Die Gränzen ſollen am

[1]) Die Quellen bei Rühs a. a. O. S. 117.

1. Juni 1617 berichtigt und für ewige Zeiten genau beſchrieben werden; zwiſchen Rußland und Schweden beſteht freier Verkehr. Den Schweden werden ihre Faktoreien in Nowgorod, Moskau und Pleskow wieder eingeräumt und freie Religionsübung zugeſtanden. Gleiche Vorrechte genießen die ruſſiſchen Kaufleute in Stockholm, Wiborg und Rewal; die Forderungen der beiderſeitigen Unterthanen, ſey es an die Kronen oder an Privatperſonen, werden bezahlt. Das Strandrecht iſt aufgehoben, geſtrandete Schiffe werden an den Küſten beider Länder geborgen; ruſſiſchen und ſchwediſchen Abgeſandten an auswärtige Mächte ſteht der Weg durch beide Staaten offen. Der Teuſiniſche Vertrag und Karl's Bündniß mit Baſil Iwanowitſch iſt beſtätigt; alle Gefangene ſollen in Freiheit geſetzt, Verbrecher ausgeliefert werden. Entſtehen zwiſchen beiden Reichen Mißhelligkeiten, ſo wird man ſuchen, ſie auf friedlichem Wege beizulegen. Die Geſandten ſollen in Zukunft in beiden Ländern gut aufgenommen und von den Ruſſen nach Moskau, von den Schweden nach Stockholm geleitet werden. Endlich machen ſich beide Mächte anheiſchig, den Polen nicht beizuſtehen, im Gegentheil behalten ſie ſich vor, künftig über ein Bündniß gegen dieſes Nachbarreich zu unterhandeln.

Jakob de la Gardie genoß die Ehre, im Namen Schwedens den Vertrag zu unterzeichnen. Noch mußte aber die Beſtätigung des Czars eingeholt werden, was nicht ohne Schwierigkeiten gelang. Guſtav Adolf ſchickte unverzüglich eine Geſandtſchaft nach Moskau und ernannte Bevollmächtigte zur Berichtigung der Gränzen, allein Unſicherheit der Wege und Händel wegen des Ceremoniels verhinderten die Abreiſe der Geſandten bis in Februar 1618. Als ſie in Moskau angekommen waren, brach ein neuer Streit über die Art, wie ſie dem Moskowiterfürſten die Hände küſſen ſollten und die Titulaturen aus. Die Ruſſen zeigten ſchon damals Keime von Welteroberungs-Gedanken, welche ſich in neuern Zeiten ſo kräftig entwickelt haben. Sie verlangten z. B. während dem Schwedenkönig das Beiwort „Durchlauchtigſter" gegeben ward, für ihren Herrn den Titel: „höchſter Herr in der ganzen Chriſtenheit." Endlich wurden die Botſchafter dem Czaren vorgeſtellt, ohne daß ſie ſich zu unwürdigen Zugeſtändniſſen erniedrigt hatten. Sie redeten teutſch, weil es an einem ſchwediſchen Dollmetſcher gebrach. Der Czar beſtätigte den Frieden durch feierliches Küſſen des Kreuzes. Um dieſelbe Zeit befand ſich eine ruſſiſche Geſandtſchaft in Stockholm, in deren Gegenwart Guſtav Adolf den Vertrag durch einen Eid in der Hauptkirche beſiegelte. Die Komiſſäre zur Beſtimmung der Gränzen zwiſchen Ingermannland und Nowgorod waren ſchon im Sommer 1617 zuſammengetreten, aber erſt nach einem halben Jahre wurde das Geſchäft beendigt. Noch größeren Streit verurſachte die Gränz-

berichtigung des Lehens von Kexholm; vier Jahre verfloßen, ehe ſie zu Stande kam, man zankte ſich um einige an ſich unbedeutende Ortſchaften, die aber für Schweden in militäriſcher Rückſicht Wichtigkeit hatten. Guſtav befahl endlich aus Ueberdruß an dem Streite ſeinen Bevollmächtigten nachzugeben, nur daß man zum Schluſſe komme.

Seit Abſchluß des ruſſiſchen Friedens begann ſich Guſtav Adolf's Ruhm in Europa auszubreiten. Johann Skytte, der 1617 als Geſandter nach Dänemark, Lübeck, den Niederlanden und England abgieng, um den Plänen Sigismund's von Polen entgegen zu arbeiten, ſchrieb [1]) aus London an Axel Oxenſtierna, daß er überall ſeinen König rühmen höre und deßhalb ſein Vaterland glücklich preiſe. Guſtav Adolf ſelbſt ſetzte auf dem Reichstag zu Stockholm im Frühling 1617 ſeinen Ständen die errungenen Vortheile in einem beredten Vortrage auseinander. „Es iſt,“ ſagte er, „nicht die geringſte unter den Wohlthaten, welche Gott Schweden erzeigt, daß der Ruſſe, mit dem Wir von Alters her in ungewiſſem und gefährdetem Zuſtande gelebt, nun auf ewig das Raubneſt fahren laſſen muß, von wo aus er uns früher ſo oft beunruhigt hat. Er iſt ein gefährlicher Nachbar, ſeine Marken erſtrecken ſich bis an das nördliche und das kaspiſche Meer und kommen nahe dem ſchwarzen. Er hat einen mächtigen Adel, Ueberfluß an Bauern, volkreiche Städte und vermag große Heere ins Feld zu ſtellen. Nun aber kann dieſer Feind ohne unſern Willen mit keinem einzigen Boote die Oſtſee befahren. Die großen Seen Ladoga und Peipus, die Narwiſche Au, 30 Meilen breite Moräſte und ſtarke Feſtungen trennen uns von ihm. Rußland iſt von der Oſtſee ausgeſchloſſen, und ich hoffe zu Gott, es wird dem Moskowiter von Nun an ſchwer werden, über dieſen Bach zu ſpringen.“ Letztere Worte des großen Königs ſind, wie man weiß, nicht in Erfüllung gegangen. Guſtav Adolf ließ an der Gränze, auf dem Boden, der heutzutage die Statthalterſchaft von Petersburg bildet, einen Stein mit den drei Kronen Schwedens und folgender lateiniſcher Aufſchrift [2]) errichten: „hier hat der König von Schweden Guſtavus Adolfus die Gränzen des Reiches geſteckt. Möge dieß Werk, unter Gottes Obhut, von Dauer ſeyn.“

Das in dem Friedensvertrag angedeutete Bündniß zwiſchen Schweden und Rußland gegen Polen kam nicht zu Stande. Andererſeits wurde Schweden von den Ruſſen, obgleich zuweilen kleine Neckereien auf der

---

[1]) Geijer III, 100. — [2]) Geijer III, 98. In der Urſchrift lautet das Diſtichon ſo: **Huc regni posuit fines Gustavus Adolphus Rex Sueonum; fausto numine duret opus.**

Gränze vorfielen, während Guſtav Adolf's Regierung nicht angegriffen. Er ſelbſt aber verlor Rußland ſeitdem nie aus den Augen. Als ob er geahnet hätte, daß von dieſer Seite ſeinem Reiche die größte Gefahr drohe, ließ er die Bewegungen der Moskowiter durch ſeine Geſchäftsträger und Spione aufs ſorgfältigſte bewachen. Geijer theilt einen Bericht mit, den die Söhne Johann's Skytte nach Deutſchland an den König richteten, da dieſer bereits ſeine großen Siege erfochten hatte und auf der Höhe des Ruhmes ſtand. „Der regierende Großfürſt," heißt es darin, „iſt unkriegeriſch; ſein Vater der Patriarch übt die höchſte Macht aus. Der höhere Adel, die Kneſen ſind durch die Tyrannei des Großfürſten bis auf wenige Familien vermindert, dagegen iſt der niedere Adel (oder die Bojaren) ſehr zahlreich. Von beiden gilt, daß ſie von den unterſten Graden ſich empordienen müſſen und alle dem Großfürſten Eigenthum und Leben ſchuldig ſind. Der ganze Adel iſt kriegeriſch, beneidet aber die fremden Soldaten in des Großfürſten Dienſt, welche im Ueberfluſſe leben. Zwei Haupturſachen ruſſiſcher Schwäche giebt es: erſtlich das Verderben der Geiſtlichkeit, (wo irgend ein Verbrechen begangen wird, iſt immer ein Mönch dabei), was zur Folge hat, daß die Erziehung in ſchlechteſtem Zuſtande ſich befindet, und daß Völlerei und Blutſchande Laſter ſind, deren man ſich rühmt; zweitens die fremden Soldaten. Denn die Moskowiter, ſo ſehr ſie auch Alles Ausländiſche haſſen, können doch nichts gegen Fremde ohne Fremde ausrichten. Alles, was ſie vollbringen, geſchieht durch Treuloſigkeit und überlegene Zahl. Der einheimiſche Soldat bekommt keinen Sold, weßhalb er ſtiehlt, in Vertheidigung von Feſtungen hat er ſich ſtets rühmlich gezeigt. Der Adel muß auf Geſandtſchaften und im Felde ſich ſelbſt erhalten und ſucht auf andere Weiſe ſeinen Schaden zu erſetzen. Denn für Steuern giebt es kein beſtimmtes Geſetz, ſondern die Statthalter erpreſſen ſo viel ſie vermögen, oder nehmen für ihre Nachſicht Beſtechungen an. Der Zuſtand der niedrigen Stände im Moskowiterlande iſt aus vier Urſachen elend: wegen der Knechtſchaft, wegen Verſchiedenheit der Stämme und Völker, wegen der Auflagen, endlich wegen der vielen Feſttage, welche der Ausſchweifung geweiht werden. Schutz der Geſetze giebt es keinen. Die Bauern, welche fünf Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten müſſen, haben nur den ſechsten und ſiebten Tag für ſich ſelbſt. Die Einkünfte des Großfürſten ſind mehrfacher Art 1) aus der Münze, welche früher in Rußland gut geweſen, nun aber aus fremdem Gelde zu geringerem Werthe umgeſchlagen wird, woran der Großfürſt je den dritten Pfenning gewinnt, 2) von dem Getraide, deſſen Preis der Großfürſt eigenmächtig beſtimmt, 3) von den Getränken; denn alle Getränke, außer Waſſer, insbeſondere das

ſogenannte **Kwaß**, dürfen in ganz Rußland nur in und aus den großfürſtlichen Schenken verzehrt werden; ſelbſt die Bäder, welche dieſe Nation vorzugsweiſe liebt, hat der Großfürſt an ſich gezogen; der Unterthan darf ſie nicht zu Hauſe, ſondern muß ſie beim Kronpächter um einen Stüber nehmen; 4) von Zobelfellen, die als Monopol des Großfürſten in ſo hohem Preiſe ſtehen, daß ſie in Liefland und Teutſchland wohlfeiler verkauft werden, als in Moskowien; 5) von dem Handel, welchen der Großfürſt jetzt durch ſeine eigene Kaufleute treibt, zu großem Verluſte der engliſchen Handelsgeſellſchaft in Rußland. Von allen Waaren nimmt der Großfürſt ſelbſt das Beſte. Was nicht verkauft werden kann, pflegt er irgend einem reichen Kaufmann als Bezahlung zu übermachen, wofür der Empfänger wie für eine Gnade danken muß. Knechtſchaft ſehen die Moskowiter für keine Schande, ſondern für eine Ehre an. Alle rühmen ſich des Großfürſten Sklaven zu ſeyn; ſein Wille, ſagen ſie, ſey Geſetz, ſelbſt wenn man Einem befehle, Vater oder Mutter zu tödten. **Damit ein ſolcher Zuſtand bleibe, iſt ihnen verboten aus dem Reiche zu gehen, aus Furcht, daß, wenn ſie zu fremden Fürſten und Völkern kämen, deren Bildung ihnen die Knechtſchaft verabſcheuungswerth machen würde**" u. ſ. w. So unermeßlich Rußland ſeitdem nach Außen anſchwoll, iſt doch das innerliche Weſen des Volks ſich auf wunderbare Weiſe gleich geblieben. Wie Guſtav's Geſandte den Ruſſen vor 200 Jahren beſchreiben, iſt er noch heute. Ja er war ſchon derſelbe vor 900 Jahren zu der Zeit, da das Chriſtenthum in jenem kalten Lande eingeführt wurde [1]). Und doch macht gerade der Knechtſinn des Ruſſen die Hauptſtärke ſeiner Regierung aus. Denn Laſter der Völker ſind für unumſchränkte Herrſcher ſehr oft nützlicher als deren Tugenden.

In das Waffengetümmel des ruſſiſchen Kriegs fällt ein Zwiſchenſpiel zarter und dichteriſcher Art: Guſtav Adolf's erſte Liebe. Er ſtand damals in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Eine holländiſche Geſandtſchaft, welche 1615 nach Stockholm kam, entwirft [2]) folgendes Bild von ihm: „der König (damals 21jährig) iſt ſchlank von Geſtalt (ſpäter wurde er fett), wohlgebildet, hat weißlichte Geſichtsfarbe, länglichtes Angeſicht, lichtes Haar und etwas ins Gelbe ſpielenden Bart, auch iſt er voll Muths gegen den Feind aber nicht rachgierig, ſondern ſehr gutherzig, dabei klug von Verſtand, wachſam, thätig, insbeſondere beredt und liebenswürdig im Umgange mit Jedermann." Durch andere Nachrichten erfahren wir [3]),

---

[1]) Den Beweis bei Gfrörer allgemeine Kirchengeſchichte III, a. S. 341. — [2]) Den Beweis bei Geijer III, 92. — [3]) Ebendaſelbſt S. 94.

daß er Freude an Muſik und Geſang hatte und ſelbſt trefflich auf der Laute ſpielte. Wie hätte ein ſolcher Prinz nicht lieben, nicht geliebt werden ſollen! Am Hofe der verwittweten Königin Chriſtina ſah er eine ebenſo durch Geburt, wie durch körperliche und geiſtige Reize ausgezeichnete Jungfrau, Ebba Brahe, die Tochter des Reichsdroſten Grafen Magnus Brahe, von mütterlicher Seite mit dem königlichen Hauſe verwandt. Guſtav faßte eine heftige Neigung zu ihr, die nicht unerwiedert blieb. Zehen Tage nach Eroberung der Stadt Gdow (den 20. September 1614) ſchrieb er an Sie: „Ich danke der göttlichen Vorſehung, daß mir der Ruhm zu Theil ward, in Eurer Gunſt meine Feinde überwinden zu dürfen.“ Andere Briefe an ſie, ſowie auch Liebeslieder, welche Guſtav während des ruſſiſchen Feldzugs dichtete, beweiſen, daß es ſeine ernſtliche Abſicht war, mit Ebba den ſchwediſchen Thron zu theilen. Seine ſtrenge Mutter, der er ſtets kindlichen Gehorſam bewies, verhinderte die Verbindung, die ihren Stolz beleidigte. Anfangs verlangte ſie nur Aufſchub von wenigen Jahren, benützte aber dieſe Friſt ſchlau, um Beide einander zu entfremden. Unerhört zu ſchmachten lag nicht in der Natur des jungen Helden. Im Jahr 1616 gebar die ſchöne Margaretha Cabeljau, Tochter eines reichen, nach Schweden übergeſiedelten Holländers, dem Könige einen natürlichen Sohn, Guſtav Guſtavsſon, den er ſpäter zum Grafen von Waſaborg ernannte. Man ſagt, daß die Königin Wittwe dieſen Vorfall benützte, um die Gräfin Brahe gegen Guſtav zu erbittern. Wirklich ſchenkte Ebba im Jahr 1618 ihre Hand dem Eroberer Rußlands, Jakob de la Gardie. Jetzt erſt dachte Guſtav Adolf an eine andere Heirath, er hatte bis dahin den Gedanken ihres Beſitzes nicht aufgegeben. Wir werden tiefer unten von ſeiner Reiſe nach Teutſchland berichten, auf welcher er ſeine Vermählung mit der Tochter des Kurfürſten von Brandenburg einleitete.

Zunächſt müſſen wir die Aufmerkſamkeit der Leſer dem dritten Erbfeinde Guſtav's zuwenden. Mit Polen herrſchte bis zu Abſchluß des Vertrags von Stolbowa weder Krieg noch Frieden, ſondern ein Mittelding von Beiden. König Sigismund hatte auch in den letzten Jahren Karl's IX. ſeine Feindſchaft gegen Schweden nicht aufgegeben. Da er ſich jedoch zu ſchwach fühlte, mit eigenen Mitteln Etwas auszurichten, ſuchte er fremden Beiſtand. Er war mit den zwei Häuptern der beiden Linien des Hauſes Habsburg, mit Don Philipp III. dem Könige von Spanien und Ferdinand II. dem nachmaligen Kaiſer von Teutſchland nicht blos durch Gleichheit der Religion, ſondern auch durch Verſchwägerung verbunden. An beide wandte er ſich um Hilfe. Nach Spanien ſchickte er einen der ausgewanderten Schweden, welcher es dahin brachte, daß alle ſchwediſchen Schiffe und Ladungen in ſpaniſchen Häfen und Meeren für Kriegsbeute erklärt wurden. Eines

andern feindlichen Plans, den um dieſelbe Zeit der polniſche Hof angeſponnen, erwähnen niederländiſche Quellen [1]): Unterhandlungen ſeyen eingeleitet worden, um Dänemark zum Angriff auf Schweden zu reizen. Nach Ausbruch des däniſchen Kriegs ſollte ſich eine ſpaniſche Flotte des Oereſunds bemächtigen, und Sigismund wieder auf den ſchwediſchen Thron zu erheben ſuchen. Nur der erſte Theil dieſes Anſchlags kam wirklich zu Stande: Dänemark erklärte, wie wir oben erzählt, an Schweden den Krieg; aber die ſpaniſche Flotte blieb aus. Seiner Seits konnte auch Sigismund, ſo günſtig die däniſche Bewegung für ſeine Wünſche ſchien, nichts thun, weil der Vorſchub, welchen die Krone Polen dem falſchen Demetrius leiſtete, alle Kräfte des Landes in Anſpruch nahm. Der polniſche Reichstag mußte aus dieſem Grunde ſogar den Schweden einen Waffenſtillſtand bewilligen, der bis zum Juni 1612 dauern ſollte, und dem jungen Könige in der gefährlichen Lage bei ſeinem Regierungsantritte den Rücken gegen die Oſtſee ſicherte. Nach dem Ablaufe der Friſt wurde derſelbe Vertrag erſt bis zum 1. Oktober 1613 und dann bis Ende Januar 1614 verlängert [2]). Aber obgleich die Waffen ruhten, wandte Sigismund insgeheim jedes Mittel der Verführung auf, um den verhaßten Sohn Karl's IX. zu verderben. Auf die erſte Nachricht von Karl's Tode erließ [3]) der polniſche Senat an die ſchwediſchen Reichsräthe eine Aufforderung, das ſchmähliche Joch, das der verſtorbene König Schweden auferlegt, abzuſchütteln, und die Schande auszulöſchen, die ihre Treuloſigkeit gegen den rechtmäßigen Herrn, Sigismund, auf ihr Haupt gehäuft habe. Sigismund ſchrieb ſelbſt an den Herzog Johann, den er am leichteſten zu verführen hoffte, einen Brief, worin er ſagte: Anhänglichkeit an ſein Stammland erlaube ſeinem Herzen nur den Gebrauch ſanfter Mittel, und geſtatte ihm nicht, Schweden mit Krieg zu überziehen, der Herzog möge im Vereine mit den Ständen für ſein Intereſſe wirkſam ſeyn, wogegen er, der König, dem Hauſe Karl's IX., wenn es ſich unterwerfe, eine beſſere Behandlung verſpreche, als daſſelbe je verdient habe. Aehnliche Verſuche wurden gegen die Treue de la Gardie's gemacht. Zu gleicher Zeit verbreiteten die ausgewanderten ſchwediſchen Adeligen und die polniſchen Jeſuiten im ſchwediſchen Reiche, beſonders in Finnland, eine Maſſe Brandſchriften, welche darauf berechnet waren, das gemeine Volk gegen Guſtav aufzuhetzen. Alle dieſe Ränke ſchlugen jedoch fehl, und das Jahr 1614 nahte heran, ohne daß der Polenkönig dem erſehnten Ziele um einen Schritt näher gekommen wäre. Da indeſſen die polniſchen Verlegenheiten wegen

[1]) Die Beweiſe bei Geijer III, 101. — [2]) Derſelbe III, 100. — [3]) Rühs a. a. O. 107.

des ruſſiſchen Kriegs fortdauerten, mußte Sigismund auf abermalige Verlängerung des Waffenſtillſtandes antragen. Er wandte ſich an den Kurfürſten Johann Sigismund von Brandenburg mit der Bitte, die Königin Wittwe und die ſchwediſchen Stände in dieſem Sinne zu bearbeiten. Auch England und Holland boten unaufgefordert ihre Vermittlung an. Guſtav Adolf erklärte den letzteren Mächten, daß er gerne die Hand zum Frieden biete, und bereit ſey, ſogar eine kleine Gebietsabtretung in Liefland an Polen zu machen. Er ernannte Bevollmächtigte für die Unterhandlung, was auch die Polen thaten. Ein Kongreß kam zu Stande, in Folge deſſen Sigismund ein Schreiben an Guſtav Adolf erließ, in welchem er ihn jedoch nicht König von Schweden, ſondern blos Herzog von Südermannland, Nerike und Wärmland nannte. Ohne Zweifel ſollte dieß ein Wink ſeyn, was Guſtav von der Gnade ſeines polniſchen Vetters erwarten dürfe, wenn er demſelben die Krone von Schweden zu Füßen legen würde. Guſtav ſah, daß unter ſolchen Umſtänden keine dauernde Uebereinkunft abgeſchloſſen werden könne. Lieber hätte er geradezu den Krieg an Polen erklärt, da aber Oxenſtierna und die Mehrheit der Reichsräthe ein wenn auch nur vorübergehendes Verſtändniß mit Sigismund wünſchten, weil Schweden ſonſt zugleich gegen Rußland und Polen ſich ſchlagen müſſe, gab der König nach. Der Waffenſtillſtand ward bis zum 20. Jan. 1616 in der Art verlängert, daß während dieſer Zeit alle Feindſeligkeiten aufhören und beide Reiche in ihrem Beſitzſtand verbleiben ſollten. Bereits fühlte ſich Guſtav ſtark genug, um eine andere Maaßregel zu ergreifen, welche Schweden mit einer guten Anzahl ausgeſtoßener Landeskinder ausſöhnte und aus dem Rathe Sigismund's eben ſo viele erbitterte Anſtifter des Haſſes entfernte. Die Meiſten der unter Karl IX. verbannten Adeligen oder deren Kinder lebten in Polen von Sigismund's Gnadenbrod und unterſtützten eifrig alle ſeine Pläne gegen Schweden. Die Stunde der Heimkehr ſchlug jetzt für ſie. Guſtav bewilligte faſt Allen, die ſich an ihn wandten, die Rückkunft ins Land ihrer Väter; den Meiſten gab er ihre eingezogenen Güter zurück, obgleich letztere ſich ſchon zum Theil in fremden Händen befanden, einigen verlieh er ſogar Aemter. Mit jedem Jahre wurde die Zahl der Begnadigten größer, und nur Wenige gaben ihm durch Untreue Anlaß, eine Milde zu bereuen, die ebenſo ſehr ſeinem Herzen als ſeiner Staatsklugheit Ehre machte. Solche Ausgewanderte dagegen, welche heimlich mit böſen Abſichten ſich ins Land ſchlichen oder ohne Erlaubniß des Königs die Rückkehr ertrotzen wollten, wie der Graf Axel Lejonhufwud wurden unnachſichtig beſtraft [1]). Auf mehreren Ver-

[1]) Rühs a. a. O. S. 108 flg.

ſammlungen wiederholten die Reichsſtände ſtrenge Geſetze wider Verbannte letzterer Klaſſe.

Der Ablauf des erneuerten Waffenſtillſtands fiel ſo ziemlich mit dem glücklichen Umſchwunge zuſammen, welchen, wie oben erzählt worden, die ſchwediſchen Verhältniſſe zu den Ruſſen nahmen. Dieſe Wendung der Dinge entflammte die Eiferſucht des Polen-Königs. Er ſuchte auf alle Weiſe die Unterhandlungen zwiſchen den ſchwediſchen und ruſſiſchen Geſandten zu ſtören, und erhob, nachdem der Friedens-Abſchluß zu Stolbowa erfolgt war, Einſprache gegen die von den Ruſſen zugeſtandenen Gebietsabtretungen. Als Alles nichts nützte, rüſtete er ſich zu einem Einfalle in Schweden. Der polniſche Reichstag bewilligte Geldunterſtützung, im polniſchen Preußen wurden Werbungen veranſtaltet; die Krone Spanien verſprach eine Flotte in Dünkirchen auszurüſten und zu Sigismund's Verfügung zu ſtellen. An die Hanſeſtädte ließ der deutſche Kaiſer die Ermahnung ergehen, ſich bis auf Weiteres aller Gemeinſchaft mit Schweden zu enthalten. Auch den König von Dänemark wollte Sigismund auf ſeine Seite ziehen. Durch eine Geſandtſchaft, die er nach Koppenhagen abſchickte, machte er Chriſtian IV. den Vorſchlag, Elfsborg ganz an Dänemark abzutreten, wenn die Dänen Schweden anfallen würden. Zugleich grief er wieder nach dem alten Mittel der Schmähſchriften. Eine Menge gedruckter Aufforderungen zur Empörung wurde im ſchwediſchen Reiche verbreitet. Seine größte Hoffnung ſetzte jedoch Sigismund auf ein deutſches Heer von 20,000 Mann, das ein öſtreichiſcher Graf Althan mit polniſchem Gelde zu werben ſich verbindlich gemacht hatte, und das über die Oſtſee hinübergeſchafft werden ſollte. Allein es gieng mit allen dieſen hitzigen Zurüſtungen, wie früher in ähnlichen Fällen. Nichts Tüchtiges kam zu Stande. „Sigismund," ſagt [1]) der Biſchof Piaſecki von Premißl, „grief alles unzeitig, verkehrt und in der Art an, daß der Feind ſeine Abſichten merken mußte." Der König von Dänemark wies die polniſchen Anträge zurück, die ſpaniſche Flotte gieng nicht unter Segel und der deutſche Graf brachte keinen einzigen fremden Söldner auf die Beine. Deſto größere Thätigkeit entwickelte Guſtav Adolf. Auf einem Reichstage, der zu Anfang des Jahres 1617 in Oerebro zuſammentrat, erſtattete er den Ständen Bericht über die Abſichten des polniſchen Königs. Die Stände baten ihn, neue Verſuche zu machen, ob der Friede nicht erhalten werden könne, verſprachen aber auch ihren kräftigſten Beiſtand, wenn Sigismund billige Bedingungen zurückwieſe. Auch faßten ſie ſtrenge Verfügungen gegen die Freunde des Polenkönigs. Jeder Verkehr mit Polen,

---

[1]) Chronicon Gestorum in Europa, ad annum 1616. Amsterdam fol. S. 298.

mit dem dortigen Hof, mit den Räthen Sigismund's, mit den ſchwediſchen Verbannten, die ſich noch in Polen befanden, wurde für Hochverrath erklärt; alle Briefe und Zuſendungen aus Polen ſollten bei ſchwerer Strafe unverweilt der Regierung überliefert werden. Guſtav beſchloß den Polen zuvorzukommen und den Krieg auf feindliches Gebiet zu ſpielen. Wir müſſen jetzt die Provinzen ins Auge faſſen, die ſchon unter Erich XIV. und Karl IX., Schauplatz der Kämpfe zwiſchen Polen und Schweden geweſen waren und es auch jetzt wieder wurden.

Seit den Kreuzzügen hatte der Deutſch-Orden im Laufe von drei Jahrhunderten nach und nach die Küſten der Oſtſee von der Oder an bis zum finniſchen Meerbuſen, Preußen, einen Theil von Lithauen, Kurland, Liefland, erobert. Ein Statthalter des Deutſchmeiſters verwaltete, unter Oberhoheit des Ordens, die nördlichſten Theile des Gebiets mit dem Titel eines Heermeiſters. Der Orden führte mit abwechſelndem Glück Kriege gegen Polen und Lithauen, aber die Schlacht bei Tanneberg, geliefert zwiſchen dem Könige Wladislaus Jagello und dem Deutſchmeiſter Ulrich von Jungingen den 15. Juli 1410, brach die Macht der Deutſchherrn. Im Jahr 1454 unterwarf ſich ein großer Theil des preußiſchen Adels und der Städte, in offenem Aufruhre wider den Deutſchmeiſter, polniſchem Schutze. Der Friede von Thorn, der 1466 zwiſchen Polen und dem Orden abgeſchloſſen wurde, war noch ungünſtiger für die Deutſchherrn. Das Gebiet von Culm, Michaelow, die Provinz Pommern nebſt den Städten Marienburg, Stum, Elbing, Chriſtburg mußten, jedoch als ein geſchloſſener für ſich beſtehender Gebietstheil, an Polen abgetreten werden; für den Reſt der Beſitzungen des Ordens ſchwur der Hochmeiſter der Krone Polen einen Vaſalleneid. Seitdem war Preußen getheilt, die größere Hälfte beſaß der Orden, die andere, Polen unmittelbar unterworfene, behielt ihre eigene Verfaſſung und Rechte, und ſollte kraft der Unionsakte nie völlig Polen einverleibt werden. Im Jahre 1511 wurde Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Deutſchmeiſter gewählt, weil der Orden hoffte, durch die Erbmacht dieſes Prinzen der läſtigen Verbindlichkeit gegen Polen los zu werden. Aber der Erfolg ſchlug wider Erwarten aus. Wie ſo viele andere Mitglieder der hohen deutſchen Ariſtokratie benützte Albrecht die von Luther entzündete kirchliche Bewegung zu ſeinem Privatvortheil. Im Jahre 1525 trat er zur proteſtantiſchen Parthei über und verwandelte durch einen Gewaltſtreich die geiſtliche Macht des Ordens in eine weltliche, das Wahlreich in ein Erbreich. Er erklärte ſich zum Erbherzog von Preußen, jedoch mit Vorbehalt polniſcher Hoheit. Die Krone Polen willigte in die Neuerung, weil ſie den eidbrüchigen, durch ſeinen Abfall mit Kaiſer und Pabſt verfeindeten

Herzog leichter im Gehorſam zu halten hoffte, als den unruhigen ſtreitluſtigen Orden. Letzterer war um ein prachtvolles, durch die Thatkraft der edelſten Geſchlechter Teutſchlands errungenes Erbe betrogen. Nach dem Ausſterben der männlichen Nachkommenſchaft Albrecht's gieng das Herzogthum Preußen im Jahre 1618 an die Kurfürſten von Brandenburg, als die nächſten Anverwandten über, doch mußten letztere noch immer die Lehnshoheit Polens anerkennen. Seitdem waren die Brandenburgiſchen Kurfürſten geheime Feinde Polens, weil es in der Natur der Mächtigen liegt, ſich läſtiger Verbindlichkeiten zu entledigen. Auf dieſe geheime Neigung des brandenburgiſchen Hauſes hat Guſtav Adolf, wie wir ſehen werden, ſeine Pläne gebaut.

Während die oben gemeldete große Veränderung im weſtlichen Theile des alten Ordensgebiets vorgieng, erfolgte Aehnliches im nordöſtlichen. Der damalige Heermeiſter von Liefland erkaufte 1521 um eine große Summe Geldes, welche er an Albrecht von Brandenburg bezahlte, Befreiung vom Verbande des Ordens und wurde dadurch unabhängiger Herr von Liefland. Von Nun an fand die Reformation in jenen Gegenden Eingang. Aber der Verfall des Ordens, den Plettenberg und Albrecht von Brandenburg durch ihren Verrath herbeigeführt, regte die Ehrſucht der beiden mächtigſten Nachbarn, des ruſſiſchen Großfürſten und des Königs von Polen auf. Liefland ward von Czar Jwan, Baſils Sohne, fürchterlich verheert, ſelbſt der vierte Nachfolger Plettenberg's, Wilhelm von Fürſtenberg, fiel in die Hände der Ruſſen. Das Heermeiſterthum löste ſich auf. Jeder Ritter ſuchte was möglich war zu retten. Gotthard Kettler, den die Ritter an die Stelle Fürſtenberg's gewählt, trat ganz Liefland an die Krone Polen ab, wofür er als Erbherzog von Kurland und Semgallen unter polniſcher Hoheit anerkannt ward. Die eſthniſche Ritterſchaft dagegen, welche bisher unter dem Heermeiſter geſtanden, rief ſchwediſchen Schutz an und unterwarf ſich dem Könige Erich XIV. als ihrem Erbherrn. Dieß war der Urſprung ſchwediſcher Erwerbungen jenſeits der Oſtſee, zu deren Behauptung ſchon Johann III. und Karl IX., Guſtav's Vater, beſtändige Kriege wider Rußland und Polen hatten führen müſſen.

Von Eſthland aus beſchloß auch Guſtav Adolf jetzt Polen anzugreifen. Sternſkiöld, ſeit dem letzten Kriege unter Karl IX. ſchwediſcher Befehlshaber in Reval, ward ermächtigt 2000 Mann in Holland zu werben und mit den kleinen ſchwediſchen Beſatzungen zu vereinigen, die ſchon früher in den eſthniſchen Feſtungen Schwedens lagen. Nachdem er dieſen Auftrag glücklich vollſtreckt, bot ſich ihm eine erwünſchte Gelegenheit dar, durch geheime Mittel dem Feinde Abbruch zu thun. Der früher erwähnte erſte Erbherzog von Kurland und Semgallen, Gotthard Kettler, hatte zwei Söhne, Friederich und Wilhelm hinterlaſſen, welche vermöge

ſeines letzten Willens gemeinſchaftlich regieren ſollten. Bald brachen zwiſchen ihnen und der kurländiſchen Ritterſchaft heftige Streitigkeiten aus; namentlich empörte ſich das mächtige Geſchlecht der Nolden wider die beiden Fürſten, und machte einen Rechtshandel wider ſie in Polen anhängig. Der polniſche Hof unterſtützte die Unzufriedenen, da er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, zugleich die beiden Herzoge und das verhaßte Lutherthum ſtürzen zu können. Nun ließ Herzog Wilhelm zwei Brüder Nolde durch ſeine Diener ermorden. Dieſe raſche That verſetzte die Herzoge in die ſchlimmſte Lage. Durch einen Beſchluß des polniſchen Reichstags wurden Beide ihrer Lehen verluſtig erklärt, und nur aus Gnade erhielt Friedrich ſeinen Antheil zurück; Wilhelm dagegen mußte aus dem Lande entfliehen, er gieng erſt nach Teutſchland, dann nach Schweden zu Guſtav Adolf, der ihm fürſtlichen Unterhalt anwies; von ſeinen ehemaligen Gütern blieb ihm nichts, als die kleine Feſte Dünamünde, welche den Ausfluß der Düna beherrſcht und der Schlüſſel zu Riga iſt. Als Wilhelm's Statthalter kommandirte daſelbſt der Kurländer Waldemar Fahrenbach, ein tapferer Soldat, der ſich von der Pike zum Oberſten aufgeſchwungen, aber auch berüchtigt durch ſeine Verkäuflichkeit. Dieſer Fahrenbach erbot ſich damals, Dünamünde an die Schweden zu übergeben. Zur Belohnung verlangte er Beſtätigung im Beſitze ſeiner kurländiſchen Güter, die Würde eines Feldoberſten und einen bedeutenden Gehalt. Der Vertrag kam zu Stande, worauf Sternſkiöld Dünamünde beſetzte und eine Schanze vor Riga einnahm. Großer Schrecken herrſchte in der Stadt, vielleicht hätte ſie im erſten Anlauf überrumpelt werden können, wäre nicht Sternſkiöld, durch Alter und Krankheit gebeugt, zu langſam geweſen. Dagegen machte Fahrenbach, dem indeß Guſtav die zweite Befehlshaberſtelle anvertraut, einen glücklichen Einfall in Liefland, wo er die Feſtungen Pernau und Salis eroberte. Dieß geſchah im Sommer 1618. Aber nun nahm die Sache eine unerwartete Wendung. Durch große Verſprechungen von den Jeſuiten gewonnen, fiel Fahrenbach von den Schweden wieder ab, ſpielte den Polen Dünamünde in die Hände, und vereinigte ſich dann mit dem polniſchen Feldherrn Radziwil, der eben aus Litthauen mit einem Heere heranrückte und die Schweden aus der Rigaer Schanze vertrieb. Mehr und mehr gewannen die Polen das Uebergewicht, im Herbſte verheerten ſie Eſthland mit Feuer und Schwert. In einem Bericht an König Guſtav Adolf verlangte Sternſkiöld das Wiedervergeltungsrecht in Liefland und Litthauen ausüben zu dürfen. Guſtav ſchlug dieß Anſinnen ab. „Es iſt nicht unſere Meinung,“ ſchrieb [1]) er an ſeinen Feldherrn, „mit armen

---

[1]) Geijer III, 103. Wegen des Uebrigen vergleiche man Rühs a. a. O. 128 flg.

Bauern Krieg zu führen, die wir lieber wohl behalten als zu Grunde gerichtet ſehen.“ Obgleich die Polen im Vortheile waren, nöthigte ſie ein fremder Krieg, abermal einen Vertrag mit Schweden zu ſchließen. Die Tartaren hatten nämlich im Sommer 1618 einen verderblichen Einfall ins Reich Sigismund's gemacht [1]). Unter ſolchen Umſtänden fanden die Polen gerathen, Schweden in Ruhe zu laſſen. Ein neuer Waffenſtillſtand wurde verabredet, der von Michaelis 1618 bis zum gleichen Tage des Jahrs 1620 dauern ſollte. Der polniſche Reichsrath war es, der dieſe Uebereinkunft traf; König Sigismund hieß weder die Unterhandlungen gut, noch wollte er die Erklärung ausſtellen, daß er während des Stillſtands die Feindſeligkeiten in keinem Falle erneuern werde, obgleich Guſtav Adolf ſich erbot gegen dieſe Zuſicherung Pernau den Polen abzutreten. Nicht blos die engen Schranken, welche die polniſche Verfaſſung um das Königthum zog, ſondern auch der allgemeine Volksunwille, den er durch blinde Hingebung an die Sache des Pabſts und Oeſterreichs, wie durch thörichten Groll gegen Schweden verdiente, legten ihm die demüthigende Nothwendigkeit auf, Verträge geſchehen zu laſſen, welche ſeine Unterthanen wider ſeinen Willen abgeſchloſſen. Man gab ihm Schuld, das Wohl Polens frevenlich fremden Intereſſen aufzuopfern. Dieſe Abneigung der Nation führte im Jahre 1620 einen Mordverſuch herbei. Ein polniſcher Edelmann Namens Piecharski hatte theils aus den eben angegebenen Urſachen, theils auch aus perſönlicher Rache, weil der König ihm, angeblich wegen Wahnſinns, einen Vormünder ſetzte, glühenden Haß gegen Sigismund gefaßt. Sonntags den 15. November 1620, da Sigismund von ſeinen Hofleuten begleitet in die Hauptkirche von Warſchau trat, um die Meſſe zu hören, fuhr Piecharski, mit einer Axt bewaffnet, hinter einer kleinen Thüre vor, und verſetzte dem Könige zwei Hiebe, den einen in das Geſicht, den andern in die Schulter, und zwar mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß es nur wenige Perſonen gewahr wurden. Sigismund fiel ſogleich nieder, doch war keine der Wunden gefährlich. Der junge Prinz Wladislaus überwältigte mit Hilfe etlicher Hofleute den Mörder. Einige Tage ſpäter wurde er geviertheilt, ohne die geringſte Reue über ſeine That blicken zu laſſen, oder Schmerz zu äußern über die Martern, die er vor dem Tode erdulden mußte [2]).

Der Waffenſtillſtand wurde von den Polen nicht gebrochen. Schweden genoß während der Jahre 1619 und 1620 erwünſchte Ruhe. Sehen wir jetzt, was der König Guſtav Adolf indeſſen im Innern ſeines Reiches gethan.

---

[1]) Piasecki S. 310. — [2]) Piasecki S. 337 flg.

Drittes Capitel.

Innere Einrichtungen. Sorge für Gewerbe und Handel. Gründung eines Beamtenſtandes. Aenderungen in der Verfaſſung des Reichs. Krönung zu Upſala. Verhältniſſe zu Teutſchland. Guſtav heirathet.

Die erſte Sorge des jungen Königs nach Beendigung des däniſchen Krieges war, dem erſchöpften Volke aufzuhelfen und neue Quellen des Wohlſtandes zu öffnen. Viele Städte, beſonders das wichtige, von Guſtav's Vater gegründete, Gothenburg lagen in Trümmern. Guſtav begann ſofort den Wiederaufbau Gothenburgs, jedoch an einem andern Orte, am Ausfluß des Wenernſees durch die Gotaelf. Er entwarf ſelbſt den Plan; die Ausführung wurde mit Eifer betrieben, doch bekam der Ort erſt mit dem Jahr 1618 die Geſtalt einer Stadt. Außer Gothenburg hat Guſtav während ſeiner kurzen und kriegeriſchen Regierung 16 andere Städte (Hernöſand, Söderhamm, Umea, Lulea, Pitea, Tornea, Norrtelje, Sala, Alingsäs, Boräs, Falun, Säter, Altkarleby, Neukarleby, Nyſtadt und Kexholm, letztere vier in Finnland oder dem ſchwediſchen Rußland), theils gegründet, theils mit ſtädtiſchen Vorrechten ausgerüſtet [1]. Um den Handel durch fremdes Geld und fremde Einſicht zu heben, berief Guſtav viele Ausländer in das Reich. Auf die Religion wurde dabei keine Rückſicht genommen, nur mußte jeder Einwandernde einen guten ſittlichen und religiöſen Leumund nachweiſen. Auch bekamen die fremden wie die eingebornen Kaufleute bedeutende Vorrechte. Die Bürger der Seeſtädte wurden z. B. von aller Einquartirung befreit, wenn ſie ihre Schifffahrt bis in die Nordſee ausdehnen würden. Die Einwohner von Gothenburg, die meiſt aus fremden Einwanderern beſtunden, erhielten eine treffliche Municipalverfaſſung. Häufig that jedoch der König Mißgriffe bei ſeinen Anordnungen zu Gunſten des Verkehrs. Im Jahre 1615 errichtete er eine allgemeine Handelsgeſellſchaft mit Privilegien auf zehn Jahre. Jeder ſchwediſche Unterthan war berechtigt einzulegen, doch nicht unter 100 Thalern. Ein Jahr nach der Errichtung der Geſellſchaft ſollte Niemand mehr eintreten dürfen. Für das erſte Jahr wurden 12 vom Hundert Zins zugeſichert, hernach ſollte der Gewinn unter die Aktieninhaber vertheilt werden. Große Vorrechte wurden der Geſellſchaft in Bezug auf ihre Gläubiger bewilligt, der König ſchenkte ihr etliche Schiffe, überdieß war ſie befugt, Schiffe zu bauen und zu kaufen, wo ſie wolle; ſie genoß das Privilegium, in allen

---

[1]) Geijer III, 64.

Städten Niederlagen zu halten, und im Großen mit dem Adel und der Bürgerſchaft, aber nicht mit dem Landvolk zu handeln. Von Allem, was ſie einführte, zahlte ſie in den erſten drei Jahren keinen Zoll; für eine gewiſſe Maſſe Rheinwein war ſie ſelbſt acciſefrei; ihr Hauptkomptoir befand ſich in Stockholm. Dieſe Geſellſchaft riß bald die wichtige Metallausfuhr Schwedens an ſich, und begieng ſchreienden Unterſchleif, zu welchem der König lange ſchweigen mußte, weil ſie ihm in ſeinen Finanznöthen Geld vorſtreckte. Später aber wurden die Klagen der Bergleute und des Bürgerſtandes ſo laut, daß Guſtav ſich genöthigt ſah, im Jahre 1628 die Kompagnie aufzuheben [1]).

Eine andere Einrichtung Guſtav's erregte gleichfalls Mißmuth, obgleich ſie gut gemeint war. Im Jahre 1614 erließ er eine Handels-Ordnung folgenden weſentlichen [2]) Inhalts: ausländiſchen Kaufleuten iſt der Verkehr bloß geſtattet in den Städten Stockholm, Calmar, Gothenburg, Söderköping, Norköping, Nyköping, Weſterwik, Telje, Gefle, Abo, Wiborg und Reval. Kein Ausländer darf im Innern handeln. Fremde ſind gehalten, ſelbſt in den bezeichneten Städten nur aus dem Schiff und im Großen zu verkaufen. Die Dauer ihres Aufenthalts in Schweden iſt auf höchſtens ſechs Wochen beſtimmt; kein Bürger darf ſich, bei ſchwerer Strafe, unterſtehen, mit fremdem Geld auf Rechnung von Ausländern Verkehr zu treiben. Den oberhalb Stockholm gelegenen norrländiſchen und finnländiſchen Städten wird zwar die auswärtige Schifffahrt erlaubt, doch dürfen die Städte Hudwickswall und Hernöſand ſammt zwei andern keine Lebensmittel und Pelzwaaren verſchicken. Der Großhandel in den Norrlanden iſt einzig den Hafenſtädten geſtattet; Landhandel aber denſelben ſo ſtrenge verboten, daß den Bauern auf der Küſte nur unter gewiſſen Bedingungen der unmittelbare Verkehr frei ſteht. Dagegen ſollen die Landſtädte, die von dem Großhandel zur See ausgeſchloſſen ſind, ganz allein die Bergwerksdiſtrikte und das platte Land mit ihren Bedürfniſſen verſehen. Kein Stockholmer Bürger darf mit einem Bergmann handeln, ſelbſt nicht auf den Jahrmärkten, ſondern die Bürger der Landſtädte mögen die Zwiſchenhändler machen. Dem Adel und ſeinen Dienern, die ſich in den Handelſtädten aufhalten, iſt alle bürgerliche Nahrung unterſagt, wofern ſie nicht die bürgerlichen Laſten übernehmen; auf dem platten Lande werden gar keine Kaufleute geduldet.

Es iſt nicht ſchwer die leitenden Grundſätze dieſer Verordnung zu erkennen. Einer Seits hatte ſie die Abſicht, den Vortheil des ſchwediſchen Verkehrs Landeskindern zuzuwenden und die fremden Kaufleute auf einen

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 293 flg. — [2]) Rühs a. a. O. S. 289.

möglichſt kleinen Gewinn zu beſchränken. Fürs zweite ſollte dadurch übermäßiger Erwerbgier der Großhändler geſteuert, und dem kleineren Gewerbsmann eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit geſichert werden, indem das Geſetz jeder von beiden Klaſſen einen beſtimmten Wirkungskreis anwies. Allein Guſtav machte bald die Erfahrung, die in neuern Zeiten ſich ſo oft wiederholt hat, daß man dem Handel keine willkürlichen Regeln vorſchreiben darf, ſondern daß derſelbe, wenn er gedeihen ſoll, einer ungehinderten Bewegung bedarf. Auf den Reichstagen zu Oerebro und Stockholm im Jahr 1617 erhoben nicht blos die großen Hafenplätze, ſondern auch die kleinen Küſten- und Land-Städte ein verzweifeltes Geſchrei wider die neue Handelsordnung. Die Regierung mußte die läſtigſten Punkte der Vorſchrift fallen laſſen. Sorgfältig ſuchte Guſtav die Ausfuhr Schwedens nach fremden Ländern zu befördern. Der wichtigſte Markt war Holland. Im Jahre 1614 ſchloß der König mit den Generalſtaaten einen Vertrag, kraft deſſen ſich beide Theile verpflichteten, den beiderſeitigen Handel zu befördern und Widerſachern keinen Vorſchub zu thun. Doch behielten ſich die Holländer freien Verkehr mit Riga und andern Städten an der Oſtſee vor, die damals den Gegnern Schwedens gehörten [1]). Schwediſche Geſandtſchaften, die ins Ausland geſchickt wurden, erhielten häufig den Auftrag, Erkundigungen über den Zuſtand des Handels einzuziehen und Vorſchläge zur Beförderung des Verkehrs mit Schweden zu machen [2]). Guſtav ſchickte einen beſondern Bevollmächtigten nach Venedig, um vom Rathe die Zulaſſung ſchwediſcher Waaren auszuwirken [3]). Aus dem Jahre 1624 findet man verzeichnet, daß ſchwediſche Kaufleute auf eigenen Schiffen, Pech, Eiſen, Bretter und Roggen nach Spanien lieferten [3]). Guſtav dachte ſogar daran, zur Beförderung des Verkehrs eine Bank zu errichten. Im Jahr 1619 machte er ſämmtlichen Städten des Reichs den Vorſchlag zur Gründung einer ſolchen Anſtalt [4]). Indeſſen hatte er keinen klaren Begriff davon und forderte von den Bürgern Belehrung. Die Sache unterblieb jedoch, wahrſcheinlich weil der Handelsſtand fürchtete, daß der König in ſeinen ewigen Finanzverlegenheiten Eingriffe in die Kaſſen der Bank machen möchte. Trotz der vielen Maaßregeln, welche die Handelsthätigkeit befördern ſollten, gelangte die ſchwediſche Bürgerſchaft wegen des Steuerdrucks und der unausgeſetzten Kriege zu keiner Wohlhabenheit. Der König erkannte letztere Thatſache an, erklärte ſie aber auf eine ihm günſtige Weiſe, indem er die Schuld auf die Städter ſchob. „Daß die Bürger in Schweden Bettler ſind,“ heißt es [5]) in einem Reichtags-Abſchied vom Jahr 1617, „kommt

[1]) Rühs a. a. O. S. 296. — [2]) Derſelbe S. 295. — [3]) Derſelbe S. 297. — [4]) Derſelbe S. 292. — [5]) Geijer III, 65.

daher, weil dieſelben ſo verſchwenderiſch leben in Eſſen, Kleidern, Wohnung.“ Gleichwohl iſt ausgemacht, daß ſich während Guſtav's Regierung der auswärtige Verkehr im Allgemeinen zum Vortheil Schwedens ſtellte.

Ebenſo eifrig wie für den Handel ſorgte Guſtav für Hebung der Gewerbe. Ein Flamänder aus Antwerpen, der in den 20 Jahren Schweden beſuchte, lobt in einem Berichte, welcher 1626 gedruckt worden iſt, die Anſtelligkeit des Volks zu allerlei Kunſtfleiß. „Das ſchwediſche Reich,“ ſagt [1]) er, „hat vielen Vortheil vor andern Ländern durch Seehäfen, Bauholz, Lebensmittel, Arbeitslohn, Kupfer, Eiſen, Stahl, Pech, Theer, Geſchütz und anderen Kriegsbedarf. Die Einwohner ſind ein abgehärtetes Volk, das Hitze und Kälte ertragen kann, dabei keck, behende, gelehrig. Zwar wird an feinen Waaren, in Leinwand, Tuch, Sayan, Boy u. ſ. w. wenig im Lande verfertigt, theils darum, weil es an Betrieb und den nöthigen Stoffen gebricht, theils weil man keine Auswege hat, die Waaren zu verkaufen. An Vernunft und Geſchick dagegen iſt keine Noth, denn man ſieht die Bauern tüchtig zu jeglichem Handwerk; ſie zimmern, ſchreinern, ſchmieden, backen, brauen, weben, färben, machen Schuhe und Kleider, worin ſie allen Nationen in Europa überlegen ſind, weil in andern Ländern faſt Niemand ſich unterfängt, ein Handwerk zu treiben, das er nicht gelernt. Frauen und Töchter machen ſchöne Sachen mit Weben, Nähen und andern luſtigen Künſten, woraus erhellt, daß ſie gar verſtändig und ſinnreich ſind. Wohl wahr, daß ſie nicht zu der Vollkommenheit gelangen, welche in andern Ländern erreicht wird, wo man immer bei einem Handwerke bleibt und darin ausharrt lange Zeit von Mann zu Mann, von Vater auf Sohn. Allein es iſt unumſtößlich, daß wer Gedächtniß und Verſtand hat in Haſt etwas zu lernen, auch fertig und vollkommen würde, wenn er von Jugend auf in Einem ſich übte und dabei verbliebe.“ Guſtav ſuchte dieſe natürlichen Anlagen des gemeinen Mannes auszubilden. Sein erſtes Augenmerk richtete er auf den Bergbau, als die ergiebigſte Quelle ſchwediſchen Reichthums. Er berief viele in Metallbereitung erfahrene Fremde, namentlich Deutſche und Holländer. Der berühmteſte unter Letzteren iſt Ludwig v. Geer, der durch großartige Verbeſſerungen den ſchwediſchen Bergbau zu hohem Flor brachte, ein ungeheures Vermögen erwarb und ein Adelsgeſchlecht gründete, das noch heute blüht. In ſpäteren Jahren errichtete der König ein eigenes Bergamt, das in einem Berichte an Guſtav's Tochter und Nachfolgerin Chriſtina über ihres Vaters Vorſorge für Hebung der Bergwerke alſo ſich äußert [2]): „Guſtav, der nicht nur im Kriegsweſen, ſondern auch in der Kunſt der Staatsver-

[1]) Geijer III, 59. — [2]) Derſelbe III, 64.

waltung unter den Fürſten des Jahrhunderts nicht ſeines Gleichen hatte, ſah mit Verdruß, daß die Bergwerke nicht ſo ausgebeutet würden, wie ſie ſollten, indem man die Metalle roh ausführte, welche dann die deutſchen Städte um geringen Preis erhandelten und verarbeitet wieder aufs Theuerſte an uns verkauften. Deßwegen hat Seine Majeſtät räthlich gefunden, das Garmachen von Kupfer, allerlei Hammerſchmieden, Gewerbe und Faktoreien errichten zu laſſen. Darauf als die Kriege mehr und mehr ſeine Zeit in Anſpruch nahmen, verordnete ſeine Majeſtät den Oberſt Siegroth zum Berghauptmann, und gab ihm als Bergmeiſter Jörg Griesbach, als Schreiber Joſt Frank bei. Allein ſogleich als ſeine Majeſtät nach Teutſchland gekommen, hat er dem Reichsrath Befehl ertheilt, ein vollſtändiges Bergamt einzurichten, das dieſen Sachen vorſtehen ſollte." Es lag in der Natur der Dinge, daß ein ſo kriegeriſcher König die Fortſchritte in der Metallbereitung insbeſondere für Verfertigung von Waffen benützte. Die erſten Gewehrfabriken wurden zu Arboga und Finſpång angelegt. Später gründete der König noch mehrere andere zu Jönköping, Norrköping, Söderhamm. Dieſelben bereiteten Musketen mit Radſchlöſſern, Piſtolen, Harniſche, Klingen. Auch auf dem platten Lande wurden von einfachen Bauern, die man Rohrſchmiede nannte, Musketen, Piken, ſelbſt Harniſche geſchmiedet und als Steuer an die Krone geliefert. Für Kanonen vom 48-Pfünder bis zum Einpfünder herab beſtanden Stückgießereien zu Stockholm und Finſpång. Pulver, obwohl nicht hinreichend für den Bedarf, lieferten Mühlen zu Nacka und Wällinge. 26 Salpeterwerke gab es im Reiche [1]).

Auch die Gewerbe, welche ſich mit Zubereitung von Kleidungsſtoffen beſchäftigten, entgiengen der Sorgfalt des Königs nicht. Schon ſein Vater hatte, der Gewinnung beſſerer Wolle wegen, deutſche Widder kommen laſſen, denn das ſchwediſche Schaaf gab ein hartes und ſchlechtes Vließ. Guſtav hielt teutſche Schaafheerden auf mehreren ſeiner Güter. Mit gewaltſamen Mitteln ſuchte er die gleiche Zucht auch im Lande einzuführen. Den Bauern in Weſt-Gothland, Oſt-Gothland und Smaland ward bei Herrſchaftsſtrafe anbefohlen, ihre ſchwediſchen Böcke gegen deutſche zu vertauſchen, welche ein Pächter verſchreiben ſollte [2]). Die erſte Tuchfabrik Schwedens kam 1612 in Upſala zu Stande, doch ſcheint dieſelbe wieder bald eingegangen zu ſeyn. Später wurden andere mit königlichen Vorſchüſſen, meiſt durch deutſche Meiſter, in Jönköping, Nyköping, Calmar, Arboga, Kongsör angelegt. Doch lieferten dieſe Fabriken Anfangs kein Tuch für das Heer. Schweden kannte damals noch keine Uniform. Eine

[1]) Geijer III, 62. — [2]) Geijer III, 61. Rühs S. 282.

königliche Verordnung vom Jahre 1621 ſchreibt den Soldaten vor, ſich dienliche Kleider anzuſchaffen, die für einen Kriegsmann paſſen. Dabei ſolle weniger auf den Stoff als auf angemeſſenen Zuſchnitt geſehen werden. Der häusliche Fleiß des Bauern verſorgte den ausgehobenen Wehrmann mit dem nöthigen Rock. Noch im preußiſchen Kriege heißen die ſchwediſchen Soldaten wegen ihrer ſchlichten Bekleidung unanſehnliche Bauernknechte, und die Schaafpelze, womit ſie ſich gegen die Kälte ſchützten, wurden bis 1632 durch eine beſondere Steuer aufgebracht [1]). Erſt im dritten Jahre des deutſchen Kriegs kommen Spuren ſchwediſcher Uniformirung vor. Khevenhüller erwähnt, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, in ſeiner Beſchreibung der Lützener Schlacht des „gelbröckſeten" Leibregiments, das todt dieſelbe Ordnung einnahm, wie im Leben. — Große Summen giengen aus Schweden für Bier nach dem Ausland, beſonders nach Danzig, den pommerſchen Städten und nach England. Um der einheimiſchen Bierbereitung aufzuhelfen, bewilligte Guſtav verſchiedenen Brauern und Mälzern Schatzfreiheit auf einige Jahre; 1615 erhielten mehrere Ausländer Privilegien, Brauereien nach Danziger und engliſcher Art einzurichten [2]). Gleich nach dem Regierungsantritt Guſtav's 1612 erſtand auch die erſte Papiermühle Schwedens in Upſala. Die Lumpen ſollten kraft des Privilegiums, welches Guſtav dem Müller ertheilte, im ganzen Reiche geſammelt, und größten Theils unentgeldlich an die Mühle abgeliefert werden, dagegen ward dem Meiſter — einem Fremden — zur Pflicht gemacht, ſchwediſche Lehrlinge in ſeiner Kunſt zu unterweiſen [2]). Ich finde unter Guſtav's Regierung eine andere Induſtrieanſtalt genannt, welche man in jenen Zeiten noch nicht erwartet hätte. Er gründete nämlich zu Stockholm ein großes Zwangsarbeitshaus, in welchem 100 elternloſe Kinder, außerdem Bettler und Landſtreicher, zum Spinnen und Weben von allerlei Zeugen angehalten wurden. Der Vorſteher des Hauſes bekam einen Vorſchuß von der Krone, mußte aber dafür die Anſtalt unterhalten, wogegen er die verarbeiteten Waaren zollfrei verkaufen, den Rohſtoff zollfrei einführen durfte. Die Oberaufſicht ſtand dem Stadtrath von Stockholm [2]) zu.

Iſt es nicht der Geiſt der neuen Zeit, welcher aus dieſen Anordnungen Guſtav Adolf's hervortönt! Der Staat verwandelt ſich mehr und mehr in ein künſtliches Getriebe, das die Maſſe zu vielgeſtaltigter Arbeit drängt. Der Bürger, der Bauer iſt nicht mehr ſich ſelbſt überlaſſen, wie im abgelaufenen Mittelalter, er wird von der Staatsgewalt, als eine nutzbare, beliebige Werthe ſchaffende, Kraft behandelt. Durch Gewerbfleiß ſoll er weni-

[1]) Geijer III, 61. — [2]) Rühs a. a. O. S. 287.

ger ſich ſelbſt bereichern, als den königlichen Schatz füllen! Auch war es zunächſt Finanznoth, was Guſtav zu jenen Maaßregeln beſtimmte.

Dieſelbe Richtung offenbart ſich nach einer andern Seite der geſetzgeberiſchen Thätigkeit des Königs. Die ſteigende Macht, welche die Reformation erſt den proteſtantiſchen und dann durch natürliche Rückwirkung auch den katholiſchen Fürſten in die Hände gab, hat in faſt allen Ländern Europa's die Errichtung eines vielgegliederten Beamtenheeres, das ſchnelle Aufkommen der Juriſten und Schreiber zur Folge gehabt. Schweden lernte unter Guſtav Adolf kennen, was Beamtenherrſchaft ſey. Noch unter Karl IX. wurden die Landbezirke von Vögten verwaltet, die unter dem königlichen Geheimſchreiber ſtanden und aus Mißtrauen gegen den Reichsrath und den Adel meiſt aus den gemeinen Klaſſen genommen wurden. Guſtav umgab den Thron mit einer Stufenfolge von Behörden, deren Geſchäftskreis ſo abgewogen war, daß eine die andere beaufſichtigen und zu pünktlichem Gehorſam anhalten mußte. Die Vögte wurden Landeshauptmännern oder Kreishauptleuten untergeordnet. Dieſen hinwiederum ſtellte er Landſchreiber und Landkämmerer zur Seite, welche nicht von dem Kreishauptmanne abhiengen, aber doch denſelben als einen höhern Beamten ehren ſollten. Der Kreishauptmann war angewieſen die Vögte ſeines Bezirks jährlich im Monat Mai vor ſich und den Kämmerer zu beſcheiden, und ihnen Rechenſchaft abzufordern; um die Mitte des Sommers hatte er dann die vorgelegten Quittungen an die Rechnungskammer der Krone in Stockholm einzuſenden. Seit dem Jahre 1623 führte dieſe Kammer ein Reichshauptbuch. Die Kreishauptleute durften in der Regel nicht mehr als drei Jahre im Amte bleiben, und jeder mußte jährlich um das Dreikönigfeſt zu Stockholm Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung ablegen [1]).

Auch die Gerechtigkeits-Pflege erhielt eine entſprechende Einrichtung. Schon im 16ten Jahrhundert wurde in Schweden die Nothwendigkeit eines höchſten Gerichtshofes empfunden. Guſtav füllte dieſe Lücke aus. Durch die Prozeßordnung, welche er im Frühjahr 1614 auf dem Reichstage zu Oerebro den Ständen zur Begutachtung vorlegte, ward feſtgeſetzt, daß, weil der König nicht immer perſönlich an Rechtshändeln Theil nehmen könne, ein Hofgericht in Stockholm errichtet werden ſolle, beſtehend aus 14 Perſonen, dem Reichsdroſten als Präſidenten, vier Reichsräthen, einem adeligen Vicepräſidenten, vier adeligen und vier gelehrten Beiſitzern. Die feierliche Beſtallung des neuen Gerichtshofes erfolgte auf dem Schloſſe zu Stockholm den 19. Mai 1614. Finnland erhielt ſein Hofgericht zu Abo im Jahre 1623. Von den königlichen Bezirksgerichten, ſo wie von den

---

[1]) Geijer III, 67 flg.

Ausſprüchen der adeligen Patrimonialrichter konnte man auf die beiden Hofgerichte berufen. Auch wurden die Untergerichte verpflichtet, jährlich ihre Urtheilsbücher an die neuen Gerichtshöfe einzuſenden, welche Vorſchrift darum manchmal nicht vollzogen werden konnte, weil es Untergerichte gab, die im ganzen Laufe eines Jahres nicht einen einzigen Prozeß abzumachen hatten. So einfach und unverdorben waren noch die Volksſitten in Schweden![1]). Die alte Gewohnheit mündlicher Verhandlung erlitt durch Einſetzung des Hofgerichts Abbruch, denn an daſſelbe mußte Alles ſchriftlich gebracht werden, eine Neuerung die mehr und mehr auch in die niederen Gerichte übergieng. Dem Bedürfniß einer klaren und deutlichen Geſetzgebung hatte ſchon König Karl IX. dadurch abzuhelfen geſucht, daß auf ſeinen Befehl ein Landrecht gedruckt ward. Guſtav ergänzte die Maaßregel ſeines Vaters im Jahre 1618 durch Veröffentlichung eines Stadtrechts. Von alten Zeiten her waren die Schweden gewohnt, Beſchwerden und Streitſachen perſönlich an den König zu bringen. Dieſe Sitte hörte auch nach Einſetzung des Hofgerichts nicht auf, obgleich daſſelbe Anfangs Manche beſtrafte, weil ſie es gewagt, den König mit Klagen zu behelligen. Eine ſpätere Verordnung Guſtav's ſtellte es den Partheien frei, die Reviſion des Königs nachzuſuchen. Dadurch ward er ſehr häufig veranlaßt, in den Gang der Juſtiz einzugreifen. Wer Gewaltthat fürchtete, erhielt, wie in früheren Zeiten, einen Schutzbrief des Königs, wer Forderungen nicht eintreiben konnte, einen königlichen Mahnungsbrief an den Schuldner. Ohnedieß waren Majeſtätsverbrechen und diejenigen Klagen, welche Leib und Leben betrafen, geſetzlich vom Bereiche des Hofgerichts ausgenommen; daſſelbe durfte über ſolche Sachen blos Bericht erſtatten, die Entſcheidung ſtand einzig dem Könige zu. Liebe zur Gerechtigkeit war eine der ſchönſten Tugenden Guſtav Adolf's. Er verlangte von den Richtern rückſichtsloſe Unpartheilichkeit. In den von Arkenholz geſammelten Akten findet ſich folgender[2]) Fall: Guſtav hatte mit einem ſchwediſchen Edelmann einen Prozeß wegen eines Gutes. Die Sache ſollte von dem Stockholmer Hofgericht entſchieden werden; der König begab ſich ſelbſt in die Sitzung, um den Spruch mit anzuhören. Bei ſeinem Eintritt wollten die Räthe aus Ehrfurcht aufſtehen; Guſtav verbot es ihnen: „Ihr müſſet euch erinnern," ſagte er, „daß Ihr das höchſte Tribunal des Landes ſeyd, und in dieſem Augenblicke vergeſſen, wer ich bin; nur Euer Gewiſſen ſoll ſprechen bei dem Urtheil, das Ihr jetzt zu fällen im Begriffe ſeyd." Die Richter erkannten zum Vortheil des Edelmanns. Der König ſagte Nichts über den Spruch, ſondern verlangte, die Akten einzuſehen. Da er die

[1]) Geijer III, S. 73. — [2]) (Mauvillon) histoire de Gustave Adolphe S. 43.

Gerechtigkeit des Spruches erkannt hatte, lobte er die Rechtſchaffenheit der Richter. Das Hofgericht bewies nicht immer dieſelbe Unbeſtechlichkeit. Wie in allen Tribunalen, die bei verſchloſſenen Thüren und ohne die Aufſicht der Oeffentlichkeit richten, gab es Meineidige unter den Beiſitzern des ſchwediſchen Hofgerichts. Wenn Guſtav ſolche Fälle erfuhr, loderte er im wildeſten Zorne auf. Im Protokolle des Hofgerichts vom 5. Nov. 1618. ſteht folgende [1]), auf Guſtav's Befehl eingetragene Bemerkung: „Seine Majeſtät ermahnen den königlichen Gerichtshof, keiner Parthei willfährig zu urtheilen; ſollte Einer der Richter zu Gunſten des Königs oder irgend eines Andern das Recht beugen, ſo wiſſe derſelbe, daß es ſeiner Majeſtät Abſicht iſt, den ungerechten Richter ſchinden, ſeine Haut auf den Richterſtuhl, ſeine Ohren an den Pranger nageln zu laſſen." Das iſt allerdings Sultaniſch geſprochen, wie Geijer bemerkt. Dennoch wäre es vielleicht gut, wenn die von Guſtav ausgeſprochene Drohung hie und da verwirklicht würde. Keine Strafe iſt zu ſtark gegen Menſchen, welche die öffentliche Gerechtigkeit fälſchen.

Ueber ſämmtliche Zweige der Staatsverwaltung erſtreckte ſich, wie man ſieht, Guſtav's Thätigkeit. Ueberall greift er mit Kraft und hellem Verſtande, aber auch eigenmächtig ein. Solche Herrn finden gewöhnlich kein Behagen an den Schranken ſtändiſcher Verfaſſungen. Guſtav hat mehrere wichtige Veränderungen mit der ſchwediſchen Conſtitution vorgenommen. Bis zu ſeiner Zeit wurden die Reichstage nach altem Herkommen gehalten. Ueber die wichtigſten Punkte des Verhältniſſes zwiſchen der Krone und den Ständen beſtanden keine geſetzlichen Vorſchriften, ſondern beide Theile brachten je nach den Bedürfniſſen des Augenblickes ihre Forderungen und Anliegen ein. Zu Anfang des Jahres 1617 legte nun Guſtav den zu Oerebro verſammelten Ständen eine neue Reichstags-Ordnung vor [2]), welche am 24. Januar verleſen und angenommen wurde. Ihre wichtigſte Beſtimmung war, daß die Stände von Nun auf das Recht Vorſchläge zu machen verzichten, und daſſelbe ausſchließlich der Krone überlaſſen mußten. Die neue Ordnung beſagt: in einer Verſammlung aller Stände wird der Thron des Königs oben an geſtellt, zu ſeiner Rechten ſitzt Karl Philipp, zu ſeiner Linken Herzog Johann, rechts längs der Wand haben die hohen Reichsbeamten, links die übrigen Reichsräthe ihren Platz, jedem der Stände iſt eine beſondere Bank angewieſen. Sämmtliche Stände holen den König, geführt vom Reichsrathe, ab. Sobald er die Verſammlung entweder ſelbſt, oder durch einen Stellvertreter begrüßt hat, wünſcht ihm im Namen des Adels und

---

[1]) Geijer III, 72. — [2]) Rühs a. a. O. S. 214.

des Heeres ein Edelmann, für die übrigen drei Stände der Erzbiſchof Glück; ſofort werden die Gegenſtände vorgelegt, worüber der König den Rath der Stände verlangt. Jeder Stand berathſchlagt für ſich, iſt die Antwort fertig, ſo wird ſie durch eine Deputation von Bevollmächtigten des Standes dem Könige übergeben, dann folgt in einer allgemeinen Verſammlung die Erörterung der Fragen, bis die Stände ſich vereinigen, oder bis der König entſcheidet. Die königlichen Vorlagen ſollen geheim gehalten werden, kein Mitglied der Stände darf ſie mit nach Hauſe nehmen." Dem Bauernſtande wurde ein beeidigter Schreiber beigegeben, um die Geſchäfte zu leiten. Durch dieſe Einrichtung ſank die Macht der Stände faſt auf ein Nichts herab, da ja nicht einmal Stimmenmehrheit den Ausſchlag gab, ſondern die Entſcheidung dem Könige zukam, außer in dem höchſt unwahrſcheinlichen Fall, daß alle Stände einer Meinung gegen den König geweſen wären. Da die Ständeverſammlung das Recht, Vorſchläge zu machen, verloren hatte, ward es ſeit dieſer Zeit gewöhnlich, daß am Schluſſe des Reichstages allgemeine Beſchwerden eingegeben wurden. Die Bauern fingen damit an, die übrigen Stände ahmten ſpäter das gegebene Beiſpiel nach. Der König berückſichtigte die Beſchwerden in ſogenannten Beiabſchieden; als derſelben immer mehrere wurden, erfolgten beſondere Beſcheide.

Es fehlte nicht an einſichtvollen Stimmen, welche die Neuerung mißbilligten. Zu den ſtillen Tadlern gehörte der engliſche Geſandte am ſchwediſchen Hof Whitelocke, ein ausgezeichneter Mann, der über ſeine Erlebniſſe in Stockholm eine belehrende Schrift hinterlaſſen hat [1]). Einſt rühmte Oxenſtierna gegen Whitelocke Guſtav's Ständeordnung, weil man unmöglich ein Land gut regieren könne, wenn es Jedem frei ſtehe, beliebige Einfälle auf dem Landtage zur Sprache zu bringen. Der Engländer entgegnete: [1]) nach ſeiner Anſicht habe durch die neue Einrichtung das ſchwediſche Volk den ihm gebührenden Antheil an der Geſetzgebung verloren, er finde daher die Maaßregel ungeeignet. Unſeres Bedünkens hat der Engländer richtig geurtheilt.

Die Hofparthei ſuchte die Meinung zu verbreiten, daß Schweden einer Beſchränkung der Krone durch die Stände nicht bedürfe, weil der Reichsrath dem Könige hinreichend die Hände binde, indem eben genannte Körperſchaft, als eigentliche Mittelmacht zwiſchen Fürſt und Volk, darüber wache, daß jeder Theil ſeine Verbindlichkeiten erfülle. Auch Oxenſtierna ſprach ſich in dieſem Sinne gegen Whitelocke aus [1]). Allerdings war der ſchwediſche Reichsrath ſeiner urſprünglichen Einrichtung nach ein Hemmrad

[1]) Rühs a. a. O. S. 214.

königlicher Willkür. Er beſtand aus den Häuptern der großen Adelsgeſchlechter, welche von alten Zeiten her das Recht ausübten, mit dem Könige, den ſie als den Erſten Ihres Gleichen betrachteten, über alle wichtigen Angelegenheiten zu berathſchlagen. Allein ſchon Guſtav Waſa und noch mehr Karl IX. hatten die Macht des Reichsraths gebrochen, wie früher gezeigt worden iſt. Günſtigere Zeiten ſchienen zwar für den Rath mit dem Regierungsantritt Guſtav Adolf's zu beginnen. Unter den Zuſagen, die man dem jungen Fürſten auf dem Landtage zu Nyköping abnahm, kommt das Angelöbniß vor, daß er nichts ohne den Reichsrath thun, das freie Urtheil ſeiner Mitglieder nicht hindern, auf Diejenigen, welche anderer Meinung wären, keine Ungnade werfen, auch keine Rathſchläge nach dem Ausgange beurtheilen wolle. Hiedurch ſchien dem Rathe eine ſelbſtſtändige Wirkſamkeit neben der Krone geſichert. Dennoch war dem nicht ſo. Guſtav zerſtörte die Schranke, welche man wider ihn aufführen wollte, nicht mit Gewalt, wie ſein Vater, ſondern er umgieng ſie durch Liſt. Er errichtete nämlich [1]) nach und nach fünf höchſte Regierungskollegien, für Juſtiz, Krieg, Admiralität, Kanzlei und Rechnungsweſen. Jedes derſelben ward aus einem Vorſtand und einer gewiſſen Zahl von Beiſitzern zuſammengeſetzt, welche Beamte zum Theil ſehr hohe Beſoldungen empfiengen. An der Spitze des Juſtizamts ſtand der Reichsdroſt, dem Kriegsweſen ward der Reichsmarſchall, dem Rechnungshofe der Schatzmeiſter, der Kanzlei der Reichskanzler, dem Seeweſen der Reichsadmiral vorgeſetzt. Dieſe neuen Aemter nun vertheilte Guſtav nach ſeinem Gutdünken an Mitglieder des bisherigen Reichsraths. Auf ſolche Weiſe ſchlüpfte aus der Puppe jener alten Körperſchaft ein Staatsminiſterium im neueren Sinne des Worts hervor, das der Krone keine Schranken mehr ſtecken konnte. Ueberdieß behielt ſich der König in allen fünf Kollegien, abweſend ſowohl als gegenwärtig, die höchſte Entſcheidung bevor, auch übertrug er häufig, ohne ſich an den Wirkungskreis der fünf Kanzleien zu binden, wichtige Angelegenheiten ſolchen Perſonen, die ihm beſonders dazu geeignet ſchienen. Nichts deſtoweniger dauerte der alte Reichsrath fort, doch war er jetzt ein Leib ohne Seele. Regelmäßig ſollte ſich der Rath jeden Montag und Donnerstag verſammeln, aber gewöhnlich fand er nichts zu thun, und aus den Protokollen ergiebt ſich, daß die Herren manchmal mit dem Leſen der holländiſchen Zeitungen die lange Weile ausfüllten [1]).

Guſtav Adolf, dem Namen nach ein durch Stände beſchränkter Fürſt, war ſeit 1617 vollkommener Herr in ſeinem Lande. Es iſt unverkennbar, daß zwiſchen den eben beſchriebenen vielfachen Verordnungen ein genauer

---

[1]) Rühs 212. 213. Geijer III, 67 flg. 254 flg.

Zuſammenhang ſtattfindet. Was von 1621 an im Felde geſchah, war geſetzgeberiſch ſeit 1612 vorbereitet. Der Eroberer Kareliens, Lieflands, Preußens, Deutſchlands hat damit begonnen, daß er durch Künſte des Kabinets, durch den zauberiſchen Einfluß ſeiner Perſönlichkeit das eigene Volk in ein willenloſes Werkzeug kriegeriſcher Plane umſchuf.

Noch immer hatte Guſtav die Weihe der Krönung nicht empfangen. Der Glaube jenes Zeitalters knüpfte großen Werth an dieſe Ceremonie, und aus der Verzögerung zog man hie und da im Auslande den Schluß, daß ſein Anſehen noch nicht hinreichend begründet ſey. Nach Beendigung des ruſſiſchen Kriegs glaubte Guſtav die rechte Zeit dazu gekommen. Im Auguſt 1617 wurden die Stände nach Stockholm berufen; am 26. eröffnete Guſtav den Reichstag mit einer glänzenden Rede, in welcher er die Vortheile des ruſſiſchen Friedens, den Ruhm des ſchwediſchen Namens durch Beſiegung einer ſolchen Macht, der eine halbe Welt diene, hervorhob, die Güte des Allmächtigen pries und dem Heere für die bewieſene Tapferkeit große Lobſprüche ertheilte. Am folgenden Tage redete Guſtav von den Urſachen, warum er ſich jetzt krönen laſſen wolle, ſetzte ſeine Rechte auf den Thron auseinander, und ſprach mit Beſcheidenheit von ſeinen eigenen Verdienſten um das ſchwediſche Reich. Hierauf wurden die Eidesformeln für den König, die Erbfürſten und die geſammten Stände verleſen. Unerwartet gab dieſer Akt Anlaß zu Streitigkeiten [1]). Die beiden Erbfürſten Karl Philipp, Bruder des Königs, und ſein Oheim Johann erhoben nämlich Einwendungen gegen die vorgelegten Formulare. Des Königs eigene Mutter machte Parthei mit ihnen. Aus Vorliebe für den jüngeren Sohn, ihr Schooßkind, forderte ſie, daß nicht die Huldigung bei Karl's IX., ſondern bei Sigismund's Krönung zum Vorbild genommen werden ſolle — dieſer hatte bekanntlich aus einer Politik, die auf Schwächung oder gar Vernichtung der ſchwediſchen Krone hinarbeitete, den Prinzen des königlichen Hauſes beinahe Unabhängigkeit vom Throne bewilligt. — Sie verlangte ferner, daß der Adel in den Herzogthümern nicht unmittelbar unter dem Könige, ſondern unter den Herzogen ſeinen Ritterdienſt leiſte. Obgleich Guſtav ſtets gewohnt war, ſeiner herrſchſüchtigen Mutter mit kindlicher Schonung zu begegnen, ſo wäre es offenbare Schwäche geweſen, wenn er in dieſem Punkte nachgab, welcher der Sicherheit des Thrones Gefahr drohte. Der Streit ward für den Augenblick bis nach vollzogener Krönung verſchoben. Die Reichstagsverhandlungen giengen zu andern Gegenſtänden über, betreffend die Beſchwerden wegen der von Guſtav eingeführten Handelsordnung, ſowie das drohende Zerwürfniß mit Polen, und die Ver-

1) Rühs S. 119 flg.

hältniſſe zu Dänemark. Die Summen, welche man zur Einlöſung der an letztere Macht verpfändeten Städte ausgeſchrieben hatte, reichten nicht hin, neue Hülfsmittel waren deßhalb nöthig, und trotz der Erſchöpfung des Landes zeigten ſich die Stände zu Opfern bereit. Sie übernahmen ſelbſt zu den Koſten der Krönung eine bedeutende Steuer.

Begleitet von ſeinem Hofe und vielen Mitgliedern der Stände begab ſich der König im Oktober nach Upſala, wo er unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Nachdem er dem Volke Schwedens den Eid geleiſtet, ſchwuren ihm zuerſt die Erbfürſten, dann die Reichsräthe, einige Tage ſpäter leiſteten auch die übrigen Stände Huldigung, und unterſchrieben den Reichstagsbeſchluß. Eine Kommiſſion, beſtehend aus Reichsräthen, Biſchöfen, einigen Edelleuten und Bürgermeiſtern, war niedergeſetzt worden, um den Streit zwiſchen den Erbfürſten und dem Könige zu ſchlichten. Herzog Johann hätte ſich gerne gefügt, deſto hartnäckiger widerſtrebte die Königin Mutter zu Gunſten ihres jüngeren Sohnes. Aber Guſtav Adolf blieb unerſchütterlich, namentlich in Betreff des adeligen Aufgebots, deſſen Einberufung die Erbfürſten ſich hatten vorbehalten wollen. Sie mußten geloben, die ſchwediſchen Geſetze in ihren Herzogthümern zu handhaben, und in Kriegsfällen dem Könige Dienſt zu thun; auch ward feſtgeſetzt, daß die allgemeinen Steuern in den Fürſtenthümern erhoben, und alle königlichen Verordnungen daſelbſt bekannt gemacht werden ſollten. Die Erbfürſten hatten weiter verlangt, über alle Rechtsfälle, die in ihren Provinzen vorkommen würden, ſelbſt über Majeſtätsverbrechen, richten zu dürfen. Letzteres ſchlug der König ab, er räumte ihnen bloß ein, über Vergehen gegen ſie ſelbſt und ihre Diener in den Fürſtenthümern aburtheilen zu dürfen, Staatsverbrechen dagegen wurden dem Stockholmer Hofgerichte vorbehalten, und auch wegen der andern Vergehen ſollte die Appellation an den König frei ſeyn. Den Erbfürſten blieb dagegen die ganze innere Verwaltung ihrer Herzogthümer. Dieſe Verwaltung war ſchlecht und brachte dem Geſammtreiche großen Schaden. Namentlich zerfiel in Herzog Johann's Gebiet alle Ordnung. Oſtgothland, Schwedens geſegnetſte Provinz, verſank in tiefe Armuth; ohne Noth und mit ſchwerer Belaſtung der Unterthanen wurde eine Feſtung bei Norköping gebaut. Des Herzogs Hofleute drückten das Volk nach Willkühr. Weil keine Aufſicht ſtatt fand, wurde er von ſeinen Beamten ſchändlich betrogen, denn für Regierungsgeſchäfte hatte er keinen Geſchmack, war er geſund, ſo brachte er ſeine Zeit mit Fiſchfang und Jagd hin. In dem andern Herzogthum, das dem Bruder Guſtav Adolf's, Karl Philipp, gehörte, gieng es zwar wirthſchaftlich zu, aber nicht im Sinne des öffentlichen Wohles, hier hatte der habſüchtige Geiſt der Königin Mutter freien Spielraum. Sie erließ

z. B. im Namen ihres Sohnes, des Herzogs, Handelsverbote, unterſagte die Durchfuhr von Eiſen, begünſtigte und trieb Schmuggel zu großem Vortheil ihrer Privatkaſſe, aber auch zum Verderben des Gemeinweſens [1]). Es war darum ein günſtiges Ereigniß für Schweden, daß die beiden Prinzen frühe ſtarben. Die Königin Mutter blieb ihren Neigungen getreu, ſo lange ſie lebte. Ein Jahr vor ihrem Tode 1624 machte ſie dem Staate ein Anlehen, für deſſen Zinſe ihr die Krongefälle der ganzen Provinz Nerike verpfändet werden mußten. Für eine andere Anlehe von 50,000 Thalern bedang ſie ſich 12 vom Hundert Zins, obwohl ſie dieſe Summe nicht in Geld, ſondern in Kupfer erlegte [2]).

Der junge König war 1619 in ſein 23ſtes Lebensjahr getreten. Man drang in ihn ſich zu vermählen. Da ſeine erſte Geliebte Ebba Brahe, wie oben geſagt worden, 1618 ihre Hand dem Grafen de la Gardie geſchenkt hatte, entſchloß ſich Guſtav eine Gemahlin aus fürſtlichem Geblüte zu ſuchen. Die Kirche, zu der er ſich bekannte, die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſeines Hauſes und vielleicht noch ſtärker die Plane, die er für die Zukunft hegte, wieſen ihn auf einen der kleinen deutſchen Höfe hin. Die erſte Gemahlin ſeines Vaters, Karl's IX., war eine Tochter des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz geweſen, einen Fürſten aus der Seitenlinie deſſelben Hauſes, den Pfalzgrafen Johann Caſimir, hatte Guſtav Adolf's Halbſchweſter Catharina 1615 geheirathet. Der kurpfälziſche Hof, damals der ehrſüchtigſte unter allen übrigen deutſchen, von deſſen gierigen Entwürfen wir ſpäter handeln werden, ließ es nicht an Verſuchen fehlen, den jungen ſchwediſchen König noch enger an ſich zu feſſeln. Im Frühjahre 1614 erhielt Guſtav die Aufforderung, einem Bündniß der evangeliſchen Fürſten Deutſchlands, das eben gegen den Kaiſer abgeſchloſſen worden, beizutreten. Dieſe Einladung trug den Namen des Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, der nachher eine ſo klägliche Rolle als König von Böhmen ſpielte, an der Spitze. Guſtav dankte in verbindlichen Worten für das geſchenkte Vertrauen und ordnete auf den 6. Mai 1615 einen allgemeinen Bettag in Schweden für den günſtigen Fortgang des Vorhabens der deutſchen Glaubensgenoſſen ab, den Antrag ſelbſt aber wies er ab, weil ihm der polniſche und ruſſiſche Krieg vorerſt noch nicht erlaubte, an deutſchen Händeln Theil zu nehmen [3]). Als in Heidelberg ruchbar wurde, daß der König von Schweden an Vermählung denke, ermangelte man nicht, ihn auf eine pfälziſche Prinzeſſin aufmerkſam zu machen. Doch fand Guſtav eine Verbindung mit dem Berliner Hofe nützlicher, theils wegen der größeren Nähe der betreffenden Gebiete, theils weil der König aus früher an-

[1]) Rühs a. a. O. S. 212. — [2]) Geijer III, 54. — [3]) Geijer III, 137.

geführten Gründen brandenburgiſche Hülfe in dem bevorſtehenden Kampfe mit Polen trefflich brauchen konnte. Der Kurfürſt Johann Sigismund von Brandenburg hatte eine Tochter Marie Eleonore, die für eine vollkommene Schönheit galt. Guſtav's Agent am Berliner Hofe, Birkholt, machte ihm eine reizende Schilderung von ihr, und die überſchickten Gemälde beſtätigten das Geſagte [1]). Doch ſcheint Guſtav Anfangs noch zweifelhaft geweſen zu ſeyn, zu was er ſich entſchließen ſolle; denn man hat zwei Briefe von ihm an ſeinen Geſandten, worin er dieſem befiehlt, die Heirathsangelegenheit nicht ängſtlich zu betreiben, ſondern vorerſt nur an Herſtellung eines guten Freundſchaftsverhältniſſes zu arbeiten. Um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die Prinzeſſin ſeiner Wahl werth ſey, reiste er insgeheim Anfangs Auguſt 1618 von Stockholm nach Berlin. Außer dem Kanzler Oxenſtierna wußten nur einige der vertrauteſten Reichsräthe von der Reiſe; wenige Diener begleiteten ihn. Unerkannt ſah er Marie Eleonore, ſie gefiel ihm, und die Unterhandlungen wurden jetzt mit Ernſt betrieben. Man hatte die Abrede getroffen, daß die Heirath geheim gehalten werden ſolle, bis die Prinzeſſin abreiſen würde, damit weder der Kaiſer noch der König von Polen durch Intriken die Verbindung vereiteln könnte. Doch erhielt Sigismund bald Wind. Gegen Ausgang des Jahres 1619 ſtarb der Vater Eleonorens, Johann Sigismund, worauf ihr Bruder Georg Wilhelm den Churhut erbte. An dieſen wandte ſich der König von Polen mit Klagen über den Heirathsplan. Der neue Kurfürſt ließ König Sigismund erklären: die Verbindung mit Guſtav, gegen welchen er ſich in pathetiſchen Ausdrücken ergoß, ſey wider ſeinen Willen geſchloſſen worden, aber es fehle ihm an Macht, den Abſichten der Mutter ſo wie der Neigung ſeiner Schweſter entgegenzuwirken, doch werde er Alles thun, um die Ehe zu verzögern. Wirklich erfolgte die Vermählung erſt zu Ende des Jahrs 1620.

Guſtav trat im April 1620, begleitet von ſeinem Schwager dem Pfalzgrafen Johann Caſimir und einem kleinen Gefolge, eine zweite Reiſe nach Teutſchland an. Zu Berlin beobachtete er das ſtrengſte Inkognito. Bei ſeiner Ankunft hielt man ihn und die wenigen Begleiter für engliſche Soldaten und wies ihn darum Anfangs in mehreren Gaſthöfen ab. Ueber die weiteren Vorgänge laſſen wir ihn ſelbſt reden. Er erzählt in ſeinem Tagebuche: „Sobald ich an einem Sonntage frühe unerkannt zu Berlin angekommen war, gieng ich in die Kirche, wo ſich der Hof befand, und wo ich bereits den Prediger auf der Kanzel antraf. Ich miſchte mich

---

[1]) Man vergl. Rühs a. a. O. 121. Geijer III, 109. (Mauvillon) histoire de Gustave Adolphe S. 66 flg.

mitten unter die Kavaliere und Hofbediente, von denen mich Jeder mit einem ſolchen Grad von Neugierde anſah, daß ich wohl merkte, ſie möchten gerne wiſſen, wer ich ſey. Ich ſetzte mich nieder, und hörte ruhig dem Prediger zu. Er redete über das Gleichniß vom reichen und armen Manne. Im Eingange zeigte er, daß die Welt eine Art von Schaubühne ſey, auf welcher ein Jeder von uns ſeine Rolle ſpiele, die ihm von Gott angewieſen worden. Er bewies ſolches mit den beiden, im Gleichniſſe angeführten Perſonen, und ermahnte alle Chriſten, hierauf aufmerkſam zu ſeyn, und auf der Schaubühne der Welt ihre Rolle gut zu ſpielen, damit wir, wenn der Tod den Vorhang vorziehe und die Komödie zu Ende ſey, von dem Herrn des Schauſpiels — nämlich Gott — die Krone der Ehre, und von den Zuſchauern, — welches die Engel und Heiligen ſeyen — den Beifall, den die Gerechten verdienen, erhalten möchten. Er theilte hierauf ſeine Predigt in zwei Theile. Im erſten unterſuchte er die Natur des Laſters, das dem reichen Manne Verdammniß zugezogen habe, im zweiten wollte er zeigen, wie das Betragen des Lazarus beſchaffen geweſen; er verſchob aber die Ausführung auf ein andermal, weil ihm die Zeit nicht erlaube, ſeine Betrachtungen fortzuſetzen.“

„Nach der Predigt führte man mich in das Gemach der Kurfürſtin (Mutter), die mich ſehr gnädig empfieng. Von da wurde ich in das Zimmer des Herzogs von Kurland geleitet, wo meine Reiſe Gegenſtand der Unterhaltung war. Ich ſpeiste mit der kurfürſtlichen Familie, und außer dem Herzog von Kurland und mir, war Niemand (kein Fremder) an der Tafel. Ich ſaß zwiſchen den beiden Kurfürſtinnen.“

Während Guſtav in Berlin weilte, ſetzte ſein Schwager, der Pfalzgraf, die Reiſe nach der Rheinpfalz und Zweibrücken fort. Guſtav hatte ihm verſprochen, bald nachzukommen. Wirklich begab er ſich nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen zu Berlin auf den Weg in die Pfalz. Was war wohl der Zweck dieſer Reiſe? Wollte er durch einen bloßen Höflichkeitsbeſuch das kurpfälziſche Haus verbinden, oder war er damals noch nicht ganz für eine Verſchwägerung mit Kurbrandenburg entſchieden? Wenigſtens werden wir ſehen, daß ihn zu Heidelberg neue, obwohl verdeckte, Heirathsanträge erwarteten. Der damalige kurpfälziſche Miniſter Rusdorf erzählt in ſeinen Briefen an den Kanzler Oxenſtierna und an den Herrn von Grün, Beiſitzer des Reichskammergerichts zu Speier, folgende Züge über den Aufenthalt Guſtav's zu Heidelberg, wo er daſſelbe ſtrenge Inkognito bewahrte, wie zu Berlin: „Da der König das Lager des Markgrafen von Baden im Elſaß zu ſehen großes Verlangen bezeigte, ſo bot ich mich ihm als Begleiter an, beſtändig hielt ich ihn jedoch für einen ſchwediſchen Offizier, für den er ſich ſelbſt ausgab. Ich

genoß das Vergnügen, ihn lange und ohne Zwang zu unterhalten. Unterwegs bemerkte er viele ſchöne Landgüter und fragte mich, wem dieſelben gehören. Als er von mir vernahm, daß die meiſten Geiſtliche zu Beſitzern haben, erwiederte er: wenn dieſe Prieſter unter dem Könige, meinem Herrn, ſtünden, würde er ſie ſchon länger gelehrt haben, daß Beſcheidenheit, Demuth und Gehorſam den weſentlichen Charakter ihres Standes ausmachen.“ Die ſpäteren Ereigniſſe des Jahres 1631 bewieſen, daß Guſtav die Pfalz und die Rheingegenden beſonders reizend gefunden haben muß, ſonſt hätte er wohl nicht ſo eifrig nach ihrem Beſitze geſtrebt.

Bald brachte der churpfälziſche Miniſter Heirathsprojekte zur Sprache. Rusdorf erzählt weiter: „Ich redete hierauf von den großen Eigenſchaften des Königs von Schweden, und von ſeinem Geſchmack für die Wiſſenſchaften, auch gab ich meine Verwunderung darüber zu erkennen, daß die ſchwediſchen Reichsſtände noch nicht auf ſeine Vermählung gedrungen hätten; zugleich äußerte ich, die Schweſter des Churfürſten von der Pfalz, meines Herrn, Katharina, ſey ſicherlich unter allen proteſtantiſchen Prinzeſſinnen diejenige, welche am beſten für den König von Schweden paſſen würde, zumal da zwiſchen beiden Fürſten in Anſehung der königlichen Würde viel Aehnlichkeit ſtattfinde, weil dem Einen der König von Polen, dem Andern der Kaiſer ſeine Krone [1]) ſtreitig mache. Als der König hierauf erwiederte: Der König Friedrich von Böhmen dürfe keinen Augenblick an den günſtigen Geſinnungen des Königs von Schweden zweifeln, antwortete ich, es dürfte, bei der weiten Entfernung beider Länder, und bei dem großen Geldmangel Schwedens für Guſtav Adolph ſchwer werden, dem Könige von Böhmen zu Hülfe zu kommen. Der König unterbrach mich bei dieſen Worten: mein Herr von Rusdorf! ſagte er, die ſchwediſchen Bergwerke ſind die ergiebigſten und reichſten in Europa, und Schweden hat zudem Ueberfluß an verſchiedenen andern Dingen, die leicht in bares Geld umgeſetzt werden können. — Unſer Geſpräch lenkte ſich ſpäter auf die katholiſche Religion, und ich bemerkte,“ fährt Rusdorf fort, „daß mein Reiſegefährte dieſelbe verabſcheute. Er erzählte mir, daß er bei ſeiner Durchreiſe durch Erfurt einem katholiſchen Prieſter einen Dukaten gegeben habe, um die Meſſe anzuhören, deren Ceremonien er kennen zu lernen wünſchte; derſelbe habe ihm auch ohne Anſtand für dieſen geringen Preis alle Geheimniſſe ſeiner Religion verkauft, woraus man die Geſinnung und die Sitten dieſer Prieſter abnehmen möge. Ich gab endlich dem vermeinten ſchwediſchen Offizier zu verſtehen, wie angenehm es mir wäre, ſeinen Namen kennen zu lernen, damit ich vielleicht einmal in Zukunft unſere Bekanntſchaft

---

[1]) Churfürſt Friedrich V. hatte bereits die Krone von Böhmen angenommen.

erneuern könne, im Falle mich der König und Churfürſt, mein Herr, nach Schweden ſchicken würde. Er antwortete mir: Ich heiße Gars, und bin Hauptmann im Heere des Königs von Schweden, meines Gebieters. Sollte Sie je das Schickſal nach Schweden führen, ſo werde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, Ihnen alle Dienſte zu leiſten, die in meinem geringen Vermögen ſtehen. — Wenige Tage nachher erfuhr ich, daß derſelbe Herr Gars, mit dem ich mich ſo vertraut unterhalten, Niemand anders, als der König von Schweden ſelbſt ſey, und daß der angenommene Name die Anfangsbuchſtaben des lateiniſchen Titels: Gustavus Adolphus Rex Sueciae enthalte."

Soweit Rusdorf. Wir überlaſſen es dem Urtheil unſerer Leſer, darüber zu entſcheiden, wie unwahrſcheinlich die Behauptung des churpfälziſchen Miniſters ſey, daß er in dem angeblichen Offizier von Anfang an den König von Schweden nicht erkannt habe. Guſtav's eigene Halbſchweſter Katharina, Gemahlin des Pfalzgrafen von Zweibrücken, befand ſich damals am Heidelberger Hofe. Wie hätte alſo dem erſten Miniſter ſo lange verborgen bleiben können, was der Hof wiſſen mußte? Es iſt klar, daß Rusdorf ſich bloß ſo ſtellte, als kenne er den wahren Charakter des vermeinten Hauptmanns nicht, um unter der Maske des Verkennens deſto leichter ſeine Anträge, die ſo zarter Art waren, an Mann zu bringen.

Guſtav trat von Heidelberg aus ſeine Rückreiſe nach Schweden an. Anfangs Juli 1620 war er bereits wieder in Stockholm. Einige Zeit darauf wurde eine eben ſo zahlreiche als glänzende Geſandtſchaft, mit dem Reichskanzler an der Spitze, nach Berlin geſchickt, um den Ehekontrakt abzuſchließen und die königliche Braut heimzuführen. Oxenſtierna war durch ſeine Inſtruction hauptſächlich an die Kurfürſtin Mutter verwieſen; er hatte den Auftrag, die Sache möglichſt zu beſchleunigen, und nicht durch Mahnungen an die Ausſteuer und ſolche Dinge Anlaß zu Verzögerungen zu geben. Dieſe Vorſchrift brachte die Verhandlung in raſchen Gang. In der That iſt die Heirath Guſtav's mit der Prinzeſſin Marie Eleonore dem kurbrandenburgiſchen Hofe außerordentlich wohlfeil zu ſtehen gekommen, ein Umſtand, über den Guſtav ſpäter einige bittere Bemerkungen machte. Schweden übernahm die Ausſtattung der königlichen Braut, zum Leibgedinge wurden ihr außer den Städten Linköping und Ekesjö verſchiedene Kronhöfe ausgeſetzt, deren reiner Ertrag ſich jährlich auf nahe an 40,000 Thaler belief, und die ſie nach des Königs Tode durch eigene Beamte nach ſchwediſchem Geſetz verwalten laſſen ſollte, zum Spielgelde erhielt ſie während der Lebzeiten ihres Gemahl 4000 Thaler angewieſen. Eine ſchwediſche Flotte holte ſie auf der deutſchen Küſte ab, ſie landete in

Begleitung ihrer Mutter, der Kurfürſtin, und eines armſeligen Gefolges den 7. Okt. 1620 in Calmar, wo der König ſie erwartete. Den 25. Nov. fand der prächtige Einzug in Stockholm ſtatt. Gleich darauf erfolgte das Beilager. Zu Verherrlichung deſſelben war der Adel des ganzen Reiches ſelbſt aus Finnland und Liefland aufgeboten. Im Anfang des folgenden Jahres wurde die junge Königin gekrönt. Da es eben ſo ſehr im Charakter als in der Politik Guſtav's lag, die Religion in alle wichtige Akte ſeiner Regierung zu verflechten, ſo verordnete er, daß die Vermählung im ganzen Reiche durch ein Jubiläum zum Andenken an die vor hundert Jahren unter ſeinem Ahn Guſtav Waſa erfolgte Befreiung Schwedens vom weltlichen und geiſtlichen Joche der Ausländer gefeiert werden ſolle. Man darf die Ehe des königlichen Paares eine glückliche nennen. Doch ſcheint die Zufriedenheit auf Seiten der Königin größer geweſen zu ſeyn, als auf der des Königs. Maria Eleonore, ſchön aber phantaſielos, eigenſinnig, und von ſehr beſchränktem Geiſte, dabei mit einer großen Gabe fürſtlichen Geburtsſtolzes geſegnet, der in deutſchen Häuſern ſich beſonders häufig findet, hieng mit ſolcher Innbrunſt an ihrem Gemahl, daß ſie die Trennung von ihm nie längere Zeit ertragen konnte. Sie ward krank, wenn er ins Feld zog, und reiste ihm oft unwillkommen nach, obgleich Guſtav ihr keinen Anlaß zur Eiferſucht gegeben haben ſoll. Guſtav behandelte ſie mit Zärtlichkeit, vergaß aber darüber ſeine Pflichten gegen Schweden nicht. Kraft des Teſtaments, das er bei der Abfahrt zum deutſchen Krieg zurückließ, ſchloß er Maria Eleonore auf den Fall ſeines Todes von der Theilnahme an Erziehung der Thronerbin Chriſtina, ſowie von der vormundſchaftlichen Regierung aus.

Viertes Capitel.

Der liefländiſche Krieg mit ſeinen Waffenſtillſtänden. Guſtav's Kriegsartikel. Das ſchwediſche Heer und die Art ſeiner Aushebung. Der Steuerdruck. Der Adel. Die Ritterhaus-Ordnung. Guſtav's Sorge für Wiſſenſchaften. Univerſitäts-Einrichtungen. Mißglückter Verſuch, den Clerus völlig dem Willen der Krone zu unterwerfen. Verhältniſſe zu Dänemark.

Im Herbſte 1620 lief der polniſche Waffenſtillſtand ab. Guſtav machte ſofort dem Warſchauer Hofe neue Anträge [1]). Die Bedingungen, welche er ſtellte, waren ſehr billig: ein Verbot Sigismund's gegen Verbreitung von Schmähſchriften, zehnjähriger Waffenſtillſtand, der ſich auf alle ſchwediſchen Landſchaften erſtrecken und von beiden Königen, ſo wie von den Ständen beider Reiche beſchworen werden ſollte. Dafür erbot ſich Guſtav, die Gränzen wieder herzuſtellen, wie ſie im Jahr 1600 geweſen waren, Pernau abzutreten, ja er wollte es ſich ſogar gefallen laſſen, daß Sigismund den ſchwediſchen Königstitel fortführe, doch unter Vorbehalt, daß der polniſche König keinen Anſpruch auf die Krone Schwedens mache. Ein Congreß kam zwar zu Stande, aber die polniſchen Bevollmächtigten eröffneten, daß ſie nur im Namen des polniſchen Reichsraths, nicht des Königs unterhandeln können, da Sigismund zum Voraus jede Beſtätigung einer etwaigen Uebereinkunft verweigert habe. Die Hartnäckigkeit des polniſchen Königs erſcheint um ſo tadelnswerther, wenn man bedenkt, daß um dieſelbe Zeit der türkiſche Sultan Osman II. mit einem ungeheuren Heere Polen bedrängte. Auf die eben mitgetheilte Antwort der polniſchen Geſandten drohte Guſtav mit unverweilter Erneuerung der Feindſeligkeit. Aber nun ſtürmten der Kurfürſt von Brandenburg, ſein Schwager, der König Jakob von England und andere Fürſten auf ihn mit Vorſtellungen ein, in einem ſolchen Augenblick Polens zu ſchonen. Guſtav glaubte ſich vor Europa rechtfertigen zu müſſen; er erklärte, nicht mehr dem Könige, ſondern dem polniſchen Reichsrathe, daß er um dieſe Zeit, wo Polen den

[1]) Rühs a. a. O. S. 129 ff. Geijer III, 103 flg.

Erbfeind der Chriſtenheit bekämpfe, nur mit großem Schmerz die Waffen wider die Republik ergreife, und auch jetzt noch bereit ſey, abzuſtehen, wenn man nur ſeine billigen Bedingungen annehme. Alles war vergeblich. Nun zog Guſtav im Juli 1621 neun Regimenter zu Fuß, zehn Fahnen Reiter in Elfsnabben zuſammen. 158 Fahrzeuge ſtanden bereit, dieſes ſchöne Heer, das ungefähr 20,000 Streiter umfaßte, nach Riga überzuführen. Im Hafen bei Elfsnabben ſchrieb Guſtav Adolf mit eigener Hand ſeine ſogenannten Kriegsartikel nieder [1]), die ſeit der Zeit ſo berühmt geworden ſind. Schon früher gab es ſolche Vorſchriften für ſchwediſche Heere. Die älteſten hat Guſtav I., andere Erich XIV. und Johann III. veröffentlicht. Guſtav Adolf übertraf die Arbeiten ſeiner Vorgänger bei Weitem. Nach den Artikeln iſt der König als „Gottes Bevollmächtigter auf Erden," höchſter Richter im Krieg wie im Frieden. Dieſe von Gott ihm übertragene Gewalt übt der König aus durch Ober- und Untergerichte. Im Obergericht führt der Reichsmarſchall, oder in ſeiner Abweſenheit der Feldmarſchall den Vorſitz. Mitglieder ſind der Feldmarſchall, der General des Geſchützes, der Feldwachtmeiſter (Generalmajor), der General der Reiterei, der Feldquartiermeiſter, die Muſterungsherrn, endlich ſämmtliche Oberſte der einheimiſchen und fremden Regimenter. Unter dem Obergericht ſtehen die Regimentsgerichte des Fußvolks und das Reitergericht. Im Regimentsgerichte iſt Wortführer der Oberſt oder an ſeiner Stelle der Obriſtlieutenant. Beiſitzer wählt das ganze Regiment und zwar zwei Hauptmänner, zwei Lieutenant, zwei Fähndriche, zwei Feldwebel, zwei Fahnen-Schreiber, zwei Führer. Im Reitergericht führt das Wort der General der Reiterei, oder an ſeiner Stelle der Rittmeiſter von der Leibfahne des Königs. Beiſitzer wählen alle Reiterfahnen, und zwar drei Rittmeiſter, drei Lieutenant, drei Fähndriche, drei Wachtmeiſter. Im Obergericht iſt der Generalprofos Ankläger, er hat Vollmacht Jeden, den er für einen Verbrecher hält, aufzugreifen und ins Gefängniß zu ſetzen, eine Hinrichtung aber darf er nicht vornehmen ohne beſondern Befehl. Wer ſich dem Generalprofoſen oder ſeinen Häſchern widerſetzt, verwirkt das Leben. Die gleiche Gewalt, wie der Generalprofos beim Obergericht, haben die Regiments- und Fahnen-Profoſen bei den Abtheilungen des Fußvolks und der Reiterei. Vor das Obergericht gehören alle Staats- und größeren Verbrechen, ſo wie Civilſachen, wegen deren von den Untergerichten weg Berufung eingelegt ward. In Criminalſachen findet keine Appel-

---

[1]) Geijer III, 104 flg.

lation ſtatt, doch muß das Urtheil dem Könige, wenn er zugegen iſt, oder dem Reichsmarſchall anheimgeſtellt werden. Bei Verbrechen, die auf Leben, Glied oder Ehre gehen, ſoll das Gericht unter freiem Himmel vor verſammelter Mannſchaft gehalten werden. Klagen wegen Mein und Dein werden im Zelte abgeurtheilt. Die in Guſtav Adolf's Artikeln erwähnten Strafen ſind: Todesſtrafe an Haupt und Hand mit mehr oder minder Entehrung, die ſchimpflichſte Aufknüpfung je des zehnten Manns nach dem Looſe, wenn eine Fahne Reiter oder ein Regiment Fußvolk die Flucht während des Treffens ergriffen hatte, ſo lange noch vom Säbel Gebrauch gemacht werden konnte. Die Uebrigen dienen in dieſem Falle ohne Fahne, liegen außer dem Quartier und reinigen das Lager, bis ſie „durch Mannhaftigkeit“ ihren Fehler gut gemacht. Mindere Strafen ſind: Ritt auf dem hölzernen Pferde, Gefängniß in Eiſen, Waſſer und Brod, Gaſſenlaufen, Geldbußen, Abſetzung für Offiziere, ſchimpfliche Verjagung aus dem Lager für Gemeine. Prügel ſind nicht erlaubt, auch Huren werden im Lager nicht geduldet; will aber ein Soldat ſein Weib bei ſich haben, ſo ſteht es ihm frei. Gottesdienſt hält der Feldprediger jeden Sonntag und eine Predigt während der Woche, wenn Gelegenheit iſt; gebetet wird Morgens und Abends. Alle Feldprediger zuſammen bilden ein Feldconſiſtorium, dem des Königs Hofprediger vorſteht. Monatlich einmal müſſen die Kriegsartikel jedem Regimente vorgeleſen werden. Das erſtemal las ſie der Reichskanzler Oxenſtierna vor dem ganzen Heere, das in voller Schlachtordnung auf einer Wieſe bei Elfsnabben aufgeſtellt war.

Die ganze königliche Familie befand ſich zu Elfsnabben, um Guſtav Lebewohl zu ſagen: ſeine Gemahlin Marie Eleonore, ſeine Mutter Chriſtine, ſeine Schwiegermutter die verwittwete Kurfürſtin von Brandenburg, ſein Bruder Karl Philipp — Herzog Johann war ſammt ſeiner Gattin ſchon 1618 geſtorben. — Aus Schmerz über die Abreiſe ihres Gemahls wurde Marie Eleonore krank, und kam am ſelben Tage, da Guſtav zu Schiffe ſtieg, mit einer todtgebornen Tochter nieder. Herzog Karl Philipp begleitete den König. Die Ueberfahrt nach Liefland — denn dort ſollte die Wolke des Kriegs ſich entladen, — war nicht ganz glücklich. In dem Augenblicke, da die Flotte aus der See in die Düna einlaufen wollte, brach ein Sturm aus und zerſtreute die Schiffe. Erſt nach einiger Zeit konnten dieſelben wieder geſammelt werden. Nun erfolgte in drei Tagen bis zum 4. Auguſt die Ausſchiffung der Truppen und des Materials. Guſtav ließ ſofort die Feſte Dünamünde angreifen; ſie ergab ſich nach kurzem Widerſtande. Die Schweden waren Herrn des Stromes, ihre Flotte lag an der Mündung und konnte mit Leichtigkeit Lebensmittel und

Munition zuführen, während Riga, — denn dieſer Stadt galt die Unternehmung zunächſt — jede Hülfe zur See abgeſchnitten war.

Riga, die Hauptſtadt von Liefland, liegt auf der nördlichen Seite der Düna, in einer großen Ebene, ungefähr zwei Meilen vom Ausfluſſe des Stromes in die Oſtſee. Die Stadt treibt ſeit alten Zeiten wichtigen Handel mit England, Holland und den verſchiedenen Häfen der Oſt- und Nordſee, ſie iſt Hauptſtapelplatz für die Produkte Litthauens und des nordweſtlichen Rußlands, die aus dem Innern entweder auf dem Strom oder zur Winterszeit auf Schlitten nach Riga gebracht werden. Wir haben oben erzählt, auf welche Weiſe ſie unter polniſche Landeshoheit, doch mit Beibehaltung ihrer alten Verfaſſung, gerieth. Nachdem der Magiſtrat und die Geiſtlichkeit der Stadt das Lutherthum angenommen, wurde das Erzbisthum von Riga im Jahr 1566 aufgehoben, und die geiſtlichen Güter zu andern Zwecken beſtimmt. Der damalige König von Polen, Sigismund Auguſt, beſtätigte dieſe Veränderung. Aber ſein Nachfolger, König Stephan Bathori gab ſich viele Mühe, die katholiſche Religion wieder einzuführen, er brachte die Jeſuiten in die Stadt, welche ein Collegium erbauten, und die Jakobskirche in Beſitz nahmen. Auch Sigismund III. ſetzte die Religions-Bedrückungen fort. Dennoch war die Bürgerſchaft weit entfernt, Vertauſchung polniſcher Herrſchaft mit ſchwediſcher zu wünſchen, weil ihr durch den Handel mit dem rückwärts gelegenen Binnenland bedingter Wohlſtand nur dann fortblühen könnte, wenn die Stadt mit der Krone Polen vereinigt blieb. Mit großer Hartnäckigkeit vertheidigten ſich deßhalb die Einwohner wider die Schweden. Die Stadt war nach der Weiſe damaliger Zeit mit Gräben, Halbmonden und andern Werken gut befeſtigt. Im Schloſſe lag eine kleine Anzahl polniſchen Fußvolks und Reiterei. Außer der Miliz, welche die Bürgerſchaft ſtellte, hatte der Rath 300 fremde Söldner angeworben. Hätte der Türkenkrieg nicht den Polenkönig gehindert, Riga nachdrücklich zu unterſtützen, ſo iſt es ſehr zweifelhaft, ob die Stadt den Schweden in die Hände gefallen wäre.

Nach der Landung ſchlugen die Schweden in einem Kreiſe um die Stadt ein Lager in vier Abtheilungen auf. Die erſte befehligte Guſtav ſelbſt mit ſeinem Bruder Karl Philipp, Oxenſtierna, den Generalen Horn und Baner und dem deutſchen Grafen Mansfeld; die königliche Schaar war 6000 Mann zu Fuß und 800 Reiter ſtark. Rechts von da lagerte die Abtheilung des Feldmarſchalls de la Gardie, 4500 Mann Fußvolk und 300 Reiter. Wrangel befehligte das dritte Korps, das aus ſeinem eigenen und des Oberſten Ruthven Fußregiment, ſammt 200 Mann zu Roß beſtand. Seaton, ein ſchottiſcher Offizier in des Königs

Dienſten, hatte das vierte und kleinſte Korps unter ſeinem Befehl. Es war die erſte größere Belagerung, an der Guſtav Theil nahm. Ueberall gieng er mit gutem Beiſpiele voran. Manchmal leiſtete er an einem Tage die Dienſte eines Feldherrn, eines Ingenieurs, eines Soldaten und Schanzgräbers. Oefter ſah man ihn während der Belagerung mit der Schaufel und der Hacke in der Hand arbeiten. Dabei ſetzte er ſeine Perſon den größten Gefahren aus, wie er dieß freilich in allen ſeinen Feldzügen zu thun gewohnt war. Einſt, als er ſich auf dem Poſten des Oberſten Seaton befand, wurden einige Soldaten an ſeiner Seite getödtet, bei einer andern Gelegenheit ſtreckte eine Kanonenkugel den Oberſten Stackelberg ſo ganz in der Nähe des Königs nieder, daß Guſtav's Kleider mit Blut beſpritzt wurden. Ehe die Beſchießung begann, verſuchte Guſtav die Stadt durch Unterhandlungen zu gewinnen. Zu drei verſchiedenen Malen wurden Trompeter hineingeſchickt. Bei der erſten und zweiten Aufforderung gaben die Einwohner zur Antwort, daß ſie ſich aufs Aeußerſte vertheidigen würden; bei der dritten machten ſie den Trompeter betrunken, und ſchickten ihn mit verbundenen Augen und ohne Antwort zurück. Nun ließ Guſtav die Stadt aus allen Schanzen aufs Lebhafteſte beſchießen. Man berechnete, daß über 1000 Kugeln des Tags, zuweilen hundert in der Stunde (worunter auch glühende) im Gewichte von 24—64 Pfunden hineingeworfen wurden. Dennoch hielt Bürgerſchaft und Beſatzung feſt. Man hoffte auf Erſatz von König Sigismund, der Hülfe zu ſchicken verſprochen hatet. Aber die augenblicklichen Bedrängniſſe erlaubten dieſem keine kräftige Unterſtützung. Alles beſchränkte ſich auf ein Heer von 10,000 zu Fuß und 4000 Reitern, welche der Unterfeldherr von Litthauen, Radziwil, herbeiführte. Der polniſche Feldherr fand jedoch die Schweden ſo gut aufgeſtellt, und ihr Lager ſo furchtbar mit Geſchütz verſehen, daß er keinen Angriff wagte. Er begnügte ſich, einige Bewegungen zu machen, durch welche er die Schweden aus ihrem verſchanzten Lager hervorlocken wollte, um auf der Ebene ſeine treffliche Reiterei mit Vortheil gegen ſie brauchen zu können. Allein die Schweden blieben ruhig ſtehen. Zwar machten die Belagerten einen Ausfall zu Schiffe über die Düna, in der Hoffnung, dem polniſchen Feldherrn Gelegenheit zu verſchaffen, daß er Mundvorrath und Verſtärkung an Mannſchaft in die Stadt werfen könne. Ein irrländiſcher Offizier Namens Burke leitete dieſe Unternehmung; ſie war fruchtlos. Die Batterien, welche Guſtav am Ufer der Düna hatte errichten laſſen, vereitelten den Ausfall, zugleich wurde Radziwil, der auf dem rechten Ufer des Stromes nach der Stadt zu vorgerückt war, aufs nachdrücklichſte mit einer Kanonade begrüßt. Der

ganze Verſuch endigte mit einem kleinen Gefechte zwiſchen den Vorpoſten, in welches ſich Radziwil einließ, um die Ehre zu retten, worauf er den Rückmarſch antrat.

Bald darauf wurde die Riga gegenüberliegende Koberſchanze und ein zu den Außenwerken gehörender Halbmond von den Schweden erſtürmt. Dennoch wieſen die Einwohner eine erneuerte Aufforderung Guſtav's abermals zurück, obgleich die Belagerer bereits am Stadtgraben angekommen waren. Um dieſen zu überſchreiten, ließ der König eine fliegende Brücke neuer Erfindung erbauen. Sie beſtand aus dicken Brettern, die auf leeren Tonnen feſtgenagelt waren. Ueber die Bretter hatte man getheerte Leinwand geſpannt, um das Ausgleiten der Soldaten beim Uebergang zu verhindern. Ungeſchicklichkeit der Stürmenden vereitelte jedoch den Gebrauch der Maſchine. Statt einzeln aufzurücken, ſtürzten die Soldaten mit blinder Wuth auf die Brücke los, ſo daß die Bretter einbrachen und viele im Graben verſanken. Bei Anbruch des Tages — der Sturm war in der Nacht erfolgt — zerſtörten die Belagerten vollends den Bau. Bald darauf mißlang ein zweiter Sturm, bei dem die Schweden gleichfalls viele Leute verloren. Doch waren in der erſten Woche des Septembers ihre Werke weit vorgerückt, die Ableitung des Waſſers aus einem Theil der Stadtgräben, die Ausfüllung anderer Stellen hatte begonnen, und unter der Erde wühlten dalekarliſche Bergleute, welche Guſtav kommen ließ, mit glücklichem Erfolge Gänge nach der Stadt, was zu unterirdiſchen Metzeleien Anlaß gab, indem die Städter gleichfalls Minen gruben und mit den feindlichen Maulwürfen ſich ſchlugen. Am 11. September waren die Feſtungswerke Rigas an drei Stellen unterhöhlt, zwei Brücken erhoben ſich über dem Stadtgraben, und der König beſchloß, nachdem den Tag über Riga mit glühenden Kugeln beſchoſſen worden, einen allgemeinen Sturm in der Nacht des 12ten. Vorher aber forderte er die Stadt noch ein letztes Mal auf. Der Rath, durch die Zurüſtungen geſchreckt, begehrte drei Tage Bedenkzeit, in der Hoffnung, daß indeſſen polniſche Hülfe ankommen könnte. Der König bewilligte blos 12 Stunden. Jetzt verſtand ſich der Magiſtrat zur Uebergabe [1]). Die Bedingungen waren günſtig für die Einwohnerſchaft. Alle Privilegien wurden der Stadt beſtätigt, Guſtav geſtand den Bürgern ſogar die Forderung zu, daß ſie unter polniſche Hoheit zurückkehren dürften, wenn binnen drei Jahren ein Frieden zwiſchen beiden Mäch-

---

[1]) Ueber die Belagerung Rigas vergleiche man, außer den urkundlichen Nachrichten bei Geijer und Rühs, Joh. Loccenii hist. suecana Francofort. 1676. 4. S. 536 flg.; ein Buch, das übrigens mit Vorſicht gebraucht werden muß, weil es voll Fabeln iſt.

ten (Schweden und Polen) geſchloſſen würde. Den 16. September 1621 — es war ein Sonntag — hielt Guſtav ſeinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt. Die Bürger huldigten der Krone Schweden und erfuhren eine ſehr milde Behandlung, von welcher nur eine einzige Klaſſe ausgeſchloſſen blieb — die Jeſuiten. Dieſe erhielten Befehl, innerhalb acht Tagen die Stadt zu meiden, und bei Todesſtrafe nicht mehr zurückzukehren. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Kirche den Lutheranern übergeben. Vor ihrem Abzug ſoll Guſtav, von frommem Eifer fortgeriſſen, ein polemiſches Geſpräch mit ihnen angeknüpft haben. Namentlich machte er einem 80jährigen Greis — der kaum noch dieſer Welt angehörte, — dem ſogenannten Kloſterlaße (Laurentius Norvegus [1]) bittere Vorwürfe; doch ließ er ihn zuletzt im Frieden ziehen.

Die Polen, beſonders Radziwil, ſchoben die Schuld der Uebergabe auf Verrätherei und Verzagtheit der Bürger. Guſtav mag eine Parthei in Riga gehabt haben; allein die erzählten Thatſachen beweiſen, daß die Bürgerſchaft ſich hartnäckig vertheidigte, und daß die Stadt ſich kaum noch einen Tag hätte halten können. Weil jedoch der Rath kein Vertrauen in die Fortdauer ſchwediſcher Herrſchaft ſetzte, hielt er es für angemeſſen, eine Schutzſchrift wider jene Beſchuldigungen zu veröffentlichen. Dieſe Urkunde [2]) beginnt mit Klagen, daß auf die Vorſtellungen der Bürgerſchaft wegen der Gefahr, mit welcher die Rüſtungen der Schweden ſchon im Frühling des Jahres 1621 ihre Stadt bedrohten, gar nicht geachtet worden ſey, und daß man kaltſinnig erwiedert habe, der Woiwode von Wilna, der ſich doch damals in Podolien befand, ſey mit der Vertheidigung Lieflands beauftragt. Weiter heißt es: Guſtav ſey viel früher aus Schweden vor ihrer Stadt angekommen, um ſie zu belagern, als Radziwil mit ſeinem Heere, um ihr zu helfen, und obgleich Letzterer Soldaten genug gehabt habe, um Succurs in die Stadt zu werfen, ſey er doch dem belagerten Orte nie ganz nahe gekommen, weil man dem Könige von Schweden Zeit gelaſſen habe, alle Zugänge zu Waſſer und zu Land zu beſetzen. Dann wird mit vielem Lobe der Gnade des Schwedenkönigs gedacht, der den Bürgern wegen ihres hartnäckigen Widerſtandes nicht nur keine Vorwürfe gemacht, ſondern alle Privilegien der Stadt beſtätigt habe. Die Schrift ſchließt mit den Worten, daß Derjenige, der am Verluſte der Stadt ſchuldig ſey, einſt vor Gott werde Rechenſchaft geben

---

[1]) Derſelbe Jeſuit, der zu König Johann's Zeiten thätig geweſen, den Papismus unter der Maske eines Lutheraners in Schweden einzuführen. Man ſehe oben S. 26. — [2]) Mitgetheilt von Loccenius a. a. O. S. 540.

müſſen. Nach der Eroberung Riga's wandte ſich Guſtav gegen Kurland. Schon zuvor hatte er den Herzog Wilhelm, von dem oben die Rede war, aufgefordert, ſein väterliches Erbe von ihm zu Lehen zu nehmen, derſelbe Antrag wurde auch an Wilhelm's Bruder, den Herzog Friedrich gemacht; aber beide Brüder mißtrauten dem Glücke des Königs, worauf Guſtav Mietau mit Gewalt wegnahm. Mehrere kleine lieviſche Feſtungen fielen noch im Laufe des Herbſtes in die Hände des Königs. Dieß war aber auch Alles; die Verheerung des Landes während der früheren Kriege, die weite Entfernung der bewohnten Orte von einander, die treffliche leichte Reiterei, die dem Feinde zu Gebote ſtand, endlich Krankheiten, welche im ſchwediſchen Heere ausbrachen, verhinderten größeren Fortſchritt. Zu Anfang des Winters kehrte Guſtav über Eſthland nach Stockholm heim. In Narwa mußte er ſeinen Bruder Karl Philipp zurücklaſſen, der ſchon in Riga erkrankt war. Der junge Herzog ſtarb daſelbſt kaum 21jährig, tief betrauert von dem König, der in einem noch erhaltenen Aufſatze ſeine Klagen über den Verluſt des tapfern und talentvollen Bruders ausſchüttet [1]). Karl Philipp iſt der letzte ſchwediſche Prinz, der ein eigenes Herzogthum erhielt. Seitdem wurde es Grundſatz, keine ſolchen Lehen mehr auszutheilen [2]).

Auch jetzt wieder gab ſich Guſtav Mühe, Frieden oder wenigſtens dauernden Waffenſtillſtand von dem Polenkönige zu erlangen, jedoch abermal vergeblich. Im Juni 1622 kehrte er nach Liefland zu ſeinem Heere zurück. Mietau war indeſſen von den Polen erobert worden. Guſtav wollte dieſe Stadt belagern. Allein eine Seuche unter dem Heere, die zuletzt den König ſelbſt ergrief, hemmte jede größere Unternehmung. Doch gelang es, mit dem polniſchen Oberfeldherrn, dem Fürſten Radziwil, Unterhandlungen einzuleiten und denſelben zu gewinnen. In einem lateiniſch geführten Geſpräch, das er mit Radziwil hatte, brauchte [2]) der König die Worte: „bemüht Euch, daß wie ich jetzt meine Hände in die Eurigen lege, auch die Gemüther eins werden, damit ich einſt die Soldaten, die hier vor uns ſtehen, zu Eurem Wohle gegen die Türken führen kann.“ Wir werden tiefer unten Gelegenheit haben, zu zeigen, daß Guſtav Adolf noch während des deutſchen Kriegs ſich mit dem Plane trug, die Osmanen aus Europa zu verjagen. Die Unterredung mit Radziwil führte zu Verhandlungen zwiſchen Guſtav und dem polniſchen Reichsrathe. Letzterer trug einen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand an, wenn Schweden alsbald Pernau,

---

[1]) Geijer III, 114. — [2]) Derſelbe ibid.

Riga und die übrigen eroberten Plätze in Liefland herausgebe, die Gefangenen frei laſſe, kein Bündniß mit Rußland gegen Polen einzugehen ſich verpflichte, endlich ungehinderten Verkehr zwiſchen den beiderſeitigen Unterthanen geſtatte. Gewiß ſind dieß Bedingungen, wie ſie ſonſt nur ein Sieger dem Beſiegten vorſchreiben mochte, während hier das Umgekehrte der Fall war. Dennoch zeigte ſich Guſtav geneigt, Alles zu bewilligen, ſo bald Sigismund für ſich und ſeine Nachkommen auf jeden Anſpruch an Schweden und Eſthland Verzicht leiſten würde [1]. Allein Sigismund wies dieſen Antrag, obgleich viele vornehmen Polen aufs Eifrigſte ſich dafür verwendeten, hartnäckig zurück. Gleichwohl kam ein Waffenſtillſtand zum Abſchluß, der erſt bis 1624 dauern ſollte, dann bis in Sommer 1625 verlängert ward. Der polniſche Feldherr in Litthauen hatte dieſen Vertrag im Einverſtändniſſe mit dem Reichsrathe unterhandelt. Der König dagegen verweigerte ſeine Beſtätigung und handelte als wäre er nicht gebunden. Zu Anfang des Sommers 1623 machte Sigismund eine Reiſe nach Danzig, ließ dort Matroſen preſſen und alle im Hafen liegende Schiffe mit Beſchlag belegen. Das Gerücht verbreitete ſich, daß ein Seezug gegen Schweden im Werk ſey. Sobald Guſtav hievon Nachricht erhielt, fragte er in einem Schreiben vom 21. April bei dem Danziger Rathe an, weſſen er ſich zu verſehen habe. Der Rath antwortete, daß man dort von keinen kriegeriſchen Unternehmungen Etwas wiſſe; der König von Polen habe blos eine Vergnügungsreiſe gemacht und gedenke demnächſt wieder nach Warſchau zurückzukehren. Wenig befriedigt durch dieſen heuchleriſchen Beſcheid, erſchien Guſtav Adolf den 30. Juni 1623 mit 20 Kriegsſchiffen auf der Danziger Rhede [2]. Am andern Tage ſchickte er einen Trompeter in die Stadt, mit einer doppelten Sendung an den Polenkönig, und an den Magiſtrat; jenen ließ er fragen, ob er den Waffenſtillſtand zu halten gedenke, dieſen, ob er während deſſelben ſeinen Hafen zu Feindſeligkeiten hergeben wolle? Der Danziger Magiſtrat befand ſich in peinlicher Verlegenheit. Hier bedrohte der König von Schweden, ein mächtiger Feind, der damals die Oſtſee beherrſchte, den Handel und ſomit die Quelle des Reichthums der Stadt mit Vernichtung, anderer Seits beengte den Rath die Anweſenheit ſeines Oberlehnsherrn, des Polenkönigs, den man wenigſtens, ſo lange er ſich zu Danzig befand, nicht geradezu dem eigenen Intereſſe aufopfern durfte. Man half ſich für den Augenblick mit Aufſchub der Antwort. Allein nun ließ Guſtav zwei Danziger Kauffahrer,

[1] Rühs am a. O. S. 135. und Piasecki S. 368 unten flg. — [2] Man vergleiche hierüber Lengnich Geſchichte von Preußen ſeit dem Jahre 1606. Danzig 1721 S. 162 flg.

die eben aus Spanien zurückkamen, feſtnehmen. Dieß wirkte. Der Stadtſchreiber von Danzig, Wenzel Mittendorf erſchien auf des Königs Schiff, und erklärte: von Danzig ſey Nichts zu fürchten. Guſtav verlangte beſtimmte Verſicherungen, und drohte im Weigerungsfall mit einer Landung. Beim Abſchied trug er dem Abgeſandten ſchöne Grüße auf an Sigismund, ſeine Gemahlin und den Prinzen Wladislaus. Die Worte, die der König brauchte, ſind aufbehalten worden. Sie tragen das Gepräge ritterlicher Galanterie, der aber Hohn beigemiſcht iſt. „Ich bitte Euch, Herr Mittendorf,“ ſprach der König beim Abſchiede, „Ihr wollet den König von Polen, meinen Herrn Vetter, von mir grüßen, deßgleichen auch die Königin; ſagt Ihr, daß ich Sie gerne zu mir eingeladen hätte, wenn es mir nicht die Ihr ſchuldige Hochachtung verböte, da Sie ja nur ſchwarze, von der Sonne verbrannte Geſichter um mich ſehen würde. Nicht minder erſuche ich Euch, dem Prinzen Wladislaus meine Grüße auszurichten. Will er zu mir kommen, wie ein Soldat zum andern, ſo ſoll er gut aufgenommen ſeyn. Wir würden von wichtigen Dingen mit einander zu reden haben, die uns gleich ſtark intereſſiren, und die wohl zum beiderſeitigen Vortheil ausſchlagen dürften.“ Unverweilt ſchickte der Stadtrath ſeinen Abgeordneten wieder zurück zum Könige mit dem Beſcheide, es ſey Nichts von feindſeligen Abſichten Sigismund's bekannt, ebenſo wenig kenne der Magiſtrat den Zweck der Rüſtungen, die viel zu unbedeutend ſeyen, um Schweden zu gelten; übrigens komme es dem Stadtrathe nicht zu, ſich in die Geheimniſſe des Königs von Polen einzudrängen. Dieſe Antwort war mit einem Ehrengeſchenk begleitet. Zugleich erwiederte die königliche Familie durch denſelben Abgeſandten den Gruß Guſtav's, und lud ihn zu ſich in die Stadt ein. Der Hauptzweck des Schweden-Königs war erreicht. Er hatte ſich mit eigenen Augen überzeugt, wie geringfügig die Seerüſtungen Sigismund's ſeyen. Am 9ten Juli verließ er die preußiſche Küſte wieder, um nach Schweden zurückzukehren. Auch Sigismund reiste bald darauf aus Danzig ab, nachdem er die Einwohner Preußens ermahnt, für die Sicherheit ihrer Provinz beſſere Vorkehrungen zu treffen.

Im Laufe des Jahres 1624 und bis zur Mitte des folgenden, mit welcher der Waffenſtillſtand zu Ende gieng, verhielt ſich der König von Polen, obgleich wider ſeinen Willen, ruhig. Wir müſſen erklären, warum Guſtav Adolf, der doch ſonſt den Krieg liebte, um jeden Preis Frieden mit Polen ſuchte, und warum Sigismund, ſonſt kein kriegeriſcher Herr, die billigen Anträge der Schweden ſo hartnäckig zurückwies. Der Schlüſſel zu Beidem liegt in den Verhältniſſen des deutſchen Reichs. Seit 1623 betrieb Guſtav Adolf lebhafte Unterhandlungen in Paris und London wegen eines Einfalls in Deutſchland. Die Kronen von Frankreich und England

wollten den König von Schweden gebrauchen, um die wachſende Macht des Hauſes Habsburg zu dämpfen. Ehe aber Guſtav in Teutſchland einbrechen konnte, mußte er gegen Südoſt gedeckt ſeyn. Ein polniſcher Waffenſtillſtand ſollte ihm den Weg nach Teutſchland bahnen. Daher Guſtav Adolf's Begierde mit Polen ſich zu verſtändigen. Wir werden über dieſe Unterhandlungen unten an einem paſſenden Orte berichten. Anderer Seits wandten die beiden katholiſchen Großmächte, der Kaiſer Ferdinand II. und der König von Spanien, allen ihren Einfluß am Warſchauer Hofe auf, um den Schweden wie bisher in Litthauen zu beſchäftigen. Ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Von Haſſe gegen das Geſchlecht Karls IX. geſtachelt, gab ſich Sigismund zum willigen Werkzeug habsburgiſcher Zwecke her, und zwar nicht blos in den von Guſtav Adolf bedrohten Provinzen ſeines eigenen Reichs, ſondern ſelbſt in Teutſchland. Im Jahre 1620 hatte er dem durch Aufruhr der öſtreichiſchen Stände bedrohten Kaiſer ein Heer Koſaken zu Hülfe geſchickt, welches Ferdinand II. ſehr gute Dienſte leiſtete, aber auch Polen in einen Krieg mit dem Gebieter von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, verwickelte. Denn dieſer Fürſt, von welchem ſpäter mehr die Rede ſeyn wird, machte, um ſich an Sigismund wegen ſeiner Einmiſchung in die deutſchen Händel zu rächen, einen verheerenden Einfall in die ſüdlichen Provinzen Polens.

Allein die öffentliche Meinung ſeines Landes mißbilligte durchaus das Verfahren Sigismund's. Der Eigenſinn, mit welchem er alle von Guſtav angebotenen Bedingungen verwarf, die Opfer, welche der ſchwediſche Krieg und Bethlen's Waffen dem Lande gekoſtet, und außerdem geheime Intriken, welche Guſtav mit einigen polniſchen Großen anzuknüpfen wußte, ſteigerten die Unzufriedenheit aufs Höchſte, und dieſe Geſinnung drang auf einem Reichstage, den Sigismund im Jahre 1624 nach Warſchau berief, mit wilder Heftigkeit hervor. Der König brachte hier den Antrag an die verſammelten Stände: „Die Republik [1]) möge der Krone die nöthigen Geldmittel bewilligen, um Liefland wieder erobern und den Krieg nach Schweden hinüberſpielen zu können; das Landheer ſolle vermehrt, die Seemacht auf einen Achtung gebietenden Fuß geſetzt werden.“ — Die hohe Geiſtlichkeit unterſtützte zwar dieſe Forderung. Andreas Lipski, Biſchof von Cujavien, erklärte: „unter keiner andern Bedingung dürfe man Friede mit Schweden ſchließen, als bis Alles, was Polen in Liefland verloren habe, zurückgegeben ſey, noch mehr, bis Guſtav ſeinen Thron dem Könige Sigismund abgetreten und ſeiner Willkür überlaſſen habe, was er

[1]) So wurde der polniſche Staat in allen öffentlichen Akten genannt.

ihm aus Gnaden zu ſeinem Unterhalte ausſetzen wolle.“ Allein wie ein Strom ergoß ſich der Widerſtand der Landboten gegen die königlichen Vorſchläge. Die Oppoſition war doppelter Art, ſie ſtützte ſich theils auf örtliche Verhältniſſe, theils auf behauptete Eingriffe des Königs in die Verfaſſung des Landes. In erſterem Sinne ſtimmten die litthauiſchen Landboten. Da der Krieg zwiſchen Polen und Schweden auf ihrer Gränze, zum Theil in ihrem Lande geführt wurde, und die Güter eines Jeden von ihnen bedrohte, ſo ſchrieen ſie, man müſſe mit Schweden Frieden machen, um die geſammte Macht der Republik wider die Türken und Tartaren wenden zu können. Was die zweite Art von Oppoſition betrifft, müſſen wir einige Worte über die Verfaſſung des Landes voranſchicken. Die polniſche Konſtitution war ſo außerordentlich eiferſüchtig gegen die Macht des Königs, daß ſie ihm verbot, Prinzen von Geblüt zu einer Würde zu erheben, vermöge deren ihnen Sitz und Stimme auf dem Reichstage zugekommen wäre. Nicht minder entzog ein anderes Grundgeſetz dem Könige das Recht, Ländereien für ſich oder ſeine Familie zu kaufen, oder konfiscirte Güter in Beſitz zu nehmen. Durch ſolche Vorkehrungen wollte man die Macht des Königs auf das niedrigſte Maaß herabſetzen. Bei der Krönung mußte jeder neu erwählte König die Verfaſſung unter dem Titel pacta conventa beſchwören. Auf ſie pochte nun die zweite Parthei der unzufriedenen Landboten: „Sigismund habe das reiche Bisthum Ermeland ſeinem dritten Sohne Johann Albert verliehen, unerachtet dieſer Prinz nicht einmal das erforderliche kanoniſche Alter dazu gehabt [1]), davon zu geſchweigen, daß die Reichsgeſetze eine ſolche Erhebung eines Prinzen von Geblüte ausdrücklich verbieten. Ferner habe die Königin wider die pacta conventa von einem Edelmanne die Herrſchaft Zyweck für die Summe von 1,500,000 Thaler erſtanden; dieſer Kauf ſey um ſo bedenklicher, weil jene Grafſchaft an Schleſien und ſomit an das kaiſerliche Gebiet gränze, wodurch die Freiheit der Republik bedroht werde, da ſehr leicht fremde Truppen daſelbſt zuſammengezogen werden könnten, um etwas gegen Polen zu unternehmen. Weiter befinde ſich die Münze im bedauerlichſten Zuſtande, das Geld ſey verfälſcht und durch die unklugen Kriege wider Guſtav Adolf ſo ſelten geworden, daß man kaum den laufenden Dienſt des Staates befriedigen könne. Endlich habe Sigismund nicht nur durch Abſendung eines Heeres von Koſaken, das dem Kaiſer zu Hülfe gezogen, dem Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen Veranlaſſung gegeben, einen grauſamen Einfall in das Gebiet der Republik zu machen, ſondern er habe

[1]) Der Prinz Johann Albert war am 25. Mai 1612 geboren, und erhielt das genannte Bisthum ſchon 1621, da er erſt neun Jahre alt war.

ſich auch ohne Genehmigung des polniſchen Reichstages in die Angelegenheiten Deutſchlands eingelaſſen und Guſtav Adolf's großmüthige Friedensanträge mit bedaurungswürdiger Hartnäckigkeit abgewieſen."

Zu den allgemeinen Beſchwerden kamen noch perſönliche Gründe der Unzufriedenheit. In den Niederlanden waren Briefe aufgefangen worden, aus deren Inhalt hervorging, daß eine polniſche Parthei dem franzöſiſchen Prinzen Gaſton, Herzog von Orleans und Bruder Ludwig's XIII., nach dem Ableben Sigismund's den polniſchen Thron anbieten wollte. Der König hatte Chriſtoph Radziwil, den Unterfeldherrn von Litthauen, im Verdacht wegen dieſer Intrike. Als um jene Zeit die Oberfeldherrnſtelle von Litthauen erledigt war, wozu Radziwil durch ſeine Verdienſte wie durch ſeine bisher bekleidete Würde die nächſte Anwartſchaft hatte, verlieh Sigismund dieſes Amt nicht ihm, ſondern dem Fürſten Sapieha, einem Greiſe nahe an den achtzig, der ſein Leben am Hofe zugebracht hatte und vom Kriegsweſen Nichts verſtand. Um für dieſe Unbill Rache zu nehmen, ſtellte ſich Radziwil an die Spitze der Unzufriedenen, und unterhielt mit Guſtav, der ihn geſchickt zu bearbeiten wußte, einen geheimen Briefwechſel. Er war es auch, der dem König von Schweden nach Sigismund's Tode im Jahr 1632 die polniſche Krone anbot.

Alle dieſe Umſtände zuſammen ſetzten den Abſichten Sigismund's unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Zwar that er ſein Mögliches, um die widrigen Eindrücke zu verwiſchen, welche jene Beſchwerden in den Gemüthern hervorgebracht. Er erklärte, daß ſein Sohn erſt dann das Biſthum in Beſitz nehmen werde, wenn er das, durch die Kirchengeſetze vorgeſchriebene, Alter erreicht haben würde, auch ſolle der Prinz vorher der Republik den Eid der Treue leiſten, ehe er die Rechte und Früchte ſeiner biſchöflichen Würde genieße. Er gab ferner Befehl, daß die polniſchen Offiziere und Soldaten, die ſich in öſtreichiſchen Dienſten befinden, ins Vaterland zurückkehren, und im Weigerungsfalle als Aufrührer beſtraft werden ſollten. Allein alle dieſe Zugeſtändniſſe führten zu nichts, weil man ſie als Ergebniß der Furcht anſah. Das Einzige, was der König erreichte, war, daß die Sache wegen der Grafſchaft Zyweck auf den nächſten Reichstag verſchoben wurde. Dagegen ward die Forderung neuer Geldvorſchüſſe zur Fortſetzung des Krieges mit Schweden verworfen. [1]) Der Reichstag gieng auseinander, ohne einen Heller bewilligt zu haben. Dieß war auch der Grund, warum der Waffenſtillſtand, wie wir oben berichtet, wider den Willen Sigismund's bis zum Jahre 1625 verlängert werden mußte.

---

[1]) Ueber den polniſchen Reichstag vom Jahre 1624 vergleiche man Piasecki chronicon. S. 368 flg. und Rühs a. a. O. S. 155.

Dennoch verzichtete der König von Polen nicht auf ſeine Plane. Am Warſchauer Hofe befand ſich damals der niederländiſche Graf von Solre als Botſchafter Don Philipps IV. von Spanien. Aus Veranlaſſung dieſer Geſandtſchaft erließ Sigismund ein Schreiben [1]) nach Madrid, in welchem er zugleich ſeine Unzufriedenheit über die polniſchen Verhältniſſe und ſeine Hoffnung auf ſpaniſche Hülfe ausſpricht. „Eurer katholiſchen Majeſtät," heißt es darin, „iſt die Lage eines Königs von Polen und die Beſchränkung, welcher er durch die Geſetze des Reichs unterliegt, nicht unbekannt. Er kann in ſeinem Lande faſt nichts thun, als was die Stände wollen, namentlich darf er ohne deren Einwilligung in Kriegsſachen Nichts beſchließen. Dieſe Gebundenheit verzögert oder verhindert meiſt alle Maaßregeln des Königs. Der ſchwediſche Thronräuber würde ſchon längſt zu ſeiner Pflicht zurückgeführt worden ſeyn, wenn er nicht von dem Reichstage wiederholt Waffenſtillſtände erhalten, und durch falſche Vorſpiegelungen von Frieden uns hinter's Licht geführt hätte. Er mag übrigens Alles anwenden, neue Waffenruhe von uns zu erbitten, wir werden ihm bei der gegenwärtigen Lage der Sachen nichts mehr bewilligen. Wir ſind vielmehr geſonnen, Schweden zum Schauplatze des Kriegs zu machen; dieß wäre auch bereits geſchehen, und unſer grauſamer Feind würde ſchon den Lohn ſeiner Verbrechen empfangen haben, wenn uns nicht bis jetzt eine Flotte mangelte. Es würde daher ein des katholiſchen Namens, und Dero brüderlichen Liebe gegen uns würdiges Unternehmen ſeyn, wenn Euere katholiſche Majeſtät eine Flotte in die Oſtſee ſchicken und unſere Sache unterſtützen wollte."

Unter dieſen Umſtänden blieb nach Ablauf des Waffenſtillſtands dem König von Schweden nichts übrig als den Krieg, zu erneuern. Vorher bot er jedoch Sigismund noch einmal den Frieden an. Nachdem ſeine Anträge, wie früher, abgewieſen waren, ſegelte Guſtav Adolf mit ſechs Regimentern zu Fuß und acht Fahnen Reiterei auf einer Flotte von 76 Fahrzeugen den 17. Juni 1625 von Sandhamm nach Liefland ab, und ſtieg den 2ten Juli bei Riga ans Land. Zu gleicher Zeit ward Guſtav Horn nach Finnland geſchickt mit dem Befehle, zwei Regimenter finniſcher Soldaten und 12 Fahnen Landreiter nach Narwa zu führen, dort die Garniſonen in Ingermannland und Eſthland an ſich zu ziehen und vereint mit Jakob de la Gardie die Feſtung Dorpat in Liefland zu berennen. Die Polen ſollten, wie man ſieht, von zwei verſchiedenen Seiten gefaßt werden. Alles gieng nach Wunſch, denn

---

[1]) Abgedruckt bei Kobierciczi historia Vladislai principis. Dantisci 1655. 4. S. 928 flg.

die Vertheidigungsanſtalten der Feinde waren ſchlecht beſtellt, und die beiden Feldherrn der Polen Radziwil und Sapieha arbeiteten aus Eiferſucht einander heimlich entgegen. Guſtav Adolf rückte die Düna hinauf vor Kokenhauſen, das bereits von dem ſchwediſchen Generale Baner eingeſchloſſen war. Am 15. Juli 1625 ergab ſich dieſe damals wichtige, jetzt bedeutungsloſe Veſte, worauf Guſtav nach dem kurländiſchen Ufer der Düna hinüberſetzte und am 18. Seelburg einnahm. Kurland ſtand ihm jetzt offen, aber noch lagen zwiſchen Mietau, dem eigentlichen Ziel ſeines Zuges, die zwei Feſten Birze und Bauske. Die erſtere Stadt gieng nach kurzer Belagerung den 26. Auguſt über, Bauske ward den 17. Sept. mit ſtürmender Hand erobert. Nun ergab ſich auch Mietau durch Kapitulation. Am Ende des Septembermonats kehrte der König von Schweden nach Riga zurück und rüſtete dort eine Flotte von Booten aus, welche beſtändig zur Vertheidigung der Stadt bereit ſeyn ſollten. Einverſtändniſſe der vertriebenen Jeſuiten mit Einwohnern von Riga waren nämlich entdeckt worden. Während Guſtav Kurland einnahm, hatten auch de la Gardie und Horn die ihnen angewieſene Arbeit glücklich vollbracht; Dorpat fiel den 16. Auguſt in ihre Hände; damit war die Eroberung Lieflands vollendet. Geſtachelt durch ſo viele Niederlagen, ſammelte der Feind gegen den Herbſt zwei Heere, eines unter Sapieha und Goſiewski, das andere unter Radziwil und näherte ſich der Düna. Guſtav rückte ihnen erſt nach Kokenhauſen, dann nach Berſon entgegen. Zu einem Treffen kam es nicht, wohl aber ward dem König, als er von Kokenhauſen aus die Stellung des Feindes beſichtigen wollte, durch eine über den Fluß herüber geſchoſſene Falkonetkugel das Pferd unter dem Leibe getödtet. Die Schwierigkeiten der Verpflegung auf einem weitgedehnten und menſchenleeren Gebiete, die angeſtrengten Märſche, welche der ſchwediſche Soldat machen mußte, die Rauheit des Klima, lichteten das Heer des Königs und erzeugten namenloſes Elend. „Nie, ſo lange ich im Kriege geweſen, habe ich mehr Jammer geſehen," ſagt Guſtav in einem Briefe, „als damals. Hier mußte ich bröckeln für die Hungrigen, wie man den Hühnern thut; ſo unfleißig hat Mäns Martensſon (der Kriegskommiſſär) die Sachen beſtellt." Durch Branntwein und Knoblauch ſuchte man die Mannſchaft wider Krankheiten, durch Pelze, doppelte Strümpfe und ruſſiſche waſſerdichte Stiefeln ſuchte man dieſelbe wider die Kälte zu ſchützen. Dennoch ergriff die Seuche ſelbſt die nächſte Umgebung des Königs. „Ich bin Geheimſchreiber und Kämmerer," äußert er in einem andern Briefe an den Reichskanzler Oxenſtierna, „wäre ich vollends Ofenheizer, ſo würde ich Alles in Allem ſeyn."

Zum Glück für Guſtav litt der Feind nicht weniger. Wie immer, wenn es ſchlecht gieng, boten die Polen im November wieder Waffenſtill-

ſtand an. Guſtav verwarf dieſen Vorſchlag, erklärte ſich dagegen bereit, Bevollmächtigte zu einem Friedenskongreß nach Warſchau zu ſenden. Als die verlangten Reiſepäſſe eingehändigt waren, erhielt Oxenſtierna mit Arvid Horn und Johann Salvius Befehl, als Geſandter nach Warſchau zu gehen. Der Letztere von dieſen Dreien ſpielte nachher eine bedeutende Rolle; es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn wir nähere Umſtände über ſein Leben mittheilen.

Johann Salvius wurde im Jahr 1590 zu Stregnäs in Südermannland geboren, wo ſein Vater Stadtſyndikus war. Er ſtudirte alle Fakultäten durch: Philoſophie, Rechte, Theologie, endlich auch Medizin. In einem Briefe [1]) an die Königin Chriſtine, Guſtav Adolf's Tochter, erklärte er ſich ſelbſt folgendermaßen über ſeine Studien: „Man ſagt von mir, ich ſey Doktor der Medizin geworden, aber obwohl ich mich dieſes Titels nicht ſchämen würde, ſo iſt es doch nicht wahr. Ich habe Medizin, wie Theologie ſtudirt, allein in keiner von beiden Wiſſenſchaften eine akademiſche Würde angenommen, noch darnach geſtrebt. Ich bin der Meinung, daß ein Mann, der ſich den Staatsgeſchäften widmen will, die Naturwiſſenſchaften, ſo wie die Staaten- und Kirchengeſchichte kennen muß, und auch in der Philoſophie kein Fremdling ſeyn darf. Kurz ich habe mich in allen Zweigen des Wiſſens verſucht.“ Nachdem er ſeine akademiſchen Studien beendigt, durchwanderte er die civiliſirten Länder des damaligen Europa. Von ſeinen Reiſen brachte er neben großer Menſchenkenntniß eine ſeltene Uebung in den bedeutendſten europäiſchen Sprachen zurück. Guſtav Adolf wurde durch Oxenſtierna auf den jungen Mann aufmerkſam gemacht. Er ernannte ihn zu ſeinem Geheimſchreiber, und brauchte ihn bei vielen Geſchäften. Schnell durchlief nun Joh. Salvius die Stufen der Ehre. Er ward geadelt, und erhielt den Namen Adler. Die Königin Chriſtine machte ihn zum Hofkanzler und zu ihrem zweiten Geſandten auf dem weſtphäliſchen Friedenskongreſſe. Noch während deſſelben wurde er zum Reichsrath ernannt; er ſtarb zu Stockholm im Jahr 1652.

Auch dieſer Verſuch, den Frieden herzuſtellen, führte zu nichts. Horn und Salvius, die einen andern Weg eingeſchlagen hatten als Oxenſtierna, wurden auf der Reiſe von den polniſchen Koſaken gefangen genommen. Sobald dieß Oxenſtierna erfuhr, beſchwerte er ſich gegen den feindlichen Oberfeldherrn wegen Verletzung des Völkerrechts, und verlangte die Freilaſſung ſeiner Mitgeſandten. Dieſe wurde nach einigem Hin- und Herſchreiben bewilligt; aber die ferneren Unterhandlungen zerſchlugen ſich. Unterdeſſen war die polniſche Kriegsmacht auf der liefländiſchen Gränze

---

[1]) Bei Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 101.

bedeutend verſtärkt worden. Bei dem Dorfe Wallhof in Kurland lagerte ein kleines Heer unter Sapieha's Befehl, weiter zurück bei Bauske ſtand Radziwil mit einer zweiten Abtheilung. Beide Schaaren ſollten ſich vereinigen. Guſtav beſchloß mitten im Winter durch einen kühnen Streich dieſe Vereinigung für immer zu verhindern. Er wollte, wie er ſelbſt ſagt, „dem Feinde Füße machen.“ Den 5ten Januar 1626 gieng der König mit der ganzen Reiterei und tauſend Musketiren über die Düna. Während des Marſches, Nachts vom 6ten auf den 7ten Januar, ſtieß er auf einen vorgeſchobenen Poſten der Feinde, den er zurückſchlug. Morgens den 7ten fand er das Heer Sapieha's in der Ebene vor den Verſchanzungen aufgeſtellt, das Dorf ſelbſt war von den Polen angezündet worden, um die Flanke zu decken. Guſtav lieferte vor Wallhof die erſte geordnete Schlacht, denn bisher hatten die Feinde nie Stand gehalten. Ein heftiger Reiteranfall entſchied den Sieg. Zwiſchen 500 und 600 Polen blieben auf dem Platze, hundert fünfzig Gemeine, mehrere Offiziere und der General Goſiewski wurden gefangen. Der Troß und vier Kanonen fielen in die Hände der Sieger. Auf die Nachricht von Sapieha's Niederlage eilte Radziwil, der ſchon im Marſche begriffen war, um zu Sapieha zu ſtoßen, nach Litthauen zurück. Kein Pole ſtand mehr in Liefland. Nach gewonnener Schlacht vertheilte Guſtav ſein Heer in verſchiedene Plätze Kurlands. Einige andere Orte, auf die er wenig Werth legte, gab er dem Herzoge Friedrich gegen das Verſprechen ſtrenger Neutralität zurück. Liefland wurde als ſchwediſche Provinz behandelt, Guſtav verſchenkte viele Güter an ſchwediſche Anführer, die ſich im Kampfe ausgezeichnet; bei Dorpat legte er eine Kolonie von 600 ſchwediſchen Soldaten in der Art an, daß die Soldaten kleine Stücke Grundeigenthums erhielten, welche ihnen die leibeigene Bauerſchaft anbauen ſollte, wogegen letztere von Frohnden für die Krone befreit ward. Die Stadthalterſchaft der Provinz vertraute Guſtav de la Gardie's Händen. Nachdem dieſe Anordnung getroffen worden, begab er ſich im März 1626 ſeiner ſehnlich harrenden Gemahlin entgegen nach Reval, und von da in ihrer Geſellſchaft nach Stockholm, wo er das Leichenbegängniß ſeiner Mutter feiern ſollte. Die verwittwete Königin Chriſtina war nämlich den 8. Dez. 1625 geſtorben. Guſtav bewies ihrem Andenken die größte Verehrung, er beſtätigte alle ihre Verordnungen und ſetzte ſogar die Bauten fort, welche Chriſtina begonnen hatte. [1])

Nach der Schlacht bei Wallhof war ein Waffenſtillſtand auf 6 Wochen, dann bis zum 21ſten Mai 1626 von den Polen angetragen und vom

---

[1]) Ueber den lieviſchen Krieg der Jahre 1625 und 1626 habe ich benützt Geijer III, 115 flg. Rühs a. a. O. S. 135 flg. Lengnich a. a. O. S. 173.

Könige zugeſtanden worden. Eine weitere Verlängerung bewilligte Guſtav nicht, denn er hatte den Beſchluß gefaßt, den Krieg aus Liefland und Litthauen, um welche entfernte Landestheile ſich Sigismund wenig bekümmerte, noch im laufenden Sommer nach der gelegenſten und wichtigſten Provinz Polens, nach Preußen, hinüberzuſpielen. Zwei Gründe beſtimmten ihn hiezu. Erſtens hoffte er, durch Eroberung der langgedehnten Küſte und insbeſondere der Weichſelmündungen, welche gleichſam die Pulsader des polniſchen Seehandels bildeten, den feindlichen König, ſeinen Verwandten, zum Frieden nöthigen zu können. Fürs Zweite betrachtete er Preußen als ein Thor zu Teutſchland. Denn auf Germanien waren, wie wir ſehen werden, Guſtav's Abſichten während des preußiſchen Kriegs fortwährend gerichtet. Er ſuchte an der Weichſel Streit mit dem deutſchen Kaiſer. Guſtav hat auch dieſes Ziel erreicht. Ehe wir jedoch den jugendlichen Eroberer, der damals im 30ſten Lebensjahre ſtand, auf dem preußiſchen Feldzuge begleiten, müſſen wir verſchiedener Einrichtungen im Innern Schwedens gedenken.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß wenn Guſtav den machtloſen und lächerlichen Anſprüchen Sigismund's auf Schweden ruhig zugeſehen hätte, letzteres Reich von den Polen nie angegriffen worden wäre. Denn wie mochte Sigismund bei der eigenthümlichen Verfaſſung Polens, die jede freie Bewegung des Königs hemmte und bei der geringen Achtung, welche ihm die eigenen Unterthanen wegen der Schwäche ſeines Charakters zollten, ein Heer zuſammenbringen, das mächtig genug geweſen wäre, um das entlegene Schweden zu erobern? Blieben ja doch die Polen während Guſtav's gefährlichſter Lage im däniſchen Kriege ruhig! Nothwehr war es daher nicht, was ihn nach Eſthland, Liefland, Kurland, Preußen trieb; ſondern er wollte, wie wir oben bemerkt, darum dem Könige von Polen Bedingungen des Friedens vorſchreiben, damit er bei nächſter Gelegenheit ungehindert in die große deutſche Bewegung des 17ten Jahrhunderts ſich ſtürzen könne. Aber um den eben genannten doppelten Zweck zu erreichen, mußte er ein ſtarkes und ſchlagfertiges Heer zu ſeiner Verfügung haben. Dieſe Nothwendigkeit hat ſchon während der Jahre 1620—29 dem armen Schweden ungeheure Opfer an Geld und Blut gekoſtet.

Seit den Zeiten Guſtav Waſa's I. wurde die ſogenannte jährliche Rente nach den Grundgefällbüchern der Krone, theils in Geld, theils in Naturalien, erhoben. Sie war keineswegs gleich, ſondern in verſchiedenen Provinzen, ja ſogar auf den einzelnen Gütern verſchieden, je nachdem das Herkommen oder Verträge mit der Krone den Betrag beſtimmt hatten [1]. Später bewilligten einzelne Reichstage für die Bedürf-

[1]) Geijer III, 36.

niſſe des Augenblicks beſondere Steuern, die man Landtagsgärden nannte. Eine ſolche Steuer ward z. B. im Jahre 1617 von den Reichstagen zu Oerebro und Stockholm übernommen [1]). Mit Einſchluß dieſer älteren Abgaben berechnete ſich das Einkommen der Krone im Jahre 1620 auf die früher angeführte Ziffer von 1,280,652 ſchwediſchen Thalern. Aber ſeit der Zeit, da Guſtav's Laufbahn als Eroberer beginnt, d. h. ſeit 1620 werden immer drückendere Steuern vom Könige gefordert und von den Ständen bewilligt. Im Jahre 1620, in welches die Zurüſtung zum erſten lieviſchen Krieg fällt, berief Guſtav Adolf einige Bevollmächtigte des Adels, die Biſchöfe und die Abgeordneten gewiſſer Städte nach Stockholm, angeblich um gemeinſchaftlich mit dem Reichsrathe und den Hauptleuten der Provinzen über die Verhältniſſe zu Dänemark ihre Meinung zu ſagen. Dieſer Ständeausſchuß führte die Auflage des ſogenannten Viehgeldes ein, das, vorerſt auf zwei Jahre, nach der Anzahl der Pferde, Kühe, Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine und nach dem Belaufe der Ausſaat entrichtet werden ſollte. Die Kron- und Schatzbauern mußten den vollen Betrag übernehmen, die Adelsbauern dagegen zahlten nur die Hälfte. Die Geiſtlichkeit und der Bürgerſtand entgiengen dieſer Steuer durch eine beſondere Geldbewilligung, dem Adel ward ſie ganz erlaſſen. Ein allgemeiner Reichstag, der im folgenden Jahre 1621 zuſammentrat, erneuerte den Landtagsgärd von 1617. Im Jahr darauf (1622), dem nächſten nach Rigas Eroberung, ward abermal von einem allgemeinen Landtage die härteſte Steuer, die unter Guſtav aufkam, der ſogenannte kleine Zoll oder die Acciſe, übernommen. Sie beſtand in einer Abgabe von allen zum täglichen Verbrauch beſtimmten Waaren und Lebensmitteln, und die Art der Erhebung war wo möglich noch läſtiger als die Zahlung an ſich. Alle Städte bekamen hohe Staketen-Zäune mit Thoren und Zollhäuſern, damit nichts hineinkomme, von dem der König nicht ſeinen Antheil erhoben. Eine Maſſe von Steueraufſehern, oder — wie das gemeine Volk ſie nannte — von Brückenguckern wurde im Lande vertheilt. Kein Bürger durfte mehr, wie bisher, in ſeinem eigenen Hauſe backen, ſchlachten, brauen, ſondern dieſe täglichen Hausgeſchäfte mußten hinfort in ſtädtiſchen Schlacht- und Backhäuſern, die man des kleinen Zolles wegen aufführte, vorgenommen werden, damit der königlichen Kammer die Abgabe nicht entgehe. Gewerbmäßige Becker und Brauer zahlten je nach der Größe ihres Betriebs eine jährliche Auflage. Auf gleiche Weiſe wie die Städte wurden auch die Marktflecken im Innern des Landes dem kleinen Zolle unterworfen. Der

[1]) Geijer III, 39.

Adel dagegen blieb frei davon [1]). Doch der kleine Zoll reichte lange nicht für die kriegeriſchen Bedürfniſſe hin. Vor der Ständeverſammlung des Jahrs 1624 erließ [2]) der Rath ein Ausſchreiben an die Biſchöfe, des Inhalts, „ſie möchten auf den bevorſtehenden Landtag die gefügigſten Geiſtlichen ihrer Sprengel mit ſich bringen, Leute, welche die Gefahr des Vaterlands zu begreifen vermöchten und mit denen man ein vertrauliches Wort reden könnte." Die Biſchöfe ſcheinen dem königlichen Zutrauen entſprochen zu haben. Denn der Reichstag von 1624 verdoppelte das Viehgeld. Aber auch damit waren die Geldforderungen nicht zu Ende. Schon auf dem Reichstage des Jahres 1625 verlangte der König eine allgemeine Mahlſteuer und dießmal mußte auch der Adel dran. „Dieweil," heißt es [3]) in den Verhandlungen, „die Beiträge und ungewiſſen Steuern, die auf dem Reiche laſten, nicht viel einbringen, ſintemal die vornehmen Stände und die Reichſten im Lande mit ihrem Geſinde, ihren Bauern und Leuten davon frei ſind, haben wir uns vereinigt, daß eine Abgabe der Krone zukommen möge von allem Getraide, das zur Mühle geht, ſey es adelig oder unadelig, geiſtlich oder ungeiſtlich, Keinen ausgenommen, der unter der Krone Schweden ſeßhaft iſt oder im Lande weilt." Der Mühlenſchoos betrug nicht weniger als den neunten Theil vom Geldwerth des gemahlenen Getraides [4]), und dieß in einem Lande, wo der Bauer, um leben zu können, ſehr häufig geriebene Baumrinde oder gepülvertes Rennthiermoos unter ſein Schwarzbrod kneten mußte. Ueberdieß hatte die Einführung der Mahlſteuer faſt eben ſo große Gewaltthätigkeiten zur Folge, als der kleine Zoll. Um Unterſchleif zu verhindern, wurden alle irgend überflüſſigen kleinen Bach-, Wind- und Roßmühlen, zuletzt ſogar auch die Handmühlen, deren der arme Mann ſich bediente, weggenommen. Das Verbot der Handmühlen erzeugte jedoch Empörungen, weßhalb der König aus dem deutſchen Kriege nach Hauſe [5]) ſchrieb: „die Handmühlen mögen bleiben, wir halten es für hinreichenden Mühlenzoll, wenn Einer arbeitet, daß ihn die Hände brennen." Allein dieſe königliche Gnade verringerte den Ertrag des Mühlenſchooßes faſt auf Nichts. Oxenſtierna erklärte, daß die Mahl-Steuer, ſeit der König die Handmühlen frei gab, nicht über 50,000 Thaler im ganzen Reiche betrug. Der Grund hievon iſt klar: die ungeheure Mehrzahl des ſchwediſchen Volks beſtand aus blutarmen Leuten, welche lieber ſich die Finger wund rieben, als ein Neuntheil vom Werthe des Getraides an die Krone zahlten. Man ſieht, Guſtav

---

[1]) Ueber den kleinen Zoll ſiehe Geijer III, 39. 44. Rühs a. a. O. S. 229. — [2]) Geijer III, 41. — [3]) Derſelbe III, 42 flg. — [4]) Geijer III, 45. Rühs S. 228. — [5]) Geijer III, 45.

Adolf's Regierung hat alle die läſtigen Steuern erfunden, über welche man noch heute in den großen Militärſtaaten klagt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeit der franzöſiſchen Revolution die Befreiungen der bevorrechteten Stände aufhören mußten, während dieſe Ausnahmen in dem menſchenarmen Schweden geſetzlich waren. Daß es dem Könige gelang, die Stände des Reichs zu ſo drückenden Geldbewilligungen zu vermögen, erklärt ſich aus folgenden Urſachen. Der Adel, welcher das erſte Wort auf den Reichstagen führte und für ſeine Perſon, mit Ausnahme des Mühlenſchooßes von allen, für ſeine Unterthanen zur Hälfte von den Auflagen befreit war, hatte kein Intereſſe Geld für Kriege zu verweigern, die ihm ſchöne Lehen in den eroberten Ländern, Befehlshaberſtellen, Ehre und Beute eintrugen. Die Geiſtlichkeit — der zweite Stand des Reichs — befand ſich in den Händen der Regierung, da die Biſchöfe, die dem Könige ihre Pfründen verdankten, die gefügigſten und friechendſten Pfarrer, wie aus dem oben angeführten Beiſpiele erhellt, für die Reichstage auszuwählen und mit ſich zu nehmen pflegten. Daſſelbe gilt von dem dritten Stande. Die Bürgerſchaften wurden nämlich auf den Landtagen von den Bürgermeiſtern der Städte vertreten, welche, wie begreiflich, Geſchöpfe des Königs waren [1]). So beſchränkte ſich möglicher Widerſpruch auf die Bauern, die zwar freies Wort hatten, aber wenn ſie ſich nicht fügen wollten, leicht durch die Einſtimmigkeit der andern Stände gebändigt werden konnten. Den ſpäteren Ereigniſſen vorangreifend, wollen wir hier bemerken, daß im dritten Jahre nach Guſtav's Tode die damalige vormundſchaftliche Regierung große Furcht vor dem unter den Bauern herrſchenden Geiſt verrieth. Unter dem 3. September 1635 erließ dieſelbe ein Rundſchreiben an die Kreishauptmänner: „ſintemal ſie ſelbſt wüßten, wie ſchwer es ſey mit dem gemeinen Mann auf den Reichstagen zu einem Ende zu kommen, da die Bezirke meiſtens ſolche Bauern, die da vorwitzig wären und wenig Fug hätten, zu Abgeordneten zu erbitten pflegten: als würden die Kreishauptleute in Gnaden erſucht, dahin zu arbeiten (jedoch mit Vorſicht und insgeheim), daß Leute zu Abgeordneten beſtellt würden, die da wohlgeſinnt und von Verſtand und Gemüth dienlich ſeyen, mit den andern Ständen über die hochwichtigen Angelegenheiten des Reichs zu berathen." Indeſſen, wenn auch unter Guſtav Adolf der Bauer im Ständeſaale ſich zu Uebernahme der königlichen Geldforderungen kirren ließ, ſo herrſchte draußen auf dem platten Lande Verzweiflung über die unerſchwinglichen Abgaben und veranlaßte viele kleine Empörungen. Im Jahre 1614 wollten die Dalekarlier den Adel wegen

[1]) Geijer III, 41.

Steuerdrucks niedermachen [1]. Auf dem Reichstage von 1620, vor Einführung des Viehgeldes, führten [2] die Bauern Beſchwerde, daß die Beiträge, welche bisher der Krone einzugehen pflegten, Mißvergnügen verurſacht hätten und oft verringert werden mußten, weil vom Dürftigen und Hausarmen ebenſoviel gefordert werde als vom Reichen, wodurch viele verarmt und Bauernhöfe verödet ſeyen. Als vollends der kleine Zoll aufkam, brach ein allgemeiner Sturm los. In einem Erlaß vom 26. Nov. 1623 klagt [2] Guſtav, daß in Stockholm ein Haufen unruhiger Menſchen die Zöllner überfallen und mit der Zollordnung „Affenſpiel und Geckerei" getrieben hätte, weßhalb er ſolchen Friedensbrechern und Geſetzverächtern nach Recht und Urtheil mit dem Tode droht. Wirklich ward nachher ein Müller zu Upſala enthauptet, weil er zu Elfkarleby auf dem Markte die Bauern aufgereizt hatte, den kleinen Zoll zu verweigern, als wäre derſelbe nicht von den Ständen verwilligt. In Weſtergothland, wo die Bauern gleichfalls auf einem Jahrmarkte die Zollaufſeher verjagt, das Zollhaus eingeriſſen und verbrannt hatten, wurden zwei der Rädelsführer hingerichtet und die Wärmländer, die auf dem Jahrmarkte zu Bro ähnlichen Unfug angeſtellt, erhielten nur darum Gnade, weil der Auflauf meiſt aus Unkunde der ergangenen Verordnungen entſtanden ſey [3].

Die bisher angeführten Steuern wurden von den Feldzügen in Liefland verſchlungen. Der preußiſche und deutſche Krieg forderte hinwiederum ſeine eigene Laſten, von denen wir am gehörigen Orte handeln werden. Gleichwohl reichten dieſe gehäuften Abgaben nicht für die Bedürfniſſe des Schatzes hin. Außerordentliche Hülfsmittel waren nöthig; ſie beſtanden in Anlehen und Verpfändungen oder Verkauf der Staatsländereien. Guſtav Waſa I. hatte die Reichsſchuld abgezahlt; eine neue entſtand jedoch durch Erich XIV. hauptſächlich in Folge der Erwerbung Eſthlands, und ſie wuchs unter ſeinen Nachfolgern Johann III. und Karl IX. Schon im Beginn ſeiner Regierung klagte Guſtav über die Höhe der öffentlichen Schuld. Die verwittwete Königin Chriſtine, ſeine Mutter, an die er ſich 1615 in dieſer Noth wandte, tröſtete ihn mit der Vorſtellung, daß es unmöglich ſey, zugleich Krieg zu führen und Schulden zu bezahlen, auch gab ſie ihm den Rath, keine älteren Staatsſchulden als vom Jahre 1598 anzuerkennen, da Karl IX. eine offene Mahnung an die Gläubiger erlaſſen habe, ihre Rechnungen, bei Verluſt des Betrags, der Krone einzugeben. Guſtav Adolf ſcheint wirklich dieſen leichteſten Weg, mit den Gläubigern ins Reine zu kommen, eingeſchlagen zu haben; denn in einem ſpätern

---

[1] Geijer III, 49. — [2] Derſelbe S. 44. — [3] Ebendaſelbſt flg.

Erlaſſe führt er keine älteren Schulden als vom Jahre 1605 auf [1]. Die Noth drängte indeß zu neuen Anleihen, aber die Creditloſigkeit der Krone machte das Geſchäft der Geldaufnahme ſehr ſchwierig [2]. Für wenig beträchtliche Summen, welche holländiſche Kaufleute liehen, wurden ſechs und ein Viertel vom Hundert Rente bezahlt. Für inländiſche Anlehen ſtieg der Zins auf 10 bis 12 vom Hundert. Wir haben früher berichtet, wie betriebſam die Königin Wittwe die Verlegenheiten des ſchwediſchen Schatzes auszubeuten wußte. Gewöhnlich verlangten die Gläubiger Unterpfänder, die man auch bewilligen mußte. Es iſt erſtaunlich, in welchem Umfange ſolche Verpfändungen an reiche Bürger und Kaufleute, häufig auch an Fremde, erfolgten. Nicht blos viele Kronhöfe, Berg- und Hammerwerke, wie Finſpäng mit ſeinen Lehen an Ludwig v. Geer, nicht blos Erzgebirge, wie die von Salberg, Nora, Linde, ſondern auch ausgedehnte Provinzen, wie ganz Nerike, mehr als die Hälfte von Smäland und Oeland, ganz Geſtrikland, ganz Dalsland, ein guter Theil von Weſtergothland wurden verſetzt. So gefährlich die Verpfändungen auch an ſich waren, ſchadeten ſie doch dem Staate weniger, als das zweite außerordentliche Mittel Geld zu ſchaffen, nämlich die Verkäufe von Krongütern. Denn nur der Adel beſaß vermöge ſeiner Privilegien das Recht, Ländereien des Staats zu kaufen und zwar mit dem Beding ewiger Steuerfreiheit [3]. Hatte der adelige Käufer einmal den Preis bezahlt, ſo trug das verkaufte Gut nichts mehr zu den öffentchen Laſten bei, auf immer war es für den Schatz verloren. Jeder Verkauf vermehrte daher die Bürde der Bürger und Bauern, weil er die Maſſe des ſteuerbaren Eigenthums minderte.

Wir kommen an die zweite Hauptlaſt des ſchwediſchen Volks in Guſtav's Tagen, an die Aushebung, welche man den Blutzehnten nennen könnte. Seit Einführung der Reformation genoß Schweden nur unter Guſtav Waſa I. längerer Waffenruhe, weßhalb auch damals das Land ſichtlich aufblühte. Von Nun an folgte Krieg auf Krieg und zwar meiſt auswärtige, die dem Volke doppelt verhaßt waren, wie der von Erich begonnene eſthniſche, wie der von Karl IX. unternommene ruſſiſche. Haufenweiſe rießen unter Karl IX. von dem ſchwediſchen Heere, das in Rußland diente, Gemeine und Offiziere aus [4]. Guſtav Adolf führte zu Vertheidigung des eigenen Landes den einzigen däniſchen Krieg, in welchem auch der ſchwediſche Bauer, wie oben gezeigt worden, durch ſeine Hingebung das Reich rettete. Die Landtagsverhandlungen, welche den liefländiſchen und

[1]) Geijer III, S. 53. — [2]) Derſ. S. 54. und Rühs a. a. O. S. 221 unt. flg. — [3]) Geijer III, 54. — [4]) Rühs S. 241.

polniſchen Kämpfen vorangiengen, liefern den Beweis, daß die Nation nur widerſtrebend ſich in die auswärtigen Feldzüge vom Könige hineinreißen ließ. Das ſchwediſche Kriegsvolk beſtand unter Guſtav und ſeinen Vorgängern aus zwei Klaſſen von Truppen: aus einheimiſcher Mannſchaft und aus geworbenen fremden Söldnern. Die einheimiſchen Streitkräfte lieferte bei Weitem dem größten Theil nach der Bauernſtand und zwar durch Aushebung. Die Art der Aushebung war in verſchiedenen Zeiten verſchieden. „Zuweilen," ſagt [1]) Oxenſtierna, „nahm man alle Bauernknechte, in König Erich's und Johann's Zeiten alle Frohnhäusler, und wo mehr als ein Bauer auf einem Hofe war, wurden die übrigen ausgehoben; zuweilen verfuhr man nach der Kopfzahl, zuweilen nach der Zahl der Höfe." Unter Guſtav erfolgte die Aushebung meiſt nach den Köpfen. Oxenſtierna berichtet [2]) in dieſer Beziehung: „Als König Guſtav Adolf in den preußiſchen Krieg gerieth, war die Aushebung nach der Kopfzahl bewilligt, und die Krone erhielt damals anfänglich von einer Aushebung über das ganze Reich 15,000 Mann, von der nächſtfolgenden 12,000, nachher immer weniger, weil viel Unterſchleif geſchah." Ueber die Art und Weiſe, wie die Aushebungen vorgenommen zu werden pflegten, iſt eine königliche Vorſchrift [3]) vom Jahre 1627 vorhanden, die mit einigen Ausnahmen, welche wir bemerken werden, auch von den Zeiten des lieviſchen Kriegs gilt. „Erſt macht der Pfarrer mit Hülfe des Waibels und der Sechsmänner des Kirchſpiels ein Verzeichniß aller Mannsleute von 15 Jahren und drüber, für deſſen Richtigkeit die Entwerfenden verantwortlich ſind. Aufſicht führen der Bezirksrichter und der Bezirksvogt. Dann ruft der Pfarrer (am Sonntage vor der Aushebung) die Bauernſchaft von der Kanzel herab zuſammen, mit der Ermahnung, daß (am beſtimmten Tage) Jedermänniglich ſich einfinde, ſammt den Geiſtlichen, Hofdienern, Offizieren und Gemeinen (die ſchon in früheren Jahren ausgehoben worden, aber jetzt zu Hauſe ſind), den Schreibern, Vögten, Waibeln und Gerichtsdienern. Iſt der Tag der Aushebung erſchienen, ſo ſetzt ſich zuerſt das aus 12 Bauern beſtehende Kirchſpiels-Gericht oder Nämnd; die Aushebungskomiſſäre des Königs laſſen ihre Vollmachten vorleſen, fragen drauf an, ob Alle zugegen ſeyen und empfangen die Verzeichniſſe aus des Pfarrers Händen. Sodann werden die Bauern in Rotten von zehn Mann eingetheilt, von denen je Einer zu nehmen iſt. Hiebei ſind folgende Regeln zu beobachten: daß der, welcher aus jeder Rotte ausgewählt wird, friſch und geſund, ſtark von Gliedern, und, ſoviel man erſehen kann, muthigen Herzens ſey, auch 18 bis 30 Jahre alt. Wo es Knechte giebt in der Rotte, gehen dieſe vor den

[1]) Geijer III, 46. — [2]) Derſelbe III, 50. — [3]) Derſelbe III, 46.

Bauern, doch ſo, daß der Sohn von Eltern, welche ſchon einen Sohn im Dienſte, oder gar einen vor dem Feind verloren haben, verſchont bleibe, wenn anders Rath zu finden. Auch ſoll die Beſchaffenheit der Höfe in Betracht gezogen werden, ſo daß wer einen größeren Hof beſitzt, vor dem kleineren Bauer in der Wahl zu ſchonen iſt. Die Komiſſäre müſſen ſowohl die Gegenwärtigen als die Abweſenden (nach den Regiſtern des Pfarrers) zählen, und erſtere ſind verantwortlich für die letztern. Wird Einer verſteckt gehalten, ſo büßen für ihn der Pfarrer, Waibel, Nämnd, und der Verſteckte wird als Landſtreicher angeſchrieben. Von der Aushebung iſt Niemand frei, als das Hof- und Dienſt-Geſinde des Adels, ſo wie die nöthigen Diener der Geiſtlichkeit in Städten und auf dem Lande. In Berg- und Salpeter-Werken, in Gewehrfabriken und Schiffswerften ſoll jedoch nur das überflüſſige Volk der Aushebung unterworfen ſeyn, und auf dem platten Lande alle Neubauern ſo viel als möglich geſchont werden. Landſtreicher zählen nicht in der Rotte, ſondern ſie werden für ſich ausgehoben. Allein wer ſeine bürgerliche Ehre eingebüßt hat, ein offenkundiger Verbrecher, ein Mörder, Todſchläger, Ehebrecher, iſt vom Heeresdienſte ausgeſchloſſen. Wie auf dem Lande Soldaten, ſo werden in den Städten Matroſen ausgehoben. Die Verzeichniſſe der ſtädtiſchen Bevölkerung zu entwerfen, iſt Obliegenheit der Beamten, des Bürgermeiſters und Rathes." Dieß ſind die Hauptbeſtimmungen jener Vorſchrift. Bemerkt muß jedoch werden, daß bis zum Jahre 1627 die Grundholden des Adels, nicht wie die Schatzbauern von je zehn Mann Einen, ſondern blos die Hälfte, auf zwanzig Einen ſtellten. Erſt im genannten Jahre verzichtete der Herrenſtand auf dieſe Bevorzugung ſeiner Bauern, welche ein wichtiger Theil der adeligen Privilegien war. Seitdem wurden die mittelbaren Grundholden in gleichem Maaße zur Auswahl beigezogen, wie die unmittelbaren. Abſichtlich hatte Guſtav Adolf die Verordnung getroffen, daß der Nämnd bei der Aushebung zugegen ſeyn und dieſelbe leiten müſſe. Die Gegenwart dieſes Bauerngerichtes ſollte dem traurigen Geſchäft einen volksthümlichen Anſtrich geben. Aus einem ähnlichen Grunde zog er auch die Dorfpfarrer zu einer ihrem Amte des Friedens ſonſt ſo fremden Verrichtung. Vom vierten Jahrzehnt des ſechszehnten bis zum fünften des ſiebzehnten Jahrhunderts wurden faſt alle Kriege im Namen der Religion geführt. Die Gewalthaber berechneten, daß der gemeine Mann williger ſein Geld hergebe, williger ſein Blut verſpritze, wenn die Geiſtlichkeit erkläre, daß der Sache Gottes und des wahren Glaubens wegen das Schwert gezogen werden müſſe. Auch Guſtav befolgte dieſe Politik. Durch Vermittlung der Pfarrer ſuchte er in Schweden wie ſpäter in Deutſchland die Menge zu gewinnen. Und damit die

Pfarrer ihm den gewünſchten Dienſt leiſteten, ſparte er der Schmeicheleien nicht. Der alte Graf Jakob de la Gardie ſagte [1]) 1645 im Reichsrathe zu Stockholm: „unſer verſtorbener König Guſtav Adolf erhielt ſtets die Geiſtlichkeit bei guter Laune, er behandelte ſie gleichſam als Volkstribunen.“ Die lutheriſchen Prediger waren allerdings Tribunen, oder wenn man will, Demagogen, aber wohl verſtanden fürſtliche, die ihre Eingebungen von den Höfen empfiengen, und ſie haben — oft ohne es zu wiſſen — aufs emſigſte darauf losgearbeitet, das Volk ins Joch zu ſpannen und die Gewalt der großen Häuſer ins Ungemeſſene zu vermehren.

Reiterdienſt in dem Heere des Königs zu leiſten, war die uralte Verpflichtung des ſchwediſchen Adels, gegen welche derſelbe Freiheit von den gewöhnlichen Abgaben genoß. Die von Guſtav zu Nyköping 1612 genehmigten Privilegien des Herrenſtandes beſtimmten, daß von 400 Mark (266 Speciesthaler) adeliger Bodenrente ein Roß und ein gut bewehrter Reiter geſtellt werden müſſe [2]). Guſtav bewilligte jedoch im Jahre 1622 eine bedeutende Erleichterung dieſer Laſt, indem er blos für 500 Thaler Einkommen ein Roß verlangte [3]). Edelleute, die nicht ſo viel beſaßen, ſollten ſich zu zwei höchſtens drei vereinen, Roß und Reiter zu ſtellen. Im Uebrigen galt von Alters her jeder Edelmann für einen gebornen Soldaten. War er zu arm, den Roßdienſt zu leiſten, ſo wurde erwartet, daß er in des Königs Sold, ſey es als Gemeiner, ſey es als Offizier, diene. Im Jahre 1626 ſchrieb [3]) Guſtav an den Statthalter in Eſthland: „die Edelleute, welche nicht reich genug ſeyen, für ihre Güter zu reiten, ſollen in des Königs Leibfahne eintreten. Keiner dürfe ſich des Dienſtes entheben.“ Weil jedoch der Roßdienſt dem Adel große Unkoſten verurſachte, ward er ſehr unvollkommen geleiſtet, was zu fortwährenden Klagen Anlaß gab. Um die Lücke auszufüllen, errichtete ſchon Karl IX. in den Provinzen ſogenannte Landreiter, die in Fahnen je zu 125 Mann eingetheilt wurden und von der Krone als Lohn für ihre Dienſte die Nutznießung von Grundeigenthum empfiengen [4]). Die Geſammtſtärke dieſer Landreiterfahnen belief ſich unter Guſtav im Jahre 1624 auf 3500 Mann [5]).

Die geworbenen Truppen Schwedens dienten unter ähnlichen oder denſelben Verhältniſſen, wie die übrigen Söldner des 30jährigen Kriegs. Wir werden hierüber an einem andern Orte berichten.

Mit der Stellung des Rekruten war die Laſt der Aushebung noch nicht zu Ende. Die Bauernſchaft mußte erſt noch für die Ausrüſtung des Neulings ſorgen. Eine eigene Steuer wurde zu dieſem Zweck (unter dem

---

[1]) Geijer III, 48. — [2]) Derſelbe III, 21. Rühs 236. — [3]) Geijer III, 27 Note 1. — [4]) Rühs S. 242. — [5]) Geijer III, 60.

Namen Rottenpfenning, Rottengeld) erhoben. Hievon erhielt der Ausgehobene einen Theil, um ſich Kleider und Untergewehr anzuſchaffen, für den andern lieferte der Befehlshaber des Regiments oder das Kriegsamt die übrigen Waffen [1]). Den Sold dagegen übernahm, ſo lange der Knecht im Felde ſtand, die Krone. Außerdem gab es eine beſondere, Schweden eigenthümliche, Belohnung des Soldaten während ſeiner Dienſtzeit, die in der Regel auf 20 Jahre feſtgeſetzt war [2]). Karl IX. hatte angefangen, jedem ausgehobenen Landreiter den achten Theil eines Kronhofes ſchatzfrei zum Unterhalt anzuweiſen. Guſtav Adolf dehnte dieſe Maaßregel ſeines Vaters auf alle Regimenter aus. Nicht nur die Gemeinen, ſondern auch die Ober- und Unter-Offiziere, die Korporäle, die Feldprieſter, die Regimentsſchreiber, Feldſcheerer, Profoſe, erhielten Höfe zugetheilt [3]). War der Felddienſt beendigt, ſo hatte der Soldat einen Heerd, wohin er ſich zurückziehen konnte.

Offenbar lag dieſer Einrichtung der Gedanke von Militärcolonien zu Grund. Guſtav fand ſie jedoch bald ungenügend, weil die Krone nicht genug verfügbare Höfe beſaß, um eine große Maſſe von Soldaten unterzubringen, und weil diejenigen Grundſtücke, über welche ſie verfügen konnte, kein zuſammenhängendes Ganze bildeten. Ueberdieß ſtand der heimgekehrte Soldat, ſo lange er auf dem Lehenhofe weilte, unter keiner militäriſchen Aufſicht von Offizieren. Dieſe Mängel konnten überwunden werden, wenn es dem Könige gelang, die Bauernſchaft durch das ganze Reich zu bewegen, daß ſie nach einem geſetzlich beſtimmten Verhältniß auf eine gewiſſe Strecke ſteuernbaren Landes je einen Soldaten übernahm, den der Bauer nähren mußte, und wenn man weiter die auf ſolchem Wege aufgebrachte Wehrmannſchaft der bleibenden Aufſicht von Offizieren unterordnete, welche die Nutznießung von Kronhöfen als Sold empfiengen. Wirklich entwarf Guſtav in dem angegebenen Sinne einen großen Plan, welcher die Wohlfeilheit militäriſcher Anſiedlung mit den Vortheilen eines ſtehenden Heeres verbinden ſollte. Auf dem Stockholmer Reichstage im Frühjahr 1625 legte er ſeinen Entwurf [4]) den verſammelten Ständen vor: alle Einwohner des platten Landes, welche Grundeigenthum beſitzen, verpflichten ſich zuſammen 80,000 Mann Landwehr zu ſtellen. Die Ernährung derſelben kommt den Gemeinden zu. Jeder Hof liefert wenigſtens einen Soldaten, der von dem Bauer verköſtigt werden muß, aber dafür, wenn er keinen Dienſt thut, ſeinem Ernährer bei den ländlichen Arbeiten hilft. Die Landwehrſoldaten bleiben, wenn ſie nicht zu auswärtigen Kriegen

---

1) Rühs 241. Geijer III, 52. 61. — 2) Rühs S. 241. — 3) Geijer III, 51. — 4) Rühs S. 135. 242. Mauvillon 94. zu vergl. Geijer III, 50 flg.

verwendet werden, in den Dörfern und Höfen zerſtreut, ſie werden blos zu den Uebungen zuſammengezogen. Sold erhalten die Gemeinen nicht, ſo lange ſie im Reiche ſelbſt ſind. Bricht aber ein Krieg aus, ſo bezahlt der Staatsſchatz die ins Feld ziehende Mannſchaft aus den gewöhnlichen Einkünften der Krone, und aus dem Ertrag der neuen, von den Ständen bewilligten Auflagen. Als Ergänzung für die zum regelmäßigen Kriegsdienſt verwendete Landwehr ſtellen die Gemeinden eine gleiche Anzahl von Mannſchaft, ſo daß die Maſſe der im Lande befindlichen Soldaten immer dieſelbe bleibt. Guſtav verlangte auf dem nemlichen Reichstage die Mahlſteuer, die ihm, wie wir früher bemerkten, auch bewilligt ward. Nicht ſo gut gieng es mit dem Landwehrentwurf. Zwar wandte er ſeine ganze Beredtſamkeit auf, um den Plan beliebt zu machen; er ſtellte jedem Stande insbeſondere die Vortheile vor, welche die neue Einrichtung für ihn haben werde: der Adel finde in 500 Offiziersſtellen reichliche Verſorgung, die Prieſterſchaft werde durch eine ſolche Kriegsmacht vor allen Gefahren des päpſtlichen Joches geſichert, unter welchem ſo viele ihrer deutſchen Glaubensbrüder ſeufzen; der Bürgerſtand gewinne durch die vermehrte Konſumtion in ſeinem Verkehre, wovon die Städte Hollands, welche ihren Flor größtentheils den ſtehenden Heeren verdankten, ein ſprechendes Beiſpiel darböten; der Bauernſtand endlich werde dadurch der Noth enthoben, welche die ewigen Aushebungen verurſachen. Allein Menſchen- und Geldmangel ließ unter Guſtav Adolf's Regiment nur eine theilweiſe Ausführung des Planes zu, ſofern in den folgenden Jahren mehrere Landſchaften mit der Krone beſondere Landwehrverträge im Sinne des Entwurfs abſchloßen und dagegen von den Aushebungen verſchont bleiben [1]). Erſt dem dritten Nachfolger Guſtav Adolf's, Karl XI. war es vorbehalten, die Landwehrordnung von 1625 vollſtändig durchzuführen. Dieſe Einrichtung beſteht noch heute in Schweden, ſie hat den Königen aus der Pfälzer Seiten-Linie des Waſaſtammes das nöthige Menſchenkapital zu jenen verderblichen Eroberungskriegen geliefert, welche Schweden einen trügeriſchen, die natürlichen Kräfte des Landes überſteigenden, Glanz verſchafften, das Reich entvölkerten und zuletzt mit dem Sturze des alten Herrſcherhauſes endeten.

Schon unter Guſtav Adolf war die Kriegsmacht übermäßig groß. Berechnungen ſind vorhanden [2]), aus welchen hervorgeht, daß im Jahre 1624 das geſammte einheimiſche Fußvolk des Reichs ſich auf 40,000 Mann belief. Ich finde kein Zeugniß über die Summe der Bevölkerung Schwedens in Guſtav Adolf's Tagen. Doch kann ſie nicht wohl viel mehr als zwei Millionen betragen haben; denn im Jahre 1787 nach einer längeren

[1]) Geijer III, 51 flg. — [2]) Derſelbe III, 60.

Friedensperiode zählte Schweden und Norwegen zuſammen nur 2,800,000 Menſchen. Sicherlich war die Maſſe der Unterthanen Guſtav's um ein bedeutendes geringer, nicht blos weil ſeit Karl's IX. Zeiten fortwährende Kriege, ſondern auch weil unter Guſtav verheerende Seuchen die Bevölkerung lichteten. In den Jahren 1620, 1621 und 1622 ward der ſüdliche Theil des Reichs und Finnland dergeſtalt von der Peſt verheert, daß die Aushebungen eingeſtellt, oder daß, wie z. B. im Jahre 1621 15= und 16=jährige Knaben zum Kriegsdienſt gepreßt wurden. Nach Stockholm kam die Peſt gegen Ende 1622 und raffte daſelbſt im Laufe des folgenden Jahrs gegen 20,000 Menſchen weg. In demſelben Jahre herrſchte ſie in Oſtgothland. Wieder kam ſie nach Stockholm im März 1625 und abermal 1629 und 1630, in welch' letzterem Jahre ſie ſo ſtark wüthete, daß der Hof die Hauptſtadt verließ, was er ſchon 1622 gethan. In demſelben Zeitraum brachten mehrere Jahre Mißwachs, wie 1621, 1623, 1630 [1]). Es iſt ſonnenklar, daß unter ſolchen Verhältniſſen und bei einer ſo mäßigen Zahl der Einwohner, faſt jährlich ſich wiederholende Aushebungen von 10 bis 15,000 Mann und ein Heeresſtand von 40,000 fürchterlich auf dem Lande laſten mußte. Mehrmals machte ſich in den Zwanziger Jahren Verzweiflung der Bauernſchaft über die Aushebungen in blutigem Aufruhr Luft.

Dennoch muß neben dem Steuerdruck und dem Heerbann noch eines dritten Grundübels gedacht werden, das, in Folge der kriegeriſchen Regierung Guſtav Adolf's, der Maſſe des ſchwediſchen Volks das Leben vergällte. Dieſer dritte Landſchaden waren die adeligen Privilegien, oder vielmehr der Mißbrauch, der mit ihnen getrieben wurde. Im Allgemeinen haben wir von denſelben oben geſprochen. Außer der Befreiung des Adels von der gewöhnlichen Steuer und ſeiner faſt ausſchließlichen Befähigung zu allen Aemtern ſind folgende Punkte [2]) hervorzuheben: „adelige Güter werden nur durch Hochverrath verwirkt; bei geringeren Verbrechen fallen ſie den Verwandten des Schuldigen zu; der König verſpricht jedoch die wegen Hochverraths eingezogenen Beſitzungen andern verdienten Männern deſſelben Standes zu verleihen. Bei jedem Regierungswechſel ſoll für ertheilte Lehen binnen der geſetzmäßigen Friſt von ſechs Monaten die königliche Beſtätigung nachgeſucht werden. Die Krone darf weder durch Verkauf noch Verpfändung adelige Güter erwerben; Edelleute können nur von Ihresgleichen gerichtet werden; der Adel behält die Gerichtsbarkeit über ſeine Bauern und Grundholden; dieſen kann die Krone nur nach erfolgter Einwilligung der Grundherrn Steuern auferlegen, ein adeliger Bauer zahlt

[1]) Geijer III, 53. Note 1. — [2]) Rühs S. 236.

in keinem Fall mehr als die Hälfte von dem, was ein freier oder Schatzbauer ſteuern muß. Der Adel darf zollfrei mit ſeinen eigenen Waaren nach dem Auslande Verkehr treiben, aber der kleine Handel im Lande iſt ihm unterſagt; er genießt die Jagd- und Fiſchereigerechtigkeit, ſo wie die Freiheit, in fremde Länder zu reiſen, und auswärtige Kriegsdienſte anzunehmen. Edelleute, die in Städten wohnen und kein bürgerliches Gewerbe treiben, ſind von allen Abgaben frei.“ Später (1622) ward dem Herrenſtande noch das Zugeſtändniß eingeräumt, daß jeder Adelige, der außer der Kaſte heirathe, die Vorrechte des Adels verlieren ſolle.

In dem Maaße, wie der König ſich in die auswärtigen Kriege ſtürzte, bemerkt man, daß der Adel dieſe Privilegien widerrechtlich auszubeuten beginnt und zwar nach zwei Seiten: erſtens gegen die Krone, indem er auf Schatzhöfe, die nach und nach in ſeinen Beſitz kamen, dem Geſetze zuwider, adelige Vorrechte übertrug, wodurch die Maſſe der ſteuerbaren Ländereien zuſammenſchmolz; zugleich wurde der Roßdienſt ſchlecht geleiſtet, und es geſchahen dabei die größten Unterſchleife. [1]) Vorzüglich aber mißbrauchte der Adel ſeine Privilegien gegen die armen Grundholden. Häufig geſchah es, daß Edelleute ihre Bauern von Haus und Hof vertrieben, um mehrere Güter in eines zu vereinigen und in größerem Maaßſtabe zu bewirthſchaften, noch häufiger, daß der Adel ſeinen Bauern eigenmächtige Steuern auflegte und dieſelben mit Frohnden überlud; beſonders groß war der Druck in Finnland, wo die Herren das Beiſpiel ihrer Standesgenoſſen in Eſthland und Liefland vor Augen hatten. Der größte Staatsmann aus Guſtav's Schule, Oxenſtierna, zeichnete ſich durch ſeine Härte gegen die Grundholden aus. Noch heute ſteht er in fürchterlichem Andenken bei Schwedens Bauernſchaft. Viele der Unglücklichen wanderten aus, um unter fremdem Himmel ein Glück zu ſuchen, das ihnen der heimathliche Boden verſagte, eine Maſſe von Höfen verödete, und die Zurückgebliebenen verarmten mehr und mehr. Nun griff aber das Geſetz ein. Die Auswanderer wurden mit dem Verluſte ihres Erbrechts bedroht, das Auswandern ſtrenge verboten. [2]) Eine Thatſache, die beim erſten Anblick leicht als Beweis vom Gegentheile betrachtet werden könnte, giebt den anſchaulichſten Begriff vom Zuſtande der bäuerlichen Bevölkerung Schwedens. Jedermann weiß, daß der ſchwediſche Boden kalt, undankbar, ſteinigt iſt, und nur um den Preis unermüdlichen Fleißes den Bebauer in guten Sommern nährt. Aber in Guſtav's ſpäteren Jahren, mitten unter koſtſpieligen Kriegen und bei dem größten Steuerdruck, bot eben dieſer Boden einen Ueberſchuß von Erzeugniſſen dar. Oxenſtierna berechnete im Jahre 1631, daß Schweden

[1]) Derſelbe S. 237 flg. — [2]) Derſelbe 281.

jährlich 7000 Schiffslaſt Getraide zur Ausfuhr übrig habe. [1]) Dieſer ſcheinbare Reichthum kam einzig daher, weil der Kleinbauer großentheils verſchwunden war, und weil der reiche Edelmann, der viele Höfe zuſammen geſchlagen, mit Hülfe ſeines Kapitals die Landbauſchaft im Großen weit nutzbarer treiben konnte, als die Maſſe der kleinen Grundholden, die früher auf den Wirthſchaften ſaßen. Es fehlte dem König nicht an gutem Willen, den Bauer gegen den Uebermuth des Herrenſtandes zu ſchützen. Aber mit durchgreifenden Maaßregeln durfte er nicht kommen, weil er zu den beſchloſſenen Feldzügen der willigen Unterſtützung des Adels unumgänglich bedurfte. Er mußte daher den Herren durch die Finger ſehen, denn eine Hand waſcht die andere. Faſt überall wird man finden, daß die Lorbeerkränze um die Stirne der Eroberer mit Glück und Wohlſtand des eigenen Volks erkauft ſind. Dieß war auch hier der Fall. Immerhin befand ſich der ſchwediſche Bauer und Bürger unter Guſtav Adolf verhältnißmäßig noch in einer erträglichen Lage, verglichen mit dem empörenden Druck, der nach des Königs Tode während der vormundſchaftlichen Regierung von dem Herrenſtande an den niedern Klaſſen verübt ward.

Guſtav Adolf ließ jedoch dem Adel nur nach unten freien Spielraum, nach oben wußte er dieſen Stand trefflich unter die Macht der Krone zu beugen. Beweis dafür eine kurz vor dem Beginn des preußiſchen Feldzugs getroffene Maaßregel, welche im Geiſte der Reichstags-Ordnung vom Jahre 1617 entworfen iſt, und als letzte Ergänzung des ebengenannten Geſetzes betrachtet werden muß. Die Ritterſchaft hatte den König um die Erlaubniß erſucht, ein Geſellſchaftshaus erbauen zu dürfen, worin die Privilegien und Urkunden des Standes aufbewahrt, die Zuſammenkünfte und Feierlichkeiten gehalten und eine Ritterakademie errichtet werden möge. Guſtav gab nicht nur ſeine Genehmigung, ſondern er ſchenkte auch einen Platz ſammt Baumaterialien, außerdem verlieh er dem Gebäude mehrere Freiheiten. Aber an dieſe Gabe ward Etwas angehängt, das einen tiefen Sinn hatte, — die Ritterhausordnung [2]) vom 6. Juni 1626, welche auch vom Adel angenommen worden iſt. Dieſes Geſetz theilte den Adel in drei Klaſſen; die erſte begreift die Grafen und Freiherrn; die zweite alle Familien, deren Ahnen erweislich einmal im Reichsrathe geſeſſen; die dritte den übrigen (niedern) Adel. Der Rang der alten Geſchlechter wird durch Loos, der neuen nach der Zeit der Adelsertheilung beſtimmt; jeder neue Edelmann muß ſich im Ritterhauſe einſchreiben laſſen, ſonſt genießt er kein Stimmrecht. Auf den Reichstagen hat jedes Geſchlecht, es mag ſo zahlreich ſeyn, als es will, nur eine Stimme, die es durch ſeinen Sprecher abgiebt; in den Klaſſen

---

[1]) Derſelbe S. 227 und 281. — [2]) Geijer III, 29. Rühs S. 237.

ſelbſt wird nach Stimmenmehrheit entſchieden, aber im Ganzen hat jede Klaſſe nur eine Stimme, und als Meinung des ganzen Adels gilt, wofür ſich zwei Klaſſen erklären. Weiter verfügte die Ritterhaus-Ordnung zu Gunſten der Krone: der König ernennt nicht nur den Landtagsmarſchall, der mit ausgedehnter Vollmacht die Verſammlung des ganzen Standes leitet, ſondern er hat auch das Recht, nach ſeinem Belieben Edelleute aus der dritten in die zweite oder erſte Klaſſe zu verſetzen.

Bis in die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts galten alle ſchwediſchen Edelleute für gleich an Rang. Bald nach ſeinem Regierungsantritt verſuchte es König Erich XIV. Stufen unter den Herren einzuführen, indem er nach deutſchem Vorbilde an die älteſten Geſchlechter gräfliche und freiherrliche Würden vertheilte. Aber lange Zeit wurden dieſe gefährlichen Ehren von den großen Familien kalt aufgenommen; ſie zogen es vor, von der alten Gleichheit unter den ſchwediſchen Edelleuten zu ſprechen [1]). Erſt dem Könige Guſtav Adolf gelang es, den Unterſchied der adeligen Klaſſen zu befeſtigen und dadurch den Zweck zu erreichen, welchen ſicherlich ſchon Erich XIV. erſtrebt hatte. Ein Zunder des Haßes, der Eiferſucht und folglich auch der Trennung war damit in den Schooß des Herrenſtandes geworfen. Die Krone konnte von Nun an den Neid der niederen gegen die höhern und den Hochmuth der letztern gegen die erſteren gebrauchen. Und wenn dieß für gewiße Zwecke nicht ausreichte, ſo beſaß ja der König vermöge des Rechtes, das ihm die Ritterhaus-Ordnung vorbehielt, die Macht, mit ſeinen Günſtlingen und Freunden die zwei höhern Klaſſen nach und nach zu bevölkern. Wie das Geſetz vom Jahre 1617 den Ständen, ſo entzog die Ritterhaus-Ordnung von 1626 dem Adel die Kraft, der Krone das Gegengewicht zu halten. Mehrere Ausſprüche ſchwediſcher Großen ſind auf uns gekommen, welche ſich auf die Ritterhaus-Ordnung zu beziehen ſcheinen. Der Graf Peter Brahe ſagte [2]) 1636 im ſchwediſchen Reichsrathe: „Guſtav Adolf war ein heroiſcher Herr und von ſolcher Gemüthsart, daß er, um Andere zu dämpfen und ſeine Macht zu vergrößern, gerne die Hand in die Privilegien fremder Leute legte.“ Ebenſo äußerte [2]) Jakob de la Gardie im nämlichen Jahre: „es lag in des verſtorbenen Königs Natur, ſeine eigene Hoheit zu mehren und die Rechte Anderer zu ſtutzen.“ Zu vollkommenem Verſtändniß der Stellung des Adels im Allgemeinen, wie der Ritterhaus-Ordnung, iſt noch zu bemerken, daß Guſtav Adolf gleich ſeinen Ahnen von jeher die Befugniß ausübte, Leute aus den niederen Klaſſen, die ſich am Hofe, in der Verwaltung oder vor dem Feinde Ver-

[1]) Geijer III, 14. — [2]) Derſelbe III, 28.

dienſte erworben, durch Gnadenbriefe in den adeligen Stand zu erheben. Gewöhnlich geſchah Letzteres in der Art, daß der Erhobene eine ſchriftliche Verſicherung ausſtellen mußte, ſich brauchen zu laſſen, wie der König es befehle [1]). Dieſes häufig angewandte Recht der Krone hatte zwei Folgen: erſtlich gab es die dritte Stufe des Adels in die Hände des Königs; für's Zweite konnte es dazu gebraucht werden, den Druck der niedern Stände durch die Hoffnung zu verſüßen, daß ja dem gemeinen Mann der Zugang in die Sphäre der Herrn nicht verſchloßen ſey. Nicht ſelten wurde letzterer Vorzug von Ariſtokraten geltend gemacht, wenn die Bauern, was oft geſchah, ihren Unmuth über den Adel an den Tag legten. Es fehlte nicht an treffenden Antworten auf den zweideutigen Troſt. Als einſt der Reichskanzler Axel Oxenſtierna im Ständehaus auf die Klage der Bauern wegen Vermehrung des Adels erwiederte: es ſind eure eigenen Söhne, die geadelt werden, rief [2]) Einer aus der Menge: „du machſt uns wenig Freude dadurch, daß du die Zahl der **Heiden** mehrſt.“ Der ſchwediſche Bauer, welcher ſo ſprach, und gewiß auch ſeine Genoſſen, betrachteten den von Guſtav privilegirten Königs-Adel als einen Stand, der wider die chriſtliche Ordnung beſtehe und nur dazu diene, die Maſſe des Volks in Staub zu treten.

In die Jahre vom Beginn des liefländiſchen Kriegs bis zu Ausbruch des preußiſchen fällt noch eine Reihe königlicher Akte, durch welche die kirchlichen Angelegenheiten und das Erziehungsweſen geregelt werden ſollten [3]). Unter König Johann III. hatten die Biſchöfe das Recht ſämmtliche Pfarreien zu beſetzen, welches im Mittelalter überall den Kirchenhäuptern zuſtand, aber von Guſtav Waſa den ſchwediſchen Oberprieſtern entzogen worden war, wieder an ſich gebracht. Sie beſaßen daſſelbe nicht lange. Denn als unter Karl IX. Klagen verlauteten, daß die Biſchöfe für Geld mehr Geiſtliche weihen, als der Kirchendienſt erfordere, erließ Guſtav Adolf's Vater folgendes Gebot: „will der Biſchof einen Geiſtlichen zu einer ledigen Pfarre beſtellen, ſo ſind erſt die Kirchſpielsgenoſſen um ihre Zuſtimmung zur Annahme des Vorgeſchlagenen zu befragen, für's Zweite ſoll der Geiſtliche, mit dem Beweiſe dieſer Zuſtimmung verſehen, die königliche Beſtätigung nachſuchen; endlich darf Keiner zum Prieſter geweiht werden, bevor der König ſeine Erlaubniß gegeben und Bericht empfangen hat, ob der Neuling nöthig ſey.“ Die Biſchöfe fühlten ſich durch eine Verordnung tief gekränkt, welche faſt allen Antheil an Beſetzung der Pfarreien ihren Händen entzog und dieſen wichtigen Theil geiſtlicher Wirkſamkeit dem

---

1) Geijer III, 15. — 2) Derſelbe III, 16. — 3) Quelle für dieß und das Folgende Geijer III, 74 flg.

Gutdünken des Königs anheimſtellte. Bei Guſtav Adolf's Thronbeſteigung drangen ſie daher auf Zurücknahme des von Karl gegebenen Geſetzes. Durch die Umſtände gedrängt, mußte, wie wir oben gezeigt, der König die Wünſche der Bittſteller erfüllen. Seitdem beſtand wieder in der ſchwediſchen Kirche eine Macht, welche ohne erſt den König fragen zu müſſen, geiſtliche Aemter verlieh. Nach dem Begriffe von Guſtav's Charakter, den die früher erzählten Thatſachen geben, wäre es ein Wunder, wenn der junge König eine ſolche Ausnahme von den Einrichtungen, die er ſeit 1613 getroffen, gut geheißen hätte. Dieſelbe gefiel ihm auch nicht, allein er ſchwieg bis 1623, d. h. bis alle Gewalten des Staats ſeinem Willen untergeordnet worden. Im genannten Jahre ſchlug er den Biſchöfen die Errichtung eines allgemeinen aus ſechs geiſtlichen (dem Erzbiſchofe von Upſala, den Biſchöfen von Weſteräs und Strengnäs, dem königlichen Hofprediger, dem erſten Profeſſor der Theologie zu Upſala, dem Hauptpfarrer von Stockholm), und eben ſo vielen weltlichen Mitgliedern (dem Reichsdroſten, zwei Abgeordneten des Reichsraths und drei des Hofgerichts) beſtehenden Conſiſtoriums als oberſter Behörde zur Leitung der Kirchenangelegenheiten vor. Dieſes Conſiſtorium ſollte ſich alljährlich zu beſtimmter Friſt in der Hauptſtadt unter dem wöchentlich wechſelnden Vorſitze des Reichsdroſten und des Erzbiſchofs verſammeln. Als Geſchäftskreis werden genannt alle Beſchwerden über Domkapitel und andere Kirchenſachen (z. B. Klagen wider Biſchöfe und Pfarrer), die an den König gelangen und Abhülfe bedürfen. Das Conſiſtorium ſollte ferner die Kirchenordnung durchſehen, und nachdem etwaige Vorſchläge von dem Könige gebilligt worden, über deren Vollziehung wachen, wie auch die oberſte Aufſicht über die ganze Cleriſei im Reiche, über hohe und niedere Schulen, Spitäler und Waiſenhäuſer führen. Zu den Dingen, die der Abhülfe bedürfen, wird gerechnet: daß oft Streit über Pfarrwahlen zwiſchen den Biſchöfen und den betreffenden Gemeinden ausbreche, indem letztere wegen gewaltſamer Einſetzung von Pfarrern Beſchwerde führen, jene aber über Ungehorſam der Gemeinden klagen, wobei bald der eine bald der andere Theil durch falſche Berichte königliche Urtheilsſprüche zu erſchleichen ſuche. Deßhalb möge in Zukunft der ſich beſchwerende Theil den Widerpart vor das Conſiſtorium laden und Beiden da Recht geſprochen werden. Auch ſolle das Conſiſtorium ein Verzeichniß ſämmtlicher Pfründen entwerfen, auf welche der König ein Patronatsrecht habe. Das Conſiſtorium möge ferner alljährlich, ſey es aus ſeiner eigenen Mitte, ſey es anders woher, Leute beſtellen, welche alle Schulen im Reiche zu unterſuchen und im Verein mit den Biſchöfen der einzelnen Stifter öffentliche Prüfungen vorzunehmen hätten. Endlich komme noch dem Conſiſtorium zu, über Reinheit der Lehre

zu wachen, auch Aufſicht und Cenſur über Buchdrucker und Buchhändler zu führen. Wir werden über den letztern Punkt tiefer unten die nöthigen Aufſchlüſſe geben. Der königliche Vorſchlag zu Errichtung eines Conſiſtoriums ſucht, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, die wahren Abſichten der Krone hinter wohlklingenden Redensarten zu verhüllen. Doch iſt es leicht, des Königs Endzweck zu errathen. Er will die Freiheiten, die er den Biſchöfen auf dem Landtage von Nyköping zugeſtanden, mit gutem Fuge zurücknehmen, er will die Geiſtlichkeit und alle Kirchenſachen einer Behörde unterwerfen, die von ihm ebenſo vollkommen abhängig iſt, wie die früher erwähnten fünf Kanzleien. Gabriel Oxenſtierna ſprach [1]) 1636 im Rathe das Geheimniß aus, wenn er ſagte: „Ihro Majeſtät wünſchte Erleichterung von Dero beſchwerlichen Geſchäften. Kam Einer in Juſtizſachen, ſo wies ihn der König ans Hofgericht — in Steuerſachen — an die Rentkammer, allein wohin er einen klagenden Geiſtlichen verweiſen ſollte, darüber war Seine Majeſtät im Ungewiſſen, daher ſeine Abſicht, ein ſechstes Collegium zu errichten.“ Der Weg war ſehr gut gewählt; denn kam das vorgeſchlagene Conſiſtorium zu Stande, ſo konnte der König unbedingt auf die ſechs weltlichen Beiſitzer zählen; ebenſo unzweifelhaft durfte er der Stimme eines der ſechs Geiſtlichen, nämlich des Hofpredigers, verſichert ſeyn, denn derſelbe war ja des Königs Geſchöpf und bei geringſter Widerſetzlichkeit abſetzbar! Mochten daher auch die fünf übrigen geiſtlichen Herrn noch ſo einmüthig zuſammenhalten, immerhin verfügte die Krone über ſieben Stimmen gegen fünfe und hatte die Kirche in ihrer Gewalt. In dieſem Lichte betrachteten auch die Biſchöfe das königliche Anſinnen, und merkwürdig iſt, wie unverholen ſie mit der Sprache herausgiengen. Auf dem Reichstage von 1624 gaben ſie folgende Antwort. „Gerne würden ſie zur Gründung des vorgeſchlagenen Conſiſtoriums die Hände bieten, wenn daſſelbe in Wahrheit eine kirchliche Behörde wäre, ſo daß Weltliches und Kirchliches unvermengt bliebe. Die Frage ſey, wem Gott anbefohlen, ſeine Gemeinde zu weiden? Obſchon Allen und insbeſondere der Obrigkeit die Verpflichtung obliege, für die Kirche Sorge zu tragen, ſo habe doch der Allmächtige vor Andern dieſes Amt der Geiſtlichkeit anvertraut, damit dieſelbe, wo und wann ſich Unruhe in der Gemeinde Gottes offenbare, durch Synoden und geiſtliche Zuſammenkünfte die Sachen ſchlichten möge, und obwohl ſolche Verſammlungen von Kaiſern und Königen häufig einberufen worden, hätten doch Letztere nie für ſich abgeurtheilt, ſondern die Entſcheidung den Biſchöfen und der Cleriſey anheimgeſtellt, auch was dieſe beſchloſſen nachher gehandhabt und ins Werk

[1]) Geijer III, 78 Note 1.

zu ſetzen geholfen. — Es gehe immerhin an, daß man einen machthabenden weltlichen Mann anſtelle, um im Nothfalle der Geiſtlichkeit zu Hülfe zu kommen, aber daß weltliche Räthe in einem Conſiſtorium gleiches Recht mit den Geiſtlichen haben ſollten, das ſey unthunlich, denn ſonſt müßte zuletzt Eine Perſon das höchſte Wort im geiſtlichen wie im weltlichen Regiment bekommen. Wenn die Krone verlange, daß Laien im Conſiſtorium Sitz und Stimme haben, ſo könnten die Geiſtlichen mit gleichem Recht Theilnahme am Hofgericht und an andern Canzleien fordern, dieweil in letztern häufig Gegenſtände behandelt würden, welche die Kirche und die Geiſtlichkeit beträfen. Beſſer ſey es daher, man verbleibe bei dem bisherigen Gebrauch." Damit war der Vorſchlag abgewieſen. Es lag nicht in des Königs Art, mit Machtworten durchzugreifen, auch wollte er die Geiſtlichkeit nicht gleich aufs Aeußerſte treiben. Eine paßende Gelegenheit wurde daher abgewartet, um auf die Sache zurückzukommen. Mit Berufung auf ſein Recht als höchſter Vertheidiger der Landeskirche, legte er den Biſchöfen im Jahre 1625 aus Anlaß des Reichstags einen neuen Plan vor, in welchem die mißliebige Anweſenheit weltlicher Beiſitzer vermieden war: „das Conſiſtorium möge aus fünf Geiſtlichen, drei Hofpredigern, einem tauglichen Profeſſor der Theologie zu Upſala, und dem Oberpfarrer von Stockholm beſtehen, Biſchöfe ſollen nicht dazu berufen werden, ſintenmal deren Abweſenheit aus ihren Sprengeln der Kirche Schaden bringen könnte." Dieſer neue Entwurf wäre für die Selbſtſtändigkeit des Clerus wo möglich noch ſchädlicher geweſen, als der frühere, da vier der vorgeſchlagenen Beiſitzer, nämlich die drei Hofprediger und der Profeſſor von Upſala, den die Krone nach Gutdünken wählen konnte, als willenloſe Werkzeuge in der Gewalt des Königs ſich befanden. Mit Recht ward daher der zweite Vorſchlag wie der erſte von den Biſchöfen zurückgewieſen. Nun zog aber Guſtav andere Saiten auf; wenigſtens ſagte[1]) Jakob de la Gardie 1636 im Reichsrathe aus: „Als die Biſchöfe ſich nicht fügen wollten, ſchwur ihnen der König zu, wenn Einer von Euch ſündigt oder etwas ungebührliches begeht, will ich ihn vor das königliche Hofgericht bringen laſſen, damit er da büße nach ſeinen Werken." Dennoch blieben die Biſchöfe feſt; der Streit zog ſich in die Regierung Chriſtinens hinüber. Man ſieht, die hohe ſchwediſche Cleriſey hatte noch einen Funken vom Unabhängigkeitsgeiſte der mittelalterlichen Kirche bewahrt, ſie wollte ſich nicht gutwillig unter das Joch der Krone beugen. Dennoch erlag ſie zuletzt, weil ſie in ihrem Kampfe gegen die Allgewalt proteſtantiſchen Königthums keine Stütze mehr in einem auswärtigen Oberhaupte fand.

---

[1]) Geijer III, 78.

Das Unterrichtsweſen und namentlich die Univerſität von Upſala ſtand bis dahin unter der Aufſicht der Biſchöfe. Guſtav wollte, wie wir ſahen, hohe und niedere Schulen vor den Bereich des neuen Conſiſtoriums ziehen. In der That bedurften dieſe Anſtalten dringend einer kräftigen Hand. Denn es gab hier ſehr vieles Unkraut auszujäten. Die Univerſität von Upſala war in den letzten Jahren Karl's IX. und in den erſten Guſtav Adolfs durch die Noth der Zeiten zu einer gewöhnlichen Schule herabgeſunken, auf welcher zwei Profeſſoren Rudbeck und Meſſenius, erhitzt von jener Eiferſucht, die unter akademiſchen Lehrern ſo häufig iſt, die gröbſten Parteiungen veranlaßten; laute Klagen erſchollen über den böſen Einfluß, welchen der Lehrer Beiſpiel auf die Zöglinge ausübe [1]). Meſſenius forderte ſeinen Gegner zum Zweikampfe heraus, er ermunterte ſeine Anhänger zu offenen Gewaltthätigkeiten wider die Parthei des andern Profeſſors, und widerſetzte ſich allen Verfügungen des Erzbiſchofs. Guſtav empfand den tiefſten Unwillen über dieſe Zänkereien: „wenn ich," ſchrieb [1]) er an die Univerſität, „den Werth der Wiſſenſchaften nicht aus eigener Erfahrung wüßte, ſo würde ich mich gar nicht um eine Anſtalt bekümmern, deren Lehrer ſo ganz ihres Berufs vergeſſen." Die beiden akademiſchen Polterer wurden 1614 nach Stockholm vor eine Commiſſion von Reichsräthen und Biſchöfen gefordert, um ſich zu rechtfertigen. Meſſenius hatte ſeinen Gegner Rudbeck einen Eſel geſcholten. Hierüber ergrimmt, zog dieſer im Angeſichte der Commiſſion eine hebräiſche, unpunktirte Bibel aus der Taſche und ſagte [1]) zu ſeinem Widerſacher: „Lies, wenn du ein Kerl biſt, und kannſt du es nicht, ſo biſt du ſelbſt ein Eſel;" zugleich äuſſerte er ſeinen Schmerz darüber, daß er nicht auch ein mathematiſches Buch bei der Hand habe, um ſeinen Gegner auch in dieſem Fache zu ſchlagen. Damit der Frieden auf der Univerſität gründlich hergeſtellt werde, beſchloß der König, Beide aus Upſala zu entfernen, und zwar geſchah dieß auf ſchonende und ehrenvolle Weiſe. Meſſenius wurde zum Geſchichtſchreiber des Reichs und Beiſitzer am Hofgericht ernannt; Rudbeck erhielt erſt eine Hofpredigerſtelle, nachher das Bisthum von Weſteräs [2]). Meſſenius ſtand im Geruche einer geheimen Neigung zum Katholicismus, und dieſer Verdacht war ohne Zweifel der erſte Anlaß ſeiner Streitigkeiten mit Rudbeck. Derſelbe Argwohn hat ihm auch nach ſeiner Entfernung aus Upſala und in dem neuen Amte ſchwere Leiden bereitet. Im Jahre 1615 nämlich, da die ausgewanderten Schweden von Polen her jene Schmähſchriften gegen Guſtav verbreiteten, deren wir oben mehrfach gedachten, ward Meſſenius plötzlich verhaftet und in einen Kerker geworfen, wo

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 267. Geijer III, 78. flg. — [2]) Geijer III, 79 und 102.

er 19 Jahre bis zu ſeinem 1634 erfolgten Tode ſaß. Man gab ihm Schuld, mit den Ausgewanderten in verbotenem Briefwechſel zu ſtehen. Doch konnte nichts gegen ihn bewieſen werden [1]). Dagegen iſt ausgemacht, daß fortwährend geheime Anhänger Sigismunds und der katholiſchen Religion ſich ins Reich einſchliechen und unter der Maske lutheriſcher Rechtglaubigkeit ſelbſt Kirchen- oder Staatsämter zu erhaſchen wußten. Daraus erklärt ſich die oben angeführte Vorſchrift in der von Guſtav entworfenen Conſiſtorial-Ordnung, daß dieſe Behörde auf die Reinheit der Lehre ein ſorgſames Auge haben ſolle. Durch den Reichstag von Oerobro war 1618 die Strafe des Hochverraths allen Schweden angedroht worden, die im Auslande Jeſuitenſchulen beſuchen und nachher in der Heimath den römiſchen Glauben insgeheim bekennen würden. Dieſe Drohung ward wirklich im Jahre 1624 an mehreren ſchwediſchen Beamten vollzogen. Drei Studenten Georg Berk, Zach. Anthelius und Nikolaus Campanius hatten, nachdem ſie auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten ſtudirt, ſich von Jeſuiten in den Schooß der römiſchen Kirche aufnehmen laſſen und dann, in die Heimath zurückgekommen, Aemter nachgeſucht, welche in Schweden nur gegen Ablegung lutheriſchen Bekenntniſſes ertheilt wurden. Zwei von ihnen waren in der Verwaltung oder Juſtiz, der dritte als Rektor einer Schule angeſtellt. Später vergaßen ſie ſich ſo weit, einen Jeſuitiſchen Beichtvater insgeheim ins Reich zu rufen. Ein Jahr war der Jeſuite in Schweden, als die Sache herauskam. Nun wurden ſie verhaftet und einem peinlichen Verhör unterworfen. Man ſuchte ein Geſtändniß von ihnen zu erpreſſen, ob noch mehrere geheime Katholiken im Reiche ſeyen. Sie bekannten aber nichts. Nach dem Schluß der Unterſuchung ließ man ihnen die Wahl zwiſchen Todesſtrafe oder Abſchwörung der päbſtlichen Ketzerei. Alle drei wählten das Erſtere. Die Hinrichtung mit dem Schwerte erfolgte im Jahre 1624, der jeſuitiſche Beichtvater aber wurde aus dem Lande gejagt [2]). Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß außer dieſen drei Opfern noch andere Anhänger Sigismund's im Reiche verſteckt lebten. Bei ſolchen geheimen Einwirkungen von Außen und bei dem tiefen Verfall der einheimiſchen Schulen, war es hohe Zeit, Vorſorge zu treffen, damit die ſchwediſche Kirche durch Verbeſſerung der Unterrichtsanſtalten wieder innerlichen Halt bekomme.

Im Jahre 1620 erließ Guſtav Adolf an die Biſchöfe, als die nächſte Aufſichtsbehörde der Univerſität, eine Zuſchrift, welche auf den Zuſtand des ſchwediſchen Erziehungsweſens merkwürdiges Licht wirft. „Die Univerſität und die Schulen überhaupt,“ heißt es darin, „befinde ſich in kläglicher

---

[1]) Geijer III, 79 und 102. — [2]) Baazius inventar. ecclesiae Sueo-Gothorum. Lincopiae 1642. 4. S. 739 flg.

Verfaſſung, ſo daß es Wenige gebe, die geſchickt zum Predigtamte wären, gar Keine für weltliche Aemter. Die Magiſtrats-Perſonen in den Städten ſeyen in dem Grade ungelehrt, daß ſie nicht einmal ihre Namen zu ſchreiben wüßten. Privatfleiß der Studirenden werde durch Armuth, der Unterricht auf der Hochſchule durch zu viele Ferien gehemmt. Da die Lehrer Geiſtliche ſeyen, ſo ſtehe es mit dem Unterricht in der Religion noch einigermaßen erträglich, leider aber verſtünden die Profeſſoren nichts von Allem, was zur Regierung und zum bürgerlichen Leben gehöre; deßhalb könnten ſie Solches auch nicht lehren, und man müſſe geſtehen, daß trotz der großen Schwierigkeiten, mit welchen der Staatsſchatz fortwährend zu kämpfen habe, der Mangel an tüchtigen Männern für den Hof und das Heer doch noch drückender ſey, als der an Geld. Die Biſchöfe möchten daher Vorſchläge machen, wie viele königliche Schulen und Gymnaſien im Reiche nöthig, wie gute Lehrer zu bekommen ſeyen, wie gleiche Unterrichtsweiſe in Schweden eingeführt, wie die ſogenannten Kirchſpielsgänge, wodurch die Schüler in den Dörfern ihren Unterricht erbettelten, abgeſchafft und an ihrer Stelle beſtimmte von den Pfarrern zu erhebende Abgaben eingeführt werden könnten. Sie möchten ferner ihre Meinung darüber ſagen, wie vieler Profeſſoren die Univerſität bedürfe, und von welchen Orten dieſelben zu berufen und wie ſie zu beſolden ſeyen.“ Zuletzt forderte der König noch ihr Gutachten über die Hoſpitäler, beſonders da die Peſt (dieſelbe, welche, wie oben gezeigt worden, ſeitdem ganz Schweden furchtbar verheerte) auf der Seeſeite und zwar meiſt in Finnland überhand zu nehmen beginne. Am Schluſſe iſt die Bemerkung beigefügt: daß was auch die Krone auf die Spitäler verwende, veruntreut und weggeſtohlen, und daß die Armen ſchlechter als Hunde behandelt würden.

Die Antwort der Biſchöfe finde ich in keinem mir zugänglichen Buche. Geijer, der ſie las [1]), nennt ſie wunderlich und einfältig. Ich vermuthe, daß die geiſtlichen Herrn dem königlichen Plane entgegen arbeiteten, weil ſie die Aufſicht über die Univerſität nicht aus den Händen geben und dem König überlaſſen wollten. Jetzt grief aber Guſtav Adolf durch. Im Jahre 1625 erſchien ein Regierungserlaß, welcher die Univerſität auf einen ganz neuen und zwar glänzenden Fuße ordnete. Er ſchenkte der Univerſität ſämmtliche Güter des Waſahauſes, mit alleiniger Ausnahme der Herrſchaft Lindholm, welche zum Andenken an ſeine Ahnen der Familie verbleiben ſollte. An liegenden Gütern betrug die Stiftung 350 Bauernhöfe, wozu noch die Kronzehnten mehrerer Kirchſpiele in Weſtmannland und Helſingland kamen. Die Zahl der Lehrer wurde auf 17 feſtgeſetzt: vier für die Theologie, zwei für

---

[1]) III, 80.

die Rechte, zwei für die Medizin, drei für die Mathematik und ſechs für die verſchiedenen Fächer der Weltweisheit. Jedem Lehrer war ein feſter Gehalt ausgeſetzt; der erſte Profeſſor der Theologie erhielt 600, die zwei folgenden 500, der vierte 400, die Juriſten 500, die Mediziner und Mathematiker je 400, die übrigen Lehrer je 350 ſchwediſche Thaler Einkünfte. Außerdem wurden den Theologen Pfarrpfründen und jedem andern Profeſſor als Beſoldungszulage ein Bauernhof zugetheilt. Mit gleicher Freigebigkeit ſorgte der König für die Studenten. Für 64 derſelben ſetzte er 2,500 Thaler jährliche Unterſtützung, zudem 3250 Thaler zu einem Freitiſch für eine noch größere Anzahl von Schülern aus. Mehrere Vornehme folgten dem Beiſpiele Guſtav's. Die verwittwete Königin, ſeine Mutter, vermachte 50,000 Thaler Kapital zum Unterhalt von 30 armen Studenten. Ebenſo ſtiftete der Großadmiral Gyldenhielm, Guſtav's natürlicher Bruder, mehrere Bauernhöfe, von deren Ertrag die Studienkoſten zweier armen Jünglinge von ausgezeichneten Talenten beſtritten werden ſollten. Johann Skytte endlich, Guſtav's Lehrer, errichtete auf ſeine Koſten eine Profeſſur der Beredtſamkeit [1]).

Guſtav war außerdem Gründer der ſchwediſchen Gymnaſien. Denn obſchon von Alters her die Einrichtung beſtand, daß an den Domſtiftern geiſtliche Lehrer (ſogenannte Lectoren) vom Kirchenzehnten erhalten wurden, machte Guſtav doch erſt aus dieſen Anſtalten ordentliche Schulen mit mehreren Profeſſoren und größern Einkünften. Das erſte Gymnaſium Schwedens ward 1620 zu Weſterås errichtet (vergrößert 1623 und 1627), das zweite 1626 in Strengnäs, das dritte 1628 in Linköping; Finnland hatte ſchon 1618 ein Gymnaſium zu Wiborg erhalten; ein anderes gründete der König 1628 zu Abo.

Gewiß iſt die Sorgfalt Guſtav's für Erziehung und Pflege der Wiſſenſchaften keine der kleinſten Blüthen im Kranze ſeines Ruhms. Auch ſind wir überzeugt, daß er dabei zunächſt das Wohl des Volks, insbeſondere aber den Nutzen des öffentlichen Dienſtes zu fördern ſuchte, wie auch aus der oben mitgetheilten Zuſchrift an die Biſchöfe erhellt. Gleichwohl möchten wir die Vermuthung wagen, daß die glänzende Ausſtattung der Univerſität Upſala noch einen tiefern politiſchen Zweck verfolgte. Dieſer Fürſt, der ein ebenſo vollendeter Feldherr als verſchlagener Staatsmann war, hatte bei allen großen Maaßregeln, die er traf, ſeine Rolle als Waffenhaupt des europäiſchen Lutherthums im Auge. Der lärmende Beifall der Gelehrten, die lauten Lobſprüche dieſer Klaſſe von Menſchen, die vermöge der kirchlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe, welche die Reformation ſchuf, darauf angewieſen iſt, den Dampf der Volksmeinung zu

[1]) Man vergleiche Geijer III, 80 flg. Rühs S. 267 flg.

leiten, hat vielen Fürſten unſäglich genützt, beſonders wenn man dieſen Nutzen mit dem wohlfeilen Preiſe vergleicht, der dafür ausgegeben zu werden pflegt. Die Beſoldung der Profeſſoren von Upſala, obgleich ſie den Gehalt eines Rittmeiſters nicht erreichte, war für jene Zeiten hoch und wurde vielleicht nur in Holland überboten. Man denke, welchen Eindruck die Kunde hievon im lutheriſchen Ausland, beſonders in Germanien bei den Akademikern hervorbringen mußte, welche damals, wie jetzt noch, gewohnt waren, in die Jubelpoſaune zu ſtoßen, und amtliche Freudenthränen zu vergießen, wenn irgend ein Hof für Schulen und Gelehrſamkeit etwa den 40ſten oder 50ſten Theil Deſſen bewilligt, was man für den Marſtall, für Jagden, für Tänzerinnen und Tänzer alljährlich hinauswirft.

Es iſt hier der paſſendſte Ort, Bericht von den Verhältniſſen Schwedens zu Dänemark abzuſtatten, welches Land wir geraume Zeit aus den Augen verloren. In den Jahren 1614 — 1625 wurden zwiſchen Chriſtian IV. und Guſtav Adolf lebhafte Unterhandlungen betrieben, und mehrmal ſtanden beide Theile auf dem Punkte von Neuem zu brechen. Oben wurde erzählt, daß Schweden nur mit äußerſter Mühe die erſte Abſchlags-Zahlung der an Dänemark ſchuldigen Summe zuſammenbrachte. Im Frühjahr 1615, ehe der König von Schweden in den ruſſiſchen Krieg zog, liefen Gerüchte um, daß Chriſtian IV., von den Ruſſen gewonnen, in das Nachbarreich einzufallen gedenke. Guſtav ſchickte daher im Mai 1615 den Reichsrath Johann Skytte nach Copenhagen, um zu erforſchen, weſſen man ſich von dieſer Seite zu verſehen habe. Skytte ward ſehr höflich aufgenommen, bei einem Gaſtmahle, das ihm zu Ehren gegeben wurde, und wo er an des Königs Seite ſeinen Platz erhielt, ſtund er auf, redete Chriſtian IV. lateiniſch an, und trank ihm im Namen ſeines Herrn Brüderſchaft zu. Chriſtian erhob ſich, erwiederte des Geſandten Rede, that Beſcheid, und leerte unter dem Donner des Geſchützes und unter Paukenſchall den Becher bis auf den Grund [1]). Dieſer Empfang ſchien Gutes zu verſprechen, und wirklich that Chriſtian IV. nichts zu Gunſten der Ruſſen. Wohl aber lieh er polniſchen Einflüſterungen ſein Ohr. Sendlinge des Polenkönigs trieben ſich in den Gränz-Provinzen Bleckingen, Schonen, Halland, die damals, wie wir wiſſen, noch zu Dänemark gehörten, ungehindert um, und verbreiteten von dort aus Schmähſchriften in Guſtav's Reiche; auch ſollen däniſche Unterthanen dem polniſchen Hofe als Spione gedient haben. Chriſtian IV. ſelbſt machte Rüſtungen. Ein an ſich unbedeutender Vorfall vermehrte die Spannung. Ein Schwede war, man weiß nicht aus welchem Grunde, auf däniſchem Boden hingerichtet worden; ſeine Verwandten

---

[1]) Rühs S. 106.

eilten über die Gränze, rißen den Leichnam vom Galgen herab, und brachten ihn nach ihrem Kirchſpiel; dann verſchworen ſie ſich, alle Dänen umzubringen, die in ihre Hände fallen würden. Hierüber erhob ſich ein heftiger Streit der Behörden. Chriſtian IV. verlangte, daß der Leichnam zurückgegeben und die Thäter beſtraft würden. Guſtav billigte das gewaltſame Verfahren ſeiner Unterthanen keineswegs; er ließ eine Unterſuchung anſtellen, den Todten nach dem Orte, wo er hingerichtet worden war, zurückbringen, und verſprach auch die Schuldigen zu beſtrafen, nur müſſe vorher den Beſchwerden der Schweden däniſcher Seits abgeholfen werden. Da dieß nicht geſchah, entgiengen auch die ſchwediſchen Unterthanen der Strafe. Johann Skytte wurde jetzt zum zweiten Male nach Copenhagen geſchickt, um das gute Vernehmen zwiſchen beiden Mächten wieder herzuſtellen. Er ſchlug einen Congreß vor, auf dem ein Bündniß gegen Polen verabredet werden ſollte. Guſtav ernannte wirklich Bevollmächtigte, aber die Dänen ſäumten. Indeß kam die polniſche Geſandtſchaft nach Copenhagen, von welcher oben die Rede war; ſie bot im Namen Sigismund's dem Dänen, wenn er mit den Polen gemeinſame Sache machen würde, den ewigen Beſitz von Elfsborg ſammt allen dazu gehörigen Ländereien an. Allein Chriſtian IV., welcher die Schwäche des polniſchen Königs wohl kannte, gab eine ausweichende Antwort. Jetzt brach auch Guſtav (1618) alle Unterhandlungen mit Polen ab, um den Dänen einen Beweis zu geben, wie viel Werth er auf die erzeigte Freundſchaft lege. Nichtsdeſtoweniger dauerte der Argwohn, genährt durch den Nationalhaß beider Völker, fort. Als Guſtav's Bruder, Karl Philipp, bald darauf eine Reiſe nach Deutſchland machte, betrat er nur mit großer Vorſicht die däniſche Gränze, bis der glänzende Empfang, der ihm von Seiten des Dänenköniges zu Theil ward, den Ungrund des Verdachts erwies. Neue Beſorgniſſe erweckte die Ankunft einer ſpaniſchen Geſandtſchaft in Copenhagen, welche den Zweck hatte, König Chriſtian ins katholiſche Intereſſe zu ziehen.

Endlich wurde auch der dritte und letzte Termin der Contribution bezahlt, aber nur nach unſäglichen Anſtrengungen. Guſtav hatte die dringendſten Vorſtellungen an ſeine Unterthanen erlaſſen, dem Vaterlande beizuſtehen, aber ſeine Bitten fanden wenig Anklang. Die Provinz Weſtgothland weigerte ſich förmlich, eine Steuer zu zahlen, die nicht von ſämmtlichen Ständen bewilligt ſey; der Adel und die Reichen ſuchten tauſend Ausflüchte; einige Anlehen im Auslande mußten zuletzt die Summe voll machen. Guſtav fürchtete, es möchten dennoch Schwierigkeiten wegen Rückgabe der verpfändeten Orte gemacht werden, er zog deßhalb Truppen auf der Gränze zuſammen, allein Elfsborg wurde gutwillig abgetreten.

Die Maſſe Geldes, welche Schweden abgepreßt worden, erregte dieſſeits tiefen Groll. Noch bei Ausbruch des Kriegs von 1643 ſprachen die Schweden davon, man müſſe mit den Jüten Abrechnung halten über die Summen, welche Elfsborgs Einlöſung gekoſtet. Obgleich durch Entrichtung der letzten Rate der hauptſächlichſte Stein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt war, dauerten doch gegenſeitige Beſchwerden wegen den Gränzen fort, die erſt noch berichtigt werden mußten. Geſandtſchaften giengen her und hin, aber ohne Erfolg. Endlich kam man überein, daß beide Könige eine Zuſammenkunft in Halmſtadt halten ſollten. Guſtav ward von Chriſtian IV. in eigener Perſon eingeholt, und mit viel Gepränge empfangen. Eine Reihe barbariſch-prächtiger Feſtlichkeiten ſollte dem Schwedenkönig die Freundſchaft ſeines däniſchen Bruders beweiſen. Doch betrafen die Verhandlungen der beiden Fürſten nur allgemeine Fragen des proteſtantiſchen Intereſſe; und bald nach Guſtav's Heimkehr ſtand man wieder auf einem ſo ſchlechten Fuße, wie je. Noch höher ſtieg die Spannung mit Dänemark, nachdem die Schweden Riga erobert hatten. Chriſtian wollte die ſtrengſte Neutralität beobachtet wiſſen, er verſchloß den Sund für die fremden Truppen, welche beide Mächte — Polen und Schweden — im Auslande warben; ja er gieng ſo weit, daß er nicht einmal einer ſchwediſchen Geſandtſchaft nach den Niederlanden Durchzug durch ſeine Länder geſtattete. Zugleich wurden alte Beſchwerden über die Zölle hervorgeſucht. Den höchſten Grad erreichte Chriſtian's IV. Eiferſucht, als Frankreich und England mit Guſtav Adolf wegen eines Einfalls in Teutſchland jene Unterhandlungen anknüpften, welche wir oben angedeutet haben. Guſtav mußte die Vorſichts-Maaßregeln auf der däniſchen Gränze verdoppeln; auch im Auslande fürchtete man den Ausbruch eines zweiten Krieges zwiſchen Dänemark und Schweden. Dennoch trat im Mai 1624 eine neue Gränzkommiſſion zuſammen, zu der die beiden Mächte je vier ihrer Reichsräthe abſchickten. Jedermann durfte den Verhandlungen beiwohnen, und Guſtav erſchien ſelbſt dabei, doch ohne ſich als König zu erkennen zu geben. Er hatte ſeinen Bevollmächtigten befohlen, billige Forderungen zu bewilligen, hingegen ſogleich den Krieg anzukündigen, im Falle die Dänen auf die gemachten Vorſchläge nicht eingehen wollten. Alles war zu dieſem Zwecke vorbereitet; die Flotte ſtand gerüſtet, um ſogleich in die See zu ſtechen. Auch Chriſtian rüſtete ſich; doch beſtimmte ihn zuletzt die Entſchloſſenheit des Schwedenkönigs zum Nachgeben. Nach langen und mühſamen Unterhandlungen kam man auf folgende Punkte überein: 1) Die während des letzten Kriegs aus der Inſel Oeſel fortgeführten Bauern werden zurückgegeben; 2) der Streit über die Zölle hört auf; die Einwohner beider Reiche genießen Zollfreiheit im Sunde; dem

Könige von Dänemark ſteht das Recht zu, ähnliche Einrichtungen wegen des Handels in ſeinem Lande zu machen, wie ſie der König von Schweden trifft; 3) der Landhandel der Dänen in Schweden iſt auf gewiſſe Städte und Freimärkte beſchränkt; die Schweden dürfen in Dänemark und Norwegen keinen Landhandel treiben; 4) jede unbillige Durchſuchung der Schiffe im Sunde iſt unterſagt; 5) der König von Schweden iſt befugt, Kriegsbedürfniſſe durch den Sund kommen zu laſſen, jedoch muß er es vorher dem Dänenkönige anzeigen; 6) ſchwediſche Unterthanen, die zugleich in Dänemark anſäßig ſind, müſſen ſich für ihre dortigen Beſitzungen dem däniſchen Geſetze fügen. — Außerdem wurden noch einige minder wichtige Fragen beſprochen. Beide Fürſten beſtätigten den Vergleich, aber eine wahre Eintracht war auch durch dieſen Schritt nicht hergeſtellt. Bald verbreitete ſich das Gerücht, daß König Chriſtian mit dem letzten Vergleiche unzufrieden ſeye, daß er mit Polen unterhandle, daß die Rüſtungen, welche damals in Dänemark gemacht wurden, nicht Deutſchland, ſondern Schweden gelten. Guſtav ſchickte deßhalb gegen Ausgang des Jahrs 1624 den Reichsrath Gabriel Oxenſtierna nach Koppenhagen, um Chriſtian Glück zum Neujahr zu wünſchen, und ihm zugleich zu eröffnen, wie leid es Guſtav thue, daß Dänemark fortwährend eine feindſelige Geſinnung gegen ihn zu haben ſcheine. Chriſtian verſicherte den Geſandten, ſeine Rüſtungen gelten dem deutſchen Kaiſer; blos um ſeinen Zweck zu verhüllen, habe er ausgeſprengt, daß er Schweden anzugreifen gedenke. Der ſchwediſche Geſandte glaubte, daß man ihn täuſche, und vermehrte durch ſeine Berichte den Argwohn Guſtav's, der eifrig fortfuhr zu rüſten. Selbſt nach Frankreich war der Lärm von einem Bruche zwiſchen Schweden und Dänemark erſchollen, Ludwig XIII. ſchickte einen gewiſſen Herrn de Hugues ab, um ſeine Vermittlung anzubieten. Allein dießmal meinte es Chriſtian ehrlich, ſeine Rüſtungen hatten in der That dem Kaiſer gegolten, und wir werden ihn ſpäter auf deutſchem Boden wieder finden [1]).

---

[1]) Die Beweisſtellen über die Verhältniſſe zu Dänemark bei Rühs a. a. O. S. 123 flg.

Fünftes Capitel.

Der preußiſche Krieg. Feldzug von 1626. Geburt der Thronfolgerin Chriſtina.

Die Gründe, welche den König beſtimmten, den polniſchen Krieg nach Preußen hinüberzutragen, ſind oben entwickelt worden. Den 15. Junius 1626 beſtieg Guſtav zu Stockholm ſeine Flotte; dieſelbe beſtand aus 150 Segeln und führte 13 Regimenter zu Fuß und neun Reiterkompagnien. Im ganzen Norden war man darauf geſpannt, wohin dieß Ungewitter ſich entladen würde. In Polen glaubten Manche noch an einen Zug nach Litthauen, wiewohl Sigismund ſelbſt ahnete, daß es Preußen gelte. Am 26. Juni erſchien der König mit ſeinen Schiffen auf der Rhede von Pillau. Dieſe Stadt gehörte zum Lehen des Kurfürſten von Brandenburg. Sigismund hatte ihn wenige Zeit zuvor aufgefordert, auf der Hut zu ſeyn, und für die Sicherheit Pillaus zu ſorgen, das am meiſten ausgeſetzt ſchien, worauf der Kurfürſt auch wirklich die Beſatzung verſtärken, vier Kriegsſchiffe von Danzig kommen, am Eingang des Hafens eine neue Schanze aufwerfen und grobes Geſchütz auf die Wälle der Stadt bringen ließ. Allein dieſe Vorkehrungen waren ſo ſaumſelig betrieben worden, und die Schweden bemächtigten ſich mit ſo leichter Mühe der Stadt, daß die Polen nachher ſchrieen, der Kurfürſt habe im Einverſtändniſſe mit ſeinem Schwager, dem Könige von Schweden, gehandelt, und den Lehenseid gegen Polen gebrochen. Georg Wilhelm von Brandenburg vertheidigte ſich nachher in einem Briefe an den Kronkanzler von Polen lebhaft gegen dieſe Beſchuldigungen. Allein wer wird glauben, daß zwiſchen den verſchwägerten Höfen von Berlin nicht zum Voraus Verhandlungen in Betreff der beabſichtigten Unternehmung Guſtav's gegen Preußen ſtatt gefunden haben? Doch bewies der Erfolg, daß Georg Wilhelm nur widerſtrebend und mit halbem Herzen die Plane ſeines Schwagers unterſtützte.

Die Stadt Pillau liegt auf der Spitze der kleineren von den beiden Landzungen, welche das friſche Haff einſchließen. Sie hatte außer den Wällen noch ein feſtes Schloß. Faſt ohne Widerſtand zu finden, bemächtigte ſich Guſtav des Ortes, und ſetzte dann mit ſeiner Flotte durch das friſche Haff nach der gegenüberliegenden Küſte von Ermeland über, wo das Heer ausgeſchifft wurde. In wenigen Tagen fielen die Städte Braunsberg an der Paſſarge und Frauenburg in ſeine Hände. Die

Jeſuiten, welche in beiden Städten Kollegien beſaßen, wurden ebenſo, wie früher aus Riga, verjagt, ihre Bibliotheken mußten nach Upſala wandern. Nachdem der König ſich auf dieſe Weiſe im herzoglichen Preußen feſtgeſetzt, ſchien ein öffentlicher Akt gegenüber ſeinem Schwager nöthig. Guſtav ließ dem Kurfürſten in einem Manifeſte Neutralität antragen; die Antwort lautete, wie natürlich, verneinend, weil Georg Wilhelm ſich aus Furcht vor Polen nicht bloß ſtellen durfte. Nun rückte Guſtav mit ſeinem eigentlichen Zweck heraus, er wandte ſich [1]) an die Landſtände des Herzogthums mit dem Antrag: „Der Kurfürſt habe aus Furcht, ſeines Lehens verluſtig zu gehen, die angebotene Neutralität abgewieſen; es ſey jetzt an ihnen einen Beſchluß zu faſſen, der vom Intereſſe des Landes gebieteriſch gefordert werde." Die Stände machten Anfangs Wohlſtandes halber Schwierigkeiten, bequemten ſich aber zuletzt, indem Königsberg mit gutem Beiſpiel vorangieng, ihre Neutralität zu erklären.

Am 4. Juli rückte Guſtav vor das wichtige Elbing. Dieſe Stadt, obwohl gut befeſtigt, zählte eine Beſatzung von nur 140 friſch geworbenen Söldnern. Von den Einwohnern thaten blos 600 Mann Dienſte. Geſuche um ſchnelle Hülfe, welche der Rath vor Guſtav's Anmarſch an den polniſchen Hof gerichtet hatte, waren mit Vertröſtungen abgeſpeist, Verſenkungen von Steinen und Schiffen, mit welchen man dem Feinde die Weichſel ſperren wollte, durch einen Sturm zertrümmert worden. Am 5. forderte der König die Bürgerſchaft auf, ſich zu ergeben, indem er zugleich verſicherte, daß er Nichts als das Beſatzungsrecht verlange, um ſeinen Rücken zu decken. „Ich könnte Euch," ſprach er [2]), zu den Abgeordneten des Magiſtrats, „etliche Tonnen Goldes Brandſchatzung auflegen. Allein ich verlange weder Euer Geld noch Euern Untergang. Ich führe blos deßwegen Krieg, um Frieden zu erlangen, und werde Euch im Genuſſe Eurer Verfaſſung und Eurer Freiheiten ſchützen. Nur müßt Ihr mir Eure Thore öffnen." Noch am nämlichen Tage ergab ſich der Rath, worauf der König ſeinen Einzug hielt. Guſtav legte 1300 Mann Beſatzung in den Platz. Benedikt Oxenſtierna wurde zum Statthalter, Georg Kunningham, ein Schotte, zum Kommandanten ernannt. Nach der Einnahme Elbings gieng Guſtav auf Marienburg, den prachtvollen Sitz der alten Deutſchmeiſter, los. Die Stadt, faſt ohne Vertheidiger gelaſſen, ergab ſich am 8. Juli, der polniſche Kommandant Sosnowski zog ſich in das Schloß zurück, und machte Anfangs Miene, den Kampf fortzuſetzen; allein ſein Eifer dauerte nicht lange, denn am Tage nach der Ueber-

---

[1]) Lengnich a. a. O. S. 181 flg. **Mauvillon histoire de Gustave Adolphe** S. 104. — [2]) Lengnich a. a. O. S. 185.

gabe der Stadt war Sosnowski ſchwediſcher Kriegsgefangener. Die Städte Wormdit, Stum, Chriſtburg und Stargard wurden ſofort von Abtheilungen des ſchwediſchen Heeres beſetzt, die Feſtungen Dirſchau und Meve aber, beide an der Weichſel gelegen und von großer Wichtigkeit, weil ſie den Strom und ſomit die Verbindung der Polen mit Danzig beherrſchten, nahm der König ſelbſt ein. Im Laufe von 14 Tagen hatte er, mit Ausnahme Danzigs, faſt ganz Preußen wie im Fluge erobert, ohne daß bis dahin ein polniſches Heer erſchien. Mitten unter dem Waffengeräuſche verſäumte Guſtav nicht, ſich der neuen Erwerbung durch friedliche Mittel zu verſichern. Die Proteſtanten in Preußen waren von den Polen hart bedrückt, ihre Prediger mußten viele Städte meiden, einer Menge von Kirchen, die ihnen gehört, hatten ſich die Katholiken bemächtigt. Guſtav übernahm ſogleich, nachdem er ſich im Lande feſtgeſetzt, die Schutzvogtei der lutheriſchen Kirche. Alle Verfolgungen mußten aufhören, den Lutheranern ihr Eigenthum zurückgegeben werden. Guſtav ſchrieb [1]) an Benedikt Oxenſtierna: „Der Magiſtrat von Elbing und die Kleriſei der proteſtantiſchen Orte muß zuſammen berufen werden, um unter den Geiſtlichen einen geſchickten und für die evangeliſche Wahrheit eifrigen Mann zum Superintendenten der Städte und des Landes zu wählen; dieſer Superintendent ſoll den Proteſtanten die Kirchen wieder zurückgeben, welche ihnen von den Katholiken entriſſen worden; er ſoll darüber wachen, daß das lautere Wort Gottes gelehrt, die Sakramente gehörig geſpendet, und überall ein chriſtliches Leben geführt werde; auch ſoll er alle Jahre eine Synode der Prediger verſammeln, um auf derſelben über Alles zu berathſchlagen, was die Kirchenzucht, die Schulen und die Erziehung der Jugend betrifft. Wir wollen," fährt der König fort, „daß dieſer Mann ſich ſo bald als möglich bei Uns einfinde, damit er in ſeinem Amte von Uns beſtätigt werde; und weil die papiſtiſchen Irrthümer bisher zu Braunsberg, Frauenburg und in den umliegenden Kirchen gelehrt worden ſind, ſo befehlen wir, daß der neue Superintendent, zu deſſen Wohnſitz wir Elbing beſtimmen, unter ſeinen Mitbrüdern in der Stadt, oder aus denjenigen Predigern, die früher von der papiſtiſchen Kleriſei vertrieben worden, zwei verdienſtvolle Männer ausſuche, damit ſie nach Braunsberg und Frauenburg abgeſchickt werden, um daſelbſt mit der Sanftmuth, welche evangeliſchen Predigern zukommt, das reine Wort Gottes zu verkündigen, den Einwohnern Treue gegen ihren neuen Oberherrn einzuflößen, und ſie zur Hoffnung unſeres Heiles in Jeſu Chriſto zu

---

[1]) Urkunde aus Arkenholz Staatspapieren bei Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 108.

bringen. Und auf daß ſie ſich dieſem Amte ganz widmen können, und nicht durch Nahrungsſorgen gehindert werden, ſo wollen Wir einem jeden derſelben einen Jahresgehalt ausſetzen. Ihr werdet Uns über den Erfolg dieſer von Uns getroffenen Einrichtung ſo bald als möglich berichten."

Während deſſen waren Verſuche gemacht worden, um auch Danzig, die wichtigſte Stadt Preußens, in Guſtav's Gewalt zu bringen [1]). Schon am 1. Juli (a. St.) erſchien der ſchwediſche Admiral Gyldenhielm mit neun Kriegsſchiffen auf der Danziger Rhede. Er ſetzte 400 Mann ans Land, welche das Kloſter Oliva überfielen. Zu gleicher Zeit wurden ſchwediſche Zöllner vor dem Hafen von Danzig aufgeſtellt, um von allen ein- und auslaufenden Schiffen dieſelbe Auflage zu erheben, die ſonſt der Stadt bezahlt werden mußte. Einige Tage ſpäter bemächtigte ſich Gyldenhielm des Städtchens Putzig und ließ das Kloſter Oliva vollends ausplündern. Den 6. Juli ſchickte Guſtav dem Magiſtrat von Danzig einen Brief, worin er Neutralität antrug und im Weigerungsfalle mit feindlicher Behandlung drohte. Da der Rath die Unterhandlungen in die Länge zog, und indeß der Stand der ſchwediſchen Angelegenheiten ſich immer günſtiger ſtellte, ſpannte Guſtav ſeine Bedingungen höher; er verlangte, daß ſchwediſche Truppen in die Stadt aufgenommen, daß ſeinem Heere Zufuhr bewilligt, die eigene Garniſon der Stadt verringert, die Feſtungswerke zum Theil abgetragen würden. Die Danziger konnten, ohne den Lehensverband mit Polen ganz zu zerreißen, auf dieſe Bedingungen nicht eingehen. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen. Nun erklärte ſie Guſtav für Feinde, ließ mehrere Frachtwagen, die aus Deutſchland nach Danzig kamen, wegnehmen, rückte um die Mitte des Auguſt in den ſogenannten Werder ein (den fruchtbaren Marſchboden ſüdlich von der Stadt), und erhob von den reichen Bauern dieſes Diſtrikts 70,000 Thaler Kontribution. Dreihundert Soldaten, welche der Magiſtrat abgeſchickt hatte, um ſeine Grundholden zu ſchützen, fielen in ſchwediſche Gefangenſchaft. Weitere Unternehmungen der Schweden gegen Danzig verhinderte das Anrücken eines feindlichen Heeres.

Gegen die Mitte des Auguſt, im dritten Monat, nachdem Guſtav in Preußen eingerückt, erſchien endlich der König von Polen mit einem großen Hofſtaat, 4000 Mann regelmäßiger Soldaten und ſehr vielen Coſaken in Thorn, wo auch der aufgebotene preußiſche Adel zu ihm ſtieß. Die verſammelten polniſchen Streitkräfte waren an Zahl den ſchwediſchen überlegen, weil Guſtav durch die vielen Beſatzungen, welche er in die eroberten Städte legte, ſein Heer hatte ſchwächen müſſen. Er befeſtigte

[1]) Lengnich S. 187 flg.

eilends das Lager vor Dirſchau, wo die Hauptmacht lag. Gegen Ende Auguſt führte der Reichskanzler Oxenſtierna dem Könige einige tauſend Finnen zu; etwas ſpäter kam ein deutſcher Edelmann, der ſeit mehreren Jahren in ſchwediſchen Dienſten ſtand und den letzten lieviſchen Feldzug mitgemacht hatte, Franz Thurn, Sohn deſſelben böhmiſchen Grafen Thurn, welcher bei Ausbruch des 30jährigen Kriegs eine ſo berüchtigte Rolle ſpielte, mit einer Verſtärkung aus Liefland. Nunmehr befand ſich Guſtav in der Lage den Polen die Spitze zu bieten, die indeß nicht unthätig geblieben waren.

Den 7ten September gieng nämlich Sigismund über die Weichſel und ſchloß die Stadt Meve ein, worin nur 140 Schweden lagen. Eine Anhöhe, welche die Stadt beherrſcht, ward von den Polen beſetzt und mit Geſchütz verſehen, worauf die Beſchießung begann. Auf die Nachricht von dieſer feindlichen Bewegung, verließ Guſtav am 11. das Lager von Dirſchau, und rückte nach Falkenau in die Nähe des polniſchen Heeres. Es kam in den folgenden Tagen zu mehreren kleinen Gefechten, welche zum Vortheil der Schweden endigten. Dennoch gieng Guſtav wieder zurück, weil er erſt die Ankunft Thurn's erwartete. Nachdem dieſer eingetroffen war, beſchloß der König die von den Polen beſetzte Höhe von Meve zu ſtürmen und die belagerte Stadt zu entſetzen. Thurn erhielt den Befehl über die Abtheilung, welche dieſen Auftrag vollziehen ſollte. Wirklich ward der Berg am 21. September nach mehrſtündigem Kampfe genommen. Noch am Abend deſſelben Tages hob Sigismund die Belagerung von Meve auf, nachdem er volle 14 Tage — wie Guſtav in einem Briefe ſich ausdrückt [1]), — „nutzlos vor dieſem Pranger" gelegen. Das Polniſche Heer zog auf Pelplin, Guſtav verſah das entſetzte Meve mit Lebensmitteln und neuer Mannſchaft und kehrte dann in das Lager vor Dirſchau zurück. Die Polen folgten ihm, nur wenige Meilen trennten die beiden Heere. Dieſe Nähe führte zu Anträgen erſt wegen gegenſeitiger Auswechslung der Gefangenen, dann wegen des Friedens. Man kam überein, daß ein Kongreß mitten zwiſchen beiden Lagern gehalten werden ſollte. Den 12. Oktober 1626 fand die erſte Zuſammenkunft ſtatt. Das ſteifſte Ceremoniel herrſchte dabei, kein Theil wollte ſich Etwas vergeben; der polniſche Stolz, tief verletzt durch die ſchwediſche Ueberlegenheit, ſuchte ſich hinter feierlicher Abgemeſſenheit zu verſtecken, und die Schweden zahlten mit gleicher Münze. Nachdem die Geſandten ſich in das gemeinſchaftliche für den Kongreß beſtimmte Zelt begeben hatten, ſtarrten ſie ſich eine gute Zeitlang an, ohne ein Wort zu ſprechen, oder zu grüßen, weil keiner dem andern dieſe Ehre zuerſt erwei-

[1]) Geijer III, 121.

ſen wollte. Endlich brach einer von den Polen die tiefe Stille, er hielt eine lange Rede über die Dauer und das Unheil dieſes Krieges, ſo wie über die friedliebende Geſinnung des Königs von Polen [1]). Aber erſt bei der dritten Zuſammenkunft den 16. Oktober rückten die Polen mit ihren Anträgen heraus. Wie erſtaunten die ſchwediſchen Bevollmächtigten, als ſie folgende Vorſchläge vernahmen: 1) dem Könige von Schweden ſoll Thron und Titel auf Lebenszeit gelaſſen werden, aber nach ſeinem Tode fällt die Krone an Sigismund oder ſeine Söhne; 2) die Kinder Guſtav's erhalten nach dem Tode ihres Vaters das Herzogthum Südermannland zum ewigen Beſitz. Dagegen 3) tritt Schweden ſogleich Eſthland, Karelien, Liefland, ſammt allen andern irgendwo unter Guſtav gemachten Eroberungen an Polen ab. Auſſerdem bezahlt die Krone Schweden, ſo lange Guſtav lebt, einen jährlichen Tribut von 100,000 Thalern an den rechtmäßigen König Sigismund, und ſteuert die polniſchen Prinzeſſinnen, Sigismund's Töchter, nach ſchwediſcher Sitte aus; den polniſchen Prinzen ſteht es frei, nach Schweden zu kommen, wann ſie wollen, oder ihre Bedienten in beliebiger Anzahl hinüberzuſchicken. Endlich 4) alle ſchwediſchen Verbannten dürfen in ihre Heimath zurückkehren, und werden wieder in den Beſitz ihrer Güter geſetzt. — Solche Bedingungen wären in der Ordnung geweſen, wenn ſie Sigismund nach Eroberung Schwedens im Angeſicht der feindlichen Hauptſtadt vorgeſchrieben hätte; in den Mund eines Beſiegten aber paßten ſie nicht. Die ſchwediſchen Bevollmächtigten würdigten den Vorſchlag keiner Antwort. Sie boten Waffenſtillſtand bis zum Tode Sigismund's an. Da die Polen nichts davon hören wollten, gieng man unverrichteter Sache auseinander. Nutzlos, wie alle frühern Unterhandlungen endigte auch dieſe Zuſammenkunft, zu welcher die Parthei in Polen, welche Guſtav wohl wollte und Frieden mit Schweden wünſchte, den Hof beſtimmt zu haben ſcheint. Sigismund's Betragen bleibt unbegreiflich, aber recht gut läßt es ſich erklären, warum Diejenigen, welche den ſchwachen aber hartnäckigen Fürſten beherrſchten, und als Werkzeug für ihre Plane gebrauchten, ihn zu einem ſo verkehrten Verfahren verleitet haben. Den 17. Auguſt des laufenden Jahres hatte Tilly bei Lutter den König von Dänemark aufs Haupt geſchlagen; die Macht des Jüten, der es gewagt, dem deutſchen Kaiſer entgegen zu treten, war durch dieſen Sieg gebrochen. Nun mußte dem Wiener Hofe Alles daran liegen, daß nicht der Schwede die von dem Dänen ſo ſchlecht verſuchte Rolle aufnehme, und vielleicht glücklicher durchführe. Und hiezu hatte Guſtav damals nicht blos Luſt, ſondern auch bereits den Anfang gemacht. Schon im Jahre

---

[1]) Loccenius a. a. O. S. 554.

zuvor (1625) ließ Guſtav dem Magiſtrate von Stralſund, welcher Seeplatz 1628 den Anfällen Wallenſtein's ſo kraftvoll widerſtand, die Zuſicherung machen [1]), daß er ſtets zu Hülfe bereit ſeyn werde, wenn die Stadt in irgend eine Noth kommen ſollte. Während des erſten preußiſchen Feldzugs gieng der König von Schweden noch einen guten Schritt weiter. Um die nämliche Zeit, da Tilly den geſchlagenen Dänen vollends aus Deutſchland verjagte, ertheilte Guſtav Adolf den deutſchen Oberſten Teufel und Streif Auftrag, in Mecklenburg und den angrenzenden Provinzen (alſo auf deutſchem Boden) 4000 Mann für ſchwediſche Rechnung zu werben. Man ſieht alſo: der kaiſerliche Hof hatte guten Grund, Vorſorge zu treffen, daß der Schwede noch länger in Preußen beſchäftigt bleibe. Zu eben dieſem Dienſte gab ſich Sigismund, als guter Katholik und bitterer Feind Guſtav's aber freilich als ſchlechter politiſcher Rechenmeiſter, freundnachbarlich her.

Die günſtige Jahrszeit war verſtrichen. Nach Abbruch der oben erwähnten Friedensverhandlungen bezogen beide Heere, das ſchwediſche und polniſche, Winterquartiere. Guſtav übergab den Oberbefehl im eroberten Preußen dem Reichskanzler Oxenſtierna und ſegelte im November von Pillau nach Stockholm. Als Früchte des preußiſchen Feldzugs bezeichnet er in einem Briefe [2]) an den Kanzler, außer dem Erwerb von ausgedehnten und ſehr fruchtbaren Ländereien, die Eroberung von 17 Städten. In dem nämlichen Schreiben geſteht [3]) er, daß Unzufriedenheit der proteſtantiſchen Preußen über den von Sigismund ausgeübten Religionsdruck der wahre Grund der ſchnellen Fortſchritte ſeines Heeres geweſen ſey. Schon im Frühling 1626 war ein ſchwediſcher Unterhändler Peter Spiring auf der preußiſchen Küſte [4]) erſchienen und bereitete dem König den Weg. Die Städte leiſteten entweder gar keinen, oder doch keinen ſolchen Widerſtand, wie ſie hätten thun können, wären ſie der Krone Polen hold geweſen. Wenn auch die Behauptung des Biſchofs Piaſecki, alles ſey zwiſchen Guſtav, dem Kurfürſten von Brandenburg und den preußiſchen Ständen abgekartet geweſen [5]), übertrieben ſeyn ſollte, hat ſie doch wenigſtens einigen Grund.

Bald nach ſeiner Ankunft in Schweden, den 8. Dezember 1626 wurde dem Könige die Freude zu Theil, eine Thronerbin zu begrüßen. Er war bis dahin kinderlos. Denn das erſte Kind, welches Marie Eleonore 1621 gebar, kam, wie wir früher bemerkten, todt zur Welt, eine zweite

---

[1]) Geijer III, 146. — [2]) Lettres et mémoires de Gustave-Adolfe (publiés par Grimoard) Paris 1790. 8to S. 18. Dieſe kleine Sammlung iſt eine der wichtigſten Quellen über den preußiſchen Krieg und wurde auch oben vielfach benützt. — [3]) Ebendaſ. S. 16 ff. — [4]) Lengnich S. 181. — [5]) Piasecki chronicon S. 383 flg.

Tochter, mit welcher ſie den 16. Oktober 1623 niedergekommen, ſtarb ſchon im folgenden Jahre, den 21. September. Die neugeborne Prinzeſſin erhielt in der Taufe, nach ihrer Großmutter väterlicher Seits, den Namen Chriſtina. Sie hat nach Guſtav's Tode den Thron Schwedens beſtiegen. Chriſtina berichtet ſelbſt in ihren Denkwürdigkeiten über die Umſtände ihrer Geburt Folgendes: „Seit die Königin ſich ſchwanger fühlte, überließen ſich meine Eltern einer trügeriſchen Freude, weil ſie feſt glaubten, daß der Himmel ihnen einen Erben ſchenken werde. Die Königin, meine Mutter, hat mich ſelbſt verſichert, daß alle Kennzeichen ſie trogen, und ihr die Ueberzeugung beibrachten, ſie werde einen Sohn gebären. Sie hatte Träume, welche ſie für bedeutſam hielt, ebenſo der König, mein Vater. Die Aſtrologen, welche immer bereit ſind, den Wünſchen der Fürſten zu ſchmeicheln, verſicherten ihn, daß die Königin mit einem Kronprinzen niederkommen werde. So wiegte man ſich in Hoffnungen, allein ſie waren trüglich, und zwar dauerte die Täuſchung bis nach erfolgter Geburt. Ich kam auf die Welt ganz eingehüllt, und hatte nur Kopf, Arme und Beine frei, mein ganzer Körper war rauh, meine Stimme ſtark. All dieß beſtärkte die Kindsfrauen in dem Wahne, daß ich ein Knabe ſey. Sie erfüllten das Schloß mit falſchem Jubel, wodurch ſelbſt der König mein Vater Anfangs getäuſcht wurde. Als aber die Wahrheit an Tag kam, befanden ſich die Frauen in der peinlichſten Verlegenheit, wie ſie die Entdeckung dem Könige beibringen ſollten. Die Prinzeſſin Katharina, ſeine Schweſter, übernahm endlich dieſes unangenehme Geſchäft. Sie trug mich zum Könige hin, und gab ihm Gelegenheit, ſich mit eigenen Augen von Dem zu überzeugen, was ſie mit Worten nicht auszuſprechen wagte. Der König ließ kein Zeichen peinlicher Ueberraſchung blicken, er ſchloß mich in ſeine Arme und liebkoste mich ſo herzlich, als er nur einen Sohn umarmt haben würde. Danken wir dem Himmel, ſagte er zu der Prinzeſſin, ich hoffe, daß dieſe Tochter für mich ſo viel werth ſeyn wird, als ein Sohn, und ich bitte Gott, der ſie mir geſchenkt, um ihre Erhaltung. Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er lächelnd hinzu: Sie wird ſchlau werden, denn ſie hat uns Alle betrogen." Guſtav wollte, daß Chriſtina eine männliche Erziehung bekomme. Sie machte große Fortſchritte in verſchiedenen Wiſſenſchaften, in den alten und neuern Sprachen, in der Philoſophie und Mathematik, auch erlernte ſie die ritterlichen Künſte ſo gut wie ein Prinz. Aber als Regentin hat ſie die Hoffnungen ihres Vaters getäuſcht. Chriſtina war ein Zwittergeſchöpf. Sie beſaß die Kenntniſſe und den Verſtand eines Mannes, aber zugleich die Eitelkeit einer Frau, und zwar einer gelehrten. Dieſe Leidenſchaft verleitete ſie, die Regierung zu vernachläßigen, keinen Mann zu nehmen, ſich dem ſpielenden

Umgang mit Künſtlern und Gelehrten hingeben, die Religion zu wechſeln, und endlich die Krone niederzulegen, was freilich anderer Seits das einzige Verdienſt war, welches ſie ſich um Schweden erwarb.

Im Februar 1627 berief Guſtav Adolf die Stände des Reiches zuſammen, theils um Rechenſchaft vom Erfolg des letzten preußiſchen Feldzugs zu geben, theils um Geld und Mannſchaft zur Fortſetzung des Kampfes zu fordern [1]). In der Rede, mit welcher er den Reichstag eröffnete, ſprach er von ſeinen eifrigen Bemühungen, den für Schweden ſo läſtigen Krieg zu beendigen, und von dem übermüthigen Betragen des Königs von Polen, der, obgleich überall geſchlagen, Geſetze wie ein Sieger vorſchreiben wolle. Die Worte Guſtav's hatten die beabſichtigte Wirkung. Um Sigismund's Hoffnungen auf künftigen Beſitz Schwedens niederzuſchlagen, erklärte der Reichstag die neugeborne Prinzeſſin Chriſtina zur Erbin des Thrones. Zugleich vereinigte man ſich über die Bedingungen, unter denen allein Friede mit Polen geſchloſſen werden dürfe. Sigismund müſſe ſeine vermeintlichen Rechte an die Krone Schweden und die zu dieſem Reiche gehörigen Provinzen fahren laſſen, außerdem Liefland abtreten, dann wolle man ihm die in Kurland, Litthauen und Preußen eroberten Orte zurückgeben. Zur Fortſetzung des Kampfs übernahm der Landtag große Laſten: eine Aushebung durchs ganze Reich und neben dem Mühlenſchooß die Viehſteuer. Damals geſchah es, daß der Herrenſtand auf ſein bisheriges Recht, vermöge deſſen ſonſt die adeligen Grundholden bei der Aushebung nur die Hälfte der von den Kronbauern gelieferten Mannſchaft geſtellt hatten, Verzicht leiſtete. Die Vorſchrift für die Aushebung, welche der König in Folge dieſes Reichstags erließ, wurde oben mitgetheilt. Sie muß großen Schrecken auf dem Lande erregt haben. Wir ſchließen dieß aus den ſonderbaren Mitteln, welche die Schlauheit der Bauern erſann, um ſich ſelbſt oder ihre Söhne dem Geſetze zu entziehen. Unter dem 9. Juli ſchrieb [2]) Guſtav an Nils Stjernſköld, damaligen Befehlshaber von Pillau: „Habt fleißig Acht, daß nicht ein Theil der Soldaten, von welchen es heißt, ſie ſeyen weggeſtorben, von den Offizieren auf die Schiffe geſteckt, nach Hauſe geſchickt, und nachher in die Rolle der Todten eingetragen werden.“ Auch die vom Reichstage bewilligten Steuern brachten dumpfe Gährung hervor. Vor ſeiner Abreiſe gebot [2]) Guſtav „mit Eintreibung der neuen Auflagen inſonderheit des Mühlenzolls vorſichtig zu verfahren, damit nicht irgendwo Aufruhr entſtehe. Wo Neigung zu dergleichen verſpürt werde, möge man lieber in Etwas nachgeben bis zu gelegenerer Zeit.“ Gleichwohl brach in Dale-

---

[1]) Geijer III, 40. Loccenius a. a. O. S. 555. — [2]) Geijer III, 123.

karlien eine Empörung aus, an deren Spitze ein Schneider ſtand. Doch gelang es dieſe Bewegung ſchnell mit Waffengewalt zu erdrücken. Die Anſtifter wurden hingerichtet, vier nach Ingermannland, damals Schwedens Sibirien, verbannt, die übrigen begnadigt, und der König erließ einen Brief, daß Niemand das Verſehen dieſes aufrühreriſchen Haufens den Thalländern vorwerfen ſolle [1]).

Während der König auf ſolche Weiſe Rüſtungen für den bevorſtehenden Feldzug traf, war er auch als Geſetzgeber thätig. Im Frühjahre 1627 erneuerte [2]) Guſtav eine ältere Verordnung, welche fremden Proteſtanten, die um der Religion willen aus ihrer Heimath vertrieben worden, Eintritt ins ſchwediſche Reich geſtattete. Den Einwanderern ward auf gewiſſe Zeit Freiheit von Abgaben und das Recht zugeſichert, nach beendigtem Kriege in ihr Vaterland zurückzukehren. Guſtav beabſichtigte durch dieſe Maaßregel insbeſondere die deutſchen und böhmiſchen Lutheraner herbeizuziehen, die damals der Macht Oeſtreichs erlagen. Um dieſelbe Zeit ertheilte Guſtav Adolf, um den ſchwediſchen Handel auszudehnen, und nebenbei große Summen für Nothfälle zu ſeiner Verfügung zu bekommen, einem weit ausſehenden Plane ſeine Genehmigung, der ſeit längerer Zeit im Werke war. Schon im Jahre 1624 hatte der früher erwähnte Flamänder Wilhelm Uſſelinx den Vorſchlag zu Errichtung einer ſchwediſchen Kompagnie für amerikaniſchen Handel gemacht. Die Sache kam jetzt zur Ausführung. Durch Akte vom 1. Mai 1627 wurde die neue Geſellſchaft privilegirt. Sie erhielt das ausſchließliche Recht, jenſeits der Straße von Gibraltar Handel treiben zu dürfen. Wir heben aus dem Privilegium [3]) folgende Punkte hervor: die Theilnahme an der neuen Geſellſchaft ſteht allen ſchwediſchen Unterthanen, und auch den Ausländern frei; Fremde, die nach Schweden ziehen und ein Kapital von 25,000 Thalern einſetzen, erhalten Freiheit von Abgaben. Für jedes 100,000 Thaler, das beigeſchoſſen wird, ernennen die Mitglieder einen Direktor. Wählen darf indeß nur, wer 1000 Thaler eingeſetzt, wählbar ſind Diejenigen, welche ſich mit 2000 Thalern betheiligt haben. Die Krone verſpricht ſelbſt mit 400,000 Thalern beizutreten. Der Hauptſitz der Kompagnie iſt die Stadt Gothenburg. An Zöllen bezahlt die Geſellſchaft vier Prozent von dem Werth der eingeführten Waaren. Sie iſt berechtigt im Namen des Königs mit den Mächten der fremden Welttheile Verträge abzuſchließen und Kolonien anzulegen; hingegen darf ſie kein Volk feindlich angreifen, ſondern ſoll ſich auf Vertheidigung beſchränken. Auf Befehl des Königs wurden Schriften verbreitet, in welchen die Vortheile, welche der Kolonialhandel einem

---

[1]) Geijer III, S. 49. — [2]) Loccenius S. 555. — [3]) Rühs a. a. O. S. 299.

Staate gewähre, und die natürlichen Vorzüge, welche Schweden vor andern Länder dazu befähigen, beredt auseinander geſetzt waren. Wirklich fehlte es nicht an Leuten, die in Hoffnung auf ſchnelle Bereicherung durch amerikaniſche Schätze, ihre Sparpfennige angriffen. Doch waren die zuſammengeſchoſſenen Summen nicht ſo beträchtlich, als der König wünſchte. Guſtav machte deßhalb allerlei Verſuche, die Biſchöfe Schwedens, bei denen er viel Geld vermuthete, für das Unternehmen zu gewinnen. Aber er ſcheint hier tauben Ohren geprebigt zu haben, obgleich er den frommen Grund hervorhob, daß die Kompagnie in Amerika auch zu Bekehrung der Heiden wirkſam ſeyn werde. Geijer theilt ein Spottlied aus jener Zeit mit [1]), das die Geiſtlichkeit warnt, auf ihre Taſche Acht zu haben. Und wahrlich dieſes Mißtrauen war nicht übertrieben. Denn drei Jahre ſpäter, deckte, wie unten ausführlicher gezeigt werden wird, Guſtav Adolf durch Erlaß vom 29. Mai 1630 ſeine Hand auf die für Rechnung der Südkompagnie eingezahlten Summen und verwandte dieſelben zu den Rüſtungen des deutſchen Kriegs [2]). Die Einleger ſahen ſich um ihr Geld betrogen.

Der Krieg in Preußen war nicht der einzige, welchen Schweden 1626 beſtehen mußte. Auch in Liefland, wo Guſtav den Grafen Jakob de la Gardie zum oberſten Statthalter beſtellt, dauerte der Kampf fort, obwohl ſchläfrig und mit großen Zwiſchenräumen. De la Gardie, ebenſoſehr durch Liebe zur Bequemlichkeit, als durch Heldenmuth berüchtigt, war nicht der Mann, auf einem untergeordneten Poſten Bedeutendes zu leiſten. Lange Zeit ließ er den König ohne alle Nachricht, und als er endlich ſein Stillſchweigen brach, erregte Das, was er meldete, Guſtav's Unwillen. Er machte nämlich den Vorſchlag durch Abtretung einiger kurländiſchen Feſtungen (namentlich Birzen und Bauske) einen längern Waffenſtillſtand von den Polen zu erlangen. „Es wundert uns," ſchrieb [3]) Guſtav an ihn unter dem 11. Januar 1627, „daß wir ſeit dem 16. Oktober nichts von Euch gehört. Wenn es Euch lieb iſt unſerer Ungnade auszuweichen, ſo müßt Ihr Birzen und Bauske uns zu Handen halten, welche beide Plätze von größerer Wichtigkeit ſind, als Ihr vielleicht denken möget." De la Gardie antwortete auf dieſe Vorwürfe mit einem Siege, den er bald nach Anfang des neuen Jahres bei Wenden über die Polen erſtritt.

Das ſchwediſche Heer in Preußen dagegen erlitt im Laufe des Winters von 1626 auf 1627, während des Königs Abweſenheit, verſchiedene Unfälle. Sigismund hatte bei ſeiner Abreiſe aus Preußen den Oberbefehl über die dortigen Streitkräfte dem Generale Stanislaus Koniecpolski

[1]) III, 57. — [2]) Rühs ebendaſ. — [3]) Geijer III, 121.

übertragen, einem trefflichen Heerführer, der früher mit Ruhm gegen die Türken und Tartaren focht. Koniecpolski beunruhigte den Winter über die Schweden in ihren Quartieren, ſchickte Streifpartheien in den Werder von Marienburg und ließ die um Elbing liegenden Dorfſchaften plündern, ſelbſt die Danziger Ländereien wurden nicht verſchont. Bald wagten die Polen größere Unternehmungen. Zwar mißlang ein Verſuch auf die Veſte Dirſchau, welche ſie überrumpeln wollten. Dagegen eroberten ſie das Städtchen Wormbit, worin 140 Schweden lagen. Der ſchwediſche Befehlshaber, welcher für ſich und die Beſatzung freien Abzug ausbedang, wurde wegen Pflichtverſäumniß zu Marienburg vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt; die geringeren Offiziere traf Gefängnißſtrafe [1]). Unaufhörlich lagen die Danziger dem polniſchen Feldherrn an, daß er etwas zum Schutze ihrer Stadt thue, die ſich in einer ſehr bedrängten Lage befand. Alle größeren Orte ringsum, Pillau, Dirſchau, Elbing, Meve, Putzig, das Danziger Höft waren von den Schweden beſetzt, welche zu Land wie zur See der Stadt die Verbindungen abſchnitten. Beſonders läſtig war den Danzigern die Beſatzung von Putzig, von wo aus ſchwediſche Kaper auf alle Schiffe Jagd machten, die in die Weichſelmündung einlaufen wollten. Deßwegen beſchloß Koniecpolski, Putzig anzugreifen. Er brach Ende März mit 3000 Mann aus ſeinem Lager unweit Falkenau auf, und berannte die Stadt. Die Danziger ließen zu dem Belagerungsheere 200 ihrer Soldaten ſtoßen, und verſahen Koniecpolski mit grobem Geſchütz und Schießbedarf. Der General Guſtav Horn lag mit 400 Schweden in Putzig. Er vertheidigte ſich tapfer. Allein als die ſehnlich erwartete Hülfe ausblieb, nöthigte ihn zuletzt Mangel an Lebensmitteln, und die Beſorgniß, durch einen Sturm, der ſtündlich erwartet wurde, ſeine ganze Mannſchaft einem gewiſſen Verderben auszuſetzen, am 2. April 1627 zur Uebergabe. Er erhielt freien Abzug [2]). Durch Einnahme des Orts war die Verbindung Danzigs mit Deutſchland wieder hergeſtellt.

Im nämlichen Monat führte Koniecpolski einen noch kühneren Streich aus.

Oben wurde berichtet, daß Guſtav mit zwei deutſchen Herren, Teufel und Streif, einen Vertrag wegen Anwerbung von einigen tauſend Mann abgeſchloſſen hatte. Beide Oberſte brachten ungefähr 1500 Mann, theils zu Roß theils zu Fuß in Mecklenburg auf die Beine. Aber nun verweigerte ihnen aus Furcht vor dem Kaiſer der Herzog von Pommern den Durchzug. Als dieß der König erfuhr, ertheilte er den Oberſten

[1]) Lengnich a. a. O. S. 197. — [2]) Derſelbe S. 198.

Befehl [1]), Gewalt zu brauchen. Ich finde kein Zeugniß, ob dieſer Befehl wirklich vollſtreckt wurde. Dagegen iſt gewiß, daß Teufel und Streif mit ihrer Mannſchaft ſich im April 1627 der preußiſchen Gränze näherten. Sobald nun Koniecpolski, nach der Einnahme von Putzig, hievon ſichere Kundſchaft erhielt, eilte er ihnen entgegen. Er traf ſie dießſeits Lauenburg, ohne ſie zum Stehen bringen zu können. Sie flohen mit Hinterlaſſung ihres Gepäcks davon und ſuchten Sicherheit in Hammerſtein, einem Städtchen in Pommerellen. Koniecpolski verfolgte ſie bis vor dieſen Ort, und ſchloß ſie ein. Anfangs vertheidigten ſich die neugeworbenen Truppen, bis Mangel an Brod einriß, und ihr Pulver verſchoſſen war. Nun empörten ſie ſich gegen ihre Offiziere, brachen aus der Stadt heraus und ſchloßen mit Koniecpolski den 15. April folgende Kapitulation: die beiden Oberſten ſammt den übrigen Offizieren werden als Kriegsgefangene nach Polen geſchickt, alles Heergeräthe gehört dem Sieger; das gefangene Fußvolk tritt in polniſche Dienſte; die Reiter dürfen, ſofern ſie nicht ebenfalls polniſchen Sold nehmen, nach Deutſchland zurückkehren, doch müſſen ſie vorher ſchwören, binnen einem Jahre und ſechs Wochen nicht mehr gegen die Krone Polen zu fechten [2]).

Dagegen mißlang den Danzigern ein anderes Unternehmen wider die Schweden. Auf dem Punkte, wo die Weichſel ſich unweit Fürſtenwerder in zwei Arme theilt, von denen der eine links Danzig zuſtrömt, der andere in das friſche Haff fällt, ſtand eine Schanze, das Danziger Höft oder Haupt genannt, welche die Schweden zu Anfang des Feldzugs von 1626 beſetzt hatten. Schon im Januar 1627 verſuchte es der Magiſtrat, dieſe Veſte durch Kriegsliſt zu überrumpeln. Man verſteckte eine Anzahl Soldaten in Schlitten, die mit Heu beladen waren, und ſchickte ſie unter Bedeckung etlicher hundert Mann, die in mäßiger Entfernung den Schlitten folgten, gegen die Schanze. Als der Zug vor den Kanonen des Forts angekommen war, giengen die Bauern, welche die Schlitten führten, mit den Pferden durch, wodurch das ganze Unternehmen mißglückte. Anfangs Mai 1627 wiederholten die Danziger den Verſuch; dießmal noch unglücklicher. Oxenſtierna hatte Wind von dem Plane erhalten, und von Marienburg aus 600 Mann Verſtärkung in das Höft geworfen. Als das kleine Heer aus Danzig ankam, machten die Schweden einen Ausfall und ſchlugen den Feind zurück, der etwa 50 Mann, drei Kanonen und alle ſeine Vorräthe verlor [3]).

Man ſieht, die Schweden geriethen während des Winters in Nachtheil.

---

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 18. — [2]) Lengnich S. 198 flg. — [3]) Lengnich S. 199.

Auch ermangelte das Unglück ihrer Waffen nicht auf den Schwager des Königs einzuwirken, der bisher halb gezwungener Bundesgenoſſe Guſtav's geweſen. Georg Wilhelm von Brandenburg war im Januar 1627 mit 4000 Mann zu Fuß und 600 Pferden nach Preußen gekommen, angeblich weil er den Neutralitätsvertrag, den die Stände ſeines Herzogthums im vorigen Jahre mit Guſtav Adolf abgeſchloſſen, nicht billigen könne, in der That, weil ihm die Polen unaufhörlich in den Ohren lagen, ſeiner Lehenspflicht Genüge zu thun. In Marienwerder fand ſich der polniſche Feldherr bei ihm ein, und forderte ihn auf, die mitgebrachten Völker der Krone Polen zu überlaſſen. Der Kurfürſt lehnte dieſes Anſinnen unter dem Vorwande ab, daß er ſeine Soldaten zur Deckung des Herzogthums brauche, dagegen beklagte er ſich gegen die Polen, daß man ihn am Hofe Sigismund's eines Einverſtändniſſes mit den Schweden beſchuldige, welche doch die herzoglichen Länder hart mitgenommen hätten. Er rückte mit ſeinem kleinen Heere nach Königsberg. Kaum war er daſelbſt angekommen, als der ſchwediſche Statthalter in Preußen, Oxenſtierna, die Anfrage machen ließ, ob die Stände des Herzogthums und der Kurfürſt die vertragsmäßige Neutralität zu halten geſonnen ſeyen? Die Antwort war, Königsberg werde der Neutralität treu bleiben, der Kurfürſt dagegen habe ſich entſchloſſen, die polniſche Parthei zu ergreifen. Mit dieſer halben Maaßregel gedachte er beide Theile zu befriedigen; die Schweden ſollten zufrieden ſeyn, daß die wichtigſte Stadt des herzoglichen Preußen, die alle übrige nach ſich zog, auf ſeiner Seite bleibe, die Polen aber ſich mit dem Namen des Kurfürſten und ſeinem Worte begnügen. Vielleicht hätte Georg Wilhelm dem Kanzler eine noch günſtigere Erklärung gegeben, wäre nicht um jene Zeit der Burggraf Hannibal von Dohna als kaiſerlicher Geſandter bei ihm eingetroffen, um ihn für das katholiſche Intereſſe zu ſtimmen [1]. Der Kurfürſt ſpielte überhaupt in dem preußiſchen Kriege eine doppelte Rolle; ſo lange er ſeinem Inſtinkt folgte, der ihm, wie jedem großen Vaſallen, die Schwächung ſeines Lehnherrn, des Königs von Polen, wünſchenswerth machte, neigte er ſich auf die ſchwediſche Seite, wenn aber die Polen mit Macht an ſeine Thüre klopften, und im Falle waren drohen zu können, ſenkte ſich die Wagſchaale zu Gunſten Sigismund's. Hannibal von Dohna drang in ihn, daß er ſeine Stadt Pillau von den Schweden zurückfordern oder im Nothfall mit Gewalt nehmen ſolle. Georg rüſtete ſich auch wirklich, dieſen Rath zu befolgen, als die Ankunft des Königs von Schweden den Stand der Angelegenheiten änderte.

---

[1]) Lengnich S. 199.

Sechstes Capitel.

Feldzug von 1627. Der Kaiſer miſcht ſich in den preußiſchen Krieg. Plane Guſtav's zu einem Einfall in Teutſchland.

Zu Anfang des Frühlings beorderte der König von Schweden den Feldmarſchall Guſtav Horn, finniſche Truppen nach Liefland zu führen, und dieſe Provinz in Gemeinſchaft mit Jakob de la Gardie zu vertheidigen. In einem königlichen Ausſchreiben [1]) vom 26. April 1627, das ſich auf Horn's Sendung bezieht, werden finniſche Bogenknechte erwähnt, woraus erſichtlich iſt, daß Bogen und Pfeile damals bei den Schweden noch nicht ganz abgeſchafft waren. Den Oberbefehl über die einheimiſche Kriegsmacht übertrug Guſtav Adolf ſeinem Schwager, dem Pfalzgrafen Johann Caſimir, und fuhr dann den 4. Mai mit 6000 Mann neu ausgehobener Soldaten nach Pillau ab, wo er den 8. eintraf. Er mußte vor Allem mit dem Kurfürſten ins Reine zu kommen ſuchen, welcher ſich mit ſeinem kleinen Heere bei Lochſtädt auf dem Wege von Pillau nach Königsberg verſchanzt hatte. Guſtav ſchob die mitgebrachten Regimenter in der Richtung von Lochſtädt vor und ſchlug ſo nahe den Brandenburgern ein Lager, daß die beiderſeitigen Schildwachen mit einander reden konnten [2]). Alsbald ſchickte der Kurfürſt wiederholt Boten an den König, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Salvius, deſſen Bericht an den ſchwediſchen Reichsrath wir benützen, macht [1]) die Bemerkung: „man ſah wohl, daß der Kurfürſt nicht mit dem Könige brechen wollte, und daß er gerne in gutem Einverſtändniß mit uns geblieben wäre, hätten ihn nicht die Drohungen der Polen geſchreckt, welche von ihm verlangten, daß er Pillau zurücknehmen ſolle.“ Doch von den Schweden drohte jetzt eine noch nähere Gefahr. Guſtav ließ ſeinem kurfürſtlichen Schwager 24 Stunden Bedenkzeit. Nach Verfluß dieſer Friſt wurde am 12. folgender [3]) Vertrag zwiſchen beiden abgeſchloſſen, der bis Michaelis gelten ſollte: „Der Kurfürſt verſpricht gegen Pillau nichts zu unternehmen, Lochſtädt mit keinen neuen Werken zu verſehen, ſondern es im jetzigen Zuſtand zu belaſſen, und in der Umgegend keine Truppen zuſammen zu ziehen; dagegen gelobt der König von Schweden in das brandenburgiſche Preußen nicht mehr Soldaten zu legen, als zur Beſchützung von Pillau und ſeinen Schanzen

[1]) Geijer III, 123. — [2]) Lettres de Gustave Adolphe S. 21. — [3]) Lengnich S. 200.

nothwendig ſind.“ Guſtav hatte jetzt den Rücken frei, und konnte ſich ungehindert mit dem Hauptheere vereinigen, das noch immer um Dirſchau lagerte. Die nächſte Unternehmung galt der Stadt Danzig. Schon Mitte Mai war die ſchwediſche Flotte unter dem Reichsadmiral Karl Karlsſon Gyldenhielm auf der Danziger Rhede angekommen, und blockirte die Stadt zur See. Sie ſtieß auf ſieben Danziger Kriegsſchiffe, von denen zwei glücklich den Hafen erreichten, die fünf übrigen entflohen nach Kolberg, von wo ſie einige Tage ſpäter zurückkehrten, und unter dem Schutze der Nacht durch die ſchwediſche Flotte entſchlüpften. Guſtav ſelbſt rückte gegen Ausgang des Mai in das Höft ein. Gegenüber von dieſer Feſtung hatten die Danziger auf dem andern Weichſelufer bei dem Dorfe Käſemark eine große Schanze aufgeworfen, die mit Soldaten der Stadt, polniſchen Dragonern und vielem Geſchütze beſetzt war. Dieſe Schanze ſollte genommen werden, und Guſtav beabſichtigte die Unternehmung in eigener Perſon zu leiten. In der Nacht des 25. Mai beſtieg er mit 600 Mann 18 große Böte. Schon waren die Schweden unvermerkt unter die Schußweite der Kanonen des Forts gekommen, als durch die Ungeſchicklichkeit der Soldaten die Schiffe aneinander geriethen und Lärm verurſachten. Hiedurch auf die drohende Gefahr aufmerkſam gemacht, erhob die Beſatzung der Schanze ein heftiges Feuer. Mehrere ſchwediſche Offiziere und Soldaten wurden getödtet, viele verwundet, der Graf von Thurn erhielt einen Schuß durch den Arm, und den König ſelbſt traf eine Musketenkugel in die rechte Hüfte. Die Schweden geriethen in Unordnung, die Unternehmung mußte aufgegeben werden. Zum Glück war Guſtav's Wunde nicht gefährlich; ſchon nach wenigen Tagen konnte er ſich nach Dirſchau begeben, wo er 12 Regimenter Fußvolk zuſammenzog.

Hier beobachtete er das polniſche Heer unter Koniecpolski, das nur eine Stunde von dem ſchwediſchen lagerte. Guſtav traf Zurüſtungen dem Feind eine Schlacht anzubieten oder denſelben anzugreifen, als die Nachricht einlief, daß der polniſche General Potowski, der im Bisthum Ermeland eine kleine Heeresabtheilung befehligte, darauf umgehe, die Stadt Braunsberg zu überrumpeln. Sogleich brach der König mit 7000 Mann und zehn Kanonen aus dem Lager auf, um die bedrohte Stadt zu entſetzen. Ehe er vor ihren Mauern ankam, waren die Polen durch die ſchwediſche Beſatzung bereits genöthigt worden, den Plan aufzugeben. Sie hatten nämlich Einverſtändniſſe mit einigen Bürgern von Braunsberg angezettelt, in Folge deren es ihnen gelang, einen Gang unter der Stadtmauer durchzugraben, der in den Keller eines der verſchworenen Bürger auslief. Schon waren viele Polen durch dieſen Gang eingedrungen, als das Geheimniß dem ſchwediſchen Befehlshaber verrathen wurde. Die

Beſatzung fiel über die Eingedrungenen her. Die, welche ſchon in der Stadt waren, wurden niedergeſtoßen, in dem Keller ſelbſt und in dem unterirdiſchen Gange entſpann ſich ein Gefecht, das zum Nachtheil der Polen endigte. Als Guſtav vor Braunsberg am 8. Juni erſchien, fand er die Polen nicht mehr, ſie waren den Abend zuvor in ſolcher Eile abgezogen, daß ſie einige ihrer Fahnen zurückließen. Guſtav verfolgte die Fliehenden mit ſeiner Reiterei; erſt bei Wormdit erreichte er den Feind, der ſich in Schlachtordnung auf der Ebene vor der Stadt aufſtellte. Der König glaubte, die Polen würden ihm eine Schlacht anbieten, die er anzunehmen entſchloſſen war, nur wollte er vorher ſein Fußvolk erwarten, das noch am Abend deſſelben Tages zu ihm ſtieß. Allein während der Nacht brach die feindliche Reiterei in aller Stille auf und zog ſich in das innere Land zurück, das Fußvolk floh nach Wormdit und ſteckte die Vorſtädte in Brand, weil man eine Belagerung fürchtete. Dieß lag jedoch nicht in der Abſicht des Königs, ſondern er zog mit dem Heere nach dem Lager von Dirſchau zurück.

Dort angekommen, erfuhr er, daß Koniecpolski ſeine Abweſenheit benützt habe, um Meve zu berennen. Gerne wäre Guſtav ſogleich der bedrohten Beſatzung zu Hülfe geeilt, allein der Zuſtand ſeiner Truppen machte dieß unmöglich; die Reiterei hatte auf dem letzten Zuge viele Pferde verloren, und das Fußvolk war durch die langen und mühſamen Märſche aufs Tiefſte erſchöpft [1]). Der König mußte daher nothgedrungen ſeinem Heere einige Ruhe gönnen, was er um ſo unbedenklicher that, da er die Hoffnung hegte, daß die Garniſon von Meve ſich eine Zeit lang halten könne. Um ſeiner Seits Vortheil aus der Entfernung des polniſchen Oberfeldherrn zu ziehen, beſchloß er einen neuen Angriff auf das Werk von Käſemark. Am 2. Juli zog er mit dem Heere von Dirſchau nach dem Höft, die Schweden ſetzten auf das andere Ufer hinüber und begannen das Fort mit einer Linie von Schanzen zu umzingeln. Guſtav wollte zum Angriff nicht eher ſchreiten, als bis alle Verbindungen des Feinds mit der Stadt Danzig abgeſchnitten ſeyn würden. In dem Fort lagen 1200 Mann, zur Hälfte Soldaten der Stadt unter dem Oberſten Lyſemann, zur Hälfte Polen. Das Werk ſelbſt befand ſich in gutem Vertheidigungsſtande. Lyſemann merkte jedoch die Abſicht der Schweden; ehe die feindlichen Schanzen fertig waren, verließ er das Fort und ſchlug ſich glücklich mit dem größten Theil ſeiner Soldaten nach der Stadt durch, nur etwa 100 Mann wurden gefangen. Nicht ſo gut gieng es den Polen, die ſich länger aufgehalten hatten, weil ſie ſich des Gepäcks bemächtigen

[1]) Lettres de G. A. 28 flg.

wollten, das die Danziger bei ihrer Flucht zurückgelaſſen. Sie wurden ſammt und ſonders abgeſchnitten. Der Major Aston, eine Schotte, und der Oberſt Friedrich Dennhof fielen mit 400 Mann in die Hände der Schweden, 200 Mann wurden getödtet. Die Sieger fanden in dem Werke 12 Kanonen und eine große Maſſe Lebensmittel und Schießbedarf.

Durch Einnahme der Käſemarker Veſte waren die Schweden Herrn der Weichſel bis vor die Thore von Danzig geworden. Aber was ſie auf der einen Seite gewannen, verloren ſie auf der andern. An demſelben Tage (2. Juli), da Guſtav nach dem Höft zog, fiel Meve in die Hände Koniecpolski's. Die ſchwediſche Beſatzung erhielt zwar freien Abzug, doch war der König mit dem Betragen ſeiner Truppen nicht zufrieden; in einem Briefe an Jakob de la Gardie ſagt [1]) er: Meve ſey mehr durch die Fehler der ſchwediſchen Garniſon als durch die Tapferkeit der Feinde gefallen. Die Eroberung der Stadt hatte ſchlimme Folgen für Guſtav's Sache, vornehmlich darum, weil ſie den geſunkenen Muth der Polen hob und ſeine Freunde und Verbündete einſchüchterte. Seit der Einnahme von Meve begann der Kurfürſt von Brandenburg wieder auf die Einflüſterungen des Warſchauer Hofs zu horchen. Ohne Rückſicht auf den Vertrag von Lochſtädt unterſagte er ſeinen Unterthanen allen Verkehr mit den Schweden und ſchickte ſich ſogar an, 2000 Mann ſeiner Soldaten zum polniſchen Heere ſtoßen zu laſſen. Guſtav Adolf wollte Anfangs an den Eidbruch ſeines Schwagers nicht glauben. Als die Nachricht von allen Seiten beſtätigt wurde, ergrief er Maaßregeln um dem Abfall vorzubeugen. Der Kurfürſt hatte von Berlin ſeine Jagdhunde und ſein Silbergeſchirr verſchrieben und dieſe Sendung war eben im Pillauer Hafen angekommen. Guſtav gab Befehl, ſie in Beſchlag zu nehmen [2]) und brach am 12. Juli mit dem größten Theile der Reiterei und etlichen Fußregimentern aus dem eroberten Käſemarker Werke nach dem herzoglichen Preußen auf. Unterwegs erfuhr er, daß die brandenburgiſchen Truppen bereits den Marſch nach dem polniſchen Lager angetreten hätten. Guſtav ſchickte ſofort den Grafen Thurn mit 11 Schwadronen und dem Befehle voraus, die Brandenburger ſo lange aufzuhalten, bis er ſelbſt mit dem Hauptkorps nachkommen würde. Schon am folgenden Tage erhielt er die Nachricht, daß Thurn dem Feinde auf der Ferſe ſey. Voll Ungeduld, den gewiſſen Sieg mit ſeinem Generale zu theilen, nahm Guſtav den Reſt der Reiterei. Geſchütz und Fußvolk, das wegen der drückenden Hitze nicht ſchnell genug vorwärts kommen konnte, blieb zurück. Am 17. Juli bei Anbruch des Tages erreichte er die Brandenburger, die bereits in einem Flecken unweit des Städtchens Morungen

[1]) Lettres de G. A. S. 29. — [2]) Lengnich S. 203.

von Thurn und ſeinen Reitern eingeſchloſſen waren. Der Sieg koſtete keine Wunde. Ohne einen Schuß zu thun, ergaben ſich die Brandenburger. Es waren 1800 Mann zu Fuß und vier Schwadronen, lauter ſchöne Leute, wie Guſtav in einem Berichte [1]) an den ſchwediſchen Reichsrath verſichert, trefflich gekleidet und bewaffnet. Man rieth Guſtav, an dieſen Truppen Rache zu nehmen für die ſchlimme Behandlung, welche die Oberſten Streif und Teufel im Frühjahr erfahren. Allein er wollte ſeinem Schwager blos eine kleine Züchtigung ertheilen, nicht aber ihn für immer erbittern. Das Geſchütz, die Fahnen, alle Offiziere, zwei Kompagnien zu Fuß und ebenſoviele Schwadronen wurden an den Kurfürſten zurückgeſchickt mit der Ermahnung, in Zukunft beſſere Sorge für ſein Kriegsvolk zu treffen; der Reſt, beſtehend aus 1200 Mann zu Fuß und 200 Reitern, mußte ſchwediſche Dienſte nehmen. Etliche Tage ſpäter ſchickte der König ſeinen Geheimſchreiber nach Königsberg an den Kurfürſten mit dem doppelten Auftrage, bei Letzterem wegen Vertragbruchs Klage zu führen und die Stadt zur Treue zu ermahnen. Zu gleicher Zeit mit den Schweden erſchienen polniſche Geſandte in Königsberg, welche den Bürgern ihre Vorliebe für den König von Schweden hart verwieſen und den Kurfürſten bearbeiteten. Der Rath von Königsberg gab den Geſandten Sigismund's eine ausweichende Antwort, dagegen wiederholte Georg Wilhelm ſein Verſprechen, der Krone Polen gegen Guſtav Adolf Hülfe zu leiſten. Doch war es ihm nicht Ernſt; er wollte gezwungen ſeyn, was der König nicht ermangelte zu thun. Nach erneuerten Drohungen, verſtand ſich der Kurfürſt zu folgendem Vertrage: „die Unterthanen beider Theile treiben freien Verkehr, die Bürgerſchaft von Königsberg ſoll wegen der Neutralität nicht beeinträchtigt werden; der Kurfürſt darf keine Soldaten im herzoglichen Preußen anwerben, noch ſolche aus andern Orten, namentlich nicht aus dem polniſchen Lager, an ſich ziehen.“

Indeſſen hatte das ſchwediſche Heer wieder das Lager bei Dirſchau bezogen, wohin ſich der König Ende Juli gleichfalls begab. Neun Regimenter Fußvolk und 40 Fahnen Reiter waren beiſammen. Nur eine Stunde Wegs von den Schweden lagerte der Feind. Guſtav ſuchte ein Treffen. Am letzten Juli ſchlug [2]) er zwei Fahnen Huſaren und vier Fahnen Koſaken, die ſich ihm entgegenſtellten, als er die feindliche Stellung beſichtigen wollte. Am 7. Auguſt führte er die ganze Reiterei aus dem Lager und ſtellte ſie in Schlachtordnung auf; einige Schwadronen wurden vorangeſchickt, um den Feind zum Gefechte herauszufordern. Zwiſchen

[1]) Lettres de G. A. S. 34. — [2]) Brief Guſtav's an den Pfalzgrafen bei Geijer III, 126.

beiden Lagern dehnte ſich eine Ebene, offen und frei, ohne Bäume und Gräben, auf der einen Seite begränzt durch mäßige Anhöhen auf der andern durch die Niederungen der Weichſel. Am Saume der Ebene floß ein Bach hart am Lager der Polen vorbei, ſo daß man von dieſer Seite nur über zwei Brücken in daſſelbe gelangen konnte. Als der Feind um Mittag die ſchwediſche Reiterei gewahr wurde, ließ er die ſeinige über jene Zugänge rücken, beſetzte mit einem Theile derſelben die obengenannten Anhöhen und ſtellte den Reſt in der Ebene auf. Der Angriff, welchen die Polen ſofort erwarteten, erfolgte jedoch nicht, vielmehr ordnete der König von Schweden eine rückgängige Bewegung ſeiner Truppen an. Der Feind that Daſſelbe, langſam zog er ſich gegen ſein Lager zurück. Während nun ein Theil der Polen an den Brücken angelangt war, und die Reihen auflöste, um hinüber zu kommen, während die Andern eine Schwenkung machten, um ſeitwärts das Lager zu erreichen, gab Guſtav dem Grafen Thurn Befehl, mit 21 Fahnen Reiter auf die rückziehenden Feinde einzuſtürmen. Mit Blitzesſchnelle ſetzte dieſe Reiterei über die Ebene hin, nun wandte auch der Feind um, aber in ſchlechter Ordnung. Er war überraſcht. Die Schweden erfochten einen vollkommenen Sieg. Drei Fahnen und 500 ſchwer verwundete Polen fielen in ihre Hände. Der feindliche Feldherr Koniecpolski grieth ſelbſt in die größte Gefahr. Während er ins Lager zurückfloh, ſtürzte er hart verfolgt vom Pferde, und entkam nur mit Mühe. Eine Maſſe todter Polen bedeckte die Ebene, die Schweden dagegen verloren verhältnißmäßig ſehr wenig Leute. Sie hätten den errungenen Vortheil noch weiter verfolgt, wäre nicht die Nacht eingebrochen.

Am andern Morgen in der Frühe wurde Kriegsrath im ſchwediſchen Lager gehalten. Man beſchloß einſtimmig das Werk des geſtrigen Tages zu vollenden und dem Feind eine Schlacht anzubieten. Würde er derſelben ausweichen, ſo ſollte ſein Lager geſtürmt werden. Guſtav rückte am 8. mit dem ganzen Heere, 40 Schwadronen, neun Regimentern zu Fuß, 1600 Musketiren und allen Feldſtücken aus dem Lager. Die Schweden ſtellten ſich wie geſtern über die Ebene hin in Schlachtordnung auf, aber in dem feindlichen Lager regte ſich nichts. Die Polen hatten während der Nacht gegen ihre ſonſtige Gewohnheit neue Schanzen aufgeworfen; hinter dieſen hielt ihre Reiterei, noch voll des Eindruckes, den die Verluſte des vorigen Tages auf ſie gemacht. Als Guſtav ſah, daß der Feind nicht herauskommen wollte, drang er bis hart vor das polniſche Lager, und ſogleich verwandelte ſich das ſchwediſche Fußvolk im Angeſicht des Feindes in Schanzgräber. Bruſtwehren wurden eilends aufgeworfen, und nachdem ſie die nöthige Höhe erreicht, mit den Feldſtücken beſetzt, aus welchen der König die feindlichen Werke zu beſchießen begann. Bald mußten die Polen

eine der Schanzen, welche die Zugänge ihres Lagers beſchützten, aufgeben, ſie ward von den Schweden eingenommen. Dieſe ſahen, wie der Feind im Lager das Gepäck aufzuladen anfieng, und wie ſich Alles zur Flucht rüſtete. Um dieß zu verhindern, ließ der König auch auf der rechten und linken Flanke die Zugänge beſetzen. Beſonders wichtig war ein Dorf auf der linken Seite der Polen, welches ihr Lager beherrſchte. Die ſchwediſchen Musketire wurden zum Angriffe deſſelben beordert. So ſtanden die Sachen Nachmittags. Das polniſche Heer ſchien verloren, denn ſeine beſte Waffe, die Reiterei, konnte ſich, in den engen Raum des Lagers eingedrängt, nicht wehren, und das Fußvolk war ganz ſchlecht. Allein in dieſem kritiſchen Augenblick entriß den Schweden ein unglücklicher Schuß den gewiſſen Sieg. Guſtav befehligte in eigener Perſon die Musketire, welche jenes Dorf ſtürmten. Während er eben mit einem Fernglaſe zu Pferde die Stellung der Feinde unterſuchte, traf ihn eine Musketenkugel, die aus einer der letzten Hütten des Dorfs abgefeuert ward [1]). Die Kugel drang über dem Schulterblatt, zwei Zoll breit von der Kehle, nach der rechten Seite und blieb am Rückgrat ſitzen. Er mußte vom Pferde genommen werden, und gab ſelbſt noch den Befehl zum Rückzug. Der Kanzler Oxenſtierna, der ſogleich herbeieilte, brachte ihn im Wagen nach Dirſchau. Bei der Beſichtigung ergab ſich, daß die Wunde ſchmerzhaft aber doch nicht gefährlich ſey. Allein der Tag war verloren, der Feind gerettet. Die Offiziere des Heeres machten ſeitdem dem Könige die ernſtlichſten Vorſtellungen, daß er ſich nicht mehr auf die gewohnte Weiſe ausſetzen ſolle. Ihre Bitten fruchteten nichts. Sein ſtürmiſcher Muth riß ihn in das dichteſte Gedränge. Auch darf nicht überſehen werden, daß ihn ſeine eigenthümliche Lage und die Kleinheit der Streitkräfte, über die er verfügte, überall mit gutem Beiſpiele voranzugehen zwang. Nur ſo konnte er ſeine Soldaten zur höchſten Anſtrengung entflammen. Er ſelbſt äußerte bei einer ſpätern Gelegenheit: er habe die Erfahrung gemacht, daß wenn er, der König, nichts ſcheue, ſeine Soldaten völlig vergäßen, was Gefahr heiße; wenn die Feldherrn nicht ſelbſt zugegen ſeyen, werden die Heere nie Ruhm einärndten, nie große Eroberungen machen. Nach Verfluß einer Woche war Guſtav wieder ſo ziemlich hergeſtellt. In einem Briefe [2]), den er am 14. Auguſt an den Pfalzgrafen ſchrieb, benachrichtigte er dieſen von dem letzten Gefechte, wie von ſeiner Verwundung. Während der König das Bett hütete, ſtockten

---

[1]) Wir ſind bei Schilderung der Gefechte vom 7. und 8. Auguſt dem Berichte gefolgt, welchen Oxenſtierna unter dem 15. erſtattete, lettres de Gustave A. S. 36 flg. — [2]) Bei Geijer III, 126 flg.

alle militäriſchen Unternehmungen, dagegen kamen jetzt wieder Friedensverhandlungen in Gang.

Schon im Frühjahre hatten die niederländiſche Generalſtaaten, denen es ungemein am Herzen lag, dem König von Schweden die Polen vom Halſe zu ſchaffen, damit er ſofort in Teutſchland das Haus Habsburg bekämpfen könne, drei Geſandte — Rochus van der Honert, Rath von Holland, Andreas Biker, Bürgermeiſter von Amſterdam, und Simon de Beaumont, Rath der Stadt Mittelburg, nach Preußen geſchickt, um den Frieden zu vermitteln. Im Mai kamen dieſe Herrn auf der Danziger Rhede an, und wollten in den Hafen einlaufen. Der ſchwediſche Admiral, welcher Danzig blockirte, verhinderte ihr Vorhaben, er ſendete ſie nach Elbing, wo ſie vom Reichskanzler bewirthet, und dann ins Lager von Dirſchau zum Könige weiter befördert wurden. Anfangs Juni erhielten ſie Audienz bei Guſtav und trugen ihm ihre Dienſte an; der König dankte ihnen für ihren Eifer und verſicherte, daß er nichts eifriger wünſche, als Frieden auf billige Bedingungen. Von Dirſchau begaben ſie ſich nach Danzig, eröffneten dem Magiſtrate den Zweck ihrer Sendung, und baten ihn, beim polniſchen Hofe ihr Vorhaben warm unterſtützen zu wollen. Sie reisten nun weiter nach Warſchau, und wurden auch Ende Juni bei Sigismund vorgelaſſen. Hier ſprachen ſie von der verſöhnlichen Geſinnung des Königs von Schweden, und ſchlugen vorerſt einen Waffenſtillſtand vor, damit man deſto bequemer über den Frieden unterhandeln könne. Am Tage darauf erhielten ſie folgende [1]) ſchriftliche Antwort: „Ihre Majeſtät von Polen zweifle nicht an der Freundſchaft der hochmögenden Generalſtaaten, auch nicht an ihrem Eifer für die Wiederherſtellung des Friedens, doch wolle es Ihr bedünken, als hätten die Staaten die jetzigen Umſtände nicht zum beſten erwogen, noch bedacht, welch' böſe That der Feind durch Anhebung eines ungerechten Kriegs begangen, und was das Intereſſe und die Ehre Polens fordere. Der Feind ſetze den Krieg aufs heftigſte fort, ſtehe auf polniſchem Boden, blockire die Häfen des Reichs mit ſeiner Seemacht, verſchwende ſein eigen Blut und dürſte nach fremdem. Unter ſolchen Umſtänden laufe es wider des Königs und des Reiches Hoheit, an Frieden zu denken. Der Feind habe ſich oft ſo geſtellt, als wenn er Ruhe wünſche, aber jedesmal die angebotenen billigen Bedingungen verworfen, und ſomit Diejenigen, die es aufrichtig gemeint, und Abſcheu gefühlt gegen Vergießung von Menſchenblut, ſchmählich hintergangen, denn derſelbe wiſſe wohl, daß er ſich mit dem Herzogthum Südermannland begnügen müſſe, wenn die vorenthaltene, widerrecht-

[1]) Lengnich S. 201 flg.

lich entriſſene Krone an ihren rechtmäßigen Eigenthumsherrn zurückfalle. Die Geſandten würden bei einer künftig einzuleitenden Friedensunterhandlung erfahren, welche Bedingungen dem Feinde angetragen werden ſollten. Ihre königliche Majeſtät vertraue, bei der Gerechtigkeit Ihrer Sache, auf göttlichen Beiſtand, und hoffe, daß Niemand in dem Maaße dem Feinde zugethan ſeyn werde, um nach richtiger Erkenntniß des Standes der Sachen wider Polen zu reden, und nicht vielmehr demjenigen Theile beizutreten, der gegen gewaltthätige Anfälle des Feindes gerechte Waffen trage." Man ſieht: es war wieder das alte Lied. Dennoch verloren die holländiſchen Vermittler den Muth nicht. Mit der ihrer Nation eigenthümlichen Beharrlichkeit wanderten ſie ſeitdem zwiſchen den beiden Lagern Guſtav Adolf's und des polniſchen Feldherrn hin und her, und wurden nicht müde, den Frieden auszubieten. Endlich nachdem die Polen theils durch die oben erzählten Ereigniſſe von Dirſchau, theils durch Gründe, die wir erſt ſpäter mittheilen können, etwas mürbe geworden waren, ſahen ſie ihre Bemühungen mit einigem Erfolg gekrönt. Beide kriegführende Theile vereinigten ſich darüber, daß am 26. Auguſt zwiſchen beiden Lagern unter Gezelten unterhandelt werden ſolle. Von polniſcher Seite erſchienen Jak. Zadzik, Biſchof von Culm und Kronkanzler von Polen, J. Szawinski, Woiwode von Brzest, ſammt zwei andern Staroſten, von ſchwediſcher, Axel Oxenſtierna, Salvius, der Feldmarſchall Hermann Wrangel, Dietrich von Falkenberg und Achatius Tott. Anfangs ſprach man von einem ewigen Frieden, kam aber bald wieder davon ab. Nun machten die Holländer den Vorſchlag: das Königreich Schweden möge Guſtav und ſeinen Leibeserben gelaſſen werden, nach dem Ausſterben des Waſaſtammes aber an Polen zurückfallen. Beide Partheien wollten nichts hievon hören. Zuletzt wurde eine Stillſtand auf 30 Jahre in Anregung gebracht, wozu die Schweden folgende Bedingungen ſchriftlich übergaben: „die vom Schwedenkönige eroberten Landſchaften und Städte werden wieder an die Krone Polen abgetreten, wofür dieſe an Schweden die Kriegskoſten erſtattet; auf Eſthland leiſtet Polen Verzicht; die Orte, welche Guſtav Adolf kraft dieſes Vertrags zurückgiebt, werden im Genuſſe ihrer Privilegien, Güter und Religionsfreiheit geſchützt; zur gänzlichen Beilegung der Streitigkeiten wird Zeit und Ort vorausbeſtimmt; die Stände der Republik Polen und des Großherzogthums Litthauen geben Bürgſchaft dafür, daß ſie nie ihrem König zu etwaigen Angriffen auf Schweden Hülfe leiſten, aus den polniſchen Häfen keine Flotte auslaufen laſſen, und von den Söhnen Sigismund's keinen eher zum Thronfolger erwählen wollen, er habe denn zuvor feierlich auf ſeine Anſprüche an die Krone Schweden verzichtet."

Gleich beim erſten Artikel gab es Streit. Die polniſchen Bevollmächtigten wollten es nicht dulden, daß der Waffenſtillſtand im Namen beider „Könige“ geſchloſſen werde, man ſolle „Reiche“ dafür ſagen, denn nicht Guſtav, ſondern Sigismund ſey der wahre König von Schweden. Man beſchloß dieſen Punkt unerörtert zu laſſen. Als man zu den andern übergieng, frug Oxenſtierna die polniſchen Geſandten, ob ſie hinreichende Vollmachten beſäßen, und namentlich, ob die Reichsſtände der Republik den gegenwärtigen Vertrag genehmigen würden. Jene antworteten: zwar ſeyen ſie von den Ständen zu Nichts befähigt, glauben aber doch ihre Genehmigung verſprechen zu dürfen. Beim Artikel von Erſtattung der Kriegskoſten ſcheiterte das ganze Geſchäft, die Polen wollten nichts davon wiſſen. Zwar ſchlugen die holländiſchen Vermittler noch einen Waffenſtillſtand auf zwei oder anderthalb Jahre vor, und erſuchten den König von Polen, Zeit und Ort zu weitern Verhandlungen zu beſtimmen, allein erſterem Punkte widerſetzten ſich beide Theile, und wegen des letztern verſchob Sigismund ſeine Erklärung auf den nächſten Warſchauer Reichstag. Die Sache ſtand wieder wie vorher. Denn auf der Warſchauer Verſammlung drangen zwar die preußiſchen Stände mit Nachdruck auf Beendigung des verderblichen Kriegs, auch wurden in der That Bevollmächtigte ernannt, und Kurbrandenburg ſammt dem Fürſten von Siebenbürgen trugen ihre Vermittlung an. Aber dabei hatte es ſein Bewenden [1]). Eingewiegt durch ſpaniſche und öſtreichiſche Verheißungen wollte Sigismund noch immer den Frieden nicht. Zwei ſpaniſche Botſchafter, Gabriel Roy und der Baron d'Auchi befanden ſich damals am Warſchauer Hofe. Sie verſprachen dem Könige, daß binnen zwei Monaten eine ſpaniſche Flotte in der Oſtſee erſcheinen werde, um 12,000 Mann Wallenſtein'ſcher Soldaten nach Schweden überzuführen; Spanien verpflichte ſich ſogar, dieſes Heer zu unterhalten, ſchon liege das nöthige Geld bereit [2]). Ich finde keine Nachricht, ob es dem ſpaniſchen Hofe je mit dieſen Verſprechungen ernſt war, gewiß dagegen iſt, daß nichts von Allem erfüllt wurde. Dagegen ließ es der deutſche Kaiſer nicht bei bloßen Worten bewenden. Im Laufe des Auguſt ſchickte er dem Könige von Polen einige tauſend Mann unter dem Herzoge Adolf von Holſtein zu Hülfe. Damit waren die Feindſeligkeiten zwiſchen Guſtav und dem Kaiſer eröffnet.

Im Herbſte bald nach Abbruch der letzten Verhandlungen grief Guſtav Adolf wieder zu den Waffen. Anfangs Oktober brach er mit einem Theile ſeines Heeres und 12 Kanonen aus dem Lager von Dirſchau nach Wormbit auf, in welcher Stadt 1000 deutſche Soldaten und 300

---

[1]) Lengnich S. 205 flg. — [2]) Piasecki chronicon S. 393.

Koſaken als Beſatzung lagen. Koniecpolski machte zwar einen Verſuch den Ort zu entſetzen, aber Herrmann Wrangel, der mit dem übrigen Theil des ſchwediſchen Heeres vor Dirſchau geblieben war, verwehrte ihm den Uebergang über die Weichſel. Auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt überlaſſen, mußte Wormdit kapituliren, doch nicht eher, als bis die Stadt einige Tage beſchoſſen und zuletzt durch Minen ein Thor in die Luft geſprengt worden war. Die Beſatzung erhielt freien Abzug. Bei dieſer Belagerung geſchah es, daß Guſtav zum erſtenmal lederne Kanonen anwandte. Melchior von Wurmbrand, ein öſtreichiſcher Edelmann, der aus kaiſerlichen Dienſten in ſchwediſche übertrat, hatte ſie erfunden, und brachte ſechs derſelben mit vor Wormdit. Sie beſtanden aus kupfernen, nur pergamentdicken Röhren, die mit eiſernen Bändern, und darüber mit Stricken und Leinwandſtreifen ſo dicht umwunden wurden, bis ſie die Form einer gewöhnlichen Kanone erhielten. Zuletzt wurde die Maſchine mit Leder überzogen, das gefärbt, manchmal auch vergoldet war. Der Hauptwerth der neuen Waffe beſtand in ihrer Leichtigkeit. Zwei Soldaten konnten ein Stück ſammt der Lafette bequem fortſchleppen. Guſtav brauchte lederne Kanonen im preußiſchen, wie ſpäter im deutſchen Kriege. Sie ſind aber ſpäter wieder abgekommen, ohne Zweifel, weil ſie lange nicht ſo ſicher und gut ſchoßen, als die metallenen.

Faſt zu gleicher Zeit, da Wormdit fiel, hatte der ſchwediſche Oberſt Noot Guttſtadt erobert [1]). Die gute Jahrszeit war vorüber. Guſtav begab ſich von Wormdit nach Elbing, wo der Neutralitätsvertrag mit dem herzoglichen Preußen auf weitere ſechs Monate verlängert wurde [2]), von da nach Pillau, und ſegelte dann nach Schweden hinüber. Die beiden Heere bezogen Winterquartiere. Nach des Königs Abreiſe erlitten die Schweden einen Unfall auf einem Elemente, das ihnen nicht ſo günſtig war, als das feſte Land. Die Danziger hatten ihr Mögliches gethan, eine kleine Flotte auszurüſten, welche ihnen die durch die Schweden entriſſene Freiheit des Meers wieder erfechten ſollte. Sie brachten 9 Kriegsſchiffe zuſammen, deren Befehl ſie dem Dänen Arend Dickmann anvertrauten. Auf der Rhede lag der ſchwediſche Unteradmiral Niklas Sternſkiöld mit zwei Schiffen, vier andere hatte er einige Meilen hinter ſich. Den 18. November früh fuhr Arend Dickmann mit ſeiner kleinen Flotte aus dem Hafen und fiel unverſehens über die zwei ſchwediſchen Schiffe her. Nach einem wüthenden Kampfe wurde das ſchwediſche Admiralſchiff von den Danzigern genommen, 66 Matroſen fielen in ihre Hände; Sternſkiöld ſelbſt war vorher erſchoſſen worden. Das andere Schiff entgieng ihnen

---

[1]) Lettres de G. A. S. 44. — [2]) Lengnich S. 211.

durch eine That von ſeltenem Heroismus. Als der Kapitän ſah, daß keine Rettung möglich ſey, zündete er die Pulverkammer an, und flog mit der Mannſchaft in die Luft. Die vier übrigen ſchwediſchen Fahrzeuge, die keinen Theil am Kampfe genommen, entkamen nach dem Hafen von Pillau [1]).

Im Dezember berief Guſtav Adolf einen allgemeinen Reichstag nach Stockholm. Seine erſte Forderung war Geld. Die Stände bewilligten eine Kopfſteuer, die an die Stelle des Mühlenſchooßes treten ſollte, aber noch nicht allgemein eingeführt werden konnte. Da jedoch die neue Auflage nicht genug abwarf, eignete Guſtav im Frühjahre 1628 der Krone den Alleinhandel mit Salz unter dem Vorwande zu, dieſe nothwendige Waare den Unterthanen ſtets um einen billigen Preis zu verſchaffen. Beamte wurden angeſtellt, welche alles Salz aufkauften, in gewiſſe Niederlagen brachten und an die Einwohner abſetzten. Jedem Andern war der Salzhandel bei ſchwerer Strafe verboten. Bald aber erhob ſich ein ſolches Geſchrei gegen dieſe Einrichtung, daß der König ſchon 1629 den Salzhandel gegen eine feſte Abgabe von zwei Thalern auf die Tonne wieder frei geben mußte [2]). Auch das Kopfgeld erregte die größte Unzufriedenheit. Im Frühling 1628, als der König eben wieder nach Preußen abgegangen war, empörten ſich mehrere Bezirke in Weſtgothland und verweigerten die Zahlung der Steuer. Auf die Nachricht von dieſer Bewegung, ſchrieb Guſtav nach Hauſe: Die Widerſpenſtigkeit der Bauern rühre von dem unzeitigen „Schnurren und Pochen“ der Steueraufſeher her, weßwegen dieſelben „da das Volk an ſich willig und gut ſey, ihr barbariſches Verfahren mit Hieb und Schlag“ einſtellen, oder aber beſtraft werden ſollten; im Nothfall möge man Kriegsvolk, doch nicht aus derſelben Landſchaft, gegen die Aufrührer anwenden. Erſt im Sommer 1628 kehrten die Bauern zum Gehorſam zurück, auf eine Erklärung des Königs hin, daß der Kampf in Preußen zur Vertheidigung der lutheriſchen Religion geführt werde [3]).

Trotz der allgemeinen Abneigung des Landes gegen den Krieg, ſah ſich Guſtav genöthigt, den Stockholmer Reichstag in ſeinen Plan eines deutſchen Feldzugs einzuweihen. Denn dieſer Plan war zu weit vorgeſchritten, als daß er weiter geheim gehalten werden konnte. Schon im Sommer 1627 hatte Guſtav den Oberſten Peter Baner nach dem nördlichen Teutſchland mit einer aus Elbing vom 6. Juli datirten Inſtruktion abgeſchickt, welche Geijer [4]), der ſie las, ein Meiſterſtück nennt. Baner ſollte die Fürſten für ein ſchwediſches Bündniß ſtimmen, insbeſondere aber die Städte Wismar und Roſtock bewegen, daß ſie weder kaiſerliche noch

---

[1]) Lengnich S. 212. — [2]) Rühs S. 227. — [3]) Geijer III, 49 flg. — [4]) III, 143.

däniſche, ſondern wo möglich eine ſchwediſche Beſatzung aufnehmen möchten. Es iſt nämlich zu bemerken, daß damals die Heere von Tilly und Wallenſtein, nach völliger Beſiegung der Dänen, unwiderſtehlich gegen die deutſche Meeresküſte vordrangen. Die Bemühungen Baner's waren nicht vergeblich, ſchon hatte Guſtav Adolf das Regiment Duval dazu beſtimmt, nach Teutſchland abzuziehen und Wismar zu beſetzen, als die Nachricht von den Siegen Wallenſteins ihn auf andere Gedanken brachte. Baner ward zurückberufen, Duval erhielt Gegenbefehl, „weil“ — ſo ſchreibt [1]) der König unter dem 17. September 1627 aus dem Lager von Dirſchau an den Pfalzgrafen Johann Caſimir — „die Sachen in Teutſchland ſich ſehr verändert haben und Wir nun nicht mehr geſonnen ſind, uns in dieſes deutſche Weſen einzulaſſen.“ Aber bald gewann die Kriegsluſt wieder in des Königs Seele das Uebergewicht. Auf der Heimreiſe von Pillau nach Stockholm erließ er [2]) unter dem 21. Oktober 1627 an Chriſtian IV. von Dänemark einen Brief, in welchem er dieſen Fürſten aufforderte, mit Schweden gemeinſame Sache zu Vertheidigung der Oſtſeegeſtade zu machen. Auch ſchickte Guſtav noch vor Schluß des Jahres 1627 eine bedeutende Sendung von Waffen und Schießbedarf der von Wallenſtein bedrohten Feſtung Stralſund. Denn als Arnim im Auftrage des Herzogs von Friedland mit dem Rath der Stadt im Januar 1628 Unterhandlungen wegen Uebergabe anknüpfte, forderte er unter Anderem, wie tiefer unten gezeigt werden ſoll, die Auslieferung von 60 ſchwediſchen Feldſtücken, die eben daſelbſt angekommen ſeyen.

Nachdem Guſtav ſo weit gegangen, mußte er, wie ſchon bemerkt worden, die Stände ins Geheimniß ziehen. Doch wagte er es nicht die Sache dem ganzen Reichstage vorzulegen, ſondern nach einem alten Kunſtgriffe verlangte er die Niederſetzung eines Ausſchuſſes, dem gewiſſe, höchſt wichtige Dinge mitgetheilt werden ſollten. Der Ausſchuß wurde bewilligt, und wie begreiflich, aus den willigſten Anhängern des Königs zuſammengeſetzt. Seine Antwort [3]) auf die Vorſchläge der Krone iſt unter dem 12. Januar 1628 ausgeſtellt: „Nachdem Eure Majeſtät uns wiſſen laſſen, in welch' gefährlichen Zuſtand unſere Religionsgenoſſen in Teutſchland gerathen ſind und wie der Kaiſer und die papiſtiſche Liga einen Fürſten und eine Stadt nach der andern bedrückt und bezwungen, wie ſie ungerechter Weiſe alle an die Oſtſee gränzenden Herrſchaften erobert, und endlich Dänemarks, unſeres nächſten Nachbars, nicht verſchont haben, ſo daß, ſofern Gott ſolche Gefahr nicht abwendet, Wir nichts Anderes für unſer Reich erwarten müſſen, als das höchſte Verderben, oder auch einen lang-

---

[1]) Geijer III, 144. — [2]) Ebendaſ. III, 142 flg. — [3]) Daſ. S. 150.

wierigen und beſchwerlichen Krieg: als geloben Wir, in unſerem und unſerer Mitbrüder Namen, gegen Eure königl. Majeſtät zu handeln, wie es redlichen Männern wohl anſteht, und für die gerechte Sache weder Leben noch Gut zu ſchonen." Guſtav hatte jetzt die Zuſtimmung wenigſtens eines Theils der Landesvertreter errungen. Seitdem ſteht der Entſchluß des Königs feſt. In einem Briefe [1]) vom 1. April 1628 an den Reichskanzler, welcher damals Preußen verwaltete, enthüllt er auf merkwürdige Weiſe ſeine Gedanken. „Es iſt ſo weit gekommen," ſchreibt er, „daß alle Kriege, die in Europa geführt werden, in einander vermengt und eins geworden ſind." Guſtav will daher von Polen aus dem Kaiſer in die Flanke fallen. „Polen," fährt das Schreiben fort, „iſt ein großes, fruchtbares und offenes Land, unmächtig und kraftlos uns zu hindern, feindſelig, wenn es auch Verträge anbietet, papiſtiſch und vom Pabſte getrieben, abgelegen, ſo daß die Kaiſerlichen ein Heer, das Wir dort bilden, nicht leicht zerſtreuen mögen." Ueber die Mittel des Kriegs iſt der König nicht verlegen. „Polen," heißt es weiter, „hat Ueberfluß an Städten und Dörfern, die völlig offen ſind, folglich meine ich, daß da ein Heer auf Wallenſtein'ſche Weiſe zu ſammeln wäre, welches Wallenſtein entgegengeſtellt werden könnte, worauf wir jedenfalls in die Länge denken müſſen." Polniſcher Widerſtand hinderte vorerſt die vollkommene Ausführung dieſes Plans. Gleichwohl war der erſte Akt Guſtav's im neuen Feldzuge eine Feindſeligkeit gegen die Sache des deutſchen Kaiſers.

Siebentes Capitel.

Der Feldzug von 1628 und 1629. Altmarker Friede mit Polen. Die Krone Frankreich unterſtützt Guſtav Adolf und bereitet ein Bündniß mit Schweden vor.

Der Rath der Stadt Stralſund, welche im Frühjahr 1628 Wallenſteins Hauptleuten hart bedrängten, hatte Anfangs April ein Schiff nach Danzig geſchickt, um dort Pulver zu holen. Dieſe Forderung wurde auf Befehl des Königs Sigismund zurückgewieſen. Durch ſeinen Admiral

[1]) Geijer III, S. 150.

Gyldenhielm erhielt Guſtav Adolf Kunde davon. Während die ſchwediſche Flotte eben auf der Küſte bei Landsort verſammelt war, um den König mit drei friſchen Regimentern nach Preußen hinüberzuführen, erließ Guſtav unter dem 6. Mai am Bord ſeines Schiffes ein Schreiben [1]) folgenden weſentlichen Inhalts an den Rath von Stralſund: „Es thut Uns leid, daß Ihr Euch in Eurer Noth nicht gleich an uns gewendet habt. Um Euch ein kleines Zeugniß unſerer wohlwollenden Geſinnung zu geben, überſenden wir Euch eine Laſt Pulvers, und ermahnen Euch herzlich, in Vertheidigung Eurer Freiheit und Religion treu auszuharren. Können wir Euch mit ſonſt etwas dienen, ſo ſeyd ſtets unſerer Hülfe verſichert." Der Hofjunker Georg Borchard erhielt Befehl, dieſen Brief ſammt der Sendung Pulver nach Stralſund zu überbringen. Insgeheim wurde er angewieſen, den Rath zu bearbeiten, daß er eine ſchwediſche Beſatzung verlange. Ein ſchriftliche Inſtruktion war zwar für ihn aufgeſetzt worden, aber man gab ſie ihm nicht mit, aus Furcht, daß der Geſandte den Kaiſerlichen in die Hände fallen möchte. Borchard kam glücklich den 17. Mai in Stralſund an, 14 Tage ſpäter traf ein neues Geſchenk von Seiten des Königs ein, beſtehend in 100 Tonnen Pulver, ſechs Kanonen, 100 Ochſen. Ueber den Erfolg ſeiner Unterhandlung werden wir ſogleich berichten.

Indeſſen war Guſtav's Flotte am 12. Mai von der ſchwediſchen Küſte abgefahren, ſie erreichte am 15. die Rhede von Pillau, wo der König ans Land ſtieg, den 19. begab er ſich nach Höft. Schon zehn Tage ſpäter, während Guſtav das Pfingſtfeſt zu Marienburg begieng, erſchienen zwei Geſandte der Stadt Stralſund, um ſchwediſche Hülfe zu erflehen. Ihr Geſuch ward mit großer Bereitwilligkeit gewährt. Die Oberſten Fritz Roslabin und Duval erhielten Befehl, auf der Stelle mit 600 Musketiren nach der bedrohten Stadt abzuſegeln. Im nächſten Buche werden wir zeigen, welche Dienſte ſie den Stralſundern geleiſtet haben. Des Königs Großmuth war nicht uneigennützig. Einer Seits durch Wallenſteins Kanonen, anderer Seits durch die Zureden der Offiziere Guſtav's in die Enge getrieben, mußte der Rath am 25. Juni 1628 einen Bundesvertrag mit Schweden abſchließen, in welchem die Worte ſtanden: Stralſund verbleibe für immer bei der Krone Schweden [2]). Abſichtlich hatten die königlichen Unterhändler dieſe Faſſung gewählt. Zwar war der Magiſtrat vorſichtig genug, den Vorbehalt zu machen, daß jener Ausdruck nur von der Treue der Stadt, als Bundesgenoſſin, verſtanden werden ſolle. Aber der Vorbehalt nützte nicht viel, denn Guſtav wandte Alles

---

[1]) Abgedruckt „Wallenſteins Briefe von Förſter" I, 230. — [2]) Geijer III, 148 flg.

auf, um Stralſund feſt zu halten. Unter dem 30. Juni ſchrieb [1]) er aus dem Lager von Dirſchau an den ſchwediſchen Reichsrath, daß er ſelbſt mit neun Regimentern nach Stralſund abzufahren gedenke. Letzteres Vorhaben unterblieb, weil ſich unterdeſſen Chriſtian IV. von Dänemark der Stadt annahm, aber ſpäter ſchickte Guſtav eine zweite Hülfsſchaar unter den Oberſten Nils Brahe und Lesley nach Stralſund, und dieſe wie ihre Vorgänger blieben in der Stadt, auch nachdem Wallenſtein die Belagerung aufgehoben hatte. So geſchah es, daß der König von Schweden volle zwei Jahre vor der Kriegserklärung wider den Kaiſer, einen wichtigen deutſchen Hafen in ſeine Gewalt bekam.

In Preußen ſelbſt begannen die kriegeriſchen Unternehmungen wegen des ſchlechten Wetters erſt gegen die Mitte Juni. Das ſchwediſche Heer zog ſich bei Dirſchau zuſammen. Hier erfuhr Guſtav, daß die Polen bei Meve ſich verſchanzt und eine Brücke über die Weichſel geſchlagen hätten. Um den Feind aus dieſer Stellung zu vertreiben, brach der König den 14. Juni mit 60 Kompagnien zu Fuß, 53 Schwadronen und dem Geſchütz über Marienburg nach Meve auf. Allein nachdem er das feindliche Lager beſichtigt, fand er, daß daſſelbe zu ſtark ſey, um überwältigt werden zu können. Guſtav zog es deßhalb vor, die Polen in ihrer Stellung zu laſſen, und indeß Danzig anzugreifen. Er kehrte alſo wieder um und erſchien den 26. Juni unvermuthet mit ſeinem ganzen Heere zwiſchen Danzig und Weichſelmünde. Ein Theil der Schweden wurde vor der Stadt aufgeſtellt, um die Bürger zu beſchäftigen und dem König freie Hand zu einem Streiche gegen Weichſelmünde zu laſſen. Vor dieſer Veſte lagen nämlich ſechs polniſche Kriegsſchiffe in der Weichſel. Guſtav zog mit einem Regimente Fußvolk und zehn Kanonen hart vor den Ort, und begann die Schiffe zu beſchießen. Bald flog eins derſelben in die Luft, nachdem die Pulverkammer von einer glühenden Kugel getroffen worden war, auch ein zweites gerieth in Brand und wurde vernichtet. Schon war auch ein drittes vom Feuer ergriffen, doch wurde es noch von der Mannſchaft der andern Schiffe gerettet. Dieſes und die drei übrigen entkamen nach Danzig. Einige Tage ſpäter rückte der König mit 2000 Mann in den Danziger Werder, wo das große Dorf Pruſt ganz ausgeplündert ward; noch mehrere Male wurden Verſuche gegen Danzig wiederholt, aber die Elemente ſchienen ſich gegen Guſtav verſchworen zu haben. In Strömen ſchoß der Regen faſt einen Monat lang herab, das Waſſer trat überall in den niedern Marſchgegenden aus, und verhinderte jedes militäriſche Unternehmen. Guſtav entſchloß ſich daher zu einem Zuge in

[1]) Geijer III, 148 flg.

das innere Land, um dadurch Koniecpolski zu nöthigen, daß er ſeine ſtarke Stellung bei Meve aufgebe. Zu dieſem Zwecke wurden zehn Regimenter Fußvolk, 60 Schwadronen Reiterei, 18 metallene und 22 lederne Stücke in der Gegend von Marienburg zuſammengezogen. Am 9. Auguſt brach Guſtav mit dieſer 15,000 Mann ſtarken Heeresmacht in der Richtung von Marienwerder auf, in welcher Stadt kurbrandenburgiſche Beſatzung lag. Sie wurde aufgefordert, die ſchwediſche Armee durch zu laſſen. Die Antwort lautete abſchläglich. Nun ließ Guſtav zwei Kanonen auf die Stadt abfeuern, und zu gleicher Zeit die Thore angreifen. Dieß wirkte. Die Schweden erhielten ungehinderten Durchzug. Von Marienwerder rückte der König über Garnſee nach dem Oſſafluſſe, in der Abſicht, ſich längs demſelben Straßburg zu nähern. Als Koniecpolski von dieſen Bewegungen der Schweden Nachricht erhielt, ſah er ſich gezwungen, ſein Lager bei Meve zu verlaſſen, um nicht von der obern Weichſel abgeſchnitten zu werden; er brach mit 8000 Mann auf, zog nach Graudenz hinauf, gieng dort über die Weichſel und lagerte ſich auf dem linken Ufer der Oſſa, gegenüber dem ſchwediſchen Heere, das nur durch den Fluß von den Polen getrennt war. Die obern Städte Culm, Thorn, Straßburg geriethen durch die Annäherung Guſtav's in großen Schrecken. Der Magiſtrat von Thorn, welcher glaubte, der Zug des Königs gelte ſeiner Stadt, ließ eilends die verfallenen Feſtungswerke ausbeſſern, und warb Soldaten. Beide Heere beobachteten einander eine Zeitlang. Den 13. Auguſt ließ Guſtav das Schloß Engelsburg beſetzen, das auf dem linken Ufer der Oſſa liegt; am 21. zog er ſelbſt mit dem ganzen Heere über dieſen Fluß, und bot den Polen, die eine ſtarke Stellung auf den benachbarten Höhen eingenommen hatten, die Schlacht an. Allein der Feind verließ ſeine Schanzen nicht, deßhalb bezogen die Schweden Abends ihr Lager wieder. Inzwiſchen hatte Guſtav den Feldmarſchall Herrman Wrangel die Weichſel hinuntergeſchickt, um das von Koniecpolski verlaſſene und nur von einer kleinen Garniſon vertheidigte Meve anzugreifen. Den 20. Auguſt erſchien Wrangel mit zwei Regimentern zu Fuß und 350 Reitern vor der Stadt und begann ſie zu beſchießen. Aber die Beſatzung leiſtete ſo tapfern Widerſtand, daß der Feldmarſchall am 26. unverrichteter Sache abziehen mußte. Hingegen glückte faſt um dieſelbe Zeit dem Grafen von Thurn ein Streich auf Neuburg. Vor Tagesanbruch wurde dieſes Städtchen von den Schweden überrumpelt. Die Sieger fanden eine überreiche Beute, die auf mehr als drei Tonnen Gold ſich belief; denn aus dem umliegenden Land waren die beſten Habſeligkeiten nach Neuburg geflüchtet worden.

Den 10. September erhielt der König eine willkommene Verſtärkung

durch ein Regiment, das ihm der Rheingraf Otto Ludwig zuführte. Dieſer deutſche Edelmann trat aus däniſchen Dienſten, in welchen er den unglücklichen Kriegszug Chriſtian's IV. von Dänemark gegen Tilly und Wallenſtein mitgemacht, unter Guſtav Adolf's Fahne. Am nämlichen Tage wurde Kriegsrath in dem ſchwediſchen Lager gehalten, über die Frage, ob man ſich gegen Thorn oder Straßburg wenden ſolle. Die Mehrzahl der Stimmen entſchied für Letzteres. Den 17. September erſchien das ſchwediſche Heer vor den Mauern von Straßburg; noch während der Nacht wurde an einer Brücke über die Drebniz, an welcher die Stadt liegt, gearbeitet, ſie wurde vollendet am 19., worauf ein Theil der Schweden über den Fluß ſetzte, und die Stadt auch auf der Südſeite einſchloß. Sofort begann die regelmäßige Belagerung. Am 21. hatten ſich die Schweden bis unter die Mauern des Schloſſes genähert, und beſchoſſen es in der Frühe mit Kanonen, gegen Mittag ward eine Mine unter den Halbmond getrieben, der das Schloß deckte. Guſtav ſchickte, ſobald ſie fertig war, einen Trompeter in die Stadt, benachrichtigte die Beſatzung von der Gefahr, in der ſie ſchwebe, und ließ ihr gute Bedingungen anbieten, wenn ſie ſich ergeben wolle. Der Kommandant, ein Franzoſe, Namens Montagne, erbat ſich Bedenkzeit, welche auch bewilligt wurde; allein die Belagerten benützten dieſen Stillſtand blos dazu, die Mauerlücken wieder herzuſtellen und ſich zu kräftigem Widerſtand vorzubereiten; nach Verfluß einer Stunde begannen ſie das Kanonen- und Gewehrfeuer von Neuem und verwundeten und tödteten den Schweden viele Leute. Jetzt ließ Guſtav die Mine unter dem Halbmond ſprengen. Zugleich eröffneten die Schweden aus allen Stücken ein heftiges Feuer, das bis zum andern Morgen fortgeſetzt wurde.

Am 22. September bei Anbruch des Tages, als das ſchwediſche Geſchütz noch gegen die Stadt ſpielte, erſchien das polniſche Heer unter Koniecpolski im Angeſichte der Belagerer, um Straßburg zu entſetzen. Sogleich zog der König mit allen Truppen, die nicht zur Einſchließung der Stadt unumgänglich nöthig waren, dem Feinde entgegen und bot ihm ein Gefecht an. Koniecpolski nahm es jedoch nicht an, ſondern begnügte ſich durch Signale die Garniſon von Straßburg zu benachrichtigen, daß er zu ihrer Befreiung erſchienen ſey. Die Schweden behaupteten während des ganzen Tages ihre Stellung gegenüber dem feindlichen Heere, jeden Augenblick bereit zu ſchlagen. Am Abende wurde eine neue Mine in derſelben Gegend, wie die geſtrige, geſprengt, mit gleichem Erfolg. In der Frühe des 23. zeigte es ſich, daß die Mauerlücke, in Folge der vereinten Wirkung des Geſchützes und der Minen breit genug war, um vier Wagen in einer Linie durchzulaſſen. Noch wurden an dieſem Tage zwei

weitere Minen auf einer anderen Seite angelegt, und das Beſchießen mit den Kanonen fortgeſetzt. Gegen Abend ſprangen die Minen und ſtürzten die ganze Vorderſeite des Schloſſes um. Die Schweden ſetzten ſich in den Ruinen feſt. Unmöglich konnte ſich nun die Garniſon länger halten. Am 24. Mittags verlangte der Kommandant zu kapituliren, er bat um freien Abzug mit allem Geſchütz, Gepäck und fliegenden Fahnen. Sein Anſuchen ward bewilligt und ſogleich ſtellten die Belagerten Geißeln für Aufrechthaltung der Kapitulation.

Jetzt erſt, nachdem es zu ſpät war, verſuchte Koniecpolski eine ernſtliche Diverſion. Am 25. Morgens frühe um fünf Uhr griff er das verſchanzte Lager der Schweden an, ward aber nachdrücklich zurückgewieſen, und mußte die Flucht ergreifen, auf welcher ihn Guſtav eine gute Weile verfolgte. Eine Stunde nach dieſem Siege begab ſich der ſchwediſche Hofmarſchall Dietrich von Falkenberg mit mehreren hohen Offizieren in die Stadt, um die Kapitulation zu vollſtrecken. Die Beſatzung, die etwa aus 500 Mann meiſt Reitern beſtand, erhielt, wie es ausgemacht war, freien Abzug mit allen Ehren. Sie hatte ihre Pflicht gethan. Dennoch wurde der Kommandant Montagne, nachdem er im polniſchen Lager angekommen, ſogleich vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt. Schon am 26. September fiel ſein Kopf. Koniecpolski wollte ein Opfer haben.

Gleich zu Anfang der Belagerung war der Hofmarſchall Dietrich von Falkenberg [1]) mit 20 Kompagnien Reitern und 1000 Musketiren vom Könige in das benachbarte Maſovien geſchickt worden, um Schrecken im Herzen Polens zu verbreiten. Falkenberg führte ſeinen Auftrag

[1]) Die früheren Lebensgeſchichten Guſtav Adolf's, namentlich Walter Harte und Mauvillon, wimmeln von falſchen Angaben über den preußiſchen Krieg. So läßt Harte den König in eigener Perſon bis an die Thore von Maſovien (das doch keine Stadt, ſondern eine Woiwodſchaft iſt) und Warſchau ſtreifen, auch eine ganze Schaar liebreizender Frauen und Mädchen gefangen nehmen, die er wie ein zweiter Scipio gegen die Gelüſte ſeiner Soldaten ſchützt. Mauvillon verbeſſert den Fehler ſeines Vorgängers in geographiſcher Hinſicht, und in ſofern er behauptet, der Oberſt Baudiſſen habe dieſen Streifzug befehligt. Er folgt hierin Khevenhüller, der (Annales Ferdinand. Th. XI. S. 409.) berichtet: „Nach Eroberung der Stadt Straßburg ſchickte der König den Oberſt Baudiß, zu dem ſich ein evangeliſcher, aber von Sigismund verbannter, polniſcher Herr gethan, mit einigem ſchwediſchen Volke in das Herzogthum Maſovien.“ Es mag ſeyn, daß Baudiß mit bei der Expedition war, aber er kommandirte ſie nicht, denn das Tagebuch Guſtav Adolf's, dem wir in Beſchreibung der preußiſchen Feldzüge Schritt vor Schritt folgen, nennt (Lettres de G. A. S. 77.) ausdrücklich den Hofmarſchall Dietrich von Falkenberg als Befehlshaber des Zuges.

glücklich aus, er kam zu Ende der Belagerung mit einer großen Maſſe zuſammengeraubter Lebensmittel in das ſchwediſche Lager zurück, das deren ſehr bedurfte. Noch günſtiger für die Schweden als der materielle Vortheil dieſes Zugs war der Eindruck, den er auf die Gemüther der Polen machte. Sigismund hielt ſich kaum mehr in ſeiner Hauptſtadt ſicher.

In aller Schnelle wurden die Werke von Straßburg wieder hergeſtellt. Man hatte in dem Orte nichts als einige tauſend Fäſſer Gerſte und Roggen gefunden, an ſonſtigen Lebensmitteln fehlte es dem ſchwediſchen Heere, alle Orte ringsum waren ausgeplündert. Der König mußte daher auf den Rückzug denken; er ließ 400 Mann in der Stadt als Beſatzung zurück, und brach mit dem Heere am 30. September nach der Seeküſte auf. Der Zug gieng über deutſch Eylau, wo das ſchwere Geſchütz wegen der gänzlich verdorbenen Wege unter guter Bedeckung zurückgelaſſen wurde, nach Liebenmühl, der Stadt Holland zu. Unterwegs erlitten die Schweden einen kleinen Verluſt. Der Oberſt Baudiſſen hatte nämlich von Guſtav Befehl erhalten mit ſeinen Reitern das Städtchen Oſterode zu beſetzen. Allein die Polen waren ihm ſchon zuvorgekommen. Ohne zu wiſſen, daß der Feind 32 Kompagnien Reiterei und 1000 Mann Fußvolk ſtark ſey, grief ihn Baudiſſen den 13. Oktober an. Seine Reiter fochten mit gewohnter Tapferkeit, allein ſie wurden auf den Flanken durch die polniſchen Musketire, die in einem Gehölze verſteckt waren, mit einem mörderiſchen Feuer empfangen, von vornen brach die an Zahl vielfach überlegene polniſche Reiterei auf die bedrängten Schweden ein. Etwa 250 Mann fielen, Baudiſſen ſelbſt wurde, nachdem er mehrere Schüſſe in Arme und Beine erhalten, gefangen genommen. Nur wenige entkamen durch die Schnelligkeit ihrer Roſſe. Guſtav machte das Unglück des Oberſten in ſofern wieder gut, als er am 14. Oktober das Städtchen Oſterode an der Spitze von 4000 Mann einnahm. Damit ſchloß der Krieg des Jahrs 1628. Das ſchwediſche Heer wurde in die Winterquartiere gelegt. Guſtav ſelbſt reiste am 22. Oktober nach Pillau, von wo er ſeiner Gewohnheit gemäß nach Schweden überſetzte.

Der Feldzug von 1628 war weniger reich an kriegeriſchen Thaten, als die früheren. Dieß kam daher, weil Koniecpolski, durch die Erfahrung der vorangegangenen Jahre geſchreckt, mit äußerſter Vorſicht verfuhr und ſich auf die Vertheidigung beſchränkte. „Der Feind," ſchreibt [1]) Guſtav unter dem 13. Okt. 1628 an den Reichskanzler, „kämpft mit einer neuen Kunſt, treibt Vieh und Leute weg, aber flieht die Schlacht, wie das Feuer." Gleichwohl drückte die Laſt des Kriegs viel ſchwerer auf das arme Preußen, als während der früheren

---

[1]) Geijer III, 131.

Feldzüge. Aufs Aeußerſte erbittert durch die Hartnäckigkeit Sigismund's, einen Kampf fortzuſetzen, zu deſſen tüchtiger Führung es ihm an allen Mitteln gebrach, ſah der König den Gewaltthaten ſeiner Soldaten nicht blos durch die Finger, ſondern er ermunterte ſie. Das Tagebuch des Feldzugs berichtet mehr als einmal, daß Plünderung anbefohlen worden ſey. Das Beiſpiel Wallenſteins, auf das ſich Guſtav in der oben mitgetheilten Urkunde beruft, blieb, wie man ſieht, nicht ohne Wirkung. Freilich war dieß das kräftigſte und vielleicht einzige Mittel, den Frieden zu erzwingen, denn man durfte erwarten, daß die Preußen, voll Verzweiflung über den Ruin ihres Landes, den König von Polen ſo lange mit Bitten um Beendigung des Krieges beſtürmen würden, bis Sigismund nachgäbe. Weithin waren die Fluren verwüſtet, eine Menge Dörfer und Städtchen zerſtört, und viele Tauſend Laſtthiere, welche beide Heere um die Wette den armen Einwohnern wegnahmen, umgekommen. Bei dem polniſchen wie bei dem ſchwediſchen Heere herrſchte Mangel. Dieſer, im Bunde mit der ungünſtigen und naſſen Witterung des Jahres 1628 hatte mörderiſche Krankheiten zur Folge. Mehr als 1000 ſchwediſche Soldaten ſtarben, etliche tauſend Kranke lagen in den beſetzten Städten herum, eine gute Anzahl derſelben wurde zu Ende des Jahres nach Schweden geſchickt, um dort beſſer verpflegt zu werden. In einem Briefe [1]) vom 10. September 1628 entwirft Salvius folgende düſtere Schilderung des Standes der Dinge: „Offiziere, die 30 Jahre gedient, wiſſen nie von einem ſolchen Zuſtande unſeres Heeres. Der Abgang beträgt allbereits über 5000 Mann, ſeit wir von Oſſa fortgezogen, und unſere Schweden reißen noch täglich aus. Die Fremden (Söldner) ſind ſo unwillig, daß man nur Meutereien zu erwarten hat, und wir beſitzen keine Mittel, ſie willig zu machen. Der König hat Nichts in Preußen unternehmen können, aus Furcht deutſcher Seits. Im Lande iſt Alles elend, keine guten Quartiere; vier Häuſer auf ein Regiment; die Wege ſo ſchlecht, daß man des Tags keine halbe Meile mit den Stücken fortkommen kann. Der Feind haut nach und ſchneidet alle Zufuhr ab.“ Unter den Opfern des Feldzugs befand ſich auch der junge Graf Franz Thurn, der den 4. Oktober zu Straßburg an den Maßern ſtarb.

Die Unterhandlungen ruhten auch während dieſes Sommers nicht, aber ſie waren erfolglos, wie immer, ſo daß wir den Raum zu verſchwenden fürchteten, wenn wir Näheres darüber berichten wollten. Gegen Ende des Jahres machte Sigismund wieder Miene, die dringenden Bitten der preußiſchen Stände um Beendigung des Kriegs zu erhören. Bevollmächtigte

---

[1]) Geijer III, 131.

wurden von beiden Seiten ernannt, und der Kurfürſt von Brandenburg bot ſeine Vermittlung an. Allein ſchon bei der erſten Zuſammenkunft zerſchlug ſich das Geſchäft und der polniſche Hof verſchob die Entſcheidung auf den nächſten Warſchauer Reichstag, der im Januar 1629 zuſammentreten ſollte. Dieſer Reichstag aber hat aus Gründen, die erſt unten entwickelt werden können, eine außerordentliche Steuer zu Fortſetzung des Kriegs bewilligt [1]).

Es bedurfte alſo noch einmal der Waffen, um den Frieden zu erobern. Die Operationen begannen dießmal ſchon Ende Januar 1629 in Abweſenheit des Königs. Oxenſtierna, der wieder wie früher zum Statthalter in Preußen eingeſetzt war, beſchloß nämlich mitten im Winter die Beſatzung von Straßburg, die an Munition und Lebensmitteln Mangel litt, und als der vorgeſchobenſte Poſten der Schweden von den umliegenden polniſchen Garniſonen hart bedrängt wurde, zu verſtärken und mit Vorräthen zu verſehen. Zugleich ſollte das ſchwere Geſchütz des Königs, das, wie wir ſchon berichtet, im Spätherbſt 1628 beim Rückzuge Guſtav's in deutſch Eylau zurückgelaſſen, und während des Winters in das ſichere Städtchen Oſterode gebracht worden war, nach Elbing zurückgeführt werden. Günſtig für das Unternehmen der Schweden war der Umſtand, daß ſich der einzige fähige General der Polen, Koniecpolski, gerade damals in Warſchau beim Reichstage befand. Ohne an die Möglichkeit eines Ueberfalls mitten im Winter zu denken, hatte er das Kommando während ſeiner Abweſenheit einem vornehmen Offiziere vom gewöhnlichen Schlag übertragen. Den Oberbefehl über die ſchwediſche Heeresabtheilung, die zu der Expedition beſtimmt war, erhielt der Feldmarſchall Herman Wrangel. Sie beſtand aus etwa 6000 Mann, zuſammengeſetzt aus den Truppen des Rheingrafen, der Oberſten Ekholz, Zacharias Pauli, Baudiſſen, Streif, Teufel, (die beide wieder aus polniſcher Gefangenſchaft befreit waren) Hans Wrangel, Ramſay, Behnen, Oppelen, Muscampt, Ehrenreuter, Root und Axel Lillia. Der Reichskanzler hatte ſich vor dem Beginn des Zugs mit dem Feldmarſchall perſönlich über den Operationsplan verſtändigen wollen, da aber die Umſtände dieſe Zuſammenkunft nicht geſtatteten, ſo ſchickte er ihm in Form eines Gutachtens ſeine Anſicht über die Sache oder vielleicht richtiger ſeinen Befehl zu, woraus erſichtlich iſt, wie groß die Vollmacht Oxenſtierna's und ſein Anſehen über die Generale war. Am 29. Januar hatten ſich alle ſchwediſchen Truppen in Oſterode um die Perſon des Feld-

---

[1]) Ueber die Friedensverhandlungen des Jahrs 1628 giebt Lengnich S. 219 flg. urkundlichen Bericht.

marſchalls vereinigt. Die Befehle wurden an die Chefs ausgetheilt. Es mußte große Vorſicht angewandt werden, theils damit der Feind die Abſichten der Schweden nicht erfahre, theils weil eine Menge Laſtwagen mit den Truppen zog, die den Zug ſehr beſchwerlich machten, und den Ueberfällen des Feindes leicht eine Blöße darbieten konnten. Man rückte in einer künſtlichen Schlachtordnung vor, um den Polen, von denen man noch nicht wußte, wo ſie ſich ſtellen würden, überall das Gefecht anbieten zu können. Der Rheingraf genoß die Ehre, die Vorhut zu führen. Den 30. Januar brach das kleine Heer von Oſterode in der Richtung von Straßburg auf. Vorher war beſchloſſen worden, nicht den kürzeren Weg längs der Drebniz, die aus einem See gleichen Namens herauskömmt, um ſich weſtlich von Straßburg in die Weichſel zu ſtürzen, ſondern den längern über Löbau und Lautenburg einzuſchlagen. Denn dieſe längere Linie ſchien ſicherer, und bot auch weit mehr Hülfsmittel dar, weil die Umgegend noch nicht in den früheren Feldzügen ausgeſogen war.

Nachdem man den ganzen Tag über mit polniſchen Koſaken, die ſich auf den Flanken zeigten, kleine Gefechte geliefert, trafen die Schweden Abends in dem Dorfe Grabau, unweit Löbau, eine große Anzahl Feinde. Die Truppen verlangten, daß der Feind noch in der Nacht angegriffen werden ſolle. Der Feldmarſchall gab Anfangs dem Ungeſtümm der Soldaten nach, und ſchickte dem Rheingrafen Befehl zu, das Dorf zu ſtürmen. Aber bald zeigte es ſich, daß nur ein ſehr ſteiler mit Eis bedeckter Fußpfad hinanführe, und daß der Feind aus dem benachbarten Löbau leicht Verſtärkungen an ſich ziehen könne. Hermann Wrangel fürchtete daher, ſeine Leute möchten in der Nacht und in einer unbekannten Gegend zu ihrem Nachtheil fechten, und nahm den Befehl zum Angriff zurück. Er verfügte ſich ſelbſt in eigener Perſon zu dem Rheingrafen, der voll Kampfbegierde mit ſeiner Abtheilung am Fuße jenes Pfades ſtand. Wider ſeinen Willen verzichtete der jugendliche Führer der Vorhut auf den Angriff. Das ſchwediſche Hauptquartier übernachtete ungeſtört von den Feinden in Kaslniz [1]). Im Verlaufe des vorigen Tages hatte man einige Koſaken gefangen genommen, von denen man erfuhr, daß die Polen von allen Seiten ihre Truppen in Neumarkt zuſammenziehen, um dem ſchwediſchen Feldmarſchall den Weg nach Straßburg zu verlegen.

Den 31. Januar brach das ſchwediſche Heer über Sczepanke [2]) nach Praudtniz auf. Während des ganzen Marſches zeigten ſich Schaaren

---

[1]) So heißt es im Tagebuch (Lettres de G. A. S. 100 flg.) wahrſcheinlich ſtatt Kaſanen. — [2]) So haben wir geſetzt, ſtatt Hellepark, wie es im Tagbuche (Lettres de G. A. S. 103.) heißt.

polniſcher Koſaken auf den Flanken, doch ohne den Tag über etwas zu wagen, erſt gegen Abend verſuchten ſie es, einen Theil der Proviantwagen anzufallen. Sie wurden aber mit Nachdruck von dem Rheingrafen zurückgewieſen, der den Feind mit einer kleinen Abtheilung Reiter über eine Stunde Wegs verfolgte. Schon wollte der Feldmarſchall den Soldaten in den benachbarten Dörfern das Nachtquartier anweiſen laſſen, als man erfuhr, daß die Polen etliche Kompagnien abgeſchickt hätten, um das Städtchen Lautenburg zu beſetzen. Der Feldherr beſchloß daher Lautenburg noch in dieſer Nacht angreifen zu laſſen. Vier Schwadronen Reiter unter Hans Wrangel und Zacharias Pauli wurden zu dieſer Unternehmung beordert. Sie erhielten Befehl, die Stadt nicht zu plündern, ſondern Quartier für das ganze Heer zu bereiten; bis dieſes ankommen würde, ſollten ſie außerhalb des Städtchens bleiben. Hans Wrangel traf begleitet von allen Quartiermeiſtern Abends um 7 Uhr vor Lautenburg ein. Er ſchickte einige Dutzend Reiter hinein, um zu ſehen, ob der Feind drinn ſey; nur ein einziger Schuß wurde auf ſie abgefeuert. Die Polen hatten den Ort bereits geräumt, man fand blos noch 8—10 ihrer Soldaten, welche niedergeſtoßen wurden. Sogleich beſetzten die Schweden den Ort, und begannen zu plündern, ohne des gemeſſenen Befehls zu gedenken. Abends 10 Uhr kam das Heer in gutem Stande nach, ob man gleich an dieſem Tage neun Stunden zurückgelegt hatte. Man berathſchlagte im ſchwediſchen Hauptquartier, ob man nicht am folgenden Tage den Truppen Ruhe gönnen ſolle, was um ſo nöthiger ſchien, da auch die Pferde gegrifft werden mußten. Allein man erfuhr von den Gefangenen, daß am nächſten Tage ein ſchwieriger Paß bei dem Dorfe Schukow über ein Flüßchen, welches den Namen „Printz" führt, zu beſtehen ſey, und daß der Feind an Verhauen arbeite, um den Weg von Lautenburg nach letzterem Orte zu verrammeln. Daher ward beſchloſſen, am andern Morgen weiter zu ziehen, damit die Polen nicht Zeit bekämen, ihr Vorhaben auszuführen. Den 1. Februar, als das Heer eben abziehen wollte, zündete ein finniſcher Reiter das Städtchen Lautenburg an, das in Flammen aufgieng. Der Thäter wurde ſogleich ergriffen und hingerichtet. Eine Stunde Weges vor dem Dorfe Schukow fand man die Straße, die durch ein Gehölz führte, wirklich mit Bäumen verrammelt, doch war der Verhau noch lange nicht ausgedehnt genug, um die Schweden aufzuhalten. Der Rheingraf drang an der Spitze einiger Schwadronen ſeitwärts durch den Wald vor, und gelangte auf die Ebene von Schukow. Das Fußvolk rückte auf der Heerſtraße nach, ſobald die Bäume weggeräumt waren. Auf dem Saum der Ebene dieſſeits der Printz ſtanden die Polen in Schlachtordnung. Als ſie die Schweden aus dem Walde hervorbrechen ſahen, ver-

brannten ſie die Brücke über den Fluß in ſolcher Eile, daß drei Schwadronen deutſcher Reiter mit etlichen Munitionswagen dieſſeits blieben und abgeſchnitten wurden. Die Schweden fielen über dieſe verlornen Kinder her, die ohne Ausnahme entweder gefangen genommen oder niedergehauen wurden. Indeß brach die Nacht herein, ſo daß man Nichts weiteres unternehmen konnte. Die Schweden bezogen daher Quartiere in Schukow. Während der Nacht wurde von den Finnen die Brücke wiederhergeſtellt. Der Uebergang war gefährlich. Das Flüßchen, das aus dem benachbarten Maſovien kommend, zwei Meilen oberhalb Straßburg ſich in die Drebnitz ergießt, iſt nicht breit aber ſehr tief. Meiſt ſind die Ufer von Sümpfen umgeben, die, weil ſie lebendige Quellen haben, an vielen Orten nicht gefrieren. Wo keine Sümpfe ſind, theilt die Printz ſich in zwei oder mehrere Arme, welche kleine Inſeln umſchließen. Die Schweden mußten daher zwei Brücken ſchlagen; zwiſchen beiden lag ein kleines Gehölz auf einer Inſel. Jenſeits der zweiten Brücke erhoben ſich ſteile Höhen, gekrönt auf ihrem Scheitel von etlichen wohlverſchloſſenen Häuſern, die vom Feinde beſetzt waren. Die Schweden mußten daher dieſe Berge erſt hinanklimmen, ehe ſie das Gefecht eröffnen konnten. Links von den Höhen zog ſich eine halbe Stunde Wegs lang ein Wäldchen hin, in welchem ſich mehrere nach der Brücke führende Wege kreuzten. Auch dieſes Gehölz war von den Polen beſetzt. Am andern Morgen, den 2. Februar, erhielt der Oberſt Ekholz Befehl den Lauf der Printz zu unterſuchen, und wo möglich einen Ort, der zum Uebergang beſſer geeignet wäre, ausfindig zu machen. Er traf den Fluß eine Stunde weit hin ohne Eis, an andern Stellen mit einer Eisrinde bedeckt, die aber zu ſchwach war, um das Geſchütz zu tragen. Nichtsdeſtoweniger wurde beſchloſſen, der Kampfluſt des Soldaten Raum zu geben und dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Die Polen ſtanden jenſeits des Fluſſes etwa 4000 Mann ſtark. Der Kaſtellan von Kaminiec, Potowski, führte in Abweſenheit des Generals Koniecpolski den Oberbefehl. Unter ihm ſtanden fünf Oberſten, Kaſſekowski, Kallenowski, Abrahamowicz, Juditski und Friederich Denhof. Letzterer führte den Befehl über die Reiterei, Juditski über das Geſchütz.

Am Morgen des 2. Februar ſetzten ſämmtliche ſchwediſche Musketire mit einer kleinen Schaar Reiter über die erſte Brücke, und verſchanzten ſich in dem kleinen Gehölze auf der Inſel. Kaum war dieß bewerkſtelligt, als ſie das Feuer gegen den Feind begannen, der jenſeits des andern Flußarmes in dem Wäldchen und auf den Höhen ſtand. Zwei Zwölfpfünder unterſtützten das Gewehrfeuer. Nun rückten die Oberſten Ehrenreuter, Klitzing, Axel Lillia und Ramſay gegen die zweite Brücke

vor (ſie hieß die Neburski-Brücke); die beiden erſten ſollten in das Wäldchen einbrechen, die zwei andern die Höhen angreifen. Als die feindlichen Musketire, welche in dem Walde lagen, die Gefahr herannahen ſahen, zogen ſie ſich zurück, ſey es aus Furcht, ſey es, weil ſie von Potowski Befehl erhalten hatten, dieß zu thun. Alsbald ſtürmten die Schweden die zweite Brücke. Im Augenblick war der Wald genommen. Eine zweite Abtheilung wandte ſich gegen die Höhen, auch dieſe wurden ſchnell genommen, da die ſchwediſchen Musketire, ſobald ſie die Flanke durch die Beſetzung des Waldes gedeckt ſahen, unaufhaltſam vordrangen. Auf Flintenſchuß Weite ſtand die ſchwediſche Vorhut dem Feinde, bereits in günſtiger Stellung, gegenüber. Auch das übrige Heer rückte ſchnell nach. Der Feind, außer Faſſung gebracht durch das ſchnelle Anrücken der Schweden, blieb Anfangs unbeweglich, man hörte keinen Trompetenſchall und keinen Trommler ſchlagen, bis die Schweden aus ihren herübergebrachten Kanonen zu ſchießen begannen. Jetzt ſah man, daß er ſeine Stellung ändern wollte; unaufhörlich bewegten ſich ſeine Schaaren hin und her zum deutlichen Beweis, daß der feindliche Feldherr die Faſſung verloren und nicht mehr wußte, was er thun ſollte. Potowski war darauf verfallen, die Taktik Guſtav Adolf's nachzuahmen, d. h. jene Stellung, welche mit dem Schachbrett verglichen worden iſt, und welche zwiſchen den verſchiedenen Truppenabtheilungen Zwiſchenräume läßt, um die Soldaten der zweiten Linie nach Belieben in die erſte, oder umgekehrt zu verſetzen.

Schon hatten die Schweden die Kanonade eine halbe Stunde fortgeſetzt, als endlich auch Potowski ſeine Artillerie auffahren ließ. Er ſchoß aus vier Sechspfündern, jedoch ohne den Schweden Schaden zu thun. Nachdem mittlerweile vollends auch die ſchwediſche Nachhut über beide Flußarme herübergekommen war, eröffnete Teufel mit ſeinen Musketiren die Schlacht, indem er das auf dem rechten Flügel gelegene und vom Feind beſetzte Dorf Zaporowa angriff. Der Feind ſteckte es in Brand, und fiel dann mit etlichen Schwadronen Huſaren auf das Fußvolk Teufels, das die Polen mit einem lebhaften Gewehrfeuer empfieng. Sogleich eilten Streiff und Hans Wrangel dem angegriffenen Fußvolk mit ihren Reitern zu Hülfe. Der Feind warf ſich jetzt mit all ſeiner Macht den ſchwediſchen Dragonern entgegen; als er ſie nicht durchbrechen konnte, ſtürzte er in wilder Flucht davon. Das übrige polniſche Heer war während dieſes Kampfes auf ſeinem linken Flügel unthätiger Zuſchauer geblieben. Als es ihn geworfen ſah, hielt das Centrum dem Angriffe des Rheingrafen, der mit vier Kompagnien einbrach, nicht mehr Stand. Die Schlacht war gewonnen. Alles ſtürzte in wilder Flucht davon, die Schweden unaufhaltſam hinter den Fliehenden her. Hinter der Stellung, welche

die Polen am Morgen dieſes Tages eingenommen hatten, dehnte ſich eine lange Fläche aus, die durch einen Wald begränzt war. Zwei Stunden tief in dieſen Wald hinein verfolgten die Schweden den Feind; ſo oft er ſich auch wieder zu ſammeln und die Stirne zu bieten verſuchte, ward er jedesmal wieder geworfen und davon gejagt. Alle Musketire, ſoviel ihrer dem Schwerte entgangen waren, ein großer Theil der Huſaren und der deutſchen Dragoner mit der ganzen Artillerie fielen den Siegern in die Hände.

Das eigentliche Schlachtfeld deckten nur 130 todte Feinde, lauter ſchöne Männer, wie der ſchwediſche Bericht ſagt [1]), aber die Ebene hinter der Linie und der Wald, durch den die Flüchtigen davon gerannt, ſchien mit Leichen beſät. Im Walde war es, wo die Polen den größten Schaden erlitten, mehr als 600 wurden daſelbſt erlegt, ebenſoviele gefangen. Der ganze Verluſt der Polen an den verſchiedenen Orten, wo gekämpft worden war, oder wohin ſich die Flucht gewandt hatte, belief ſich auf 2000 Gefangene und 1000 Todte, eine ungeheure Einbuße, wenn man bedenkt, daß die Polen nur 4000 Mann ſtark geweſen waren. Nach Lengnich's preußiſcher Geſchichte [2]), einer trefflichen Quelle für den preußiſchen Feldzug, rechneten die Schweden ihrer Seits, außer den Verwundeten, nur 46 Todte, was übertrieben ſeyn mag. Der Bericht in dem Tagebuche ſchweigt ganz über den Verluſt der Schweden. Wir wollen noch bemerken, daß Lengnich, der nur aus preußiſchen und polniſchen Archiven ſchöpfte, genau mit den Angaben des Tagebuchs übereinſtimmt, was ein ſchöner Beweis für die Glaubwürdigkeit des Mannes iſt.

Nachdem die Schweden die Verfolgung mehrere Stunden lang fortgeſetzt hatten, ließ der Feldmarſchall bei Einbruch der Dunkelheit die ſiegreichen Truppen zurückrufen, und nahm ſein Quartier in dem Städtchen Gorzno, wo die Polen die Nacht zuvor zugebracht hatten. Das Gefecht trägt von dieſem Orte ſeinen Namen. Noch am Abende ward Kriegsrath gehalten über die Art und Weiſe, auf welche der Sieg benützt werden ſollte. Die Meinungen waren getheilt. Es fragte ſich 1) ob man den Feind noch weiter verfolgen, 2) ob man ſich der Städte Neumarkt, Löbau und des Bisthums Culm bemächtigen, 3) ob man Thorn oder eine andere feſte Stadt an der Weichſel angreifen, 4) endlich ob man ſich mit den bereits errungenen Vortheilen begnügen und in die alten Quartiere zurückkehren ſolle, nachdem zuvor Straßburg verproviantirt worden wäre. Die Mehrzahl der Offiziere und die ganze Reiterei war für letztere Anſicht. Man berief ſich darauf, daß den Pferden nothwendig Ruhe gegönnt werden

---

[1]) Lettres de G. A. S. 113. — [2]) S. 223.

müſſe, und daß es unmöglich ſeyn würde, mit ihnen in ihrem jetzigen erſchöpften Zuſtande den Dienſt fortzuſetzen. Die Befreiung von Straßburg ſey der urſprüngliche Zweck des Zuges geweſen, bei dem man ſtehen bleiben ſolle. Auch der Name des Königs wurde eingemiſcht. Es ſey Pflicht des Feldmarſchalls, die Truppen während der Abweſenheit Guſtav's zu ſchonen, damit er ſie friſch und in voller Kraft antreffe, wenn er mit Anbruch des Frühjahrs wieder aus Schweden zurückkomme. Hauptſächlich war es die Rückſicht auf die Pferde, was den Ausſchlag für dieſe Meinung gab. Denn man muß wiſſen, daß die Reiter damals mit ihren eigenen Roſſen dienten, daher bei der Reiterei größere Beſorgtheit für das Leben dieſer koſtbaren Thiere. Vielleicht mag auch Eiferſucht der übrigen Chefs mituntergelaufen ſeyn, die es nicht gerne ſahen, wenn der Feldmarſchall Wrangel, außer dem Ruhme des glänzenden Sieges von Gorzno, auch noch eine unbeſtimmbare Reihe von Früchten deſſelben eingeärndet hätte. Doch bewirkte der Reichthum der Stadt Thorn und die Beute, die man dort zu machen hoffte, daß beſchloſſen wurde, im Rückwege einen Angriff auf dieſe wichtige Stadt zu verſuchen.

Gorzno war blos zwei Meilen von Straßburg entfernt, und der Weg durch den am 2. Februar erfochtenen Sieg offen. Am Morgen des 3. zog das Heer in das befreite Straßburg ein, ſetzte ſich aber ſogleich, nachdem der mitgebrachte Proviant und Schießvorrath abgeliefert war, wieder in Bewegung auf dem Weg nach Schönſee und Thorn. Etwa 1000 Mann Fußvolk und Reiterei blieben in Straßburg, um die Beſatzung zu verſtärken. Auch ein Theil der Gefangenen wurde hineingelegt, der Reſt derſelben unter guter Bedeckung nach Oſterode zurückgeſchickt. Schönſee, das etliche Stunden Wegs weſtlich von Straßburg liegt, nahmen die Schweden am 4. ein. Man rückte von da auf Golup, wo ſich, wie es hieß, ſieben Kompagnien der bei Gorzno geſchlagenen Polen geſammelt hätten, und durch einen Theil der Leibwache des Königs von Polen verſtärkt worden ſeyen. Der Oberſt Hunken führte an dieſem Tage die Vorhut. In der Nähe der Stadt traf er einen Schwarm Koſaken und verfolgte ihn bis an die Thore, durch welche er ſogleich eingedrungen wäre, hätte er nicht gefürchtet, daß feindliches Fußvolk in der Stadt verſteckt ſey. Die Schweden warteten etwa eine Viertelſtunde; als alles ſtill blieb und ſich kein Feind zeigte, ſteigt Hunken vom Pferde, und dringt, die Piſtole in der Hand, an der Spitze von 60 abgeſeſſenen Dragonern in das Städtchen ein, ohne einen Feind zu finden; denn die Koſaken hatten ſich durch das weſtliche Thor aus dem Staube gemacht, während die Schweden vor dem öſtlichen weilten. Golup beſaß ein feſtes Schloß, gebaut nach Art des Marienburger. Man ließ das ſchwere Gepäck

und einen Theil des Wagenzugs ſammt den vier bei Gorzno eroberten Kanonen unter dem Schutze einer hinreichenden Beſatzung in Golup zurück, und ſetzte am folgenden Tage den Marſch fort. Den 6. Mittags erſchien das ſchwediſche Heer vor Thorn.

Oben wurde berichtet, daß der Magiſtrat ſchon im vorigen Jahre die Feſtungswerke hatte ausbeſſern laſſen. Ein hoher Erdwall umgab die innere Stadt. Die Vorſtädte waren mit Außenwerken verſehen, die aber einen viel zu großen Raum einnahmen, um von der kleinen Beſatzung — nur etwas über 300 Mann betragend — behauptet werden zu können. Das ſchwediſche Fußvolk unter Teufel, Root und Klitzing drang ſogleich in die Außenwerke ein, worauf die Vorſtädter ſich über die gefrorene Weichſel nach Dieban flüchteten. Sechs eiſerne Kanonen fielen den Schweden in die Hände. Ein guter Theil der Vorſtädte gieng, von den Stadtſoldaten angezündet, ſogleich in Rauch auf. Der Schaden an Häuſern, Gärten und Waaren, den der Brand verurſachte, wurde auf Millionen geſchätzt. Der Feldmarſchall ließ hierauf das Katharinenthor angreifen. Es gelang die zwei erſten Thorflügel mit Petarden zu ſprengen, aber der dritte war ſo ſtark, daß die Schweden nichts dagegen ausrichten konnten. Nun wandte ſich der Feldmarſchall gegen das Culmer Thor, das weniger ſtark war. Auch auf dieſer Seite wurden die erſten Zugänge geſprengt, über den dritten und letzten zu kommen verhinderte der Stadtgraben. Indeß fanden die Schweden die Oeffnung einer Wendeltreppe, die nach dem Thorthurm führte. 30 Muskètire unter den Hauptleuten Arvid Wittenberg und Thure Breman erhielten den gefährlichen Auftrag, hinaufzuſteigen; ſie führten ihn muthig aus, fanden aber bloß zehn Mann oben, welche ſie niederſtießen; doch konnten ſie ſich, allzuſehr dem feindlichen Feuer von den Wällen ausgeſetzt, nicht in die Länge halten. Der Feldmarſchall hatte ſchon am Morgen des 6. einen Trompeter in die Stadt geſchickt, um die Bürger zur Uebergabe aufzufordern. Am Abend kam derſelbe begleitet von mehreren Rathsmännern zurück, welche um Einſtellung der Feindſeligkeiten anflehten, aber keine Vollmacht hatten, über eine Kapitulation zu verhandeln. Der Feldmarſchall ſchlug ihre Bitte ab mit der Bemerkung, die Bürger müßten es ſich zuſchreiben, wenn ihre Stadt im Sturme genommen werde, und alle Gräuel erdulden müſſe, die unzertrennlich von einem ſolchen Vorfalle ſeyen. Die Kanonade wurde die ganze Nacht und am folgenden Tage von beiden Seiten fortgeſetzt. Am 7. Abends kam wieder eine Deputation von Bürgern aus der Stadt, neuen Aufſchub zu erflehen. Sie ſagten, daß der Rath gerne Thorn übergeben würde, aber der Staroſte Denhof, der ſich nach der Schlacht von Gorzno in ihre Stadt geworfen, verhindere die Uebergabe, er ziehe fortwährend

flüchtige Polen an ſich und habe 1100 von den Bürgern bewaffnet. **Wrangel** behielt die Abgeſandten zurück. Am 8. ſchickte er wieder hinein, und ließ 100,000 Thaler Brandſchatzung fordern, für welche Summe er abzuziehen verſprach, im Weigerungsfall drohte er den Theil der Vorſtädte, welcher noch ſtand, vollends anzuzünden, und das Gebiet der Stadt zu verheeren. Als die Thorner ſich weigerten, auf dieſe Bedingung einzugehen, vollſtreckte er ſeine Drohung in ihrem ganzen Umfange, und zog dann mit dem Heere in die Winterquartiere zurück, da er es für unmöglich hielt, eine Stadt von der Größe Thorns mit der kleinen Macht, die unter ihm ſtand, zu erſtürmen.

Ein paniſcher Schrecken hatte ſich bei der ſiegreichen Annäherung der Schweden in dem benachbarten Polen verbreitet. Der Reichstag, der, wie wir früher gemeldet, im Januar zu Warſchau zuſammengekommen war, hielt ſich nicht mehr für ſicher. Erſt als die Schweden von Thorn abziehen mußten, ſchöpften die Polen freien Athem. Die Bürger von Thorn bekamen zum Lohn ihres tapfern Widerſtandes Nachlaß aller während des Kriegs zu leiſtenden Steuern, und noch die Verſicherung beſonderer Beweiſe der königlichen Gnade. Indeß wußte **Sigismund** die Angſt des Reichstages ſchlau zu benützen. Er erhielt nicht nur eine bedeutende Steuer zur Fortſetzung des Kriegs, ſondern auch eine andere Bewilligung, die nicht weniger werth war. Seither hatten ſich die polniſchen Stände beharrlich geweigert, fremden Hülfsvölkern zur Abwehr der Schweden den Eintritt in das Reich zu geſtatten. Jetzt gaben ſie dieſe Erlaubniß, welche der König eifrig ſuchte. Zu Ende des Reichstags faßte man den Beſchluß, einen deutſchen Heerhaufen von 10,000 Mann, welchen der Kaiſer oder vielmehr **Wallenſtein** ſeit längerer Zeit angeboten, in polniſchen Sold zu nehmen [1]).

Um dieſen Truppen Muße zum Einmarſch nach Preußen zu verſchaffen, wurde, unter Vermittlung des Kurfürſten von Brandenburg, dem Reichskanzler **Oxenſtierna** ein Waffenſtillſtand angetragen, der vom 8. März bis Anfang Juni 1629 dauern und während deſſen die Weichſel für den Verkehr frei ſeyn ſolle. Sey es, daß **Oxenſtierna** nicht unterrichtet war über die wahren Abſichten des Königs von Polen, oder daß er eine Waffenruhe während der Frühlingsmonate, in denen ohnedieß wegen des ſchlechten Wetters nichts unternommen zu werden pflegte, für gleichgültig hielt: der angeſonnene Vertrag ward von den Schweden bewilligt [2]). In Neuſtettin ſammelten ſich Ende März 1629 die nach Preußen

[1]) Piasecki chronic. S. 406. — [2]) Lengnich S. 225.

beſtimmten Wallenſteiniſchen Regimenter; ihr Anführer war ein Mann, der unter die berüchtigten Namen des 30jährigen Krieges gehört.

Johann Georg von Arnim [1]) (auch ſonſt Arnheim genannt), der Sohn eines brandenburgiſchen Edelmanns Bernhard von Arnim und der Gräfin Sophia von Schulenburg, wurde im Jahr 1581 zu Boizenburg, einem Landgute, das ſeinem Vater gehörte, geboren. Seine Familie, wie er ſelbſt, hieng dem proteſtantiſchen Glauben an. Man ſagt, daß er in der Schule einen muntern und offenen Kopf zeigte, und ſchöne Fortſchritte in den Studien machte. Die Natur hatte ihn zum Prieſter geſtempelt. Wenigſtens iſt dieß das Urtheil eines großen Menſchenkenners, des Kardinals Richelieu, welcher äußerte, an Arnim ſey der römiſchen Kirche einer der vollendetſten Jeſuiten verloren gegangen. Die damaligen Zeitumſtände machten einen Soldaten aus ihm. Ehe er jedoch auf dieſem Felde Lorbeeren gewann, bewies er ſeine Chamäleons-Natur: in kurzer Zeit aß er das Brod faſt aller großen Herren, die damals Krieg führten. Die erſten Sporen trug er unter ſchwediſcher Fahne, er machte unter Jakob de la Gardie den ruſſiſchen Feldzug mit und blieb in Guſtav's Dienſten bis 1619. Im Jahre 1621 trat er als Oberſt eines von ihm geworbenen Fuß-Regiments zu den Polen über und focht bei Chozim gegen die Türken. Nach Beendigung des Türkenkriegs kehrte er 1622 auf ſeine Güter zurück, wo er nun längere Zeit verblieb. Im Jahr 1626 nahm er öſterreichiſchen Sold. Der kaiſerliche Feldhauptmann Wallenſtein ſchenkte ihm großes Zutrauen, denn Arnim war einer von den Männern, die von herriſchen Geiſtern, wie Wallenſtein, gerne vorgezogen werden, außerordentlich biegſam und zu jedem Dienſte brauchbar, ſchlau und thätig. Er wurde zum Feldmarſchall befördert, und dieſe Würde bekleidete Arnim als er von Wallenſtein nach Preußen geſchickt wurde, um Guſtav aufzuhalten. Aber auch hier konnte er ſeinen Charakter nicht verläugnen; bald zeigte es ſich, daß er gegen die Polen mit dem Kurfürſten von Brandenburg, in deſſen Gebiet ſeine Stammgüter lagen, unter der Decke ſpielte. Er ward, wie wir unten ſehen werden, durch einen andern kaiſerlichen General erſetzt. Nun gieng Arnim in ſächſiſche Dienſte, und wurde oberſter Feldherr des Kurfürſten Johann Georg I. Von ſeinen Thaten in dieſer Beſtallung werden wir ſpäter berichten. Seit Guſtav's Tode arbeitete Arnim offen und insgeheim den Schweden entgegen. Er war es hauptſächlich, der den Kurfürſten von Sachſen beſtimmte, den Prager Frieden im Jahr 1635 mit dem Kaiſer einzugehen. Aus Rache dafür hoben ihn

[1]) Nachrichten über Arnim hat Förſter „Wallenſtein's Briefe" III. Band, Anhang S. 109 flg. aus urkundlichen Quellen zuſammengeſtellt.

die Schweden im März 1637, während er in ſeinem Schloſſe Boitzenburg weilte, gewaltſam auf und führten ihn nach Stockholm, wo er in der Hofburg eingeſperrt und von 20 Trabanten bewacht wurde. Nach anderthalbjähriger Gefangenſchaft befreite ſich Arnim durch Liſt. Er ſtellte ſich nämlich krank, und zeigte dem ſchwediſchen Reichsrathe an, daß er Gelegenheit habe, eines ſeiner in Teutſchland gelegenen Güter vortheilhaft zu verkaufen, man möchte daher Päſſe für einen Diener ausfertigen, den er wegen dieſes Geſchäfts in das Reich ſchicken wolle. Die Regierung bewilligte das unverfänglich ſcheinende Geſuch. Nun wählte Arnim für die Abreiſe des angeblichen Unterhändlers einen Tag, an welchem Feſtlichkeiten in der Hofburg veranſtaltet wurden. Als die Nacht eingebrochen war, ließ ſich Arnim, mit dem Paſſe des Unterhändlers verſehen, an einem Strick aus dem Fenſter ſeines Gemachs herab, und floh, von einem Diener begleitet, davon. Während man ihn in Stockholm dem Tode nahe glaubte, erreichte er die Seeküſte, und entkam auf einem Fahrzeuge nach Teutſchland. Der glückliche Ausgang dieſes Streichs machte dem Reichskanzler Oxenſtierna viele Sorgen. Arnim ſtarb zu Dresden im Jahr 1641. Er war einer der durchtriebenſten Schälke des 30jährigen Kriegs, und in Täuſchungen aller Art ſo gewandt, daß er in jenen Zeiten, wo die Kunſt zu lügen, beſonders von den Wälſchen, ſyſtematiſch ausgebildet ward, für einen Meiſter galt; dabei hielt er ſtreng auf den äußern Schein, ſpielte den Frommen und heuchelte großen Eifer für die Sache Gottes und des proteſtantiſchen Glaubens, weßhalb er von den Katholiken insgemein der lutheriſche Kapuziner genannt wurde.

Einen ſolchen Charakter beſaß der Mann, der die Polen gegen Guſtav im Namen des deutſchen Kaiſers unterſtützen ſollte. Sobald der Zug beſchloſſen war, trieb Wallenſtein ſeinen Unterfeldherrn mit größter Haſt über die Weichſel zu ſetzen. Er hat ihm deßwegen eine Menge Briefe geſchrieben, und manchmal in einem Tage mehr als einen Eilboten wegen dieſer Sache an Arnim abgeſchickt. Es ſcheint, daß Arnim nur mit großem Widerwillen den Auftrag übernommen hatte, was kein Wunder iſt, denn in dem armen Preußen gab es keine Gelegenheit, Beute zu machen, wie in Nordteutſchland, wo Arnim ſeither kommandirte, zumal da er dort als Freund des Königs von Polen auftrat, dem das Land, in welchem gekämpft werden ſollte, gehörte. Auch mochte der Stolz eines Wallenſtein'ſchen Generals durch den Gedanken verletzt werden, unter einer Fahne zu ſtehen, die bisher ſo wenig Lorbeeren erworben. Seinerſeits unterließ auch Sigismund nichts, was Arnim demüthigen konnte. Er ſollte es gleich zu Anfang empfinden, daß er nur auf die Bitte des Königs und als ein Werkzeug herbeſchieden worden ſey. So langſame Märſche

Arnim machte, kam er dem König von Polen doch noch zu ſchnell, weil er ohne ſeine beſondere Erlaubniß die preußiſche Gränze überſchritten. Arnim ſchrieb [1]) unter dem $^{18}/_{28}$ Mai 1629 aus dem Feldlager von Schweez folgenden Brief an den Herzog von Friedland: „Als ich drei Meilen von Thorn angekommen, haben Ihre königliche Majeſtät mir befohlen, wieder zurückzumarſchiren, ohne jedoch Commiſſarien zu ſchicken, alſo daß mein Volk in ſechs Tagen kein Stück Brod bekommen, und mir bei 500 Mann von allen Regimentern entlaufen ſind. Allhier zu Schweez ſind nun zwar Commiſſarien angelangt, haben aber nichts Anderes als Vorwürfe mitgebracht, und mir angezeigt, Seine Majeſtät ſey ſehr ungehalten über mich, daß ich ohne Deroſelben ausdrücklichen Befehl allhier ins Land gerückt ſey. Nun bin ich deß Dings ſchlecht gewohnt; bekomme ich noch einmal Vorwürfe, ſo ſollen es die letzten ſeyn, und ich werde mit Euer fürſtlichen Gnaden Erlaubniß davon ziehen, denn die polniſche Manier, den Krieg zu führen, ſtehet mir nicht an.“ Erſt im Juni fand die Vereinigung der beiden Heere, des polniſchen und kaiſerlichen, Statt. Kein Feldherr wurde dem andern untergeordnet. Im Uebrigen waren die Bedingungen für die Kaiſerlichen von der Art, daß man ſich über den baldigen Ausbruch von Zwiſtigkeiten nicht wundern kann. Arnim ſollte mit ſeinen Soldaten in keine Städte und Dörfer einquartiert werden, ſondern das freie Feld halten (ſo wenig traute man der Enthaltſamkeit des Generals), doch ward ihm auf den Fall der Noth die Stadt Thorn zum ſichern Aufenthalte angewieſen. Arnim ſollte ferner über die Kaiſerlichen allein das Kommando führen, doch zugleich unter dem König Sigismund und dem Prinzen Wladislaus ſtehen [2]). Die Einheit zwiſchen den beiden Generalen, Koniecpolski und Arnim, war alſo durch einen Dritten vermittelt, der aber nicht immer ſich im Lager befand.

Während das polniſche Heer eine ſo beträchtliche Verſtärkung aus Teutſchland empfieng, landete Guſtav mit 13 Schiffen, welche Proviant und drei Regimenter aus Schweden herbeibrachten, den 21. Mai in Pillau [3]). Schon vorher hatte der König durch den Kammerherrn Sten Bjelke gegen Wallenſtein Klage geführt über deſſen Einmiſchung in den preußiſchen Krieg. Wallenſtein antwortete dem Geſandten kalt: „Sein Gebieter, der Kaiſer, habe zu viel Truppen, er müſſe daher Freunden mit dem Ueberfluß aushelfen.“ Gleich nach ſeiner Ankunft traf Guſtav die nöthigen Vorkehrungen, um die Plane des Feindes zu vereiteln. Man glaubte, daß die Polen entſchloſſen ſeyen, entweder das brandenburg'ſche Preußen anzugreifen,

[1]) Abgedruckt bei Förſter „Wallenſtein“ S. 432. — [2]) Khevenhüller annales XI. S. 810. — [3]) Lengnich S. 226.

oder Dirſchau zu berennen. Um Beides zu verhindern, lagerte Guſtav mit einem Theile ſeines Heeres bei Marienburg, wo er eine Brücke über die Nogat ſchlagen ließ, damit Dirſchau im Fall der Noth ſogleich unterſtützt werden könne. Der Reſt des Heeres ſtand unter dem Feldmarſchall Wrangel zur Deckung des brandenburg'ſchen Preußen zwiſchen Rieſenburg und Marienwerder [1]). Als Guſtav ſich verſichert hatte, daß für Dirſchau Nichts zu fürchten ſey, brach er am 10. Juni mit 20 Schwadronen Reiter, drei Regimentern zu Fuß und 18 ledernen Stücken nach Marienwerder auf, wo er zu dem Feldmarſchall ſtieß. Dort angekommen, erfährt er, daß Arnim und Koniecpolski ihre Vereinigung bei Graudenz bewerkſtelligt, und die Abſicht hätten, die Schweden von Marienburg abzuſchneiden. Guſtav beſchloß daher, ſogleich dahin zurückzukehren. Der Feldmarſchall Wrangel brach ſchon am 16. mit dem größten Theile des Fußvolks auf, am 17. folgte ihm Guſtav mit dem Reſte des Heeres. Er zog längs dem rechten Ufer des Liebe-Fluſſes, um das Gepäck zu decken, das auf der Straße von Stumm vorangeſchickt worden war. Faſt auf dem Fuße folgte ihm das vereinigte polniſch-kaiſerliche Heer, an Zahl bei Weitem der Abtheilung Guſtav's überlegen. Doch befand ſich nur die Vorhut des Feindes auf dem rechten Ufer der Liebe, die Hauptmaſſe war noch auf dem andern. Der Rheingraf deckte mit 17 Fahnen Reiterei den Rückzug der Schweden, und hatte von Guſtav Befehl erhalten, ſich wo möglich in kein Gefecht einzulaſſen. Gleichwohl bot er in einer günſtigen Stellung bei Rieſenburg der polniſchen Vorhut die Spitze. Dadurch bekam Koniecpolski Zeit, ſein Heer auf das rechte Ufer der Liebe überzuſetzen. Nachdem dieß bewerkſtelligt war, fiel er mit der geſammten Reiterei über die 17 Schwadronen des Rheingrafen her. Der Kampf war allzu ungleich. Obgleich ſich die Schweden mit gewohntem Muthe eine Zeitlang vertheidigten, wurden ſie zuletzt mit großem Verluſte auseinandergeſprengt, und verloren ihre zehn Kanonen.

Der König, noch zeitig genug von dieſem Unfall der Seinigen in Kenntniß geſetzt, eilte mit allen Reitern, die er in der Schnelle um ſich hatte ſammeln können, zu Hülfe. Das Gefecht begann von Neuem. In der Hitze des Kampfes gerieth hier Guſtav mitten unter die Feinde hinein; ſchon hatte ihn ein kaiſerlicher Küraſſier am Wehrgehenk gefaßt, und wollte ihn fortreißen; der König wußte ſich in dieſer Noth nicht anders zu helfen, als daß er das Gehenk über die Schultern hinauszog, wobei ihm der Hut auf die Erde fiel. Aber die Gefahr war noch nicht

[1]) Lengnich S. 226.

vorüber. Ein anderer feindlicher Reiter ergrief ihn beim Arm und wollte ihn gleichfalls fortſchleppen, da kam der Schwede Erich Soop herbei und ſchoß den Polen vom Pferde herunter [1]). In dieſem entſcheidenden Augenblicke trafen die übrigen ſchwediſchen Schwadronen, die ſchon weit vorangezogen waren, eilends zurückgerufen, auf dem Kampfplatze ein, und ſtellten die Schlacht her. Der König war jetzt den Gegnern an Zahl gewachſen, und das Blatt wandte ſich. Die feindliche Reiterei wurde bis hinter das Dorf Honigfeld zurückgedrängt. Ungehindert konnte Guſtav ſeinen Marſch fortſetzen. Um Mitternacht erreichte er Marienburg, wo das Fußvolk ſchon früher angekommen war. Guſtav giebt ſeinen Verluſt in zwei Briefen [2]) an den ſchwediſchen Reichsrath und den Pfalzgrafen Johann Caſimir, denen wir in der Beſchreibung des Treffens gefolgt ſind, auf 200 Mann, zehn Kanonen und fünf Standarten an, bemerkt aber zugleich, der feindliche Verluſt ſey mindeſtens eben ſo groß geweſen. Die Polen dagegen, denen es, trotz der langen Dauer des Kriegs, etwas Neues war, einen Vortheil über ihre Gegner in offenem Felde erſtritten zu haben, machten aus dem ziemlich unbedeutenden Gefecht einen glänzenden Sieg. Daß dem nicht ſo ſey, beweist der Bericht, welchen Arnim über dieſen Vorfall an den Herzog von Friedland abſtattete [3]). Es heißt darin unter Anderem: „Als Koniecpolski mit 700 Huſaren und 1000 Koſaken zu mir geſtoßen, ſind Wir gegen den Feind gezogen, der hinter einem vortheilhaften Paſſe verſchanzt war. Ich hatte Anfangs keine Luſt die Schweden anzugreifen, weil ich vorher das zurückgebliebene Fußvolk abwarten wollte, allein der polniſche Feldherr hat mit ſeinen Huſaren und Koſaken das Treffen ohne Verzug angefangen, iſt aber von dem Feinde zurückgetrieben, und dann von mir befreit worden. Der Feind hat ſich tapfer gewehrt, aber zuletzt weichen müſſen, worauf er ſich hinter einem Dorfe von Neuem ſtellte und ſofort den Rückzug in ziemlicher Ordnung antrat. Der König von Schweden," fährt Arnim fort, „iſt mitten unter uns geweſen, und haben unſere Reiter ſo nahe nach ihm gegriffen, daß er den Hut im Stiche gelaſſen, welchen ich Euer Fürſtlichen Gnaden überſchicke. — Eben hat der Feind einen Trompeter wegen etlicher vornehmer Todten und Gefangenen zu mir geſendet; der König, ſagte derſelbe, hat geäußert: noch nie habe er ſo warm gebadet, doch wäre es ihm lieb, die Kaiſerlichen kennen gelernt zu haben. Der König wagte ſich ſo friſch und herzhaft unter die Kaiſerlichen, daß er in große Gefahr gekommen, und ſich ſelbſt durch ſeine Mannhaftigkeit und treuen Beiſtand der Seinigen ritterlich durchſchlagen müſſen. Die

---

[1]) Ausſage Oxenſtierna's bei Geijer III, 134. — [2]) Ebendaſelbſt und Lettres de G. A. S. 124 flg. — [3]) Abgedruckt bei Khevenhüller annal. XI, 810 flg.

Schweden haben viel Volk verloren, es ſind über 30 hohe Offiziere geblieben, und wohl 300 Soldaten gefangen genommen worden; überdieß ſind 11 Standarten und zehn lederne Stücke in unſere Hände gerathen."

Vergleicht man obige, aus den Briefen Guſtav's gezogene, Erzählung mit dem Berichte des kaiſerlichen Feldherrn, ſo wird man finden, daß Beide wenig von einander abgehen. Nur hält ſich Guſtav länger bei dem Ende des Gefechts auf, wo es ſich wieder zu Gunſten der Schweden wandte, während Arnim mehr den Anfang deſſelben hervorhebt, wo die Kaiſerlichen im Vortheil waren. Dieß iſt in der Ordnung.

Nach dem Gefechte verſchanzte ſich der König von Schweden in ſeinem Lager vor Marienburg. Seine Macht mag damals im Ganzen 17,000 Mann betragen haben [1]), von denen aber gegen 8000 in verſchiedenen Orten als Garniſon lagen. Nachdem das vereinigte polniſch-kaiſerliche Heer vergebens den Schweden eine Schlacht angeboten, bezog es ebenfalls ein Lager, gegenüber dem ſchwediſchen, bei Groß-Mausdorf. Den letzten Juni traf der Prinz Wladislaus, und am 7. Juli König Sigismund daſelbſt ein. Man beobachtete ſich von beiden Seiten; täglich wurden Streifparthien ausgeſchickt, um dem Gegner Abbruch zu thun und die Zufuhren abzuſchneiden. Die Polen dämmten die Marienburger Waſſermühlen ab, was die Einwohner nöthigte, das Brod für das ſchwediſche Heer auf Handmühlen zu mahlen. Dagegen nahmen die Schweden dem Feind bei einem Ueberfall viele Gefangene, vier Fahnen und fünf Standarten ab, und erbeuteten ein andermal 60 Proviantwagen, die unter Bedeckung von 300 Mann aus Danzig nach dem feindlichen Lager zogen. Der Vortheil war bei dieſen Streifereien auf Seiten der Schweden, weil ſie die Nogat frei hatten, und Seewärts Zufuhr an ſich ziehen konnten, während in dem polniſchen Lager bald Hungersnoth und im Gefolge derſelben Seuchen ausbrachen, da aus dem hart verwüſteten Preußen nichts mehr geholt werden konnte [1]). In großer Anzahl riſſen daher die kaiſerlichen Soldaten aus und giengen zu den Schweden über, was das längſt vorhandene Mißtrauen der Polen gegen Arnim ſteigerte.

Arnim war ſeitdem unthätig geblieben. Von den Vorwürfen der Polen beſtürmt, warf er endlich den 2. Juli an dem ſogenannten weißen Berge eine Batterie auf, aus welcher er die ſchwediſche Schanze beſchoß, die auf der Muntau'ſchen Spitze, d. h. an dem Orte lag, wo die Nogat und Weichſel ſich trennen. Nachdem die Kanonade eine Zeitlang fortgeſetzt worden, ſchickte er 500 Mann auf Flößen über den Strom, um die Schanze zu ſtürmen. Allein die Schweden eroberten zwei der Flöße, und

---

[1]) Lengnich S. 228.

trieben die übrigen zurück, worauf ſie ſelbſt überſetzten und den Kaiſerlichen großen Verluſt beibrachten [1]). Jetzt brach das Ungewitter über Arnim los. Man ſagte ihm ins Geſicht, daß er durch Vermittlung des Kurfürſten Guſtav von den Planen der Polen benachrichtige, daß er den Krieg abſichtlich in die Länge ziehe, und daß die Meuterei unter dem kaiſerlichen Volke ſein Werk ſey [2]). Die deutſchen Regimenter, deren Bezahlung die Krone Polen vertragsmäßig übernommen, hatten nämlich ihren Sold noch nicht empfangen, und forderten trotzig, daß man ſie befriedige. In einem Beſchwerdebriefe, den Sigismund unter dem $^{7}/_{17}$ Auguſt an den Herzog von Friedland erließ [3]), heißt es unter Anderem: „Arnim habe ſich an die ſechs Wochen auf dem weißen Berge wider des Königs Willen mit ſeinem Kriegsvolk aufgehalten, und daſelbſt die ſchöne Zeit ohne einigen wirklichen Erfolg vergebens zugebracht, welches nur zu dem Ende geſchehen, damit die Soldateska unterdeſſen matt und ruinirt werde, da hingegen der Feind von Tag zu Tag ſein Volk füglicher zuſammenbringen möge.“ Arnim forderte wiederholt ſeine Entlaſſung von dem Friedländer, der ſie ihm nur ungerne gab. „Weil Niemand wider ſeinen Willen zu halten iſt,“ ſchrieb [4]) er an Arnim, „ſo müſſen wir's geſchehen laſſen.“ Der Herzog Heinrich Julius von Sachſen-Lauenburg erhielt an ſeiner Stelle das Kommando des kaiſerlichen Hülfsheeres, und Arnim blieb nur noch ſo lange, bis ſein Nachfolger angekommen war, dann zog er ſich auf ſeine Güter in der Uckermark zurück. Wallenſtein ſchrieb [5]) ihm, als er bereits Polen verlaſſen hatte, unter dem 6. September 1629: „ich verſichere den Herrn, daß er keinen beſſern Freund als mich hat.“ Arnim blieb auch ſeit dieſer Zeit mit dem kaiſerlichen Feldhauptmann in ununterbrochenem Briefwechſel.

Mitte Juli erhielt Guſtav über Pillau eine Verſtärkung von etlichen alten Regimentern, welche der Reichsmarſchall Jakob de la Gardie aus Liefland herbeiführte. Bald folgte noch eine gute Anzahl neugeworbener Truppen aus Schweden, Teutſchland und Großbritannien. Der König war jetzt den Polen überlegen. Weil letztere fürchteten, ihr Lager möchte angegriffen werden, warfen ſie eine große Schanze auf. Die Schweden ahmten ihrem Beiſpiele nach, und arbeiteten an einem Werke, gegenüber dem feindlichen. Jedoch ehe daſſelbe mit Kanonen beſetzt werden konnte, griffen es die Polen den 15. Juli 2000 Mann ſtark an. Sie erſtiegen auch wirklich die unvollendete Schanze, aber am andern Tage wurden ſie mit Verluſt zurückgeſchlagen, worauf die Schweden, ohne weiter

---

[1]) Lengnich S. 228. — [2]) Piasecki S. 408. — [3]) Bei Förſter „Wallenſtein“ S. 433. — [4]) Wallenſtein's Briefe von Förſter II, 53. — [5]) Ebend. S. 56.

gehindert zu werden, das Werk vollendeten und es mit Geſchütz verſahen. Indeſſen war der Mangel im polniſchen Lager aufs höchſte geſtiegen. Um Lebensmittel zuſammen zu bringen, fiel Koniecpolski den 7. Auguſt in den Elbinger Werder ein, ward aber von den Schweden vertrieben. Der König von Polen konnte ſich unmöglich länger in ſeinem Lager halten. Mitte Auguſt verließ er daſſelbe, etliche Tage ſpäter folgte ihm das ganze Heer und zog nach Graudenz hinauf, jedoch nicht ohne neuen Verluſt, denn die Schweden überfielen während des Rückzuges die feindliche Nachhut, und nahmen ihr 300 Rüſtwagen mit der ganzen Munition ab. Dieß war die letzte That des preußiſchen Kriegs.

Wie es damals mit der polniſchen Sache in Preußen ſtand, kann man am beſten aus einem ſpätern Vorfall abnehmen. Nachdem nämlich der für Sigismund allerdings höchſt nachtheilige Waffenſtillſtand, von welchem wir gleich berichten werden, abgeſchloſſen war, kam es auf dem polniſchen Reichstag zu bittern Klagen gegen die Friedenskommiſſäre, weil ſie die Ehre des Reichs freventlich verletzt hätten. Da erhob ſich der Kron-Kanzler (der den Waffenſtillſtand unterhandelte). „Wenn irgend Jemand darthun kann,“ rief er [1]) aus, „daß die Krone Polen den Krieg länger mit einigem Erfolg hätte fortführen können, ſo bin ich zufrieden, daß man mich und Diejenigen, welche mit mir den Vergleich abgeſchloſſen, als Ehrloſe den Schweden ausliefere, und den Krieg von Neuem fortſetze.“ Niemand wußte etwas dagegen einzuwenden. In der That war das Reich durch den langwierigen Krieg auf's Tiefſte erſchöpft. Im Innern ſelbſt drohte Empörung, da die in Polen zahlreichen Proteſtanten von ihren ſchwediſchen Glaubensgenoſſen zum Aufſtand aufgereizt wurden. Das Vertrauen der Nation zu Sigismund war durch die lange Reihe von Unglücksfällen vernichtet. Dieſer ſelbſt hatte eingeſehen, daß weder Spanien noch der deutſche Kaiſer im Stande oder Willens ſeyen, der Krone Polen zu helfen.

Neue Perſonen erſchienen bei den Friedensverhandlungen, die jetzt eingeleitet wurden, auf dem Schauplatze. Durch die furchtbar um ſich greifende Macht des Kaiſerhofes waren alle Mächte Europas in Schrecken verſetzt. Frankreich, von alter Eiferſucht gegen das Haus Habsburg beſeelt, fühlte ſich im Stande, an Das die Hand zu legen, was faſt alle andern europäiſchen Staaten wünſchten. Ein großer Miniſter, der Kardinal Richelieu, hatte dort ſeit dem Jahr 1624 das Staatsruder übernommen. Während er die Reformation im eigenen Lande unterdrückte, ſollte ſie in Teutſchland aufrecht erhalten werden, um das Kaiſerhaus zu

[1]) Lengnich S. 231. unten folg.

ſchwächen. Guſtav Adolf ward von ihm als Werkzeug auserſehen, dieſen Plan durchzuführen. Schon früher hatte Richelieu den Baron Charnacé, einen geſchickten Unterhändler, an den König von Dänemark geſchickt, um den Frieden zwiſchen Chriſtian IV. und dem Kaiſer zu hintertreiben. Nachdem dieſer Fürſt ſich ſelbſt aufgegeben, erſchien Charnacé in Preußen. Der Auftrag, den er hier zu erfüllen hatte, war ſeiner däniſchen Sendung entgegengeſetzt, doch dem Zwecke nach eins. Er ſollte den König von Polen zum Abſchluß des Friedens bewegen. Auf Sigismund, der bis jetzt nur proteſtantiſche Friedensvermittler bei ſich geſehen, machte die Geſandtſchaft einer katholiſchen Macht von ſo hohem Range, wie Frankreich, tiefen Eindruck. Es war hauptſächlich Charnacé's Werk, daß der Friedenskongreß ſo ſchnell zu Stande kam. Später vereinigte auch ein engliſcher Geſandter, Thomas Roe, ſeine Bemühungen mit denen des Franzoſen. Bei dem Vorwerk Altmark (polniſch Starygrod) unweit Stumm fand unter Gezelten den 9. Auguſt die erſte Unterredung Statt. Polniſcher Seits erſchienen der Biſchof von Culm, ſeit 1628 zugleich [1]) Kronkanzler von Polen, J. Zadzik, der litthauiſche Hofmarſchall Weſſelowski, ſammt drei Andern, das ſchwediſche Intereſſe vertraten Oxenſtierna, Herrmann Wrangel und Joh. Baner. Bei der erſten Zuſammenkunft wiederholten ſich dieſelben lächerlichen Vorfälle wegen des Ceremoniells, wie im Jahr 1626, nur machte dießmal die körperliche Schwäche eines der Geſandten der Komödie ein ſchnelleres Ende [2]). Mit abgemeſſenen Schritten näherten ſich die beiderſeitigen Bevollmächtigten, keiner wollte, um der Ehre ſeines Gebieters nichts zu vergeben, den erſten Gruß darbringen, und ſo ſtarrten ſie ſich denn einander an. Glücklicherweiſe konnte der alte Kanzler Zadzik das Stehen nicht ertragen, weil er an der Gicht litt, darum ſiegte das Naturrecht der Beine über die Grillen der Diplomatie. „Damit der erſte Akt der Höflichkeit von den Polen ausgehe, wünſchen wir Euch einen guten Morgen, ihr Herrn Schweden,“ ſagte er und machte Anſtalt ſich zu ſetzen. Oxenſtierna erwiederte den Stich des Polen mit den Worten: „Damit es nicht ſcheine, als ſeyen wir unempfindlich für die erwieſene Ehre, ſo wünſchen wir Euch Erleuchtung des Geiſtes, Ihr polniſchen Herrn.“

So ſehr ſich die Polen gegen die harte Nothwendigkeit ſträubten, und die Verhandlung bis in den September hinauszogen, wurde doch am 6. dieſes Monats ein Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre (bis 1635) unter folgenden Bedingungen abgeſchloſſen: „Die Schweden geben in Kurland Mietau zurück, in Preußen Straßburg, Dirſchau, den Danziger

---

[1]) Piasecki S. 404. — [2]) Die Beweiſe bei Mauvillon histoire de G. A. S. 205.

Werder, Gutſtadt, Wormbit, Melſak, endlich das Städtchen Frauenburg, doch ohne ſeinen Hafen und unter dem Vorbehalt, daß weder Frauenburg noch ein anderer Ort in der Nähe befeſtigt, und daß den ſchwediſchen Heeren, Soldaten und Unterthanen freier Durchzug durch das Frauenburger Gebiet geſtattet werde. Dagegen behalten die Schweden Alles, was ſie in Liefland erobert, ebenſo in Preußen die Städte Braunsberg, Tolkemit, Elbing, den Fiſchau'ſchen Werder, einen guten Theil des großen Werder's mit den Orten Stobendorf, Habersdorf, Allendorf, Tiegenort, den ganzen Werderſchen Damm bis Jankendorf, ein Stück der Danziger Nehrung von Stegen bis Pillau, und die Feſtung Pillau ſelbſt. Weiter werden die Städte Marienburg, Stumm, der Reſt des großen Werder's und das Danziger Höft dem Kurfürſten von Brandenburg in Verſatz gegeben, dergeſtalt daß derſelbe, wenn kein beſtändiger Friede erfolgt, einen Monat vor Ablauf des gegenwärtigen Waffenſtillſtandes, Alles in gutem Zuſtand an die Krone Schweden wieder erſtatten ſoll; zur Verſicherung dafür erhält Guſtav von dem Kurfürſten im brandenburg'ſchen Preußen Fiſchhauſen, Lochſtädt, einen Theil des Schaken'ſchen Gebiets, die kuriſche Nehrung und die Stadt Memel. Der König von Polen ſoll wider die an Kurbrandenburg abgetretenen Orte nichts Feindliches unternehmen; die Einwohner der Städte, welche an die Krone Polen zurückgegeben werden, müſſen im Beſitze ihrer Privilegien, ihrer bürgerlichen und religiöſen Freiheiten geſchützt, auch darf kein Prozeß wider Solche erhoben werden, die während des Kriegs die ſchwediſche Parthei ergriffen. In den Städten bleiben die Kirchengeräthſchaften, die Urkunden und Schuldbücher, die Kanonen, Büchſen und Waffen, wie ſie ſind. Beide Theile führen ihre Kriegsvölker aus Preußen ab, und laſſen nur die nöthigen Beſatzungen zurück. Der Handel und Verkehr zu Waſſer und Land iſt frei, kein neuer Zoll darf angelegt werden, die Gefangenen werden gegenſeitig ausgeliefert. Endlich machen ſich beide Mächte anheiſchig, gegen jeden Dritten, der dieſen Vertrag anzugreifen oder zu verhindern ſucht, ihre Waffen zu vereinigen. Den Bundesgenoſſen von Schweden und Polen iſt es vergönnt, an dem Vertrage Theil zu nehmen, wenn ſie ſich binnen ſechs Monaten dafür erklären." Noch wurde zu guterletzt verſprochen, daß man während des ſechsjährigen Waffenſtillſtandes an einem dauernden Frieden arbeiten wolle. So lauteten die Bedingungen des Starygrober oder Altmarker Waffenſtillſtands [1]).

---

[1]) Lengnich S. 230. Die Friedens-Urkunde abgedruckt ebendaſelbſt im Anhange S. 163 flg.

Danzig war in denſelben nicht aufgenommen. Die Stadt mußte eine beſondere Uebereinkunft mit Schweden ſchließen, die am 8. Februar 1630 zu Stande kam. Es wurde darin ausgemacht [1]), daß von den Hafen-Zöllen, die auf fünf und ein halb vom Hundert des Werths aller ein- und ausgehenden Waaren feſtgeſetzt waren, die Krone Schweden ſieben, die Stadt aber vier Elftel bekommen ſolle. Zugleich verpflichtete ſich der Magiſtrat, weder auf eigene Rechnung Seerüſtungen gegen Schweden zu machen, noch fremde Rüſtungen in ſeinem Hafen zu dulden. Dieſer zweite Vertrag ſetzte den König von Schweden in Stand, alljährlich den polniſchen Aus- und Einfuhr-Handel zu brandſchatzen, und ſicherte ihm eine ſehr bedeutende Einnahm-Quelle. Denn der Zoll von Pillau, deſſen ſich Guſtav ſeit 1627 bemächtigt, warf ihm jährlich laut ſeines eigenen Geſtändniſſes [2]) 500,000 Thaler ab. Wie viel mußte alſo der Zoll einer großen Handelſtadt, wie Danzig, eintragen, deren Verkehr den Pillauer bei Weitem übertraf.

Hart waren die Bedingungen, welche Polen ſich gefallen laſſen mußte, indeß konnte König Sigismund Niemand anders anklagen, als ſich ſelbſt. Er hatte endlich die Früchte ſeiner unverſtändigen Halsſtarrigkeit eingeärndet. Weil er einen Thron erobern wollte, den er zu behaupten außer Stande war, ſetzte er die Krone aufs Spiel, die er wirklich beſaß. Als er den Krieg anfieng, hatte er nur Einen Feind, den Schweden. Jetzt nachdem der Waffenſtillſtand geſchloſſen, hinterließ ihm Guſtav zwei. Der Leſer wird bemerkt haben, mit wie viel Schlauheit Guſtav den Kurbrandenburger in den Vertrag hineinzog. Guſtav machte ihn zum Mitſchuldigen ſeiner Fehde gegen Polen, indem er ihn an den Früchten des Sieges Theil nehmen ließ. Die künſtliche, auf Unterpfänder geſtützte, Abtretung von Marienburg und des fetten Werders, der, als eine fruchtbare und dem Erblande näher gelegene Beſitzung, für Georg Wilhelm eine treffliche Lockſpeiſe war, ſetzte die Schweden in Stand, den Kurfürſten, wenn ſie nur wollten, gegen die Polen loszulaſſen. Denn da mit Recht anzunehmen war, daß die Brandenburger gutwillig ihre Beute nicht mehr herausgeben würden, durfte Schweden, um jenen Zweck zu erreichen, nur mit Aufkündigung der Pfandſchaft drohen, und zu dem Kurfürſten ſagen: wenn Ihr Marienburg behalten wollt, ſo helft uns die Polen angreifen, denn dieſe ſind es, welche den Frieden und Euren Beſitz ſtören.

Sigismund verſteckte ſich fortan in ſeiner Hauptſtadt Warſchau. Die Waffen hat er gegen Schweden nicht mehr ergriffen. Bereits wurde bemerkt, wie hart es den polniſchen Reichstag ankam, den Vertrag von Altmark zu genehmigen, aber es mußte geſchehen, die eiſerne Noth

[1]) Ebendaſ. S. 234. — [2]) Geijer III, 152.

drängte. Sigismund ſtarb nach einer 45jährigen ruhmloſen Regierung den $^{20}/_{30}$ April 1632 zu Warſchau, ſechs Monate vor ſeinem Gegner. Keine Liebe der Unterthanen, keine Achtung der Zeitgenoſſen folgte ihm ins Grab. Durch die Argliſt der ſchwediſchen Ariſtokratie, die einen Doppelkönig haben wollte — um, wie in den Zeiten der Calmarer-Union, im Trüben zu fiſchen — auf den polniſchen Thron erhoben, verſtand er es nicht die verderblichen Vorrechte des polniſchen Adels einzudämmen. Sein Herz beſaßen die Prieſter, den Reſt ſogen die Weiber aus. Sigismund war, wie es bei bigotten Menſchen gewöhnlich der Fall iſt, der Wolluſt ergeben. Eine ſeiner Buhlerinnen, Urſel mit Namen, übte verderbliche Gewalt aus. Wenn er nicht mit den Weibern ſich beluſtigte, ſchloß er ſich oft ein, trieb Alchymie, ſuchte den Stein der Weiſen oder betete den Roſenkranz mit dem Eifer eines Mönchs. Zu Geſchäften hatte er keine Luſt, ſie wurden Günſtlingen überlaſſen; da es aber ihrer Viele waren, ſo brachte die jedesmalige Bevorzugung eines Einzigen die übrigen in gefährliche Bewegung, zum Nachtheil des Staates. Die Aemter waren feil, oder wurden nach Hofgunſt beſetzt. Nur in einer Richtung bewies Sigismund einen Schein von Thätigkeit — gegen ſeinen Vetter Guſtav Adolf. Denn Verwandten-Neid, mit der Muttermilch eingeſogen, und von der Kindheit an durch fortgeſetzte Uebung an den alltäglichen Vorkommenheiten des Lebens genährt, iſt eine Kraft, die auch in den trägſten Gemüthern zuletzt abſtirbt. Es war die traurige Beſtimmung dieſer königlichen Nulle, den Helden des Nordens eine Zeitlang in ſeinem Laufe aufzuhalten.

Noch war der ſechsjährige Waffenſtillſtand nicht unterzeichnet, als Guſtav den 3. September 1629 mit einem Theile des Heeres aus dem Lager bei Marienburg nach Elbing aufbrach, den Feldmarſchall mit den übrigen Soldaten zurücklaſſend. Am 5. gieng er von Elbing nach Pillau. Nachdem er zuvor ſeinem Schwager, dem Kurfürſten, zur Feier der errungenen Vortheile ein ſtattliches Bankett in Fiſchhauſen gegeben, ſegelte er am 14. in ſein Reich hinüber [1]. Die Zeit nahte heran, wo er eine große Rolle in jenem furchtbaren Kriege übernehmen ſollte, der mehrmals auf dem Punkte ſtand, die Einheit und Macht Teutſchlands herzuſtellen, der aber zuletzt mit der Zerſtücklung unſeres Volks mit tiefſter Schmach des deutſchen Namens endete. Ehe wir jedoch den nordiſchen Helden nach dem Geſtade der Oſtſee begleiten, müſſen wir zeigen, was indeß in Germanien vorgegangen war. Die Geſchichte Schwedens wird uns dabei als Leitſtern dienen. Anfangs geſtalteten ſich bei uns die Dinge auf ähnliche Weiſe, wie in Guſtav Waſa's Tagen, aber ſie nahmen dann eine entgegengeſetzte Wendung, weil ein deutſcher Waſa fehlte.

[1]) Lengnich S. 231.

Guſtav Adolf und ſeine Zeit.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Luther's Reformation in Teutſchland. Verſuche unter Marimilian I., die Einheit des deutſchen Reichs herzuſtellen. Erzbiſchof Berthold von Mainz. Aufſtand des Adels unter Franz von Sickingen. Der Bauernkrieg. Kurfürſt Moriz von Sachſen. Augsburger Religionsfriede von 1555. Gründung des Jeſuiten-Ordens.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hatten die vereinten Kräfte der römiſchen Kirche und der deutſchen Reichsfürſten das kaiſerliche Anſehen mehr und mehr heruntergedrückt. Die Landeshoheit der unmittelbaren Reichsſtände bildete ſich aus, das Kaiſerthum ſank zu einem Schatten herab. Als den Zeitpunkt der tiefſten Erniedrigung der Reichsgewalt kann man die lange und unrühmliche Regierung Friedrich's III. (1440—1493) anſehen. Sobald aber der Triumph der Reichsariſtokratie über das Kaiſerthum vollendet war, rüſteten ſich die ſiegreichen Fürſten, ihre bisherige Bundesgenoſſin, die römiſche Kirche, zu befehden, welche in der That einen ſehr großen Theil von der Beute des gemeinſam bekämpften Kaiſerthums an ſich geriſſen hatte. Der Pabſt und ſeine deutſchen Untergebenen, die geiſtlichen Würdeträger des Reichs germaniſcher Nation, beſaßen weit größere Gewalt in Teutſchland und zogen weit reichere Einkünfte aus deutſchem Boden, als Friedrich III. und ſeine Vorgänger. Hier gab es daher für die erwerbgierigen Herren eine Eroberung zu machen, die nicht geringeren Zuwachs an Macht verhieß, als der Sieg über das Kaiſerthum. Und wenn keine Wendung der Dinge eintrat, konnte nicht zweifelhaft ſeyn, auf welche Seite in dem neuen Kampfe das Uebergewicht fallen werde. Denn die Reichsariſtokratie war eine naturgemäße Gewalt mit tiefen Wur-

zeln im Lande, die Kirche dagegen, in den frühern Zeiten des Mittelalters vom Volke geliebt und geehrt, hatte wegen ſchreiender Mißbräuche des Clerus, welche das Pabſtthum wider den entſchiedenen Willen der Concilien wie der Nationen aufs hartnäckigſte verfocht, faſt allen Rückhalt in der öffentlichen Meinung verloren. Letzterer Verluſt, an ſich ſchon ſehr bedenklich, wurde durch beſondere Umſtände noch gefährlicher. Während der langen Kämpfe zwiſchen Kaiſer und Pabſt arbeitete ſich in den deutſchen Städten ein dritter Stand empor, der durch Nüchternheit und Anſtrengung Reichthümer und Macht erwarb, und das Recht anſprach, den geſunden Menſchenverſtand, dem er ſelbſt ſein Daſeyn verdankte, als Maßſtab an alle Dinge, namentlich an die Kirche und die Forderungen des Clerus, zu legen. Dieſen plebeiſchen Emporkömmlingen wollte nicht in den Kopf gehen, daß die angeblichen Nachfolger von Jeſu Chriſto und ſeinen Apoſteln, die ihr Blut für das Wohl der Menſchen geopfert, und in Entblößung und Armuth ihr Leben hingebracht, das Fett der Erde ausſchließlich genießen und in fürſtlichen Reichthümern prangen ſollten. Wie tief der Widerwille des dritten Standes gegen die Mißbräuche der Kirche griff, zeigte ſich beim Ausbruch der Lutheriſchen Bewegung. Mit wenigen Ausnahmen, machten die Städte Luthers Sache zu der ihrigen. Die Fürſten erprobten ſich als die gierigſten, die Bürgerſchaften dagegen als die gründlichſten Gegner des Pabſtthums.

Ein anderer Stand, gleichfalls neuen Urſprungs und nicht weniger einflußreich, theilte die Abneigung der Städter wider das römiſche Weſen. Im Mittelalter hatte blos der Clerus wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſeſſen. Allein im Laufe des 15. Jahrhunderts kam ein Geſchlecht von Gelehrten auf, das von der Geiſtlichkeit unabhängig war, und eine neue Art von Bildung aus nicht-kirchlichen Quellen ſchöpfte. Bekannt iſt, daß von Italien aus ſich allmählich das Studium erſt der alten Römer, dann der Griechen im Abendland verbreitete. Um die Zeit, da Luther geboren wurde, zählte die wiederauflebende klaſſiſche Litteratur auch in Teutſchland viele Verehrer und zwar trugen die deutſchen Bewunderer Cicero's und der andern heidniſchen Römer bald dieſelbe Verachtung gegen die ſcholaſtiſche Theologie zur Schau, wie ihre italieniſchen Vorgänger. Die Anſichten, welche von den Schulen der Humaniſten ausgehend — ſo nannte man die neuen Gelehrten — immer allgemeineren Beifall fanden, wurden eine ſehr gefährliche Klippe für die beſtehende geiſtliche Gewalt, denn ſie dienten dem Volkshaſſe als Stütze. Zu dieſen feindlichen Mächten, die von Außen her die Kirche bedrohten, geſellte ſich nun noch eine innerliche Oppoſition, die aus dem Schooße des Clerus ſelbſt entſprungen, die eingeriſſenen Mißbräuche des Pabſtthums zu bekämpfen begann. Von den Tagen des

Böhmen Johannes Huß bis auf Luther iſt eine Reihe Theologen in Teutſch= land aufgetreten, welche es wagten, die Bibel für die einzige Quelle gött= licher Offenbarung zu erklären und die Auguſtiniſche Lehre von der Gnade oder das Anſehen des Apoſtels Paulus dem geiſtlichen Rechte Roms ent= gegenzuſetzen. Zwar ſtanden dieſe Vorläufer Luther's vereinzelt da, aber die Angriffe, welche ſie gegen das Pabſtthum erhoben, blieben nicht ohne nachhaltige Wirkung, weil ſie ſich oft und an verſchiedenen Orten wieder= holten. Endlich muß bemerkt werden, daß noch eine weitere Urſache allge= meiner politiſcher Natur, die in dem innerſten Weſen des deutſchen Reichs= körpers wurzelte, den Beſtand der Kircheneinrichtung Germaniens gefährdete. Das ungeheure Landeigenthum, das die deutſchen Stifte zu Ende des 15. Jahrhunderts beſaßen, iſt denſelben von den Kaiſern nach und nach hauptſächlich deßhalb eingeräumt worden, damit ſie mit ihren Schätzen und Lehensleuten die Kriege des Reichs führen möchten. So wunderlich der Satz klingt, iſt es dennoch buchſtäblich wahr, daß die deutſchen Biſthümer und Abteien urſprünglich Anſtalten waren, die zum Mindeſten eben ſo ſehr militäriſchen als kirchlichen Zwecken dienten [1]), oder daß ſie die Beſtimmung hatten, die Streitkräfte des deutſchen Lehenſtaats in Bewegung zu ſetzen. Nun erlitt aber kurz vor Luther's Zeit die mittelalterliche Art der Kriegführung einen völligen Um= ſchwung, ſofern an die Stelle der Lehensmannſchaften Söldnerheere tra= ten, die bei Ausbruch eines Streits von den Mächten geworben zu wer= den pflegten. Geld ward ſeitdem das wichtigſte und faſt einzige Erfor= derniß zum Kriegführen. Die militäriſche Verpflichtung der hohen Cleriker fiel von ſelbſt weg; damit hörten die Laſten auf, welche ſie ſonſt als Gegenleiſtung für ihre Lehen getragen, ſie verwandelten ſich in bloße Ge= nießer, und die ungeheuren Vortheile, welche ſie aus dem Reiche zogen, ſtanden in ſchneidendem Widerſpruch mit den Dienſten, welche ſie dem Gemeinweſen brachten. Nirgend duldet man in die Länge eine ſolche Kaſte glänzend bezahlter Nichtsthuer. Wirklich verlangten auch alle übri= gen Stände immer lauter und drohender, daß Rechte und Pflichten des Clerus in ein richtiges Verhältniß gebracht, daß die Stellung der Geiſt= lichkeit den neuen Zuſtänden des Reichs angepaßt werden müſſe. Man glaubte es ſey Zeit, die Pracht der Biſchöfe und Aebte auf ein evangeli= ſches Maaß zurückzuführen, und einen Theil der Reichthümer, die ihnen einſt für öffentliche Zwecke verliehen worden, wieder zum Staatsgute zu ſchlagen und zur Vertheidigung des Landes zu verwenden.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen. Gegen Ende des 15ten Jahr=

---

[1]) Den Beweis findet man geführt bei Gfrörer Kirchengeſchichte III, 1299 flg.

hunderts war der hohe deutſche Clerus in eine widernatürliche unhaltbare Lage gerathen. Beneidet von den weltlichen Großen, verhaßt beim Volke, gehöhnt von den Gelehrten, ſchien er dem Untergange geweiht, und es ſtand zu befürchten, daß ein und derſelbe Sturm die deutſchen Stützen des Pabſtthums wie die Ueberreſte der kaiſerlichen Gewalt, alſo beide Groß-Mächte des hinſchwindenden Mittelalters, niederreißen werde.

Nur von einer Seite her konnte möglicher Weiſe dieſer Gefahr vorgebeugt werden — nämlich durch Wiederherſtellung der Reichsgewalt. Wenn dieß gelang, lag es in der Ordnung der Dinge, daß der in den Vollgenuß ſeiner Rechte zurückgetretene Kaiſer zwar das Uebermaß geiſtlicher Reichthümer beſchränke, aber nicht daß er die deutſchen Kirchenhäupter der Reichsariſtokratie aufopfere, ſondern daß er ſie wieder zu dem mache, was ſie in früheren Zeiten geweſen, — zu Bändern der Einheit des Staats. Dann wäre auch die Spaltung der deutſchen Kirche in zwei feindſelige Hälften, welche dem Reich ſeit Luther's Tagen eine tödtliche Wunde ſchlug, abgewendet worden. Wirklich wünſchte der größere, und man darf wohl ſagen, der beſſere Theil des deutſchen Volks, der niedere Adel, die Städte, und noch ein vierter Stand, der erſt neulich durch die oben berührte Aenderung im Kriegsweſen politiſche Bedeutung errungen hatte, nämlich die Bauernſchaft, eine Wiederherſtellung deutſchen Königthums, und der höchſte Geiſtliche des Reichs legte in den letzten Jahren Friedrichs III. und in den erſten ſeines Sohnes und Nachfolgers Maximilian I. die Hände an, dieſen glücklichen und edlen Gedanken ins Werk zu ſetzen. Berthold, aus dem gräflichen Hauſe Henneberg, geboren 1442, trat, nachdem er die gewöhnlichen geiſtlichen Studien gemacht und die Weihe erhalten, frühe in die Dienſte Kaiſer Friedrich's III., erwarb ſich eine tiefe Kenntniß der Verhältniſſe des Reichs und wurde 1486 auf den Erzſtuhl von Mainz erhoben [1]). Seitdem trat er an die Spitze aller Beſtrebungen, welche gemacht wurden, um eine vernünftige Verfaſſung im deutſchen Reiche einzuführen. Berthold von Mainz war es, der auf dem Reichstage von Frankfurt 1486 den Städten einen geſetzlich beſtimmten Antheil an den ſtändiſchen Verſammlungen verſchaffte, er hat damals verſucht, das höchſte Reichsgericht der Willkür des Kaiſers, welcher bisher die Sprüche dieſes Tribunals zu einer Einnahmquelle ſeiner Kammer erniedrigt hatte, zu entziehen; er brachte endlich um dieſelbe Zeit eine allgemeine Reichsſteuer zu Bezahlung eines ſtehenden Heeres in Anregung. Seine Bemühungen ſcheiterten an dem Eigenſinn des alten Kaiſers Friedrich, aber

---

[1]) Die Beweiſe für dieß und das Folgende bei Ranke deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation I, 84 flg. 121 flg.

Berthold kam unter der neuen Regierung Maximilian's I. auf die alten Vorſchläge zurück. Kühner und entſchloſſener als früher arbeitete er auf den Reichstagen zu Worms 1495 und zu Lindau 1496, den erſten des jungen Königs, an Verwirklichung ſeines Plans, und wahrlich er war nahe daran, das erwünſchte Ziel zu erreichen! Man begann zu Worms, wie billig, mit der Reichsſteuer. Alle Teutſche ſollten ohne Unterſchied des Standes die Bedürfniſſe des gemeinſamen Vaterlandes in der Art decken helfen, daß von 500 Gulden Vermögen je ein halber, von 1000 ein ganzer Gulden zu bezahlen ſey. Von den minder Beſitzenden ſollten je 24 Perſonen, Niemand ausgenommen, Männer und Frauen, Prieſter und Laien, alle die über 15 Jahre alt, einen Gulden aufbringen. Dieſe Abgabe — man nannte ſie den gemeinen Pfennig — wurde wirklich bewilligt. Die nächſte Frage war, wer über die Verwendung des neuen Staatsſchatzes zu entſcheiden habe. Berthold und ſeine Freunde wollten dieſe wichtige Befugniß einem Reichsrathe übertragen, den ſie aus ſtändiſchen Mitgliedern, die Städte mit eingeſchloſſen, zu errichten gedachten. Demſelben Reichsrath ſollten noch andere große Rechte eingeräumt werden: er ſollte über die Verwaltung der Gerechtigkeit wachen, Ungehorſam und Aufruhr dämpfen, für Wiedereroberung der verlorenen Reichslande ſorgen, den Widerſtand gegen die Feinde des Reichs, Türken und Franzoſen, leiten. Die Mittel, dieſe Zwecke zu erlangen, lieferte der gemeine Pfennig, mit welchem man ein ſtehendes Heer bezahlen konnte. Kaiſer Maximilian I. glaubte jedoch den Vorſchlag eines ſolchen Reichsraths verwerfen zu müſſen, weil er ihn für ſeine eigene Macht gefährlich hielt. Nun kam Berthold auf einen Entwurf zurück, den er ſchon im Jahr 1491 unter Friedrich III. vorgebracht hatte: alljährlich ſollte am 1. Februar die Reichsverſammlung zuſammentreten, und ſämmtliche Befugniſſe ausüben, die nach dem erſten Plane dem Rathe zugedacht waren. Der von den Ständen ernannte Reichsſchatzmeiſter ſollte ihr die eingegangenen Steuergelder überliefern. Ihr allein ward das Recht vorbehalten über die Art und Weiſe der Verwendung des Schatzes zu verfügen, weder der König noch deſſen Sohn ſollte ohne Gutachten des Reichstages Krieg erklären, und jede Eroberung dem Reiche verbleiben. Maximilian I. mußte damals dieſen veränderten Entwurf anerkennen. Noch wurde zu Worms über die Einſetzung des höchſten Gerichtshofes verhandelt, und hierin kam man leichter zum Ziele, als unter Friedrich's III. Regierung, weil Maximilian durch ältere Zuſagen gegen die Stände ſich gebunden hatte. Der König ernannte den Vorſtand des Gerichts — den Kammerrichter; die Beiſitzer wurden von den Ständen vorgeſchlagen, auch die Städte erhielten die Einladung einige Mitglieder in Vorſchlag zu bringen. Maximilian willigte ein,

daß das Kammergericht auf die in den einzelnen Provinzen geltenden Landrechte Rückſicht nehme und daß es ſich mit feſtgeſetzten Sporteln begnüge; er räumte dem Kammerrichter die Befugniß ein, im Namen des Königs die Reichsacht gegen Widerſpenſtige verhängen zu dürfen, er verpflichtete ſich endlich, ohne Einwilligung der Beſchädigten Niemand von verhängter Acht loszuſprechen.

Die Beſchlüſſe von Worms ſind unſäglich wichtig. Ein heller Stern ſchien über Germanien aufzugehen, eine Zukunft voll Ruhm und Glück anzubrechen. Das Reich, bis dahin eine wüſte formloſe Maſſe, wo eine Fauſt die andere bekämpfte, ſtand auf dem Punkt ſich in einen wohlgegliederten Staat zu verwandeln. Die Landeshoheit der Großen, die ſchon ſo weit ausgebildet worden, trat in den Hintergrund; die Fürſten konnten, wenn auf der von Berthold eröffneten Bahn weiter fortgeſchritten ward, wohl noch Grundholden, die ihnen Gefälle bezahlen mußten, aber keine Unterthanen mehr beſitzen, denn das Reich ſprach ja vermöge des gemeinen Pfennigs Herren-Rechte über ſämmtliche Einwohner an. Ein gemeinſames, die Ehrſucht der einzelnen großen Stände hemmendes, die öffentliche Wohlfahrt förderndes Band ſollte wieder alle Teutſche umſchlingen. Ferner iſt klar, daß die von Berthold's Parthei beſchloſſenen jährlichen Landtage den Keim einer doppelten ſtändiſchen Macht, eines Oberhauſes, das aus den geiſtlichen und weltlichen Fürſten, und eines Unterhauſes in ſich ſchloß, das aus den Städten gebildet werden mochte. Alles ließ ſich ſo an, als würden die deutſchen Verhältniſſe hinfort dieſelbe Wendung nehmen, wie in England, oder wenigſtens wie in Schweden.

Allerdings fehlte es nicht an Gegnern der neuen Einrichtung. Zuerſt erhob ſich der niedere Adel wider ſie. Dieſer Stand war in den letzten Zeiten nie zu den Reichstagen berufen worden, daher verweigerte er die Entrichtung einer Steuer, an deren Bewilligung ſeine Vertreter keinen Theil genommen. Noch im Dezember 1495 traten die fränkiſchen Ritter in Schweinfurt zuſammen und erklärten: ſie ſeyen freie Franken, verpflichtet auf den Kriegszügen des Reichs mit ihrer männlichen Jugend des Kaiſers Krone und Scepter zu ſchirmen, nicht aber Auflagen zu zahlen, was ihrer Freiheit zuwiderlaufe und eine unerhörte Neuerung ſey. Auch in andern Gegenden ahmte die Ritterſchaft dem Beiſpiele der Franken nach; da und dort wurden vom niedern Adel Verbindungen zu gleichem Zwecke geſchloſſen [1]. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Widerſetzlichkeit der Ritter begründet war. Sie hatten ſo gut das Recht, Vertretung auf den Reichsverſammlungen zu fordern, als die Städte. Zum Glück war es nicht ſchwer,

[1] Ranke a. a. O. S. 118.

ſie mit der neuen Verfaſſung auszuſöhnen; man mußte eben ihre Vertreter auf die Landtage rufen. Und wenn dieß geſchah, konnten ſie dort dem Reiche ſehr gute Dienſte leiſten, denn die Ritterſchaft war vortrefflich geeignet, ein Gegenwicht wider die Fürſten zu bilden, welche jene von ganzem Herzen haßte, weil dieſe überall den niedern Adel ſeiner Reichsfreiheit zu berauben und in fürſtliche Landſaßen umzuwandeln ſtrebten. Ein anderes Mittel, die Ritterſchaft für den großen Plan zu gewinnen, hob Erzbiſchof Berthold auf dem Reichstage zu Lindau 1496 hervor, wo er ſagte [1]: „der niedere Adel habe Unrecht, ſich über den gemeinen Pfennig zu beſchweren, denn derſelbe werde in ſeine Taſche fallen, die Ritter brauchten nur zu Pferde zu ſteigen und in das ſtehende Heer einzutreten, das mit jener Steuer errichtet werden ſolle.“

Alles kam darauf an, ob der deutſche König Maximilian ernſtlich auf Berthold's Plane eingieng und den Erzbiſchof unterſtützte. Nur unter dieſer Bedingung konnte das Werk gelingen. Wahr iſt es, daß keine geringe Selbſtverläugnung dazu gehörte, um ſo zu handeln. Maximilian mußte im vorausgeſetzten Falle die Hände zur Beſchränkung ſeiner eigenen, durch das Herkommen geheiligten Herrſcherrechte bieten, er mußte vor Allem auf jede Vergrößerung ſeiner Hausmacht durch Hülfe des Reichs verzichten. Dafür wäre aber auch der Preis, der ihm winkte, eines ſolchen Opfers werth geweſen. Mehrere Fremde, die im 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſchrieben, wie Aeneas Sylvius, Machiavelli, ſprechen von der erſtaunlichen Macht, welche Teutſchland unfehlbar erlangen müſſe, wenn eine vernünftige Verfaſſung die Glieder des Reichs vereinige und dem alten Zwieſpalt ein Ende mache. Nun! die von Berthold und ſeinen Freunden vorgeſchlagene Reformation des Reichs führte zu dieſem Ziele. Maximilian I. würde an der Spitze des mächtigſten, freieſten und geordnetſten Staates geſtanden ſeyn, auch würde die deutſche Nation allem Anſchein nach ſich nicht geweigert haben, dem Mannsſtamme eines Herrſchers, der ſich ſelbſt beſchränkte und die politiſchen Rechte des Volkes ehrte, die erbliche Thronfolge einzuräumen. Anderer Seits liegen klare hiſtoriſche Beweiſe vor, aus denen man den Schluß ziehen darf, daß das neue Reichsregiment kraftvolle Maaßregeln ergriffen hätte, um die kirchlichen Mißbräuche, über welche alle Stände mit Recht klagten, um insbeſonders die päbſtlichen Eingriffe abzuſtellen, welche nachher der unſeligen Kirchenſpaltung zum Vorwand dienten. Denn von dem Augenblick an, da die erſten Verſuche zu Ausführung jenes Plans gemacht wurden, finden wir Berthold's Parthei beſchäftigt, die Auswüchſe römiſcher Herrſch- und Hab-

[1]) Ranke a. a. O. S. 126.

ſucht zu beſchneiden. Im Jahre 1487 ergieng die Mahnung an den Pabſt, einen Zehnten, den er eigenmächtig in Teutſchland eingeführt, aufzugeben, 1495 wurde von der Reichsverſammlung der Beſchluß gefaßt, dem Stuhle Petri die Beſchwerden der deutſchen Nation vorzulegen. Drei Jahre ſpäter forderten die Stände den heil. Vater auf, die Annatengelder dem Reiche zum Behufe des Türkenkriegs zu überlaſſen. Und als um 1500 der Pabſt Legaten nach Teutſchland ſandte, um Ablaß und ein Jubeljahr zu predigen, erklärte man denſelben rund heraus, daß ſie ohne Wiſſen und Rath der Reichsregierung keinen Schritt thun dürfen; auch ordnete man ihnen ſtändiſche Commiſſarien bei, die über ihre Einnahmen ſtrenge Aufſicht führten [1]). Die unförmliche Verfaſſung des Reichs, die Zwietracht der Stände war es, was dem Pabſt die Möglichkeit verlieh, ſeine Zumuthungen an Teutſchland bis zur Ungebühr zu ſteigern; ein ſtarkes Regiment würde ohne Schwierigkeit den Einfluß Roms auf ein billiges Maaß herabgedrückt haben, wie es wirklich in Spanien und Frankreich geſchah.

Die Vorausſetzungen, von denen wir hier ſprachen, ſind nicht eingetreten. Maximilian I. hatte kein Herz für das Reich, er ſann nur auf Vergrößerung ſeiner Erblande, die er allerdings durch glückliche Heirathen zu einer Weltmacht ſteigerte. Um die Summen zu bekommen, welche der gemeine Pfennig abwarf, machte er zuweilen Miene, auf die Plane des Erzbiſchofs von Mainz einzugehen, ſonſt aber arbeitete er denſelben insgeheim oder offen entgegen, weßhalb ſie ſcheitern mußten. Berthold ſelbſt ſtarb im Dezember 1504, der letzte große Biſchof im Sinne des alten deutſchen Reichs, das jetzt unaufhaltſam ſeiner Auflöſung entgegen gieng. Statt der ſtarken ſtändiſchen Gewalten, welche Berthold gründen wollte, kamen etliche Schattengebilde zu Stande: ein vom Hofe abhängiges Reichsregiment und höchſtes Gericht, eine Eintheilung Teutſchlands in zehn Kreiſe, welche keine Wurzeln treiben konnten, weil ſie nur zum Vortheil des Königs, nicht auch zum Wohle der Nation berechnet waren.

Dagegen hat die Landeshoheit in der zweiten Hälfte der Regierung Maximilian's I. große Fortſchritte gemacht, beſonders nach einer Seite hin. Luther bemerkt wiederholt in ſeinen Schriften und es iſt auch ausgemachte Wahrheit, daß die päbſtliche Gewalt im Reiche durch nichts ſoſehr befördert worden ſey, als durch die Univerſitäten, die nach dem Muſter der Pariſer allmählich in Teutſchland entſtanden. Die ſcholaſtiſche Theologie und kanoniſches Recht nach ſtrengſter römiſcher Lehre führten auf ihnen den Scepter. Aber bald nach Anfang des 16. Jahrhunderts geſchah es, daß gewiſſe Reichsfürſten in ihren Landen und mit eigenem Gelde

---

[1]) Ranke a. a. O. S. 248.

Univerſitäten gründeten, die einem von dem bisherigen Herkommen verſchiedenen Zwecke dienen ſollten. Die wichtigſte dieſer neuen Anſtalten iſt Witteberg, errichtet im Jahre 1502. In dem Stiftungsbriefe ſagt [1]) Kurfürſt Friedrich von Sachſen — der nachmalige Patron Luther's: — „er werde ſammt den umwohnenden Völkern ſich in Zukunft an die Wittenberger Univerſität wenden als an ein Orakel, in der Art, daß wir, wenn wir auch voll Zweifels gekommen wären, nach empfangenem Beſcheid unſerer Sache gewiß uns wieder entfernen.“ Dieſe Worte verrathen meines Bedünkens deutlich genug den Hintergedanken, daß der mächtige Kurfürſt ein wiſſenſchaftliches Orakel zu haben wünſchte, das, weil in ſeinem Solde ſtehend, dem erlauchten Brodherrn und ſeinen Planen beſondere Rückſichten ſchuldig ſey.

Von Vorne herein gelangten zu Wittenberg die Elemente der *Verneinung*, von welchen wir zu Anfang vorliegenden Kapitels ſprachen, zur Herrſchaft, ſowohl in der Theologie als in der Philoſophie. Den größten Einfluß übten zwei Männer, von denen der eine ſich längſt als Feind der ſcholaſtiſchen d. h. der vorzugsweiſe päbſtlichen Theologie erprobt hatte, der andere als Anhänger des ſtrengſten Auguſtiniſchen Lehrbegriffs bekannt war: Martin Pollich von Melrichſtadt, erſter Rektor der neuen Univerſität, und Johann Staupitz, erſter Dekan der theologiſchen Fakultät, zugleich Hofprediger des Kurfürſten. Hinter Staupitz ſtand noch eine ganze gleichgeſinnte Mönchsgeſellſchaft. Zur Zeit der Basler Kirchenverſammlung hatten ſich die deutſchen Auguſtiner-Eremiten zum beſondern Verein conſtituirt. Provinzial derſelben in Sachſen war ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts Andreas Proles, ein Mann, der während einer 43jährigen Verwaltung unabläſſig daran arbeitete, die Lehrſätze ſeines Ordensheiligen in der Congregation, der er vorſtand, zur allgemeinen zu machen [2]). Nachfolger dieſes Proles im Amte wie in der Geſinnung wurde der ebengenannte Johann Staupitz. Seiner Bemühung iſt es ohne Zweifel zuzuſchreiben, daß die neue Univerſität von Witteberg den heiligen Auguſtinus zu ihrem himmliſchen Schutzpatron erkor [3]). Außerdem verfügte die Stiftungsurkunde der Anſtalt, daß neben den regelmäßigen Profeſſoren der anſehnliche zu Wittenberg beſtehende Auguſtinerkonvent an den wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Univerſität Theil zu nehmen habe [4]).

Die Vorſteher der neuen Hochſchule bethätigten ihre gränzenloſe Verehrung für den Biſchof von Hippo noch durch eine andere, ſpäter weltgeſchichtlich gewordene Maaßregel. In dem benachbarten Erfurt hatte ein

---

[1]) Ranke a. a. O. S. 291. — [2]) Ebend. S. 288 flg. — [3]) Ebendaſ. S. 292. — [4]) Daſ. S. 290.

junger Kloſterbruder Martin Luther durch ſeinen auguſtiniſchen Eifer Aufſehen erregt. Im Jahre 1508 berief Staupitz denſelben zu einer philoſophiſchen Profeſſur nach Witteberg. Man ſieht: auf der kurſächſiſchen Univerſität genoß Auguſtin's Lehre eines ausſchließlichen Anſehens. Dieß war eine Neuerung; denn in allen andern Hochſchulen Teutſchlands, ja des lateiniſchen Europa behauptete das theologiſche Syſtem des heiligen Thomas von Aquino, durch die Dominicaner nicht blos mit Worten ſondern im Nothfall ſogar mit gerichtlichen Waffen aufrecht erhalten, ſeine herkömmliche Geltung.

Aber nicht blos in der Theologie, auch in Bezug auf die wiedererweckte Litteratur der alten heidniſchen Welt, oder in der Sache der Humaniſten, wegen deren damals eben ein heftiger Schulſtreit ſich vorbereitete, hielt Witteberg zu den Neuerern. In der Schrift, welche der Nürnberger Patricier Willibald Pirkheimer im Sommer 1517, mehrere Monate vor Beginn des lutheriſchen Ablaß-Kampfes, zu Gunſten des von den Cölner Dominikanern hart angegriffenen Philologen Reuchlin veröffentlichte, ſteht ein Verzeichniß der angeſehenen Theologen, welche damals für Freunde der Humaniſten gehalten wurden. Unter dieſen Namen findet ſich auch der des Wittebergers Profeſſors Martin Luther [1]. Ein Jahr ſpäter, im Sommer 1518, wurde der junge Schwabe Philipp Melanchthon als ausgezeichneter Humaniſt, als Verwandter Reuchlin's, nach Witteberg berufen, um dort die alte Litteratur zu lehren. Bei ſolcher Beſchaffenheit der Verhältniſſe an der kurſächſiſchen Hochſchule ſtand zu erwarten, daß über kurz oder lang ein Streit zwiſchen der neuen Univerſität und ihren ältern Schweſtern, oder den Zöglingen derſelben, ausbreche, und wenn es dazu kam, muß man nach den bewährten Regeln hiſtoriſcher Kritik den Schluß ziehen, daß dieſes Ergebniß nicht außer Berechnung des kurfürſtlichen Stifters liegen konnte.

Bald genug traf das unvermeidliche Ereigniß ein. Paſt Leo X. brauchte im Jahre 1517 Geld, ſehr viel Geld, angeblich zum Kriege wider die Türken, in der That um ſeine Neffen auszuſtatten [2]) und den koſtbaren Bau der Peterskirche fortzuſetzen. Er ließ ſich daher von einer Kirchenverſammlung, die zu Anfang des Jahrs im Lateran gehalten ward, einen Zehnten von allem geiſtlichen Gut des Abendlands zuſprechen. Zugleich ſchickte er Ablaßhändler nach Germanien und den nördlichen Reichen, um dort die Gewiſſen zu beſteuern. Der erſte Kirchenfürſt Teutſchlands, Albrecht von Mainz, ein geborner Markgraf von Brandenburg, 1513 auf

---

[1]) Man sehe das treffliche Werk von Karl Hagen Teutſchlands Verhältniſſe im Reformationszeitalter I, 464 flg. — [2]) Ranke a. a. O. S. 307 flg.

den Stuhl des heiligen Bonifacius erhoben und dritter Nachfolger des oben erwähnten Berthold, dem er an Geiſt und Charakter ſehr unähnlich war, machte in dieſer ſchmutzigen Angelegenheit gemeinſame Sache mit dem Pabſte, indem er ſich von den Summen, die in den beiden ihm gehörenden Erzſprengeln Mainz und Magdeburg erhoben werden ſollten, einen erklecklichen Abtrag vorbehielt. Zwar unterſagten mehrere deutſche Große, wie der Biſchof von Würzburg und der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, den Mainziſch-römiſchen Unterhändlern Eintritt in ihre Gebiete, aber Andere waren weniger ekel, namentlich der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, ein Bruder des Mainzer Erzbiſchofs. In Betracht, daß ein großer Theil der erwarteten Erndte in der Familie bleiben werde, befahl er ſeinen Ständen, den Ablaß-Krämern keine Schwierigkeit in Weg zu legen. So ſchlug denn der Dominikaner Johann Tetzel, einer der unverſchämteſten Marktſchreier, die damals für dieſes Geſchäft verwendet wurden, in dem Städtchen Jüterbock an der kurpfälziſchen Grenze nicht weit von Wittenberg eine Ablaßbude auf. Auch mehrere ſächſiſche Unterthanen kamen zu ihm, um Sündenſtrafen abzukaufen. Hiedurch geſchah es, daß Luther Gelegenheit erhielt, im Beichtſtuhle die Wirkungen des verruchten Handels kennen zu lernen. Aufs Tiefſte empört in ſeinem chriſtlichen Gefühle, ſchlug Martin Luther am Vorabende des Allerheiligen Feſtes, den 31. Octob. 1517 an die Thore der Wittenberger Stiftskirche ſeine 95 Streitſätze wider den Ablaß an, mit welchen die deutſche Kirchenſpaltung ihren Anfang nahm. Alle vernünftigen Leute dieſſeits der Alpen dachten über den Ablaßhandel, wie Luther, aber Niemand hatte bisher gewagt, die ungeheure Macht der römiſchen Kirche ſo offen anzugreifen. Die kühne That des ſächſiſchen Mönchs brachte daher eine unbeſchreibliche Wirkung hervor, faſt Jedermann fand in Luther's Sätzen ſeine eigene Meinung ausgeſprochen, es war als ob der zündende Funke in eine Tonne voll Pulvers geſchlagen hätte. Der römiſche Stuhl und ſeine Anhänger täuſchten ſich keinen Augenblick darüber, daß die in Wittenberg begonnene Bewegung ſehr gefährlich für ſie werden könne. Nur aus Rückſicht auf die Macht des Kurfürſten von Sachſen, der den Lehrer ſeiner Hochſchule beſchützte, verzichtete man darauf, Gewalt gegen den Letztern zu brauchen, dagegen verſuchte man es, Luthern durch gütliche Zureden zum Schweigen zu bringen, was Anfangs gelang, weil Luther urſprünglich nur die Mißbräuche des römiſchen Syſtems nicht den Pabſt ſelbſt zu bekämpfen gedachte, denn er ehrte damals noch in dem Oberhaupte der Kirche den Statthalter Chriſti auf Erden. Aber bald fachte der ungeſchickte Eifer einiger ſchmeichleriſchen Schildträger der römiſchen Curie, welche an dem Wittenberger Lehrer den Ritterſchlag verdienen wollten, den Kampf von Neuem an. Gleich dem Pabſt ahnte auch der alte

Kaiſer Maximilian I. die hohe politiſche Bedeutung der Wittenberger Frage, und man hat Urſache zu vermuthen, daß er Luthern für Vergrößerung ſeiner Gewalt zu benützen ſich Hoffnung machte. Einſt ließ [1]) er dem Kurfürſten von Sachſen ſagen: er möge den Mönch fleißig bewahren, denn man könne ſich deſſelben vielleicht einmal bedienen.

Maximilian I. erlebte jedoch die weitere Entwicklung des begonnenen kirchlichen Zwieſpalts nicht, er ſtarb den 12. Januar 1519. Durch ſeinen Tod war der Kaiſerthron erledigt. Zwei Hauptbewerber buhlten um denſelben: Franz I. König von Frankreich und Karl der Enkel des verſtorbenen Maximilian, König von Spanien und Erbe der habsburgiſchen Beſitzungen in Teutſchland. Wie hat dieſe Bewerbung zweier ſo reichen Herrſcher die Macht der deutſchen Reichsfürſten gehoben, wie hat ſie eben dadurch die Hoffnung auf künftige Wiederherſtellung der Reichsgewalt hinausgeſchoben und den drohenden Riß der Kirche befördert! Eine wilde Partheiung entſtand durch ganz Teutſchland, in die Wette ließen ſich die großen Reichsſtände, beſonders die Kurfürſten, von den Franzoſen oder den Spaniern, manchmal auch von beiden zugleich, mit ungeheuren Summen oder Verſprechungen beſtechen. Der Anhang des Königs von Frankreich war nicht klein, nur die Befürchtung, das deutſche Volk werde die Erhebung des Reichsfeinds mit Aufruhr vergelten, zwang die Freunde des Franzoſen zurückzutreten. Im Hochſommer 1519 wurde Maximilian's Enkel als Karl V. zum Kaiſer ausgerufen, nachdem ſeine Abgeſandten zuvor die Bedingungen der Kurfürſten, welche die Landeshoheit der Großen ſicherten, gut geheißen hatten.

Gegen Ende des Jahres 1520 kam Karl aus Spanien nach Teutſchland, im Januar des folgenden Jahrs eröffnete der junge Kaiſer ſeinen erſten Reichstag zu Worms. Hier kam außer andern wichtigen Angelegenheiten die Sache Luther's zur Verhandlung, der indeß von dem Pabſte mit dem Banne belegt worden war, aber dafür den Stuhl Petri durch die zwei Schriften „von babyloniſchem Gefängniß der Kirche“ und „von des chriſtlichen Standes Beſſerung an den Adel deutſcher Nation“ blutig angegriffen und durch öffentliche Verbrennung des kanoniſchen Geſetzbuchs und jener gegen ihn erlaſſenen Bulle verhöhnt hatte. Luther erſchien perſönlich auf dem Reichstage, um Rechenſchaft von ſeiner Lehre abzulegen. Die Art, wie er ſich dort benahm — es iſt weltbekannt, daß er einen Heldenmuth ohne Gleichen bewies — hat ſeine Landsleute mit Bewunderung erfüllt. Die anweſenden Spanier und Italiener, Karl's V. Begleiter, ſahen in ihm nichts als einen widerſpenſtigen Mönch, der Züchtigung verdiene. Der

---

[1]) Ranke a. a. O. S. 323.

Kaiſer entſchied, wie uns bedünkt, nicht nach dem augenblicklichen Eindrucke, ſondern im richtigen Gefühle der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe — Luther wurde in die Reichsacht erklärt. Mehrere ausgezeichnete Männer, namentlich Ulrich von Hutten, hatten Karl V. vor dem Tage zu Worms aufgefordert, ſich an die Spitze der kirchlichen Bewegung zu ſtellen und mit Hülfe der deutſchen Nation, die ihm eifrig beiſtehen werde, den Pabſt ſammt dem römiſchen Unweſen zu ſtürzen. Auch ſehr viele neuere Gelehrte ſind im Hinblick auf die ſpätere Entwicklung der Dinge der Anſicht, daß die Reformation zum Segen Teutſchlands ausgeſchlagen wäre, hätte Karl V. zu Worms den deutſchen Reformator in Schutz genommen. Wir glauben, daß der Kaiſer nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. In ſeinem Erblande Spanien herrſchte damals große Gährung; eine mächtige Parthei, die kaſtiliſchen Städte, rüſtete ſich zur Empörung wider ihn, und der Argwohn war am Hofe Karl's ſo rege, daß er für nöthig fand, ſeinen eigenen Bruder Ferdinand aus Spanien zu entfernen, weil befürchtet wurde, dieſer junge und ehrgeizige Prinz möchte auf die Seite der Unzufriedenen treten [1]). Wenn nun Karl, laut jenem Vorſchlage, zu Worms für immer mit dem Pabſte brach, würden die ſpaniſchen Empörer an der Kirche einen furchtbaren Verbündeten gewonnen, und ohne Zweifel den König zum Falle gebracht haben. Ebenſo wäre es allem Anſchein nach in Teutſchland gegangen. Denn man darf kaum zweifeln, daß dieſelben Fürſten des Reichs, die ſeit 1525 wider den Kaiſer das Gut der Kirche plünderten, ſobald Karl den entgegengeſetzten Weg einſchlug, die Guelfen geſpielt, mit dem Pabſte gemeine Sache gemacht, und ihrem weltlichen Oberhaupte daſſelbe Schickſal bereitet haben würden, das im Mittelalter ſo viele ſeiner Vorgänger erfuhren. Hiezu kam noch die drohende Stellung des Königs von Frankreich. Franz I., für Karl V., ſelbſt ſo lange dieſer mit dem Pabſte im Bunde ſtand, ein gefährlicher Gegner, hätte, als Vorkämpfer Roms, den ketzeriſchen Kaiſer niedergeſchmettert. Kurz, Karl V. mußte zu Worms vorſichtig verfahren, er mußte den Pabſt ſchonen, und mehr, als die Vorſicht anrieth, hat er auch nicht gethan. Nur mit Worten ward Luther geſtraft, nicht mit der That, kein Haar iſt dem Reformator gekrümmt worden, und der Erfolg hat bewieſen, daß Karl V., ſo gut als der Wittenberger Lehrer, obgleich in anderem Sinne, die Nothwendigkeit einer gründlichen Reformation der Kirche anerkannte.

Gleichwohl war durch die Wormſer Acht der Reformator von dem Kaiſer fortgeſtoßen, eben dadurch aber der Reichsariſtokratie in die Arme geworfen und genöthigt, ihren Dank zu verdienen. Seitdem konnte

---

[1]) Ranke a. a. O. S. 452.

man leicht vorausſehen, zu weſſen Vortheil die große Bewegung in der Kirche ausſchlagen werde. Ein berüchtigtes Haupt der Neuerer, aber Feind der Wittenberger, Thomas Münzer, behauptet, nach dem Tage von Worms habe Luther den Fürſten gerathen, ſich der geiſtlichen Güter zu bemächtigen, auf welche er früher dem Adel Hoffnung gemacht. In einer 1524 erſchienenen Schrift, welche den Titel führt: „wider das ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg“ redet er [1]) Luther mit den Worten an: „daß du zu Worms ſo muthig vor dem Reiche ſtehen konnteſt, iſt nicht dein, ſondern des deutſchen Adels Werk, dem du das Maul wohl mit Honig beſtrichen hatteſt, denn derſelbe meinte, du würdeſt mit deinen Predigten böhmiſche Geſchenke, Klöſter und Stifte geben, welche du jetzt den Fürſten verheißeſt.“ Wir wollen die Frage unentſchieden laſſen, ob Münzer in Bezug auf Luther die Wahrheit ſagt, aber gewiß iſt, daß die Dinge vermöge ihrer natürlichen Entwicklung den Gang nehmen mußten, den jener andeutet. Gegen Ausgang des Jahres 1524 oder zu Anfang des folgenden wurde — wahrſcheinlich in Sachſen, jedenfalls von einer Lutheriſch=geſinnten Feder — eine Staats=Schrift ausgearbeitet [2]), welche den Satz ausſprach, man ſolle ſämmtliche geiſtliche Stifter des deutſchen Reiches einziehen und für weltliche Zwecke verwenden. Auf mehreren Reichstagen beriethen die Fürſten, welche der Reformation zugethan waren, über dieſen Vorſchlag. Fremd kann demſelben Luther unmöglich geweſen ſeyn, denn um die nämliche Zeit wurde die erſte wirkliche Sekulariſation unter ſeiner eifrigen Mitwirkung vorbereitet. Der früher erwähnte Hochmeiſter des Deutſchordens, Albrecht von Brandenburg, war im Januar 1524 auf dem Reichstage in Nürnberg erſchienen, um für den Orden Hülfe gegen die Polen zu erbitten. Weil er Nichts ausrichtete, öffnete er den Einflüſterungen reformirter Prediger ſein Ohr. Auf der Rückreiſe beſuchte er Luther in Wittenberg. Dieſer forderte ihn auf, die Ordensregel fahren zu laſſen, ein Weib zu nehmen und Preußen in ein erbliches Fürſtenthum zu verwandeln. Wir haben an einem andern Orte berichtet, daß Albrecht den Rath Luther's befolgte. Auch der Stuhl Petri beurtheilte den Stand der Dinge in dem eben entwickelten Sinne. Schon mehrere Jahre zuvor hatte die Curie eine entſcheidende Maaßregel in der Vorausſetzung ergriffen, daß Gier nach den geiſtlichen Gütern der geheime Köder ſey, welcher die Reichsfürſten der Reformparthei zuführe, und daß es daher gelingen dürfte, durch freiwillige Einräumung eines Theils der erſtrebten Beute einzelne Fürſten auf Seiten der alten

---

[1]) Hagen, Teutſchlands Verhältniſſe II, 147. — [2]) Ranke, Teutſchland II, 237 flg.

Kirche zurückzuhalten. Seit Ende des Jahres 1521 knüpfte nämlich der Pabſt Unterhandlungen mit den Wittelsbachern in Bayern an, welche den Statthaltern Petri ſchon in frühern Zeiten treffliche Dienſte gegen widerſpenſtige Kaiſer geleiſtet. Das Geſchäft gieng nach Wunſch: ein enges Bündniß zwiſchen Rom und Baiern kam zu Stande [1]), wobei jedoch der Pabſt den Preis zu bezahlen hatte. Adrian VI. mußte dem bairiſchen Hauſe nicht blos einen bedeutenden Einfluß auf die biſchöfliche Gerichtsbarkeit, ſondern auch den fünften Theil ſämmtlicher Einkünfte der im Herzogthum gelegenen Stifter und Abteien zuerkennen. Letztere Schenkung war von ſehr großem Belang, denn mehr als die Hälfte des Grunds und Bodens in Baiern gehörte damals geiſtlichen Beſitzern [2]). In der betreffenden Bulle heißt es, den Herzogen ſey Solches eingeräumt worden, „weil ſie ſich erboten hätten, gegen die Feinde des ächten Glaubens die Waffen zu ergreifen.“ So geſchah es, daß der bairiſche Stamm, obgleich er Anfangs dieſelbe Neigung für die neue Lehre an den Tag legte, wie die übrigen Teutſchen, von ſeinen Fürſten gezügelt, bei der alten Kirche ausharrte. Man ſieht hieraus, daß das Verdienſt, welches ſich das bairiſche Haus um den katholiſchen Glauben erwarb, eben kein übermenſchliches iſt. Die Wittelsbacher haben durch reichlich vergoltene Treue das nämliche Ziel erreicht, das die andern Fürſten des deutſchen Reichs durch Abfall und durch Beſchützung Luther's erſtrebten.

Ehe jedoch die hohe Ariſtokratie ihre Hand nach der erſehnten Frucht ausſtrecken konnte, waren noch zwei tiefe Gräben zu überſpringen. Es iſt an ſich klar und der Erfolg hat es bewieſen, daß die Reformation bei dem Gange, welchen ſie ſeit 1521 nahm, zur Erniedrigung der kaiſerlichen Macht, folglich auch zum Umſturze der Reichseinheit, und zum politiſchen Verderben der Nation ausſchlagen mußte. Denn wie konnte der Kaiſer fürder den Uebermuth der Fürſten bemeiſtern, wenn dieſe durch Plünderung des Kirchenguts ihre Macht verdoppelten! Folglich forderte das öffentliche Wohl gebieteriſch, zu verhindern, daß die Kirche der Ariſtokratie zum Opfer falle. Aber bei dem damaligen Stande der Dinge reichte kein friedliches Mittel mehr aus, die entzündete Erwerbgier der Großen zu zügeln, ſondern nur Gewalt konnte helfen. Wohlan, von zwei Seiten ſind zwiſchen den Jahren 1522 und 1525 Verſuche gemacht worden, auf gewaltſamem Wege die Reformation in eine andere Bahn zu leiten. Die ſeit den oben berührten Vorgängen zu Wittenberg mehr und mehr anſchwellende Gährung in Teutſchland nahm ſchnell, außer der kirchlichen Richtung, die Luther aus allen Kräften beförderte, auch eine ſehr ſcharf aus-

[1]) Ranke a. a. O. II, 150 flg. — [2]) Ebendaſelbſt S. 151.

geprägte politiſche Farbe an, welche dem Reformator keineswegs genehm war, ob er gleich manchmal, vom Strome fortgeriſſen, ſeine unwiderſtehliche Beredtſamkeit auch gegen die Mißbräuche fürſtlicher Gewalt ergoß, wie in der 1523 erſchienenen Abhandlung von weltlicher Obrigkeit [1]). Alsbald zeigte es ſich, daß die Ideen, für welche der Erzbiſchof Berthold von Mainz 20 Jahre früher gearbeitet, keineswegs vergeſſen waren. Plötzlich tauchten dieſelben wieder auf, jedoch in revolutionärer Geſtalt, mit bitterem Haß gegen die Reichsariſtokratie, wie gegen die hohen Cleriker verſetzt. Die von Luther geforderte Reformation ſollte durchgeführt, aber der Nachlaß Roms nicht den Fürſten aufgeopfert, ſondern zur Verbeſſerung der Lage des gemeinen Volks, des niederen Adels, der Bürgerſchaften, namentlich zu Wiederherſtellung der königlichen Gewalt verwendet werden. Man wollte dem Reichsoberhaupt die ihm gebührenden Rechte zurückgeben, den Fürſtenthümern dagegen daſſelbe Schickſal bereiten, wie den Stiftern und Abteien. Dieſe und ähnliche Ideen werden in zwei wichtigen Flugſchriften vorgetragen, die in die Jahre 1521 und 1523 fallen. Die erſte trägt den Titel: „eine neue Ordnung weltlichen Standes" und iſt die 11te in der Sammlung, welche Johann Eberlin von Günzburg unter dem Geſammtnamen der 15 Bundesgenoſſen herausgab [2]). Die Aufſchrift der andern [3]) lautet: „Teutſcher Nation Nothdurft, Ordnung und Reformation aller Ständ im römiſchen Reich, durch Kaiſer Friedrich III. — fürgenommen." Ihr unbekannter Verfaſſer hat es vielleicht abſichtlich auf eine Täuſchung abgeſehen, indem er der Welt glauben machen will, daß das, was er vorbringt, dem Kaiſer Friedrich III. angehöre. Aber ſeine Angabe iſt irrig, die Schrift entſtand erſt unter Karl V., allen Anzeigen nach im Jahre 1522 oder 1523, kurz vor dem Bauernkriege, deſſen Häupter ſie benützten. Immerhin erhellt aus jenem Titel, daß der Verfaſſer auf die politiſchen Reform-Verſuche hindeutet, welche, wie wir oben gezeigt, Erzbiſchof Berthold und ſeine Freunde in den letzten Jahren Friedrich's III. zu machen begannen. Man ſieht alſo, Berthold's Plane lebten in gutem Andenken.

Beide Schriften waren die Vorgänger blutiger Thaten. Bereits iſt bemerkt worden, daß der niedere Adel einen tiefen Haß gegen die Fürſten hegte, weil er ſeine Reichsfreiheit durch dieſelben bedroht ſah. Dieſer Groll ſchwoll noch höher, da jetzt die großen Herrn im Namen der Reformation und des Evangeliums die Güter der Kirche an ſich zu reißen Vorkehrung trafen. Denn die Edelleute machten — anderer Gründe

---

[1]) Hagen a. a. O. II, 332. — [2]) Hagen a. a. O. II, 334 flg. vergl. mit S. 207. — [3]) Ranke, Teutſchland im Zeitalter der Reformation II, 204. und Hagen a. a. O. II, 338 flg.

nicht zu gedenken — gleichfalls Anſprüche auf die ſchöne Beute. Ueberwiegendes Anſehen beſaß im Adel Franz von Sickingen, ein Mann, der ſich durch Tapferkeit und als Führer von Lanzknechten zu großer Bedeutung aufgeſchwungen. Dieſer Sickingen trat an die Spitze des unzufriedenen Adels. Eine weit verzweigte Verſchwörung entſtand; im Frühjahr 1522 wählte ihn die oberrheiniſche Ritterſchaft auf einem Tage in Landau zum Hauptmann. Zu gleicher Zeit rüſteten Standesgenoſſen im main'ſchen Franken, am Niederrhein, in Heſſen, bis nach Braunſchweig, für ihn. Als Sickingen's Bundesgenoſſe erhob ſich auch und zwar nicht blos mit dem Schwert, ſondern zugleich mit der Feder, Ulrich von Hutten, einer der glänzendſten Geiſter jener Zeit und eingeweiht in die meiſten Umwälzungs-Plane, die damals gemacht oder ausgeführt wurden. Hutten verſuchte es durch mehrere Brandſchriften außer dem Adel noch zwei andere Stände, die Städte und die Bauernſchaft in das Unternehmen Sickingen's hineinzuziehen [1]; ſeine Bemühungen waren nicht ganz vergeblich. Drei Jahre ſpäter fand man die Flugblätter, durch welche Hutten die Bauernſchaft zur Theilnahme aufgefordert hatte, — ſie trugen den Titel Neukarſthans — unter den geheimen Papieren der Anführer des Bauernkriegs [2]. Doch wartete Sickingen nicht ab, ob Städte und Bauern ihm Beiſtand leiſten würden. Im Auguſt 1522 grief er zu den Waffen, indem er erklärte, daß es ſeine Abſicht ſey, dem Evangelium eine Bahn zu öffnen, den Uebermuth der Fürſten zu züchtigen und dem Kaiſer zu helfen. Der erſte Schlag war gegen den Kurfürſten von Trier gerichtet, in deſſen Gebiet er, der einfache Edelmann, mit einem Heere von 12,000 geworbenen Söldnern einfiel. Nach Beſiegung von Churtrier wollte er ſich gegen andere Fürſten wenden. Schrecken ergriff die bedrohte Reichs-Ariſtokratie. „Seit viel hundert Jahren" ſchrieb auf die erſte Kunde von dieſer Bewegung ein Geſchäftsträger [3] des Herzogs Georg von Sachſen an ſeinen Gebieter, „iſt nichts ſo Gefährliches wider die Fürſten des Reichs unternommen worden." Mit allen verfügbaren Streitkräften eilten daher mehrere benachbarte Herrn, der Kurfürſt von der Pfalz, der Landgraf Philipp von Heſſen dem Trierer zu Hülfe. Der Erzbiſchof von Cöln, der Herzog von Cleve ſetzten ihr landesherrliches Anſehen für ein, und auch der ſchwäbiſche Bund rüſtete zu ſeinen Gunſten. Der Angriff auf Trier mißlang, Sickingen mußte abziehen, und bald wurden ſeine und ſeiner adeligen Freunde Schlößer gebrochen. Sickingen ſelbſt ſtarb in dem Augenblicke, da die verbündeten Fürſten ihren Einzug in die von ihm hartnäckig

[1]) Man ſehe Hagen zur polit. Geſchichte Teutſchlands S. 243 flg. — [2]) Ebend. S. 245. — [3]) Ranke, „Teutſchland" II, 108.

vertheidigte Burg Landſtuhl hielten. Die Ariſtokratie hatte einen wichtigen Triumph erfochten. Iſt es nun irgend glaublich, daß Sickingen ein ſo gefährliches und weit ausſehendes Wagſtück unternahm, ohne ſich auf irgend eine Weiſe der Billigung des Reichsoberhaupts, des Kaiſers Karl V. verſichert zu haben. Schon damals hat man dieſe Frage aufgeworfen und faſt allgemein verneint! Unter dem 8. October 1522 ſchreibt [1]) Veit Berler an Wilibald Pirkheimer: „die Meiſten argwöhnen, Sickingen, habe entweder auf Befehl des Kaiſers, oder doch mit ſeiner Zuſtimmung den Krieg begonnen.“ Kurze Zeit vorher, den 28. September, berichtet [2]) der Kanzler des Kurfürſten Friedrich von Sachſen ſeinem Herrn folgende Aeußerung, welche Sickingen ſelbſt gegen die Räthe des Reichsregiments gethan hatte: „ich weiß fürwahr, daß mein Herr, der Kaiſer, nicht zürnen wird, wenn ich dem Pfaffen (zu Trier) ein wenig die Krone einträuke.“ Auch das Verhältniß Sickingen's zum Kaiſerhofe iſt dieſer Vermuthung ſehr günſtig. Karl V. hatte kurz zuvor den Ritter zu ſeinem Feldhauptmanne für den bevorſtehenden franzöſiſchen Krieg und zum geheimen Rathe ernannt [3]). Für entſcheidend endlich halte ich Das, was ſofort Ferdinand des Kaiſers Bruder that, den Karl 1521 bei ſeiner Abreiſe nach den Niederlanden und Spanien zum Reichsverweſer ernannt hatte. Nachdem nämlich Sickingen durch die verbündeten Fürſten zum Rückzuge von Trier genöthigt worden war, wandte [4]) Ferdinand alle in ſeiner Macht liegenden Mittel auf, den Unglücklichen zu retten und der Rache ſeiner Feinde zu entziehen. Beweist dieß nicht handgreiflich ein geheimes Einverſtändniß? Wir haben uns den Zuſammenhang der Sache ſo zu denken. Ehe Sickingen gegen die Fürſten losbrach, unterrichtete er Karl V. von ſeinem Vorhaben. Der Plan ſtimmte ſo trefflich mit den eigenen Abſichten des Kaiſers überein, daß dieſer für gut fand, kein Hinderniß in den Weg zu legen. Doch wollte er aus einer ſehr begreiflichen Vorſicht den Ritter nicht unterſtützen, ſondern ließ blos geſchehen, was Sickingen auf eigene Gefahr unternahm. Hätte der letztere geſiegt, ſo würde der Kaiſer bald durch die That bewieſen haben, daß er nicht unbetheiligt bei Sickingen's Wagſtück war. Dreißig Jahre ſpäter, in dem furchtbaren Augenblick, da Karl V, beinahe ſchon am Ziele ſeines mühſamen Strebens angekommen, durch den Kurfürſten Moriz von Sachſen von der erklommenen Höhe herabgeſtoßen ward, kam man am kaiſerlichen Hofe auf den Plan des tapfern Sickingen zurück. Damals rieth [5]) man

[1]) Hagen „zur politiſchen Geſchichte Teutſchlands“ S. 252. — [2]) Ranke a. a. O. S. 109. — [3]) Hagen a. a. O. S. 241. — [4]) Derſelbe S. 250. 252. — [5]) Ranke Teutſchland V, 249.

dem alten Kaiſer, die ganze Ritterſchaft Teutſchlands zum Kampfe gegen die Fürſten aufzurufen, und den angeſonnenen Dienſt dadurch zu belohnen, daß er den Adeligen ihre Reichsunmittelbarkeit, welche ſie größten Theils verloren hatten, zurückgebe. Allein ſchon war es damals zu ſpät hiezu. Ein unſeliges Geſtirn verhinderte alle ſo oft wiederholte und mehr als einmal mit großer Kraft eingeleitete Verſuche, die Einheit des deutſchen Reichs herzuſtellen. Die Vorſehung hat die Ausführung dieſes Gedankens nicht gewollt!

Im dritten Jahre nach Franz von Sickingen's Sturze, 1525, brach der Bauernkrieg aus, ein Ereigniß von höchſter Wichtigkeit, denkwürdig nicht blos durch die Maſſe von Kräften, die hier zuſammenwirkten, ſondern auch durch die Großartigkeit des Planes, der zu Grunde lag, wie des Ziels, das erſtrebt wurde, und durch die Fähigkeit der offenen oder geheimen Führer, die ihren Antheil an der Sache meiſt in ein Dunkel zu hüllen wußten, das bis heute noch nicht ganz aufgehellt iſt, und ſie ſelbſt, nach dem unglücklichen Ausgange des Aufſtands, der Rache ihrer Gegner entzog. Viele Zeitgenoſſen Luther's, Anhänger der römiſchen Kirche, oder ihm abgeneigte Fürſten, haben die Behauptung ausgeſprochen, daß die von Wittenberg ausgegangenen Lehren ſchuld an der Empörung des gemeinen Mannes geweſen ſeyen. Aber dieſer Satz wird durch Thatſachen widerlegt, höchſtens kann man ſoviel zugeben, daß Luther's Predigt den Ausbruch befördern half. Der Bauernkrieg von 1525 iſt das letzte Glied einer Reihe gleichartiger Bewegungen, die nicht lange vorangiengen, aber doch in Zeiten fielen, wo von Luther noch nicht geſprochen wurde. Seit dem letzten Zehntel des 15ten Jahrhunderts folgte ein Bauernaufruhr dem andern [1]), und dieſe älteren Bewegungen hatten mit dem Krieg von 1525 nicht blos den allgemeinen Zweck, die Lage des Landvolks zu verbeſſern oder Rache an Unterdrückern zu nehmen, ſondern auch andere ſehr eigenthümliche Züge gemein. Schon 1493 wurde der Bundſchuh als Bauernbanner aufgeworfen, das nachher eine ſo gefürchtete Rolle ſpielte [2]), ſchon in den Aufſtänden zu Untergrünbach 1503 und zu Lehen 1512 legten die Bauern ihre Abſicht an den Tag, das Kaiſerthum wieder herzuſtellen. Einer ihrer Artikel lautete dahin [3]), daß ſie in Zukunft nur den römiſchen König als Herrn anerkennen würden. Merkwürdige Erſcheinung, die dem deutſchen Volk nicht wenig Ehre bringt! Der arme Fröhner, der von der

[1]) 1493 der Aufſtand im Elſaß, 1503 die Verſchwörung von Untergrünbach, 1512 die Bewegung zu Lehen, 1514 der arme Conrad in Württemberg. Man ſehe Zimmermann Geſchichte des Bauernkriegs I, S. 141 flg. — [2]) Zimmermann a. a. O. S. 143. — [3]) Ebendaſelbſt S. 151 und 169.

Staatsgewalt faſt Nichts fühlt als ihre Laſten, iſt bereit für die hohe Idee der Staatseinheit und geſetzlichen Königthums ſein Blut zu vergießen. Wie ſolche Gedanken in die Köpfe der Bauern kamen, iſt nicht ſchwer zu ermitteln. Die Gleichzeitigkeit ähnlicher Beſtrebungen in andern Ständen leitet auf die Spur. Erinnern wir uns, daß ſeit 1486 der erſte Kirchenfürſt Teutſchlands, Berthold von Mainz, mit aller Macht an Wiederherſtellung der Reichseinheit arbeitete, daß er die Städte für ſeine Abſichten gewonnen hatte, daß ähnliche Plane unter dem Adel gährten. Aus den höhern Schichten der Geſellſchaft muß dieſelbe Bewegung auch in die Tiefe herabgedrungen ſeyn. Beweis dafür die eben angeführten Thatſachen. Aber noch bleibt zu erklären übrig, woher der Bauer plötzlich den Muth und die Kraft nahm, um ſeinen Antheil an der allgemeinen Idee des Jahrhunderts, den er ſich ſelbſt herausnahm, mit dem Schwerte zu vertheidigen, und in der neuen Staatsverfaſſung, die gegründet werden ſollte, ſich eine ehrenvolle Stelle zu erobern. Jahrhunderte früher war der bäuerliche Stand ebenſo rückſichtslos vom Adel, vom Clerus, von den Fürſten unterdrückt worden, als in König Maximilian's Tagen, ohne daß der ſchwer Belaſtete es gewagt hätte, für die Freiheit in Maſſe das Schwert zu ziehen, Jahrhunderte lang vorher hatten die höhern Stände über die wichtigſten Fragen des öffentlichen Rechts gehadert, ohne daß der Fröhner ſich erkühnte, ſeine Stimme abgeben zu wollen. Woher der große Umſchwung? Das Mittelglied iſt offenbar die früher berührte Veränderung im Kriegsweſen. In der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts entſtehen die deutſchen Söldnerheere, die aus dem Landvolk geworben ſind. Dadurch wird der Bauer bewehrt, und lernt in Reih und Glied fechten. Nun zeigt die Geſchichte an vielen Beiſpielen, daß Volksbewaffnung außerordentliche Wirkungen hervorbringt, daß der Bewehrte ſehr Vieles nicht mehr duldet, was der Unbewehrte geduldig hinnahm. Nie hat ſich dieſe Regel ſchneller erprobt, als damals. Diejenige Provinz Teutſchlands, welche in König Maximilian's I. Tagen die meiſten Lanzknechte lieferte, war erweislich das alte Herzogthum Alamannien. Nun in eben dieſen Landen ſind alle jene kleineren Bauernempörungen ausgebrochen, die vor dem großen Krieg von 1525 ſtatt fanden. In mehreren andern Zügen verräth ſich unverkennbar der Einfluß des Söldnerthums auf die Empörer. Den Aufſtänden im Elſaß von 1493 und zu Lehen 1512 giengen ernſthafte und langwierige Berathſchlagungen über Schnitt, Farbe und Inſchrift des Banners voran, das man aufwerfen wolle [1]. Die Häupter ſind überzeugt, daß ſobald das Fähnlein fliege, ihnen alles Volk zulaufen werde. Weiſt

[1] Zimmermann a. a. O. S. 143 und 170 unten flg.

dieß nicht auf den Kultus der Fahne hin, den unſere Bauernſöhne in Georg Frundsberg's und anderer Oberſten Schule erlernt hatten. Der gefährlichſte Anführer der Verſchwornen von Untergrünbach und Lehen, Joſt Fritz, war ein alter ausgedienter Soldat[1]). Noch deutlicher iſt eine Erklärung[2]), welche auf dem Reichstage zu Mainz 1517 von dem Ausſchuſſe der Stände abgegeben wurde: „das „wüthende Gemüth," das man längſt am Bauern verſpüre und ſein Hang zur Meuterei komme daher, weil man die Kriegsknechte, die im Auslande gedient, wieder nach Hauſe gehen laſſe."

Alle dieſe Triebfedern der alten Aufſtände wirkten bei dem Kriege von 1525 zuſammen, als neuer Gährungsſtoff kamen aber die Ideen der begonnenen Kirchenreformation hinzu. Außerdem nahm Alles einen großen Maaßſtab an. Im Frühjahr ſtanden im ſüdweſtlichen und mittleren Teutſchland über 100,000 bewaffnete Bauern auf, und von der Weſtgränze Schwabens wälzte ſich die Empörung mit reißender Schnelligkeit nach dem mainſchen Franken und Thüringen. Die ſogenannten zwölf Artikel gemeiner Bauernſchaft, die ohne Zweifel in Oberſchwaben entworfen worden ſind[3]), faſſen den Inbegriff der Freiheiten und Rechte zuſammen, welche die Bauern für ſich erobern wollten. Politiſch wichtiger iſt eine Maaßregel, welche die Anführer im Verlaufe der Bewegung an vielen Punkten, und offenbar in geheimem Einverſtändniſſe ergriefen: ihr Bemühen nämlich, den Adel auf ihre Seite zu ziehen und Hauptleute aus dieſem Stande zu wählen. Bekanntlich geſchah dieß nicht ohne Erfolg, mehrere adelige Herrn, wie die Grafen von Henneberg, von Werthheim[4]), der Ritter Göz von Berlichingen nahmen nicht blos die 12 Artikel an, ſondern traten als Führer in das Heer der Bauern ein. Ich ſehe in dieſem Verfahren der Empörten einen Beweis, daß die Lenker des Kriegs die Rathſchläge, welche der ſchon im Auguſt 1523 kurz nach Sickingen verſtorbene Hutten gegeben, zu befolgen und Sickingen's Plane wieder aufzunehmen gedachten. Bei weitem die denkwürdigſte That des Bauernkriegs aber ſind die Entwürfe, welche im Mai 1525 aus der zu Heilbronn errichteten Bauernkanzlei hervorgiengen. Hier wurde von den Vertretern des Bauernheeres der Plan[5]) einer neuen Grundverfaſſung des Reichs ausgearbeitet, welcher der bäuerlichen Bevölkerung germaniſche Urrechte zurückgab, den Clerus im Sinne Luther's auf das Amt des Worts beſchränkte, das Kirchengut für

---

[1]) Ebendaſ. S. 156. — [2]) Ranke Teutſchland I, 219. 220. — [3]) Benſen Geſchichte des Bauernkriegs in Oſtfranken S. 65 flg. — [4]) Ebendaſ. S. 207. 252. 265. — [5]) Man ſehe Oechslin Beiträge zur Geſchichte des Bauernkriegs S. 163 flg. 283. Benſen a. a. O. S. 277. 551.

verwendbares Staatseigenthum erklärte, das alte teutſche Recht wieder herſtellte, das eingedrungene römiſche Juriſtenweſen niederſchlug, die Landeshoheit der Fürſten aufhob und denſelben blos einen ausgedehnten Grundbeſitz ließ, die verſchiedenen Stämme Teutſchlands durch eine ſinnreiche Gerichtseinrichtung mit einander verband, endlich dem Kaiſer alle Befugniſſe einräumte, welche zu ſeiner eigenen Sicherheit, wie zum Wohle der Nation unumgänglich ſind. Dem Heilbronner Entwurfe lag die früher erwähnte, ſogenannte Reformation des Kaiſers Friedrich III. zu Grund, doch ſo, daß letztere bedeutend erweitert und verbeſſert wurde. Die teutſche Bauernſchaft hatte ihre ernſtliche Abſicht an den Tag gelegt, dem Kaiſer den nämlichen Dienſt zu erweiſen, welchen faſt um dieſelbe Zeit im Norden die Dalekarlier der Krone Schweden leiſteten. Ohne Zweifel wäre der Erfolg in beiden Ländern derſelbe oder ein ähnlicher geweſen, wenn ein teutſcher Waſa auftrat. Aber dieſer fehlte. Die Nachricht iſt auf uns gekommen[1]), daß Gattinara, Karl's V. Miniſter, als er vom Heilbronner Entwurfe hörte, dem Kaiſer gerathen habe, den Bauernaufſtand unter den Schirm ſeines Namens zu ſtellen. Karl that jedoch nichts, vermuthlich, weil er erſt zuſehen wollte, ob das Glück die Empörten begünſtigen werde. Während deſſen wurde der Aufſtand durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen des ſchwäbiſchen Bundes, der Kurfürſten von der Pfalz und Sachſen, ſowie mehrerer Herzoge und Markgrafen niedergeſchmettert. Was Berthold von Mainz mit den Städten auf geſetzlichem Wege, was nach ihm auf ungeſetzlichem der Ritter Franz von Sickingen vergeblich gewagt, war auch den Bauern mißlungen. Die Reichsariſtokratie triumphirte abermal. Außer der Rache an den Ueberwundenen genoß ebendieſelbe jetzt den Vortheil, die reichen Früchte der Kirchenreformation zu pflücken. Zu Anfang des Aufſtandes hatten die oberſchwäbiſchen Bauern an Luther ihre zwölf Artikel überſchickt, mit der treuherzigen Bitte, ein Gutachten über dieſelben auszuſtellen. Luther konnte jene meiſt ſehr gerechten und vernünftigen Satzungen nicht mißbilligen, aber wohl tadelte er die Schilderhebung der Bauern, und gebot ihnen, die Waffen niederzulegen. Die Bauern hüteten ſich jedoch wohlweislich letzterem Rathe zu folgen. Als nun Luther ſpäter vernahm, daß die Empörer bei dem Städtchen Weinsberg eine Handvoll Edelleute durch die Spieße gejagt hätten, brach er mit unerhörter Heftigkeit gegen den Aufſtand los[2]), indem er ſeine Flugſchrift „wider die mordiſchen und raubiſchen Rotten der Bauern“ ſchleuderte. „Die Bauern,“ heißt es hier, „hätten das Evangelium nur zum Schein vorgewendet, und

---

[1]) Hormayr Lebensbilder aus dem Befreiungskriege III, 42. — [2]) Benſen S. 269 flg.

ſich durch den Aufruhr rechtlos gemacht. Darum ſoll ſie zerſchmeißen, würgen, ſtechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts giftigeres, ſchädlicheres, teufliſcheres ſeyn mag, als ein aufrühreriſcher Menſch" u. ſ. w. Dieſe leidenſchaftliche Sprache wird nur theilweiſe durch die perſönlichen Verlegenheiten Luther's und ſeine Befürchtung erklärt, die mächtigen teutſchen Herren, deren Schutz er bisher genoſſen, möchten den Aufruhr der Bauern ihm ſelbſt und der freien Predigt des Evangeliums Schuld geben. Der Reformator zu Witteberg war auch ſonſt einer ſcharf ausgeprägten Weltanſicht zugethan, welche, im Schooße der ſtrengſten Büßerorden entſtanden, dieſe Erde als ein von gefallenen Geiſtern bewohntes Zucht- und Trauer-Haus, die Fürſten der Völker gleichſam als die von Gott eingeſetzten Zuchtmeiſter betrachtet, denen es zukomme, Ordnung durch jedes Mittel aufrecht zu halten. Nach dieſer Weiſe, die Dinge anzuſchauen, haben die Obern freilich das unbeſchränkte Recht, den Niedern zu befehlen, was jenen gut dünkt. Jede Widerſetzlichkeit der Letztern erſcheint als Auflehnung wider Gott. Solche Anſichten mögen für Kloſterbrüder taugen, die in der Welt nichts zu ſagen haben. Aber ſicherlich gereichte es nicht zum Wohle Teutſchlands, daß der Mann, welcher auf unſere öffentlichen Zuſtände einen ſo nachhaltigen Einfluß übte, jenen finſtern Grundſätzen huldigte. Im Uebrigen hat das politiſche Glaubensbekenntniß, das er damals ablegte, den Fortgang ſeiner Sache außerordentlich befördert. Vor dem Ausbruche des Bauernkrieges waren es nur ſehr wenige Große, welche Luther's Predigt entſchieden begünſtigten. Jetzt, nachdem er auf eine ſo unzweideutige Art bewieſen, daß von der Lehre chriſtlicher Freiheit, die Luther vortrug, die Gewalthaber nicht das Geringſte für ihre Herrenrechte zu fürchten hätten, gab in ſehr kurzer Zeit eine Maſſe Fürſten und Magiſtrate von Reichsſtädten der Reformation Luther's Raum in ihren Gebieten. Einige der ſo ſchnell Bekehrten ſprachen ſich ziemlich deutlich über die Gründe ihres Uebertritts aus. Der Herzog Georg von Sachſen-Leipzig hatte in einem Briefe an ſeinen Schwiegerſohn, den Landgrafen Philipp von Heſſen, behauptet, daß Luther's Lehre den letzten Bauernaufruhr entzündet habe. Landgraf Philipp erwiederte: gerade das Gegentheil ſey der Fall, Luther predige aufs Eindringlichſte Gehorſam gegen die Obrigkeit, und eben darum ſchließe er ſich an ihn an [1]). Noch offenherziger waren die brandenburgiſchen Markgrafen Georg und Caſimir von Ansbach und Baireuth. Dieſe beiden Fürſten, die bis dahin geſchwankt und wohl auch gegen die Witteberger ſich erklärt hatten, erließen

[1]) Rommel Philipp der Großmüthige II, 83 flg.

zu Ende des Jahrs 1525 ein Ausſchreiben [1]), kraft deſſen ſie Luther's Lehre in ihrem Fürſtenthum einführten, aber auch zugleich die Pfarrer anwieſen, wie in Zukunft das Verhältniß zwiſchen Landesherr und Unterthan auf der Kanzel dargeſtellt werden ſolle. In dieſer Urkunde heißt es: unter chriſtlicher Freiheit ſey nichts anderes zu verſtehen, als „daß die Gläubigen durch den Geiſt, der da lebendig macht in Chriſto Jeſu, befreit werden von dem Geſetz der Sünde und des Todes, und daß alſo chriſtliche Freiheit im Geiſt und nicht im Leibe, im Gewiſſen innerlich und *nicht* äußerlich beſtehe. — Paulus ſpricht zu den Römern: Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit und Gewalt, denn es iſt keine Gewalt als von Gott. Wer alſo wider die Gewalt ſich ſetzet, der widerſtrebt Gottes Ordnung. Mit ſolchen klaren gewaltigen Sprüchen der heiligen Schrift wird ja lauter genug angezeigt, daß chriſtliche Freiheit nicht iſt Erledigung von Rent, Zins, Gült, Zehent, Steuer, Dienſt oder andern dergleichen äußerlichen Bürden und Beſchwerden (wie es die Unterthanen nennen), ſondern allein, wie vorgemeldet, ein innerlich geiſtlich Ding, und daß alle Unterthanen aller Obrigkeit in ſolchen zeitlichen Geſchäften, Sachen und Geboten zu gehorſamen ſchuldig ſind."

Indeſſen waren die bekehrten Herren weit entfernt, ſich mit dem nackten Evangelium zu begnügen. Luther kam ihren weiteren Wünſchen entgegen. Wie 1524 den Teutſchmeiſter Albrecht, ſo forderte er gleich nach dem blutigen Ende des Bauernkriegs einen zweiten Brandenburger, den gleichnamigen Erzbiſchof von Mainz, durch Schreiben [2]) vom 2. Juni 1525 auf, zu heirathen und ſein Stift in ein erbliches Fürſtenthum zu verwandeln. Luther verfuhr bei Ertheilung dieſes Raths, als ob das Erzbisthum Mainz ein herrenloſes Gut ſey, als ob Kaiſer und Reich über die künftige Verwendung der großen Kirchen-Lehen nichts zu ſagen hätte. Der Erzbiſchof von Mainz beurtheilte jedoch den Stand der Dinge anders. Obgleich dieſer Prälat ſonſt deutliche Spuren von Vorliebe für die Neuerung verrathen, wagte er es nicht, auf Luther's Vorſchlag einzugehen, vermuthlich weil er ſich vor der Rache Rom's und der altgläubigen Parthei fürchtete. Dagegen begannen die andern Großen, welche ſich für Luther erklärt, zuzugreifen. Klöſter und Rechte biſchöflicher Gerichtsbarkeit fielen als erſtes Opfer [3]), die Hochſtifter wurden vorerſt für eine beſſere Gelegenheit aufgeſpart. Mit dem Augenblick nun, da die fürſtlichen Schutzherrn des Lutherthums den Nachlaß der alten Kirche an ſich rießen, war

---

[1]) Hagen „Teutſchlands Verhältniſſe" III., 147. — [2]) Hagen a. a. O. III., 144. — [3]) Ranke II., 445 flg.

die neue proteſtantiſche Kirche als ſolche ins Leben getreten. Die Uebergabe der Augsburger Konfeſſion, welche auf dem Reichstage von 1530 erfolgte, muß man als eine natürliche Ergänzung des ſeit 1525 Geſchehenen betrachten. Jetzt war nur noch die Frage, ob der Kaiſer zu den letzten Schritten der lutheriſchen Fürſten ſchweigen, oder aber als Schutzherr der römiſchen Kirche Gewalt gegen die Abgefallenen brauchen werde. Die fürſtlichen Anhänger des Lutherthums faßten die Gefahr, die von dieſer Seite drohte, wohl ins Auge, ſie ſchloßen zu Ende des Jahres 1530 das ſchmalkaldiſche Bündniß zu Schutz und Trutz wider die Altgläubigen. Obgleich ſeitdem zwei bewaffnete Partheien im Reiche ſich gegenüberſtanden, kam es doch in den nächſten Jahren nicht zum Bürgerkriege, und zwar aus verſchiedenen Gründen. Einmal war die Macht des Kaiſers durch zwei furchtbare auswärtige Gegner, einerſeits die Franzoſen, andererſeits die Türken, vollauf beſchäftigt, und Karl mußte deßhalb die Ruhe manchmal auch die Hülfe der Proteſtanten durch fortwährende Zugeſtändniſſe erkaufen; für's Zweite wollten die katholiſchen Stände, ſelbſt der Pabſt, dem Kaiſer nicht zu Unterdrückung der Proteſtanten helfen, weil ſie einen Aufſchwung kaiſerlicher Macht, welche die nothwendige Folge einer ſolchen Maaßregel geweſen wäre, noch mehr fürchteten, als die Fortſchritte des Lutherthums. Sodann gebührt auch den Wittebergern Antheil an dem Ruhme, den Frieden aufrecht erhalten zu haben. Ich rechne es Luthern und Melanchthon zu großem Verdienſte, daß ſie ihre fürſtlichen Beſchützer, ſo weit in ihren Kräften ſtand, loszuſchlagen hinderten, denn ſie fühlten tief, daß jeder Teutſche dem Kaiſer als höchſter National-Obrigkeit Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig ſey. Erſt im Jahre 1544 bekam Karl V. durch den Friedensvertrag von Crespy, den er als Sieger mit Frankreich abgeſchloſſen, freie Hand in Teutſchland. Und jetzt zeigte es ſich, daß es dem Kaiſer ernſt war mit ſeinem oftmals wiederholten Verſprechen, ſelbſt eine Reformation, aber innerhalb der katholiſchen Kirche, durchzuſetzen. Er begann damit, daß er den Pabſt zu Berufung eines allgemeinen Concils nöthigte; dann rüſtete er ſich zum Krieg gegen die ungehorſamen Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, den Landgrafen Philipp von Heſſen und den Kurfürſten Johann Friederich von Sachſen. Das Waffenglück begünſtigte ihn, der proteſtantiſche Bund wurde geſprengt, Philipp und Johann Friederich fielen in die Hände der Kaiſerlichen. Nun konnte Karl V. der lutheriſchen Kirche Bedingungen vorſchreiben. Dieſelben waren nicht unbillig. Kraft des ſogenannten Augsburger Interim gewährte er den Anhängern Luther's die Prieſter-Ehe, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt, und endlich in Bezug auf das Dogma von der Rechtfertigung vor Gott, welches bis daher die

wichtigſte Angriffswaffe Luther's gegen die römiſche Kirche ausgemacht, eine ſo gefaßte Formel, daß ſie ſich mit der Augsburg'ſchen Konfeſſion vereinigen ließ. Letzterer Artikel ſchloß zugleich den Grundſatz in ſich, daß die Bibel als höchſte Quelle chriſtlicher Lehre gelte. Dagegen ſollten nun die proteſtantiſchen Stände, auf dieſe Zugeſtändniſſe hin, ſich der geiſtlichen Hoheit des Pabſtes wieder unterwerfen und das allgemeine Concilium beſchicken, das auf der Gränze Teutſchlands in Trient eben eröffnet worden war. Es iſt kein Zweifel: Karl hatte ſowohl den feſten Willen als auch die nöthige Macht, jene Kirchenverſammlung ſo zu lenken, daß ſein den Lutheranern gegebenes Wort eine Wahrheit ward. Die Curie zitterte damals vor ihm, und die Niederlage der Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Bundes hatte den Pabſt in nicht mindern Schrecken geſetzt, als die beſiegten Proteſtanten [1]). Auch verſteht es ſich von ſelbſt, daß unſer Kaiſer im weiteren Laufe der Verhandlungen durch Aufführung geſetzlicher Schranken wider künftige Willkür des Pabſtthums die Wiederkehr ſolcher Mißbräuche, wie die früheren, welche die Reformation herbeiführten, für immer verhindert, und daß er zugleich die teutſchen Kirchenhäupter und Aebte genöthigt haben würde, den Genuß ihrer Lehen durch angemeſſene finanzielle und ſtaatsbürgerliche Leiſtungen gegen den Staat zu verdienen. Der eingeſchlagene Weg mußte daher zu dem Ziele führen, das längſt alle wahren Freunde des Vaterlands herbeiwünſchten. Mit der Einheit des Kirchthums wäre auch die Einheit des Reichs und die Macht der Krone wieder hergeſtellt geweſen. Man glaube nicht, daß die teutſchen Proteſtanten dieſen großen Vortheil um das Opfer ihres Gewiſſens hätten erkaufen müſſen. Sie konnten ruhig die vom Kaiſer angebotenen Bedingungen annehmen: Luther wäre zu Anfang des Streits, ehe wilde Leidenſchaft ihr Gift einmiſchte, mit Dem, was Karl jetzt zugeſtand, vollkommen zufrieden geweſen.

Alles ſchien nach Wunſche zu gehen, ſchon ordneten die lutheriſchen Stände ihre Geſandten nach Trient zu der Kirchenverſammlung ab, als das alte Verhängniß wieder eingrief. Seit der im Jahre 1485 erfolgten Erbtheilung des ſächſiſchen Geſammthauſes herrſchte bittere Eiferſucht zwiſchen den beiden getrennten Linien der Erneſtiner und Albertiner. An der Spitze der Erſteren ſtand damals der Kurfürſt Johann Friederich, an der Spitze der Andern der Herzog Moriz. Karl V. hatte dieſe Stammesfeindſchaft im ſchmalkaldiſchen Krieg ſtaatsklug benützt, indem er den Herzog in ein geheimes Bündniß zog und gegen ſeinen Vetter Johann Friederich bewaffnete. Um das Verſprechen des Kurhuts und eines bedeutenden Theils vom Erbe

---

[1]) Man ſehe Ranke Teutſchland V, 10.

der Erneſtiner verrieth Moritz unbedenklich ſeine eigene Vettern und Das, was proteſtantiſcher Partheigeiſt „die Sache Gottes“ nannte. Hauptſächlich durch die Dienſte des Herzogs war es dem Kaiſer gelungen, den ſchmalkaldiſchen Bund niederzuſchlagen. Moriz erhielt nach erfolgtem Siege wirklich die verheißene Kur und ein Drittheil vom Beſitze des bisherigen Kurfürſten, der zum Herzoge herabſank. Aber bald rüſtete ſich Moriz, auch den Kaiſer und das Reich zu verrathen. Da er fühlte, daß ſeine Macht der kaiſerlichen nicht gewachſen ſey, verband er ſich mit Frankreich, indem er dem Erbfeinde als Lohn bereitwilliger Unterſtützung des Aufruhrs, welchen er vorbereitete, die dem teutſchen Reiche gehörigen drei Bisthümer in Lothringen Metz, Toul und Verdun zuſagte. Gegen den Kaiſer, der nichts ahnete, bewies Moritz eine Schlauheit und Verſtellung ohne Gleichen. Plötzlich im Frühjahre 1552 ſchlug er los, indem er vor aller Welt erklärte, daß er die Waffen darum ergriffen habe, um die alte Freiheit der teutſchen Stände herzuſtellen, welche durch den Kaiſer widerrechtlich mit „unerträglicher, erblicher, viehiſcher Knechtſchaft“ bedroht ſeyen. Mit dem prächtigen Namen Freiheit beliebte man nämlich damals, wie auch noch lange Zeit nachher, die Unbotmäßigkeit der Fürſten und jenes politiſche Syſtem zu bezeichnen, welches das Reich aufgelöst, die Nation um Ehre und Macht gebracht, und die kleinen Landesherrn in Tyrannen ihrer kleinen Gebiete umgewandelt hat. Karl V. wurde von Moritz überraſcht und vollſtändig beſiegt. Ein Schlag vernichtete die Früchte ſeiner ſeit 33 Jahren fortgeſetzten Bemühungen, die königliche Gewalt in Teutſchland wieder aufzubauen. Dagegen fielen dem Franzoſen wirklich die verheißenen Landſchaften und Städte zu. Es war die erſte Theilung des alten teutſchen Erbe, welcher bald noch mehrere und noch ſchimpflichere aus gleichen Anläſſen folgen ſollten. Zwei Staatsverträge, der Paſſauer Vergleich von 1552 und der Augsburger Religionsfriede von 1555 beſiegelten das Werk der Empörung. Hier errang auch die lutheriſche Kirche, welche Karl, wie wir erzählt, zur Vereinigung mit der katholiſchen hatte zwingen wollen, ihre Freiheit wieder. Die proteſtantiſchen Reichsſtände bedangen ſich zu Augsburg Gewährſchaft aller Einrichtungen, die ſie bisher getroffen, und aller Güter aus, die ſie ſeit dem Ende des Bauernkriegs vom Nachlaſſe der katholiſchen Kirche an ſich gebracht. Die unterliegende altgläubige Parthei mußte zufrieden ſeyn, wenn die alte Kirchenverfaſſung in den Theilen des Reichs, wo ſie bisher beſtand, gerettet werden konnte. Und traurig genug war das Mittel, das angewandt wurde, um dieſen Zweck zu erreichen. Obgleich das erſte Feuer der Reformation längſt ſich abgekühlt hatte, neigte ſich doch die Maſſe der teutſchen Bevölkerung noch immer zu Luther's Lehre hin. Daher ſtand zu befürchten, daß der letzte Triumph der proteſtantiſchen

Fürſten Anlaß zu allgemeinem Abfall der Menge geben dürfte. Um nun dieß zu verhindern, verſtändigte ſich die altgläubige Parthei auf der Augsburger Verſammlung mit der ſiegenden proteſtantiſchen über den Grundſatz, daß hinfort die Landesherrn oder die unmittelbaren Reichsſtände allein das Recht haben ſollen, für den Umfang ihrer Gebiete über die Religionsfrage zu entſcheiden: wo der Landesherr Proteſtant ſey, da müſſe auch der Unterthan zu Luther ſchwören, wo der Herr dem alten Glauben anhänge, da müſſe auch der Innſaße katholiſch bleiben. Man faßte das neue Recht in die Formel: cujus regio, ejus religio, wem der Boden gehört, der iſt auch Herr über die Religion! Gewiß ein verruchter Grundſatz, der mit einem Federſtrich das teutſche Volk um ſeine Gewiſſensfreiheit betrog, und daſſelbe in rechtloſe Heloten umſchuf. Aber zu verwundern iſt es keineswegs, daß die Dinge dieſe Wendung nahmen. Man ſetze in jener Formel ſtatt des Ausdrucks „Religion" das Wort „Kirchengut," ſo wird Alles klar. Der Sinn iſt dann: wem das Gebiet gehört, dem ſollen auch die Kirchengüter überlaſſen ſeyn, welche in demſelben liegen. Die weitere Frage über den Glauben der Unterthanen erſcheint dann als Das, was ſie war, nämlich als eine Nebenſache, die aber durch die Löſung jener nothwendig beſtimmt wird. Zieht ein Fürſt die in ſeinem Lande gelegenen Kirchengüter ein, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er, um den Raub zu rechtfertigen, das Banner der neuen Lehre aufſteckt. Der Augsburger Religionsfriede hat das Geheimniß des Geſichtspunktes, unter welchem der Herrenſtand Germaniens die Reformation von Anfang an betrachtete, vor aller Welt enthüllt. Gewiß begann Luther ſein Werk in reiner Abſicht, gewiß wollte er der Sache Gottes dienen, aber Diejenigen, in deren Schutze er ſtand, und die er zu Herren der neuen Kirche machte, hatten von Anfang an nur weltliche Vortheile, nur die Vergrößerung ihres Beſitzes, ihrer Herrſchaft im Auge, und dieſe Abſicht, welche man bisher mit allerlei gleißenden Masken zugedeckt, brach bei jener Gelegenheit, im Augenblick des Siegs, ans Tageslicht hervor.

Die katholiſchen Stände wußten auf dem Augsburger Reichstage noch ein anderes Zugeſtändniß zu erringen, welches den Fortbeſtand der großen geiſtlichen Stifter ſichern ſollte und großen Theils wirklich geſichert hat. Zum Geſetz wurde erhoben, daß die geiſtlichen Stände, d. h. die reichsunmittelbaren Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte zwar für ihre Perſon berechtigt ſeyn ſollten, dem einen oder dem andern Bekenntniß beizutreten, daß ſie aber, im Fall des Uebertritts zum Lutherthum, auf ihre Pfründen verzichten müßten. Man nannte dieß den geiſtlichen Vorbehalt.

Bald nach Abſchluß des Religionsfriedens legte Karl V., voll Gram über den Gang der teutſchen Angelegenheiten, ſeine Krone nieder und zog ſich in ein ſpaniſches Kloſter zurück, wo er den 21. September 1558, unter

Gebeten für die Einheit der Kirche ſtarb [1]). Die ſpaniſche Monarchie ſammt den Niederlanden und den italiſchen Lehen erbte ſein Sohn Philipp II., den Kaiſernamen ſammt den öſtreichiſchen Beſitzungen erhielt Karl's Bruder Ferdinand.

Seitdem genoßen die Proteſtanten Germaniens mehr als 60 Jahre ungefährdet der Früchte des Religionsfriedens. In dieſer langen Zeit konnte ſich die Eigenthümlichkeit der lutheriſchen Fürſtenkirche mit ihren Vorzügen und Mängeln frei entwickeln. Es bleibt ihr unvergänglicher Ruhm, daß ſie die Bibel in die Landesſprachen überſetzt — was das Pabſtthum lange vor der Reformation verboten — und in die Hände Aller gebracht hat. Aber dieſes Verdienſt wurde um große Opfer erkauft. Luther hat aus Haß gegen den päbſtlichen Ablaß und die Dogmen, auf welche derſelbe gebaut war, mit bedaurungswürdiger Hartnäckigkeit den Glauben und nichts als den Glauben für das Mittel erklärt, kraft deſſen der Menſch der göttlichen Gnade ein Thor in ſein Inneres eröffnen möge. Gewiß taugt das lutheriſche Princip trefflich dazu, um den Mißbräuchen altrömiſcher Werklehre einen heilſamen Damm entgegen zu werfen, aber für ſich ſelbſt iſt es zum Mindeſten ebenſo einſeitig, als das von ihm bekämpfte; denn es ſpringt in die Augen, daß ein Menſch rechtgläubig wie ein Stock, und doch grundſchlecht ſeyn, daß er aller Liebe, aller Barmherzigkeit, aller Tugenden ermangeln, und doch die Lehren der Kirche blind nachbeten kann. Nun ſagt aber die Bibel an tauſend Stellen, daß wer Recht thut, Gott wohl gefällt, und daß man den Baum an ſeinen Früchten erkennt. Schon in den erſten Zeiten der Reformation wurde — und zwar von Freunden der Neuerung — hervorgehoben [2]), daß der übertriebene Werth, welchen die lutheriſche Predigt dem Glauben beilegte, alle Zucht im Volke und die öffentliche Sittlichkeit umzuſtürzen drohe. Die Reformatoren ſelbſt mußten zuletzt nothgedrungen — wegen dieſer weltkundigen Schäden — zu den alten Grundſätzen katholiſcher Kirchenzucht zurückkehren. Dieß war noch nicht Alles. Wenn das ewige und zeitliche Heil des Menſchengeſchlechts vom rechten Glauben abhängt, ſo fordert das öffentliche Wohl gebieteriſch, daß man Denjenigen, welche den Inhalt des Glaubens beſtimmen, den wichtigſten Rang in der Geſellſchaft anweiſe. Man ermangelte nicht, in den proteſtantiſchen Ländern und Ländchen dieſe Schlußfolge zu ziehen und zu verwirklichen. Die neuen Kirchlein geriethen unter den Befehl der akademiſchen Lehrer und der Hofprediger, welche als Nachfolger Luther's

---

[1]) Ranke V, 425. — [2]) Hagen Teutſchlands Verhältniſſe III, 170. 186. 267 flg.

geehrt zu werden verlangten. Damit begann die Herrſchaft von einem Haufen ſehr kleiner, aber größtentheils ſehr hochmüthiger lutheriſcher Päbſte, welche mit bleiernem Scepter ihre Heerden regierten und die Köpfe verfinſterten. Dieſe Menſchen haben nämlich die Macht, welche man ihnen einräumte, dazu benützt, während anderthalb Jahrhunderten die Kirche Luther's durch die ſchändlichſten dogmatiſchen Zänkereien zu entweihen, und das Volk, das ſie in ihre Streitigkeiten hineinzogen, um ſeinen frohen Muth, ſeinen geſunden Menſchenverſtand zu bringen.

Bald — noch im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts — machten aufrichtige Lutheraner die Bemerkung, daß die neue Kirche ſtatt eines einzigen, großartigen und darum für ärmliche Eiferſüchteleien in der Regel unzugänglichen, eine ganze Rotte kleiner, aber im Ganzen höchſt läſtiger Päbſte eingetauſcht habe. In einer andern Hinſicht zeigte die Vergleichung zwiſchen ehemals und jetzt noch wundere Seiten. Die lutheriſchen Kirchenhäupter waren nur nach unten gebietende Herren, nach oben aber willenloſe Knechte. Mit größter Entſchiedenheit hielt der mittelalterliche Katholicismus während ſeiner beſſern Zeiten an dem Grundſatze feſt, daß königliche und hohenprieſterliche Gewalt nie in einer Perſon vereinigt ſeyn dürfe. Dieſer Regel verdankte die latiniſch-germaniſche Welt ihre Freiheit, ihre eigenthümliche Bildung, denn da Kirche und Staat, Prieſterthum und königliche Gewalt ſich gegenſeitig beſchränkten, konnte im Mittelalter nirgend eine geregelte Tyrannei aufkeimen. Dieß wurde durch die Reformation anders. Nachdem man das Joch Roms abgeſchüttelt, erbten in den lutheriſchen Gebieten die Landesfürſten den ganzen Nachlaß des Pabſts, d. h. ſowohl ſeine oberherrliche Gewalt über die Kirche, als ſeine Einkünfte. Beſonders in letzterer Beziehung war der Wechſel ſchmutzig. Die Summen, welche die Curie oder das Bisthum ſonſt für Ehedispenſen oder als Kirchenbußen eingezogen, wanderten jetzt in die fürſtlichen Kammern, und dieſe Steuern, über welche man zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts die bitterſten Klagen geführt, galten nun für gerechtfertigt. Die hohenprieſterliche Gewalt des Pabſts verwandelte ſich in das Landesbisthum der Fürſten. Letztere wurden die Biſchöfe ihrer Gebiete, ſie hatten als ſolche die Anſtellung der Kirchendiener, die Gebräuche, die Einrichtungen des Cults, ſelbſt — wie viele Beiſpiele zeigen — den Lehrbegriff in ihren Händen. Und welche Biſchöfe waren es, die der neuen Kirche auf ſolche Weiſe vorgeſetzt wurden? Auch von dieſem Verhältniß, welches Partheigeiſt bisher in tiefſtes Geheimniß hüllte, hat die neueſte Zeit den Schleier weggezogen. In dem ſeit einigen Jahren gedruckten Briefwechſel mit ſeinen vertrauteſten Freunden ſpricht ſich Melanchthon unverholen über

die fürſtlichen Biſchöfe des Lutherthums aus [1]). Er nennt die vielgefeierten Schutzherrn der evangeliſchen Kirche, den Landgrafen von Heſſen, den Kurfürſten von Sachſen und die Andern, Centauren, Tyrannen, Verächter Gottes, er ſagt, daß es ihnen nur um weltliche Vortheile zu thun ſey, er bedauert die Aufhebung der alten biſchöflichen Gerichtsbarkeit. Es lag aber ferner in der Natur der Dinge, daß der Zuwachs von Gewalt, welchen die Reformation den Landesherrn verſchaffte, ſich nicht auf die Kirchenangelegenheiten beſchränkte, ſondern auch den Staat betraf. Wirklich wurde damals der Grund zum unumſchränkten Fürſtenthum der neuern Zeiten gelegt und die germaniſche Freiheit erhielt ihren gefährlichſten Stoß. Die nächſte Folge dieſes Umſchwungs war die Einrichtung jenes vielköpfigen Beamtenregiments, das bis heute geblieben iſt. Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts und beſonders im Bauernkriege hatte das teutſche Volk mit großer Einſtimmigkeit Abſchaffung des römiſchen Rechts und Austreibung der tödtlich gehaßten *Juriſten* und *Schreiber* verlangt. Jetzt begann das goldene Zeitalter dieſer verderblichen Menſchenklaſſe. Um von dem Heere niederer Beamter zu ſchweigen, haben faſt ſämmtliche teutſche Kurfürſten und Herzoge während des Zeitraums vom Abſchluß des Augsburger Religionsfriedens bis zu Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs in ihren Reſidenzſtädten *Geheimeraths-Kollegien* errichtet.

Durch eine unglückliche Rückwirkung erſtreckte ſich das eben berührte Anſchwellen fürſtlicher Gewalt auch auf *die katholiſche Kirche*. Denn da faſt in allen Ländern ein großer Theil des Volks offen oder insgeheim für die Reformation Parthei nahm, konnte der Clerus nur durch den Schutz der Fürſten ſein Anſehen behaupten. Die Fürſten aber gewährten die gewünſchte Hülfe nur um den Preis *unbedingter Unterwerfung*. So geſchah es, daß durch ein und daſſelbe Ereigniß nicht nur die neue Kirche, ſondern auch ihre Gegnerin, die römiſche, in die Sklaverei des Staates verſank. Der Katholicismus iſt ſeit der Reformation nicht mehr der alte, er hat auf die Oppoſition verzichten müſſen, die er im Mittelalter *zum Vortheil der Völker* gegen das Königthum machte.

Die traurigſte Frucht des Triumphs, den Kurfürſt Moritz und der Proteſtantismus im Religionsfrieden errang, war die politiſche Umgeſtaltung des gemeinſamen Vaterlands. Unaufhaltſam trennte ſich ſeitdem die teutſche Nation in zwei feindſelige, durch Religionshaß erbitterte Hälften, und die Wiederherſtellung einer Centralgewalt wurde dadurch ſo erſchwert, daß ſie jetzt nur noch durch die blutigſten Gewaltthaten erzwungen werden

---

[1]) Man ſehe die neulich von Karl *Hagen* in „Pruz Almanach für 1815" aus dem Corpus reformatorum geſammelten Stellen.

mochte. Wie hätte die proteſtantiſche Ariſtokratie jetzt noch, nachdem ſie durch den Augsburger Vertrag faſt völlige Unabhängigkeit erlangt, auf die Stimme des Kaiſers hören ſollen! Ueberdieß gewährte die freie Entwicklung des lutheriſchen Kirchthums den Fürſten Landesbiſchöfen neue, früher unbekannte Mittel des Widerſtands gegen etwaige Verſuche des Kaiſers. Luther war bekanntlich Meiſter im Schimpfen, und nicht ohne ſeine Schuld kam in der neuen Kirche die üble Gewohnheit auf, den Pabſt und ſeine Anhänger mit den gehäſſigſten Worten zu bezeichnen. Zu Denjenigen, welche dem alten Glauben treu blieben, gehörte nun auch der Kaiſer. Dafür ward er von den lutheriſchen Predigern als Mitſchuldiger und Spießgeſelle „des römiſchen Antichriſts, der babyloniſchen Hure, die da auf den ſieben Hügeln ſitzt", ausgeſchrieen. Iſt es ein Wunder, daß in ſolcher Schule beim lutheriſchen Volke alle Achtung vor der geheiligten Perſon des Kaiſers, alle Liebe zum gemeinſamen Reiche erloſch, hinwiederum diente dieſe Stimmung der Menge trefflich den ehrſüchtigen Abſichten der Fürſten.

Anderer Seits hatte die unbedingte Gewalt über die Landeskirchen, welche der Religionsfriede den Fürſten in die Hände gab, eine Folge, die den lutheriſchen Partheihäuptern nicht gefiel. Es gab damals nicht mehr blos eine, ſondern zwei proteſtantiſche Kirchen, neben der lutheriſchen die calviniſche, und letzterer war es gelungen, in mehreren europäiſchen Ländern das Uebergewicht über ihre ältere Schweſter zu erringen, und die Völker durch Wohlthaten an ſich zu feſſeln. Wie Luther die fürſtliche Macht zur Grundlage ſeiner Kirche machte, ſo baute Calvin die kirchliche Verfaſſung, die er ſchuf, auf die freie Thätigkeit der Gemeinde. Wie nun? wenn einzelne Reichsſtände die zu Augsburg errungenen Vollmachten dazu benützten, nach eigener Willkür ſtatt der lutheriſchen Lehre die calviniſche in ihrem Gebiete einzuführen. Mehrere teutſche Fürſten glaubten ſich wirklich zu einer ſolchen Deutung der Urkunde des Religionsfriedens berechtigt. Den Anfang machte der Kurfürſt von der Pfalz. Nachdem dieſes Land bis 1555 wenigſtens zum Schein dem Pabſte treu geblieben war, führte der Kurpfälzer Friedrich III. das helvetiſche Bekenntniß daſelbſt ein. Heſſen und einige andere Große folgten dem gegebenen Beiſpiel, eine ziemlich ſtarke calviniſche Parthei ſtand in Teutſchland da. Nicht die Ueberzeugung von den Vorzügen des calviniſche Lehrbegriffs, ſondern die ſelbſtſüchtigſte Berechnung war der geheime Grund dieſes Ereigniſſes. Der Beſitz Luther's und der Witteberger Univerſität, welche das Anſehen einer Metropole des ächten evangeliſchen Glaubens anſprach, hatte dem ſächſiſchen Kurhauſe unter den proteſtantiſchen Ständen ein überwiegendes Anſehen verſchafft, das längſt mehrere Fürſten mit Eiferſucht erfüllte. Als nun der

Kurpfälzer für gut fand, dem Pabſte Lebewohl zu ſagen, wollte er keineswegs das Schifflein ſeiner Landeskirche unter den Schutz der ſächſiſchen Flagge ſtellen, ſondern er hielt es für klüger, ein eigenes Banner aufzuwerfen, und eine Parthei zu bilden, an deren Spitze er ſelbſt treten mochte. So ward das Calviniſche Bekenntniß in Teutſchland eingebürgert. Man begreift, daß dieſes Verfahren großes Aergerniß erregen mußte. Die Lutheraner ſahen in dem teutſchen Anhange Calvin's eine Rotte von Abtrünnigen und Verräthern, wüthender Haß entzweite hinfort die beiden Zweige des proteſtantiſchen Bekenntniſſes, und namentlich zwiſchen dem pfälzer und kurſächſiſchen Hauſe glomm ein Groll, welcher in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, wie unten gezeigt werden ſoll, einen ſehr ſtarken Einfluß geübt hat.

Trotz der Zwietracht, die im Schooße ihrer Gegner ausbrach, verlor die römiſche Kirche während des Zeitraums vom Abſchluſſe des Religions-Friedens bis zum Jahre 1618 immer mehr Boden. Allzu einladende Vortheile winkten den teutſchen Fürſten auf der entgegengeſetzten Seite, als daß nicht der Abfall weiter hätte um ſich greifen ſollen. Sämmtliche weltliche Herren im nördlichen Teutſchland traten zu Luther's oder Calvin's Lehren über, und zogen die in ihren Gebieten gelegenen Güter der katholiſchen Kirche ein. Die Erwerbgier begnügte ſich jedoch nicht mit den Erbſtücken, welche ihr der Religionsfriede preisgegeben, ſondern ſie grief weit über die von dem Augsburger Reichstage geſteckten Gränzen hinaus. Wider den Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts wurden in der angegebenen Zeit nicht weniger als zwei nordteutſche Erzſtifter und zwölf Hochſtifter von proteſtantiſchen Fürſten verſchlungen. Khevenhüller theilt [1] im Auszuge eine katholiſche Staatsſchrift mit, welche Rechenſchaft darüber giebt, wie und von wem dieſe Eingriffe in römiſches Kircheneigenthum gemacht worden ſeyen. Selbſt einer der geiſtlichen Kurfürſten am Rheinſtrom ließ ſich von dem verführeriſchen Beiſpiel der weltlichen Stände anſtecken. Im Jahre 1583 wagte es Gebhard, Erzbiſchof von Köln, ein geborner Truchſeß von Waldburg, die ſchöne Gräfin Agnes von Mansfeld zu heirathen und ſein Stift in ein Erbfürſtenthum zu verwandeln. Aber der entſchloſſene Widerſtand des katholiſchen Stadtraths von Köln, ſo wie ſpaniſche und bairiſche Hülfe, nöthigte den ungetreuen Prieſter, ſeinen Plan aufzugeben und die Pfründe zu verlaſſen. Die überwiegende Mehrzahl der weltlichen Stände dagegen beharrte in der Rom feindlichen Richtung. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts gab es nur noch drei katholiſche

---

[1]) Annales Ferdinandei Vol. XI, 430 flg.

Fürſtengeſchlechter in ganz Teutſchland: Habsburg-Oeſterreich, Baiern, Jülich-Cleve.

Auch dieſe wären vielleicht noch abgefallen, hätte die Parthei der alten Kirche nicht bewunderungswürdige Anſtrengungen gemacht, um zu retten, was noch zu retten war.

Seit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts erfolgte innerhalb der römiſchen Kirche eine durchgreifende Reformation an Haupt und Gliedern[1]) die, wenn ſie nur etwas früher und freiwillig kam, die Losreißung Teutſchlands verhindert haben würde. Rechtſchaffene, oder wenigſtens entſchloſſene, dienſteifrige, thätige Päbſte ſaßen wieder auf dem Stuhle Petri, und die Kirchenverſammlung von Trient ſchaffte nahe zu alle Mißbräuche ab, wegen deren Luther ſich urſprünglich erhoben hatte. Rom errang allmählig die lange verlorene Achtung der Völker wieder und der Proteſtantismus bekam einen furchtbaren Gegner.

Die größten Dienſte in Bekämpfung der Abgefallenen leiſtete jedoch der katholiſchen Welt ein neuer Orden, der von Spanien ausgieng und unter den denkwürdigſten Erſcheinungen der Kirchengeſchichte aller Zeiten ſeine Stelle einnimmt. In der pyrenäiſchen Halbinſel hatte wegen der langen Kriege mit den Mauren ſich am längſten der kirchlich-ritterliche Geiſt erhalten, welcher während der Kreuzzüge das ganze Abendland durchdrang. Dieſer Spätfrühling katholiſchen Ritterthums erzeugte jetzt eine geiſtliche Miliz, in welcher auf höchſt eigenthümliche Weiſe mittelalterliche Phantaſie mit der feinſten Schlauheit neuerer Bildung, Mönchsdemuth und Erobererſtolz gepaart war.

In demſelben Jahre, da Luther vor Kaiſer und Reich ſeine Lehre zu Worms vertheidigte, wurde Don Inigo (Ignaz) v. Lojola, ein kaſtiliſcher Edelmann, im ſpaniſch-franzöſiſchen Kriege vor Pampeluna verwundet, und verfiel während ſeines ſchmerzhaften Krankenlagers auf das Leſen von Heiligengeſchichten, welche ſeine glühende Einbildungskraft zum höchſten Religionseifer entzündeten. Er erblickte in nächtlichen Geſichten Maria, die Königin des Himmels, die ihm die Gabe der Keuſchheit verlieh. In der Geſtalt von Werboffizieren erſchienen ihm Jeſus und der Teufel; Lojola erklärte ſich, wie Herkules am Scheidewege zwiſchen Tugend und Wolluſt, für die gute Sache, und gelobte dem Dienſte der katholiſchen Kirche den Reſt ſeines Lebens zu weihen. Seine dunkeln Vorſtellungen über Das, was er eigentlich wolle, erhielten mehr Klarheit, als er ſich nach vollendeter Heilung auf die Univerſität Paris begab, um den Studien obzuliegen. Am Tage Mariä Himmelfahrt 1534 verband er ſich

[1]) Mit meiſterhafter Hand hat Leopold Ranke in ſeinem Werke „Fürſten und Völker von Südeuropa," 2ter Band dieſen Umſchwung beſchrieben.

in einer Marienkapelle auf dem Berge Montmartre bei Paris mit einigen Freunden zur Bekehrung der Unglaubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem. Peter Lefevre, ein Savoyarde, Franz Xaver, der nachher ſo berühmt gewordene Heidenapoſtel, ein Navarreſe, Jakob Lainez und Niklas Bobadilla, beide Spanier, und Rodriquez, ein portugieſiſcher Edelmann, waren ſeine erſten Gefährten. Zufolge ſeiner Viſionen nannte er den keimenden Orden „die Geſellſchaft Jeſu.“ Türkenkriege verhinderten die beſchloſſene Wallfahrt nach Jeruſalem; deßhalb zerſtreuten ſich die Verbündeten auf den Univerſitäten in Oberitalien, um neue Mitglieder zu werben. Lojola ſelbſt gieng mit Lefevre und Lainez nach Rom, um dem Pabſte die Dienſte der Geſellſchaft anzubieten. Der Kardinal Caraffa, nachher Pabſt unter dem Namen Paul IV., gieng eben mit der Errichtung des Theatiner-Ordens um, und verlangte den Beitritt Lojola's und ſeiner Genoſſen, was dieſer ablehnte. Er wurde indeß durch den damaligen kaiſerlichen Geſchäftsträger in Rom, Ortiz, dem Pabſte Paul III. empfohlen. Im Jahre 1539 konſtituirte ſich die Geſellſchaft, im folgenden ward ſie durch eine beſondere päbſtliche Bulle beſtätigt. Von den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, Armuth, Keuſchheit, Gehorſam wurde das letztere zum unbedingten geſteigert, und ein viertes, das der Miſſionen in alle heidniſchen oder ketzeriſchen Länder, wohin der Pabſt die Mitglieder ſchicken würde, hinzugefügt. Im Jahre 1541 wurde Lojola zum General des Ordens gewählt. Als ſolcher gab er ſich mit dem Eifer eines gemeinen Bruders den ſtrengſten Uebungen klöſterlichen Gehorſams, mönchiſcher Selbſtentſagung hin. Es lag in ſeinem Charakter, der Geſellſchaft eine mönchiſche Richtung zu geben, durch welche dieſelbe unter dem Heere der übrigen Orden verſchwunden ſeyn würde. Lojola ſtarb 1556.

Der Ruhm, die Jeſuitengemeinde zu Dem gemacht zu haben, was ſie geworden iſt, gebührt dem zweiten General Jakob Lainez, einem Manne von außerordentlicher Menſchenkenntniß und Erfahrung in den Geſchäften. Um den Hauptzweck der Geſellſchaft, die Aufrechthaltung der Hierarchie, zu erreichen, ſollte die ſtrengſte Einheit in die vielgeſtaltige Thätigkeit des Ordens gebracht, ſollten die tauglichſten Menſchen in ſeine Mitte gezogen, ſollte das heranreifende Geſchlecht in allen katholiſchen Ländern, und ſomit die Zukunft gewonnen, ſollten endlich die Fürſten unter ſeine geiſtige Vormundſchaft geſtellt, Widriggeſinnte unſchädlich gemacht, oder aus dem Wege geräumt werden. Dieſe verſchiedene Abſichten wurden ſo klug gegen einander abgewogen, daß mit Verwirklichung der einen zugleich die andern befördert waren. Der Orden ſollte ſich vor Allem der Erziehung bemächtigen. Aber um Eingang zu gewinnen, mußte er dem Geiſte des Jahrhunderts huldigen. Die glänzenden Zeiten der Mönche waren vorüber,

die Orden, welche bis dahin die Verbindung zwiſchen dem Pabſtthum und dem Volke gebildet, hatten ſich überlebt: die Franziskaner wurden als plumpe und gemeine Menſchen verſpottet, die Dominikaner wegen ihrer wilden Strenge gehaßt. Seit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften verlangte die Welt, ſtatt der früheren Beſchaulichkeit, praktiſche Kenntniſſe und eine heitere Außenſeite. Schnell zeichneten ſich die Jeſuiten in allen den Fächern aus, die man damals hochſchätzte: ſie verſtanden, neben der Theologie, die alten Sprachen, Mathematik, Geſchichte, ſie kultivirten Poeſie. Dabei zeigten ſie ſich als feingebildete, heitere Weltleute. Von Bigotterie, von den müßigen Zeichen einer äußerlichen Frömmigkeit war in ihrem Umgang nichts zu ſehen; auch als Seelſorger der Laien drangen ſie nur da, wo es der Charakter ihrer Beichtkinder forderte, auf die katholiſchen Uebungen der Andacht; ſorgfältig flohen ſie den Schein des Stolzes auf beſondere Heiligkeit, auch in ihrer Kleidung vermieden ſie alles Auffallende. In katholiſchen Ländern glichen ſie den Weltgeiſtlichen, an Orten, wo ſie ohne geiſtliche Abzeichen leichter Zutritt finden konnten, durften ſie ſogar dieſe Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauſchen. Außerdem war ihnen vorgeſchrieben, in ihrer geiſtlichen und politiſchen Wirkſamkeit ſanft zu verfahren, die Menſchen durch Eingehen auf ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirne gegen Stirne zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenſchaftliches blicken zu laſſen, ihre Abſichten und Maaßregeln geheim zu halten und im Verborgenen durchzuſetzen, was öffentlich Widerſtand erregen könnte. Die Unterrichtsmethode in ihren Schulen war vortrefflich, und aufs beſte den Bedürfniſſen der Jugend angepaßt. Ein freierer Geiſt bei unabläſſiger Aufſicht, freundliche Herablaſſung zu den Schülern, weiſe Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unſchuld und Sittlichkeit zeichnete die Jeſuiten-Kollegien vor andern Schulen aus; Liebe und Vertrauen regierten. Was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel wurden angewandt, um den Fleiß zu ſpornen. Für die Ausbildung des Körpers ſorgten gymnaſtiſche Uebungen, der äußere Anſtand im geſelligen Leben ſollte durch theatraliſche Darſtellungen verfeinert werden. Noch im achtzehnten Jahrhundert galt ihr Unterricht für den beſten, nicht nur aus katholiſchen Ländern, ſondern ſelbſt aus proteſtantiſchen ſtrömte der Adel ihren Schulen zu. Männer, welche die Kirche tödtlich haßten, und ſie ihr Leben lang verfolgten, wie Voltaire, der ſelbſt bei den Jeſuiten erzogen worden war, geben der Fähigkeit und dem Eifer der Patres das glänzendſte Zeugniß. Ihre in reißender Schnelligkeit zunehmenden Erziehungsanſtalten waren zugleich die Pflanzſchulen des Ordens, indem ſie ihnen Gelegenheit verſchafften, tüchtige junge Leute zum Eintritt in die Geſellſchaft

zu bewegen. Bei der Wahl dieſer Novizen entſchieden nicht äußere Verhältniſſe, nicht Geburt, nicht Reichthum, ſondern Talent und gute Bildung. Ohne noch zu den eigentlichen Gliedern des Ordens zu gehören, wurden ſie zwei Jahre lang in beſondern Noviziathäuſern durch alle erſinnlichen Uebungen des Gehorſams und der Selbſtverläugnung geprüft, ob ſie zu den Zwecken des Ordens tauglich ſeyen. Den erſten und niedrigſten Grad der Mitglieder des Ordens bildeten die weltlichen Coadjutoren, die kein Kloſtergelübde leiſteten, und daher entlaſſen werden konnten. Sie dienten dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der höheren Grade, theils als Verbündete, und waren gleichſam das Volk des Jeſuitenſtaates. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte, ſelbſt Könige, wie Ludwig XIV. von Frankreich in ſeinem Alter, genoßen bisweilen die Ehre, in dieſen Grad aufgenommen zu werden. Den zweiten Grad nahmen die Scholaſtiker und die geiſtlichen Coadjutoren ein, welche gelehrte Kenntniſſe beſitzen, Mönchsgelübde ablegen und ſich zum Unterricht der Jugend verpflichten mußten. Der Orden bediente ſich ihrer als Profeſſoren auf Univerſitäten, als Prediger in Städten und an Höfen, als Rektoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeiſter und Gewiſſensräthe in Familien, die man beobachten oder gewinnen wollte, als Gehülfen bei den Miſſionen. Den höchſten Grad, gleichſam den Adel des Ordens, machten die Profeſſen aus; nur die erfahrenſten Mitglieder, deren Talent und Treue vielfach erprobt war, wurden zu dieſer Würde erhoben. Sie leiſteten Profeß, indem ſie neben den drei allgemeinen noch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Miſſionen aller Art lösten. Wenn ſie nicht in den Profeßhäuſern bequem zuſammenlebten, dienten ſie als Miſſionäre unter den Heiden und Ketzern, als Vorſteher der Jeſuitenkolonien in fremden Welttheilen, als Beichtväter der Fürſten, als Reſidenten des Ordens in Gegenden, wo er noch keine Collegien hatte. Von der Verpflichtung zum Jugendunterricht waren ſie befreit. Nur die Profeſſen hatten eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihrer Mitte die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rektoren wählte, und ſelbſt Profeß geweſen ſeyn mußte. Die Gewalt des Generals kam beinahe der des Pabſtes gleich. Er bekleidete ſeine Würde lebenslänglich, und hatte ſeinen Wohnſitz zu Rom, wo ihm ein Admonitor — gleichſam als ſein Gewiſſen, um die ſtrenge Beobachtung der Grundgeſetze des Ordens zu beaufſichtigen — und fünf Aſſiſtenten oder Räthe, welche die fünf Hauptnationen, Italiener, Deutſche, Franzoſen, Spanier, Portugieſen vertraten, zur Seite ſtanden. Der General war Mittelpunkt und Haupt des ganzen Ordens. Durch monatliche Berichte von den Provinzialen, durch vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuſern, von den Rektoren der Collegien erhielt er Nachricht über

merkwürdige Vorfälle, über politiſche Ereigniſſe, über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte der einzelnen Mitglieder und Novizen, worauf er verordnete, was zu thun und wie ein tüchtiges Mitglied zu brauchen ſey. Alle mußten ihm blindlings, ſelbſt wider die eigene Ueberzeugung, gehorchen. Gegen ſeine Befehle galt keine Appellation, er konnte einzelne minderwichtige Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Unterſuchung ausſtoßen oder durch Verſendung in die Ferne verbannen, Strafen verhängen oder erlaſſen, wie es ihm gut dünkte.

Die ganze vielgeſtaltige, ſo wohl geleitete Thätigkeit des Ordens, alles Wirken der Jeſuiten als Erzieher, Theologen, Prediger, Beichtväter, Gelehrte, Bekehrer war einzig darauf berechnet, den Zwecken der päbſtlichen Hierarchie zu dienen. Daher brachte es die Natur der Dinge mit ſich, daß die Kurie eine ſo nützliche Geſellſchaft aufs eifrigſte unterſtützte. In der That ſtatteten die Päbſte Paul III. und Julius III. den Orden mit Privilegien aus, wie ſie noch nie eine Körperſchaft in der Kirche oder im Staate erhalten hatte. Die Jeſuiten ſollten nicht nur alle Rechte der Weltgeiſtlichen und Mönche zugleich genießen, ſie ſollten mit ihren Gütern von jeder weltlichen und biſchöflichen Gerichtsbarkeit, Aufſicht oder Beſteurung befreit ſeyn, und außer ihrem Ordensobern und dem Pabſte keinen Herrn auf Erden anerkennen, ſie ſollten ferner prieſterliche Amtshandlungen jeder Art ohne Rückſicht auf die Rechte der Pfarrer in den verſchiedenſten Gegenden an Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt während eines Interdikts, verrichten dürfen. Noch mehr, es ward ihnen ein Recht eingeräumt, das nicht einmal den Erzbiſchöfen unbedingt zuſteht, das Recht, von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig Ablaß zu ertheilen, Gelübde der Laien in andere gute Werke zu verwandeln, ohne weitere päbſtliche Beſtätigung überall Kirchen und Güter zu erwerben, Ordenshäuſer anzulegen, und nach Befinden der Umſtände ſich ſelbſt von Beobachtung der kanoniſchen Stunden, von Faſten und Speiſeverboten, ja ſogar vom Gebrauche des Breviers zu befreien. Der General war ermächtigt, Mitglieder des Ordens mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, ſelbſt unter Ketzer, die unter dem Kirchenbanne ſtanden, zu ſchicken, dieſelben aller Orten als Lehrer der Theologie nach Belieben anzuſtellen und mit akademiſchen Würden zu bekleiden, welche den Graden der Univerſitäten gleich galten.

Dieſe ungeheuren Privilegien bewirkten, daß die Jeſuiten von der übrigen katholiſchen Geiſtlichkeit eben ſo ſehr beneidet, als von den Proteſtanten gehaßt wurden. Von allen andern Mönchsorden vertrugen ſie ſich nur mit den Karthäuſern, welche, wegen ihrer Verpflichtung zu ewigem Schweigen, die einzigen Geiſtlichen, außer denen des eigenen Ordens, waren, bei denen die Jeſuiten beichten durften. In unglaublich kurzer Zeit

verbreitete und vergrößerte ſich die Geſellſchaft. Bei dem Tode des erſten Generals Ignaz von Lojola zählte ſie bereits 1000 Mitglieder in 12 Provinzen. Mit einem Glaubenseifer, der an die erſten und ſchönſten Zeiten des Chriſtenthums erinnert, hatten ſie die Herrſchaft des Pabſts und den Glauben der römiſchen Kirche in den fernſten Ländern, in Indien, in China, in Japan, auf den Molucken, in Aethiopien, im Lande der Kaffern, in Nord- und Südamerika befeſtigt. Franz Xaver, der die Miſſionen des Ordens ſchon 1541 im portugieſiſchen Indien begann, bekehrte mit ſeinen Gefährten Hunderttauſende zum Chriſtenthum. Er ſtarb im Jahre 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer heroiſchen Aufopferung, welche ihm den Namen „Apoſtel Indiens" und die Ehre der Heiligſprechung erwarb. Nicht minder groß war ihre Thätigkeit in dem alten Europa, jedoch in anderer Form, weil es hier keine Heiden zu bekehren galt. Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts beſaßen ſie längſt in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, England, in den Niederlanden, im katholiſchen Teutſchland, Oeſterreich, Baiern, in Polen blühende Niederlaſſungen. Die verſchiedenartigſten Charaktere, glühende Schwärmer, die den Tod für den katholiſchen Glauben herausforderten neben den poſitivſten Geiſtern, gelehrte ruhige Denker neben wilden Eiferern, edle, vom Geiſt des Evangeliums durchdrungene Seelen neben den verſchmitzteſten Geſchäftsleuten, die Unſchuld neben dem Verbrechen, dienten dem Orden und wirkten in harmoniſchem Einklang zu ſeiner Größe, weil bei der beſtändigen Aufſicht und bei dem ausgezeichneten Verſtande, der den Körper der Geſellſchaft leitete, jede Kraft die für ſie paſſende und dem Ganzen förderliche Stelle erhielt. Während jene glühenden Köpfe, die nach dem Ruhme der Märtyrerkrone dürſteten, in den fernen Miſſionen ihren Wirkungskreis erhielten, und häufig das erwünſchte Ziel fanden, ſah man in Europa Jeſuiten von großer Gelehrſamkeit die Proteſtanten durch Schriften bekämpfen, Andere das Volk durch wahre oder erheuchelte Reinheit der Sitten gewinnen, wieder Andere Gewiſſen und Verſtand der Vornehmen, der Fürſten, der Könige durch ſchlaue Maaßregeln umgarnen. Es gab Jeſuiten, welche den Küraß über die Sutane ſchnallten, und in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges als Ingenieure fochten. Wenn Mittel des Friedens, der Liſt, der Ueberredung nicht ausreichten, ſuchten ſie ihre Zwecke mit Gewalt zu erlangen. Sie haben, wenn nicht alle Anzeichen täuſchen, den Königsmord nicht blos gepredigt, ſondern auch ausgeübt. In ſeinem 24ſten Lebensjahre ſollte der nachmalige Kaiſer Maximilian II., der den Proteſtanten günſtig war, vergiftet werden. Merkwürdigerweiſe fällt dieſer Verſuch gerade mit der Zeit zuſammen, wo die Jeſuiten in Oeſterreich Eingang fanden. Der Theilnahme am Morde des

Prinzen von Oranien bezüchtigte ſie die öffentliche Stimme. Daß ſie es waren, welche den Dolch für Heinrich IV. von Frankreich ſchliffen, iſt moraliſch gewiß, obgleich gerichtlich nicht erwieſen. Die Mordverſuche, welche, wie wir ſpäter zeigen werden, gegen Guſtav Adolph gemacht wurden, ſchrieb er ſelbſt jeſuitiſcher Erfindung zu. Daß der Orden eines ſolchen Verbrechens nie überführt wurde, beweist keineswegs ſeine Unſchuld. Die Jeſuiten müßten nicht ſo klug und ſchlau geweſen ſeyn, als ſie es waren, hätten ſie ſich ertappen laſſen.

In Teutſchland ſtanden der Wirkſamkeit des Ordens zwei Hauptprovinzen offen: die habsburg'ſchen Lande und Bayern. Die erſten Jeſuiten, welche auf dieſem Boden Eingang fanden, waren Lefevre, Bobadilla und Le Jay. Sie wohnten ſchon 1541 dem Regensburger Reichstag bei. Im Jahr 1549 erbat ſich der glaubenseifrige Herzog Wilhelm von Bayern drei Jeſuiten als Lehrer nach Ingolſtadt aus, unter dieſen war Caniſius, gebürtig von Cöln. Zwei Jahre ſpäter berief Ferdinand I. den Orden nach Wien, um dem Verfall der Kirche zu ſteuern. Im Jahr 1556 beſaßen ſie eigene Collegien in Wien und Ingolſtadt. Zu gleicher Zeit ſetzten ſie ſich im Bisthum Augsburg feſt. Während der Regierung Kaiſer Maximilian's II., der für die Reformation geſtimmt war, mußten ſie an ſich halten. Da ihnen das kaiſerliche Ohr nicht offen ſtand, drängten ſie ſich an die mächtigen Frauen des Hofes, an den weiblichen Theil der kaiſerlichen Familie und an die Brüder Maximilian's. Die Nachfolger dieſes Fürſten gaben für immer den Gedanken die Kirche zu reformiren auf. Jetzt brachen die goldenen Zeiten der Jeſuiten an, das Gewiſſen der Kaiſer war von nun an meiſt in ihren Händen.

Unter denjenigen Mitgliedern des Ordens, die in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Teutſchland wirkten, zeichnete ſich der obengenannte Cölner Caniſius am meiſten aus. Merkwürdig iſt die Art, wie er und ſeine Genoſſen das Volk zu gewinnen wußten. Das Geſchrei nach Kirchenreformation war ſo dringend und allgemein, daß ſelbſt ihre bitterſten Feinde die Maske von Freunden vornehmen mußten. Die Jeſuiten ahmten Worte und Wendungen Luther's nach, ſie ſprachen von nichts als von Reformation und dem geſunkenen Stand der Kirche. Sie ſagten, es ſey der Beruf ihrer Geſellſchaft, die alte Geſtalt des chriſtlichen Glaubens wiederherzuſtellen. Wie Luther durch Abfaſſung eines Katechismus ſeine Lehre bis unter die Kinder und das niedrigſte Volk verbreitete, ſo ſchrieb jetzt Caniſius einen katholiſchen Katechismus, an dem es bisher der römiſchen Kirche gefehlt. Nicht minder wurde nach dem Vorgang der Proteſtanten eine Art von Kirchenviſitation eingeführt. Die Eiferſucht der alten Mönchsorden gegen die glücklichen Eindringlinge ergriff dieſe Gelegen-

heit, um mehr als einmal, namentlich gegen den zweiten General Lainez, bei der Inquiſition Klage zu führen, daß die Lehren des Ordens nach dem Lutherthum röchen. Solche und ähnliche Klagen ſchadeten jedoch den Gehaßten Nichts. Caniſius wurde Provinzial von Oberteutſchland und zum Viſitator der Univerſität Wien berufen; in München erhielt er die Cenſur. In einer mehr als vierzigjährigen Thätigkeit brachte es dieſer Mann dahin, daß in Bayern die Saat des Lutherthums ausgerottet, daß der leiſeſte Wunſch nach Reformation erſtickt war, für welches Verdienſt ihn ſein Orden den zweiten Bonifazius oder Apoſtel der Deutſchen nannte. Noch vor Kaiſer Maximilian's II., im Jahr 1576 erfolgten Tode zählte die oberteutſche Provinz fünf Collegien und zwei Miſſionshäuſer, beſetzt mit 142 Mitgliedern, worunter vierzig Prieſter und zehn Profeſſen der vier Gelübde. Man kann nicht läugnen, daß dieſe Verfechter der katholiſchen Kirche den proteſtantiſchen Theologen von damals, meiſt elenden Polterern ohne Geiſt und Geſchmack, weit überlegen waren. Niemand fühlte dieß mehr, als die Jeſuiten ſelbſt. So tief ſahen ſie ihre Gegner bereits unter ſich, daß ſie dieſelben mit beißenden Spottſchriften herausforderten.

So weit hatten es die Jeſuiten im dritten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts in Teutſchland gebracht. Nachdem ſie vollends unter den beiden kindiſch-ſchwachen Nachfolgern Kaiſer Maximilian's II. Herrn im Hauſe geworden, traten ſie offen mit einem großen politiſchen Plane hervor. Es galt jetzt nicht mehr bloß einige Provinzen durch Schlauheit zu gewinnen, ſondern ganz Teutſchland, und von Teutſchland aus der proteſtantiſche Norden ſollte mit Waffengewalt zur Rückkehr in die alte Kirche genöthigt werden. Der dreißigjährige Krieg iſt zur einen Hälfte das Werk des Jeſuiten-Ordens; die Fürſten, welche in dieſem furchtbaren Kampfe für die katholiſche Sache fochten, ſpielten die Rolle, welche ihnen die Jeſuiten vorgeſchrieben. Ihre Abſicht gieng dahin, die ganze katholiſche Ariſtokratie Teutſchlands zu Einer Wirkſamkeit zu verbinden und gegen die Proteſtanten — als den gemeinſamen Feind — in die Waffen zu rufen. Die wichtigſte Rolle aber hatten ſie dem Kaiſerhauſe vorbehalten. Befriedigung der Herrſchſucht war der Köder, den ſie nach dieſer Seite anwandten. Man zeigte den öſterreichiſchen Prinzen Teutſchland zu ihren Füßen, wenn ſie mit Entſchiedenheit all ihre Macht, all ihre Rechte in dem bevorſtehenden Kampfe entwickeln würden, man ſchmeichelte den alten Anſprüchen des Habsburgiſchen Geſchlechts. Doch mußten die Jeſuiten erſt einen für ihre Plane tauglichen Kaiſer herbeiſchaffen, — denn was war mit Menſchen zu machen, wie Kaiſer Rudolph II., wie Matthias? Sie fanden ihn auch in der Perſon Ferdinand's II. Und in der That begünſtigten die

politiſchen Conjunkturen den Plan des Ordens ungemein. Nachdem es Carl V. mißlungen, auf dem Wege einer gemäßigten Reform Teutſchland in eine Monarchie zu verwandeln, blieb den Nachfolgern dieſes erlauchten Fürſten, wenn ſie nicht ſich ſelbſt aufgeben wollten, nichts Anderes übrig, als jenen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts verfehlten Zweck im 17ten durch das entgegengeſetzte Mittel, durch einen Vernichtungskampf gegen den Proteſtantismus zu verwirklichen. Auch war die öffentliche Meinung eines großen Theils der katholiſchen Welt für dieſen Gedanken gewonnen. Seit Luther's Auftreten hatte ſich von Spanien her unter dem altgläubigen Clerus, namentlich unter den Mönchen, der Grundſatz verbreitet: es ſey im Intereſſe der Chriſtenheit, daß nur Ein Oberhaupt über Europa herrſche, ſonſt könne niemals die Ketzerei der Proteſtanten, niemals der Islam ausgerottet werden; der katholiſche Glaube ſeye aufs Innigſte mit dem Glück der Habsburger verbunden, und wenn einmal das Haus Oeſterreich allein in der Welt regiere, dann werde auch nur Ein Glaube in der Welt ſeyn.

Mit großer Gewandtheit machten die Jeſuiten dieſe Anſicht geltend, um das Kaiſerhaus auf ihre Bahn zu lenken. Dennoch kamen die Worte, die von ihren Lippen floßen, nicht aus dem Herzen. Hätten ſie um den Preis der Wiederherſtellung kaiſerlicher Macht die Reformation vernichtet wiſſen wollen, ſo wäre ihre Abſicht ohne Zweifel erreicht worden. Allein ſie wünſchten zwei Streiche mit einem Hiebe zu führen: der Proteſtantismus ſollte erdrückt, und doch der Kaiſer nicht mächtiger werden, als er es ſchon vorher war. Dieſe beiden Zwecke widerſprachen ſich. Ihr Gegenſatz beruhte am Ende auf einem Streite der rein katholiſchen und der päbſtlichen Intereſſen. Als Kirchenfürſt mußte der heilige Vater allerdings um jeden Preis die Ausrottung der proteſtantiſchen Ketzereien wünſchen, aber als Landesherr fühlte er die größte Eiferſucht gegen Erneuerung kaiſerlicher Gewalt. Wenn Oeſterreich einmal Herr von Teutſchland war, dann lag ganz Italien ſeiner Ehrſucht offen, und wenn das Kaiſerhaus ſich dieſes Landes bemächtigte, dann ſank der Pabſt, trotz allen kanoniſchen Rechten, zu einem bloßen Patriarchen herab.

Da nun die Jeſuiten in allen Stücken die getreueſten Diener des Pabſtes waren, ſo mußten ſie Vorſorge gegen jene Befürchtung treffen. Die Dynaſtie der Wittelsbacher, alte Nebenbuhlerin Oeſterreichs, wurde auserſehen, den hohen Flug, den die kaiſerliche Macht im bevorſtehenden Religionskriege nehmen mochte, zu beſchneiden, den Habsburgern das Gleichgewicht zu halten, und Teutſchland in ſeiner alten Zerriſſenheit zu bewahren. Die Aufſtellung einer von Oeſterreich unabhängigen Kriegsmacht unter dem Befehle des Herzogs von Bayern, neben den kaiſerlichen Heeren, hat ſich

nicht bloß von ſelbſt gegeben, ſie iſt vielmehr das Werk einer tiefen, weitausſehenden Politik. Weil Wallenſtein dieſes Gewebe zerreißen, und dem 30jährigen Kriege einen rein kaiſerlichen Charakter aufdrücken wollte, wurde er geſtürzt. Wir haben hier, dem Gang der Ereigniſſe voraneilend, den leitenden Faden dargelegt, der das Labyrinth des 30jährigen Kriegs entwirrt. Es iſt jetzt nöthig, daß wir die Geſchichte des teutſchen Reichs in der Epoche zwiſchen Karl's V. Tode und dem Ausbruch des Kampfes kurz überblicken.

Zweites Capitel.

Die Kaiſer Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., Matthias. Die Union, die Liga, Plan des Königs Heinrich IV. von Frankreich, das Staatenſyſtem Europa's umzugeſtalten, ſeine Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten. Kaiſer Ferdinand II.

Obgleich Ferdinand I., Bruder und Nachfolger Karl's V., in ſeinen Erbländern die Verbreitung der proteſtantiſchen Lehre zu hemmen ſuchte, unternahm er doch, nach dem Abſchluſſe des Religionsfriedens, den er ſelbſt unterhandelt, im Reiche nichts gegen die neue kirchliche Ordnung. Die Kühnheit des Kurfürſten Moritz hatte ihn geſchreckt. Aber deßhalb zog ſich der neue Kaiſer den Haß der Curie zu. Der damalige Pabſt Paul IV. (1555—59) wagte es, nicht nur den Religionsfrieden, ſondern auch die Thronbeſteigung Ferdinand's zu verwerfen. [1]) Er erklärte: „Ferdinand habe den Religionsfrieden bewilligt, der durchaus gegen menſchliches und göttliches Recht ſtreite, er habe durch dieſen Schritt, wie durch mehrere andere Begünſtigungen der Proteſtanten, ſich ſelbſt in den Geruch der Ketzerei gebracht. Hievon müſſe er ſich erſt reinigen, und Alles der Entſcheidung des Pabſtes überlaſſen. Karl V. ſey nicht mehr bei Verſtand geweſen, als er die Krone an Ferdinand I. übertragen, denn dieſe Würde dürfe nur in die Hände des Pabſtes, als des wahren Lehnsherrn der kaiſerlichen Krone, niedergelegt werden; die Hälfte der Kurfürſten ſey ohnedieß durch Ketzerei ihres vom Pabſte verliehenen Wahlrechtes verluſtig." Eine ſolche Sprache führte der heilige Vater in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, nachdem die Reformation in halb Europa Eingang gefunden. Selbſt die katholiſchen Fürſten fanden dieſe Anmaßung zu ſtark. Ferdinand blieb Kaiſer, ohne von Paul IV., ſo lange er lebte, als ſolcher behandelt zu werden. Dagegen erkannte der folgende

---

[1]) Den Beweis bei Pfiſter deutſche Geſchichte IV., 284 flg.

Pabſt Pius IV. Ferdinand I. als Kaiſer an, aber nur unter zwei demüthigenden Bedingungen, 1) daß er dem päbſtlichen Stuhle Huldigung leiſte, wie ein Vaſall ſeinem Lehnsherrn, 2) daß er ſich den Proteſtanten aus allen Kräften widerſetze. Ferdinand wollte und konnte auch jetzt in letzterer Beziehung nichts thun, wohl aber half er das Trienter Concil ſchließen und drückte den Beſchlüſſen deſſelben das Siegel der kaiſerlichen Beſtätigung auf. Bei dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, daß der Plan, den Karl V. in den Zeiten des Interims verfolgte, ernſtlich gemeint, und in Uebereinſtimmung mit den teutſchen katholiſchen Fürſten gefaßt war. Im Bunde mit Bayern drang Ferdinand beim Concil wie bei der Curie auf Bewilligung der Prieſterehe und des Kelchs im Abendmahl. „Bei einer kürzlich vorgenommenen Unterſuchung der öſterreichiſchen Klöſter," ſchrieb [1]) er dem heiligen Vater, „habe es ſich ergeben, daß in 122 Ordenshäuſern neben 436 Mönchen und 160 Nonnen 199 Beiſchläferinnen, 55 Eheweiber und 443 Kinder gefunden worden ſeyen. Unter der Weltgeiſtlichkeit ſey ohnedieß faſt kein Einziger Eheloſer mehr aufzutreiben. Wenn dem Uebel nicht durch das angezeigte Hülfsmittel abgeholfen werde, ſo ſtehe noch Schlimmeres zu erwarten."

Der Pabſt blieb unerbittlich in Betreff der Prieſterehe. Hingegen gewährte er den katholiſchen Laien in Oeſterreich den Kelch, eine Gabe, die jedoch nach kurzer Dauer wieder zurückgenommen ward. Wäre das Interim aufrecht erhalten worden und hätte folglich die ganze teutſche Kirche in dieſer Angelegenheit gemeinſam gehandelt, ſo iſt kaum zu zweifeln, daß es gelungen ſeyn würde, in beiden Punkten die Curie für immer zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Im Jahr 1564 ſtarb Ferdinand. Schon vor ſeinem Tode war Maximilian II., ſein Sohn, zum römiſchen König erwählt worden. Jugendſympathien zogen dieſen Fürſten auf die Seite der reformirten Kirche. Wolfgang Stiefel, ein Schüler Luther's und Melanchthon's, hatte ihn bis zum zwölften Jahre erzogen. Die Eindrücke, welche ſeine Lehren in der Seele Maximilian's zurückließen, verwiſchten ſich nie mehr. So lange ſein Vater lebte, der die Vorliebe des Sohnes für das Lutherthum wohl kannte, und ihn mit Drohungen davon abzubringen ſuchte, pflog er mit proteſtantiſchen Fürſten Verkehr, und ganz Teutſchland hoffte oder fürchtete, daß er, zum Beſitze der Kaiſerkrone gelangt, ſich offen für das Lutherthum erklären würde. Als er aber den Thron beſtiegen, machte er die Erfahrung, daß die Politik ihm verſage, den Trieben ſeines Herzens zu folgen. Zu gewinnen war auf Seiten der neuen Kirche für einen teut-

---

[1]) Derſelbe IV., 306 flg.

ſchen Kaiſer nichts mehr, wohl aber Alles zu verlieren. Maximilian hatte eine Schweſter des finſtern Philipp II. von Spanien, Maria, zur Gemahlin, welche, wie ihr Bruder, die Ketzer von ganzer Seele haßte. Des Kaiſers Brüder, Ferdinand und Karl, jener mit Tyrol, dieſer mit Steiermark abgefunden, waren eifrige Papiſten. Gleiche Geſinnung beſeelte die Schwiegerſöhne Maximilian's. Eine ſeiner Töchter, Eliſabeth, eheligte Karl IX. von Frankreich, derſelbe, der die Pariſer Bluthochzeit anſtiftete, die andere, Anna, war früher mit dem unglücklichen Don Karlos von Spanien verlobt, nach dem gewaltſamen Tode ihres erſten Bräutigams beſtieg ſie das Ehebette Philipp's II., und gebar ihm den nachmaligen König Philipp III. Offenbar hatte jeſuitiſche Schlauheit den teutſchen Kaiſer in dieſe hohen katholiſchen Verbindungen verſtrickt. Wenn Maximilian ſich offen für das Lutherthum erklärte, ſo würde der Pabſt Spanien, Frankreich, das ganze katholiſche Europa gegen ihn aufgeboten haben, oder wäre er den geheimen Schlägen ſeiner nächſten Anverwandten erlegen. Schon bei Maximilian's II. Regierungsantritt drohte der damalige Pabſt Pius V. mit einer ſolchen Maaßregel.

Unter dieſen Umſtänden gebot die Staatsklugheit dem jungen Kaiſer unabweislich, ſich an die alte Kirche zu halten. Gleichwohl that er für die neue viel mehr, als er hätte thun ſollen. Angeſteckt von dem verführeriſchen Beiſpiel der teutſchen Reichsſtände, ſtrebte längſt auch der Adel in den öſterreichiſchen Erblanden darnach, das Joch der Staatsgewalt abzuſchütteln und gleiche Unabhängigkeit wie jene zu erringen. Die Herren ſchlugen denſelben Weg ein, der in Teutſchland zum erwünſchten Ziel geführt hatte. Sie forderten für ſich und ihre Grundholden Religionsfreiheit. Maximilian war ſchwach genug, dieſes der Macht des Regentenhauſes ſo gefährliche Recht zu bewilligen. Auch die Städte erhielten etwas ſpäter, was dem Adel eingeräumt worden. Chyträus wurde von Roſtock herbeigerufen, um die Verhältniſſe der neuen Kirche in Oeſterreich zu ordnen. Unter des Kaiſers Schutz erſchien eine neue Ausgabe der Augsburger Konfeſſion für die öſterreichiſchen Proteſtanten, auch ließ Maximilian II. eine ſlaviſche Bibelüberſetzung zum Gebrauch der in den Erbländern, in Krain, Kärnthen und Steiermark anſäßigen Slaven verfertigen. Dieſe Zugeſtändniſſe wurden am verderblichſten für Diejenigen, zu deren Gunſten ſie gegeben waren, denn Maximilian hatte nicht dafür geſorgt, Rückſchritte von Seiten ſeiner Nachfolger unmöglich zu machen. Blieb er doch ſelbſt mit ſeinem ganzen Hauſe katholiſch, darum glomm in ſeiner Familie ein den ertheilten Rechten feindſeliger Gedanke fort; und nicht lange ſtand es an, ſo wurde unter Strömen von Blut die Religionsfreiheit, welche

Maximilian den öſterreichiſchen Ständen verliehen, den Söhnen und Enkeln der Bevorrechteten wieder entriſſen.

Die auswärtigen Verhältniſſe des deutſchen Reichs nahmen unter den beiden Kaiſern Ferdinand I. und Maximilian II. eine immer troſtloſere Geſtalt an, hauptſächlich in Folge der Kirchenentzweiung. Wenn der Kaiſer Reichshülfe wider die Türken begehrte, pochten die Proteſtanten auf die verweigerte Gleichſtellung der beiden Religionen, und auch die katholiſchen Stände, in dieſer Sache eifrig das Beiſpiel ihrer Gegner nachahmend, gaben aus Geiz ſo wenig als möglich. Ein Wunder iſt's, daß das heilige römiſche Reich über den Glaubensſtreitigkeiten nicht eine Beute der unglaubigen Türken wurde. Ferdinand I. mußte dem Sultan einen jährlichen Tribut von 300,000 Goldgulden bezahlen, ebenſo Maximilian, wiewohl dieſer einen nicht ganz unglücklichen Krieg wider die Türken führte.

Unter dem Nachfolger Maximilian's erreichte erſt die Verwirrung ihre rechte Höhe, ſo daß die frühern Zeiten golden ſchienen. Maximilian II. ſtarb im Jahr 1576. Sein Sohn Rudolph, der ihm auf dem Kaiſerthrone folgte, war in Spanien erzogen worden, und brachte von dort eine tödtliche Abneigung gegen den Proteſtantismus mit, die zu Wien von den Jeſuiten noch geſteigert ward. Seit dieſer Zeit iſt kein Kaiſer mehr auf den Einfall gerathen, das Lutherthum zu begünſtigen. Rudolph hatte noch zu ſeines Vaters Lebzeiten ſeinen Widerwillen gegen die Ketzer an den Tag gelegt. Eines Tages wollte er mit einem Haufen von Spaniern und Welſchen eine lutheriſche Kirche in Wien überfallen. Sein kaiſerlicher Vater gab ihm, als er noch zeitig genug von dem Vorhaben ſeines Sohns benachrichtigt worden war, eine Ohrfeige. Nachdem Max II. geſtorben, machte der neue Kaiſer kein Hehl mehr aus ſeinen Neigungen. Beim Regierungsantritte beſtätigte er zwar dem öſterreichiſchen Herrn- und Ritterſtande die von Maximilian II. ertheilte Religionsfreiheit; aber aus den herrſchaftlichen Städten wurden die evangeliſchen Geiſtlichen vertrieben, die Bürger ſollten bei ſchwerer Strafe die lutheriſchen Kirchen des Ritterſtandes meiden. Als die Stände dagegen Vorſtellungen erhoben, ließ Rudolph zu Wien und in den übrigen Landſtädten die Kirchen und Schulen der Proteſtanten ſchließen, und gebot den Einwohnern wieder katholiſch zu werden. Wer es nicht gutwillig that, ſollte in kurzer Friſt das Land räumen. Bei den Bürgerannahmen ſo wie bei der Anſtellung der Profeſſoren in Wien wurde das katholiſche Glaubensbekenntniß zur erſten Bedingung gemacht. Den Hof mußten alle nicht päbſtlich Geſinnten verlaſſen. Ein anderes Edikt verbot den Städtern zuſammenzutreten und Bittſchriften abzufaſſen. Drei Bürger, die ſich nicht fügen wollten, wur-

den zum Tode verurtheilt, und aus Gnaden des Landes verwieſen. Aehnliches verſuchte ſpäter Rudolph in Böhmen und Ungarn. Doch war die Strenge in Oeſterreich am größten, wiewohl der Kaiſer dort nicht perſönlich eingriff, ſondern die Befehle durch ſeinen Bruder, den Erzherzog Ernſt, den er zu Wien als Statthalter geſetzt, vollſtrecken ließ. Rudolph ſelbſt hielt ſich gewöhnlich in Prag auf.

Dieß waren aber auch die einzigen Zeichen von Willenskraft, die Rudolph II. entfaltete. Sonſt ſah es, während ſeiner Regierung aus, als wäre kein Kaiſer im Lande. Unter ihm wurde der Rhein von den Holländern geſperrt, und ſo die letzte Pulsader des einſt ſo blühenden deutſchen Handels abgeſchnitten. Die Blüthe der Hanſa, und der oberdeutſchen Städte, Nürnberg, Augsburg, Ulm war ohnedem, theils durch die Gewalt der Umſtände, theils durch den Neid der deutſchen Fürſten längſt vorüber. Unter Rudolph riſſen ſich ferner die Niederlande, früher ein Theil des Reichs, nicht nur völlig los, ſondern beide dort Krieg führende Partheien, Holländer und Spanier, fielen in die benachbarten deutſchen Provinzen ein und nahmen Städte weg, ohne daß der Kaiſer etwas anders dagegen gewagt hätte, als friedliche Bitten, die verhöhnt wurden. Unter ihm erhob in Ungarn, von dem Großſultan geſchützt, ein Edelmann Stephan Botskai einen Aufſtand, rief die ganze Nation zum Kampfe für Religion und Freiheit wider Habsburg auf, und riß halb Ungarn von Oeſterreich los. Kaum vermochte dieſer letzte Schlag den Kaiſer aus ſeiner Unthätigkeit aufzurütteln. Rudolph II. war ein ſonderbarer Herr. In Prag nannte ihn die Schmeichelei ſeiner Hofleute einen zweiten Salomo an Weisheit. Aber welch ein Salomo. Die Natur hatte ihn zu Nichts weniger geſchaffen, als zu einem Fürſten, auffallend glich er ſeinem Ahn Friedrich III. ſaumſeligen Andenkens. Ein Antiquar war an ihm verloren, er trug eine ausnehmende Vorliebe zu allerlei Seltenheiten, zu Kunſtſtücken der Mechanik, zur Aſtrologie, zur Goldmacherkunſt, endlich zu Pferden. Trotz ſeines oft ſehr drückenden Geldmangels legte er die koſtbarſten Raritätenſammlungen an, die man gegen 17 Millionen an Werth ſchätzte,[1]) und welche dem Kaiſer das nöthige Geld für politiſche Unternehmungen entzogen. Von Geſchäften wollte er Nichts hören, ſie blieben in den Händen von Günſtlingen oder Betrügern, die ihres Herrn Kaſſen leerten. Die Zeit, welche er ſeinen Studien der Aſtrologie und Alchemie entübrigen konnte, brachte er im Marſtalle zu. Dabei war er außerordentlich Menſchenſcheu. Wenn Leute mit Geſchäften zu ihm bringen wollten, während er oft Tage lang in Gedanken vertieft daſaß, oder ſeinen Malern

[1]) Den Beweis bei Pfiſter a. a. O. IV., 418.

und Uhrmachern zuſah, gerieth er in Wuth gegen die Störer ſeiner Ruhe, und warf ihnen ſilberne Gefäſſe, oder was ihm zur Hand war, an den Kopf. Noch in ſeinen ſpätern Jahren machte ihm das Fleiſch, trotz aller geiſtlichen Gegenmittel ſeiner Beichtväter, viel zu ſchaffen. Er wechſelte faſt täglich mit den ausgeſuchteſten Schönheiten, deren keine ſich lange in ſeiner Gunſt erhielt. Und ſelbſt bei dieſer Gelegenheit zeigte er ſich ſo mißtrauiſch, daß er die Mädchen vorher unterſuchen ließ, ob ſie keine verborgene Waffen bei ſich führten [1]).

Iſt es ein Wunder, daß unter einem ſolchen Reichsoberhaupte die kirchlichen Partheien, von keiner kräftigen Fauſt mehr zuſammengehalten, eine ſteigende Heftigkeit entwickelten! Die Proteſtanten wollten ſich von den letzten Hemmniſſen befreien, welche der Augsburger Religionsfriede übrig gelaſſen, die Katholiken dagegen weigerten ſich bereits dieſen anzuerkennen. Das Verhältniß Beider hatte jedoch, verglichen mit dem Jugendalter der Reformation, eine weſentliche Aenderung erlitten. Die Proteſtanten, ſcheinbar überlegen durch Zahl und äußere Macht, ſtanden in Wahrheit den Katholiken nach. Man muß geſtehen, die moraliſche Kraft und Tugend war zu den letztern gewandert. Durch die ſiegreichen Fortſchritte der Reformation in eine Lage verſetzt, die für ihren Glauben wie für ihre Exiſtenz das Aergſte fürchten ließ, mußten die katholiſchen Fürſten ſich faſſen. Ihre Lehrmeiſter, die Jeſuiten, waren beſſer als die lutheriſchen Hofprediger, denen die proteſtantiſchen Großen ihr Ohr liehen. Größerer Anſtand herrſchte an den katholiſchen Höfen, während die lutheriſchen Herrn durch den Religionsfrieden zu kleinen Landespäbſten geworden, nur zu häufig alle Schaam aus den Augen ſetzten. Es iſt in der That auffallend, wie tief durch das eben berührte unſelige Verhältniß ſeit Luther's Zeit die Sitten unter den Proteſtanten geſunken waren. Die Völlerei wurde, beſonders an den Höfen, ſo ſehr Mode, daß der Reichstag nöthig fand, die Ermahnung zu erlaſſen: „alle Kurfürſten, Fürſten und Stände möchten ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Saufen und Zutrinken bei ſich ſelbſt meiden.“ Andere Laſter giengen mit dieſem Hand in Hand. Die Jagdwuth erreichte ihre Höhe. Neben den Goldmachern gehörten jetzt Juden zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen der Höfe. Dabei kam ein früher unerhörtes Maitreſſen-Regiment auf. Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg hielt eine Menge Buhlerinnen, nebenher trieb er mit ſeinen Juden Wucher, und baute auf Koſten der hartgedrückten Unterthanen eine gute Anzahl Luſtſchlöſſer, auf denen er ſeine Orgien feierte [2]). Der

---

1) Daniel Eremita opuscula ed. Graevius. Ultraject. 1701. S. 358 flg. Pfiſter IV, 396. — 2) Stenzel Geſchichte des preußiſchen Staats I, 342 flg.

Kurfürſt Chriſtian II. von Sachſen war durch unmäßiges Trinken und zügelloſe Wolluſt zum Krüppel geworden [1]). Andere Fürſten blieben nicht zurück: Teutſchland ſollte jetzt die Früchte davon ärndten, daß ſeine hohe Ariſtokratie durch den ſchiefen Gang der Reformation aller Furcht vor dem Kaiſer und der Kirche ledig geworden war. Allerdings fehlte es unter den katholiſchen Großen nicht an Solchen, die ſich vom Strome hinreißen ließen. Aber die Mehrzahl gab ein beſſeres Beiſpiel. Die Kaiſer Max II. und Ferdinand II. zeichneten ſich durch Nüchternheit aus, ebenſo war Herzog Maximilian von Baiern ein Feind der wilden Schlemmerei. Der Erzherzog Ferdinand von Tyrol heirathete eine Augsburger Bürgerstochter, die ſchöne Philippine Welſer, der Herzog Wilhelm von Baiern die Maria Pettenbek. Wenn ſolche Ehen gegen den höfiſchen Brauch verſtießen, ſo ſprach ſich deſto mehr Sinn für Sittlichkeit darin aus; dieſe Prinzen wollten Weiber, die ſie liebten, nicht zu Beiſchläferinnen erniedrigen.

Wir müſſen nunmehr den Fürſten ins Auge faſſen, welcher länger als ein halbes Jahrhundert an der Spitze der katholiſchen Bewegung ſtand. Im Jahre 1597 übergab der Herzog Wilhelm von Baiern, ein gutmüthiger aber verſchwenderiſcher und ſchwacher Herr, auf Betreiben der Jeſuiten das Herzogthum an ſeinen erſtgebornen Sohn Maximilian. Die Charakterfeſtigkeit, der klare, unbewölkte Verſtand, durch welchen ſich der junge Fürſt auszeichnete, ſein Ehrgeiz, die Macht, über die er verfügte, die Verbindungen, welche er angeknüpft, machten ihn ſchnell zum Haupte der katholiſchen Parthei. Er ſelbſt beherrſchte das wichtige, durch keine Religionsverſchiedenheit zerriſſene Baiern, ſein Oheim, ſpäter ſein Bruder, beſaß den Kurhut von Cöln, zuſammt den Bisthümern Freiſing, Lüttich, Hildesheim; mit der Curie, mit den Jeſuiten pflog er den engſten Verkehr, doch war er nicht Knecht der Jeſuiten, ſondern benützte ſie zum mindeſten eben ſo viel, als ſie ihn. Dieſer Herzog Max wagte 1607, bei der Unfähigkeit des alten Kaiſers, den erſten Strebepfeiler am Gebäude des Religionsfriedens umzuſtürzen, den erſten Wurf gegen die Proteſtanten zu thun. Auf der Gränze Baierns lag, von ſelbſt zur Eroberung einladend, die ſchwäbiſche Reichsſtadt Donauwörth. In dieſem zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens noch katholiſchen Orte waren die Proteſtanten unter Ferdinand I. und Maximilian II. herrſchende Parthei geworden. Der Rath beſtand aus Evangeliſchen, die Kirchen gehörten ihnen; die wenigen Katholiken, die noch in der Stadt hausten, mußten

---

[1]) Man leſe die ergötzliche Schilderung, welche der Augenzeuge Daniel Eremita (a. a. O. S. 365) von dieſem Ungethüm entwirft.

ſich mit einer Kirche im Kloſter zum heiligen Kreuz begnügen und ihre geiſtlichen Prozeſſionen im Stillen halten. Allein im Jahre 1605 verſuchte ein kurz zuvor eingeſetzter Abt des Kloſters, von bairiſcher Seite angeſpornt, einen öffentlichen Umgang durch die Stadt mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen. Der Stadtrath ſchritt jedoch ein und verbot dem Prieſter ſein Vorhaben. Nichtsdeſtoweniger wiederholte der Abt, durch eine günſtige kaiſerliche Erklärung aufgemuntert, im folgenden Jahre die Prozeſſion. Nun fiel der lutheriſche Pöbel über die Theilnehmer des Zuges her, trat die Fahnen in den Koth und jagte die Mönche unter wildem Geſchrei in ihr Kloſter zurück. Hierauf hatte Herzog Maximilian gewartet, der der Stadt auch deßwegen gram war, weil viele ſeiner ketzeriſchen Unterthanen in ihr Zuflucht fanden. Im Namen des Kaiſers ſchickte er eine Kommiſſion nach Donauwörth, um die Sache zu unterſuchen. Als die Abgeſandten vom Stadtrath trotzig abgewieſen wurden, wußte Maximilian vom Reichshofrath die Vollmacht zu erhalten, daß er, der Herzog von Baiern, die Reichsacht gegen das rebelliſche Donauwörth vollſtrecken ſolle. Kleinmuth ergriff die kaum zuvor noch ſo trotzige Bürgerſchaft bei Annäherung eines beträchtlichen bairiſchen Heeres. Ohne Widerſtand ſtreckten ſie die Waffen. Der Herzog begnügte ſich jedoch nicht mit Unterwerfung der Bürger, ſondern er ließ ſogleich durch Jeſuiten, die unter der Maske von Feldpredigern mit den Baiern hereingekommen waren, Bekehrungen unter den Einwohnern vornehmen, änderte die Verfaſſung der Stadt, reichte dem Kaiſer eine ungeheure Berechnung ſeiner aufgewandten Kriegskoſten ein, und brachte es dahin, daß ihm ein Beſchluß des Reichshofraths den Ort als Unterpfand verſetzte [1]). Er machte es hier im Kleinen gerade ſo, wie nachher mit der Pfalz im Großen. So wurde Donauwörth aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt in eine bairiſche Landſtadt verwandelt.

Das Verfahren gegen Donauwörth, das mit dem Vorwand des gebrochenen Land- und Religionsfriedens beſchönigt wurde, war den Reichsgeſetzen zuwider. Denn die Stadt gehörte zu den Unmittelbaren, und hatte als ſolche vermöge des Augsburger Friedens das Recht, ihren Glauben ſelbſt zu wählen. Die begangenen Exzeſſe gegen den Abt gliechen ſich aus durch ſeinen Ungehorſam wider die Verbote des Stadtraths. Es war alſo in der Ordnung, daß die evangeliſchen Stände des Reichs durch den Fall der Stadt in große Unruhe geriethen. In der That hatte die Einnahme Donauwörth's den Abſchluß der proteſtantiſchen Union zur Folge. Die Art, wie dieſes Bündniß zu Stande kam, macht nöthig, daß wir

---

[1]) Quelle Wolf Geſchichte Maximilian's I. von Baiern II. Bd. S. 190 flg.

einige Bemerkungen voranſchicken. Bekanntlich iſt die Untheilbarkeit deutſcher Reichsfürſtenthümer keine alte Einrichtung. Im Laufe des Mittelalters und bis ins ſechszehnte Jahrhundert hinein, zerſtückelten viele Mitglieder der hohen Ariſtokratie die Gebiete, welche ihnen gehörten, unter ihre Erben. Daher kam es, daß die anſehnlichſten deutſchen Häuſer in zwei oder mehrere Linien zerfielen. So hatte ſich das Wittelsbach'ſche Haus in die zwei Hauptzweige der Kurpfälzer und der Baiern, die ſächſiſche Dynaſtie in Albertiner und Erneſtiner, die niederſächſiſchen Welfen, die badiſchen Markgrafen in mehrere Linien geſpalten, und noch in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts löste das Teſtament des Landgrafen Philipp das heſſiſche Geſammterbe in den Bruch einer Kaßler und einer Darmſtädter Linie auf. Neid und Eiferſucht der gleichberechtigten Nebenzweige war die natürliche Folge ſolcher Theilungen, und dieſe gehäſſigen Gefühle wurden im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts einer Seits durch die Religionsfrage, anderer Seits durch Kunſtgriffe kaiſerlicher Staatsklugheit geſteigert. Vom Wittelsbach'ſchen Geſammthauſe blieb der bairiſche Zweig dem alten Glauben treu; der kurpfälziſche ſchwor zu Calvin. Die beiden Hauptlinien der ſächſiſchen Dynaſtie bekannten zwar gleichmäßig Luther's Lehre, aber der Raub, welchen Kurfürſt Moritz als Haupt der Albertiner im Bunde mit dem Kaiſer an den Erneſtinern begangen, nöthigte ihn und ſeine Nachfolger für immer, durch Willfährigkeit gegen Habsburg ſich eines Hinterhalts wider die Rache ſeiner Stammesvettern zu verſichern. Hiedurch wurde auch die Stellung Kurſachſens im dreißigjährigen Kriege beſtimmt. Die Erben von Moritz mußten mit den Nachfolgern Karl's V. ſich gut zu benehmen ſuchen, während die Erneſtiner, als entſchloſſene Verſchwörer, zu jedem Plane gegen den Kaiſer und den Kurfürſten die Hände boten. Ebenſo begünſtigte kaiſerliche Politik den einen Zweig des badiſchen, des heſſiſchen, des welfiſchen Hauſes gegen den andern.

Die eben beſchriebenen Verhältniſſe erwieſen ihren Einfluß, da die proteſtantiſchen Stände nach dem Falle Donauwörths daran dachten, ein Schutzbündniß zu ſchließen. Aus alter Gewohnheit betrachtete die lutheriſche Kirche Teutſchlands noch immer das ſächſiſche Kurhaus als das natürliche Haupt der Parthei. Aber daſſelbe hielt ſich aus den angegebenen Gründen ferne. Dagegen zeigte eine andere Dynaſtie um ſo größere Bereitwilligkeit, an die Spitze proteſtantiſcher Bewegung zu treten. Schon früher hatte ſich der Kurfürſt von der Pfalz vorgedrängt, als bei andern Gelegenheiten Plane zu Verbindung der proteſtantiſchen Stände in Vorſchlag kamen, war aber abgewieſen worden, weil Lutheriſcher Eifer dem Calviniſten mißtraute. Jetzt aber bewog Furcht vor Baiern und die Nähe

der Gefahr eine Anzahl ſüdteutſcher lutheriſcher Herren, ſich über ſolche Bedenklichkeiten weg zu ſetzen. Den $^{2}/_{12}$. Mai 1608 traten in dem Anſpach'ſchen Kloſter Ahauſen der Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz, der Fürſt Chriſtian von Anhalt, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, die brandenburgſchen Markgrafen Chriſtian und Joachim Ernſt zuſammen. Die Seele der Unterhandlung war Fürſt Chriſtian von Anhalt. Dieſer Herr, deſſen Ehr- und Geldgeiz der Beſitz eines kleinen Erbfürſtenthums bei Weitem nicht befriedigte, hatte als Schildträger des franzöſiſchen Hofs den Kurfürſten von der Pfalz umgarnt, um ihn und die andern proteſtantiſchen Fürſten Teutſchlands in eine ungeheure, zu Paris entworfene Verſchwörung hineinzuziehen. Der erſte Theil ſeines Planes gelang. Am 4. Mai wurde die Bundesurkunde der evangeliſchen Union unterzeichnet. Die Verbündeten verſprachen ſich gegenſeitig in allen Fällen beizuſtehen, wo ein Mitglied wider die Geſetze des Reichs beeinträchtigt würde, vertraulichen Briefwechſel über Alles zu pflegen, in Sachen, welche der Kurfürſten, Fürſten und Stände Freiheit und Rechte beträfen, zuſammenzuhalten, die andern evangeliſchen Stände in gleichem Sinne zu bearbeiten, ohne Rückſicht auf die ſonſtige Verſchiedenheit über religiöſe Meinungen. Den Theologen wurden fernere Streitigkeiten unterſagt. Im Frieden ſollte Kurpfalz das Direktorium führen, im Kriege jeder beſchwerte Stand für ſein Land. Auf den Fall eines Krieges ernannte eine zweite Verſammlung den Markgrafen Joachim Ernſt von Brandenburg zum Feldhauptmann, den Fürſten Chriſtian von Anhalt zum Oberſtlieutenant des Bundes, erſtern mit 6000, letzteren mit 4000 fl. Monatsgehalt [1]). Bei einer dritten Zuſammenkunft wagten Fürſt Chriſtian und der Pfälzer bereits den Antrag, die Union ſolle ſich an den franzöſiſchen Hof anſchließen. Dieſer Vorſchlag wurde jedoch von den Verbündeten — wahrſcheinlich aus einem Reſte von Nationalgefühl — zurückgewieſen [2]).

Wir werden bald ſehen, daß ſie nichts deſtoweniger kurz nachher in die bereit gehaltene Schlinge fielen. Die erſte öffentliche Handlung des Bundes war, daß man den Fürſten Chriſtian als Geſandten an den Kaiſer ſchickte, um nicht nur über die Donauwörther Vorfälle, ſondern auch über verfaſſungswidrige Eingriffe des Reichshofraths und den Eigennutz der kaiſerlichen Rathgeber zu klagen. Der Kaiſer ſchob die Sache, wie gewöhnlich, auf die lange Bank und entſchuldigte ſich mit Ueberladung durch andere Geſchäfte. Da hatte Fürſt Chriſtian den Muth, ihm in's

[1]) Wolf a. a O. II, 418. — [2]) Sattler würtemb. Herzoge VI, 31 flg.

Geſicht mit dem Schickſale Julius Cäſar's zu drohen, wenn er nicht ſeine ſchlechten Räthe Stralendorf und Hanniwald entferne. Dieſe verwegene Aeußerung zündete bei dem ſchwachen Kaiſer. Voll Schrecken ließ er bei dem Fürſten anfragen, ob er denn etwas von gefährlichen Anſchlägen gegen ſeine kaiſerliche Majeſtät wüßte. Kaum beruhigt durch die Antwort des Geſandten verſprach Rudolph, daß Donauwörth in vier Monaten wieder hergeſtellt, den Eingriffen des Reichshofrath geſteuert werden ſolle. Doch vergaß er ſein durch Furcht abgepreßtes Verſprechen bald wieder. Indeſſen vergrößerte ſich die Union. Außer den obengenannten älteſten Mitgliedern traten der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Graf von Oettingen, die Reichsſtädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg, etwas ſpäter der Kurfürſt Johann Sigismund von Brandenburg, der Landgraf Moritz von Heſſen, die Städte Hall, Heilbronn, Memmingen, Nördlingen bei. Der Bund umfaßte jetzt einen großen Theil Teutſchlands, dennoch war derſelbe von vorneherein ſchwach und haltlos. Nur ein loſes Band verknüpfte die Glieder mit dem Haupte. Durch den Verfall des Reichs und der kaiſerlichen Macht an völlige Ungebundenheit gewöhnt, dachte keiner der Verbündeten daran, ſeine Selbſtſtändigkeit dem Ganzen auch nur einigermaßen zum Opfer zu bringen, daher ein Direktorium bloß für den Frieden, wo es kaum nothwendig war, für den Fall des Krieges, wo das Bedürfniß der Einheit am dringendſten, wollte Jeder Herr in ſeinem eigenen Lande bleiben. Denſelben Charakter todtgeborner Keime tragen alle proteſtantiſchen Verbindungen während des dreißigjährigen Kriegs.

Es lag in der Natur der Dinge, daß die Union nicht allein bleiben konnte. Der proteſtantiſche Stoß erzeugte nothwendig einen katholiſchen Gegenſtoß. Kaum erhielt Maximilian von Baiern Kunde von den Umtrieben der evangeliſchen Fürſten, als er ſeine Glaubensgenoſſen zu einem Gegenbündniß einlud. Am $\frac{\text{30. Juni}}{\text{10. Juli}}$ 1609 — ein Jahr nach Stiftung der Union — wurde zu München die heilige Liga geſchloſſen. Maximilian entwarf ſelbſt mit ſeinem Kanzler Donnersberg die Urkunde. Als Zweck des Bündniſſes ward vorangeſtellt die Erhaltung des Religionsfriedens, und daß der alte, wahre, alleinſeligmachende Glaube nicht ausgerottet werde. Man wolle ſich übrigens vorerſt auf Vertheidigung beſchränken, und die gewöhnlichen Rechtsmittel anwenden, ehe Gewalt mit Gewalt abgetrieben werde. Keiner der Verbündeten ſolle durch widerrechtliche Handlungen Anlaß zum Angriffe geben, würde aber ein ſolcher von Seiten der Gegenparthei erfolgen, ſo werde man nicht erſt warten, bis die Länder der Verbündeten mit Krieg überzogen ſeyen, ſondern wo möglich zuvorkommen. Man hielt es nicht der Mühe werth, den Kaiſer

Rudolph in das Bündniß zu ziehen — ſo gering geſchätzt war er bei ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen — er ſollte nur bei gelegener Zeit vom Abſchluſſe der Liga benachrichtigt werden. Der Bundesoberſte, wozu natürlich Maximilian von Baiern erhoben ward, erhielt mehr Gewalt, beſonders für Nothfälle, als die Union ihrem Haupte zugeſtanden hatte. Die erſten Mitglieder der Liga waren, außer Herzog Maximilian von Baiern, die Biſchöfe von Würzburg, Conſtanz, Augsburg, Regensburg, Straßburg und Paſſau, der Probſt von Ellwangen und der Abt von Kempten. Einen Monat ſpäter traten auch die drei geiſtlichen Kurfürſten auf einer Verſammlung zu Mainz der Liga bei. Aber von dieſem Augenblicke an macht ſich Eiferſucht gegen Baiern bemerklich. Die drei Kurfürſten ſetzten es durch, daß für die rheiniſchen Mitglieder ein zweiter Bundesoberſte in der Perſon des Kurmainzers beſtellt wurde. Zugleich wandte man ſich an die auswärtigen katholiſchen Mächte um Hülfe, an den Pabſt, die italieniſchen Fürſten und den König von Spanien. Der heilige Vater, Paul V., wies das Geſuch ab, unter dem Vorwande, er fürchte Oeſterreich durch offenen Beitritt zur Liga zu beleidigen. Die kleinen italieniſchen Höfe begnügten ſich mit ſchönen Worten dem Bündniſſe Glück zu wünſchen. Deſto bereitwilliger zu kräftiger Unterſtützung zeigte ſich Spanien. Große Summen wurden angeboten, aber unter einer Bedingung, die dem Herzog Maximilian ſchlecht gefiel. Spanien verlangte den Titel Protektor des Bundes. Die Abſicht bei dieſem Anerbieten war eine dreifache: Baiern ſollte im Zaum gehalten, die habsburgiſche Macht in Teutſchland, welche unter Kaiſer Rudolph ſo tief geſunken war, mit Hülfe der Liga wieder hergeſtellt, und dadurch für Spanien insbeſondere die Möglichkeit errungen werden, ſeine abgefallenen Niederländer, deren Freiheit man hatte erkennen müſſen, von Teutſchland aus wieder zu unterjochen.

So ſtanden die Sachen, als ein Zwiſchenereigniß die Glut der Partheien zur hellen Kriegsflamme anzuſchüren drohte [1]). Den $^{15}/_{25}$. März 1609 ſtarb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich Cleve und Berg kinderlos. Mit ihm war der Mannsſtamm dieſes Hauſes, das nebſt Baiern und Habsburg allein von den weltlichen Fürſten der alten Kirche treu blieb, erloſchen. Bereits bekannten ſich viele der Unterthanen des Herzogs zum calviniſtiſchen Glauben, und da die Erbfolge vorausſichtlich proteſtantiſchen Fürſten zuſtand, ſo drohte die Gefahr, daß auch dieſes Land vollends den Katholiſchen entriſſen werde. Daher war große Bewegung unter letzteren, noch vor dem Tode des Herzogs. Mönche hatten in den vorangegangenen Jahren dem geiſtesſchwachen Johann Wilhelm und ſeiner Gemahlin mit

[1]) Wolf a. a. O. II, 513 flg.

Teufelsbannerei heftig zugeſetzt, um ihn zu Vaterfreuden tüchtig zu machen, denn man glaubte, es ſey ein böſer Geiſt, der den Herzog verhindere, Kinder zu zeugen. Gleich nach ſeinem Tode traten mehrere Erbſchaftsprätendenten auf. Mit der Nachfolge verhielt es ſich ſo: die älteſten Anſprüche waren auf Seite des ſächſiſchen Hauſes erneſtiniſcher Linie, weil Kaiſer Karl V. 1544 einen Erbvertrag des Kurfürſten Johann Friedrich mit Jülich und Cleve beſtätigt hatte. Später aber, als der Kurfürſt beim Kaiſer in Ungnade gefallen war, geſtand Karl V. dem Vater des letztverſtorbenen Herzogs das Recht zu, daß nach dem Ausſterben des Mannsſtammes ſeine Töchter oder deren männliche Erben mit dem Herzogthum belehnt werden ſollten. Dieſe beiden kaiſerlichen Verfügungen widerſprachen ſich und laſſen ſich nur durch die Annahme erklären, daß Karl V. den Plan hatte, Drachenzähne auszuſäen und verſchiedene Prätendenten gegen einander zu hetzen, um am Ende während des vorausſichtlichen Streits das Erbe dem Hauſe Habsburg zuzuwenden. Letztere Abſicht wurde wenigſtens theilweiſe erreicht. Während Sachſen mit ſeinen ältern Anſprüchen für den Augenblick zurücktrat, erhoben ſich, auf die zweite Verfügung Karl's hin, vier Prätendenten. Von den Schweſtern des verſtorbenen Herzogs war die älteſte Maria Eleonore an Herzog Albrecht Friederich von Preußen vermählt, und deren nachgelaſſene Erbtochter an den Kurfürſten Johann Sigismund von Brandenburg. Die zweite Schweſter hatte der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg geehligt. Dieſer behauptete, weil die älteſte Schweſter Maria Eleonore ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben, ſo ſey ſein Sohn Wolfgang Wilhelm der wahre Erbe. Außer dieſen hinterließ der verſtorbene Herzog noch zwei andere Schweſtern, deren eine mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, die andere mit dem Markgrafen Karl von Burgau vermählt war. Letztere Beide wollten ſich mit den übrigen in die Erbſchaft theilen, allein man hielt ihnen das Grundgeſetz des Herzogthums entgegen, welches Untheilbarkeit des Landes und Erſtgeburtsrecht ausſprach. Hingegen rüſteten ſich die beiden Häuſer Neuburg und Brandenburg das Erbe im Nothfall mit Gewalt zu nehmen. Neuburg legte ſeine Rechtstitel dem Landtage vor, Brandenburg dagegen verſchmähte es, an das Volk zu appelliren, „denn es ſey für große Herren eine Schande, wenn der Pöbel bei Wein und Bier über ſolche Dinge gaifere." Jetzt miſchte ſich aber der Kaiſer ein. Von Spanien aufgefordert, das keinen proteſtantiſchen Nachbar auf der Gränze des treugebliebenen Flandern dulden wollte, gebot Rudolph Stillſtand, und verlangte, daß ſämmtliche Erbanſprecher vor ſeinem Hofe zu Gericht erſcheinen. Als dieſe Ladung keine andere Folge hatte, als daß die Prätendenten ſich untereinander und

mit den Landſtänden verglichen, gab Rudolph dem Erzherzog Leopold, Biſchof von Straßburg und Paſſau, Befehl, das Herzogthum Jülich und Cleve unter Sequeſter zu nehmen. Der Erzherzog warb mit ſpaniſchem und kaiſerlichem Gelde Kriegsvolk in ſeinen Stiftslanden, und ſetzte ſich mit Gewalt in dem beſtrittenen Erbe feſt. Dieſes bewaffnete Einſchreiten brachte ganz Teutſchland, ja halb Europa, in Bewegung, weil hier die Intereſſen der beiden großen kirchlichen Partheien, die längſt einander voll Argwohn beobachteten, zum erſtenmale hart aneinander ſtießen. Der Erzherzog Leopold, ſelbſt ein Mitglied der Liga, rief dieſen Bund zu Hülfe. Daſſelbe thaten Neuburg und Brandenburg in Bezug auf die Union. Die Mitglieder letzterer Verbindung hielten Anfang des Jahres 1610 einen Tag zu Hall in Schwaben, wo beſchloſſen wurde, zu Gunſten der beiden evangeliſchen Prätendenten Jülich und Cleve mit gewaffneter Hand zu beſetzen. Auf dem Tage zu Hall geſchah es auch, daß Frankreich ſeine alte, oben kurz angedeutete Abſicht, die Union an ſich zu feſſeln, wirklich erreichte. Wir müſſen uns zunächſt über den Rhein wenden.

Bekanntlich hat König Heinrich IV., früher Waffenhaupt der calviniſtiſchen Parthei, den katholiſchen Gefühlen der franzöſiſchen Nation zu gefallen, den Glauben gewechſelt und iſt zu der römiſchen Kirche zurückgetreten. Aber er verzichtete darum weder auf ſeine alten calviniſtiſchen Sympathien, noch auf den Haß wider das Haus Habsburg, welcher in der franzöſiſchen Königsfamilie gleichſam erblich war. Nachdem er die Zuneigung ſeiner katholiſchen Unterthanen gewonnen und die Zukunft der Calviniſten durch das Geſetz von Nantes geſichert hatte, entwarf er, auf der Höhe ſeines Lebens und Ruhmes ſtehend, den Plan zu einer völligen Umgeſtaltung Europas, welcher an Kühnheit nicht ſeines Gleichen findet. Man hat öfters dieſe Entwürfe Heinrich's für eine Fabel erklären wollen, aber ſeit Chr. Rommel den Briefwechſel des Königs mit dem Landgrafen Moritz veröffentlichte [1]), müſſen fernere Zweifel über die Wahrheit des Zeugniſſes verſchwinden, welches ſchon im 17. Jahrhundert der Staatsminiſter Sully in ſeinen Denkwürdigkeiten niederlegte [2]). Nach Heinrich's Plane ſollte die teutſche Macht des Hauſes Oeſterreich vernichtet werden, das chriſtliche Europa dagegen folgende Eintheilung erhalten: ſechs Erbmonarchien, nämlich Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden, die Lombardie mit Piemont; fünf Wahlreiche, nämlich Germanien, Polen, Ungarn, letzteres durch Abtretung der beiden öſtreichiſchen Erzherzogthümer ſo wie der Steiermark, Kärnthen's, Krains

---

[1]) Correspondance inedite de Henry IV. et du Landgrave Maurice de Hesse. Paris. 1840. 8vo. — [2]) Man ſehe Wolf a. a. O. S. 553 flg.

verſtärkt, Böhmen vergrößert durch Mähren, Schleſien, die Lauſitz, der Kirchenſtaat; dann vier Republiken, nämlich die Schweiz mit Elſaß und Tyrol vereinigt, die Niederlande, Venedig, Italien. Die Einwilligung des Pabſtes hoffte Heinrich IV. dadurch zu erlangen, daß er ihn mit dem Beſitz des Reichs Neapel bedachte. In Teutſchland, dem die größte Veränderung bevorſtand, ſollte zwar das Kaiſerthum fortdauern, aber nicht mehr einem Habsburger zu Theil werden. Heinrich wollte die Krone der Cäſarn dem Herzog Max I. von Baiern anbieten, um dieſen mächtigen Herrn durch ein Danaer-Geſchenk zu gewinnen. Auch die Kurfürſten gedachte Heinrich fortbeſtehen zu laſſen, aber ſie ſollten, damit Teutſchland ſchwach bleibe, nie mehr zwei Kaiſer hintereinander aus demſelben Hauſe wählen. Für ſich ſelbſt hatte Heinrich laut ſeines Entwurfs keinen andern Lohn vorbehalten, als den Ruhm eines Begründers chriſtlicher Ordnung in Europa. Frankreich verzichtete vorerſt auf jede Vergrößerung und der König ſpielte den Großmüthigen — ſo lange der Baum noch nicht gefällt war. Wer weiß es nicht, daß der Mund von Staatsmännern, wenn ſie Andere in ihre Plane hineinziehen wollen, von Süßigkeit überſtrömt! Die wahre Geſinnung tritt erſt heraus, ſobald es ſich darum handelt, eine gemachte Beute zu theilen.

Zur Zeit, als die Union in Teutſchland entſtand, waren bereits wichtige Schritte geſchehen, um die Verwirklichung eines Planes anzubahnen, dem die ganze bewaffnete Macht Frankreichs, die durch Sully's weiſe Verwaltung aufgehäuften Schätze, die Schlauheit des Königs und ſeiner Räthe zum Rückhalt dienten. England und mehrere teutſche proteſtantiſche Fürſten, von denen gleich die Rede ſeyn wird, hatten ihre Mitwirkung oder Einwilligung zugeſagt. Man begreift nun, daß der Entwurf zu ſo weit ausſehenden Umwälzungen, mit welchen eine der erſten Mächte Europas ſich beſchäftigte, überall Gährung hervorbringen und die heftigſten Leidenſchaften entfeſſeln mußte. Die Bewegung der Geiſtern blieb nicht in dem Geleiſe, welches ihr Heinrich anweiſen wollte. Während er an einer neuen Ordnung Europas arbeitete, die jedenfalls eine überwiegend monarchiſche Grundlage haben ſollte, ſannen Andere auf eine allgemeine Demokratie. Bruchſtücke geheimer Schriften ſind auf uns gekommen [1]), aus welchen man den Schluß ziehen muß, daß um dieſelbe Zeit von Holland, vielleicht auch von Venedig aus, ſich über die Frei-Städte Germaniens eine Verſchwörung verzweigte, welche nichts Kleineres beabſichtigte, als mit Hülfe der Verbannten, die damals aus aller Herren Ländern in Teutſchland zuſammenſtrömten, mit Hülfe dienſtloſer Lanzknechte,

[1]) Wolf a. a. O. II, 325 flg., vergl. Ranke Fürſten und Völker III. 445.

endlich mit Hülfe der teutſchen Bauern, die man, wie vor 100 Jahren, zu den Waffen rufen wollte, alle Könige und Fürſten niederzuſchlagen und überall Volksherrſchaften einzuſetzen. Die Spuren dieſes Gedankens, der offenbar aus dem Geiſte calviniſcher Kirche entſproſſen iſt, verſchwinden zwar für mehrere Jahre wieder in dem Dunkel der Vergangenheit, aber wir werden tiefer unten finden, daß ähnliche Jdeen plötzlich in Böhmen auftauchen.

Natürlich mußte dem König von Frankreich Alles daran gelegen ſeyn, teutſche Fürſten in ſeine Plane hineinzuziehen. Chriſtian von Anhalt, der ſeit 1590 ein Heer teutſcher Söldner in franzöſiſchem Dienſte befehligte [1]), machte den Mittelsmann. Durch ihn wurden der Landgraf von Heſſen, Moritz, und der Kurfürſt von der Pfalz, Friedrich IV., gewonnen. Ungeſcheut ließen ſich dieſe Herrn in ein Unternehmen ein, das ohne Frage darauf berechnet war, alle beſtehenden Verhältniſſe in Teutſchland umzuſtürzen, das Oberſte zu unterſt zu kehren. Eine Ehrſucht ward dadurch in dem pfälz'ſchen Hauſe entzündet, welche furchtbare Folgen für Teutſchland gehabt hat. Zwar unterblieb Heinrich's Wagſtück, und der Kurfürſt von der Pfalz ſtarb in demſelben Jahre, da der franzöſiſche König unter den Händen eines Mörders endete, aber die Ländergier Friedrich's IV. erbte auf ſeinen gleichnamigen Sohn Friedrich V. Als dieſer zehn Jahre ſpäter dem habsburgiſchen Hauſe die Krone Böhmen entrieß, wandelte er auf der von ſeinem Vater geebneten Bahn fort. So geſchah es, daß die verruchte, durch Frankreich angeſchürte Ehrſucht des Heidelberger Hofs auf halbem Wege den Anſchlägen entgegenkam, welche im feindlichen Lager die Jeſuiten ausgebrütet hatten. Beide Mächte haben miteinander in zwieträchtigem Zuſammenwirken den 30jährigen Krieg gezeugt.

Von vorne herein war die Union auf Heinrich's IV. Antrieb durch Kurpfalz eingeleitet worden. Aber Anfangs wieſen, wie wir oben berichtet, die übrigen Mitglieder, aus Schaam oder Furcht, den Vorſchlag eines franzöſiſchen Bündniſſes zurück. Erſt auf der Verſammlung zu Hall ließen ſie ſich willig finden, die angebotene Hülfe anzunehmen. Denn man brauchte Geld. Doch wurde auch jetzt noch nicht die ganze Maſſe der Unirten in das Geheimniß eingeweiht. König Heinrich machte ſich vorerſt durch ſeinen in Hall anweſenden Geſandten blos verbindlich 10,000 Mann franzöſiſcher Söldner zu dem Heere ſtoßen zu laſſen, das die verbündeten Fürſten nach dem Niederrhein zu ſchicken beſchloſſen hatten. Nachher aber wollte er von den eroberten Landen aus das Unternehmen gegen die Habsburg'ſche Macht beginnen [2]). Ungeheure Rüſtungen fanden zu dieſem

[1]) Rommel Correspondance inedite Vorrede S. 16. — [2]) C. M. v. Aretin „Baierns auswärtige Verhältniſſe" I, 93.

Zweck in allen Provinzen Frankreichs Statt; und der König rechnete zuverſichtlich darauf, daß die verbündeten Herrn nach Eroberung des Herzogthums Jülich ihre Streitkräfte mit den ſeinigen vereinigen und gemeinſame Sache gegen den Kaiſer machen würden.

Ermuthigt durch die verſprochene franzöſiſche Hülfe eröffneten die Unirten zu Anfang des Frühlings 1610 den Feldzug gegen den Erzherzog Leopold auf zwei Seiten, im Elſaß, wo der Erzherzog, wie früher bemerkt worden, das Bisthum Straßburg beſaß, und im Jülich'ſchen Gebiete. Ihre Waffen hatten erwünſchten Fortgang, als aus Paris die Nachricht einlief, daß König Heinrich IV. den $\frac{4}{14}$. Mai 1610 in einer der Straßen ſeiner Hauptſtadt ermordet worden ſey. Dieſe Neuigkeit erfüllte die Häupter der Union mit Schrecken. Dennoch wurde der Krieg, und zwar mit Glück, fortgeſetzt. Leopold's Söldner erlagen im Elſaß und im September fiel Jülich, der letzte von den Leuten des Erzherzogs in den cleviſchen Landen beſetzte Platz, in die Hände der Unirten. Die beiden evangeliſchen Prätendenten des Herzogthums, Pfalz-Neuburg und Brandenburg, errangen wieder den Beſitz des bisher ſo ſchwer beſtrittenen Erbe. Dieß war aber auch Alles, was geſchah. Zu weiteren Kämpfen kam es nicht, denn die neue Regierung in Frankreich, durch innere Unruhen beſchäftigt, ließ die Plane Heinrich's IV. fallen. Da ſomit kein Oel mehr von Außen zugeſchüttet ward, erloſch das Feuer der Union, ihre Kraft erlahmte, wozu allerdings auch noch andere Gründe mitwirkten.

Es gelang um jene Zeit der Gegenparthei, einige der anſehnlichſten lutheriſchen Fürſten, die bis dahin den Beitritt zur Union verweigert, nicht blos mit dieſem Bündniſſe zu verfeinden, ſondern beinahe auf die katholiſche Seite herüberzulenken. Obgleich Kurſachſen freiwillig ſich von der Union zurückzog, konnte dieſes Haus nicht verſchmerzen, daß der Pfälzer an die Spitze der evangeliſchen Oppoſition trat, und die Rolle übernahm, die ſonſt Sachſen ſpielte. Die alte Eiferſucht zwiſchen beiden Geſchlechtern ſchwoll immer höher, und ſchlau fachten die Häupter der katholiſchen Bewegung die keimende Glut an. Als Köder gebrauchten ſie die Jülich'ſche Frage. Der mehrfach erwähnte Kurfürſt Chriſtian II., der ſich ſelber rühmte [1]), „mit fremden Augen zu ſehen, mit fremden Ohren zu hören," ließ ſich im Sommer 1610 nach Prag verlocken, um vom Kaiſer Rudolph II. einen Antheil an der Jülich'ſchen Beute zu erbitten. Rudolph behandelte den ſächſiſchen Gaſt deſſen Neigungen gemäß. Tokayer floß in Strömen. Höchſt vergnügt über die Prager Bewirthung dankte er beim Abſchied mit den Worten: Ihre kaiſerliche Majeſtät haben mich gar

[1]) Böttiger Geſchichte von Sachſen II, 80.

trefflich gehalten, alſo, daß ich keine Stunde nüchtern geweſen.“ Sein Wunſch in Betreff Jülichs ward wenigſtens anſcheinend erfüllt, Rudolph hatte ihm die Belehnung für Jülich und Cleve ertheilt. Auf dieſe Weiſe bekam Chriſtian II. den Titel eines Landes, deſſen wirklichen Beſitz damals Neuburg und Brandenburg mit den Waffen in der Hand antraten. Dafür war er jetzt tödtlich mit dieſen beiden Mitgliedern der Union verfeindet. Bald näherte ſich der Kurſachſe noch um einen bedeutenden Schritt weiter der katholiſchen Parthei [1]). Auf Zureden der Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln erklärte er ſich bereit, förmlich der Liga beizutreten, die doch zu Ausrottung der Ketzer, zu Wiederherſtellung des alleinſeligmachenden Glaubens gegründet worden. Man wollte ihn ein abgeändertes Formular unterſchreiben laſſen, aus welchem die Worte „zur Vertheidigung der katholiſchen Religion“ wegbleiben ſollten. Dieſer Plan war offenbar eben ſo ſehr gegen den Herzog von Baiern, als gegen die Union ſelbſt gemünzt. Denn wenn ein ſo mächtiger lutheriſcher Fürſt der Liga beitrat, konnte das bisherige Haupt des Bundes Maximilian ſich nicht mehr frei bewegen, noch ehrſüchtige Nebenabſichten, die man ihm zutraute, verfolgen. Es iſt daher in der Ordnung, daß Maximilian ſich ernſtlich der Aufnahme des Kurſachſen widerſetzte. Die Sache unterblieb. Chriſtian II. ſtarb den 23. Juni 1611 in Folge eines Rauſches [2]). Aber ſein Bruder und Nachfolger, Johann Georg, von welchem in vorliegendem Werke vielfach die Rede ſeyn wird, beharrte auf der von dem Vorgänger eingeſchlagenen Bahn; er hielt ſich zum Kaiſerhauſe. Dem Beiſpiele Kurſachſens ahmte der heſſen-darmſtädtiſche Hof, mit erſterem verſchwägert, treulich nach. Was konnte die Union ausrichten, nachdem die mächtigſten Bekenner des Glaubens, zu deſſen Vertheidigung angeblich dieſer Bund geſchloſſen worden, ſich der Gegenparthei angeſchloſſen hatten!

Auch wirkliche Mitglieder fielen ab. Der junge Pfalzgraf von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, einer der zwei Erben von Jülich, bisher ebenſo eifriger Anhänger des Lutherthums als der Union, ſtand 1612 im Begriff die Tochter des Kurfürſten von Brandenburg, ſeines Mitprätendenten zu heirathen, wodurch der Erbſtreit beider Häuſer beigelegt worden wäre [3]). Da gab eines Tags der Kurfürſt über Tiſch, in der Hitze des Weines, ſeinem künftigen Schwiegerſohn eine Ohrfeige. Aus Rache hiefür ließ Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm alsbald ſeine kurbrandenburgiſche Braut im Stiche, und warb um die jüngere Schweſter Maximilian's

[1]) Pfiſter IV, 411. — [2]) Böttiger a. a. O. S. 80. — [3]) Hauptquelle über dieſe Sache Wolf a. a. O. III, 487 flg.

von Baiern. Die ältere war mit dem nachmaligen Kaiſer, damaligen Erzherzoge, Ferdinand II. vermählt. Der junge Pfalzgraf durfte ſich von der Macht dieſer beiden Häuſer überwiegenden Schutz verſprechen. Sein Antrag ward bereitwillig aufgenommen, nur die Religionsverſchiedenheit machte auf beiden Seiten Skrupel. Aber Maximilian's Bekehrungseifer verzweifelte nicht, obgleich die Aufgabe nicht leicht war. Pfalzgraf Wolfgang hatte, nach damaliger Sitte der Fürſten, die Polemik oder die theologiſchen Controverſen trefflich einſtudiert, er las die Bibel 26mal des Jahres durch, und erläuterte alle zur Widerlegung der Gegner dienenden Stellen am Rande ſeines Handeremplars mit rother, grüner, blauer und gelber Dinte. Indeß wollte er ſeiner künftigen Gemahlin freie Ausübung der katholiſchen Religion zugeſtehen. Nun lud man ihn ein, zu einem freundlichen Religionsgeſpräch nach München zu kommen. Es geſchah; bald waren ihm Zweifel beigebracht, ob die Evangeliſchen wohl in Allem Recht hätten. Man empfahl ihm die Schriften des Jeſuiten Caniſius und der Kirchenväter. Allmählig brachte ihn ſein künftiger Schwager Maximilian erſt zum Wanken, dann zum geheimen Uebertritt. Frohlockend berichtete der Jeſuite Buslidius, Maximilian's Beichtvater, dem Pabſt von der trefflichen Eroberung. Nach der Hochzeit bezog Wolfgang Wilhelm mit ſeiner Neuvermählten das gemeinſchaftliche Schloß zu Düſſeldorf, aber ſchnell gerieth er in Streitigkeiten mit der brandenburgiſchen Parthei. Der Kurfürſt verband ſich gegen ihn mit Oranien und den Holländern, und gieng zum Calvinismus über, theils weil die Holländer, ſeine neuen Verbündeten, Calviniſten waren, theils weil dieſer Glaube im Herzogthum Jülich und Cleve ſelbſt viele Anhänger zählte. So hatte baarer Eigennutz wegen Einer Sache zwei entgegengeſetzte Religionswechſel hervorgebracht. Nun erklärte Wolfgang Wilhelm ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche öffentlich. Der alte Pfalzgraf Philipp Ludwig, ſein Vater, wollte den Abfall des Sohnes gar nicht glauben, als er nicht mehr zweifeln konnte, ſtarb er vor Schmerz. Zwiſchen den beiden Häuſern, welche das Herzogthum geerbt, brach förmlicher Krieg aus, in welchen ſich ſogleich fremde Mächte miſchten. Von der einen Seite erſchien der ſpaniſche General Spinola mit Kriegsvolk aus dem ſpaniſchen Flandern und nahm einen Theil des Herzogthums ein. Den andern beſetzte Moritz von Oranien mit ſeinen Holländern. Dieß geſchah im Auguſt 1614. Es ſah aus, als ſollte ſich der niederländiſch-ſpaniſche Krieg mit gefährlicherem Charakter in Teutſchland erneuern. Endlich vermittelte die Union ſammt Frankreich und England einen Frieden. Zu Xanten wurde ein Vergleich geſchloſſen, in Folge deſſen die Kriegsvölker abgedankt, die Lande in zwei Theile zerlegt, dann

verlooſt, die Regierung aber, dem Grundgeſetze des Herzogs gemäß, gemeinſchaftlich geführt werden ſollte. Spanien wollte zwar von dem Vergleiche Nichts wiſſen, allein der Streit erlahmte und wurde endlich von dem Strudel des 30jährigen Kriegs verſchlungen.

So ſtand es mit der Union, aber auch die Liga unterlag demſelben Schickſal früher Altersſchwäche. Maximilian von Baiern war mehr als einmal verſucht, die Stelle eines Bundes-Oberſten niederzulegen. Mehrere Gründe verleideten ihm ſeine Theilnahme an der Liga: erſtens die Eiferſucht der übrigen Mitglieder. Nicht zufrieden, ein zweites Direktorium für Kurmainz errichtet zu haben, gab man dem Teutſchmeiſter Maximilian, einem öſtreichiſchen Prinzen, noch ein drittes. Das Beſtreben, die Leitung der Liga allmählig von Baiern an das Kaiſerhaus zu bringen, lag dabei am Tage. Nicht minder als dieß verdroß den Herzog der außerordentliche Geiz der geiſtlichen Fürſten, aus welchen die Liga größtentheils beſtand. Jene Biſchöfe, jene reichsfreien Aebte wollten ſo wenig als möglich bezahlen. Schon der Beitritt zum Bunde hatte ihnen ſchwere Seufzer ausgepreßt. „Unſere eingeſchmorten Seckhel werden ihre Wunder erfahren," ſchrieb [1]) der Abt von Salem an den von Weingarten, als er ſeinen Beitritt erklärt hatte. Im zweiten Jahre nach Ablauf des Bundes fand es ſich, daß Herzog Maximilian mit 70,000 fl. im Vorſchuſſe war. Als er darauf drang, daß alle Mitglieder ihre rückſtändigen Zahlungen leiſten ſollten, dankten ſie ihm für die bewieſene Großmuth, verlangten aber zugleich, daß er noch größere Summen vorſtrecken möchte [2]). Wer hätte ſo länger Bundes-Oberſt bleiben mögen, um Ausgaben für Andere zu beſtreiten! Hiezu kam noch die allerdings nicht unbegründete Abneigung des öſtreichiſchen Hauſes gegen das kühne Hervortreten des Baiern. Schon Rudolph II. benützte trotz ſeiner Schwäche jede Gelegenheit, dem Haupte der Liga ein Bein zu ſtellen. Rudolph's Nachfolger verſuchte ſodann, Union und Liga ganz aufzulöſen, und an ihrer Stelle wieder eine kaiſerliche Parthei zu bilden. Die Zeiten Maximilian's waren noch nicht gekommen. Seine Rolle begann erſt, nachdem den Kaiſerthron ein Fürſt beſtiegen, der in Bezug auf die katholiſchen Intereſſen denſelben Grundſätzen, wie Max, huldigte, eine Richtung mit ihm verfolgte, zugleich aber dem Baier die Leitung der Liga ausſchließlich überließ. Gleichwohl dauerten Union und Liga fort, obwohl ſchläfrig, baufällig. Von 1610—1618 ſchleppten ſich beide Bündniſſe durch die Kraft eigener Schwere hin. Wir müſſen jetzt das öſtliche Teutſchland in's Auge faſſen.

---

[1]) Pfiſter a. a. O. IV, 408. — [2]) Derſelbe S. 413.

Während die eben beſchriebenen Bewegungen im teutſchen Reiche beinahe ohne Theilnahme des Kaiſers vor ſich giengen, herrſchte in den öſterreichiſchen Erblanden gränzenloſe Verwirrung, weil hier Bruderzwiſt im Bunde mit der früher berührten Meuterei des Adels, welche die Maske der Religion vornahm, die Grundpfeiler des Staatsverbands untergrub. Menſchen-ſcheu von Natur, und überdieß ſich bewußt, daß er ſeine Pflicht als Haupt des Reichs wie der habsburg'ſchen Dynaſtie ſchlecht erfülle, hegte Rudolph II. tiefes Mißtrauen gegen ſeinen jüngeren Bruder Matthias, den er zum Statthalter in Ungarn und Oeſterreich eingeſetzt. Rudolph's Argwohn gegen Matthias war keineswegs grundlos. Der Kaiſer hatte keine geſetzlichen Kinder, und da er von Jugend auf eine entſchiedene Abneigung wider den jüngeren Bruder fühlte, ſo glaubte man, daß Rudolph auf den Fall ſeines Todes, einem Neffen, dem Erzherzog Ferdinand von der Gräzer Linie, das öſterreichiſche Erbe zuwenden werde. Um ſich nun die bedrohte Nachfolge zu ſichern, machte Matthias bei Lebzeiten des Erblaſſers geheime Umtriebe. Er verband ſich vorerſt mit der ſtreng katholiſchen Parthei, die mit Rudolph unzufrieden war, weil ſie ihm ſchuld gab, zu nachſichtig gegen die Proteſtanten zu ſeyn. Der lang verhaltene Groll der Brüder kam zum Ausbruch aus Anlaß der oben erwähnten Empörung des ungariſchen Edelmanns Botskai. Als 1605 die Nachricht von dieſem Unglück in Prag einlief, zu einer Zeit, wo daſelbſt die Peſt wüthete, und ſogar das nöthige Geld zu Verſorgung der kaiſerlichen Küche fehlte, gerieth Rudolph in ſolche Verzweiflung, daß er ſich gar nicht mehr ſehen ließ und Spuren von Wahnſinn zeigte. [1]) Voll Mißtrauen gegen Matthias, wollte er Anfangs Alles, Kaiſerkrone und Erbländer, im Stiche laſſen, und nach München flüchten. Nur mit großer Mühe ließ er ſich zuletzt bewegen, durch Vermittlung ſeines Bruders mit Botskai Frieden und mit den Türken einen dreijährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Kaum waren jedoch dieſe Verträge vermittelt, als Kaiſer Rudolph ſeine Beſtätigung verweigerte; er fand ſein kaiſerliches Anſehen gekränkt, lieber wollte er Ungarn ganz den Türken preisgeben, als ihre Eingriffe gut heißen, die Kaiſerkrone dachte er dem Erzherzog Ferdinand zu überlaſſen. Nun berief Matthias ſeine Verwandte zu einer Verſammlung, in welcher dem Kaiſer Rudolph das Seniorat des Hauſes abgeſprochen wurde, „weil es leider zu offenbar wäre, daß ſeine kaiſerliche Majeſtät wegen ihrer ſich öfters erzeigenden, gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung der Königreiche des Hauſes nicht tauglich ſey.“ Als der Nächſtälteſte ſollte Matthias das Protektorat der Familie über-

[1]) Wolf a. a. O. II, 119 flg.

nehmen. Schon war auch im Reiche die Rede von der Wahl eines neuen Kaiſers. Dagegen fuhr Rudolph fort, Maaßregeln zu treffen, welche darauf berechnet waren, ſeinem Neffen Ferdinand die Nachfolge zu verſchaffen. Aus Rache dafür warf ſich nun Matthias den Proteſtanten Ungarns und Oeſterreichs, die er bisher verfolgt, in die Arme. Auf einem ungariſchen Reichstage zu Preßburg beſtätigte er im Februar 1608 alle Freiheiten der Proteſtanten und errichtete ſogar ein Bündniß der öſterreichiſchen und ungariſchen Stände, dann gieng er nach Wien, um dort die Abſetzung Rudolph's zu betreiben. Als der Kaiſer durch einen aufgefangenen Brief von dieſem Vorhaben ſeines Bruders Nachricht erhielt, gerieth er in Furcht, und ſuchte Unterhandlungen anzuknüpfen. Allein ſtatt auf die Vorſchläge einzugehen, ſammelte Matthias ein öſterreichiſches Heer und rückte mit demſelben in Böhmen ein, überall die Entthronung Rudolph's verkündend. Nur durch ungeheure Opfer konnte ſich der Kaiſer retten. Er mußte im Juni 1608 folgenden Vertrag unterſchreiben: „Der Kaiſer tritt Ungarn und Oeſterreich an Matthias ab, wogegen dieſer die kaiſerlichen Schulden übernimmt und auf ſeinen Antheil an Tyrol und den Vorlanden verzichtet. Deßgleichen überträgt der Kaiſer ſeinem Bruder die Verwaltung von Mähren und den Titel eines deſignirten Königs von Böhmen.“ Dieſe günſtigen Erfolge verdankte Matthias einzig und allein dem Beiſtand der öſterreichiſchen Stände. Nun verlangten aber dieſe den ſchuldigen Dank für ihre Mühe, d. h. vollkommene Herſtellung der Religionsfreiheit, wie ſie unter Maximilian II. beſtanden. Matthias hoffte Anfangs ſeine bisherigen Helfer durch eitle Verſprechungen hinzuhalten, und forderte einſtweilen als wirklicher Landesherr den Huldigungseid, das Uebrige werde ſich finden. Sogleich griffen die Stände zu den Waffen wider ihn, riefen überdieß die teutſche Union und die Ungarn, kraft der Conföderationsakte, welche Matthias ſelbſt abgeſchloſſen, zur Hülfe herbei. Die Reihe des Nachgebens war jetzt an Matthias. Nichts Anderes blieb ihm übrig als die verhaßte Bewilligung zu gewähren; in einer ſogenannten Kapitulationsreſolution wurde den Oeſterreichern der volle Umfang aller religiöſen Freiheiten, die ſie unter Maximilian II. genoſſen, zurückgegeben.

Ebenſo gieng es in Böhmen. Bei der erſten Bedrängniß, in welche er durch den Anzug des Matthias gerieth, hatte Rudolph einen Landtag nach Prag berufen, den dringendſten Beſchwerden ſogleich abgeholfen, und die Religionsfreiheit auf einer der nächſten Verſammlungen vorzunehmen verſprochen, wogegen die Böhmen ein beträchtliches Heer zu ſeinem Schutze gegen Matthias aufſtellten. Als aber Rudolph, nachdem die ärgſte Noth vorüber war, die Erfüllung ſeines Verſprechens vergaß und

allerlei Ausflüchte vorbrachte, gerieth das ganze Volk in Bewegung; die proteſtantiſchen Herrn von Adel erklärten, ſie wollen dem Kaiſer wie dem Lande zum Beſten ein eigenes Defenſionswerk errichten, damit Rudolph durch ſeine ſchlechten Rathgeber nicht auch noch die letzte Krone verliere. Ungeachtet der Einreden des Kaiſers, ſchritten ſie unter Anführung des Grafen Matthias v. Thurn, deſſelben der im dreißigjährigen Krieg eine ſo wichtige Rolle ſpielte, ſogleich zum Werk, beſtellten 30 Barone zu Landoberſten und verbanden ſich mit den Schleſiern zur Vertheidigung des Glaubens. Jetzt bewilligte Rudolph alle Forderungen; die Proteſtanten erhielten freie Religionsübung, ein eigenes Conſiſtorium ſammt der Prager Univerſität und die Erlaubniß neue Kirchen und Schulen nach Bedürfniß anzulegen. Majeſtätsbrief heißt dieſe wichtige Urkunde, [1]) die magna charta Böhmens. Eine ähnliche ward den Schleſiern ausgeſtellt. So hatten die Böhmen und Oeſterreicher mit Einem Schlage erhalten, um was die teutſchen Reichsſtände viele Jahre gekämpft. Doch war die Eroberung zu ſchnell, um dauernd zu ſeyn. Der Majeſtätsbrief iſt datirt vom $^1/_{11}$. Juli 1609. Den Tag zuvor hatte Maximilian von Baiern die heilige Liga in München gegründet.

Nachdem Rudolph nun auch von Seiten ſeiner Unterthanen eine ſolche Demüthigung erfahren, wurde ſein Haß gegen Matthias noch giftiger. Er ſuchte jetzt eine Stütze an dem Erzherzoge Leopold, Biſchof von Straßburg und Paſſau, demſelben, der auf des Kaiſers Gebot die Jülichſchen Lande unter Sequeſter nahm. Für Rechnung Rudolph's warb Leopold in ſeinem Stifte Paſſau 16.000 Mann Soldaten. Der Vorwand war, mit dieſem Volk das Heer der Liga zu verſtärken; allein die wahre Abſicht gieng dahin, in Böhmen einzufallen, die neuen Freiheiten des Landes zu unterdrücken, und dann Matthias aus den Erblanden zu verjagen. Zum Lohn für ſeine Verdienſte um den Kaiſer, ſollte Leopold die Nachfolge in Böhmen bekommen. So geheim dieſer Plan gehalten wurde, ſchöpfte Matthias Verdacht, und rüſtete ebenfalls. Ueberdieß knüpfte er Unterhandlungen mit den unirten Fürſten an, und es ſchien, als ſollte vollends auch das Kaiſerhaus in den Gegenſatz der beiden Bündniſſe des Reichs hineingeriſſen werden. Doch vermittelte für den Augenblick ein Fürſtenkonvent, der im Sommer 1610 zu Prag verſammelt war, erheuchelte Verſöhnung (den 15. Septbr.). Man kam überein, daß Matthias dem Kaiſer die bisherigen Beleidigungen abbitten, und verſprechen ſollte, Nichts mehr gegen ihn zu unternehmen, in die Reichsſachen ſich nicht zu miſchen, in den erbländiſchen Angelegenheiten ohne Rudolph's

[1]) Der Text abgedruckt bei Khevenhiller, annales VII, 185 flg.

Vorwiſſen Nichts zu thun. Im Uebrigen ſollte es bei dem früheren Vertrage bleiben; beide verhießen ſich brüderliche Achtung und Beiſtand, außerdem Abdankung des angeworbenen Kriegsvolks zu beſtimmter Zeit. Unter dieſen ſchönen Worten verbarg jeder der Brüder die Abſicht den andern zu überliſten. Als Matthias darauf drang, daß Rudolph das paſſauiſche Volk abdanke, ſetzte dieſer ſein kaiſerliches Wort zum Pfande, und gab öffentlich den Befehl, daß die Soldaten aus einander gehen ſollten. Aber die Regimenter blieben beiſammen, „weil ſie den rückſtändigen Sold noch nicht erhalten hätten." Nachdem ſie im Paſſauiſchen Alles aufgezehrt, nahmen ſie eigenmächtig Quartier in Oberöſterreich. Niemand wußte was dieß bedeute. Matthias klagte über Treubruch, korreſpondirte mit den Mitgliedern der Union und machte Gegenrüſtungen. Rudolph trieb die Komödie noch weiter. Er ließ ſich durch den Herzog von Braunſchweig ein Gutachten darüber ausſtellen [1]), was doch wegen des verzweifelten Handels mit den ungehorſamen Soldaten aus Paſſau zu thun ſey? Während der Herzog, um dem Kaiſer zu genügen, ſich in den Irrgängen der juridiſchen Caſuiſtik ergeht, bricht jenes Kriegsvolk, 16,000 Mann ſtark, plötzlich in Böhmen ein. Noch einmal gebot Rudolph, auf das Verlangen der böhmiſchen Stände, den Soldaten ſich zurückzuziehen und den Sold zu erwarten; aber nun läßt ihr Feldoberſter Ramée die Maske fallen, und erklärt, er ſey mit ſeinen Leuten zum Schutze des Kaiſers erſchienen. Zu gleicher Zeit ſtellte ſich der Erzherzog Leopold an ihre Spitze und beſetzte die kleine Seite von Prag. Da nun die geheimen Abſichten Rudolph's offen lagen, waffneten die böhmiſchen Stände und riefen Matthias ins Land. Rudolph, durch dieſe Rüſtungen kleinmüthig geworden, hatte nun auf einmal Geld; die Truppen wurden bezahlt, und nach Budweis geſchickt, wo ſie eine feſte Stellung einnahmen; Erzherzog Leopold entwich, voll Unwillen über die Charakterloſigkeit des Kaiſers, in ſein Stift Paſſau. Indeſſen war Matthias mit überlegener Heeresmacht in Böhmen eingebrochen. Rudolph, von den Böhmen in ſeiner eigenen Burg belagert, hatte die Schwäche, ſeinen Bruder zu ſich einzuladen. Matthias würdigte ihn keiner Antwort. Nach ſeinem feierlichen Einzug in die Altſtadt, unterhandelte er mit den Ständen, welche ihren bisherigen König wegen ſeines Alters und ſeiner Schwachheiten zu entſetzen gelobten. Der unglückliche Rudolph, von Alter und Gram gebeugt, erlebte $^{13}/_{23}$. Mai 1611 die Schande, der letzten von ſeinen Erbkronen ſelbſt entſagen zu müſſen. Wüthend zerſtampfte er die Feder auf der Abdankungs-Urkunde, und warf ſeinen Hut auf die Erde [2]).

---

[1]) Pfiſter IV, 416. Wolf III, 230 flg. — [2]) Wolf III, 253.

Die verſammelten Ständen riefen hierauf Matthias als erwählten König von Böhmen aus. An dem Altar der Hauptkirche, die Hände aufs Evangelienbuch gelegt, beſchwor Matthias den Majeſtätsbrief, und gelobte „die Böhmen, Schleſier und Lauſitzer bei ihren Ordnungen, Gerechtſamen, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Rechten, auch allen ihren guten und löblichen Gewohnheiten zu erhalten.“ Ende Mai 1611 wurde er gekrönt. Nachdem er dem Kaiſer einen Jahrsgehalt ſammt etlichen Herrſchaften ausgeſetzt, begab ſich Matthias nach Wien zurück. Von allen ſeinen Kronen beſaß jetzt Rudolph II. nur noch die kaiſerliche, zwar die glänzendſte vor den Augen der Menſchen, aber auch die kraftloſeſte, ſobald ihr keine Hausmacht mehr zur Unterlage diente. Wo ſollte er Hülfe finden? Schon einige Jahre zuvor hatte er wegen „der unerſchwinglichen Schuldenlaſt,“ die ihm die erbländiſchen Händel auf den Nacken geladen, bei einzelnen Reichsſtänden um Vorausbezahlung der Römermonate, „um mitleidige, gutherzige Handreichung“ gebettelt, indem er die Hoffnung ausſprach, man werde ihn als einen „verlebten Regenten“ in ſeiner Bedrängniß nicht verlaſſen [1]). Jetzt wandte er ſich in ſeiner verzweifelten Lage gar an die Union [2]), die er ſonſt nie anerkannt hatte, und zwar merkwürdiger Weiſe gerade als die verbündeten Fürſten einen Tag zu Rotenburg an der Tauber hielten, um zum Schutze des Matthias bei der Hand zu ſeyn, wenn er etwa durch Erzherzog Leopold aus Böhmen verdrängt worden wäre. Zwei Kommiſſarien Rudolph's erſchienen zu Rotenburg, Hülfe ſuchend. Allein die Fürſten verlangten ſogleich Abſtellung der vielen Beſchwerden, auch möchte der Kaiſer auf die Wahl eines römiſchen Königs Bedacht nehmen. Mit dieſem Beſcheid zogen die Kommiſſäre ab. Gleich nach ihnen kam eine entgegengeſetzte Geſandtſchaft des neuen Königs von Böhmen, um über die Prager Vorfälle zu berichten. Mit großem Beifall nahm man die Nachrichten auf, und ſprach den Wunſch aus, daß Matthias auf die kaiſerlichen Räthe ein wachſames Auge haben möchte. So wurde Rudolph auch auf dieſer Seite verrathen. Immer dringender ſetzte man ihm zu, die Wahl eines römiſchen Königs einzuleiten. Da Rudolph wohl wußte, daß dieſer Schritt nur zu Gunſten ſeines unnatürlichen Bruders Matthias gefordert werde, widerſträubte er hartnäckig, allein er mußte zuletzt dem allgemeinen Verlangen nachgeben. Im November 1611 traf von Seiten der Kurfürſten eine Geſandtſchaft in Prag ein, welche jenes Geſuch erneuerte. Unter einem Thronhimmel ſtehend, die Linke auf den Tiſch geſtützt, empfieng Rudolph die Abgeordneten der hohen Ariſtokratie. Während ihrer Anrede ſanken ihm die Kniee,

[1]) Pfiſter IV, 418. — [2]) Senckenberg neuere Reichsgeſchichte II, 411 flg.

er mußte ſich ſetzen. Nachher ſagte er [1]) zum Herzoge von Braunſchweig: „Diejenigen, welche mir in meinen jüngſten Nöthen keine Hülfe geleiſtet, und nicht einmal ein Roß ſattelten zu meinem Dienſt, haben jetzt eine Art von Leichenpredigt über mir gehalten. Ohne Zweifel ſind ſie in dem Rathe unſeres Herrgotts geſeſſen, und wiſſen zum Voraus, daß ich in dieſem Jahr noch ſterben werde, weil ſie ſogar ſtark auf einen Nachfolger im römiſchen Reiche dringen.“ Rudolph glaubte nicht anders, als daß man ihm auch noch die Kaiſerkrone nehmen werde. Nachdem ihn der Herzog von Braunſchweig mit Mühe beruhigt, erklärte er den Geſandten, die Wahl eines römiſchen Königs [2]) nicht hindern zu wollen, nur dürfe ſeinen kaiſerlichen Rechten Nichts entzogen werden. Die Kurfürſten warteten jedoch nicht mehr, bis der Kaiſer den verlangten Reichstag veranſtaltete, ſondern ſchrieben auf eigene Fauſt eine römiſche Königswahl aus. Indeß wurde Rudolph durch den Tod weiteren Demüthigungen entzogen. Den 10. Jan. 1612 ſtarb er unerwartet ſchnell an den Folgen eines Geſchwürs.

So war dennoch ein Zwiſchenreich eingetreten, das fünf Monate dauerte. Matthias fand größere Schwierigkeit zum Kaiſer gewählt zu werden, als ihm die Wahl zum römiſchen Könige gekoſtet haben würde. Frankreich, auf die Pläne Heinrich's zurückkommend, Kurpfalz, andere Unirte, auch der Erzbiſchof von Cöln, waren für die Erhebung des Herzogs von Baiern thätig. Aber dieſer verließ München nicht, noch zeigte er Luſt die Krone anzunehmen [3]). Herzog Max hat bei dieſer Gelegenheit unſeres Bedünkens auf glänzende Weiſe ſeine politiſche Fähigkeit bewieſen. Wenn er als Bewerber auftrat und den Sieg errang, wären die Häuſer Habsburg und Wittelsbach tödtlich verfeindet und dadurch die katholiſche Parthei, an deren Spitze bisher Max ſtand, gänzlich zerrüttet worden. Nur mit einem öſterreichiſchen Kaiſer im Bunde konnte er die Pläne durchführen, an denen er ſeit Jahren arbeitete. Andere Vorſchläge wurden nun gemacht. Mainz und Trier warfen ihre Augen auf den Erzherzog Albrecht, Statthalter in den ſpaniſchen Niederlanden. Von den Proteſtanten waren Pfalz und Sachſen geneigt den Teutſchmeiſter Erzherzog Maximilian, der für ſeinen Bruder Matthias warb, zu begünſtigen. Maximilian verzichtete indeß zu Gunſten des Bruders, ebenſo Albrecht. Nun vereinigten ſich die Stimmen der geiſtlichen Kurfürſten für Matthias. Aber noch ſtanden die drei weltlichen entgegen. Ohne Matthias von der Wahl verdrängen zu wollen, hatten ſie die Abſicht, ihm eine für die

---

[1]) Wolf a. a. O. III, 265 flg. — [2]) So hieß man in jener Epoche des heiligen römiſchen Reichs den Nachfolger des Kaiſers, der gewöhnlich während den Lebzeiten des letztern gewählt wurde, damit kein Zwiſchenreich entſtehe. — [3]) Wolf III, 281 flg.

Proteſtanten möglichſt günſtige Kapitulation abzupreſſen. Namentlich ſollte der Reichshofrath, ein Tribunal mit deſſen Hülfe der Kaiſer allein noch die Ariſtokratie des Reichs ein wenig unter dem Daumen halten und einen Schatten des alten Einfluſſes ausüben konnte, der alleinigen Leitung des Wiener Hofes entzogen und zur Hälfte mit lutheriſchen Räthen beſetzt werden. Zuletzt ließ ſich der neue Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg, herüberbringen, und Matthias wurde mit einer leidlichen Kapitulation zum teutſchen Kaiſer gewählt, den $\frac{\text{31. Mai}}{\text{10. Juni}}$ 1612.

So viel Thätigkeit Matthias als Erzherzog gegen ſeinen Bruder Rudolph entwickelt hatte, ſo wenig zeigte er ſich jetzt der Aufgabe gewachſen, das größtentheils durch ſeine Schuld zerrüttete Anſehen der Kaiſerkrone wieder zu heben. Zwar ſuchte er die beiden konſtituirten Partheien, die Union und Liga, aufzulöſen; allein es blieb beim Wollen, ſeine Edikte, welche die Niederſchlagung der Union und Liga ausſprachen, wurden von beiden Theilen verhöhnt. Dabei lebte Matthias außerordentlich ſchnell, die Leidenſchaft für Weiber machte ihn vor der Zeit zum Greiſen. Er hatte keine legitimen Erben, ebenſowenig die übrigen Söhne Maximilian's II., ſeine Brüder. Die Erhaltung des Habsburgiſchen Hauſes beruhte allein auf dem Erzherzog Ferdinand von der ſteiermärkiſchen Linie, einem Bruderſohne Maximilian's II. Wenn nicht bei Zeiten für die Nachfolge dieſes Prinzen geſorgt wurde, war die Zukunft Oeſterreichs ſchwer bedroht. Alle Verwandte des Hauſes vereinigten ſich daher, Ferdinanden die Nachfolge zu ſichern.

Dieſer Ferdinand war den 9. Juli 1578 zu Gräz in Steiermark geboren [1]). Er hatte den jüngſten Bruder Kaiſers Maximilian II., Erzherzog Karl von Steiermark Kärnthen und Krain zum Vater, zur Mutter die Prinzeſſin Maria von Baiern. Da er den Vater ſchon im zwölften Jahre verlor, ſo übergab ihn die Mutter der Aufſicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, unter deſſen Augen er auf der Akademie zu Ingolſtadt durch Jeſuiten erzogen wurde. Sein Oheim war ſelbſt ſo bigott, daß er ſpäter aus Andacht die Regierung ſeiner Lande niederlegte. Was unter einem ſolchen Aufſeher und ſolchen Lehrern aus dem jungen Zöglinge werden mußte, iſt leicht zu ſehen! Die natürlichen Anlagen des Prinzen kamen überdieß den Abſichten ſeiner Erzieher entgegen. Ferdinand beſaß einen Charakter, der, ohne ſelbſtſtändig zu ſeyn, mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit die einmal eingepflanzten Grundſätze feſthielt. Selbſt die politiſchen Verhältniſſe, die der Prinz vor Augen

---

1) Pfiſter IV, 382 flg. Wolf I, 93 flg. Ranke Fürſten und Völker III, 403 flg. C. M. v. Aretin Geſchichte Maximilian's von Baiern I, 372 flg.

hatte, mußten ihn von der Wahrheit der durch die Jeſuiten vorgetragenen Lehren überzeugen: hier die Blüthe Baierns unter dem unerbittlichen Religionseifer ſeiner Beherrſcher, dort die Verwirrung Oeſterreichs in Folge der Zugeſtändniſſe, welche Maximilian und ſeine Söhne der neuen Lehre gemacht. Die Wahl zwiſchen dieſen beiden Muſtern war nicht ſchwer zu treffen!

In Ingolſtadt wurde in die jugendliche Seele Ferdinand's der Saame ausgeſtreut, welcher im 30jährigen Kriege aufgieng. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt verließ er Baiern, um die Regierung ſeiner Erblande zu übernehmen. Indem er ſich zuvor mit der Schweſter des Herzogs Maximilian verlobte, war er jetzt nicht mehr blos durch ſeine Erziehung, ſondern auch durch Bande des Bluts an die Politik Baierns gefeſſelt. Sein Vater hatte den Ständen von Steiermark dieſelben Religionsfreiheiten ertheilt, welche einſt Kaiſer Maximilian dem Erzherzogthum Oeſterreich zugeſtand. Ferdinand war entſchloſſen, dieſe Freiheiten nicht mehr zu dulden. Als die Stände vor Ablegung des Huldigungseides verlangten, daß ihr neuer Fürſt zuvor die religiöſen Rechte des Landes beſtätigen möchte, erhielten ſie zur Antwort, die Religionsfreiheit habe mit der Huldigung Nichts zu thun. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert und auch wirklich ſo geleiſtet. Doch waren ſeine Plane noch nicht reif. Ferdinand mußte ſich erſt der Zuſtimmung des Kaiſers, ſeines Oheims, verſichern. Im Jahre 1597 legte er Rudolph II. in Prag den Plan zu einer Gegenreformation vor. Die kaiſerlichen Räthe ſtellten das Gutachten, daß Ferdinand volles Recht dazu habe, auch in ſeinem Gewiſſen dazu verbunden ſey. Die einzige Bedenklichkeit blieb übrig, ob er auch die Macht haben würde, den Plan auszuführen. Wenn derſelbe wegen der Duldungsakte, welche Ferdinand's Vater dem ſteieriſchen Herrn- und Ritterſtande verliehen, ungeſetzlich ſchien, ſo entgieng man dieſem Skrupel durch die jeſuitiſche Spitzfindigkeit, daß jene Bewilligung nur perſönlich geweſen, und folglich mit dem Tode des Verleihers erloſchen ſey. War aber dieſer Grundſatz einmal als gültig angenommen, ſo gab die bewährte Regel des Augsburger Friedens cujus regio, ejus religio, dem neuen Erzherzog volle Gewalt, in ſeinen Erblanden mit dem Glauben ſeiner Unterthanen zu ſchalten, wie er wollte. Die proteſtantiſchen Fürſten hatten es ja eben ſo gemacht, nur ſollte dießmal jener Grundſatz wider die Reformation gekehrt werden. Doch wollte der Prinz, der die Schwierigkeiten ſeines Unternehmens einſah, ſich zuvor des päbſtlichen Segens verſichern. Er machte daher eine Reiſe nach Rom zu Clemens VIII., mit dem er ſich eines Weitern beſprach. Auf dem Rückwege ſchwor er in dem Gotteshauſe zu Loretto, vor dem Altare der heiligen Jungfrau Maria, die er von nun an „ſeine

Generaliſſima" nannte, den Ketzern unverſöhnlichen Haß. Wieder nach Grätz zurückgekommen, fand er bald Anlaß, Hand ans Werk zu legen. Bericht war eingelaufen, daß etliche evangeliſche Prediger des Pabſtes geſpottet hätten. Sofort erklärte Ferdinand den Frieden für gebrochen, die Privilegien des Landes für verwirkt, und befahl, daß alle beharrlichen Proteſtanten das Land räumen ſollten. Gegenvorſtellungen der Stände bewirkten nur Schärfung des Auswanderungsgebotes. Bei Todesſtrafe ward den Ketzern befohlen, vor Sonnenuntergang Grätz und Judenburg, innerhalb acht Tagen das Erzherzogthum zu meiden. Abgeſandte, welche die Stände mit Klagen an den Kaiſer ſchickten, wurden in Prag auf Rudolph's Befehl gefoltert und in Kerker geworfen. In Steiermark ſelbſt ließ Ferdinand die neuerbauten evangeliſchen Kirchen niederreißen, die Bürger, welche ſich verſammeln wollten, mit Waffengewalt auseinandertreiben. Mit unerbittlicher Conſequenz ſetzte Ferdinand, als ächter Zögling der Jeſuiten, ſeinen Plan durch. In wenigen Jahren war eine Stadt nach der andern dem alten Glauben zurückgegeben, und das ſchwierige Werk, zum Erſtaunen Aller vollendet.

Einen ſolchen Charakter hatte bisher der Prinz entwickelt, dem jetzt die Nachfolge in den Habsburg'ſchen Landen wie im Reiche zugewendet werden ſollte. Ferdinand ragt, wie ſein Schwager Maximilian von Baiern, weit über den großen Haufen der übrigen teutſchen Fürſten von damals hervor. Eine kräftige Seele wohnte in dieſem Herrſcher, und ſeine Feſtigkeit ſticht glänzend ab gegen die Schwäche, welche die Kurfürſten von der Pfalz, von Brandenburg, von Sachſen, und ſo viele andere Mitglieder der teutſchen Ariſtokratie bewieſen. Aber beharrlich, und mit einem nicht alltäglichen Verſtande begabt, entweihte er dieſe Tugenden durch den Fehler der Bigotterie und blinder Hingebung an die Prieſter. Ferdinand nannte ſich ſelbſt „den Sohn der Jeſuiten", und ſein Beichtvater, der allmächtige Jeſuite Lämmermann[1]) rühmt ihm nach: „wenn dem Kaiſer ein Prieſter und ein Engel begegneten, würde er Jenem zuerſt ſeinen Bückling machen." Wie ſchwer hat Ferdinand zuletzt für dieſe Neigung gebüßt!

Die Parthei des Prinzen wollte gleich Anfangs die römiſche Königswahl auf ihn lenken. Allein die Sache verzog ſich, theils weil der Günſtling und bevorzugte Rathgeber des Kaiſers Matthias, Cardinal Cleſel, insgeheim dem Erzherzoge entgegenarbeitete, theils weil die Reichsſtände zauderten. Man begnügte ſich daher, ihm vorerſt die Nachfolge in den Erblanden zu ſichern, da die Kaiſerkrone gewiß ſchien, ſobald einmal das

---

[1]) So ſchreibt Khevenhiller den Namen Annal. XI, 1125, ſonſt nennt er ihn auch mit ſpaniſcher Endung Lamermani ebendaſ. S. 595.

Erbe Habsburgs in den Händen Ferdinand's vereinigt war. Allein auch dieß hatte Schwierigkeiten. Vor Allem mußten die nächſten Verwandten des Kaiſers Matthias auf ihr Erbfolge-Recht verzichten. Die Erzherzoge Albrecht und Maximilian thaten dieß; ebenſo Philipp III. von Spanien, der, als Enkel Kaiſer Maximilian's II. durch ſeine Mutter Anna, ein Wort mitzuſprechen hatte. Doch bedang er ſich nach dem Erlöſchen des öſterreichiſchen Mannſtammes die Erbfolge für ſeine männliche Linie, und Ferdinand mußte ihm noch insbeſondere nach dem Tode des Matthias die Abtretung der öſterreichiſchen Vorlande verſprechen, was jedoch ſpäter zurückgenommen wurde. Die ebenbeſchriebene Maaßregel war von größter Wichtigkeit. Seit den Tagen Ferdinand's I. herrſchte in Oeſterreich dieſelbe gefährliche Gewohnheit wie in Schweden, daß der regierende Herr einzelne Provinzen als Erblehen an die nachgebornen Söhne vergab. Durch die neue Erbfolge-Ordnung wurde dieſer Mißbrauch abgeſchafft, die Einheit des Staats für die Zukunft geſichert. Die Jeſuiten, welche ſeit Jahren daran gearbeitet, die Einwilligung der verſchiedenen Mitglieder des habsburgiſchen Geſammthauſes zu erlangen, erwarben ſich dadurch ein großes Verdienſt um Ferdinand II. und Oeſterreich. Nunmehr huldigten der Reihe nach Oeſterreich, Schleſien, Ungarn dem Erzherzog Ferdinand, als deſignirtem Nachfolger des Matthias. Die böhmiſchen Stände hatten Anfangs Bedenklichkeiten gegen das Anſinnen, ihm unter gleichen Bedingungen zu huldigen. Die Vorgänge in Steiermark ſchreckten ſie, ſie machten alſo Miene ihre Wahlfreiheit zu wahren, aber die feierlichen Verſprechungen Ferdinand's bewogen ſie zuletzt nachzugeben. Am Hochaltare des Prager Domes, vor den verſammelten Ständen des Königreichs, beſchwor Ferdinand den $^{19}/_{29}$. Juni 1617, die Hand aufs Evangelium gelegt, den Majeſtätsbrief mit folgendem [1]) Eide: „Wir ſchwören zu Gott, der Mutter des Herrn und allen Heiligen auf dieſes Evangelium, daß Wir die Herrn, Ritterſchaft, Adel, Prag auch andere Städte und alle Gemeinden des Königreichs Böhmen wollen und ſollen bei ihren Ordnungen, Rechten, Privilegien, Satzungen, Freiheiten und Gerechtigkeiten, auch allen guten alten löblichen Gewohnheiten erhalten, und von dieſem Königreich Böhmen Nichts entfremden oder verſetzen, ſondern daſſelbe nach unſerem Vermögen erweitern und mehren, und Alles das thun; was zum Nutzen und zur Ehre dieſes Königreichs Böhmen gereicht. Dazu helfe uns Gott und alle Heiligen!“

Auf dieſen Eid hin wurde ſofort Ferdinand als deſignirter König

[1]) Khevenhiller VIII, 1122 flg.

von Böhmen gekrönt. Vor der Wahl hatte er verſprechen müſſen, daß er, ſo lange Matthias lebe, ſich nicht in die Regierung der kaiſerlichen Lande miſchen werde. Ferdinand kehrte deßhalb bald nach Grätz, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte heim; aber nicht ohne in Böhmen tiefe Spuren geheimer Wirkſamkeit zurückzulaſſen. Unter dem 4. Okt. 1617 (n. St.) entzog der Kaiſer dem Grafen Matthias von Thurn, welcher während der Unruhen zu Rudolph's II. Zeiten eine ſo wichtige Rolle geſpielt und viel zur Eroberung des Majeſtätsbriefs beigetragen hatte, die Burggrafenſtelle von Carlſtein [1]), in welcher Eigenſchaft Thurn die Kleinodien des Reichs, namentlich den Majeſtätsbrief, aufzubewahren hatte. Nicht lange nachher, im Dezember, bei rauheſter Witterung verließ Matthias unter nichtigen Vorwänden die Stadt Prag, um nach Wien überzuſiedeln. Bei ſeiner Abreiſe ſetzte er eine aus zehn Mitgliedern, ſieben Katholiken und drei Proteſtanten, beſtehende Statthalterſchaft ein. Von den ſieben Katholiken waren zwei, Martiniz und Slawata, aus Gründen, die wir weiter unten mittheilen werden, bei den evangeliſchen Böhmen aufs Aeußerſte verhaßt. Zu gleicher Zeit unterhandelte der Wiener Hof mit dem Madrider wegen Uebernahme eines Heeres, das bisher der Krone Spanien in Italien gedient hatte, und durch den Friedensſchluß zu Pavia vom 9. Okt. 1617 verfügbar geworden war. Man kann unmöglich zweifeln, daß dieſe verſchiedenen Maaßregeln in einem geheimen Zuſammenhange ſtehen. Von ſelbſt bietet ſich folgende Erklärung dar [2]): Matthias ſollte aus Böhmen entfernt werden, weil man ſeiner Schwäche mißtraute, weiter war der Plan, die Böhmen durch die Abſetzung Thurn's, durch Aufſtellung verhaßter Statthalter, durch die Furcht vor Eingriffen in die Freiheiten des Landes, deren Möglichkeit man durchblicken ließ, zur Empörung zu reizen. Auf den Fall, daß dieß geſchah, wollte man die ſpaniſchen Soldaten zur Hand haben [3]), denn man hoffte mit ihrer Hülfe die Empörer zu erdrücken, die läſtigen Privilegien des Landes abzuſchaffen. Kurz, es handelte ſich um nichts Geringeres, als die Gegenreformation, die in Steiermark ſo glücklich gelungen, auch in Böhmen durchzuführen. Dieſer Entwurf kann nun nicht von Kaiſer Matthias und ſeinen Rathgebern ausgegangen ſeyn, denn die geheimen Urheber legten ja Mißtrauen gegen ihn an den Tag, ſondern man muß an Ferdinand und ſeine Jeſuiten denken. Verhält ſich aber die Sache wirklich ſo, dann folgt nicht nur, daß Ferdinand vor ſeiner Abreiſe aus Prag ſich in die Angelegenheiten dortiger Regierung

[1]) Senkenberg, neuere Reichsgeſchichte III, 147. — [2]) Man ſehe Senkenberg a. a. O. S. 149. — [3]) Khevenhiller gibt (annales IX, 5.) ziemlich unverholen zu verſtehen, daß dieß die wahre Abſicht des Antrags war, das ſpaniſche Heer in öſterreichiſche Dienſte zu nehmen.

gemiſcht, ſondern auch, daß er von Vorne herein die Abſicht hatte, den am 29. Juni geſchworenen Eid nicht zu halten.

Das ſo liſtig angewandte Mittel wirkte. Die böhmiſchen Proteſtanten, namentlich Matthias von Thurn, kochten Rache und bald kam Gelegenheit dazu.

Drittes Kapitel.

Ausbruch des 30jährigen Kriegs. Das kurze Königthum des Kurpfälzers Friedrich V. Böhmen wird durch Ferdinand mit Hülfe der Liga unterjocht.

Seit Kaiſer Rudolph den Böhmen die oben beſchriebenen großen Privilegien ertheilt, hatte ſich der neue Glauben in dieſem Reiche reißend ſchnell verbreitet. Drei Viertheile der Einwohner bekannten ſich zur evangeliſchen Lehre. Im Uebrigen war der Majeſtätsbrief nach dem Vorbild des Augsburger Religionsfriedens abgefaßt. Wie dieſer nur den unmittelbaren Reichsſtänden Religionsfreiheit bewilligte, ſo geſtand jener daſſelbe Recht dem Herrn- und Ritterſtande, und auſſerdem den königlichen Städten zu. Das Volk wurde nicht ausdrücklich bedacht. Aber wie nun, wenn die Einwohner von Orten, die einem katholiſchen Grundherrn gehörten, den neuen Glauben annehmen wollten? Dieſer Fall war nicht vorausgeſehen. Bald entſtand blutiger Streit darüber. Zwei proteſtantiſche Gemeinden zu Braunau und Kloſtergrab bauten neue Kirchen. Die Grundherrn, der Abt von Braunau und der Erzbiſchof von Prag, dem das Städtchen Kloſtergrab gehörte, unterſagten den Bau, und Kaiſer Matthias beſtätigte noch während ſeiner Anweſenheit in Prag das Verbot. Als die Gemeinden dennoch, mit Zuſtimmung der proteſtantiſchen Stände, zu bauen fortfuhren, wurden die Kirchen kraft eines Befehls [1]), den Matthias von Wien aus unter dem $^{9}/_{19}$. Februar 1618 an die böhmiſche Statthalterſchaft erließ, erſt geſchloſſen, dann niedergeriſſen und eine Anzahl der unruhigſten Bürger ins Gefängniß geworfen. Jetzt gerieth das ganze Königreich in Bewegung. Die Proteſtanten ſchrieen über Verletzung des Majeſtätsbriefs, „denn auch die geiſtlichen Güter und Herrſchaften, wie Braunau und Kloſtergrab, ſeyen zufolge der Landesordnung als königliche Güter anzuſehen, folglich ſtehe ihnen daſſelbe Recht der Glaubensfreiheit zu, wie den königlichen Städten.“ Die Katho-

---

1) Senkenberg a. a. O. S. 173.

liken dagegen ſtellten den Grundſatz auf: jene beiden Gemeinden ſeyen Unterthanen geiſtlicher Barone, und als ſolche hätten ſie keine freie Wahl der Religion, vielmehr komme es den Grundherrn zu, darüber zu beſtimmen, welcher Glaube in ihren Gebieten herrſchen ſolle. Die Frage mochte wirklich ſtreitig ſeyn. Jedenfalls enthielt der letztere Grund nicht die wahre Urſache, warum die Kirchen zu Braunau und Kloſtergrab niedergeriſſen worden waren. Die Wahrheit iſt, daß die katholiſche Parthei ſeit Ferdinand's Erwählung ihr Haupt gewaltig erhob. Alles geſchah nach wohldurchdachtem Plane.

Der böhmiſche Adel übernahm es, die bedrohte Verfaſſung des Landes zu vertheidigen, und dazu hatte er guten Grund, denn durch den Majeſtätsbrief war neben dem königlichen ein ſtändiſches Regiment geſchaffen worden, welches beinahe alle Gewalt in die Hände des Herrenſtandes niederlegte. Fiel der Majeſtätsbrief, ſo war auch die Macht des Adels dahin. An die Spitze der Unzufriedenen trat aber wieder, wie unter Kaiſer Rudolph II., der Graf Matthias v. Thurn. Auf ſein Betreiben verſammelten ſich die evangeliſchen Stände in Prag. Zwei Bittſchriften wurden ſofort entworfen: die eine an die Statthalterſchaft, die andere an den Kaiſer Matthias in Wien. In beiden verlangte man Abſtellung der Eingriffe gegen die Freiheiten des Landes und Aufrechthaltung des Majeſtätsbriefs. Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Unter dem $^{8}/_{18}$. März 1618 erhielten die Stände einen ſehr ſtrengen, nach etlichen Wochen dagegen, weil ſeitdem Matthias durch die Nachricht über die Vorgänge zu Prag eingeſchüchtert worden war, einen ziemlich milden Beſcheid vom Kaiſer. Indeſſen wuchs die Gährung in Böhmen von Tag zu Tag. Das gemeine Volk wurde von den Kanzeln herab durch die lutheriſchen Prediger bearbeitet, die Stände hielten, von Thurn aufgereizt, eine Verſammlung um die andere. Endlich beſchloß Thurn's Parthei, durch einen Gewaltſtreich den Riß zwiſchen Böhmen und dem Kaiſer unheilbar zu machen. Den $^{13}/_{23}$. Mai erſchien ein Ausſchuß der Stände, von Bewaffneten begleitet, auf dem Prager Schloſſe vor den Statthaltern. Vier der letztern waren zugegen, Adam von Sternberg, Oberſtburggraf, Dipold von Lobkowiz, Slawata und Martiniz. Letztere beide hatten ſchon unter Rudolph ihren Haß gegen die Reformation dadurch an den Tag gelegt, daß ſie ſich weigerten, der ſtändiſchen Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majeſtätsbrief in das böhmiſche Landrecht eingetragen ward. Unter allen katholiſchen Gutsherrn galten ſie für die grauſamſten. Man beſchuldigte ſie, ihre evangeliſchen Bauern mit Hunden in die Meſſe gehetzt, und durch Verſagung der Taufe, der Heirathen, der Begräbniſſe zur Rückkehr zum Pabſtthum gezwungen zu haben. Der

Graf von Thurn hatte noch beſondere Gründe des Haſſes gegen einen derſelben. Slawata war an ſeiner Stelle zum Burggrafen von Karlſtein ernannt worden. Beide ſollten jetzt büßen. Gegen die zwei andern Statthalter Sternberg und Lobkowiz herrſchte keine tödtliche Abneigung, weßhalb ihnen Schonung zugedacht war.

Sobald die ſtändiſchen Abgeordnete eingetreten, kam es zu heftigem Wortwechſel zwiſchen ihnen und den verhaßten Mitgliedern des Raths. Jene forderten, daß dieſe bekennen ſollten, den Kaiſer zu Abfaſſung des erſten ſtrengen Beſcheids aufgefordert zu haben. Martiniz und Slawata läugneten, vertheidigten ſich. Nun ſchritt man zur That. Während einige der Verſchwornen den Burggrafen Sternberg und den Großprior Lobkowiz aus dem Saale wegführten, ergriefen Andere Slawata und Martiniz bei Händen und Beinen. Die Fenſter wurden aufgeriſſen, und erſt Martiniz, dann hinter ihm Slawata 60 Fuß tief in den Schloßgraben hinuntergeſtürzt. Den Geheimſchreiber Fabricius, eine Kreatur von beiden, dem weiter Nichts zur Laſt fiel, als daß er bei manchem ſchlimmen Briefe die Feder geführt, ſchickte man als den dritten nach. Dieſer that den glücklichſten Fall, raffte ſich ſchnell wieder auf und eilte nach Wien zum Kaiſer, um ihm die Beſchimpfung ſeiner Statthalter zu melden. Unter dem Fenſter, das zur Exekution diente, ſtand im Schloßgraben ein Hollunderbaum, um welchen ein kleiner Hügel von Kehricht und Papierſchnitzeln angehäuft lag. Die Aeſte des Baums wie der Unrath, von Natur weiche, elaſtiſche Maſſen, verhinderten eine tödtliche Verletzung, ſo hoch auch der Sprung war. Ehe die drei ſtürzenden Herrn den Baum erreichten, mögen ihre weiten Mäntel, in denen ſich die Luft fieng, als eine Art von Fallſchirm gedient haben. Keiner brach Arm noch Bein, nur Slawata erhielt eine ſtarke Quetſchung. Auch mehrere Schüſſe, die ihnen nachgefeuert wurden, trafen nicht. Das katholiſche Volk ſah handgreiflichen Schutz der heiligen Mutter Gottes in dieſem glücklichen Ausgang.

So ſchwer auch die Beleidigung gegen den Kaiſer war, welche man ſich durch den ebenbeſchriebenen wilden Akt der Selbſthülfe hatte zu Schulden kommen laſſen, fanden es die Verſchwornen gerathen, für den Augenblick noch die Maske getreuer Unterthanen vorzunehmen, ſey es weil ſie dem Volke die Tiefe des Abgrundes, an den es geführt worden, noch künſtlich verhüllen wollten; ſey es, daß ſie die tiefere Abſicht hatten, den Saamen der Entzweiung in das Haus ihrer Feinde zu werfen, und den wirklichen König Matthias, den ſie nicht fürchteten, von dem deſignirten König Ferdinand, dem der Haß allein galt, zu trennen. Der Erfolg zeigte, daß ſie letztern Zweck, auch wenn er nicht beabſichtigt war,

zugleich mit dem erſteren erreichten. Die Stände erließen zwei Manifeſte an das Publikum und den Kaiſer. Sie erklärten darin alle ihre Schritte bloß zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Geſetze gethan zu haben, rechtfertigten ihr Verfahren mit Beiſpielen aus der römiſchen und jüdiſchen Geſchichte, zugleich ließen ſie merken, daß es nicht ihre Abſicht ſey, von Matthias abzufallen, ſondern daß ihr Groll bloß dem deſignirten Thronfolger Ferdinand gelte. Dieſe Schriften waren jedoch von Handlungen begleitet, welche einen ganz andern Sinn verriethen. Die Stände bemächtigten ſich nämlich, ohne die Antwort aus Wien abzuwarten, der Regierung und aller herrſchaftlichen Gefälle, nahmen die Beamten und Soldaten in Pflicht, und wählten 30 Direktoren, welchen man die Verwaltung übergab. Der Graf von Thurn erhielt den Oberbefehl über ein Heer, das in aller Eile angeworben werden ſollte; die Schleſier, Mähren, Lauſitzer, Oeſtreicher wurden aufgefordert, gemeinſchaftliche Sache mit den Böhmen zu machen. Zugleich ergieng an den Erzbiſchof von Prag, den Abt von Braunau und viele andere katholiſche Prälaten der Befehl, das Land zu räumen. Gegen die Jeſuiten wurde ein eigenes Verbannungs-Edikt erlaſſen, worin es unter Anderem heißt: „Es iſt Jedermann bekannt, welch' großen Gefahren dieſes Königreich ſeit Einführung der „ſcheinheiligen Jeſuitenſekte“ ausgeſetzt geweſen, und welches Unglück ſeit dieſer Zeit über uns ergangen. Dieß alles mußten wir Stände, ſowie auch unſere Unterthanen in Geduld ertragen, und ſogar Vermögen und Leben aufopfern. Da wir nun in Erfahrung gebracht, daß der erwähnte „giftige Jeſuitenorden“ allein die Haupturſache aller dieſer Unordnungen ſey, daß er ſich unaufhörlich beſtrebe, den römiſchen Stuhl allmächtig zu machen, und alle Königreiche und Länder des Erdbodens ſeinem Joch zu unterwerfen, daß er alle Kräfte aufbiete, die Fürſten zu entzweien, die Herrn gegen ihre Unterthanen, und die Unterthanen gegen die Herrn aufzureizen, ſo wie auch unter den Ständen derjenigen Länder, wo verſchiedene Religionen herrſchen, Aufruhr und Feindſchaft zu ſtiften, daß er ſogar jedem Böſewicht erlaube, Könige und Geſalbte Gottes zu ermorden: ſo haben wir nach dem Beiſpiele anderer, ſelbſt katholiſcher Fürſten, welche dieſe gefährliche und aufrühreriſche Sekte um der innern Ruhe und Sicherheit willen verbannten, beſchloſſen, die Jeſuiten aus dieſem Königreiche zu entfernen.“

Matthias ärndtete jetzt die Früchte davon, daß er ſeinen Bruder Rudolph zu Bewilligung des Majeſtätsbriefs gezwungen. Dieſer Akt fiel vernichtend auf ſein eigenes Haupt. Die erſte Bewegung des Kaiſers, als die Nachricht von den böhmiſchen Ereigniſſen ankam, gieng dahin, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Er ſchickte zu dem Herzog Maximilian

von Baiern um Hülfe. Allein dieſer glaubte die ſchöne Gelegenheit benützen zu müſſen, um ſich an Matthias für das Verbot der Liga und die Errichtung eines öſterreichiſchen Direktoriums zu rächen: er gab eine froſtige, ausweichende Antwort [1]). Dagegen verſprach die Krone Spanien, welche Matthias ebenfalls mit Bitten beſtürmte, bereitwillige Unterſtützung In der That ergiengen ſogleich Rüſtungsbefehle nach den ſpaniſchen Beſitzungen in Italien und den Niederlanden. Allein wie lange konnte es anſtehen, bis dieſe in der Ferne geworbenen Truppen nach Teutſchland kamen! Der Kaiſer ließ indeß auch in Oeſterreich die Trommel ſchlagen, in das Reich ergieng ein Patent, das den aufrühreriſchen Böhmen Vorſchub zu leiſten verbot. Matthias verzweifelte jedoch bald an der Zulänglichkeit dieſer Mittel. In ganz Böhmen waren ihm nur noch drei Städte, Budweis, Krummau und Pilſen treu, alles andere in der Gewalt der Empörer. Obgleich Ferdinand und ſeine Parthei jede friedliche Auskunft aufs heftigſte verwarfen, glaubte der Kaiſer den Weg der Unterhandlung einſchlagen zu müſſen. Allem Anſchein nach hatte er die geheime Abſicht, Ferdinand's Anſprüche aufzuopfern, wenn er nur für ſeine eigene Perſon mit den Böhmen zurecht käme. Der kaiſerliche Rath Euſebius Kahn wurde gegen Ende Juni zu dieſem Zweck nach Prag geſchickt [2]), um den Grafen Matthias von Thurn auf die eine oder andere Art herüberzuziehen. Allein die Böhmen ſahen in dieſer Annäherung nur einen Beweis von Schwäche; zu gut wußten die Häupter des Aufſtandes, daß ſie zu weit gegangen ſeyen, um Vergebung hoffen zu dürfen, ſie trieben daher das Volk immer weiter vorwärts, verbreiteten die giftigſten Gerüchte von Bartholomäusnächten, die im Werke ſeyen u. dgl. Euſebius Kahn mußte unverrichteter Dinge umkehren. Jetzt brach ein Sturm gegen Matthias von einer Seite los, von der er es am wenigſten erwartet. Ferdinand, durch die Charakterloſigkeit ſeines kaiſerlichen Oheims tief erbittert, glaubte ſich ſtark genug, ihm daſſelbe Schickſal zu bereiten, das Matthias früher ſeinem Bruder Rudolph zugefügt. Melchior Kleſel, Biſchof von Wien und Kardinal der römiſchen Kirche, war der erſte Rathgeber des Kaiſers, und auf ſeine Rechnung hauptſächlich ſchrieb man den oben berührten Plan, mit den Böhmen ohne Berückſichtigung der Anſprüche Ferdinand's ſich zu verſtändigen. Dieſer Geiſtliche, der ſich vom Querſack eines Kapuziners zu den erſten Würden in Staat und Kirche emporgeſchwungen, verſpürte keine Luſt in ſich, weder des alten Kaiſers Ohr, das er beſaß, an Ferdinand abzutreten, noch den jeſuitiſchen Günſtlingen zu weichen, welche der Erzherzog aus Grätz

[1]) Wolf a. a. O. IV, 129. — [2]) Khevenhiller IX, 74.

mitgebracht. Während Alles ſich ſonſt der neuen Sonne zuwandte, arbeitete der Kardinal offen und insgeheim dem Thronfolger entgegen. Dafür ſollte er jetzt büßen. Den $^{10}/_{20}$. Juli 1618 wurde Cleſel wider Wiſſen und Willen des alten Kaiſers, der ſich nachher ſogar herabließ, für das bedrohte Leben ſeines Dieners zu flehen, auf Befehl Ferdinand's in der kaiſerlichen Hofburg feſtgenommen [1], und unter militäriſcher Bedeckung nach Innsbruck gebracht, wo er die Niederlegung aller ſeiner Aemter unterzeichnen mußte. Matthias hatte in ihm ſeinen rechten Arm verloren. Ferdinand ließ den Kaiſer wiſſen, er habe im Verein mit dem ſpaniſchen Geſandten für gut gefunden, den Mann unſchädlich zu machen, der das kaiſerliche Vertrauen ſeit langer Zeit gemißbraucht hätte. Erröthend verhüllte ſich der gichtkranke Kaiſer in ſeine Bettdecke. Die Kaiſerin ſagte [2]) zu dem Boten: „Ich ſehe wohl, daß mein Mann zu lange lebt."

Matthias mußte nun in Alles willigen, was die Jeſuitenparthei wollte. Krieg war die Loſung. Da man keinem Oeſterreicher traute, weil das Erzherzogthum von demſelben Freiheitsſchwindel angeſteckt war, wie Böhmen, wurde der lothringiſche Edelmann Heinrich Dampierre, welcher ſich früher in dem Krieg wider Venedig hervorgethan, zum Befehlshaber des Heeres berufen, das in Oeſterreich geworben worden war. Dampierre erhielt Befehl, mit 10,000 Mann in Böhmen einzufallen, konnte aber nichts ausrichten. Indeſſen hatte der Wiener Hof eine ſchon 1617 mit dem Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, Erzherzog Albrecht, eingeleitete Unterhandlung wegen Ueberlaſſung eines Heeres und eines guten Feldherrn zu glücklichem Ende gebracht. Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Bouquoi, ein Brabanter, der damals für einen der beſten ſpaniſchen Heerführer galt, wurde aus Flandern mit einem kleinen Heere nach Oeſterreich geſchickt. Dort angekommen, übernahm er den Oberbefehl über die kaiſerlichen Völker, Dampierre mußte unter ihm dienen. Während der Kaiſer ſich ſo verſtärkte, waren die Böhmen nicht müßig geblieben. Mit den Mähren und Schleſiern wurden Verbindungen angeknüpft, die Treue der Oeſterreicher durch Einflüſterungen wankend gemacht, der Fürſt von Siebenbürgen Bethlen Gabor eingeladen, in Ungarn und den Erblanden einzufallen. Auch die proteſtantiſche Union forderten ſie durch Geſandte auf, gegen Ferdinand gemeinſame Sache zu machen, und ihre Anträge wurden auf dieſer Seite nicht zurückgewieſen, obgleich man ihnen vorerſt nur einen mittelbaren Dienſt leiſtete. Als die Unirten erfuhren, daß der böhmiſche Aufſtand geglückt ſey, wagten ſie es zwar nicht, offen die Rebellen zu begünſtigen, doch thaten ſie einen Schritt, der

---

[1]) Khevenhiller annal. IX, 200 flg. — [2]) Die Beweisſtellen bei Senkenberg a. a. O. III, 227.

wenigſtens gegen das katholiſche, wenn auch zunächſt nicht gegen das öſt= reichiſche Intereſſe war. Der Biſchof von Speier hatte ſeine Stadt Udenheim am Rhein befeſtigt, in der Abſicht, den ſpaniſchen Völkern, die aus den Niederlanden zum Schutze Ferdinand's heraufziehen wür= den, einen guten Anhaltspunkt zu verſchaffen. Die eben im Bau begriffe= nen Feſtungswerke wurden nun Mitte Juni von den Unirten zerſtört [1]. Als der Hülferuf der Böhmen immer dringender und lauter erſcholl, gieng man von Seite der Union weiter. Ihrer alten Halbheit getreu, wollte zwar der größte Theil der Verbündeten noch immer entſcheidende Schritte ver= meiden, die zum offenen Bruche führen konnten; aber Kurpfalz fand einen Ausweg, welcher den äußern Schein bewahrte, und was noch mehr war, den Unirten keinen Heller koſtete und doch den Feinden Oeſterreichs ein ſchönes Heer ſammt einem guten Führer verſchaffte. Die Sache verhielt ſich ſo: längſt ſtanden die Häupter der Union in Unterhandlung mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Chriſtian von Anhalt hatte ſich perſönlich zu ihm begeben, um dieſen ehrgeizigen Fürſten, der ſich ſchon in vielen Rollen verſucht, ins kurpfälziſche Intereſſe zu ziehen. Als Lockung brauchte man die teutſche Kaiſerkrone, die man dem Savoyarden anbot, wenn er ſich für die proteſtantiſche Union entſcheide. Karl Ema= nuel, der den kommenden Sturm im teutſchen Reich vorausſah, hielt es für gut, in Teutſchland ein kleines Heer zu beſitzen, das er für alle Fälle gebrauchen könnte [2]. Mit ſeinem Gelde wurden 4000 Mann zuſammen= gebracht. Der Mann, deſſen er ſich zur Anwerbung dieſes Kriegsvolks be= diente, war der ſpäter ſo berühmt gewordene Mannsfeld.

Die Grafen von Mannsfeld, ein uraltes Geſchlecht, gehörten zu den kleinen teutſchen Fürſten=Häuſern, welche gezwungen durch den gerin= gen Umfang ihrer Beſitzungen den nachgebornen Söhnen, wie einſt die alten normanniſchen Seekönige, als einziges Erbtheil den Degen vermach= ten, und dieſelben anwieſen, in den Kriegen der größern Machthaber Europas ihr Glück zu verſuchen. Graf Peter Ernſt, der Vater unſeres Mannsfeld, gieng in ſpaniſchen Dienſt und that ſich im niederländiſchen Kriege hervor; er brachte es bis zum Statthalter von Luxenburg und Brüſſel, und ſtarb 1604 in ſeinem 84ſten Jahre mit dem Titel eines Fürſten des heiligen römiſchen Reichs. In ſeinem hohen Alter verliebte ſich der Graf in eine ſchöne, aus Mecheln gebürtige Brabanterin; die Frucht ſeiner Leidenſchaft war ein unehlicher Sohn, der den Taufnamen, und ſpäter durch ſeine Verdienſte auch den Geſchlechtsnamen ſeines Vaters erhielt. Der junge Ernſt wurde im katholiſchen Glauben erzogen, und

[1]) Senkenberg III, 249. — [2]) Wolf IV, 144 flg.

ergriff, faſt noch ein Knabe, das Gewerbe ſeines Vaters. Im niederländiſchen Kriege leiſtete er der Krone Spanien, und im ungariſchen dem Kaiſer Rudolph II. wichtige Dienſte, wofür er von Letzterem legitimirt wurde. Das Schickſal ſchien ihn zu einem treuen Diener Oeſterreichs beſtimmt zu haben, aber Rache trieb ihn auf die entgegengeſetzte Seite. Als Graf Ernſt von Mannsfeld, der nun in die Würde eines rechtmäßigen Sohnes und Erben eingeſetzt war, die Beſitzungen übernehmen wollte, welche ſein Vater in den Niederlanden hinterlaſſen, wurde ihm die Erbfolge wider das vom Kaiſer gegebene Verſprechen vorenthalten. Um ſich zu rächen, gieng Mannsfeld während des Jülich'ſchen Kriegs zu den Unirten über und wechſelte den Glauben. Seitdem war er ein furchtbarer, unverſöhnlicher Feind des Hauſes Oeſterreich. In dem kleinen unanſehnlichen Körper dieſes Mannes wohnte eine eherne Seele. Die Natur hatte ihn zum Führer von Söldnern geſtempelt, mit beiſpielloſer Entſchloſſenheit wußte er dieſe zuchtloſen Schaaren zuſammen zu halten. Als einſt während des böhmiſchen Kriegs ein Haufe Soldaten trotzig vor ſeine Thüre drang und den ſeit lange ausſtehenden Sold verlangte, ſtürzte er allein unter ſie hinein, ſtieß zwei nieder und verwundete mehrere. Nun rotteten ſich aber 600 Spießgeſellen der alſo Verjagten gegen ihn zuſammen. Mannsfeld verlor den Muth nicht. Mit drei Hauptleuten zu Pferd ritt er mitten in den Haufen der Schreier, erſchoß ihrer 11, verwundete 26 und zwang Alle ſich zu unterwerfen [1]). Hatte er aber Geld, ſo theilte er es verſchwenderiſch mit den Soldaten, die einen Abgott aus ihm machten. So geſchah es, daß Mannsfeld, ohne einen Schuh breit Land ſein Eigenthum nennen zu können, in jenen Zeiten der Verwirrung durch ſein Heer, welches er, der Lehrmeiſter Wallenſtein's in dieſem Punkte, mit dem Raube der Länder nährte, mächtiger als ein König wurde. Sehr oft geſchlagen, unterlag er nie völlig, ſondern ſtand nach verlornen Schlachten wieder furchtbarer da. Man nannte ihn den teutſchen Attila. Mannsfeld war ſo ganz Sohn des Mars, daß er ſelbſt den Tod, wie ein Soldat den Feind, ſtehend erwartete. Zu dem ſoldatiſchen Feuer geſellte ſich großer Verſtand in Unterhandlungen, und eine Verſchlagenheit, die in den verzweifeltſten Fällen noch Auswege entdeckte.

Einen ſolchen Charakter beſaß der Mann, an den ſich Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit dem Auftrag wandte, 4000 Mann in Teutſchland anzuwerben. Eben war dieſes kleine Heer marſchfertig, als

---

[1]) Nach einem Berichte des kurſächſiſchen Geſandten Lebzelter vom 13. Juli 1620 bei C. A. Müller „Forſchungen auf dem Gebiete der neuern Geſchichte" II, 41.

das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte. Der Herzog, der im Augenblick keine Soldaten für ſeinen eigenen Dienſt brauchte, überließ ſie der Union, und nun beorderte der Kurfürſt von der Pfalz Mannsfeld nach Böhmen. Eine böhmiſche Beſtallung mußte die Mitſchuld der Unirten vor den Augen der Welt verbergen. Mannsfeld eroberte bald nach ſeinem Einmarſch in das Königreich im November 1618 die Feſtung Pilſen, eine von den drei Städten, welche dem Kaiſer treu geblieben waren, und faßte dort feſten Fuß. Zu gleicher Zeit mit Mannsfeld führte der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe eine kleine Schaar Reiter, die er im Braunſchweigiſchen geworben, den Böhmen zu Hülfe [1]). Die Böhmen waren trotz der Verſtärkungen, welche dem Kaiſer zugezogen, im Vortheile der Ueberzahl.

Das vereinigte Heer von Dampierre und Bucquoi hatte indeß unter dem Oberbefehl des Lezteren den Verſuch gemacht, Neuhaus zu nehmen. Allein die Beſatzung leiſtete tapfern Widerſtand, und ſo gewann der Graf Thurn Zeit, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Bucquoi mußte nach Budweis zurückweichen, auf dem Rückzuge wurden viele ſeiner Leute zerſtreut oder niedergemacht, und auch nachher mehrere Ausfälle, die er aus Budweis verſuchte, zurückgeſchlagen [2]). Streifparthien der Böhmen gingen über die öſterreichiſche Gränze, und verbrannten die Dörfer. Der Winter machte den kriegeriſchen Operationen ein Ende. Bucquoi verlegte den größten Theil ſeiner Truppen in das benachbarte Erzherzogthum Oeſterreich. Mit dem Froſt kamen die Unterhandlungen wieder in Schwung. Der Kurfürſt von Sachſen, überall bei der Hand, wo es galt dem Kaiſer einen wohlfeilen Dienſt zu erweiſen, bot ſeine Vermittlung an [3]). Es wurde wirklich ein Tag nach Eger anberaumt. So wenig es den böhmiſchen Ständen Ernſt mit dem Frieden war, hielten ſie es ihrem Intereſſe gemäß den Schein zu bewahren. Vierzehn Herrn aus ihrer Mitte machten ſich gefaßt, nach Eger zu gehen. Aber die Bedingungen [4]), welche ſie in der Taſche hatten, ließen keinen Zweifel über die wahre Abſicht der Böhmen. Der Kaiſer ſollte den Majeſtätsbrief, ſammt allen Religionsfreiheiten, die dem Reiche Böhmen von jeher zugeſtanden worden, von Neuem beſtätigen; er ſollte den Befehl zu Schließung oder Niederreißung der evangeliſchen Kirchen in Braunau und andern Orten, ſo wie das Verbot, daß ohne des Königs Genehmigung keine Zuſammenkunft der Stände oder des Volks gehalten werden dürfe, widerrufen und zurücknehmen; die Jeſuiten ſollten

---

[1]) Khevenhiller IX., 171. [2]) Derſelbe S. 187 flg. [3]) Urkundliche Nachricht über die ſächſiſche Vermittlung gibt C. A. Müller, Forſchungen III. Sammlung, S. 74 flg. beſonders 102 flg. [4]) Bei Khevenhiller IX., 312 flg.

auf ewig aus Böhmen verbannt ſeyn, die vertriebenen Prälaten nie mehr heimkehren dürfen; endlich müſſe den Böhmen Vollmacht ertheilt werden, nicht nur die alten Verträge mit den Nachbarn aufrecht zu halten, und neue mit den öſterreichiſchen und ungariſchen Ständen abzuſchließen, ſondern auch ein eigenes ſtändiſches Heer zur Vertheidigung der Freiheit und der Rechte des Vaterlandes anzuwerben und zu unterhalten. Wenn Matthias auf dieſe Bedingungen eingieng, blieb ihm von der böhmiſchen Krone Nichts als der Name, und überdieß war dann ſeine Macht auch in den übrigen Erblanden untergraben. Es kam jedoch nicht einmal zu wirklichen Verhandlungen. Denn der Tag zu Eger ſollte am $^{4}/_{14}$. April 1619 abgehalten werden, und Matthias ſtarb ſchon den $^{10}/_{20}$. März.

Als deſignirter Nachfolger ſollte nun Ferdinand die Erbländer übernehmen. Nach Böhmen ſchickte er ſogleich den Landeshofmeiſter des Königreichs, Adam von Waldſtein, einen Oheim des Friedländers, mit einem Manifeſt[1]), worin die böhmiſche Verfaſſung beſtätigt ward. „In Erinnerungen unſeres, bei der Krönung den Ständen des Königreichs Böhmen gegebenen Reverſes," heißt es darin, „beſtätigen wir die allgemeinen Landesprivilegien, und werden mit Hülfe des Allmächtigen vor Allem dahin trachten, daß unſer Königreich wiederum in guten, ruhigen Stand komme." Allein dieſe Urkunde war an die abgeſetzten, zum Fenſter hinausgeworfenen Statthalter gerichtet, welche durch denſelben Akt in alle ihre Würden wieder eingeſetzt wurden. Man ſieht alſo, kaum ein Schein von Nachgiebigkeit lag in der ausgeſtellten Erklärung. Und doch befand ſich Ferdinand beim Antritt der Regierung in einer viel ſchlimmeren Lage, als ſeine Urenkelin, die Kaiſerin Maria Thereſia. Denn während ihn eben ſo viele und noch erbittertere Feinde umgaben, ſtanden ihm keine Ungarn zur Seite, die er zur Rettung der Monarchie hätte begeiſtern können. Die meiſten Erblande waren im Aufſtande wider den Thronfolger: die niederöſterreichiſchen Stände verweigerten die Huldigung, bis er die Kriegsvölker abgedankt und ihren Beſchwerden abgeholfen haben würde. Die Einwohner des Landes ob der Ens verbanden ſich geradezu mit den Böhmen, und trieben den Grafen Bucquoi mit Gewalt aus ihren Gränzen zurück[2]). Bethlen Gabor ſtand im Begriff, in Ungarn einzufallen. Die größte Gefahr drohte jedoch von den Böhmen. Dieſe hatten gleich nach Matthias Tode, ohne ſich um die oben angeführte Erklärung zu bekümmern, ein allgemeines Aufgebot des Landes ausgeſchrieben. Nun gab auch Ferdinand dem Grafen Bucquoi, deſſen Heer während des Winters durch

---

[1]) Die Beweiſe bei Senkenberg III., 300. [2]) Khevenhiller IX., 292 flg. Müller a. a. O. III. Sammlung, S. 152 flg. 165.

einige Tauſend Wallonen und Italiener verſtärkt worden war, den Befehl, die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. Dagegen nahm Thurn, der oberſte Anführer der Böhmen, den Plan des vorigen Jahrs wieder auf: der Krieg ſollte in die kaiſerlichen Erblande hinübergeſpielt werden. Mit 6000 Mann wandte er ſich nach Mähren, um dieſe Provinz ebenfalls zur offenen Empörung aufzureizen. Er erreichte ſeine Abſicht vollkommen. Nur wenige mähriſche Barone blieben Ferdinand treu, ſie wurden verjagt oder ins Gefängniß geworfen, die ungeheure Mehrzahl machte gemeinſchaftliche Sache mit den Böhmen, die Jeſuiten mußten das Land meiden [1]). Jetzt rückte Thurn, um auch die öſterreichiſchen Stände auf die Seite zu ziehen, mit ſeinem ganzen Heere vor Wien, und beſetzte die Vorſtädte. Gränzenloſe Verwirrung herrſchte in der Kaiſerſtadt; die Beſatzung war klein, es fehlte ihr an Sold und Brod. Von allen Einwohnern konnte ſich Ferdinand nur auf die Studenten und die italieniſchen Kaufleute verlaſſen, die in Wien wohnten. Die zahlreichen Wiener Proteſtanten hatten den Beſchluß gefaßt, den Böhmen ein Thor zu öffnen, Ferdinand gefangen zu nehmen und in ein Kloſter zu ſtecken, ſeine Kinder in der lutheriſchen Religion zu erziehen, ſeine Anhänger in der Stadt zu ermorden. Die Bedrängniß des jungen Königs war in der That fürchterlich. Von lauter offenen oder geheimen Feinden umringt, von dem einzigen Heere, das er beſaß — von den Soldaten Bucquoi's — abgeſchnitten, von Räthen und Offizieren umgeben, die den Kopf verloren hatten, und zum Widerſprechendſten riethen, was ſollte er thun? Bald ward er noch auf eine härtere Probe geſetzt. Sechzehn öſterreichiſche Herrn, Andreas Thonradel an der Spitze, ſtürmten nach der Burg, drangen in das Zimmer Ferdinand's, überhäuften ihn mit Vorwürfen, und wollten ſeine Einwilligung zu einer Conföderation mit den Böhmen erzwingen. Aber Ferdinand unterſchrieb die vorgelegte Urkunde nicht, er bewies eine unerſchütterliche Feſtigkeit. In dieſem kritiſchen Augenblick erſchien, wie vom Himmel geſandt, unverhoffte Hülfe. Während der Erzherzog noch im Wortwechſel mit den abgeſchickten Herren begriffen iſt, läßt ſich Trompetenſchall auf dem Burgplatze vernehmen. Es waren 500 Küraſſire, welche Dampierre von Krems aus zu Hülfe nach Wien geſchickt. Erſchreckt ſchlichen ſich die Verſchwornen einer nach dem Andern davon. Viele vom Adel und der Bürgerſchaft flohen ins Thurn'ſche Lager. Jetzt faßten auch die katholiſchen Einwohner Wiens wieder Muth. Studenten und Bürger griefen zu den Waffen, und leiſteten dem Thurn'ſchen Heere Widerſtand, welches

---

[1]) Senkenberg a. a. O. 312. Müller III, 166 flg.

nichts deſtoweniger die Belagerung fortſetzte, und einige Kanonenkugeln bis in die Hofburg ſandte[1]).

Schnell nöthigten jedoch Ereigniſſe auf anderer Seite den böhmiſchen Feldherrn von Wien abzuziehen. Während nämlich Thurn aus Mähren nach Oeſterreich rückte, lag der Graf Bucquoi mit 8000 Mann in Budweis. Wallenſtein führte ihm hier 1000 Küraſſire zu, zu gleicher Zeit verſtärkten ſpaniſche Völker, die aus Flandern die Donau herunterkamen und eine Schaar Ungarn das kaiſerliche Heer, ſo daß Bucquoi der ihm gegenüberſtehenden böhmiſchen Abtheilung überlegen war. Deßhalb rief letztere den Grafen von Mannsfeld aus Pilſen zu Hülfe. Als dieß Bucquoi erfuhr, zog er mit 5000 Mann aus der Stadt, um die Vereinigung Mannsfeld mit den Böhmen zu hindern. Bei dem Städtchen Teyn kam es zum Gefecht. Während Dampierre den Angriffen der Teutſchen mit ſeinen ungariſchen Reitern die Spitze bot, ſtellte Bucquoi ſein noch im Marſche begriffenes Fußvolk in Schlachtordnung, Wallenſtein legte ſich mit 1000 Küraſſiren in einen Hinterhalt. Die leichten Reiter Dampierre's wurden von Mannsfeld ſchnell geworfen. Schon wähnte ſich dieſer Sieger, als er unter Bucquois Fußvolk und die Wallenſtein'ſchen Reiter hineingeräth, und eine Schlappe erhielt. Mannsfeld wandte, von Bucquoi verfolgt, eilig um, und ſchloß eine Wagenburg um ſein Heer. Allein dieſe ward erſtürmt, und mit genauer Noth ſchlug ſich Mannsfeld mit dem Kern ſeiner Reiterei durch die überlegene Zahl der Feinde durch. Sein Gepäck und faſt das ganze Fußvolk ging verloren. Nach dieſem, am $\frac{\text{31. Mai}}{\text{10. Juni}}$ 1619 erfochtenen Siege nahm Bucquoi eine Stadt um die andere ein, 3 böhmiſche Kreiſe wurden erobert und ausgeplündert[2]); das öſterreichiſche Heer wuchs bis auf 17,000 Mann. Unter dieſen Umſtänden blieb dem böhmiſchen Heere vor Wien nichts übrig, als die Belagerung aufzugeben. Den $^{12}/_{22}$. Juni brach Thurn ſein Lager ab, und eilte nach Böhmen.

Jetzt ſtanden Ferdinand II. die Päſſe offen, um nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu ziehen. Gleich nach Matthias Tode hatten, dem alten durch die goldne Bulle eingeführten Herkommen gemäß, die beiden Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz und Johann Georg von Sachſen die Reichsverweſung angetreten. Es lag in der Abſicht des Erſteren, die Kaiſerwahl wenigſtens ſo lange hinauszuſchieben, bis die böhmiſchen Händel beendigt wären. Die katholiſchen Kurfürſten widerſetzten ſich jedoch, und Johann Georg von Sachſen ließ ſeinen Kollegen im Stich[3]). Die Wahl

---

[1]) Khevenhiller IX, 398 flg. [2]) Müller a. a. O. III, 180 flg. [3]) Die Unterhandlung hierüber bei Müller III, 224 flg.

wurde ausgeſchrieben und Ferdinand II. konnte ſeine Anſprüche geltend machen. Nichtsdeſtoweniger war von Seite der Union zum voraus Alles gethan worden, um zu verhindern, daß die Wahl auf den Erzherzog falle. Faſt 3 Monate vor des Kaiſers Matthias Tode unter dem 4. Jan. (a. St.) 1619 ſchrieb [1]) Camerarius, der geheime Rath des Kurpfälzers Friedrich V., an den bairiſchen Hof nach München: „es thut uns im Herzen wehe, daß im teutſchen Reiche kein Held ſich finden ſoll, der Ruhe Einigkeit und Vertrauen wieder herſtellen, die von den Vätern ererbte Freiheit erhalten und den Nachkommen überliefern könnte. Doch es blüht ja noch das Geſchlecht Ludwig's des Baiern, jenes großen Retters der teutſchen Freiheit! Möge der Enkel des erhabenen Kaiſers, wie alle Gutgeſinnten es wünſchen, ſich erheben, den Krieg bezähmen, und einen feſten, dauerhaften Frieden gewähren.“ Die Abſicht des lockenden Anerbietens war nicht ſchwer zu errathen. Der Kurfürſt wollte ſeinen weit ſchlaueren Vetter als Staffel eigener Größe gebrauchen. Denn wenn Maximilian nach der dargebotenen Krone grief, wenn Baiern und Habsburg durch dieſe Wendung der Dinge in das feindſeligſte Verhältniß gebracht waren, konnte Kurfürſt Friedrich V. ſich in aller Ruhe auf dem böhmiſchen Throne feſtſetzen, nach dem er längſt gierte, und dann hätte er, jetzt der mächtigſte Fürſt im Reiche, dem neuen, vorausſichtlich von der katholiſchen Parthei verlaſſenen, von Oeſterreich angegriffenen, Kaiſer Maximilian Geſetze vorgeſchrieben. Max bezahlte [2]) den Kurfürſten von der Pfalz mit gleicher Münze: „er ſelbſt ſtrebe nicht nach einer ſo großen Ehre, aber gerne werde er ſich bemühen, die Kaiſerkrone auf das Haupt ſeines erlauchten Verwandten zu ſetzen, wenn der Kurfürſt in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurücktreten würde.“ That Friedrich V. den ſchmähligen Schritt, was freilich nicht zu erwarten war, ſo wurde er von allen ſeinen Verbündeten getrennt, und hätte doch den Renegaten-Preis, die Kaiſerkrone, ſicherlich nicht erhalten. Dieſe zweideutige Antwort des Herzogs von Baiern hatte den Heidelberger Hof nicht abgeſchreckt. In dem Zeitraum zwiſchen dem Tode des Kaiſers Matthias und der Reiſe Ferdinand's nach Frankfurt, erneuerten die Rathgeber Friedrich's V. ihre alten Anträge in München, jedoch mit gleich ſchlechtem Erfolge [3]). Auch damit waren die kurpfälziſchen Umtriebe noch nicht zu Ende. Während man den Baier mit der Kaiſerkrone zu ködern ſuchte, bot man dieſelbe Waare in Turin feil. Zu Anfang des Jahres 1619 gieng der Graf Mannsfeld als Geſandter der Union zum Herzog Carl Emanuel von Savoyen. Dieſer ſchien bereitwillig, ſtellte jedoch

[1]) Wolf IV, 197. [2]) Ebendaſ. 192 flg. [3]) Ebendaſ. 203 flg.

erſt einige Vorbedingungen. „Um die Kaiſerwürde behaupten zu können,“ ſchrieb er [1]) nach Teutſchland heraus, „müſſe er auch Böhmen beſitzen. Von Herzen gerne wolle er dagegen dem Kurfürſten von der Pfalz Ungarn, das Elſaß, ja ſogar einige Stücke von Oeſterreich gönnen, auch denſelben mit Truppen und Geld hinreichend unterſtützen.“ Der Heidelberger Hof fand dieſen Vorſchlag aller Erwägung werth. Fürſt Chriſtian wurde im April nach Turin geſchickt, um das angezettelte Gewebe zu vollenden. Aber nach geheimen Unterhandlungen, die vom 20. April bis zum 19. Mai dauerten, giengen dem Anhalter endlich die Augen auf. Als Endergebniß ſeiner Geſandtſchaft meldete er [2]) nach Heidelberg: „Man könne ſich mit dem Savoyarden nicht einlaſſen, Karl Emanuel ſey in hohem Grade ehrgeizig, herrſchſüchtig, tyranniſch, rachgierig, jähzornig, kriegsluſtig, höchſt veränderlich, und wechsle ſtets die Parthei, derſelbe habe kein Geld und Nichts als Schulden, und weil er viele Sünden auf dem Gewiſſen trage, ſo ſtehe zu fürchten, daß es mit ihm einen ſchlechten Ausgang nehme, und daß die göttliche Nemeſis nicht ausbleiben möchte.“ Man ſieht: der Fürſt von Anhalt traute dem Herzoge nicht, erſtlich weil die vermeintlichen Schätze, die man aus Savoyen in die erſchöpften Kaſſen der Union überzuleiten hoffte, nicht vorhanden waren, zweitens weil man gerechte Urſache hatte zu fürchten, daß Karl Emanuel, der in der katholiſchen Religion geboren und erzogen, ſchon wegen ſeiner Erbländer dem Pabſte gefällig ſeyn mußte, einmal zum Kaiſer gewählt, ſich auf die Seite der Katholiſchen ſchlagen, und daſſelbe Spiel gegenüber von den Proteſtanten fortſetzen würde, wegen deſſen man Habsburg verdrängen wollte. Merkwürdig aber iſt, daß der Fürſt von Anhalt, der doch in dieſem Augenblicke darauf ausgieng, dem Hauſe Oeſterreich ſein ganzes Erbe zu rauben, und alſo das ſiebente Gebot Moſis auffallend zu verletzen, gegen den Herzog von Savoyen zuletzt noch einen ſo gottſelig klingenden Grund anführt.

Nachdem die Unterhandlungen in München und Turin gleichmäßig mißglückt, konnte der pfälziſche Hof die Bewerbung Ferdinand's um die Kaiſerkrone nicht mehr verhindern. Doch damit war für Letztern noch wenig gewonnen. Alles hieng vorerſt davon ab, ob er beim Herzog von Baiern, dem Haupte der Liga, Hülfe finde. Und hier ſtieß Ferdinand Anfangs auf ein ſteinernes Herz. So feſt Maximilian den Lockungen der Unirten widerſtand, eben ſo wenig ließ er ſich ſeither durch die dringendſten Bitten bewegen, die fortwährend aus der bedrängten Kaiſerſtadt nach München gelangten. Als Ferdinand nach ſeinem bedrängnißvollen

---

[1]) Wolf IV, S. 300. — [2]) Ebendaſ. 202.

Regierungsantritt in wahrhaft herzergreifenden Ausdrücken um Unterſtützung flehte, zog ſich Maximilian kalt zurück [1]). Das Einzige, was er that, war, daß er den Truppen, die aus den ſpaniſchen Niederlanden die Donau herunterkamen, den Durchzug nicht verweigerte, daß er dem Grafen Bucquoi einigen wenigen Schießbedarf verabfolgen ließ, daß er endlich einen Poſten auf der Paſſauiſchen Gränze gegen die etwaigen Einfälle der Böhmen mit baieriſchen Soldaten beſetzte. Werbung von Truppen in Baiern und Geldhülfe, um welche Ferdinand bat, ſchlug er rund ab. Höchſtens verſprach er, ſeinem fürſtlichen Schwager gegen genugſame Verpfändung einiges Geld vorzuſtrecken [2]). Dieſes Verfahren des Baiern iſt nicht ſchwer zu erklären. Maximilian fand ſeinem Vortheile angemeſſen, daß die böhmiſchen Aufrührer ſo weit als möglich gehen, daß die katholiſche Religion aufs Aeuſſerſte bedroht, und das habsburgiſche Haus in die tiefſten Verlegenheiten geſtürzt werde. Denn nur auf dieſem Wege ſchmeichelte er ſich den glühenden Wunſch ſeines Herzens zu erreichen: die katholiſchen Reichsſtände, aus denen die nun faſt eingeſchlafene Liga beſtand, ſollten durch die drohende Gefahr zu großen Anſtrengungen vermocht werden, und dagegen Oeſterreich, um den Preis der Rettung aus der fürchterlichſten Noth, den Eingriffen in die Leitung der Liga entſagen und dieſelbe völlig an Baiern überlaſſen. Namen und Schimmer der kaiſerlichen Krone gönnte Maximilian ſeinem Schwager Ferdinand II. von Herzen gern, aber die Macht im Reiche behielt er ſich allein vor.

Ferdinand kam auf ſeiner Frankfurter Reiſe den $^9/_{19}$. Juli 1619 nach München. Hier begann man ſich zu verſtändigen. Maximilian verſprach dem Erzherzog mit der ganzen Macht ſeines Hauſes und der Liga beizuſpringen, im Fall die Böhmen offen von den Unirten unterſtützt würden. Voll guter Hoffnung reiste Ferdinand nach Frankfurt ab. Dort waren die Kurfürſten oder ihre Bevollmächtigten bereits verſammelt, aber über Vorfragen der Wahl herrſchte doppelter Streit. Die weltlichen Kurfürſten, mit Einſchluß Kurſachſens, verlangten, erſt ſollen die böhmiſchen Händel beigelegt und dann die Wahl vorgenommen werden [3]). Anderer Seits hatten ſich drei böhmiſche Geſandte in Hanau bei Frankfurt eingefunden [4]) und gaben von dort aus an die Kaiſerwähler eine Beſchwerde ein, daß der Erzbiſchof von Mainz den Erzherzog Ferdinand zur Wahl eingeladen habe, da er doch nicht Kurfürſt ſey, denn das Königreich Böhmen, deſſen Kurſtimme Ferdinand abgeben wolle, gehöre ihm nicht. Wenn ihre Klage angenommen ward, ſo konnte die Wahl nicht vor ſich

[1]) Wolf IV, S. 207. — [2]) Derſelbe S. 208, Note 25. — [3]) Müller, Forſchungen III, 229 flg. Wolf IV, 218. — [4]) Senkenberg III, 338.

gehen. Denn mochten auch die geiſtlichen Fürſten ſich zu Gunſten Ferdinand's erklären, ſo wurden ihre Stimmen durch die drei weltlichen Wähler, Sachſen, Pfalz und Brandenburg aufgehoben, und die ſiebente Kurſtimme war durch den Einſpruch der Böhmen gelähmt. In dieſem kritiſchen Augenblicke gab wieder die Anhänglichkeit Sachſens an Oeſterreich den Ausſchlag. Johann Georg erklärte ſich ſowohl in Betreff unverweilter Vornahme der Wahl, wie wegen der ſiebenten Kurſtimme mit den drei geiſtlichen Kurfürſten einverſtanden [1]). Nun wurden die böhmiſchen Geſandten abgewieſen. Die Wahl gieng am $^{18}/_{28}$. Auguſt 1619 vor ſich. Kur-Trier gab zuerſt ſeine Stimme ab: „König Ferdinand, der Erzherzog Albrecht und der Herzog Maximilian von Baiern ſind der Kaiſerkrone gleich würdig; ich ſtimme für den Erſteren.“ Der Kurfürſt von Cöln nannte geradezu Ferdinand, indem er verſicherte, daß ſein Bruder der Herzog Max von Baiern die kaiſerliche Würde nicht ſuche Der pfälziſche Geſandte, der als der dritte ſtimmte, erklärte ſich im Namen ſeines Herrn Friedrich's V. für Maximilian, „als einen erfahrenen, verſtändigen und friedfertigen Fürſten, der ſein Land in gutem Frieden regiere und in keinen Krieg verwickelt ſey.“ Doch fügte der Geſandte bei, daß ſich ſein Gebieter der Wahl Ferdinand's nicht widerſetze, wofern die Mehrheit der Stimmen auf ihn fallen würde. Nun ſtimmten auch noch die beiden übrigen Wähler für Ferdinand, zuletzt dieſer ſelbſt, indem er den Rechten der goldenen Bulle gemäß, als Kurfürſt von Böhmen, ſich zum Kaiſer wählte. Die Wahl war einſtimmig. Teutſchland hatte wieder einen Kaiſer in der Perſon Ferdinand's II. Am 9. September 1619 erfolgte ſeine Krönung.

Aber während ihm die Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs die kaiſerliche Krone aufſetzten, verlor er die böhmiſche. Den $^{21}/_{31}$. Juli 1619 ſchloſſen die Stände von Mähren, Schleſien, der Lauſitz, ſogar von Ober- und Niederöſterreich einen ewigen Bund mit den Böhmen zu dem Endzwecke ab, gemeinſam die bürgerlichen und religiöſen Freiheiten jener Länder zu vertheidigen [2]). Den $^{7}/_{17}$. Auguſt 1619 ward hierauf Ferdinand I. „als Erbfeind der Gewiſſensfreiheit, als Sklave Spaniens und der Jeſuiten, als ein Menſch, der die Drangſale des Kriegs über Böhmen gebracht, die böhmiſche Krone durch ſchlechte Künſte erſchlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen habe“, aller Anſprüche auf den Thron von Böhmen verluſtig erklärt [3]).

An dieſen folgenſchweren Beſchlüſſen der böhmiſchen Stände hatte der

---

[1]) Müller III, 233 flg. Wolf IV, 219 flg. — [2]) Urkundlicher Nachweis bei Müller III, 198 flg. — [3]) Wolf IV, 225. Khevenhiller IX, 508 flg.

kurpfälziſche Geſandte Achatius von Dohna überwiegenden Antheil [1]). Außer ſeinen Einflüſterungen wurden die Böhmen auch durch holländiſche Ausſendlinge vorwärts getrieben. Der zwölfjährige Waffenſtillſtand, den die Freiſtaaten 1609 mit der Krone Spanien abgeſchloſſen, lief 1621 zu Ende, die Erneuerung des Kriegs ſtand alſo nahe bevor. Um nun die ſpaniſch öſterreichiſchen Waffen anderswo zu beſchäftigen, beförderten ſie eifrigſt die böhmiſche Empörung. Sie verſprachen den Ständen eine monatliche Unterſtützung von 50,000 Gulden, ein Anlehen von einer halben Million, und Zuſendung von Mannſchaft [2]). Zum Voraus wollen wir bemerken, daß die Holländer nachher, als das Feuer über Ferdinand's Feinde hereinſchlug, faſt nichts von ihren Verſprechungen erfüllten. Sie giengen mit den Böhmen um, wie in der Fabel der Affe mit der Katze. Auch noch bei einem zweiten Anlaß zeigte ſich holländiſcher Einfluß in Böhmen ſehr thätig. Nachdem die Abſetzung Ferdinand's ausgeſprochen war, mußte ſofort wegen Errichtung eines neuen Regiments Vorkehr getroffen werden. Mehrere Stimmen ſchlugen vor, nach dem Beiſpiele Hollands und der Schweiz, Böhmen in einen Freiſtaat zu verwandeln [3]). Dieß iſt die zweite Spur einer demokratiſchen Verbrüderung, die ſich damals über Europa verzweigte [4]). Doch bald ließ man dieſen Vorſchlag als unausführbar fallen, und beſchloß einen neuen König zu wählen. Auch die dem Königthum Abgeneigten konnten ſich um ſo leichter zu der Aenderung verſtehen, da die Punkte [5]), welche man bei Abſchließung des ewigen Bündniſſes zwiſchen Böhmen und den im Aufſtand mitbegriffenen Provinzen als Grundlage künftigen Regiments entworfen hatte, die Gewalt Deſſen, der an die Stelle Ferdinand's treten ſollte, zu einem Schatten herabdrückten. Vier Bewerber kamen ſofort in einer für die Königswahl anberaumten Verſammlung der Stände den $^{16}/_{26}$. Auguſt in Vorſchlag: der König von Dänemark, der Herzog von Savoyen, die Kurfürſten von Sachſen und Pfalz. Die beiden erſten hatten keinen ernſtlichen Anhang; Kurfürſt Johann Georg von Sachſen wies die Wahl zurück, obgleich faſt alle Lutheraner Böhmens ihm ihre Stimme geben wollten [6]). So blieb nur Friedrich V., der Mitanſtifter des böhmiſchen Aufſtandes übrig. Den $^{17}/_{27}$. Auguſt — gerade einen Tag vor Ferdinand's Kaiſer-Wahl — wurde er mit großer Stimmenmehrheit zum Könige erkoren.

Die Hülfsmittel dieſes Fürſten waren nicht unbedeutend. In Betreff

---

[1]) Müller a. a. O. S. 156 flg. 208 flg. — [2]) Ebendaſ. S. 56 flg. 159. — [3]) Wolf a. a. O. IV, 225. — [4]) Siehe oben S. 277. — [5]) Khevenhiller IX, 453 flg. — [6]) Müller a. a. O. S. 209 flg.

ſeiner Hausmacht ſtand er wenigen Mitgliedern der hohen teutſchen Ariſtokratie nach, er war zugleich das Haupt der teutſchen Union, Vetter des Herzogs von Baiern, Eidam des Königs Jakob von England, Neffe des Oraniers Moritz. Weit unter ſeinen politiſchen Hülfsmitteln ſtanden jedoch ſeine geiſtigen Fähigkeiten. Man rühmte an Friedrich V. eine wahrhaft fürſtliche Freigebigkeit, und ein heiteres, leutſeliges Weſen, — Eigenſchaften, die bei einer gefüllten Kaſſe und bei der Jugend des Prinzen nicht hoch anzuſchlagen ſind — Friedrich V. hatte eben das vierundzwanzigſte Lebensjahr angetreten. Nach ſeinem Sturze wird ſeine Standhaftigkeit gefeiert. Aber als einen Mann von geſundem Verſtande zeigte er ſich weder vor noch nach dem Unglück. Friedrich V. war ein verzärteltes Schooßkind des Glücks; zu einem lebensluſtigen Landedelmann geboren, taugte er nicht zum Verfechter einer durch Empörung errungenen Krone. Das Beiſpiel ſeines Vaters und die Rathſchläge des Fürſten Chriſtian von Anhalt hatten den Zunder der Ehrſucht in ſeine ſchwache Seele geworfen. Letzterer ſchmeichelte ſich durch Erhebung Friedrich's, den er völlig beherrſchte, ſeine eigene Größe zu bauen.

Friedrich V. befand ſich eben zu Amberg in der Oberpfalz, nicht fern von der böhmiſchen Gränze, als er durch ſeinen Geſandten in Prag, Achatius von Dohna, die Kunde von der Entthronung Ferdinand's und von ſeiner eigenen Wahl zum Könige von Böhmen erhielt. So lange er auch nach dem Kampfpreiſe geſtrebt, der ihm jetzt angeboten wurde, war er dennoch betroffen, als er das erſehnte Ziel ſeiner Wünſche, die Krone Böhmens, zu ſeinen Füßen gelegt ſah. Bei fremder Einſicht ſuchte er Rath. Gleich nach der Entthronung Ferdinand's wurde ein Geſandter nach England geſchickt. Es ſchmeichelte dem Stolze Jakob's, eine Königskrone auf dem Haupte ſeines Eidams zu ſehen, aber eben derſelbe Fürſt war Bekenner der Lehre vom göttlichen Rechte der Könige. Die natürliche Habſucht gerieth mit der Theorie in ſchweren Kampf. Jakob I. verſprach nur in dem Falle Hülfe, wenn Friedrich mit eigenen Mitteln ſich des Beſitzes von Böhmen verſichern könnte [1]). Auch viele Mitglieder der Union riethen ab, vielleicht aus guter Abſicht, vielleicht aus Neid über die ſchnell aufſchießende Größe des Kurpfälzers. Friedrich wandte ſich ſogar an den Herzog von Baiern um guten Rath. Maximilian antwortete in gemeſſenen Ausdrücken: „die Losreißung Böhmens von dem Hauſe Oeſterreich werde die größte Erſchütterung von ganz Teutſchland zur Folge haben.“ Wie leid wäre es dem Baier geweſen, wenn das Schlachtopfer, das er bereits umgarnte, auf dieſe Warnung gehorcht hätte! Zu

[1]) Quelle: Ueber dieſes und das Folgende Wolf a. a. O. IV, 226 flg.

dem abmahnenden Rufe der Heuchelei oder des Neides geſellte ſich auch der aus tiefem Herzen kommende Ton mütterlicher Beſorgniß. Friedrich's Mutter, Luiſe Juliane, aus dem Stamme der Oranier, des berühmten Wilhelm Tochter, rieth dringend ab. „Nur Eiferſucht und Haß," ſagte ſie mit Thränen in den Augen zu ihrem Sohne, „wird die Folge dieſer Erhebung ſeyn, deine Kräfte ſind den Hülfsmitteln deiner Feinde nicht gewachſen, auf Bündniſſe darfſt du nicht bauen, bald wird ſich der böhmiſche Streit in einen Religionskrieg verwandeln, alle katholiſchen Mächte werden für Oeſterreich waffnen, ja der Pabſt wird alle Könige und Nationen zum Schutze Ferdinand's und zur Unterdrückung des pfälziſchen Hauſes, gleichſam wie zu einem Kreuzzuge, vereinigen."

Aber anderer Meinung als die Mutter war die Gattin Friedrich's, Eliſabeth, Tochter des Königs Jakob von England. Sie trieb den Kurfürſten vorwärts.[1]) In gleichem Sinne ſtimmten viele ſeiner hohen Beamten, beſonders der gelehrte Camerarius. Es half dieſem Manne jetzt Nichts, in den Geiſt der Alten eingedrungen zu ſeyn, Thucydides, Polyb und Tacitus gut zu verſtehen. Sich ſelbſt, ſeinen Gebieter, und die Umſtände verkennend, rieth er zur Annahme des gefährlichen Geſchenks.[2]) Wenn noch irgend ein Bedenken in der Seele des Kurfürſten übrig blieb, ſo wurde es vollends zerſtreut durch die geiſtlichen Zuſprüche ſeines Hofpredigers Abraham Scultetus. Dieſer Menſch ſtellte ſeinem Gebieter vor, daß es heilige Gewiſſenspflicht ſey, dem wahren Glauben — dem des Genfers — durch Annahme der böhmiſchen Krone den Sieg zu verſchaffen. Konnte Friedrich V. länger zaudern, wenn ein angeblicher Herold des Himmels die ehrgeizigen Wünſche ſeines unbewachten Herzens gut hieß? Er ſchlug ein, und zwar um ſo getroſter, weil eben die Nachricht einlief, daß der Fürſt Bethlen Gabor von Siebenbürgen, welcher in Ungarn und Oeſterreich eingefallen war, das Haus Habsburg an den Rand der Grube gebracht habe.

Friedrich reiste Ende September von Heidelberg ab, empfing zu Waldſaſſen, an der Gränze von Böhmen und der Oberpfalz, die erſte Huldigung ſeiner neuen Unterthanen, und hielt den $^{21}/_{31}$. Oktober ſeinen feierlichen Einzug in die Mauern Prags. Mit außerordentlichem Pompe wurde er den $\frac{\text{25. Oktober}}{\text{4. November}}$ gekrönt. Die Nation trug ihre Reichthümer zur Schau, um den König ihrer Wahl zu ehren. Das Glück lächelte auf allen Seiten, Schleſien und Mähren folgten dem Beiſpiele Böhmens und huldigten gleichfalls. Die Reformation triumphirte in

[1]) Söltl, der Religionskrieg in Teutſchland I, 153. — [2]) Senkenberg a. a. O. III, 376.

den meiſten Kirchen des Landes, der Graf von Thurn machte in Oeſtreich glänzende Fortſchritte. Mehrere auswärtige Staaten, Dänemark, Schweden, Holland, Venedig, die Mitglieder der Union erkannten den neuen König an[1]). Aber bald zogen ſich trübe Wolken zuſammen. Die erſte Enttäuſchung erfuhr Friedrich auf dem Tage zu Nürnberg, wohin die Unirten für den November berufen waren. Friedrich hatte ſeine hauptſächlichſte Hoffnung auf den Beiſtand der Union geſetzt, deren Haupt er ſeit langer Zeit geweſen. Er wurde jetzt inne, daß die Verbündeten nicht mehr dieſelbe Geſinnung gegen den neu gekrönten König von Böhmen hegten, wie früher gegen den bloßen Kurfürſten von der Pfalz. Die Erhebung Friedrichs konnte von den unirten Proteſtanten aus einem ſehr verſchiedenen Geſichtspunkte angeſehen werden, aus einem für die Intereſſen des neuen Königs von Böhmen ſehr günſtigen, aber auch aus einem ungünſtigen. Der ſo lange aufs eifrigſte gehegte Wunſch, daß die Uebermacht im Reiche ſich entſchieden auf Seiten des neuen Glaubens wende, ſchien nun erreicht. Wenn man Friedrich V. unterſtützte, wenn er ſich in Böhmen und den andern mit Böhmen verbündeten Ländern hielt, ſo konnte Ferdinand unmöglich die Kaiſerwürde behaupten, vielmehr mußte auch dieſe Krone dem Beſitzer der böhmiſchen zu Theil werden Die neuliche Frankfurter Wahl war dann nur proviſoriſch und mit dem ephemeren katholiſchen Kaiſer hätten ſich die katholiſchen Stände auf Gnade oder Ungnade den Proteſtanten ergeben müſſen. Dieſes vorauszuſehende Reſultat bot den Unirten die glänzendſten Ausſichten dar; denn warum hätten ſie, mitten im anſcheinenden Glück, nicht denſelben Plan faſſen ſollen, den die Katholiken trotz ihrer ſchweren Bedrängniß eben damals verabredeten — die Gegenparthei zu erdrücken!! Aber die Sache bot noch eine andere Seite dar. Sollte man die Hände dazu reichen, daß ein Mitglied der Union, das bisher den Andern gleich geſtellt war, ſich an Macht und Rang weit über die frühern Kollegen erhebe, daß der Kurfürſt von der Pfalz durch die böhmiſche Revolution für ſich allein noch einmal ſo viel gewinne, als im glücklichſten Fall alle übrigen Unirten zuſammen? Gemeinſame Noth einer Geſellſchaft zwingt zur Eintracht, zu gemeinſchaftlichen Kraftäuſſerungen, während dagegen das auffallende Glück eines früher gleichgeſtellten Verbündeten die Uebrigen zur Mißgunſt verleitet. Der Neid ſpielt eine auſſerordentliche Rolle in der teutſchen Geſchichte, aber niemals eine merkwürdigere, als bei den vorliegenden Ereigniſſen.

Den $^{10}/_{20}$. November wurde die Verſammlung der Unirten in Nürnberg eröffnet[2]). König Friedrich von Böhmen kam in eigener Perſon,

[1]) Wolf IV, 268. — [2]) Senkenberg III, 402 flg. Wolf IV, 269 flg. 277.

aber viele andere eingeladene Fürſten blieben aus, Mehrere ſchickten blos Geſandte. Die, welche perſönlich erſchienen, brauchten die geringe Anzahl als Grund, um die Unterhandlungen von Vorne herein zu lähmen. Es hieß: „der große Kampf wegen Böhmens und für die evangeliſche Kirche Teutſchlands könne nicht begonnen werden, ehe ſämmtliche proteſtantiſche Stände des Reichs ohne Ausnahme ſich zu gemeinſchaftlichem Handeln vereinigt haben würden.“ Das hieß mit andern Worten Niemals. Denn wie wollte man ſo viele Machthaber, welche widerſprechende Zwecke verfolgten, unter einen Hut bringen! Beſonders hartnäckig widerſtrebten die Reichsſtädte, auf deren volle Geldſäcke man am meiſten gerechnet, der beantragten Aufſtellung eines mächtigen Heeres. Sollten ſie einen Theil ihrer Schätze zu Gunſten des Kurfürſten von der Pfalz, deſſen Erhebung ihnen keinen Kreuzer einbrachte, hergeben, ſollten ſie ihm zu Lieb ſich mit dem Kaiſer verfeinden und ihren Handel und Wohlſtand in Gefahr ſetzen! Die freie Reichsritterſchaft äußerte, zur Theilnahme aufgefordert, nicht mindere Bedenklichkeiten. Sollten wir uns gegen unſern Kaiſer und Landesherrn erheben, ſprachen ſie, obgleich ſie dieß ſtillſchweigend ſchon längſt durch die Theilnahme an der Union gethan hatten. Der Neid, der allen dieſen Triebfedern als Hebel diente, verſteckte ſich hinter die Maske des Religionseifers. Der alte Haß zwiſchen Lutheranern und Calviniſten wurde wieder aufgewärmt: „wenn auch der König von Böhmen durch Unterſtützung der Union triumphire, ſo komme der Sieg nicht der wahren, alleinſeligmachenden lutheriſchen Reform, ſondern der ſchweizeriſchen Unform zu gut.“ Endlich erſchien der Graf von Hohenzollern, Präſident des Reichhofraths, als kaiſerlicher Geſandter auf dem Bundestag, und forderte die anweſenden Unirten auf, ſich in den böhmiſchen Handel nicht zu miſchen, wogegen er baldige Abſtellung aller Beſchwerden zuſagte. Die Unirten antworteten, ſchon oft ſey ihnen dieß verheißen worden, Ferdinand möchte einmal die That ſprechen laſſen, vor Allem ſolle er die Liga beſtimmen, daß ſie die Waffen niederlege, wo nicht, ſo ſeyen auch ſie gezwungen, auf ihre Vertheidigung zu denken. So erklärten ſich die Sprecher des Bundes gegen den kaiſerlichen Geſandten; aber die Unirten faßten darum keinen entſcheidenden Beſchluß. Nachdem ſie bis tief in den Dezember hinein getagt, trennten ſie ſich ohne Reſultat. „Man werde in Abſicht auf Böhmen allenthalben gute Obacht halten,“ hieß es, auch verſprach man dem König von Böhmen ſeine Pfalz zu vertheidigen, im Fall dieſelbe von fremden Völkern angegriffen werden ſollte. Deſto mehr mutheten ſie auswärtigen Mächten zu. Holland, England, Frankreich, Savoyen und Venedig wurden aufs nachdrücklichſte gemahnt, ſich der teutſchen proteſtantiſchen Sache, welche die Unirten ſelbſt im Stiche ließen, mit

allem Eifer anzunehmen. An die Schweizer ſchrieben [1]) ſie: „keinem ſpaniſchen oder italieniſchen Volk den Paß nach Teutſchland zu geſtatten, damit des Reiches gemeine Freiheit unter dem Scheine der Religion nicht noch mehr gefährdet werde.“ Kurz es war jene wohlbekannte Gleißnerei, welche nicht die That, ſondern nur den Schein der Treuloſigkeit fürchtet, und hinter hohlen Worten des Eifers wirkliche Mißgunſt verſteckt. König Friedrich von Böhmen konnte ahnen, wie es mit ſeiner Sache ſtehe; aber ungebrochenen Muthes und noch voll Hoffnung gieng er nach Prag zurück. Wir müſſen ihn jetzt verlaſſen, um über die bisherigen Schritte der katholiſchen Parthei zu berichten.

Von Frankfurt weg war der neue Kaiſer nach München zurückgereiſt, um dort die Hülfsmittel zur Vertheidigung ſeiner Kronen zu finden. Währenddeſſen hatte Herzog Maximilian ſchon Ende Auguſt auf einem Bundestage zu Eichſtädt die Erneuerung der Liga eingeleitet, und zugleich die Frage in Anregung gebracht [2]), ob und wie man Oeſterreich helfen ſolle? In ſehr vorſichtigen Ausdrücken wurde daſelbſt die Hülfe unter gewiſſen Vorausſetzungen verheißen. Dieſer Fall war jetzt eingetreten, theils durch die Erhebung Friedrich's V. zum Könige von Böhmen, theils durch die neuſten Ereigniſſe in Ungarn und Oeſterreich. In demſelben Augenblick, wo Ferdinand in München weilte, ſtand Bethlen Gabor mit einem großen Heere an den Gränzen Oeſterreichs, nachdem er auf das Verlangen der Böhmen und mit Unterſtützung des Sultans das Unternehmen reiflich vorbereitet. Oberungarn war in ſeine Hände gefallen, eine Menge mißvergnügter Magyaren ſtrömte ſeinen Fahnen zu. Nicht minderes Glück begleitete ſeine Waffen in Niederungarn. Der Erzherzog Leopold, in Ferdinand's Abweſenheit kaiſerlicher Statthalter in den Erblanden, ſah ſich genöthigt, den Grafen Bucquoi zum Schutze der Hauptſtadt aus Böhmen zurückzurufen [3]). So ſtanden die Sachen während Ferdinand's II. Aufenthalt in München. Der Kaiſer, täglich durch neue Unglücksbotſchaften aus Wien geſchreckt, bat [4]) Maximilian, ſeinen Jugendfreund, ſeinen Schwager, in den dringendſten Ausdrücken um Hülfe, die er allein gewähren könne: „der Herzog möge doch die Leitung des katholiſchen Bundes mit unumſchränkter Gewalt übernehmen, er möge das Kaiſerhaus, den bedrohten katholiſchen Glauben retten.“ Selbſt Maximilian's nächſte Anverwandten vereinigten ſich mit dieſen Bitten. Der Herzog blieb kalt. Erſt als Ferdinand das Verſprechen gab, er werde die pfälziſche Kur dem neuen König entziehen und an Baiern übertragen, ließ

[1]) Pfiſter Geſchichte der Teutſchen IV, 445. — [2]) Wolf IV, 235 flg. — [3]) Khevenhiller IX, 685 flg. — [4]) Wolf IV, 253 flg.

Maximilian die Maske fallen. Den $\frac{28.\ \text{Septbr.}}{8.\ \text{Oktbr.}}$ 1619 wurde zwiſchen dem Kaiſer und dem Baiernherzog zu München ein Vertrag abgeſchloſſen, durch welchen Maximilian Alles erhielt, was er ſeit Jahren mit ſo viel Schlauheit und Verſtellung erſtrebt. Der Inhalt des Bündniſſes[1]) iſt dieſer: „Baiern übernimmt den Oberbefehl der Liga zur Rettung Oeſterreichs unter folgenden Bedingungen: 1) vor allen Dingen müſſen die Kriegsrüſtungen, ſie betreffen nun Geld, Soldaten oder andere Erforderniſſe, vollendet ſeyn. (Folglich konnte die verſprochene Hülfe erſt im nächſten Jahre geleiſtet werden.) 2) Der Herzog von Baiern iſt als Bundeshaupt durchaus frei und unumſchränkt, weder der Kaiſer noch irgend ein Prinz des öſterreichiſchen Hauſes darf ein Wort einreden, oder den Herzog an Ausübung ſeines Amtes hindern; auch dürfen Kaiſer und Prinzen nicht zugeben, daß irgend Jemand den Rechten des Herzogs Eintrag thue, vielmehr ſollen ſie ſeine unumſchränkte Gewalt auf alle Weiſe fördern. 3) Da dieſe Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich alle Gegner des Kaiſers, namentlich die Union, gegen den Herzog bewaffnen wird, ſo macht ſich Ferdinand für ſich und ſein Haus verbindlich, ohne Vorwiſſen oder Theilnahme Maximilian's dem Feinde weder einen Waffenſtillſtand zu geſtatten, noch Unterhandlungen mit demſelben anzuknüpfen, noch Frieden zu ſchließen. Zu derſelben Bedingung verpflichtet ſich ſeiner Seits Maximilian. 4) Der Herzog wird gerne ſeine vertragsmäßigen Beiträge in die Kaſſen der Liga leiſten. Da er aber als Bundesoberſter weit mehr Aufwand zu machen hat, als ein gewöhnliches Mitglied, da er ſich ferner großen Gefahren und vielfachem Verluſte ausſetzt, ſo verſpricht der Kaiſer und ſein ganzes Haus mit Verpfändung all ihrer Güter dem Herzoge ſowohl jeden Landſchaden, als auch alle und jede Unkoſten, die ſeinen ordentlichen Beitrag überſteigen, gemäß den von ihm vorgelegten Berechnungen zu erſtatten, einſtweilen aber und bis die Zahlung erfolgt, den vollen Werth der entrichteten Summen an Land und Leuten pfandweiſe einzuräumen. 5) Würde Maximilian ſeine Länder oder einen Theil derſelben durch dieſe Verbindung verlieren, ſo muß ihm der Kaiſer das Verlorene wieder erobern; ſollte es aber einem von Beiden, dem Kaiſer oder dem Herzoge, gefallen, noch vor Wiederherſtellung des Verlornen Frieden zu ſchließen, oder ſollte der Krieg zwar beendigt, der Frieden aber noch nicht vollſtreckt ſeyn, ſo giebt der Kaiſer und ſein Haus aus der Maſſe der öſterreichiſchen Staaten dem Herzoge ſoviel, als dieſer an bairiſchem Gebiete verloren hat. 6) Alle Theile des öſterreichiſchen Gebiets, die der Herzog den Feinden Habsburgs entreißt, ſollen ihm mit allen Nutzungen und Rech-

[1]) **Wolf IV, 256 flg. und Anhang S. 10 flg.**

ten ſo lange pfandweiſe überlaſſen bleiben, bis jeder Schaden und alle außerordentlichen Kriegskoſten an Baiern erſtattet ſind. Der Herzog und ſeine Erben werden bloß die Oberhoheit Oeſterreichs in dieſen, auf die beſchriebene Weiſe eroberten, habsburgiſchen Beſitzungen anerkennen. Doch ſind von letzterer Beſtimmung die Salz-, Mauth- und Bergwerks-Gefälle ausgenommen, ſofern nämlich die ſonſtigen Einkünfte zur Deckung des Herzogs hinreichen. Endlich 7) die Generale des Kaiſers ſollen den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Plänen unterrichten, auch mit demſelben über Alles Rückſprache nehmen."

Solche Bedingungen erzwingt man nur von einem unterworfenen Feinde, oder preßt ſie einem völlig verzweifelten Freunde ab. Ferdinand gab dadurch dem Baier das Recht in die Hände, ganz Oeſterreich auf ſeine Rechnung zu erobern, denn beinahe alle Provinzen des Kaiſerſtaats waren ja in feindlicher Gewalt. Maximilian konnte daher faſt das geſammte habsburgiſche Erbe pfandweiſe an ſich ziehen, und wie mochte der arme Kaiſer die Pfandſchaft wieder löſen? Nicht umſonſt hatte der Baier ſo lange gezaudert und die Sachen auf's Aeußerſte kommen laſſen. Erreicht war, was die Ehrſucht Maximilian's, noch mehr, was die Jeſuiten und der Pabſt eifrigſt gewünſcht und von Weitem her angelegt. Im Grunde gab es jetzt zwei Kaiſer in Teutſchland, der Eine, Ferdinand, beſaß Titel und Anſehen, welches mit der Kaiſerwürde verbunden iſt, der Andere, Maximilian, die Macht. Beide konnten Nichts ohne einander thun; denn weder mochte Maximilian ſeine Waffen ungehindert gebrauchen, ohne die Billigung Ferdinand's, noch konnte dieſer mit ſeinem Anſehen etwas ausrichten, ohne die Unterſtützung der bairiſchen Waffen. Ungehindert und frei war ihre beiderſeitige Kraftäußerung nur gegen die Proteſtanten, denn zum Kampfe gegen dieſe trieb ſie gemeinſchaftlicher Haß, gemeinſchaftliches Intereſſe. Aber ſo wie Einer von ihnen die bedeutende Macht, welche ihre enge Verbindung ſchuf, zur ungebührlichen Vergrößerung eines der beiden Häuſer gebrauchen wollte, ſo waren ſie gegenſeitig durcheinander beſchränkt. Aus natürlicher Eiferſucht würde weder Ferdinand zu einer übermäßigen Erhebung Baierns ſeine Zuſtimmung, noch Maximilian zu einem gefährlichen Wachsthum Oeſterreichs ſeine Waffen hergegeben haben. Wenn ſie auch das ganze proteſtantiſche Teutſchland unterjochten, ſo blieb bei dem Neide beider einem Dritten zu beſtimmen übrig, wem der Raub gehören ſolle. Dieſer Dritte war der Pabſt, oder beſſer, die Jeſuiten, die Gewiſſensräthe beider Vertragenden, des Baiern, wie des Habsburgers. Der abgeſchloſſene Bund konnte, ſo ſchien es, keine für die päbſtliche Hierarchie gefährliche Uebermacht in Teutſchland ſchaffen, das Reich blieb, wenn auch die Proteſtanten erdrückt wurden, in ſich

zerriſſen, und der Pabſt durfte alſo nicht fürchten, aus dem Regen in die Traufe zu gerathen. Einſt ſaßen auch zwei Kaiſer aus denſelben Häuſern auf Einem Throne, Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſterreich. Reiner Edelmuth, ſagt man, habe dieſe Doppelkrone geſchaffen. Hier war eine ähnliche Verbindung durch die eigennützigſte Berechnung geſchloſſen.

Ferdinand II. reiste Mitte Oktober nach Wien ab, um ſich für den Winter ſo gut als möglich mit den ſchwachen Mitteln ſeines Hauſes durchzuhelfen, bis im kommenden Jahre (1620) der Herzog mit den Waffen der Liga zu Hülfe eilen würde. Der Pabſt verwilligte ihm eine monatliche Beiſteuer [1]). Indeſſen rüſtete ſich Maximilian zu dem großen Schlage, der im folgenden Jahre geführt werden ſollte. Wie eine Spinne die ſchwache Mücke von allen Seiten umgarnt, ſo wob der Herzog von Baiern ein vierfaches Netz um den neuen König von Böhmen, ſeinen Verwandten: durch Aufſtellung eines großen ligiſtiſchen Heeres, durch den Einfall der Spanier in die Kurpfalz, durch Verſtrickung Kurſachſens, durch vertragsmäßige Auflöſung der Union. Anfangs Dezember 1619, während die Unirten noch in Nürnberg tagten, berief er die alten Mitglieder der Liga nach Würzburg [2]). Einen unerhört ſchnellen und kräftigen Aufſchwung nahmen die Verhandlungen. Der Bund war einiger als je. Man beſchloß eine Kriegsmacht von 21,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß auf die Beine zu bringen. Außerordentliche Geldmittel wurden bewilligt 100,000 Gulden des Monats übernahmen die rheiniſchen Mitglieder allein. Nach ähnlichem Verhältniß zahlten die übrigen, die verbündeten Städte, der Adel, die Klöſter, welche früher ſo wenig hatten geben wollen. Hier die Liſte von einigen Summen [3]): das Kloſter Weingarten erlegte 3360 Gulden, Ochſenhauſen 3584, Weißenau 1120, Kloſter Rott 1232, Schuſſenried 2240, Petershauſen 3696, Marchthal 1232, Elchingen 1232, Kloſter Urſin 1568, Roggenburg 700, Wettenhauſen 336, die Stadt Conſtanz 7000, die Stadt Schwäbiſch-Gmünd 5280, die Grafen Fugger 10,044 fl.; in gleichem Maaße die andern Mitglieder. Maximilian ſelbſt übernahm die größte Anlage. Der Beſchluß wurde gefaßt, daß im Falle der Noth bewegliche und unbewegliche Kirchengüter, Kleinodien und Silbergeſchirr nicht verſchont werden ſollten. Wie kam es, daß die ſonſt ſo ſparſamen Prälaten dießmal tief in die Taſchen griefen? Das hat der Schrecken vor den Unternehmungen des Kurfürſten von der Pfalz bewirkt, dieſer Schrecken, deſſen Ungrund Maximilian von Baiern allein kannte, den er aber eifrigſt zu ſteigern bemüht war! So trug es ihm denn nicht nur

---

[1]) Wolf IV, 354. — [2]) Wolf IV, 279 flg. — [3]) Wolf IV, 364. Note 31.

zu München, gegenüber von Ferdinand, ſondern auch bei den Ligiſten in Würzburg goldene Früchte, daß er durch wohlbedachtes Zaudern die Sache auf's Aeußerſte hatte kommen laſſen!

Ein öſterreichiſches Direktorium gab es hinfort in der Liga nicht mehr. Das rheiniſche, unter dem Kurfürſten von Mainz, dauerte fort, aber nur dem Namen nach. Die Leitung des Ganzen wurde einmüthig in die Hände Maximilian's niedergelegt. Ihm wurden die Unterhandlungen mit dem Ausland, ihm alle Anordnungen für Fälle, wo ſich zum Voraus Nichts beſtimmen ließ, anheimgegeben, ihm kam die Beſtallung der Oberoffiziere allein zu, ſeiner Fürſorge wurden endlich das Geſchütz, das Proviantweſen und die Spione überlaſſen. Neben den regelmäßigen Söldnern, deren Zahl oben angegeben, ſollten die Mitglieder der Liga noch eine Landwehr in ihren Gebieten aufſtellen, damit der Ausfall im Heere ſchnell erſetzt werden könne. Bamberg verſprach 8000 Mann, Würzburg 10,000, Eichſtädt 3000, Augsburg 3500, Kempten und Ellwangen je 1000 Mann aufzubringen. Der Herzog von Baiern ſelbſt hatte längſt, in kluger Vorausſicht der Dinge, die da kommen mußten, ſein ganzes Land in ein Heerlager umgewandelt [1]). Die Bauern, die Bürger wurden durch Drillmeiſter, welche in die Dörfer und Märkte vertheilt waren, im Gebrauche der Waffen geübt. Wer Bürger werden, wer heirathen wollte, mußte mit Ober- und Untergewehr vor der Behörde erſcheinen.

Man vergaß auch nicht, Geldhülfe bei auswärtigen Mächten zu ſuchen. Der Pabſt gab, wiewohl widerſtrebend, 200,000 Kronen, und verſprach das Doppelte, wenn einmal die Kriegsfurie losgelaſſen ſeyn würde [2]). Von Spanien erwartete man das Meiſte. Dieſe Macht ſollte, ſo wünſchten Ferdinand II. und Maximilian, 30,000 Mann aus Brabant heraufſchicken, um die Erblande des Kurfürſten anzufallen, während Maximilian mit dem Heere der Liga Friedrich V. ſelbſt in ſeinem neuen Wahlreiche vernichten würde. Wir ſetzen als bekannt voraus, daß die zwei Häuſer, Spanien und Oeſterreich, aufs innigſte mit einander verbunden waren, durch gemeinſchaftliche Abſtammung, durch denſelben Eifer für die alte Kirche, durch den insgeheim noch immer gehegten Wunſch, die Erbmacht beider Linien einſt wieder vereinigt zu ſehen, endlich durch die Hoffnung Spaniens, von Teutſchland aus, nachdem dort die Macht Habsburg gründlich befeſtigt worden, die abgefallenen Niederländer, dieſe Todfeinde Philipp's II., wieder zu unterjochen. Aber ſo natürlich der Hülferuf war, der von Wien aus nach Madrid erſcholl,

[1]) Wolf I, 280 flg. — [2]) Wolf IV, 354.

ſo ſchwer fiel es, ihm Gehör zu verſchaffen. Spanien, unter Karl V. der mächtigſte, reichſte Staat in Europa, war bereits am Ende der Tage Philipp's II. ſo tief herabgeſunken, daß dieſer König, der doch über die Schätze der neuen Welt gebot, kurz vor ſeinem Tode bei den Klöſtern herum betteln mußte, um leben zu können. Sein Sohn Don Philipp III., welcher damals regierte, machte das Uebel noch größer; ſeiner Thorheit war es vorbehalten, 600,000 Mauren, die gewerbfleißigen Ueberreſte der einſtigen Herrſchaft des Islam, aus der Halbinſel zu vertreiben. Miniſter, deren Unfähigkeit in richtigem Verhältniß zu den Eigenſchaften ihres Gebieters ſtand, regierten unter ihm. Maximilian's Geſandter in Madrid ſchrieb [1]) von dort nach München: „in Spanien iſt ein ſeltſam Regiment, dieſe Monarchie ſcheint mehr durch ein Wunder und beſondere göttliche Fürſehung, als durch Staatsmaximen regiert und erhalten zu werden. Den Günſtlingen des Königs fehlt es in Bezug auf die Geſchäfte an Witz ſowohl als an dem Berichte, daher geht Alles äußerſt langſam; ehe ſie einen Beſchluß faſſen, ſchreiben ſie bald in die Niederlande an den General Spinola, bald nach Teutſchland an den Grafen Ognate (damals ſpaniſchen Botſchafter in Wien). So geht die günſtige Gelegenheit ungenützt vorüber. Am meiſten vermag der Beichtvater des Königs, der aber gar nicht gut teutſch geſinnt iſt. Daher darf man ſich nicht viel auf Spanien verlaſſen, denn es geht hie zu Land faſt wie vor Dieſem in Ungarn, da ein einziger Mönch Alles regierte, und die ganze katholiſche Kirche dieſes Reichs an den Rand der Grube gebracht hat."

Ferdinand II, hatte ſchon früher den Grafen Khevenhiller, denſelben, der die Geſchichte ſeines Herrn beſchrieben, und dadurch Hauptquelle für den 30jährigen Krieg geworden iſt, als ſeinen Geſandten nach Madrid geſchickt. Mit den Bemühungen dieſes klugen und rechtſchaffenen Edelmanns vereinigte jetzt der bairiſche Agent Leuker die ſeinigen [2]). Der Herzog von Lerma, welcher Philipp III. 20 Jahre beherrſchte, war im Jahr 1618 durch Lerma's eigenen Sohn, den Herzog von Uzeda, unter Mitwirkung der Jeſuiten, geſtürzt worden. Dieſer regierte jetzt im Verein mit dem Pater Ludwig von Alliaga, welchen ſchon der ältere Lerma dem König zum Beichtvater gegeben [3]), ſeinen Herrn und Spanien. Durch den Kanal des Beichtvaters mußte gehen, was vor das königliche Ohr kommen ſollte. Aber Alliaga gehorchte dem Naturgeſetz, das faſt über alle Günſtlinge gebietet. Immer wird man finden, daß ſolche Menſchen den hohen Verwandten ihrer Fürſten offen oder insgeheim feind ſind. Denn je ſchwächer der Monarch iſt, deſto mehr wird der Zug der Natur,

---

[1]) Wolf IV, 348. — [2]) Derſelbe S. 347. — [3]) Man vergleiche Ranke, Fürſten und Völker I, 210 flg.

die Verwandtſchaft des Blutes bei ihm wirken, und dieſer fremde Einfluß ſteht nicht unter der Aufſicht jener Günſtlinge. Alliaga, Beichtvater des Königs und zugleich Großinquiſitor des Reichs, war der teutſchen Linie Habsburg abgeneigt. Dennoch konnte Khevenhiller nur mit dieſes Mannes Hülfe ſein Geſuch an den König bringen.

Merkwürdig iſt die von Khevenhiller ſelbſt berichtete[1]) Unterredung zwiſchen ihm und dem ſpaniſchen Prieſter. Lange hatte dieſer den teutſchen Grafen im Vorzimmer unter den Lakaien und dem Hausgeſinde warten laſſen. Endlich verliert Khevenhiller die Geduld und dringt hinein: „nicht nur die Bande des Bluts, ſondern das Heil der katholiſchen Kirche machen es dem ſpaniſchen Hofe zur heiligen Pflicht, meinen Gebieter Ferdinand II. kräftig zu unterſtützen; das Zögern Spaniens iſt uns noch nachtheiliger, als die Unternehmungen unſerer bitterſten Feinde. Wenn dieſes Zaudern nicht aufhört, wenn namentlich der Einfall in die Unterpfalz nicht beſchloſſen wird, ſo ſehe ich mich genöthigt, Madrid unverzüglich zu verlaſſen, um meinem Herrn zu melden, daß er vergeblich auf die Hülfe Spaniens hofft, und daß ihm nichts Anderes übrig bleibt, als ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf die ſpaniſche Linie, zu retten.“ Kalt erwiederte Alliaga: „der Herr Graf redet, als wenn die Feinde ſchon vor den Thoren Madrids ſtünden; Ihr mögt übrigens die Sache übertreiben, wie Ihr wollt, mehr als der König, mein Herr, bereits gethan hat, kann er nicht thun.“ „In dieſem Falle,“ entgegnete Khevenhiller, „wird es das Beſte ſeyn, wenn ſich der Kaiſer mit ſeinen Feinden ausſöhnt, und in Gemeinſchaft mit denſelben die auſſerſpaniſchen Beſitzungen Don Philipp's III. vertheilt. Die ſpaniſchen Kronen in Italien, Sicilien, Neapel, Mailand, ſo wie die Niederlande ſollen uns dann Erſatz dafür leiſten, was wir durch Spaniens Gleichgültigkeit in Teutſchland verlieren.“ „Hütet euch, Herr Graf,“ ſagte der Großinquiſitor, „daß Ihr euch nicht um den Kopf redet.“ Khevenhiller rief: „gerne würde ich wegen dieſer Worte das Leben laſſen; für die Wahrheit, für meine Liebe zu Oeſterreich hätte ich dann mein Blut verſpritzt, aber mit Euch, Herr Beichtvater, möchte ich dann nicht tauſchen, denn während ich die ewige Seligkeit genöße, würde für Euch der tiefſte Sitz in der Hölle, tiefer als für Luther und Calvin, bereitet ſeyn.“ Nach dieſer Unterredung fuhr Khevenhiller an den Hof zum Könige von Spanien und erzählte dem Monarchen Alles, was zwiſchen ihm und Alliaga vorgegangen war. Don Philipp ſey über und über roth geworden, berichtet Khevenhiller. Eine ſchnelle Entſcheidung wurde verſprochen. Doch bedurfte es noch

[1]) Annal. IX, 702 flg.

der ganzen Thätigkeit einiger ſpaniſchen Großen von der Gegenparthei des Herzogs von Uzeda, und des bairiſchen Agenten, um die Sache reif zu machen [1]). Erſt 1620 gieng der Befehl nach Brüſſel ab, daß Spinola mit ſeinem Heer zu gleicher Zeit, während der Herzog von Baiern gegen Böhmen marſchiren würde, die Kurpfalz überziehen ſolle.

Die nächſte Aufgabe war, den Kurſachſen auf die Seite der Liga herüberzuziehen. Denn wenn dieſer mächtige Fürſt ſich an Böhmen anſchloß, ſo ſtanden die Partheien wieder gleich und es war keine Entſcheidung zu hoffen. Kurfürſt Johann Georg glühte von Eiferſucht gegen den glücklichen Kurpfälzer. Wie? ſein Haus ſonſt das anerkannte Haupt der Proteſtanten ſollte die ſchnell aufgeſchoſſene Größe des einſtigen Collegen gleichgültig anſehen, ſollte gar Vaſallin ſeyn des neuen Königs von Böhmen — einige Gebietstheile von Kurſachſen waren böhmiſche Lehen. Auch hier miſchte ſich wieder erheuchelter Religionseifer ein, um die wahren Triebfedern der Habſucht und des Neides zu verhüllen. Der Hofprediger des Kurfürſten von Sachſen, Hoe von Hohenegg, ein geborner Oeſterreicher, deſſen Hände von Zeit zu Zeit mit kaiſerlichem Geld verſilbert wurden, hatte kurz vor der böhmiſchen Königswahl an den Grafen Schlik ein Schreiben erlaſſen, worin er dieſen böhmiſchen Magnaten bei allem was heilig iſt beſchwor, doch nicht zu geſtatten, daß der ſchweizeriſche Antichriſt, der Calvinismus, der noch viel ſchlimmer ſey, als der kaum abgeſchüttelte römiſche, ſich in Böhmen feſtſetze, und den allein wahren Glauben aus dieſem geſegneten Lande vertreibe. Dieſer Brief wurde nach der Erhebung Friedrich's V. bekannt gemacht, und gab Anlaß zu den beißendſten Spöttereien auf Koſten des ſächſiſchen Hofpredigers [2]). Nun kochte dieſer Rache und lag ſeinem Herrn, dem Kurfürſten von Sachſen, fortwährend in den Ohren, der beleidigten Religion Genugthuung zu verſchaffen. Johann Georg bedurfte nicht einmal dieſer Zureden, Kaiſer Ferdinand hatte bereits einen noch kräftigern Köder gebraucht. Ein Theil der böhmiſchen Beute wurde ihm vorgehalten: wenn der Kurfürſt in dem bevorſtehenden Kampfe Parthei für den Kaiſer ergreife und den Eindringling aus Böhmen verjagen helfe, ſollten ihm die beiden Lauſitzen pfandweiſe zu Theil werden. Kurz Ferdinand verſprach gegen den Kurfürſten eben ſo dankbar zu ſeyn, wie gegen den Herzog von Baiern. Iſt es ein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden der Urenkel des Kurfürſten Moritz dieſelbe Rolle, welche Letzterer unter Karl V. geſpielt, auf ſchmähligere Weiſe wiederholte! Die Liga näherte ſich dem

[1]) Wolf IV, 343 flg. Note 4. — [2]) Müller, Forſchungen III, 264 flg. Wolf IV, 319.

Kurfürſten Johann Georg ſchon während des Würzburger Bundestags. Der Landgraf Ludwig von Heſſendarmſtadt, durch Geſinnungsart und Verſchwägerung mit Kurſachſen eng verbunden, bot ſich als Unterhändler an, reiste nach Dresden und ſpäter, als ſeine Unterredung mit Johann Georg das erwünſchte Ziel erreicht, zu dem Erzbiſchof von Mainz, der katholiſcher Seits mit dem Geſchäfte beauftragt war [1]). Er brachte folgende, den Mitgliedern der Liga höchſt angenehme Botſchaft mit: „dem Kurfürſten von Sachſen gehen die böhmiſchen Unruhen ſehr nahe, er ahne entſetzliches Unglück, des Kaiſers Sache ſey offenbar gerecht, denn die Böhmen und ihre Verbündeten, die Unirten, hätten den Plan, das Haus Oeſterreich zu ſtürzen, dem Erbfeinde des Reichs, dem Sultan, Thor und Riegel zu öffnen, die Verfaſſung Germaniens umzuſtoßen, alle ihre Forderungen mit Gewalt zu ertrotzen. Es ſey die Pflicht der Kurfürſten, ſo wie aller getreuen Stände, das heilige römiſche Reich und ſein Oberhaupt gegen ſolche Gefahren zu ſchützen. Gerne würde Johann Georg den ſächſiſchen Kreis zur Unterſtützung des Kaiſers aufbieten; was ihm aber im Wege ſtehe, ſey die Befürchtung, beſonders der niederſächſiſchen Stände, daß die von ihnen in Beſitz genommenen Stifter und Kirchengüter vom Kaiſer zurückgefordert werden möchten. Der Erzkanzler des Reichs (Kur-Mainz) möchte daher bewirken, daß die Liga wie der Kaiſer den erwähnten Ständen ruhigen Beſitz ihrer geiſtlichen Güter zuſichere. Zum Zwecke näherer Verabredung werde es das Beſte ſeyn, wenn man ſich perſönlich beſpreche.“

Bald kam dieſe von Sachſen beantragte Zuſammenkunft zu Stande, ſie erfolgte im Märzmonat des Jahres 1620 in Mühlhauſen [2]). Die Kurfürſten von Cöln und Mainz einer- und von Sachſen anderer Seits erſchienen perſönlich. Herzog Maximilian ſchickte Geſandte. Freilich war den Katholiken, beſonders dem Baierfürſten, die Zuſicherung der geiſtlichen Güter ein ſchwerer Anſtoß, allein man fand einen Ausweg: „für jetzt und ſpäter ſollten die Inhaber der geiſtlichen Beſitzungen in den beiden ſächſiſchen Kreiſen auf keine Weiſe bedrängt noch gewaltſam beraubt werden.“ Die Abtretung war alſo keine ewige, ſondern nur bis auf gelegenere Zeiten. Zweitens wurde folgende unerläßliche Bedingung daran geknüpft: „daß die Innhaber beſagter Güter dem Kaiſer ſowohl bei den gegenwärtigen Unruhen in Böhmen, als auch in künftigen Gelegenheiten die unverbrüchlichſte Treue bewahren, und das Eigenthum der den Katholiken gehörigen geiſtlichen Güter gewiſſenhaft ehren wollen.“ Wie leicht mochte es geſchehen, daß dieſe ſtrenge Anforderung von den ſächſiſchen

[1]) Wolf IV, 320 flg. Müller a. a. O. S. 345 flg. — [2]) Wolf IV, 328 flg.

Ständen verletzt und alſo der Vertrag gebrochen ward! Wirklich iſt dieſer Fall nach wenigen Jahren eingetreten. Johann Georg war mit den geiſtlichen Kurfürſten, obgleich er von ihnen überliſtet wurde, ſo freund-brüderlich einverſtanden, daß die ganze Sache in fünf Sitzungen zu Ende gedieh. Und nun wurde ausgemacht, daß er zu gleicher Zeit Böhmen von Norden her überfallen ſolle, während Herzog Maximilian von Süden her in das Königreich einrücken würde.

Noch war übrig, den wichtigſten Verbündeten Friedrich's V., die Union, von ihm loszureißen. Maximilian brauchte zu dieſem Zwecke Drohungen und Waffen. Im Monat Juni 1620 ſetzten ſich 30,000 gute Soldaten der Liga von allen Seiten in Bewegung. Der Herzog von Baiern lagerte zwiſchen Günzburg und Lauingen [1]). Endlich war auch die Union aus ihrem Schlummer erwacht. Der König von England, Jakob, hatte ſich dazu verſtanden, zu Gunſten ſeines Eidams 4000 Mann nach Holland zu ſchicken, wogegen die gleiche Anzahl holländiſcher Soldaten zu den Unirten ſtoßen ſollte. Dieſe ſelbſt veranſtalteten Werbungen an verſchiedenen Orten und hielten einen Tag zu Ulm, wo ſie etwa 13,000 Mann unter dem Markgrafen von Brandenburg-Anſpach zuſammenzogen. Da die beiden Heere nur wenige Meilen auseinander ſtanden, erwartete man eine Schlacht. Dennoch endigte die Sache auf friedliche Weiſe. Die Krone Frankreich, ſeit langer Zeit Schutzherrin und Bundesgenoſſin der teutſchen Proteſtanten, vermittelte, freilich dießmal nicht zu Gunſten ihrer alten Schützlinge. Iſt König Ludwig XIII. wirklich von der Politik Heinrich's IV. abgewichen, oder glaubte er derſelben bloß eine neue Wendung geben zu müſſen? Es kann wohl ſeyn, daß man zu Paris fürchtete, Kurpfalz möchte durch die böhmiſche Königskrone ein entſchiedenes Uebergewicht in Teutſchland an ſich reißen, dem man nicht ſchnell genug vorbeugen könne, und daß man alſo dießmal die katholiſche Parthei unterſtützte, nicht um Oeſterreich vom Verderben zu retten, ſondern um das beliebte Gleichgewicht in Teutſchland, das heißt die Lähmung unſerer Nation im rechten Geleiſe zu erhalten. Die Vermittlung hatte erwünſchten Fortgang. Die franzöſiſchen Geſandten ſchrieben ihrem Gebieter Wunder was über das Anſehen Sr. Majeſtät über alle teutſchen Stände. Man unterhandelte einige Wochen hin und her. Herzog Maximilian forderte von den Unirten eine kategoriſche Erklärung darüber, ob ſie Krieg oder Frieden wollten. Dieſe betheuerten ihre friedſame Geſinnung, verlangten aber Beruhigung wegen der Gerüchte von Achtprozeſſen, die gegen unirte Fürſten im Werke ſeyn ſollen — ſchon auf dem Tage zu Mühl-

---

[1]) Wolf IV, 390 flg. Senkenberg III, 512 flg.

hauſen hatten [1]) die Katholiken einige Worte von Acht gegen Friedrich V. fallen laſſen — weiter ſprachen ſie den Wunſch aus, daß die katholiſchen Stände endlich einmal in gütlichem Vergleiche die alten Klagen der Proteſtanten heben und dadurch den Quell alles Unheils in Teutſchland verſtopfen möchten. Maximilian von Baiern antwortete: es ſey jetzt keine Zeit, ſich in weitläufige Erörterungen einzulaſſen, er verlangte eine bündige Erklärung. Zuletzt begnügten ſich die Unirten mit der Forderung, daß wenigſtens der Erzherzog Albrecht mit in den abzuſchließenden Frieden aufgenommen werde, indem ja dieſer Prinz ein Mitglied der Liga ſey. Die wahre Abſicht des Vorſchlags gieng dahin, den drohenden Anmarſch Spinola's zu verhindern. Denn Albrecht war, wie ſchon geſagt worden, ſpaniſcher Statthalter in den Niederlanden. Würde derſelbe dem Vertrage beigetreten ſeyn, ſo konnte er, nach der Unirten Meinung, die ſpaniſchen Völker nicht nach Teutſchland heraufſchicken. Maximilian widerſprach auch dieſem zweiten Anſinnen „weil der Erzherzog keineswegs der katholiſchen Liga zugethan, noch dem Würzburger Bundestage beigetreten ſey." Abermals gaben die Unirten auf den Antrag Würtembergs und Anſpachs nach. Den $\frac{23.\ \text{Juni}}{3.\ \text{Juli}}$ 1620 wurde zu Ulm folgender Vertrag zwiſchen Union und Liga abgeſchloſſen: „Völliger Friede ſolle zwiſchen beiden Bünden herrſchen. Kein Theil verweigert dem andern Durchzug der Truppen, wofern es nur auf rechtmäßige Weiſe geſchieht. Hingegen erſtreckt ſich dieſer Vertrag keineswegs auf Böhmen, die böhmiſchen Angelegenheiten ſind davon ausgeſchloſſen. Die Ausgleichung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten ſammt einigen andern Punkten ſoll auf bequemere Zeit aufgeſchoben ſeyn."

Maximilian hatte durch dieſen Vertrag, welcher Friedrich V. preisgab, ohne Kanonenſchuß einen glänzenden Sieg errungen. Wäre es vor Ulm zum Kampfe gekommen, ſo würde der Krieg, auch in dem freilich höchſt wahrſcheinlichen Falle, daß die Unirten augenblicklich unterlagen, eine andere Richtung genommen haben; denn dieſe mußten ſich dann, weil ihre Exiſtenz nach dem Siege der Liga handgreiflich bedroht war, kräftig erheben, und ſo hätte der König von Böhmen wahre Bundesgenoſſen an ihnen gefunden. Bedenkt man, wie entſcheidend der Ulmer Vertrag auf den Gang des ganzen 30jährigen Kriegs einwirkte, ſo erſcheint der Verſuch, näher in die Triebfedern der handelnden Perſonen einzudringen, gerechtfertigt. Neid über die frühreife, durch keine Thaten verdiente, Größe des Kurpfälzers war gewiß die Haupturſache Deſſen, was zu Ulm von Seiten der Unirten geſchah. Im Grunde ſpannen ſie hier bloß daſſelbe

---

[1]) Wolf IV, 334.

Gewebe vollends zu Ende, das ſie zu Nürnberg angezettelt. Allein es kamen noch andere Gründe mit ins Spiel. Friedrich V. war durch Annahme der böhmiſchen Krone, durch Verdrängung des deſignirten Königs angriffsweiſe gegen Oeſterreich verfahren, er hatte die Waffen zuerſt erhoben, und zwar ungerechte Waffen. Alle Welt wußte, daß er zum Theil mit Ausländern den Plan geſchmiedet, das Erbe Oeſterreichs zu zerreißen. Wie ein bleiernes Gewicht drückte dieſes böſe Bewußtſeyn die pfälziſche Sache und ſcheuchte viele von der Klaſſe der Gutmüthigen, die ſonſt aus Religionseifer ſeinen Fahnen gefolgt wären, von der Parthei des neuen Königs zurück. In Bürgerkriegen kommt auſſerordentlich viel darauf an, daß man das Recht oder doch den Schein deſſelben auf ſeiner Seite habe; denn hier iſt die Meinung faſt allmächtig, ſie ſpricht Verdammungsurtheile auch da aus, wo vielleicht die kalte hiſtoriſche Betrachtung, welche nicht die einzelnen Erſcheinungen, ſondern die treibenden Kräfte im Ganzen ſieht, anders entſcheidet. Ueberdieß kamen vielleicht vor Ulm auch ſilberne Triebfedern in Bewegung, wenigſtens behaupteten die Anhänger Friedrich's V., der Markgraf von Brandenburg-Ansbach ſey von der Liga beſtochen worden. Endlich — und dieß iſt ein Hauptgrund — machten ſich die Unirten eine falſche Vorſtellung von der damaligen Lage Teutſchlands. An den alten Schlendrian des heil. römiſchen Reichs gewöhnt, glaubten ſie nicht, daß es ſo ſchnell zu extremen Schritten kommen werde, noch daß ſie in dem Vertrag nicht bloß einen beneideten Bundesgenoſſen preisgegeben, ſondern ſich ſelbſt verlaſſen hätten. Die Unbeſonnenen ahnten noch nicht, welch' entſchiedener Geiſt ſeit Ferdinand's Erhebung die Katholiken beſeelte. Alles, was ſie dem verrathenen Friedrich verſprachen, war, ſeine Erblande gegen den Anfall der Spanier ſchützen zu wollen. Allein auch dieſes Verſprechen haben ſie möglichſt ſchlecht gehalten, wie wir ſpäter ſehen werden.

Nachdem Maximilian ſeinen Rücken und Baiern durch den Ulmer Vertrag gedeckt, ſtand er den $^{7}/_{17}$. Juli bereits an der bairiſch-öſterreichiſchen Gränze zu Schärding am Innfluſſe. Ein beträchtlicher Theil der ligiſtiſchen Truppen folgte ihm auf dem Fuße. Andere Schaaren zogen nach. Das ganze Heer der Liga belief ſich zu Anfang des Feldzugs auf 30,000 Mann, nämlich 3400 Küraſſiere und 2100 Archibuſen-Reiter, oder Schützen zu Roß, unter 14 Oberſten, worunter wir nur den berühmten Pappenheim namhaft machen, der damals ein Fähnlein von 200 Geharniſchten führte. Das Fußvolk betrug 24,500 Mann[1]. Ein glänzendes Gefolg begleitete den Herzog, Edelknaben aus den vornehmſten

[1] Khevenhiller IX, 888 flg. Wolf IV, 408.

Häuſern, unter Andern auch neun Jeſuiten, befehligt von dem Beichtvater und Gewiſſensrathe Johannes Buslidius [1]). Von Wien aus hatte man den Wunſch ausgeſprochen [2]), daß Maximilian unmittelbar in Böhmen einfallen möchte. Allein der Herzog wollte vermuthlich aus demſelben Grunde, warum man ihm kaiſerlicher Seits einen andern Weg vorſchlug, den abgerathenen Pfad betreten und Oberöſterreich, das noch in Waffen gegen den Kaiſer ſtand, zuerſt angreifen. Denn vermöge des Rechts, welches ihm der erſte Artikel des Münchner Vertrags in die Hand gab, gedachte er jene ihm ſo wohlgelegene Provinz als Unterpfand der bereits ausgelegten Kriegskoſten zu beſetzen. Ehe wir ihm nach Linz folgen, müſſen wir zuvor unſer Augenmerk auf die bisherigen Ereigniſſe in Böhmen und Oeſterreich richten.

Als Kaiſer Ferdinand II. am 1. November 1619 von München nach Wien zurückkam, fand er ſeine Hauptſtadt von Feinden umringt. Wir haben oben berichtet, daß Bucquoi aus Böhmen zurückgerufen worden war. Graf Thurn folgte ihm mit dem böhmiſchen Heere auf dem Fuße; bald vereinigte er ſich mit Bethlen Gabor, der indeſſen ganz Ungarn erobert hatte, in Preßburg zum König gewählt worden war, und nun vor Wien zog. Eine ungeheure Maſſe Feinde [3]) lagerte um die Kaiſerſtadt, verwüſtete die Umgebungen, ſchnitt die Zufuhren ab. Der Fall Wien's ſchien unvermeidlich. Aber das Glück rettete den Kaiſer auch dießmal. Die rauhe Witterung, Mangel an Geld und Lebensmitteln, beſonders die Wendung, welche die ungariſchen Angelegenheiten nahmen, bewogen Bethlen Gabor und Thurn, Oeſterreich unverrichteter Dinge zu verlaſſen. Thurn gibt in einem Briefe vom $^6/_{16}$. Dezember ſelbſt folgende Gründe [4]) des unvermutheten Rückzugs an: „Wollten wir noch weiter gehen, ſo hätten wir die Vorſtädte Wien's verbrennen und dadurch viele Tauſend Evangeliſche in Verzweiflung ſetzen müſſen. Nicht minder iſt uns das Regenwetter hinderlich geweſen, das die Ströme angeſchwellt hat, deßgleichen dreifacher Mangel 1) an Proviant, 2) an Geld, deſſen Ausbleiben die Soldaten gar widerſpenſtig gemacht, 3) Mangel an Munition, auch andere Urſachen mehr, welche beſſer mündlich als ſchriftlich anzudeuten." Mit letztern geheimnißvollen Worten deutet Thurn unſeres Bedünkens an, daß Bethlen Gabor den Kaiſer Ferdinand bloß ſchwächen, keineswegs aber dem neuen König von Böhmen durch die Eroberung Wiens

---

[1]) Wolf IV, 409. — [2]) Man vergl. den Brief bei Wolf IV, 405, Note 1. — [3]) Bethlen Gabor rühmt ſich in einem Briefe an den Sultan, 60,000 Mann vor Wien geführt zu haben, Khevenhiller IX, 698. Thurn's Heer wird auf 20,000 Mann geſchätzt; Senkenberg III, 597. Ich halte beide Zahlen für übertrieben. — [4]) Wolf IV, 265.

den ruhigen Beſitz Oeſterreichs verſchaffen wollte, da Friedrich V. ſonſt ein allzumächtiger Nachbar Ungarns geworden wäre. Auch nach Bethlen's Abzuge blieben die Ober- und Nieder-Oſterreichiſchen Stände im Aufruhr gegen den Kaiſer. Doch wurde die Mehrzahl der letzteren aus Furcht vor den polniſchen Koſaken, welche König Sigismund dem Kaiſer zu Hülfe geſendet [1]), und welche fürchterliche Grauſamkeiten im Lande begiengen, noch vor Maximilian's Ankunft, den $^{3}/_{13}$. Juli 1620 zur Huldigung vermocht, nachdem ihnen vorher der Fortbeſtand ihrer *religiöſen* Freiheiten zugeſichert worden war [2]). Die Oberöſterreicher dagegen hatten die Waffen noch nicht niedergelegt, als das Heer der Liga auf ihrer Gränze erſchien.

Was Böhmen betrifft, ſo mußte Friedrich mit allen Uebeln kämpfen, die von einer geſchenkten Krone unzertrennlich ſind. Als die Böhmen ihn wählten, ſchmeichelten ſie ſich mit der Hoffnung, daß der Kurfürſt von der Pfalz unerſchöpfliche Schätze mit ſich bringen und mit vollen Händen austheilen werde. Der Steuern, die ſie ungern an Oeſterreich bezahlt, hofften ſie enthoben zu ſeyn. Aber bald war das pfälziſche Geld vergeudet, die Summen, welche man von dem reichen Schwiegervater Friedrich's aus England erwartete, wollten nicht kommen, und da die Stände hartnäckig zauderten, die leeren Kaſſen zu füllen, ſo entſtand die größte Verwirrung. Das Heer war ohne Bezahlung, ohne Schuhe und Kleider, für die Feſtungen wurde nicht geſorgt. Zwei Monate vor der Schlacht bei Prag beliefen ſich die Soldreſte auf die ungeheure Summe von 6½ Millionen Gulden [3]). Die Soldaten gehorchten daher ihren Offizieren nicht, fielen in der Noth über die Bauern her, und mißhandelten dieſe fürchterlich. Alle Heeresberichte aus jener Zeit ſind voll der bitterſten Klagen. So ſchrieb [4]) ein Hauptmann aus Pilſen unter dem 26. März / 5. April 1620 an den Fürſten von Anhalt: „Wir rüſten uns allhier in Pilſen, ſo gut wir können, allein es mangelt uns an Nichts, als an Allem, was wir bedürfen." Selbſt in der Hauptſtadt Prag herrſchte Anarchie. Zu Ausgang des Jahres 1619 wurden täglich einige Menſchen auf den Straßen ermordet [5]). War auf dieſe Weiſe Volk und Heer von Zuchtloſigkeit angeſteckt, ſo nahm daſſelbe Uebel noch einen gefährlicheren Charakter bei den hohen Offizieren an. Graf von Thurn, der Held der böhmiſchen Revolution, hatte ſich Rechnung gemacht, entſcheidenden Einfluß auf den neuen König auszuüben, da Thurn es eigentlich war, der Friedrich erhoben. Ebenſo rechnete der Graf von Mannsfeld. Beide täuſchten

---

[1]) Siehe oben Seite 131. — [2]) Wolf IV, 418. Khevenhiller IX, 1034 flg. 1064. — [3]) Müller, Forſchungen III, 288. — [4]) Wolf IV, 370, Note 2. — [5]) Derſelbe S. 369, Note 1.

ſich, denn Friedrich V. brachte ſeine Günſtlinge ſchon aus Teutſchland mit. Der Fürſt Chriſtian von Anhalt galt alles, neben ihm ſtand der Graf von Hohenlohe an der Spitze des Heeres. Und wie ließ ſich der erſtgenannte Herr für ſeine Dienſte bezahlen! Chriſtian von Anhalt empfieng einen Monatsſold von 12,000, außerdem bei jedesmaligem An- und Abzuge — denn er hatte viel im teutſchen Reiche zu thun — weitere 10,000. Sein Jahresgehalt betrug alſo gegen 180,000 Gulden [1]). Iſt es ein Wunder, wenn die zurückgeſetzten böhmiſchen Herrn in wilder Eiferſucht gegen die bevorzugten Teutſchen entbrannten, welche nur dazu gekommen ſchienen, um das Mark des Landes auszuſaugen. Nebenbei begieng der neue Hof in religiöſen Dingen gefährliche Mißgriffe. Friedrich V. hatte vor ſeiner Krönung den böhmiſchen Ständen freie Uebung ihres Glaubens zugeſichert, und in der That gebot ihm der geſunde Menſchenverſtand und ſein eigener Vortheil, den Lutheranern wie den Katholiken, die noch im Lande waren, die zarteſte Schonung zu beweiſen. Leider glaubte ſich der eifrige Hofprediger Abraham Scultetus nicht an ſolche weltliche Rückſichten gebunden. Kaum konnte er die Gelegenheit erwarten, um das geſegnete Böhmen dem Rachen des Pabſtthums und des faſt noch ſchlimmeren Lutherthums zu entreißen. Vor Weihnachten 1619 wurde die Domkirche zu Prag den Katholiken weggenommen, und auf helvetiſche Weiſe eingerichtet, das heißt aller Bilder, alles Schmuckes beraubt, daß nur die nackten Wände da ſtanden. Und zwar geſchah dieß nicht in der Stille. Mit lärmendem Ungeſtüm wurden die Gemälde, auch ein Chriſtus am Kreuze, hinausgeworfen, die Altäre niedergeriſſen, die Knochen der Heiligen, die in den katholiſchen Kirchen mit Gold und Edelſteinen geſchmückt prangen, behandelte man als götzendieneriſchen Unrath. Nach dieſer Vorbereitung ſtieg der hochwürdige Abraham Scultetus auf die Kanzel, und zeigte in einer Rede, wie ſolche Reinigung des Tempels eine gute, löbliche That, und dagegen die Verehrung der Bilder eine fluchwürdige Abgötterei ſey [2]). Gerüchte liefen um, daß es im Werke ſey, die gleiche Neuerung auch in den Landkirchen Böhmens einzuführen; glücklicher Weiſe verhinderten Thurn und andere vernünftige Männer das verkehrte Vorhaben. Doch war bereits genug geſchehen, um beſonders die Lutheraner aufs tiefſte zu erbittern. In einem Briefe, den der königliche Sekretär Moriz damals nach Heidelberg ſchrieb, heißt [3]) es: „über die Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſts (in der Hauptkirche von Prag) ſeufzen die armen, blinden Papiſten, doch ſchweigen ſie, aber die lutheriſchen Schreier ſtellen ſich faſt

---

[1]) Müller a. a. O. S. 288. — [2]) Wolf IV, 372. Müller a. a. O. S. 286 flg. — [3]) Wolf IV, 373, Note 7.

gar raſend, und murren öffentlich dawider.“ Man kann aus dieſen Proben erſehen, daß Friedrich V. zu keinem Revolutionskönige taugte. Wenden wir uns wieder zum Heere der Liga.

Ehe Maximilian die Gränzen Oberöſterreichs überſchritt, erließ er ein Schreiben [1]) an den Kaiſer, worin er die große Wichtigkeit der Dienſte, die er dem Hauſe Habsburg zu leiſten im Begriffe ſtand, noch einmal ſehr entſchieden geltend machte, und zugleich als teutſcher Reichsſtand Beſchwerden vorbrachte: „Hoffentlich werde Oeſterreich und Spanien nie vergeſſen, was Baiern für den Kaiſer thue. Die Regierungen von Ober= und Niederöſterreich hätten ſich bisher öfter gegen verſchiedene Stände des Reichs, katholiſche wie proteſtantiſche, in einem ſehr anmaßenden Tone ausgelaſſen. Solchem Unfug möchte der Kaiſer in Zukunft ſteuern. Aehnliche Klagen erhebe man gegen den Reichshofrath. Der Herzog erſuche daher den Kaiſer, zu bewirken, daß dieſer hohe Gerichtshof die unnöthige Verlängerung der Prozeſſe, wie auch Partheilichkeit der Beſchlüſſe in Zukunft vermeide.“ Indeſſen war eine Geſandtſchaft der erſchreckten öſterreichiſchen Stände im bairiſchen Lager erſchienen. Unter Betheuerungen ihrer freund=nachbarlichen Geſinnung gegen den Herzog, flehten ſie, er möchte ſein Heer von ihren Gränzen wegführen [2]). Maximilian antwortete: in den nächſten Tagen würden Abgeordnete von ihm in Linz erſcheinen, und dort den Ständen Oeſterreichs die Abſichten ſeines Anmarſches kund thun. Dieſe Geſandte ließen nicht lange auf ſich warten. In Linz legten ſie den Ständen eine Vollmacht ihres Herrn vor, worin es hieß: „Maximilian komme, um die vielfach verletzten Rechte des Kaiſers wieder herzuſtellen; die Stände müßten daher dem Herzog gehorchen, wie dem Kaiſer ſelbſt, die Päſſe öffnen, alle Feſtungen abtreten, ihre Bundesurkunden ausliefern, und dem Herzoge von Baiern, als Stellvertreter des Kaiſers, den Eid der Treue ſchwören. Wer gehorche, habe Gnade zu erwarten, gegen Widerſpenſtige werde man Gewalt brauchen.“ Binnen fünf Tagen ſollten ſich die Stände entſcheiden, ſie erbaten ſich jedoch acht Tage. Um den Worten der Geſandtſchaft deſto mehr Nachdruck zu geben, war bereits ein Theil des Bundesheers in das Land eingerückt. Tilly, Maximilian's Feldhauptmann, folgte mit der Hauptmacht. Schrecken gieng vor ihm her. Haufen von Bauern verſuchten Widerſtand, aber die blutige Rache, die an ihnen genommen ward, entwaffnete bald Alles. Mehrere wichtige Plätze wurden freiwillig übergeben, nur wenige fielen durch Gewalt. Als Maximilian noch etliche Stunden von Linz entfernt war, kamen ihm abermal ſtändiſche Geſandte entgegen [3]) mit der

[1]) Wolf IV, S. 409. — [2]) Daſ. S. 410 flg. — [3]) Daſ. S. 415 flg.

Erklärung: ſie ſeyen zum Gehorſam gegen den Kaiſer bereit, auch wollen ſie Linz und andere Orte übergeben, nur ſollten ihre Privilegien, beſonders in Betreff der Religion, von Neuem bekräftigt, auch die Verbindung mit Böhmen geſtattet werden. Der Herzog empfieng ſie freundlich, gab aber den Beſcheid, in Linz werde er ihre Anträge beantworten. Den
25. Juli / 4. Auguſt hielt er ſeinen Einzug in die Hauptſtadt Oberöſterreichs. Sogleich wurden alle Stände des Landes ohne Ausnahme aufgeboten, vor dem Herzog zu erſcheinen. Man forderte ihnen ein genaues Verzeichniß ihrer Truppen ab, und daß kein Soldat ohne des Herzogs Vorwiſſen entlaſſen werde. Die Stände gehorchten. Jetzt beantwortete Maximilian ihre früheren Anträge. „Gerne vernehme er ihre Bereitwilligkeit, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen, aber durch Nichts könnten ſie ihren Gehorſam beſſer beweiſen, als wenn ſie ihm, dem Herzoge, die verlangte Huldigung ſogleich ohne weitere Bedingungen leiſteten. Nicht minder müſſe er darauf dringen, daß ſie auf ihren Bund mit Böhmen verzichten. Wegen ihrer Privilegien könne er für ſeine Perſon Nichts entſcheiden, ſondern verweiſe ſie vielmehr an den Kaiſer, der ſicherlich gegen gehorſame Unterthanen bei der künftigen Erbhuldigung mit väterlicher Güte verfahren werde.“ Die beſtürzten Stände flehten wiederholt um Beſtätigung ihrer Religionsfreiheiten und des Bundes mit Böhmen. Vergebens! der Herzog gab ihnen, bereits in einem hohen Tone, noch zwei Tage Bedenkzeit, indem er jedoch zugleich verſicherte, daß die Huldigung, welche ſie ihm als dem Stellvertreter des Kaiſers leiſten würden, ihren ſonſtigen Rechten keinen Eintrag thun ſolle. Nun ſchwuren Prälaten, Herrn, Ritter und Städte den Eid der Treue, verzichteten auf den Bund mit Böhmen, und ließen überdieß ihre Truppen zum Heere der Liga ſtoßen. Dem Münchener Vertrage gemäß, nahm Maximilian hierauf Beſitz vom Lande ob der Ens, die Fortdauer der Ruhe wurde durch hinreichende Beſatzungen geſichert, aber zu gewaltthätigen Maaßregeln ſchritt er nicht, obgleich dieß der Kaiſer verlangte.

Ehe nemlich der Herzog in Linz eingezogen war, hatte Ferdinand von Wien aus das Anſinnen geſtellt [1], Maximilian möchte das Landvolk in Oberöſterreich entwaffnen, die alleinſeligmachende Religion mit Gewalt herſtellen, die evangeliſchen Prediger fortjagen, und die Urheber des Aufſtands zum heilſamen Schrecken für Andere hinrichten. Maximilian war gewiß ſo eifriger Katholik als der Kaiſer; in anderem Lande als gerade in Oberöſterreich hätte er wohl den Bitten Ferdinand's Folge gegeben. Aber dießmal ſiegte finanzielle Berechnung über den Glaubenseifer. Konnte der Herzog aus dem verpfändeten Lande einen

[1]) Wolf a. a. O. S. 413.

erklecklichen Nutzen ziehen, wenn die Einwohner durch die angerathene Religionsverfolgung zur Verzweiflung getrieben wurden, wenn die Reichſten unter denſelben, wie es damals ſo oft geſchah, dem Heerde ihrer Väter, um des Glaubens willen, den Rücken kehrten und auswanderten? Er entſchuldigte ſich daher gegen den Kaiſer mit folgenden Gründen. „Solche Maaßregeln würden den ohnehin verzögerten Marſch nach Böhmen noch mehr aufhalten, ſie würden die keineswegs unterdrückte Gährung in Oberöſterreich aufs neue anfachen, ſie würden endlich den Kurfürſten von Sachſen in dem Wahne beſtärken, als ob die Katholiken alle Gewiſſensfreiheit unterdrücken wollten." Die religiöſen Rechte des Landes blieben alſo ſchwebend, wie zwiſchen Himmel und Erde. Doch vergaß der Herzog nicht ihre Vernichtung vorzubereiten.

Während dieß an der mittleren Donau vorgieng, war Spinola mit einem wohlgerüſteten Heere von 25,000 Mann aus Brabant aufgebrochen und zog im Auguſt den Rhein herauf. Die Union, welche ihm Widerſtand leiſten und die Kurpfalz ſchützen ſollte, glich einem Sterbenden. Sie that ſo viel als Nichts ihn aufzuhalten; gegen Ende des Jahres 1620 hatte Spinola beinahe die ganze Kurpfalz in ſeiner Gewalt [1]). Wir werden ſpäter hierauf zurückkommen. Ende Auguſt ſetzte ſich auch der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen nach langem Zaudern in Bewegung, um dem Kaiſer ſein Verſprechen zu halten. Denn bis dahin hatten die böhmiſchen Stände, die Könige Guſtav Adolph von Schweden und Jakob von England wiederholte Verſuche gemacht, den Sachſen von dem öſterreichiſchen Bunde loszureißen [2]) und, was beſonders merkwürdig, auch die im Kurſtaate anſäßige Ritterſchaft wandte, ſey es aus Religionseifer, ſey es aus Hinneigung zu den politiſchen Grundſätzen der Böhmen, Alles auf, um einen Feldzug zu verhindern [3]), den die öffentliche Meinung des proteſtantiſchen Teutſchlands höchlich mißbilligte. Doch Johann Georg blieb feſt. Mit 15,000 Mann fiel er in die Lauſiz ein, verjagte die Truppen des Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, eines Anhängers von Friedrich V., der ihm die Lauſiz erhalten ſollte, eroberte nach vierwöchentlicher Belagerung den $\frac{\text{25. September}}{\text{5. Oktober}}$ 1620 die Stadt Bautzen und nahm das Land einſtweilen in Beſitz. Von allen Seiten war das Netz gegen den unglücklichen Friedrich zuſammengedrängt, die Hülfe, die er aus Schleſien, der Lauſiz, Oeſterreich erwartete, abgeſchnitten. Das Wild konnte den Händen der Jäger nicht mehr entgehen.

---

[1]) Senkenberg III, 544 flg. Wolf a. a. O. 421. — [2]) Urkundlichen Nachweis hierüber bei Müller, Forſchungen III, 403. — [3]) Die Beweiſe ebendaſelbſt S. 409 unten flg.

Den ²/₁₂. Auguſt ſchob Maximilian ein Korps gegen die böhmiſche Gränze vor, zwölf Tage ſpäter folgte er mit der Hauptmacht. Von Freiſtadt aus ermahnte er Friedrich V. in einem Schreiben die Krone niederzulegen [1]. Zugleich ergieng ein Manifeſt an die Stände Böhmens, ſich dem Kaiſer, ihrem rechtmäßigen Gebieter, zu unterwerfen, Beiden verſprach er, im Fall ſie gehorchen würden, kaiſerliche Gnade. Allein König und Stände beriefen ſich auf ihr gutes Recht und erklärten Gut und Blut für ihre Sache aufopfern zu wollen. Ehe Maximilian in Böhmen einfiel, mußte er zuvor ſeine Vereinigung mit dem kaiſerlichen Heere unter Bucquoi bewirken, dem die Böhmen mit der Hauptmacht gegenüber ſtanden. Am 29. Auguſt / 8. September ſtießen beide Heere zu einander, worauf die Böhmen Oeſterreich räumten, und ſich nach Mähren zurückzogen. Ihr Plan war, durch immerwährende Hin- und Hermärſche in dem verödeten Lande die Feinde zu ermüden und aufzureiben.

In dem Kriegsrathe, der nun gehalten wurde, drang Bucquoi darauf, daß man dem Feinde nach Mähren folge, weil dieſe Provinz lange nicht ſo erſchöpft ſey, wie Böhmen, auch könne man von Mähren aus den Kaiſer, der neuerdings durch Bethlen Gabor bedroht werde, leichter unterſtützen. Maximilian dagegen verlangte ſchnelle Entſcheidung: „auf Prag müſſe man losgehen, Prag ſey das Herz und Haupt des Landes, zugleich der Heerd des Aufſtandes, dort wohnen auch noch die meiſten Katholiken und geheime Anhänger des Kaiſers; wenn man Prag habe, ſey ganz Böhmen gewonnen.“ Der Herzog drang durch. Am ²/₁₂. Oktober ſtand das vereinigte Heer vor Pilſen. Aber es war bereits furchtbar gelichtet, Seuchen wütheten unter den Soldaten und rafften ſehr viele weg, die Witterung war rauh und ungünſtig, die Zufuhren mußten aus weiter Ferne gemacht werden. Denn dieſer Theil von Böhmen konnte kaum ſeine eigenen Bewohner ernähren. Zu dieſem Elende des Landes trug beſonders die unglaubliche Zuchtloſigkeit des kaiſerlichen Heeres unter Bucquoi bei. Morden, Nothzucht, Anzünden der Häuſer, Mißhandlungen von Freund und Feind waren die Tagesordnung unter den entmenſchten Horden, die wegen der völligen Erſchöpfung des kaiſerlichen Schatzes faſt ganz vom Erwerb ihrer Fäuſte leben mußten. Die wilde Soldatenwirthſchaft, wegen deren man ſpäter ſo ſchwere Klagen gegen Mannsfeld und Wallenſtein erhob, fand ſchon hier in ihrem vollen Umfange Statt. Sie war die nothwendige Folge des elenden Zuſtandes der öffentlichen Verwaltung, die damals in faſt allen teutſchen Landen ſich noch im Stande der Kindheit befand. Die Truppen der Liga, regelmäßig

---

[1] Wolf IV, 424 flg.

bezahlt, hielten beſſere Mannszucht, und Maximilian beſchwerte ſich bei dem Kaiſer über die Mordbrennereien ſeiner Soldateska [1]).

Eilf Tage verweilte das katholiſche Heer in der Nähe von Pilſen, hauptſächlich deßhalb, weil der Graf Mannsfeld, der in dieſer Feſte mit ſeinen teutſchen Regimentern lag, Bucquoi durch Hoffnungen der Uebergabe hinhielt. Geheime Nachrichten liegen vor, daß Mannsfeld um jene Zeit gänzlich mit den Böhmen zerfallen war, theils weil man den Sold ſeines Heeres nicht bezahlte, vielleicht auch weil der Graf dem glücklichen Ausgang des Krieges mißtraute. Ein von Prag aus erlaſſener Befehl, den Grafen bei günſtiger Gelegenheit zu ermorden, fiel dieſem ſelbſt in die Hände [2]), er ſann daher auf Abfall. Doch ſcheint der Preis, den man ihm kaiſerlicher Seits für Pilſen anbot, nicht hoch genug geweſen zu ſeyn. Er behauptete deßhalb die Feſtung. Indeſſen verlor auch Friedrich, der ſich in Perſon beim böhmiſchen Heere befand, den Muth; er wollte mit dem Herzoge von Baiern Unterhandlungen anknüpfen, ja er drückte ſogar den Wunſch aus, dieſen perſönlich zu beſuchen. Maximilian erklärte kurzweg, nur dann mit dem Könige von Böhmen unterhandeln zu können, wenn derſelbe zuvor ſeine Krone niederlege [3]). Schon vor Pilſen hätte der Herzog gerne eine Schlacht geliefert, allein Bucquoi widerſprach, und auch die Böhmen zeigten keine Luſt dazu. Am $^{12}/_{22}$. Oktober brach das ligiſtiſche Heer aus der Umgegend von Pilſen auf und ſchlug den Weg nach Prag ein; die Böhmen zogen zur Seite der Katholiſchen, täglich kam es zu kleinen Gefechten. Die Oktobertage wurden immer neblichter und kälter, die Zufuhr für das Heer immer ſchwieriger, während die Krankheiten unter den Soldaten mit doppelter Heftigkeit fortwütheten. Mehrere Hofbediente Maximilian's ſtarben weg. Man hatte in Vorausſicht ſolcher Uebel wenigſtens für geiſtliche Stärkung geſorgt. Der Pater Dominicus de Jeſu Maria, ein ſpaniſcher Barfüßer, der im Geruche der Heiligkeit ſtand, war trotz ſeines hohen Alters über die Alpen herübergekommen, um den Muth der katholiſchen Streiter durch ſeine ſalbungsvolle Beredtſamkeit zu beleben [4]). Seine Wirkſamkeit, ſagt man, ſey vom göttlichen Segen begleitet worden.

Bis Rakoniz blieben die Böhmen dem katholiſchen Heere zur Seite, jetzt eilten ſie, da die Abſichten des Feindes auf Prag nicht mehr zweifelhaft waren, in ſo ſtarken Märſchen voran, daß ſie früh Morgens den 29. Oktober / 8. November auf dem weißen Berge vor der Hauptſtadt Böhmens ankamen. Ein Entſcheidungskampf war nun unvermeidlich. Sobald es der

1) Wolf IV, 432. — 2) Müller a. a. O. S. 419. — 3) Wolf IV, 434. — 4) Derſelbe S. 436.

Nebel zuließ, ſtellte Fürſt Chriſtian von Anhalt, der oberſte Feldherr Friedrich's V., ſeine Böhmen in Schlachtordnung. Er hatte die Stellung gut gewählt: den Rücken des Heeres deckte das befreundete Prag, das Lebensmittel und Mannſchaft liefern und im Falle der Noth zum Zufluchtsort dienen konnte. Zur Rechten lag der königliche Park, ſtark mit Soldaten beſetzt, zur Linken ein ſteiler Abhang. Nur von Vornen, wo der Berg übrigens ziemlich abſchüſſig war, konnte das Heer angegriffen werden. Hier wollte man Verſchanzungen aufwerfen. Die böhmiſche Schlachtordnung hatte die Geſtalt eines Bogens, und beſtand aus drei Linien, in deren letzter ungariſche Reiterei, 6000 Mann ſtark, hielt, um, wenn es die Umſtände forderten, ſchnell von der Seite einbrechen zu können. Neben dem Anhalter kommandirten die Grafen von Hohenlohe, von Thurn, von Solms, von Hollach, auch der Sohn des erſtgenannten, der junge Fürſt von Anhalt, meiſt namhafte Krieger. Das böhmiſche Heer beſtand etwa aus 21,000 Mann, und war um ein Drittel ſchwächer, als das katholiſche; die günſtige Stellung mochte dieſen Nachtheil ausgleichen, aber ein anderer Uebelſtand laſtete ſchwer auf den Böhmen, der Geiſt der Ordnung, der Einigkeit, des Gehorſams, fehlte unter ihren Schaaren. Beſonders wenig konnte man ſich auf die ungariſchen Reiter verlaſſen, welche Bethlen Gabor den Böhmen zu Hülfe geſchickt hatte. Ohne Eifer für die Sache Friedrich's V. murrten ſie wegen des ausgebliebenen Soldes, und waren überdieß durch einen glücklichen Angriff, den die Koſaken im kaiſerlichen Heere Tags zuvor auf ſie gemacht, in hohem Grade entmuthigt.

Die Katholiken ließen nicht lange auf ſich warten. Nachdem der Herzog die böhmiſche Nachhut während der Nacht unaufhörlich verfolgt, ſtanden die Baiern am 8. November Morgens gegen 9 Uhr im Angeſicht der Feinde. Gegen Mittag kam auch Bucquoi mit den Kaiſerlichen nach. Die Baiern wollten ſogleich über die Böhmen herfallen; mit Mühe hielt ſie Maximilian zurück. Der Graf von Bucquoi widerrieth die Schlacht, geleitet von der weltbekannten Bedächtlichkeit der niederländiſchen Kriegsſchule, in der er gelernt. Aber Maximilian und Tilly drangen auf ſchnellen Angriff. Der Barfüßermönch mußte die Rolle der Verſtändigung beider Feldherrn übernehmen. Dominicus de Jeſu Maria trat unter ſie: „Iſt's jetzt Zeit zu zaudern, zu zweifeln, o ihr theuren Söhne der Kirche. Wollt ihr nicht angreifen, jetzt da doch der Herr eure und ſeine Feinde in eure Hände gibt. Glückſeliger Streit, der für Gott geführt wird. Sehet," ſprach er, indem er ein verſtümmeltes Marienbild hervorzog: „ſehet, was ſie der heiligen Mutter Gottes zugefügt haben. Dieſe wird euch ſchützen, Gott wird ihre Ehre retten. Vertraut auf den

Herrn, und gehet kühn in die Schlacht.“ Wohlan denn, riefen die Offiziere, laſſet uns im Namen Gottes kämpfen. Es war merkwürdiger Weiſe der Sonntag [1]), an dem man in der chriſtlichen Kirche über die Worte unſeres Erlöſers predigt: „Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers, und Gott was Gottes iſt.“ Um die Mittagsſtunde begann das katholiſche Heer, über 30,000 Mann ſtark [2]), ſeine Schlachtordnung zu bilden. Auf dem rechten Flügel ſtanden die Kaiſerlichen, auf dem linken die Truppen der Liga. Haufen von Reitern waren zweckmäßig unter das Fußvolk vertheilt. Den Oberbefehl übernahm Tilly. Unter ſeiner Fahne focht damals René Descartes, kaum 24 Jahre alt, derſelbe der ſpäter die Meinungen der Menſchen einer ſtrengen Prüfung unterwarf, und den Anſtoß gab zu einem völligen Umſchwung europäiſcher Philoſophie. Maximilian von Baiern und Bucquoi hielten im Hintertreffen.

Tilly und Tiefenbach führten die vorderſten Reihen der Katholiken den weißen Berg hinan. Kanonenfeuer empfing ſie. Eine halbe Stunde ſchwankte der Sieg. Beſonders zeichnete ſich auf Seite der Böhmen der junge Fürſt von Anhalt aus. An der Spitze der Reiterei jagte er erſt das Tiefenbach'ſche, dann das Breuner'ſche Regiment in die Flucht, und nahm den Oberſt Breuner gefangen. Aber unerſchüttert ſtellte ſich ihm Verdugo mit den Wallonen entgegen, während Maximilian und Bucquoi die Fliehenden ins Gefecht zurücktrieben; zugleich drang ein baieriſches Regiment, vom Oberſten Kratz geführt, und von Tilly herbeigerufen, auf den jungen Fürſten von Anhalt ein, und ſtellte die Ordnung wieder her. Breuner wurde befreit, der junge Fürſt gefangen. Hierüber erſchreckt, ergriffen die Ungarn, ſtatt von der Seite einzubrechen, jählings die Flucht. Auch die teutſchen Reiter flohen und das Fußvolk begann zu wanken. Herzog Johann Ernſt von Weimar, einer der wenigen Unirten, die Friedrich's Sache zu der ihrigen gemacht, wollte die Ungarn aufhalten, aber vergeblich. Ungarn, Teutſche, Böhmen, Engländer, alles ſtürzte davon in eiliger Flucht zu Roß und zu Fuß. Nur

---

[1]) Wolf IV, 441. — [2]) Die Stärke des ligiſtiſchen Heeres zu Anfang des Feldzugs haben wir oben angegeben, das ſpaniſch-öſterreichiſche Corps, das ſich mit Maximilian vereinigt, beſtand aus folgenden Truppen: 1) Fußvolk: Neapolitaner unter Spinelli 2500 Mann, Don Wilhelm Verdugo und Bucquoi 3000, Fugger 1200, Creange und Corrati 1200, Breuner 800, Herzog von Sachſen Teſchen 1200, Naſſau 1000, Fürſtenberg 1000, Tiefenbach 900, Obriſt Fuchs 600, Colalto 1000, Schaumburg 1000. 2) Reiterei: Don Balthaſar de Maradas 400 Pferde, Dampierre 250, Florentius 2000, Meckau 300, Lebell 400, Wallenſtein 800, Gaucher 500, Lacroy 300, Montecuculi 300, Iſterle 300, polniſche Koſaken 800. Wolf IV, 444, Note 25.

eine kleine Schaar hielt aus. Es waren die Mähren, geführt von Thurn und dem jungen Grafen von Schlik. Sie fanden mit Ausnahme der Führer faſt alle ehrenvollen Tod. Der junge Graf Schlik, der zu Fuß ſtritt, wurde gefangen, Thurn entkam. Das Schlachtfeld war von den Böhmen geräumt, der Sieg des kaiſerlich-ligiſtiſchen Heeres vollkommen. Der Kampf hatte nur eine Stunde gedauert.

Hundert Fahnen, zehn Kanonen und ſonſt eine reiche Beute fielen in die Hände der Sieger. Ungefähr 4000 vom böhmiſchen Heere, kaum ſoviel Hunderte vom ligiſtiſchen bedeckten das Schlachtfeld. Viele Flüchtlinge, beſonders Ungarn, ertranken in der Moldau. Der junge Fürſt von Anhalt, die Grafen von Schlik und Styrum, überhaupt gegen 500 Böhmen fielen in Gefangenſchaft. Unter den Todten auf der Wahlſtatt lag auch Gottfried Heinrich v. Pappenheim, Obriſter im Heere der Liga, mit ſechs gefährlichen und vierzehn kleineren Wunden bedeckt. Ein kaiſerlicher Soldat rettete ihn aus den Händen der Kroaten [1]). Der Todtgeglaubte wurde wieder ins Leben zurückgebracht, um noch zwölf Jahre lang mit unſterblichem Ruhme erſt die katholiſche, dann die kaiſerliche Sache zu verfechten.

Friedrich V., Tags zuvor nach fünfmonatlichem beſchwerlichem Aufenthalt im Feldlager in ſeine Hauptſtadt zurückgekommen, ſaß eben an der Tafel, als ein Bote mit der Nachricht erſcheint: die Schlacht habe begonnen, bald berichtet ein zweiter: „Alles ſey verloren.“ Vom Stadtwalle aus ſah er die Trümmer ſeines Heeres. Die Flüchtigen drängten nach den Mauern, auch die Katholiken rückten heran. In dieſer Noth ſchickte er zu ſeinem Vetter, dem Herzog von Baiern, und bat um einen Waffenſtillſtand auf vierundzwanzig Stunden. Max bewilligte nur acht, indem er zugleich die Erklärung wiederholte, daß ohne Niederlegung der böhmiſchen Krone von keinen weitern Unterhandlungen die Rede ſeyn könne. Viele riethen dem bedrängten Könige in Prag zu bleiben: die Bürgerſchaft werde ihren König vertheidigen, Pilſen und andere Städte ſeyen noch in den Händen der Mannsfelder, auch dürfe man hoffen, daß 12,000 Reiter, welche Bethlen Gabor verſprochen, bald ankommen würden; indeſſen werde Krankheit, Mangel und Winter die Feinde aufreiben. Allein Friedrich V. fühlte jetzt, daß er nicht der Mann ſey, eine bedrohte Krone zu behaupten. Bloß auf ſeine perſönliche Sicherheit bedacht, verließ er den 9. November Morgens frühe als Flüchtling die Königsſtadt. Seine Gemahlin, der Fürſt Chriſtian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und Thurn und einige Andere begleiteten ihn. So eilig

---

[1]) Wolf IV, 448.

war die Flucht, daß der König Krone und Scepter, der Fürſt Chriſtian zum Verderben für Viele, ſeine geheimſten Papiere zurückließ [1]. Friedrich begab ſich zuerſt nach Breslau, um dort noch mit Hülfe der Schleſier weiteren Widerſtand zu verſuchen. Als dieß nicht gelang, gieng er nach Berlin, und von da ſpäter nach Holland. Wir werden tiefer unten von ſeinen ferneren Schickſalen berichten.

An demſelben Tage, wo Friedrich Prag verließ, hielt Maximilian ſeinen Einzug in Böhmens Hauptſtadt. Viele Einwohner, beſonders Katholiken, freuten ſich über die Ankunft des Siegers. Die Maſſe des böhmiſchen Volks hatte von Anfang an ſehr wenig Theil an einer Umwälzung genommen, die allein zu Gunſten des Adels, ja in ächt polniſcher Weiſe auf Unterdrückung des Bürgerſtandes, auf völlige Sklaverei der Bauern berechnet war [2]. Am $^{1}/_{11}$. November huldigte Prag dem Kaiſer, am 13. und 14. ſchwuren auch die Stände den Eid der Treue. Sie mußten zuvor demüthige Abbitte thun weger ihrer Theilnahme an der Empörung, und alle Bundesurkunden ausliefern. In Betreff ihrer Vorrechte verwies ſie Maximilian an die Gnade des Kaiſers. Für ſich ſelbſt zeigte er löbliche Milde, und ſuchte den Ausſchweifungen der ſiegreichen Truppen Schranken zu ſetzen [3]. Er blieb jedoch nicht lange. Nachdem das Königreich Böhmen, mit Ausnahme weniger von Mannsfeld noch beſetzter Städte, nach dem Beiſpiele Prags, dem Kaiſer gehuldigt hatte, übergab Maximilian die weitere Verwaltung der böhmiſchen Angelegenheiten dem Fürſten Karl von Lichtenſtein als kaiſerlichem Statthalter, und reiste am $^{7}/_{17}$. November nach München ab. Tilly blieb mit einem großen Theile des ligiſtiſchen Heeres in Prag zurück [4].

Viertes Capitel.

Das böhmiſche Strafgericht. Die Reichsacht gegen Friedrich V. und ſeine Anhänger wird von der Liga vollzogen, Teutſchland mit Unterjochung bedroht. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Chriſtian von Braunſchweig (1621 — 1624.)

Die erſte Folge der Unterwerfung Böhmens war, daß die Jeſuiten wieder in das Königreich zurückgerufen und in ihre Güter eingeſetzt wurden [5].

---

[1] Wolf IV, 449 flg. — [2] Hierüber findet man merkwürdigen Aufſchluß in dem Briefwechſel der ſächſiſchen Geſandten bei Müller, Forſchungen III, 43. 282. 283. — [3] Wolf a. a. O. S. 452. — [4] Daſ. S. 453 flg. — [5] Caraffa, German. sacra, Anhang S. 60.

Auch die vertriebenen Prälaten nahmen Aemter und verlaſſenes Eigenthum wieder in Beſitz [1]). Sonſt blieb Alles faſt vier Monate ruhig, aus zwei Gründen: erſtlich wollte man die ſchuldigen Böhmen durch den Anſchein von Verzeihung einſchläfern, zweitens mußte man einen Feind, der noch im Lande war und das Feuer des Aufruhrs wieder aufblaſen konnte, ſich vom Halſe ſchaffen. Bucquoi zog bald nach der Einnahme Prags mit dem größten Theile des kaiſerlichen Heeres nach Mähren ab, um dieſe Landſchaft zu unterwerfen [2]), und von da nach Ungarn, wo er gegen Bethlen Gabor kämpfte. Nur Tilly war in Prag zurückgeblieben, jedoch mit nicht mehr Mannſchaft, als gerade hinreichte, um die Ruhe in der Hauptſtadt und ihren Umgebungen zu ſichern. Aber Mannsfeld hatte indeß noch Pilſen, Tabor, Ellnbogen und verſchiedene Schlöſſer inne. Bald nach Bucquoi's Entfernung brach er hervor, ſchickte Streifparthien durch das ganze Königreich, und verwüſtete die Güter der Herrn, die von Friedrich abgefallen waren und Ferdinand II. gehuldigt hatten. Da der Kaiſer für den Augenblick keine Mittel beſaß, um ihn mit Gewalt zu verjagen, ſo verſuchte man wiederum die Wirkung des Goldes. Eine große Summe wurde ihm für die Uebergabe von Pilſen und der andern Orte angeboten. Mannsfeld ſtellte ſich anfangs, als ob er mit dem Vorſchlage zufrieden wäre; aber ſey es daß er den Kaiſerlichen nicht traute, ſey es daß der angebotene Preis ihm nicht hoch genug war: ein Vertrag kam nicht zu Stande. Indeſſen hatte ihn der flüchtige Friedrich V. zu ſeinem Feldmarſchall ernannt [3]), und nun ſetzte ſich Mannsfeld von Neuem in Bewegung, eroberte die Städte Töpliz, Schlakenwald, Joachimsthal, und ſprach davon, Prag wieder wegnehmen zu wollen. Jetzt erklärte ihn Ferdinand vogelfrei, und ſetzte einen Preis von 300,000 Gulden auf ſeinen Kopf [4]). Zugleich wurden Baiern und Sachſen vom Kaiſer um neue Hülfe gebeten. Letztere beſetzten Eger, Herzog Maximilian ſchickte bedeutende Verſtärkungen. Im März eröffneten die Baiern den Kampf gegen die Mannsfelder, aber langſam, zögernd. Sie rückten zunächſt vor Pilſen. Mannsfeld war nicht daſelbſt — er hatte ſich kurz vorher zu einer Verſammlung der Unirten ins Reich begeben. Die Feſtung fiel, doch nicht durch Sturm, ſondern durch Gold. Der von dem Grafen zurückgelaſſene Befehlshaber übergab die Stadt für 140,000 Gulden. Der Mai brach an, ehe die von Mannsfeld's Volke beſetzten Städte Falkenau und Ellnbogen durch die Baiern genommen wurden [5]). Tabor fiel ſogar erſt im November [6]). Das Zaudern der

[1]) Khevenhiller IX, 1113. 1115. — [2]) Derſelbe IX, 1287 unten flg. — [3]) Senkenberg IV, 53. — [4]) Khevenhiller IX, 1291 flg. — [5]) Müller, Forſchungen III, 437 flg. — [6]) Man vergleiche Caraffa, Anhang S. 67.

Baiern erregte ſchon damals um ſo größeres Erſtaunen, weil Tilly's Heer den Mannsfeldern weit überlegen war; — er zählte 43 Fahnen Fußvolk und 49 Cornet Reiter. Das Räthſel wird jedoch durch gewiſſe geheime Bewegungen gelöst [1]), die damals in Teutſchland vor ſich giengen. Die holländiſchen Staaten — wie wir oben gezeigt — älteſte Anſtifter des böhmiſchen Kriegs, hatten nach dem Sturze Friedrich's, den ſie ins Verderben geführt, den Gedanken noch nicht aufgegeben, die habsburg-ſpaniſche Macht in Teutſchland zu beſchäftigen. Im Frühjahre 1621 trafen mehrere kleine Reichsfürſten mit holländiſchem Gelde Vorbereitungen zu einem Angriffe auf den Kaiſer und die Liga. Ferdinand und Maximilian wollten dieſen neuen Empörern durch den Anſchein, als koſte ihnen Mannsfeld's Unterwerfung die größte Mühe, Muth machen. Um ſo eher konnte hintendrein der längſt beſchloſſene Plan, den Krieg aus Böhmen in das Reich hinüberzuſpielen, vor der Welt gerechtfertigt werden [1]).

Noch war Böhmen nicht von den Mannsfeldern geſäubert, als Ferdinand den rächenden Arm gegen die unterworfenen Anſtifter der letzten böhmiſchen Empörung ausſtreckte. Im Januar 1621 wurde die Austreibung calviniſtiſcher Prediger vorbereitet, wovon unten das Nähere. Den $^{18}/_{28}$. Februar ließ ſodann der kaiſerliche Statthalter Fürſt Lichtenſtein auf einmal achtundvierzig der angeſehenſten Anhänger Friedrich's während der Nacht zu Prag verhaften. Die Unglücklichen waren alle im Vertrauen auf die Gnade des Kaiſers in der Stadt geblieben, obgleich Tilly einige Tage zuvor mehrere gewarnt und zu ſchneller Flucht ermahnt hatte [2]). Zugleich forderte Fürſt Lichtenſtein dreißig andere vornehme Schuldige, die ſich auſſerhalb Prag befanden, auf, in der Hauptſtadt vor Gericht zu erſcheinen. Auf ſechs Wochen lautete die Ladung. Vom Augenblick der Verhaftung jener achtundvierzig Unglücklichen bis zum Bluturtheil dauerte es noch volle vier Monate, denn theils traute man nicht recht, weil noch immer Mannsfeld'ſche Truppen im Königreiche ſtanden, theils war auch Ferdinand ſelbſt nicht entſchloſſen, was zu thun ſey. Unzweideutige Beweiſe ſind vorhanden, daß der Kaiſer, von Natur durchaus nicht zu Grauſamkeit geneigt, Anfangs in Böhmen kein Blut vergießen wollte. Die Oeſterreicher und Mähren hatten ſich in demſelben Maaße an dem habsburgiſchen Hauſe vergriffen, wie die Böhmen. Viele ihrer Großen ſaßen gefangen, und waren durch die Gerichte zum Tode verurtheilt, doch ließ der Kaiſer keinen hinrichten [3]). Ebenſo gedachte er es mit den Böhmen zu halten, aber geiſtliche und weltliche Rathgeber trieben ihn vor-

---

[1]) Müller, Forſchungen III, 437 flg. — [2]) Den Beweis bei Senkenberg IV, 17. — [3]) Senkenberg IV, 66.

wärts. Wir beſitzen eine in der erſten Hälfte des Jahrs 1621 zu Wien von dem Kapuziner Sabino gehaltene Predigt, in welcher dieſer Italiener dem Kaiſer die äuſſerſte Strenge wider die Böhmen zur Pflicht machte. Ferdinand neigte folglich damals noch zur Milde hin. Die Jeſuiten, namentlich Lämmermann und die beiden Statthalter Martiniz und Slawata, welche den Sprung aus dem Schloßfenſter zu Prag noch nicht vergeſſen hatten, ſollen es geweſen ſeyn, die den Kaiſer zuletzt überzeugten, daß böhmiſcher Trotz nur durch den Henker gebrochen werden könne [1]). Den $^{9}/_{19}$. Juni wurden die Gefangenen vor den Statthalter gefordert, um ihr Urtheil zu vernehmen. Es lautete gegen 27 auf den Tod, gegen Andere auf ewiges Gefängniß, auf mehr oder minder entehrende Strafen, gegen Alle auf Confiskation der Güter. Man geſtattete den Verurtheilten Beſuche von Weibern, Kindern und Freunden. Am folgenden Tage den 20. erſchien eine Menge von Verwandten der Unglücklichen vor dem Pallaſte des Statthalters, und flehte um Gnade; ihre Thränen, ihre Fußfälle waren vergeblich. Am Altſtädter Rathhauſe wurde eine Bühne aufgerichtet, die man Abends mit ſchwarzem Tuche ausſchlug. Der 21. Juni war für die Hinrichtung beſtimmt. Früh Morgens wurden alle Thore der Stadt geſperrt, die Straßen um das Rathhaus mit Fußvolk und Reiterei beſetzt. Einige Kanonenſchüſſe eröffneten das Trauerſpiel. Während der Statthalter ſammt den kaiſerlichen Kommiſſarien oben auf dem Altane des Rathhauſes in Parade ſaß, verrichtete der Henker unten ſein Amt. Der erſte, den die Reihe traf, war der Graf Joachim Andreas Schlik, einſt oberſter Landrichter Böhmens und Landvogt der Lauſitz. Der Unglückliche befand ſich im Februar, als die Verhaftung Statt fand, nicht in Prag, ſondern in Sachſen; aber die Rache eines Geiſtlichen lieferte ihn ſeinen Feinden aus. Der Kurfürſt von Sachſen hatte ihn nämlich auf Anrathen ſeines Hofpredigers Hoe von Hohenegg gefangen nehmen, und nach Prag bringen laſſen. Dieß war die Strafe dafür, daß er den Brief des lutheriſchen Prieſters, die böhmiſche Königswahl betreffend, dem allgemeinen Geſpötte preisgegeben. Der Kopf und die rechte Hand wurde dem Grafen abgehauen. Ebenſo gieng es dreiundzwanzig andern, worunter Wenzel Budowecz, Chriſtoph Harrant, Johann Jeſſenius v. Jeßen. Letzterem, einem berühmten Arzte und Rektor der Prager Univerſität, deſſen Beredtſamkeit oft während der böhmiſchen Unruhen geglänzt, wurde vor der Enthauptung die Zunge abgeſchnitten. Seinen Leichnam zerriſſen am folgenden Tage vier Pferde unter dem Galgen, die Stücke hing man in den Hauptſtraßen an Pfählen auf. Drei von den Verurtheilten wurden

---

1) Senkenberg IV, 58.

gehenkt, drei andere mit Ruthen zur Stadt hinausgepeitſcht und dann auf ewig des Landes verwieſen. Der Stadtſchreiber der Altſtadt, Niklas Winiz, mußte eine ausgeſuchte Marter erdulden. Seine Zunge wurde an den Galgen genagelt, ſo mußte der Unglückliche eine ganze Stunde daſtehen. Alle Güter der Hingerichteten, mit Ausnahme des Witthums ihrer Frauen, zog man ein. Viele Andere wurden, zum Theil mit ewiger, Gefängnißſtrafe belegt. Wer auf die Ladung nicht vor Gericht erſchienen oder geflohen war, verlor Ehre und Güter. Die Namen der *Flüchtigen* wurden auf ſchwarzen Tafeln an den Galgen geſchlagen [1]).

Ehe die Rache weiter ſchritt und das ganze böhmiſche Volk traf, mußte der Kaiſer von ſeinen benachbarten Feinden vollends befreit ſeyn. Bethlen Gabor war im Spätherbſt 1620 wieder in Oeſterreich eingefallen. Der Graf Matthias v. Thurn, mit unverſöhnlichem Haſſe immer neue Gegner dem Hauſe Habsburg erweckend, wie einſt Hannibal gegen die Römer, floh von der Prager Schlacht weg zu ihm; ebenſo der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf. Der Anfang des Feldzugs war unglücklich für den Kaiſer, ſeine beiden beſten Feldherrn fanden den Tod in kleinen Gefechten, Dampierre bei einem Verſuche auf Preßburg, wo die Kaiſerlichen zurückgeſchlagen wurden, im Oktober 1620 [2]); Bucquoi fiel den 9. Juli 1621 (n. St.) vor Neuhäuſel [3]), nachdem er mit Maximilian Böhmen erobert, für ſich allein Mähren unterworfen, und zuletzt Preßburg genommen. Seitdem ſtreiften die Schaaren Bethlen Gabor's wieder bis vor Wien; gegen 1200 Dörfer, Märkte, Schlöſſer giengen im Rauch auf [4]). Als aber die Feinde auch in Mähren einfielen, verließ ſie das Glück. Bei Staudſchüz empfieng ſie der Burggraf Hannibal v. Dohna mit Wallenſtein'ſchem Volke, ſchlug ihrer 1300 todt, und ſchickte drei erbeutete Fahnen dem Kaiſer nach Wien. Nicht beſſer ergieng es dem Markgrafen von Jägerndorf, der indeß nach Schleſien gerückt war, um ſein Land wieder zu erobern. Bei Kremſier traf Wallenſtein auf ihn den $^{8}/_{18}$. Oktober 1621. Der Markgraf wurde aufs Haupt geſchlagen, und verlor 4000 Mann [5]). Durch dieſe Unfälle, ſo wie durch die fürchterliche Verwüſtung der Gränzen Ungarns, wo der Krieg hauptſächlich wüthete, bekamen die Ungarn ſatt an ihrem neuen Könige Bethlen Gabor. Viele Edelleute fielen wieder von ihm ab, und wandten ſich zurück zu ihrem alten Herrn, dem Kaiſer. Nun ſchloß Bethlen Gabor im Anfang des Jahrs 1622 zu Nikolsburg

---

1) Khevenhiller IX, 1307 flg. Senkenberg IV, 58. — 2) Khevenhiller IX, 960. — 3) Derſelbe S. 1541. — 4) Derſelbe S. 1543 flg. — 5) Derſelbe S. 1546.

Frieden mit Ferdinand; auf die Krone von Ungarn verzichtete er zu Gunſten des Kaiſers, dafür erhielt er ſieben Geſpannſchaften des Landes zur lebenslänglichen Nutznießung und überdieß Titel und Würde eines Reichsfürſten [1]). Der ungariſchen Nation, ſo weit ſie zum Gehorſam gegen Oeſterreich zurückkehrte, ward Amneſtie zugeſichert. Anders gieng es jetzt den Böhmen, gegen welche Ferdinand nun freie Hand hatte.

Es handelte ſich darum, den Grundſatz des Augsburger Religionsfriedens, cujus regio ejus religio, in katholiſchem Sinne auf Böhmen anzuwenden. Man hatte es mit zwei Hauptpartheien zu thun: erſtens mit den böhmiſch-redenden Nachkommen der alten Huſſiten und den Bekennern des calviniſchen Glaubens, zweitens mit den im Lande eingebürgerten teutſch-redenden Lutheranern. Jene, obgleich weit ſtärker an Zahl, erfreuten ſich nicht des Schutzes der lutheriſchen Parthei, namentlich des Kurfürſten von Sachſen, den der Kaiſer ſchonen mußte. Man machte daher gleich Anfangs wenig Umſtände mit ihnen. Oben iſt angedeutet worden, daß der erſte Angriff auf die calviniſchen Prediger ſchon im Frühjahr 1621 erfolgte. Die Sache gieng ſo zu: im Januar 1621 berief der Fürſt Statthalter Lichtenſtein den calviniſchen Oberpfarrer von Prag, Georg Dikaſtus, und übergab [2]) ihm folgende Artikel zur Mittheilung an ſeine Amtsgenoſſen, die übrigen Geiſtlichen der Hauptſtadt: 1) Ob ſie die Summe von einigen tauſend Gulden zum Unterhalt der kaiſerlichen Soldaten hergeben, 2) ob ſie Friedrich's V. Krönung öffentlich widerrufen, 3) die alten Kirchengebräuche wieder einführen, 4) ſich vom Erzbiſchof weihen laſſen, 5) ihren Eheweibern entſagen, 6) ob ſie im Weigerungsfalle weltliche Aemter annehmen wollten? Alle erklärten einſtimmig, daß ſie entſchloſſen ſeyen, nichts gegen ihr Gewiſſen zu thun. Trotz dieſer Antwort wagte die kaiſerliche Parthei, weil der Feind noch im Königreich ſtand, nicht, ſogleich zu ſtrengen Maaßregeln zu ſchreiten. Vorerſt wurden bloß drei Prager Kirchen den Calviniſten entzogen [3]). Aber um Weihnachten 1621 veröffentlichte Fürſt Lichtenſtein einen kaiſerlichen, ſchon am 3. Juni unterzeichneten, aber bis dahin zurückgehaltenen Befehl [4]), welcher ſämmtlichen calviniſchen Pfarrern und Schulmeiſtern Böhmens, als Aufrührern und Anſtiftern der letzten Umwälzung, innerhalb einer kurzen Friſt das Königreich zu räumen gebot. In Folge dieſes Mandats verließen

[1]) Senkenberg IV, 89. — [2]) Historia persecutionum ecclesiae bohemicae. Ohne Ort. 1648. cap. 51, Seite 181 flg. — [3]) Dieß erhellt aus dem kaiſerlichen Befehle bei Caraffa Germania sacra restaurata, Anhang S. 65 unten. — [4]) Dieß folgt aus der Angabe Caraffa's a. a. O. verglichen mit Historia persecutionis bohemicae, cap. 52, Seite 184.

ſechzehn calviniſche Geiſtliche, ihren Vorſteher Dikaſtus an der Spitze, die Hauptſtadt Prag [1]). Die teutſch-lutheriſchen Prediger dagegen durften bleiben. Daher kam es, daß die verwaisten Calviniſten in großer Anzahl den teutſchen Kirchen zuſtrömten. So ſtanden die Angelegenheiten Böhmens zu der Zeit, da mit Bethlen Gabor der Friede zu Nikolsburg abgeſchloſſen wurde. Das Werk war nur halb vollbracht, ſo lange man die lutheriſche Predigt duldete, die Macht der Umſtände drängte daher zu weiteren Schritten. Im Herbſte 1622 kam im kaiſerlichen Staatsrathe dieſe Frage zur Verhandlung. Mehrere Stimmen riethen, aus Rückſicht auf den Kurfürſten von Sachſen und die Ruhe des teutſchen Reichs, der lutheriſchen Prediger auch ferner zu ſchonen. Aber der päbſtliche Botſchafter am Wiener Hofe, Karl Caraffa, widerſprach. Er machte geltend [2]), daß der Kaiſer laut den Grundſätzen des Augsburger Religionsfriedens das unbezweifelbare Recht habe, den Glauben ſeiner Erblande feſtzuſetzen, ſo wie daß die Wohlfahrt des Staates gebieteriſch fordere, auch die teutſch-lutheriſchen Prediger Böhmens nicht ferner im Lande zu dulden, denn die Verwandten der augsburgiſchen Confeſſion würden ſo gut als die Calviniſten unverſöhnliche Feinde des Kaiſers bleiben und jede Gelegenheit zu ferneren Unruhen benützen. Man kann unſeres Bedünkens nicht läugnen, daß beide Behauptungen des Römers begründet waren. Seine Anſicht ſiegte. Unter dem $^{18}/_{28}$. Oktober 1622 erhielt Fürſt Lichtenſtein Befehl, den teutſch-lutheriſchen Predigern zu Prag — jedoch auf ſchonende Weiſe, man bewilligte ihnen ſogar 400 Gulden Reiſegeld — anzukündigen, daß ſie die böhmiſche Hauptſtadt innerhalb vier Tagen verlaſſen ſollten. Vier lutheriſche Geiſtliche zogen, dem Mandate gemäß, aus Prag und wandten ſich nach Sachſen [3]). Der Kurfürſt Johann Georg hatte ſchon auf das erſte Gerücht von Dem, was im Werke ſey, dem Fürſten Statthalter Vorſtellungen gemacht. Jetzt richteten er und ſein Hofprediger Hoe von Hohenegg bitterdemüthige Beſchwerden an den Fürſten, zuletzt an den Kaiſer. Aber, wie vorauszuſehen war, nützte Alles nichts [4]). Die Calviniſten fühlten trotz des Jammers, der ſie getroffen, Schadenfreude darüber, daß der Kurſachſe durch ſein Bündniß mit dem Kaiſer nun auch den Lutheranern, als deren Schutzherr ſich ſonſt Johann Georg gebärdete, eine Grube gegraben habe.

Kaiſerlicher Seits dehnte man ſofort die zu Prag begonnene katholiſche Kirchenreinigung auch auf das Land aus. Kommiſſäre, von Reitern begleitet, zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verjagten

---

[1]) Histor. persecut., S. 187 und Caraffa Germania sacra restaur., S. 134 flg. — [2]) Ebendaſelbſt. — [3]) Ebendaſelbſt. — [4]) Khevenhiller IX, 1655 flg.

die Prediger des augsburgiſchen Bekenntniſſes [1]). Gewöhnlich folgten den vertriebenen Pfarrern nicht bloß ihre Weiber und Kinder, ſondern auch eine Maſſe von Bürgern in die Verbannung. Hierauf wurden die Stadträthe gereinigt, alle proteſtantiſchen Rathsmitglieder mußten abdanken, katholiſche traten an ihre Stelle. Ebenſo machte man es mit der Prager Univerſität; die evangeliſchen Profeſſoren wurden entfernt, die hohe Schule ganz in die Hände der Jeſuiten gegeben [2]).

Noch ehe dieß geſchah, war eine andere Maaßregel angeordnet worden, welche, offenbar dem Verfahren bei der ſpaniſchen Inquiſition nachgebildet, unter dem Scheine der Milde die erſchöpften Kaſſen des Kaiſers füllen ſollte. Im Mai 1622 veröffentlichte nämlich der Fürſt Lichtenſtein ein kaiſerliches Ausſchreiben [3]), welches mit der tröſtlichen Verheißung begann, der Kaiſer werde hinfort keinen der gefangenen oder bereits verurtheilten Aufrührer mehr am Leben ſtrafen, aber mit der Aufforderung ſchloß: alle Einwohner des Königreichs, die ſich irgend einer Theilnahme an dem Verbrechen der Rebellion bewußt wären, ſollten ſich vor dem Statthalter ſtellen, ihre Miſſethat bekennen, und um Vergebung flehen. Denen, welche nicht erſcheinen würden, wurde mit dem Tode gedroht. Der Aufruf wirkte. Siebenhundert achtundzwanzig böhmiſche Herrn, meiſt von Adel, kamen und klagten ſich ſelbſt an [4]). Die Antwort war: ſie hätten zwar verdient, Leib und Leben, Ehre und Gut zu verlieren; aus beſonderer Milde wolle ihnen der Kaiſer Ehre und Leben ſchenken, behalte ſich dagegen vor, über ihre Güter zu verfügen. So geſchah es. Mancher verlor die Hälfte, Mancher ein Drittheil, Mancher alle ſeine Güter. Die Reichſten wurden am ſchwerſten beſtraft. Man berechnet ſämmtliche Konfiskationen auf die ungeheure Summe von 24 Millionen Thaler [5]). Der erſchöpfte Schatz des Kaiſers brauchte Geld. Doch kam das Wenigſte in die Gewölbe Ferdinand's. Mußten nicht die Jeſuiten für ihre Verluſte entſchädigt, für ihre Treue belohnt werden? Auch der katholiſche Adel, der den Kaiſer unterſtützt, griff tapfer zu. Hier legte Wallenſtein den Grund zu ſeinen unermeßlichen Reichthümern, wie zu ſeiner nachmaligen Größe, und was haben die Lichtenſteine, die Dietrichſteine davon getragen! [6]) Die Verzweiflung der Beraubten war entſetzlich. Man beſorgte zu Prag einen neuen Aufſtand, deßhalb wurde den Kaufleuten bei hoher Strafe verboten, Pulver zu verkaufen. Zuletzt als wenig mehr zu erholen übrig war, ſtellte man das gerichtliche Verfahren unter dem Scheine einer

---

[1]) Histor. persec., S. 188 flg. — [2]) Pelzel, Geſchichte von Böhmen II, 741. — [3]) Khevenhiller IX, 1612 flg. — [4]) Pelzel a. a. O. II, 741. — [5]) Derſelbe S. 742. — [6]) Man ſehe Khevenhiller IX, 1619 flg.

Amneſtie ein [1]). Aber die Verfolgung des evangeliſchen Glaubens hörte damit noch nicht auf. Die lutheriſchen Prediger waren zwar vertrieben, und die Magiſtrate von Mitgliedern dieſes Bekenntniſſes gereinigt, aber die große Mehrzahl des Volks hieng noch am proteſtantiſchen Bekenntniſſe. Deßhalb erſchien in den Jahren 1624 und den folgenden eine Reihe kaiſerlicher Befehle [2]), welche die hartnäckigen Evangeliſchen nicht nur aller *bürgerlichen*, ſondern auch aller *Menſchen-Rechte* beraubten. Wir ſetzen einige Hauptartikel her: „Kein Unkatholiſcher kann das Bürgerrecht in Böhmen erlangen, oder irgend ein Gewerbe treiben. Keiner darf heirathen. Wer einem evangeliſchen Prieſter den Aufenthalt in ſeinem Hauſe geſtattet, verliert all ſein Eigenthum. Kein ordentlicher katholiſcher Pfarrer darf Solche, die im evangeliſchen Glauben verſtorben ſind, zum Begräbniß geleiten, nichts deſto weniger ſoll er die Stolgebühren von den Nachgelaſſenen einziehen. Wer in ſeinem Hauſe proteſtantiſchen Unterricht duldet, wird um ſeine Habe geſtraft und durch den Schergen zur Stadt hinausgepeitſcht. *Keines Unkatholiſchen Teſtament iſt gültig*, kein Proteſtant hat die Befugniß, ſeinen letzten Willen aufzuſetzen. Wer von Gott, der heiligen Jungfrau Maria, der katholiſchen Kirche, oder dem glorreichen Hauſe Oeſterreich etwas Ungeziemendes redet, der ſoll am Leben geſtraft werden und ſeine Güter verlieren. Die Armen in den Hoſpitälern, welche bis zu einer beſtimmten Friſt nicht zur katholiſchen Kirche übergehen, ſollen hinausgeſtoßen werden und katholiſche Arme an ihre Stelle treten."

Nach Veröffentlichung ſolcher und ähnlicher Befehle giengen [3]) Prieſter in *Prag* von Haus zu Haus, und legten jedem Hausherrn, jeder Frau, jedem Geſellen oder Knecht, jeder Magd folgende vier Fragen vor: 1) ſeyd ihr katholiſch geboren? 2) ſeyd ihr katholiſch geworden? 3) verſprecht ihr katholiſch zu werden? 4) wollt ihr auf keine Weiſe katholiſch werden? Die Antwort eines Jeden wurde aufgeſchrieben, und da ſich ergab, daß die Zahl der Verneinenden größer war, als die der Bejahenden, ſo ſcheute man ſich, aus Furcht vor einem Aufruhr allgemeine Maaßregeln anzuordnen. Die Proteſtanten ſollten allmählig entfernt werden. Den Anfang machte man mit vier der angeſehenſten Bürger. Sie durften vorher ihre Habe verkaufen und die beweglichen Güter mitnehmen. Dann verbannte man die evangeliſchen Einwohner zu fünfzig, zu ſechzig. Alle zogen fort mit Weib und Kind. Die vermöglichen Bürger, der ehrbare Mittelſtand, wanderten aus, das arme Volk blieb um der Kloſterſuppen willen, und wurde katholiſch. Nicht ſo *gemäßigt*, wie zu *Prag*, ver-

---

[1]) *Pelzel* a. a. O. 742. — [2]) *Caraffa* a. a. O. Anhang S. 72 flg. *Pelzel* II, 743 flg. — [3]) Für dieß und das Folgende: *Pelzel* a. a. O. II, 747 flg.

fuhr man auf dem Lande. Hier koſtete die Bekehrung viel Blut. Die Erfindung der berüchtigten Dragonaden gehört nicht Ludwig XIV., noch franzöſiſcher Herzloſigkeit, ſondern den Jeſuiten Kaiſer Ferdinand's II. an. In Städte und Dörfer wurden Mönche, von Dragonern begleitet, umhergeſchickt, um das Bekehrungsgeſchäft vorzunehmen. Unerhörte Gräuel bezeichneten den Pfad dieſer Reformatoren. In die Stadt Kuttenberg rückte der ſpaniſche Oberſt Huerda mit gezücktem Säbel ein, worauf die Bürger Haus und Hof ſtehen ließen und nach Sachſen flüchteten; nur die elendeſten bequemten ſich katholiſch zu werden. Die Einwohner der Stadt Jungbunzlau, die ſeit 200 Jahren zu den böhmiſchen Brüdern hielten, wollten ihren Glauben nicht ändern. Man ſchickte ihnen Dragoner und Kapuziner auf den Hals; als auch dieſe nichts ausrichteten, verbannte man die Hälfte der Einwohnerſchaft. Nach Leutmeritz rückten zum nämlichen Zweck einige hundert Reiter und zwei Kapuziner. Dieſe disputirten mit den gelehrteſten unter den Bürgern über Glaubensſachen, während deſſen legten ſich die Soldaten zu 20 und 30 in die Häuſer der reichſten Einwohner. Als auch dieſe Drohung nichts nützte, kam ein ganzes Regiment in die Stadt. Jetzt flohen über 500 Perſonen und ließen ſich zu Pirna in Sachſen nieder. Nach Königsgrätz kamen einige hundert Kroaten, die das Volk mit bloßem Säbel in die Meſſe hetzten. Die widerſpenſtigen Männer wurden ins Gefängniß geſchleppt, den verlaſſenen Weibern legte man Soldaten ins Haus, die nun an ihnen und ihren Töchtern viehiſche Gelüſte ſtillten. Zuletzt rannten Weiber und Kinder heulend vor die Gefängniſſe, und plagten die Männer katholiſch zu werden, damit ſie nur der Plage los würden. Zu Bibczow ließ Huerda die Bürger aufs Rathhaus rufen und fragte ſie, ob ſie katholiſch werden wollten? Als einer derſelben im Namen der Andern antwortete, es ſey keine leichte Sache, den angebornen Glauben zu ändern, prügelte ihn der Spanier eigenhändig halb todt und ließ ihn dann zur Stadt hinauswerfen. Die übrigen Einwohner thaten aus Schrecken, was man wollte. Von Bibczow wurde Huerda nach Saaz beordert, er ſchickte ſeine Soldaten voraus, und kam in Geſellſchaft etlicher Jeſuiten, die immer um ihn waren, hinten drein. Nach ſeiner Ankunft wurden die Thore beſetzt, Niemand durfte bei Todesſtrafe hinausgehen. Nur etwa hundert Perſonen entkamen über die Stadtmauern nach Meißen, die übrigen ließen ſich von den Soldaten katholiſch machen. Alle böhmiſchen Bücher, denen die Jeſuiten beſonders feind waren, wurden vor der Stadt auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Das ſchlimmſte Schickſal erfuhr die Stadt Prachatiz, deren Einwohner beim Anrücken der Soldaten die Thore ſchloſſen, und ſich drei Tage lang vertheidigten. Zuletzt drang das

Kriegsvolk in die Stadt, und hieb Alles nieder, ſo daß nach drei Stunden 1660 Todte in den Gaſſen umherlagen. Als man zu Liſſa erfuhr, daß die Reformatoren auch dieſe Stadt heimſuchen würden, zündeten die Bürger ihre Häuſer ſelber an, und entflohen mit Allem, was ſie fortbringen konnten.

Ebenſo grauſam wüthete man auf den Dörfern. Viele tauſend Bauern, die entfliehen konnten, verließen das Land, andere verbargen ſich im Dickigt der Wälder, im Gebirge, in Schluchten, in den entlegenſten Weilern, wohin kein Jeſuite kam. Hier in dieſen Zufluchtsſtätten pflanzten ſie ihren Glauben auf Kinder und Enkel fort, obgleich auch da der Fanatismus ſie ſpäter aufſtöberte. So iſt es geſchehen, daß, als Kaiſer Joſeph II. das Gewiſſen ſeiner Unterthanen frei gab, noch viele Tauſende unkatholiſcher Bauern zum Vorſchein kamen, die unter Hunger und Kummer, in Jammer und Elend den Glauben ihrer Väter, der Huſſiten, bewahrt hatten. Als die Verfolgung immer wilder wurde, rotteten ſich zuletzt die verzweifelten Bauern zuſammen, und es entſtanden gefährliche Aufſtände. Dieſe Unglückliche vergalten ihren päbſtlichen Schindern Gleiches mit Gleichem, ſie wütheten mit Feuer und Schwert. Wer hätte es unter gleichen Umſtänden nicht eben ſo gemacht! Aber was halfs. Soldaten rückten herbei, und trieben die zuchtloſen, ſchlecht bewaffneten Haufen auseinander, und nun ereilte ſie ſchreckliche Rache. Viele wurden gehenkt, geköpft, gerädert, Anderen begnügte man ſich, die Ohren und Naſen abzuſchneiden, Denen, die am beſten wegkamen, brannte man das Schandeiſen auf die Stirne. So benahm man ihnen die Luſt ferner zu rebelliren [1]).

Noch glomm das Feuer unter der Aſche, als der Kaiſer im Jahr 1627 mit ſeiner Gemahlin und ſeinem älteſten Prinzen, der bereits zum König von Ungarn gekrönt war, nach Prag kam. Ein allgemeiner Landtag wurde ausgeſchrieben, auf welchem der Adel in großer Anzahl erſchien. Gleich zu Anfang der Verhandlungen erklärte Ferdinand II. die Abſicht, ſeinen Erbprinzen zum König von Böhmen krönen zu laſſen. Von Wahl war keine Rede mehr, auch wagte Niemand davon zu ſprechen. Die Krönung wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Dann ließ der Kaiſer den verſammelten Ständen wiſſen, daß der Majeſtätsbrief Kaiſer Rudolph's und die freie Königswahl null und nichtig ſey, daß vor Gericht hinfort nicht mehr die böhmiſche, ſondern bloß die teutſche Sprache gebraucht werden dürfe. Hingegen beſtätigte er andere Privilegien der Stände, namentlich das Steuerbewilligungsrecht [2]). Später ergieng ein Ausſchreiben [3]) an den Adel, des Inhalts: daß der Kaiſer keine andere, als katholiſche Unterthanen in ſeinen Landen zu dulden geſonnen ſey. Herren und

[1]) Pelzel II, 751 flg. — [2]) Pelzel II, 752 flg. — [3]) Daſ. 754.

Ritter, welche nicht zur katholiſchen Kirche zurückkehren wollen, mögen innerhalb der nächſten ſechs Monate ihre Güter verkaufen, und das Land verlaſſen. Zugleich wurde eine beſtändige Reformationsbehörde unter dem Vorſitze des Prager Erzbiſchofs niedergeſetzt, mit der Befugniß, die Proteſtanten auf jede Weiſe zu bekehren, das Land von Ketzern zu reinigen.

Man rechnet, daß im Ganzen ſeit der Wiedereinſetzung Ferdinand's über 30,000 Familien, und zwar die reichſten, gebildetſten, Gewerb- und Kunſt-fleißigſten Böhmen verließen. Sie ſuchten in Sachſen, Brandenburg, Holland, der Schweiz, in Siebenbürgen Zufluchtsſtätten. Der Wohlſtand Böhmens war auf lange Zeit gelähmt. Auch die Künſte, die Wiſſenſchaften, in denen früher der Böhme dem Teutſchen, wo nicht überlegen, doch gleich war, wanderten aus. Erſt in neuerer Zeit haben ſie ſich unter einem milden Scepter wieder gehoben. Auf ſolche Weiſe erfuhr Böhmen von Seiten des öſterreichiſchen Hofes, was im Laufe deſſelben Jahrhunderts das grüne Erin von England, nur mit dem Unterſchied, daß dort Katholiken, hier Proteſtanten ſiegten. Wie in Böhmen der alte eingeborne Adel durch teutſche Geſchlechter von Haus und Hof verdrängt ward, ſo riſſen in Irland engliſche Herrn das Grundeigenthum an ſich. Und wie die vertriebenen iriſchen Edelleute, in den Reihen franzöſiſcher Heere fechtend, nach engliſchem Blute dürſteten, ſo ſuchten ſeit 1630 viele der verjagten böhmiſchen Herrn im Dienſte Guſtav Adolf's Befriedigung ihrer Rache an Habsburg. Pelzel theilt[1]) aus einer alten Handſchrift eine lange Liſte böhmiſcher Edelleute mit, die ins ſchwediſche oder andere proteſtantiſche Heere eintraten. Im Ganzen muß man jedoch bekennen, daß in dieſer traurigen Vergleichung zweier unterdrückter Völker das über Böhmen ausgegoſſene Wehe geringer erſcheint, als die Laſt, welche auf Irland gewälzt ward. Auch hatte Ferdinand in Böhmen wirklich erlittenes Unrecht zu beſtrafen, während die Engländer gegen Irland Habſucht trieb. Endlich begann das Kaiſerhaus früher die geſchlagenen Wunden zu heilen, als die Krone England.

Wir ſind ſeither des Zuſammenhangs der Sachen wegen der Zeitfolge vorangeeilt. Aus demſelben Grunde müſſen wir hier in der Kürze über das Schickſal der andern habsburgiſchen Erbländer berichten. In Mähren, wo Kaiſer Ferdinand bald nach dem Siege auf dem weißen Berge den Cardinal Dietrichſtein zu ſeinem Statthalter einſetzte, wurden ſchon zu Anfang des Jahrs 1621 die während Friedrich's V. Herrſchaft verjagten Jeſuiten wieder hergeſtellt[2]). Im Frühjahr 1622 waren die

---

[1]) a. a. O. II, 755 flg. — [2]) Caraffa, Commentarii Anhang S. 61.

evangeliſchen Prediger bereits aus den königlichen Städten Mährens ausgetrieben. Denn unter dem $^{9}/_{19}$. April befiehlt [1]) der Kaiſer dem Cardinal, nicht zu dulden, daß die Einwohner von Brünn und Olmüz, der Predigt wegen, auswärtige Kirchen beſuchen. Ausgang des Jahrs 1624 ward die ganze Provinz von nichtkatholiſchen Geiſtlichen geſäubert [2]). Endlich im Jahre 1627 ließ Ferdinand auch dem proteſtantiſchen Adel, deſſen Religionsfreiheit er bis dahin geſchont, die Wahl [3]), entweder zum alten Glauben zurückzukehren, oder innerhalb ſechs Monaten Hab und Gut zu verkaufen und die Heimath zu verlaſſen. Eine mildere Behandlung erfuhr Niederöſterreich oder das Erzherzogthum unter der Ens, obgleich man auch dort bald das erwünſchte Ziel zu erreichen wußte. Wir haben oben berichtet [4]), daß Ferdinand dem Herrenſtande dieſer Provinz, als ſie ſich vor dem Anzuge der Baiern unterwarf, die unter Matthias ertheilten kirchlichen Rechte beſtätigt hatte. Dieſe Zuſicherungen wurden ſieben Jahre lang gehalten. Auch die unmittelbaren Unterthanen des Kaiſers (die keine Grundholden von Adeligen waren) blieben faſt drei Jahre von religiöſen Zumuthungen unbehelligt, vermuthlich weil der Hof erneuerte Einfälle Bethlen Gabor's beſorgte, und darum die öffentliche Meinung im Lande nicht beleidigen wollte. Aber im Jahre 1623 erließ Ferdinand das Gebot [5]), daß die Bewohner aller unmittelbaren kaiſerlichen Städte, Dörfer und Weiler wieder katholiſch werden ſollten. Jeſuiten und Soldaten wurden auch hier mit der Bekehrung beauftragt. Der Adel dagegen behielt vorerſt noch die durch Vertrag zugeſicherte Religionsfreiheit, bis Gelegenheit kam, ihn von Oberöſterreich her in die Flanke zu faſſen.

Das Land ob der Ens, oder Oberöſterreich, wurde auf gleich blutige Weiſe, wie Böhmen, in die alte Kirche zurückgetrieben. Hier kamen außer dem Religionseifer des Kaiſers und ſeiner Jeſuiten noch beſondere Gründe ins Spiel. Das obere Erzherzogthum war, wie wir früher zeigten, von den Baiern pfandweiſe beſetzt. Ihnen kam alſo zu, den Glaubenswechſel zu erzwingen, und wenn ſie ſich dazu hergaben, ließ ſich mit Sicherheit vorausſehen, daß ſie den glühenden Haß der Bevölkerung auf ſich laden würden. Um ſo weniger konnten ſie in die Länge die Provinz behaupten, um ſo geneigter mußten ſie ſeyn, die Auslöſung des Pfandes gut zu heißen [6]). Der Kaiſer erreichte alſo mit einem Schlage zwei gleich erwünſchte Zwecke. Vermöge der oberlandesherrlichen Rechte, welche

---

[1]) Caraffa, Commentarii, Anhang S. 67 flg. — [2]) Daſ. S. 77. — [3]) Daſ. S. 103 gegen unten flg. — [4]) S. 328. — [5]) Caraffa, Commentarii, Text S. 162. — [6]) Dieſe Berechnung deutet nach meinem Gefühle Caraffa leiſe an S. 182 unten.

ſich Ferdinand bei der Beſetzung durch die Baiern vorbehalten, gab er unter dem 30. Auguſt und 4. Okt. 1624 Befehl: alle unkatholiſche Geiſtliche und Schulmeiſter ſollten binnen acht Tagen das Land ob der Ens meiden, „dieweil es unverborgen ſey, daß zu der letzten Empörung die Prädikanten mit ihren läſterlichen Lärmpredigten, Aufwieglung des gemeinen Mannes und Verbitterung der Gemüther wider die Obrigkeit nicht die mindeſte Urſache geweſen“ [1]). Zu gleicher Zeit wurden die bairiſchen Behörden angewieſen, die proteſtantiſchen Stadträthe in Linz und den andern Orten abzuſchaffen und durch Katholiken zu erſetzen. Obgleich der Adel durch dieſe Anordnung eben ſo gut getroffen war, als die Gemeinen, fügte er ſich, zitternd vor dem bairiſchen Statthalter Herberstorf, der im Schloſſe zu Linz ſaß, und mit unbeugſamer Strenge das Land unter dem Daumen hielt. Aber ein anderer Stand, den man ſonſt kaum achtete, fügte ſich nicht, und das war die Bauernſchaft. Schon im Frühjahre 1625 erfolgten theilweiſe Aufſtände. Im Mai umringte Herberstorf 5000 Bauern, die ſich der Reformation widerſetzt, mit einem ſtarken Haufen Soldaten, wählte achtunddreißig derjenigen, die ihm die Schuldigſten ſchienen, aus, zwang ſie zu je Zweien um ihr Leben zu würfeln, und gab dann Befehl, ſiebenzehn von ihnen ohne weiteres Verhör, ohne gerichtliches Urtheil aufzuhenken [2]). Da die Gährung im Lande mehr und mehr wuchs, kamen immer ſtrengere Vorſchriften aus Wien. Unter dem $\frac{\text{30. Sept.}}{\text{10. Okt.}}$ 1625 veröffentlichte die vom Kaiſer eigens zur Bekehrung der Oberöſterreicher eingeſetzte Kommiſſion einen weitläufigen Befehl [3]), in welchem ſich unter Anderem folgende Artikel befinden: „nicht nur die öffentliche evangeliſche Predigt, ſondern auch der häusliche Gottesdienſt, das Leſen der lutheriſchen Poſtillen, der Unterricht in Glaubensſachen iſt verboten. Niemand darf ſich an einen auswärtigen Ort begeben, um dort lutheriſche Predigten zu hören, das Abendmahl zu empfangen, eine Kindestaufe oder die Einſegnung einer Ehe vorzunehmen. An Feſttagen darf kein Fleiſch ohne Erlaubniß der geiſtlichen Vorgeſetzten genoſſen werden. Die Zünfte der Handwerker ſollen ſich Fahnen anſchaffen, um dieſelben bei den Umzügen am Frohnleichnamsfeſte zu tragen. Kinder, welche an fremden Orten unkatholiſche Schulen beſuchen, ſollen bei Verluſt ihrer Erbſchaft zurückgerufen und in katholiſche Anſtalten geſchickt werden. Auch in Privathäuſern darf kein unkatholiſcher Lehrer ſich aufhalten. Kein Adeliger ſoll in Zukunft ohne Erlaubniß des Landesfürſten ſeine Kinder der Erziehung wegen ins Ausland ſchicken.

---

[1]) Caraffa, Text S. 182 unten flg. Khevenhiller X, 496 flg. Kurz, Beiträge zur Geſchichte des Landes ob der Ens I, 82 flg. — [2]) Kurz a. a. O. S. 100 flg. — [3]) Khevenhiller X, 498. Kurz a. a. O. 86 flg.

Bis künftige Oſtern (1626) hat Jedermann die katholiſche Religion anzunehmen" u. ſ. w. Der Winter, der Frühling, die gefürchtete Oſterwoche gieng ruhig vorüber, aber im Mai 1626 grief das Landvolk im ganzen Herzogthum zum Gewehr und ein Bürgerkrieg erfolgte, deſſen Thaten ſich nur mit den Kämpfen der Kamiſarden im ſüdlichen Frankreich, oder mit dem Widerſtand der Tyroler zu Anfang unſeres Jahrhunderts vergleichen laſſen. Die Bauernſchaft erwählte erſt Stephan Fabinger, früher Bürger und Hutmacher zu Linz, ſpäter Beſitzer eines Hofguts in der Gemeinde Parz [1]), dann nachdem Fabinger an einer Wunde vor Linz, das er belagerte, geſtorben war, den ritterbürtigen Landmann Wiellinger, zuletzt einen Studenten, deſſen Namen die Katholiken niemals erfuhren, zu ihren Hauptleuten. Die Plane, welche dieſe Männer mit einer Geſchicklichkeit, welche erfahrenen Feldherrn Ehre gemacht hätte, entwarfen, führte das oberöſterreichiſche Landvolk mit einer Tapferkeit und Todesverachtung ohne Gleichen aus. In wiederholten regelmäßigen Gefechten wurden die Baiern wie Ferdinand's II. Regimenter aus dem Felde geſchlagen, und dazu waren die Bauern nur ſchlecht, meiſt mit eiſenbeſchlagenen Dreſchflegeln und Morgenſternen bewaffnet. Maximilian I. mußte im Spätherbſte 1626 ſeinen verſuchteſten Feldoberſten, Pappenheim, mit 8000 Mann herbeirufen. Pappenheim machte dem Krieg ein Ende. In ſeinem längſt gedruckten Berichte [2]) an den Kaiſer gibt er dem Muthe der Bauern ein Zeugniß, das ihn ſelber ehrt. Hinrichtungen ſchloßen das Trauerſpiel. Das Herz blutet, wenn man die Gräuel liest, die dort im Namen der Religion begangen wurden. Dennoch kann und will ich den teutſchen Kaiſer nicht blindlings verdammen. Bedenkt man, welch' furchtbarer politiſcher Hebel die Religion in jenen Zeiten war und unter damaligen Umſtänden ſeyn mußte, ſo erſcheint ſein Verfahren in einem milderen Lichte. Jeder katholiſche Unterthan eines proteſtantiſchen, oder umgekehrt jeder evangeliſche Unterthan eines katholiſchen Fürſten ſann auf Neuerung und bot fremden Glaubensgenoſſen die Hand. Auch die oberöſterreichiſchen Bauern wußten zu Anfange des Kampfes Verbindungen mit dem Könige von Dänemark Chriſtiern IV. anzuknüpfen, der damals gegen den Kaiſer in Waffen ſtand. Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich ſechs Jahre ſpäter. Auch nach dem Siege Pappenheim's glomm im Lande ob der Ens das Feuer des Aufruhrs unter der Aſche. Nachdem Guſtav Adolf die Schlacht auf dem Lechfelde gewonnen und ſich in Baiern feſtgeſetzt, erſchienen Abgeſandte der Oberöſterreicher, wie unten gezeigt werden ſoll, Hülfe ſuchend in ſeinem Lager. Wie jeder andere katholiſche Landesherr, war

---

[1]) Kurz a. a. O. S. 137. — [2]) Kurz a. a. O. S. 417 flg.

der Kaiſer nur dann ſeines Beſitzes ſicher, wenn die Unterthanen denſelben Glauben mit ihm bekannten. Ich möchte wünſchen, daß Fadinger, der unbekannte Student, und ihre tapfern und rechtſchaffenen Genoſſen für eine dem teutſchen Reiche nützlichere Sache gekämpft hätten.

Die Vorrechte des oberöſterreichiſchen Herrenſtandes waren durch die Reformationserlaſſe vom Jahre 1624 und 1625 zwar beſchnitten, aber nicht völlig aufgehoben. Sie durften keine evangeliſche Prediger mehr auf ihren Schlöſſern halten, wie früher, aber auch nach Beendigung des Bauernaufſtandes übten ſie ungehindert proteſtantiſchen Privatgottesdienſt. Sodann blieben ihre proteſtantiſchen Amt- und Geſchäftsleute, welche ſich ſogar in manchen Fällen erkühnt haben ſollen, katholiſche Grundholden zu bedrücken, namentlich durch feiertägliche Frohnden am Beſuche der katholiſchen Kirchen zu verhindern [1]). Auf Klagen, die wegen ſolcher Mißbräuche zu Wien einliefen, ergieng im März 1627 von dort der Befehl [2]), daß alle proteſtantiſchen Beamten in Oberöſterreich entweder katholiſch werden, oder das Land verlaſſen ſollten. Viele der Bedrohten ſuchten nun bei ihren adeligen Herrn Schutz, brachten allerlei Einwände vor, als könnten ſie mit dem Abſchluſſe der Rechnungen nicht fertig werden, und blieben im Lande. Nun grief der Kaiſer durch. Ein Ausſchreiben erſchien, welches nicht blos die Diener, ſondern auch die Gebieter angreifend, den proteſtantiſchen Adeligen die Wahl ließ, entweder zur Annahme der katholiſchen Religion ſich zu bequemen, oder innerhalb drei Monaten ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern [3]). Wiederholte Gegenvorſtellungen des Herrenſtandes nützten nichts, Ferdinand II. beſtand auf ſeinem Willen. Sehr Wenige wechſelten den Glauben. Im Frühjahr 1628 ſagten Diejenigen, welche feſt blieben, der Heimath Lebewohl, und ſiedelten großen Theils in proteſtantiſche Reichsſtädte, Regensburg, Nürnberg, Ulm, Lindau, Augsburg über [4]). Oberöſterreich war dem äußern Anſehen nach von Ketzern geſäubert.

Der glückliche Erfolg des Bekehrungsgeſchäfts im ebengenannten Herzogthum machte Muth, Solches auch im Lande unter der Ens zu verſuchen. Der Herrenſtand hatte hier, wie oben bemerkt worden, ſeine Religionsfreiheit behalten, und übte in ſeinen Dörfern, Schlöſſern und Städten ungehindert proteſtantiſchen Gottesdienſt. Aber nun verlangte der päbſtliche Botſchafter Caraffa, daß auch hier die Einheit der Kirche wieder hergeſtellt werde. Die eidliche Zuſicherung, welche man dem niederöſterreichiſchen Adel 1620 gegeben, machte jedoch dem Kaiſer Bedenken, er forderte das Gutachten einer Rathsverſammlung, in welcher außer mehreren weltlichen

---

[1]) Kurz a. a. O. II, Einleitung S. VI. — [2]) Ebendaſ. S. IV u. Caraffa Text S. 288. — [3]) Daſ. S. IX flg. — [4]) Daſ. S. XII.

Großbeamten, der Beichtvater Lämmermann ſammt zwei andern Jeſuiten Sitz und Stimme erhielten [1]). Die Meinungen waren getheilt; die Einen erklärten, der Kaiſer müſſe ſeinen Eid halten, und wieſen zugleich auf politiſche Gefahren hin, welche die beantragte Maaßregel herbeiführen dürfte: die Hälfte der Soldaten und Offiziere des kaiſerlichen Heeres ſeyen Proteſtanten und leicht möchte es geſchehen, daß der evangeliſche Adel des untern Erzherzogthums ſich aus Verzweiflung mit den Ungarn oder mit den Partheien im Reiche verbände. Doch ſiegte die entgegengeſetzte Anſicht, welche von den Jeſuiten vertreten ward. Die Söhne Loyola's machten geltend, allerdings ſey jener Eid unverletzlich, allein das Verſprechen des Kaiſers vom Jahre 1620 beziehe ſich nur auf die Anhänger der lauteren augsburgiſchen Confeſſion. Nun hätten aber die proteſtantiſchen Niederöſterreicher während der letzten Unruhen ſich mit den Calviniſten vereinigt und den Lehrbegriff Luther's aufgegeben. Sie könnten daher auch keine Rechte fordern, die ihrem Bekenntniß nie eingeräumt worden. Man ſieht, letzterer Vorwand war darauf berechnet, den Lutheranern im Reiche, namentlich dem Kurfürſten von Sachſen und ſeinen Theologen, Sand in die Augen zu ſtreuen. Unter dem $^4/_{14}$. September 1627 erließ der Kaiſer ein Mandat [2]), welches ſämmtlichen unkatholiſchen Predigern und Schulmeiſtern, die ſich noch in den adeligen Orten befanden, innerhalb vierzehn Tagen das Land zu räumen gebot. Ohne Widerſtand, ſogar ohne Lärm, ward dieſer Befehl vollſtreckt. Die adeligen Herrn ſelbſt erfuhren eine mildere Behandlung, als ihre Genoſſen im Lande ob der Ens. Diejenigen, welche auf die Uebung proteſtantiſchen Gottesdienſtes verzichteten, wurden nicht zum Auswandern gezwungen. Noch im Jahr 1652 gab es dreiundvierzig evangeliſche Familien unter dem Herren-, dreißig im Ritter-Stande [3]); in der Folge haben auch dieſe den Glauben gewechſelt.

In Schleſien bewirkten zwei Urſachen, daß trotz dem beſten Willen des Kaiſers eine allgemeine Bekehrung der Einwohner nicht ins Werk geſetzt werden konnte [4]). Ein großer Theil der Provinz gehörte den Herzogen von Liegniz, Brieg, Oels, Bernſtadt, Wohlau, welche, als ſie vor Zeiten in den Lehnsverband der Krone Böhmen traten, ſich ihre landesherrlichen Rechte vorbehalten hatten. Dieſe Herzoge waren im Laufe des 16ten Jahrhunderts zur proteſtantiſchen Kirche übergegangen, und nach den Satzungen des Augsburger Religionsfriedens kam ihnen daher die Befugniß zu, über die Religion ihrer Gebiete zu verfügen. Auch in den

---

[1]) Khevenhiller XI, 304 flg. Caraffa a. a. O. S. 320 flg. — [2]) Raupach, evang. Oeſterreich IV, Beilage S. 254. — [3]) Raupach IV, Text S. 463. — [4]) K. A. Menzel, neuere Geſchichte der Teutſchen VII, 140 flg.

unmittelbaren Ländertheilen hatte das Lutherthum während der Unruhen unter Kaiſer Rudolph II. in der Art Eingang gefunden, daß die Proteſtanten in Niederſchleſien die überwiegende Mehrzahl bildeten, in Oberſchleſien dagegen den Katholiken das Gleichgewicht hielten. Dieſer Stand der Dinge wurde durch die Schlacht vor Prag, welche auch Schleſien wieder dem Kaiſer unterwarf, nicht geändert. Denn der Kurfürſt von Sachſen, der, wie unten gezeigt werden ſoll, im Namen Ferdinand's II. die Provinz zum Gehorſam brachte, verbürgte den Einwohnern ihre kirchlichen Freiheiten. Der oft genannte Caraffa ſpricht[1]) ſeinen Aerger über die von dem Sachſen gemachten Zugeſtändniſſe aus. Vorerſt mußte der kaiſerliche Hof an ſich halten. Allein nachdem das Heer des Königs von Dänemark, welches bis ins Herz von Schleſien eindrang, zurückgeſchlagen war, und nachdem Wallenſtein den Kaiſer auf den Gipfel der Macht erhoben hatte, beſchloß man auch die Schleſier in die alte Kirche zurückzuführen. Die Mittel, welche angewendet wurden, waren dieſelben wie in den andern Provinzen: Liſt, Gewalt, freundliche Zureden, wo dieſe nichts nützten, Einlagerung von Soldaten, welche hartnäckige Proteſtanten aufs Blut peinigten. Auf dieſe Weiſe wurden in den Jahren 1627 und 1628 alle dem Kaiſer unmittelbar gehörigen Orte Ober- und Nieder-Schleſiens katholiſch gemacht. Die mittelbaren Herrſchaften Liegniz, Brieg, Oels, Bernſtadt, Wohlau dagegen, ſo wie die Hauptſtadt Breslau, welche wichtige ſtändiſche Vorrechte beſaß, kamen mit dem Schrecken davon. Sie blieben, eine lutheriſche Inſel im katholiſchen Meere teutſch-öſterreichiſcher Erbländer, beim augsburg'ſchen Bekenntniß. Kaiſer Ferdinand bewies bei dieſer Gelegenheit eine Achtung vor dem Buchſtaben der Reichsſatzungen, die ihn große Ueberwindung koſtete, die aber auch ſonſt bei ihm hervortritt. Politiſch-klug war das doppelte Maaß nicht, das er an Schleſien legte, es hat ſich am öſterreichiſchen Hauſe gerächt. Hundert Jahre ſpäter wurde der berühmte Raub, welchen der Preuße Friedrich II. an Maria Thereſia begieng, nachdrücklich durch die Trümmer des Proteſtantismus befördert, welche Ferdinand II. damals in Schleſien beſtehen ließ. Kirchliche Sympathien halfen dem Brandenburger die Provinz erobern und behaupten.

Wenden wir uns jetzt zu dem königlichen Flüchtling, der die Hauptrolle in dem böhmiſchen Trauerſpiel übernehmen mußte, zu Friedrich V. Noch ehe er durch die Entſcheidungsſchlacht vor Prag ſein Wahlkönigreich verlor, war ſein pfälziſches Erbe in feindliche Hände gefallen. Als Spinola mit den Spaniern aus Brabant den Rhein heraufzog, lagerte der

[1]) A. a. O. Text S. 91.

Markgraf Joachim Ernſt von Brandenburg-Ansbach, Feldherr der Union, bei Oppenheim, jedoch ohne Auftrag, etwas gegen die Spanier zu unternehmen. Nun ſetzte Spinola bei Coblenz auf das rechte Ufer des Rheins herüber, und rückte auf den Main los. Alsbald zogen auch die Unirten gegen Frankfurt, verwüſteten die Umgegend und ſtellten ſich, als ob ſie eine Schlacht annehmen wollten. Aber jetzt gieng Spinola wieder bei Mainz auf das linke Ufer hinüber, drang an Oppenheim vorbei, wo eine Abtheilung unirter Truppen lag, in die Pfalz ein und nahm die Städte Creizenach und Alzey weg. Der Markgraf von Ansbach begnügte ſich, die Fortſchritte der Spanier zu beobachten. Auf die lauten Klagen der Pfälzer erwiederte er ganz gelaſſen, die Kriegsmacht der Union ſey nicht zu einem Angriff, ſondern bloß zum Zwecke der Vertheidigung zuſammengezogen. Damit war offen zugeſtanden, daß die verbündeten Fürſten das Erbe des Kurfürſten von der Pfalz im Stich laſſen, und bloß auf Sicherheit ihres eigenen Gebiets Bedacht nehmen wollten. Es blieb dabei, obgleich der Prinz Moritz von Oranien gegen 6000 meiſt engliſche Hülfstruppen zum Heer der Union ſtoßen ließ, und den Bund beſchwor, die Spanier nicht im Reiche zu dulden. Während des Winters überſchwemmte Spinola ungehindert die Rheinpfalz und nahm die meiſten Orte weg. Nur Lautern, Mannheim, Heidelberg, Frankenthal blieben in den Händen der Feldoberſten des Kurfürſten [1]).

So ſtand es mit der Sache Friedrich's V. am Rhein, als er in Folge der Prager Schlacht ſein neues Königreich verlaſſen mußte. Der kaiſerliche Bann folgte ihm auf dem Fuße. Den 19/29. Januar 1621 erklärte Ferdinand Friedrich V. von der Pfalz, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, als Beleidiger kaiſerlicher Majeſtät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller Würden und Güter verluſtig. Wider die Oberpfalz ſollte der Herzog von Baiern, wider den Fürſten von Anhalt und den von Jägerndorf ſollte Kurſachſen, wider den Grafen von Hohenlohe der Biſchof von Würzburg den Bann vollziehen [2]), die Rheinpfalz war ohnedieß ſchon in den Händen der Spanier. Man ſchrie laut [3]) über die Ungeſetzlichkeit dieſer Acht, theils weil ſie nicht mit den nöthigen Formalitäten verſehen ſey, indem die Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs nicht darüber befragt worden, theils weil ihr die rechte Begründung fehle, indem Kurfürſt Friedrich V. durch die Annahme der böhmiſchen Wahl ſich

---

[1]) Die Beweiſe bei Senkenberg III, 544 flg. 569 flg. — [2]) Khevenhiller IX, 1346 flg. — [3]) Senkenberg IV, 4.

nicht gegen den Kaiſer, ſondern bloß gegen das Haus Oeſterreich vergangen habe, wenn es je ein Vergehen ſey, eine angebotene Krone anzunehmen. Ein Fünklein Wahrheit mag in dieſen Behauptungen enthalten ſeyn, allein noch gewiſſer iſt, daß die Reichskonſtitution längſt ein bloßer Name geworden war. Jeder verletzte ſie, ſo lange er die Macht dazu hatte. Erſt wenn ein Reichsſtand ſo tief im Unglücke ſaß, daß die letzten Beweismittel der Fürſten, Kanonenkugeln und Pulver, nichts mehr nützten, berief man ſich auf die Konſtitution, als auf den letzten Strohhalm der Verzweifelten, um gleich nachher, wenn der Wind günſtiger wurde, gegen ſie zu handeln. War es der Reichskonſtitution gemäß, als Luther den Teutſchmeiſter und den Erzbiſchof von Mainz aufforderte, ihre geiſtlichen Lehen in weltliche Fürſtenthümer zu verwandeln, oder als Kurſachſen und Heſſen im Einverſtändniſſe mit Frankreich den Schmalkald'ſchen Bund ſchloßen? war es der Konſtitution gemäß, als Kurfürſt Moritz den Kaiſer Karl V. in Innsbruck überfiel? oder als Friedrich V. vor der Wahl zum böhmiſchen Könige mit dem Savoyarden und andern Fürſten über das Erbe Habsburgs das Loos warf? Was Friedrich V. Andern hatte zufügen wollen, war ihm ſelbſt widerfahren; er hatte alſo ebenſowenig Recht ſich über die Härte Ferdinand's zu beſchweren, als der Preuße Friedrich II. über die Habſucht Oeſterreichs klagen durfte, wenn ihm in Folge des ſiebenjährigen Krieges alle ſeine Länder genommen worden wären.

Von Prag war der böhmiſche Winterkönig — ſo nannte man ihn ſpottweiſe — nach Breslau geflohen, in der Hoffnung die Schleſier würden ihr Blut und Geld aufwenden, um ſeine Sache wiederherzuſtellen. Mittelſt Ausſchreiben vom $^{20}/_{30}$. Nov. berief er ſofort einen ſchleſiſchen Landtag, der auch Anfangs Dez. zuſammentrat. Friedrich forderte die Verſammlung auf, Geld zu bewilligen: noch ſei nicht Alles verloren, von Schleſien aus könne man Böhmen wieder erobern, die ſchwer bedrohte Religionsfreiheit retten. Die Stände gaben eine Antwort, in welcher Verſicherungen von Treue und amtlicher Ergebenheit nicht geſpart waren[1]). Aber die Scene änderte ſich, als am $^{20}/_{30}$. Dez. 1620 ein kurſächſiſcher Trompeter mit zwei Schreiben in Breslau eintraf. In dem einen meldete Kurfürſt Johann Georg, daß er vom Kaiſer beauftragt ſey, Schleſien zum Gehorſam zu bringen, im zweiten verkündigte er den Ständen Beſtätigung aller ihrer bürgerlichen und kirchlichen Freiheiten, wenn die Provinz ſich gutwillig unterwerfen würde. Die Stände theilten beide Schreiben dem Könige mit, und begannen ſofort ihre Unterhandlung[2]) mit

---

[1]) K. A. Menzel neuere Geſchichte der Teutſchen VII, 10 flg. — [2]) Urkundliche Nachrichten herüber bei C. A. Müller Forſchungen III. 444 flg.

dem Kurſachſen, welche nach kurzer Dauer zu einem für Schleſien erwünſchten Ziele führte. Das Land kehrte durch Vertrag vom $^{18}/_{28}$. Febr. 1621 zum Gehorſam gegen Habsburg zurück, und erhielt dafür Zuſicherung ſeiner Freiheiten; dagegen ward der Kurpfälzer ſeinem Schickſale überlaſſen. Friedrich V. hatte nicht abgewartet bis die Sache ſo weit gedieh. Schon am $^{3}/_{13}$. Jan. war er ſeiner Gemahlin nachgereist, die bereits Ende November 1620 eine Zufluchtsſtätte in Kurbrandenburg beim Schwager ihres Gemahls geſucht hatte. Es gieng dort Beiden ſchlecht: mit Mühe wies kurbrandenburg'ſche Angſt vor dem Kaiſer der hochſchwangern Namenskönigin von Böhmen einige Zimmer im Schloſſe zu Küſtrin an, damit ſie dort niederkommen könne [1]). Trotz dieſer niederſchlagenden Behandlung, die er von Seiten ſeiner nächſten Anverwandten erfuhr, hegte der geſtürzte Pfälzer die beſten Hoffnungen. Er ſchickte damals (im Januar 1621) den Grafen von Hollach nach Dresden, mit dem Auftrage [2]) an den Kurfürſten von Sachſen: „Johann Georg möchte Sorge tragen, daß dem Pfalzgrafen das Königreich Böhmen zurückgegeben und aller Schaden ſchleunigſt erſetzt werde, widrigenfalls Friedrich V. ſich genöthigt ſähe, Türken und Tartaren ins Reich zurufen, und mit ihrer Hülfe ſein gutes Recht zu verfechten." Welcher Grad von Verblendung! Nach kurzem Aufenthalt in Küſtrin und Berlin ſetzten die gefallenen Majeſtäten ihre Reiſe weiter fort. Eliſabeth begab ſich nach Holland, ihr Gemahl gieng nach Niederſachſen um dort Freunde und Helfer zu ſuchen. Im Januar finden wir Friedrich zu Wolfenbüttel [3]), wo ſeine Verbindung mit dem Halberſtädter Chriſtian, der nachher ſo viel Lärm machte, ihren Anfang nahm. Eine Schilderhebung der niederſächſiſchen Kreisſtände mit dem Könige Chriſtian von Dänemark an der Spitze zu Gunſten des Kurpfälzers war im Werk, und für dieſen Zweck bereits eine Verſammlung angekündigt. Um in der Nähe des Dänen zu ſeyn, von dem er Alles erwartete, reiste Friedrich V. von Wolfenbüttel nach Hamburg. Fortwährend wiegte er ſich in ſüßen Träumen einer glücklichen Zukunft und naher Rache an ſeinen Widerſachern. Von Wolfenbüttel aus hatte er an den Grafen von Mannsfeld, der damals, wie wir wiſſen, etliche böhmiſche Plätze im Namen Friedrich's beſetzt hielt, einen Brief [4]) erlaſſen, in welchem es unter Anderem heißt: „Mannsfeld möge in der bisher bewieſenen Treue beharren, nächſtens werde er, Friedrich V.

[1]) Menzel a. a. O. S. 20 flg. — [2]) v. Aretin, Baierns auswärtige Verhältniſſe I, 158 und Anhang S. 95. — [3]) Von der Decken „Herzog Georg von Braunſchweig Lüneburg" I, 81. — [4]) Senkenberg a. a. O. IV, 53.

dem Grafen mit Geld und Volk zu Hülfe eilen, und nicht eher ruhen, bis er ſich an ſeinen Feinden mit Gottes Beiſtande gerächt habe.“ Mit noch größerer Zuverſicht ſchrieb Friedrich V. von Hamburg aus an ſeinen alten ungariſchen Bundesgenoſſen Bethlen Gabor: „Sintemalen ohne Zweifel im ewigen Rathſchluſſe des Allmächtigen vorher beſtimmt ſey, daß er ſein Königreich Böhmen ſammt den Erblanden wieder mit dem Schwerte erobern ſolle, werde er hierin dem Willen Gottes Folge leiſten, und von nun an mit nichts eifriger ſich beſchäftigen, als daß er die eine Weile abgelegten Waffen wieder zur Hand nehme, die abgefallenen Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolge, die getreuen aber von dem ſpaniſch-öſterreichiſchen Joche befreie, und ſomit Dasjenige verrichte, was Gott im Himmel, den chriſtlichen Mächten auf Erden, und der ganzen Nachwelt wohlgefällig ſeyn werde. Zu ſolchem Ende habe er bereits mit Hülfe Englands, Dänemarks, Schwedens, auch des niederſächſiſchen Kreiſes, ein wohlgerüſtetes Heer von 20,000 Mann beiſammen, mit welchem er binnen zwei Monaten nach Böhmen zu ziehen und nachher auch die Pfalz wieder zu erobern gedenke. Damit nun das große Vorhaben um ſo beſſer gelinge, möge Bethlen Gabor ſeiner Seits durch verheerende Einfälle in Oeſterreich, Mähren, Steiermark, Schleſien, der gemeinſamen Sache Vorſchub leiſten.“ Zum Verſtändniß dieſer und ähnlicher hoffnungstrunkener Aeußerungen des Kurpfälzers müſſen wir bemerken, daß Theologen, welche einzelne Stellen des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannes auf ihn bezogen, ſo wie Sterndeuter dem Unglücklichen baldige Wiederherſtellung verheißen hatten [1]). Die oben erwähnte Verſammlung der niederſächſiſchen Kreisſtände erfolgte Anfangs März in dem holſteiniſchen Städchen Segeberg. Außer dem Könige Chriſtian IV. von Dänemark, den Herzogen von Celle, Wolfenbüttel, Lauenburg, Weimar erſchienen holländiſche, kurbrandenburg'ſche und pommer'ſche Geſandte [2]). Auch der abgeſetzte Kurpfälzer fand ſich ein, aber Chriſtian IV. wollte ihn erſt gar nicht ſprechen, und als er endlich vorgelaſſen ward, empfieng er von dem Dänen die bitterſten Vorwürfe. Wir theilen den Bericht [3]) eines kurſächſiſchen Spionen mit: „König Chriſtian hat gegen den Pfalzgrafen, als er zu ihm nach Segeberg kam, gar wunderliche Reden geführt. Anfangs ſoll er ihn gefragt haben: wer hat Euch gerathen Könige zu verjagen und Königreiche einzunehmen? Wenn dieß Eure Räthe thaten, ſo haben ſie gehandelt wie Schelme. Weiter frug er: warum habt

[1]) Ebendaſ. S. 54 flg. — [2]) Von der Decken I, 82. — [3]) Müller Forſchungen III, 468 flg.

Ihr Bilder geſtürmt [1]). Wie nun der Pfalzgraf antwortete: wenn Einer ein Haus hat, richtet er es gerne nach ſeinem Wohlgefallen zu! entgegnete der König: es iſt die Frage, ob es Euer Haus geweſen. Weiter ſagte er: zuvor hat man die Pumpſäcke (die Dänen ſo genannt wegen ihrer weiten Hoſen) für Nichts geachtet, nun Ihr aber den Karren in den Dreck hinein gefahren habt, kommt Ihr und ſucht Hülfe bei ihnen. Ihr müßt Euch vor dem Kaiſer demüthigen und ihn um Verzeihung bitten, alsdann will ich dahin wirken, daß Spinola die Pfalz verlaſſen muß, und daß Ihr euer Erbland wieder bekommt. Mit Böhmen aber will ich nichts zu thun haben, denn das iſt eitel Unrath." Der kurſächſiſche Berichterſtatter erzählt weiter: nachdem der Pfalzgraf ſich bereit erklärt, auf Böhmen zu verzichten, habe ihm der König verſprochen, ſeinetwegen eine Geſandtſchaft an den Kaiſer zu ſchicken. Chriſtian that noch einen andern Schritt, der ſich günſtig für den Kurpfälzer auslegen ließ, er hielt eine Rede [2]) an die zu Segeberg verſammelten Fürſten, in welcher er darauf antrug: die niederſächſiſchen Stände möchten ein Vertheidigungs-Bündniß mit Dänemark errichten und gemeinſam ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern aufſtellen, damit man im Nothfalle Angriffe der katholiſchen Parthei zurückweiſen und die Union unterſtützen könne. Die däniſchen Vorſchläge fanden Anklang. Ein von dem däniſchen Könige, dem Halberſtädter Chriſtian und deſſen Bruder dem Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel unterzeichnetes Schreiben [3]) wurde am $^5/_{15}$. März an den General Spinola erlaſſen, in welchem die ebengenannten Herren den Spanier aufforderten die Pfalz zu räumen. Zugleich beſchloß die Segenberger Verſammlung auf einem demnächſt zu haltenden niederſächſiſchen Kreistage in Lüneburg das Anſinnen des Königs von Dänemark in weitere Berathung zu ziehen. Der Lüneburger Kreistag wurde wirklich den $^{16}/_{26}$. April 1621 eröffnet. Eben erſchollen aus Böhmen herüber Gerüchte von furchtbaren Maaßregeln des Kaiſers gegen die gefangenen Anhänger Friedrich's V., von Hinrichtungen, die im Werke ſeyen, um ſo kampfluſtiger war die Stimmung der verſammelten Niederſachſen. Sie beſchloſſen die Sache des Kürfürſten von der Pfalz zur ihrigen zu machen. Plözlich machte aber eine Hiobspoſt aus dem Süden dem kriegeriſchen Eifer der Lüneburger ein Ende. Die Nachricht lief ein, daß die Union, an welche die niederſächſiſchen Herrn ſich anzuſchließen gedachten, auseinander gefallen ſey. Jetzt entſagten

---

[1]) Ueber das Ereigniß, auf welches Chriſtian IV. anſpielt, ſiehe oben S. 329. Der König macht, wie man ſieht, den eifrigen Lutheraner. — [2]) v. d. Decken a. a. O. I, 86. — [3]) Senkenberg IV, 56.

Viele, die von vorne herein lauer geweſen, weil ſie entweder die Rache des Kaiſers oder die Ausgaben des bevorſtehenden Kampfes fürchteten, den gefaßten Beſchlüſſen. Aber Andere blieben feſt. Der König von Dänemark, die Herzoge Chriſtian der ältere von Celle, und Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, zwei kleine aber ſehr ehrſüchtige welfiſche Fürſten fuhren auch ſeitdem mit Rüſtungen fort, die ſie ſchon früher begonnen [1]). Indeſſen hatte der Dänenkönig ſein dem Kurpfälzer zu Segenberg gegebenes Verſprechen erfüllt: eine däniſche Geſandtſchaft gieng wirklich nach Wien, um vom Kaiſer Aufhebung der Acht wider Friedrich V. und Wiederherſtellung deſſelben in die Pfalz zu erbitten; allein ſie richtete nichts aus. Nachdem mehrere und ſehr lange Schriften [2]) von dem Wiener Hofe und den däniſchen Abgeordneten gewechſelt worden, ſchickte Kaiſer Ferdinand die Dänen mit einem abſchläglichen Beſcheide nach Hauſe, der in Höflichkeiten eingehüllt war. Gleichwohl ſtanden die nordteutſchen Angelegenheiten noch immer leidlich für den Kurpfälzer, wenn nur der Dänenkönig die Waffen, die er ſchon ergriffen, nicht wieder aus der Hand legte. Aber Letzteres geſchah, und nun zeigte es ſich, daß Chriſtian IV. nie im Ernſte an Unterſtützung des Pfalzgrafen gedacht, ſondern zu ganz andern Zwecken jene Rüſtungen gemacht hatte. Erinnern wir uns, daß es im nördlichen Teutſchland mehrere ſehr fette Stifter gab, welche einſt in beſſeren Zeiten der katholiſchen Kirche gehörten, aber ſeit dem Augsburger Religionsfrieden ein Spiel der Ehrſucht lutheriſcher Fürſtenſöhne geworden waren, welche dieſe ehemaligen geiſtlichen Reichslehen unter dem Namen von Adminiſtratoren an ſich zu reißen pflegten. Faſt alle Ränke, die ſeit 60 Jahren an den kleinen nordteutſchen Höfen geſpielt wurden, alle Eiferſüchteleien und Bosheiten des Einen gegen den Andern, drehten ſich um die Frage des Beſitzes jener einſt geiſtlichen Güter. Nun glaubte ſich auch der Jüte berechtigt, ſeine Prinzen auf Teutſchlands Koſten mit ſolchen Stiften auszurüſten, welche vor Jahrhunderten die fromme Großmuth oder die politiſche Weisheit unſerer Kaiſer als Bänder der Reichseinheit, als Waffenplätze und Miſſionspoſten zu Bekehrung heidniſcher Slaven und Skandinavier, errichtet hatte. Und die Bemühungen des Dänen waren nicht vergeblich. Schon 1617 hatte er ſeinen Sohn Friedrich nach Teutſchland geſchickt, um auf einmal nach einem Erzſtift und zwei Hochſtiftern, Bremen, Verden, Osnabrück zu angeln [3]). Im Frühjahre 1621 erreichte er theilweiſe das erſehnte Ziel. Von den lutheriſchen Domkapiteln, die wie zum Spotte fortbeſtanden, erhielt

[1]) V. d. Decken I, 90. — [2]) Khevenhiller IX, 1370 flg. — [3]) V. d. Decken I, 57.

Friedrich die Anwartſchaft auf Bremen, eine Zuſage für Verden. Zugleich wurde ein Bruder des eben genannten Friedrich, der Prinz Ulrich, mit der Anwartſchaft auf Schwerin bedacht [1]). Aber noch fehlte die kaiſerliche Beſtätigung. Eben um dieſe zu erlangen, hatte der König jene Rüſtungen gemacht, die Kreistage von Segeberg und Lüneburg berufen und die Maske vorgenommen, als gedenke er Etwas für den geſtürzten Kurpfälzer zu thun. Er wollte ſich den Krieg, mit dem er drohte, um den Preis der kaiſerlichen Genehmigung jener geiſtlichen Erbſchleicherei abkaufen laſſen. Und ſo geſchah es auch. Zuſicherungen, die aber nicht ernſtlich gemeint waren, müſſen dem Dänen von Wien aus gemacht worden ſeyn, und nun ſtellte er plötzlich ſeine Rüſtungen ein [1]). Chriſtian's IV. Verfahren bei dieſem Anlaſſe bürgt für die Wahrheit der Charakterſchilderung [2]), welche der Darmſtädter Landgraf Ludwig V. in einem geheimen Berichte an ſeinen Schwiegerſohn, den Lüneburger Herzog Georg, von ihm 1623 mittheilte. „Der König von Dänemark“ heißt es hier „hat nur zwei Zwecke im Auge: in ſeinem Lande unumſchränkt zu herrſchen und Dänemark auf Koſten Teutſchlands zu vergrößern; an Krieg wider den Kaiſer denkt er nicht. Er iſt höchſt laſterhaft und lebt in offenem Ehebruche. Seine Verwandſchaften mit Kurbrandenburg, Kurpfalz [3]) und andern hohen teutſchen Häuſern will er nur zur Befriedigung ſeiner Ehrſucht benützen, obgleich er ſich ganz anders ſtellt. Er iſt reich, wird aber ſeinen Reichthum nie für die gemeinſame lutheriſche Sache aufwenden. Die däniſchen Reichsſtände fürchten ſein Streben nach unumſchränkter Gewalt und laſſen ihn nicht gerne Heere aufſtellen. Chriſtian IV. hat Neigung zum Krieg und glaubt ein guter Feldherr zu ſeyn, iſt es aber in der That nicht und wird des Kriegführens wie alles Andern bald überdrüſſig, überhaupt bringt er nichts zu Ende.“ Nachdem der Dänenkönig ſein ſchon geworbenes Heer entlaſſen, mußten auch jene kriegsluſtigen welfiſchen Herzoge wohl oder übel wollend entwaffnen. Abermal war der Kurpfälzer verrathen!

Friedrich V. hatte die eben beſchriebene Entwicklung der teutſchen Angelegenheiten nicht abgewartet, ſondern ſich von Segeberg weg nach Holland begeben, wohin ihm ſeine Gemahlin vorangereist war. Er hoffte dort gleichfalls Hülfe zu finden, kam aber, verglichen mit ſeinem Geſuche in Teutſchland, vom Regen in die Traufe. Ein ſächſiſcher Berichterſtatter möge reden. Pöllniz, den der Kurfürſt Johann Georg nach dem Haage

[1]) Derſelbe I, 91. — [2]) Mitgetheilt von demſelben I, 114. — [3]) Die Schweſter Chriſtian's IV., Anna, war Königin von England und Friedrich's V. Schwiegermutter, die Gemahlin Chriſtian's IV. aber, Anna Catharina, eine Muhme des Kurbrandenburgers.

geſchickt, um die Schritte des Kurpfälzers zu belauern, meldet [1]) nach Dresden: „Ich habe allhier den Pfalzgrafen in ziemlicher Armuth gefunden. Denn obwohl das Gerücht gieng, als werde die Zehrung der kurpfälziſchen Familie von den Staaten beſtritten, verhält ſich die Sache in Wahrheit ganz anders. Nicht länger als die erſten 3 oder 4 Tage hielt man ſie frei, jetziger Zeit aber müſſen ſie, um leben zu können, Pferde, Kleinodien und Alles, was ſie mitgebracht, täglich verkaufen, und wiſſen zur Zeit noch nicht wie ihre Zukunft ſich geſtalten möge.“ Friedrich V. nahm ſich jedoch ſeine unglückliche Lage nicht ſehr zu Herzen. Der Spion fährt fort: „die Perſon des Pfalzgrafen betreffend, ſtellt er ſich nicht anders an, als ob ihm niemals etwas Widerwärtiges begegnet wäre, ſondern er ſpazieret und fährt täglich außerhalb dem Haag, und ſpielt mit den jungen Herrn (ſeinen Knaben) Ball in dem Buſche vor dem Haag, welches von Vielen mehr für ein Kinder- denn für ein Königs-Spiel angeſehen wird. Auch der Prinz Moritz von Oranien iſt ſehr ungehalten darüber, ſagend, daß es dem Kurfürſten beſſer anſtünde, Tag und Nacht auf Mittel zu denken, wie er die verlorne Krone Böhmen und die Pfalz wieder erobern möge, als ſeine Zeit mit ſolchen Kindereien durchzubringen.“ Die wahre Abſicht der Hungerkur, welche Moritz von Oranien mit der geſtürzten Majeſtät vornahm, erhellt aus dem weiteren Berichte des Sachſen: „der König von England (Jakob, Friedrich's V. Schwiegervater) hat durch mehrere Schreiben den Staaten hart verwieſen, daß ſie die vornehmſte Urſache vom Verderben ſeiner Tochter und dero Kinder ſeyen, und daß ſie auch jetzt noch immer den Pfalzgrafen aufwiegelten, und, ſtatt ihm zur Verſöhnung mit dem Kaiſer zu rathen, vielmehr denſelben abhielten.“ Die Sache iſt klar. Gleichwie die Staaten den Kurpfälzer in Böhmen vorangeſchoben hatten, um ihn als Schild wider die Macht Oeſterreichs zu gebrauchen, ſo wollten ſie ihn auch jetzt wieder für ihren Dienſt verwenden. Friedrich ſollte mit holländiſchem Gelde alsbald nach Teutſchland zurück und den Krieg erneuern. Weil er aber keine Luſt zu Fortſetzung eines ſo mißlichen Geſchäftes in ſich verſpürte, ließ man ihn hungern. Mangel an dem Nöthigſten, hofften die hochmögenden Herrn, werde die Abneigung des gefallenen Prinzen bezähmen, und ihn zuletzt in ein williges Werkzeug holländiſcher Plane gegen Habsburg verwandeln. Bald wird ſich zeigen, daß dieſe Berechnung zutraf.

Indeſſen war auch der letzte Schimmer von Hoffnung, die er noch auf teutſche Hülfe geſetzt, vollends erbleicht. Schon ſeit dem Vertrage zu Ulm [2]) hatte die Union faſt kein Lebenszeichen mehr von ſich gegeben; die

---

[1]) Müller Forſchungen III, 460 flg. — [2]) Siehe oben S. 325.

Nachricht von der Schlacht bei Prag verſetzte die verbündeten Fürſten in den größten Schrecken. Zwar kam zu Ende des Jahrs 1620 der Ritter Morton als Geſandter Jakob's von England nach Oberteutſchland herauf mit Briefen[1]), in welchen die Union zur Standhaftigkeit ermahnt wurde, und was noch kräftiger, mit 100,000 Kronen in der Taſche, welche er zum Unterhalt des Bundesheeres anbieten ſollte: aber dieſes Mittel wirkte nicht mehr. Am nemlichen Tage, ($^{19}/_{29}$. Januar) da Ferdinand II. die Achtserklärung gegen den Kurpfälzer und ſeine Genoſſen ſchleuderte, erließ der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, einer der mächtigſten Unirten, von Stuttgart aus an den Kaiſer ein Schreiben[2]) in welchem er faſt um Gnade flehte, und ſich erbot, auf dem nächſten Unionstage zu Heilbronn die Mitglieder des Bundes zum Frieden zu ermahnen. Gerüchte von ſtrengen Maaßregeln, welche man in Wien beabſichtige, und insbeſondere die Drohung des ſpaniſchen Heerführers Spinola in Würtemberg von der eroberten Pfalz aus einzufallen, wenn Johann Friedrich ferner die Sache des Kurpfälzers vertheidigen würde, hatten den Herzog zu dieſem Schritte beſtimmt, welcher den Bruch der Union herbeiführen mußte. Der Unionstag, von welchem der Würtemberger in dem eben angeführten Briefe ſprach, trat Anfangs Februar in Heilbronn zuſammen. Außer dem Herzog von Würtemberg, den Markgrafen Joachim Ernſt von Brandenburg-Anſpach, der zugleich Feldhauptmann des Bundes war, und Georg Friedrich von Baden, ſo wie vielen Boten der unirten Fürſten und Städte, erſchienen engliſche und holländiſche Geſandte[3]). Letztere ſuchten den tief geſunkenen Muth der Verſammelten anzufachen, und verſprachen, wenn der Bund fortdauern würde, reichliche Geldhülfe. Auch der Markgraf von Brandenburg-Anſpach ſtimmte ihnen bei, und zwar iſt es ſehr erklärlich, warum dieſer Herr die Meinung der Holländer und Britten theilte. Ein kurſächſiſcher Geſchäftsmann, der perſönlich in Heilbronn ſich eingefunden hatte, ſchreibt[4]) nach Dresden: „der Markgraf Joachim Ernſt beziehe jährlich als Bundesoberſter der Union ungefähr 120,000 Gulden Gehalt; ſein Beitrag als Mitglied in die Unionskaſſe betrage höchſtens 20,000 Gulden, folglich bleibe ihm alle Jahre ein Gewinn von baaren 100,000 Gulden übrig. Es ſei deßhalb nicht zu verwundern, daß ihre fürſtlichen Gnaden die Fortdauer des Krieges wünſchen“. Man ſieht: der fromme Brandenburger hätte um den Preis einer Tonne Goldes auch ferner noch die Sache des Evangeliums

---

[1]) Abgedruckt bei Sattler würtemb. Herzoge VI, Anhang S. 149 flg. — [2]) Ebendaſ. S. 150. flg. — [3]) Senkenberg a. a. O. IV, 20. — [4]) Müller, Forſchungen III, S. 467.

in der bisherigen Weiſe vertheidigt! Aber weder ſeine Beredtſamkeit noch die Gründe der Engländer und Holländer fruchteten. Die Boten mehrerer Städte waren von Heilbronn weggeblieben, weil dieſe bereits zu Anfang des Jahrs Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe angeknüpft hatten [1]). Andere reisten vor dem Schluſſe der Verhandlung ab. Straßburg kündigte durch Schreiben vom 12. Februar der Verſammlung den Austritt aus der Union an. Nun hatten die Fürſten bisher verhältnißmäßig ſehr wenig in die Unionskaſſe bezahlt, die meiſten Unkoſten waren, wie es ſchon beim Schmalkald'ſchen Bunde geſchah, auf die Städte gewälzt worden [2]). Daraus folgte, daß die Herren, wenn ſie den Bund länger aufrecht zu halten beabſichtigen, von nun an, nach dem Abfalle der Reichsſtädte, ſelbſt für Geldmittel ſorgen mußten. Das wollten, das konnten ſie nicht! Unaufhaltſam gieng daher die Union ihrer Auflöſung entgegen. So bald dieß entſchieden war, ermangelte der Markgraf von Anſpach nicht, die Rolle zu wechſeln, und nun eifrig am Werke der Zerſtörung mitzuarbeiten. Er wollte jetzt wenigſtens Dank beim Kaiſer verdienen! Das Geſchäft des Leichendienſtes aber übernahm ein der Union fremder, durch ſeine dienſteifrige Hingebung für Habsburg längſt berühmter Fürſt, der Landgraf Ludwig von Darmſtadt. Unter ſeiner Vermittlung kam nach langem Schriftenwechſel den $^2/_{12}$. April 1621 folgende Uebereinkunft zwiſchen der Union und dem General Spinola, der im Namen des Kaiſers und Spaniens handelte, zu Stande: „Die unirten Fürſten machen ſich verbindlich, nie mehr gegen Spinola und die von ihm beſetzten Orte, oder die im Bunde mit ihm ſtehenden Mächte Waffen zu führen, ſie werden dem Pfalzgrafen Friedrich V. weder mittelbaren noch unmittelbaren Beiſtand leiſten, ſie verſprechen die Union, welche ohne dieß mit dem $^4/_{14}$. Mai zu Ende gienge, weder zum Beſten Friedrich's V., oder auch gegen den Kaiſer zu verlängern, noch ein neues Bündniß zu errichten. Auch werden ſie ihr Kriegsvolk noch vor der genannten Friſt aus der Pfalz und andern ihnen nicht gehörigen Orten abführen, und hinfort dem Kaiſer treu bleiben. Dagegen verbürgt Spinola keinen der Unirten oder der mit ihnen Befreundeten feindlich zu behandeln [3])". Der Kurpfälzer Friedrich V., ſeit 11 Jahren Haupt des Bundes, war hiemit förmlich aufgeopfert. Anfangs Mai traten die Unirten zum letztenmale in Heilbronn zuſammen. Ihre Aufgabe beſtand zunächſt darin, den Nachlaß des Bundes zu ordnen, die Rückſtände zu berichtigen. Eine ungeheure Schuldenmaſſe fand ſich vor, welche eine urkundliche Nachricht [4]) auf eine Million Gulden, eine

---

[1]) Senkenberg IV, S. 19. Note c. Müller, a. a. O. S. 467. — [2]) Sattler, würtemberg. Herzoge VI, 147. — [3]) Senkenberg IV, 35. — [4]) Sattler, Herzoge VI, Text S. 155.

andere ebenſo beglaubigte, aber um etliche Monate frühere [1]), auf 2,982,000 Gulden berechnet. Dieſe Angaben widerſprechen ſich, unſeres Bedünkens, nur ſcheinbar, man muß annehmen, daß der Unterſchied durch eine andere Kaſſe gedeckt wurde. Die alten nun austretenden Mitglieder der Union, welche im Mai zu Heilbronn ſich verſammelten, hatten blos eine Million zu bezahlen. Nach Abſchluß der Rechnung erfolgte die Erklärung, daß die Union aufgelöst ſei, doch mit dem Vorbehalte, man werde auch in Zukunft zum Schutze der Religion und der Freiheit mit einander in Briefwechſel bleiben. Dieſe Klauſel ſtellte unter günſtigeren Umſtänden eine Wiederherſtellung des Bundes in Ausſicht. Im Uebrigen fielen während der Verſammlung allerlei böſe Reden. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden beſchuldigte [2]) den Herzog von Württemberg und das bisherige Waffenhaupt der Union, Joachim Ernſt von Brandenburg-Anſpach, des Verraths. Beide, ſagte er, ſeyen von den Spaniern und dem Kaiſer beſtochen worden. Hieraus muß man zunächſt den Schluß ziehen, daß der badiſche Markgraf unzufrieden über die Auflöſung der Union war und den Krieg fortzuſetzen wünſchte. Dieſelben Abſichten verriethen frühere Schritte des badiſchen Herrn. Im März-Monat, da wegen Niederlegung der Waffen bereits verhandelt wurde, hatte Georg Friedrich neue Soldaten angeworben [3]), und rund heraus erklärt, daß er dieſes Volk, mögen auch die übrigen Mitglieder der Union beſchließen, was ſie wollen, nicht entlaſſen werde. Auch die ſpäteren Handlungen des Markgrafen ſtimmen trefflich mit Dem überein, was er im März that, im Mai zu Heilbronn ſprach. Nach einem halben Jahre ſteht er, wie wir unten finden werden, wieder gegen die katholiſche Parthei und den Kaiſer im Felde. Faßt man die eben erwähnten Anzeichen zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß gewiſſe Genoſſen der ehemaligen Union keineswegs die Waffen abzulegen gedachten, ſondern auf Erneuerung des Kriegs unter anderer Form ſannen. Bald werden wir ſtärkere Spuren dieſes bisher unbekannten Verhältniſſes finden. Nichts deſto weniger war die Union als Bund Vieler aufgelöst, und zwar kläglich aufgelöst. Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Frühjahre 1619 und den entſprechenden Monaten des Jahres 1621! Damals wiegten ſich die hitzigſten, gierigſten Mitglieder der Union in Träumen eines maßloſen Ehrgeizes [4]): „Das Reich ſollte

---

[1]) Müller a. a. O. III, 468 oben. Der Bericht des Sachſen iſt datirt vom $\frac{\text{19. Februar}}{\text{1. März}}$ 1621. — [2]) Senkenberg IV, 43. — [3]) Derſelbe IV, 29. — [4]) Der folgende höchſt wichtige, unter den Papieren des böhmiſchen Winterkönigs gefundene Entwurf wurde zum erſtenmale mitgetheilt von Müller, Forſchungen III, 454. und iſt aus einem Briefe des kurſächſiſchen Geſandten zu Wien vom $^5/_{15}$. März 1621 entnommen.

eine völlig andere Geſtalt erhalten, das Haus Habsburg mit ſeinem ganzen Anhange niedergeſchlagen werden. Der weitere Plan war, den Fürſten Chriſtian von Anhalt zum erblichen Kurfürſten von Mainz und Erzkanzler des Reichs, den Oranier Moritz und den Herzog von Bouillon zu Kurfürſten von Cöln und Trier zu erheben, den Bethlen Gabor aber mit dem Königreich Ungarn und einer achten Kur zu bedenken. Joachim Ernſt von Anſpach ſollte das Bisthum Würzburg, und jeder andere Mithelfer einen entſprechenden Antheil der Beute in geiſtlichen Gütern erhalten." Kurz es war, wie man ſieht, auf einen allgemeinen Raub des mittelalterlichen Staats, wie der mittelalterlichen Kirche abgeſehen. So träumten die Herren zu der Zeit, da der böhmiſche Aufruhr in Blüthe ſtand, und Friedrich ſich rüſtete nach der Krone Böhmen zu greifen, und jetzt, da die Gefahr nahte, ſtreckten ſie das Gewehr und liefen auseinander. Verdienten ſie ein anderes Schickſal, als dasjenige, welches nun unaufhaltſam über ſie hereinbrach!

Nach Auflöſung der Union ſtanden nur noch Mannsfeld, der pfälziſche Feldherr Obentraut, der mit wenigen Truppen noch einige Städte ſeines Herrn gegen die Spanier vertheidigte, ſo wie der engliſche General Horace de Ver, welcher das kleine engliſche Heer befehligte, das, wie oben geſagt worden [1]), im Verein mit einigen holländiſchen Fahnen zum Kriegsvolk der Union geſtoßen war, für Friedrich V. in den Waffen, aber Andere rüſteten insgeheim für ihn. In der Vorausſetzung, der Kaiſer ſei es geweſen, der bei ſolchem Stande der Dinge die Verlängerung des Krieges veranlaßte, erheben faſt alle Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Kriegs rührende Klagen darüber [2]), daß Ferdinand, nachdem er die Erblande wieder erobert ſah, nicht jetzt ſeinen Feinden verzieh, Frieden mit ihnen ſchloß, und das Schwert in die Scheide ſteckte, wodurch, wie ſie ſagen, ein 28jähriges Unglück von Teutſchland abgewendet worden wäre. Wir bekennen, daß wir ſolche und ähnliche Behauptungen lächerlich, ungereimt, heuchleriſch finden. Erſtlich, wenn der Kaiſer in der angeſonnenen Weiſe verfuhr, würden ſeine Gegner im Reiche nur einen Beweis von Schwäche darin geſehen, und ſich von Neuem gegen ihn verſchworen haben; wie ja dieß der Halberſtädter Chriſtian, der Markgraf Georg Friedrich von Baden und einige erneſtiniſche Herzoge, geködert von holländiſchem Geld, wirklich thaten. Fürs Zweite iſt es unwahr, daß Ferdinand II. ſich wieder im Beſitze ſeiner Erblande befand. Oberöſterreich war an den Baier, die Lauſitz an den Sachſen

[1]) S. 356. — [2]) So erſt neuerlich Pfiſter in ſeiner Geſchichte der Teutſchen IV, 455.

verſetzt, und der durch den Aufſtand verarmte Kaiſer konnte die Pfandſchaften nur dadurch löſen, daß er ſeinen Hauptgläubiger, den Baier, auf den Nachlaß des geſtürzten Kurpfälzers anwies. Aber um dieß ausführen zu können, mußte der Krieg bis zur völligen Vernichtung Friedrich's V. fortgeſetzt werden. Hiezu kommt noch ein dritter, wichtigerer Grund. Nachdem ſeit einem Jahrhunderte die kaiſerliche Krone Germaniens von ungetreuen Vaſallen und Reichsverderbern unter dem ſchändlich gemißbrauchten Namen des Evangeliums verhöhnt und beleidigt worden war, bot ſich jetzt eine vielleicht nimmer wiederkehrende Gelegenheit dar, die Ordnung herzuſtellen, der teutſchen Nation ihre Einheit zurückzugeben und die Uebelthäter zur verdienten Strafe zu ziehen. Heiß war das Eiſen, jetzt oder nie mußte geſchmiedet werden.

Im Uebrigen iſt die Vorausſetzung jener Tadler falſch. Nicht ſo wohl der Kaiſer, als vielmehr der Herzog Max von Baiern, das Haupt der Liga, hat auf Fortſetzung des Krieges gedrungen; und dazu hatte er ebenfalls guten Grund. Als der Herzog im Frühjahr 1620 die Waffen für den Kaiſer ergriff, wollte er Etwas gewinnen, nemlich, wie wir aus den Münchner Verhandlungen wiſſen, den Kurhut des pfälziſchen Stammverwandten und zum Mindeſten einen Theil ſeiner Lande. Zu Erreichung des letztern Zwecks genügte nun die gewonnene Schlacht vor Prag nicht, ſondern ein ſchwereres Stück Arbeit war noch übrig; der Pfälzer und ſein Anhang mußte völlig zu Grunde gerichtet werden. Das heißt mit andern Worten, das Intereſſe des Baiern forderte Verlängerung des Kampfes. Und wahrlich es koſtete ihn Mühe genug ſeine geheime Abſicht ins Werk zu ſetzen, denn ſeine Mitſtände, die übrigen Mitglieder der Liga, traten ihm in den Weg. Erinnern wir uns, daß die Prälaten, Herrn und Städte, welche die Liga bildeten, zum Behufe des böhmiſchen Feldzugs ſehr viel Geld beigeſteuert hatten. Kaum war die Schlacht bei Prag gewonnen, als die rheiniſchen Kurfürſten die bis dahin bezahlten monatlichen 100,000 Gulden ferner zu entrichten ſich weigerten. Die andern Stände ahmten dem rheiniſchen Beiſpiele nach; ſie meinten, der Hauptzweck des Bundes ſey mit der Eroberung Böhmens erreicht. Um dieſer bedenklichen Stimmung der Ligiſten zu begegnen, berief daher Herzog Max im Februar 1621 einen Bundestag nach Augsburg [1]), wo ſeine Geſandte die Verdienſte Baierns um die gemeinſame Sache und die Nothwendigkeit fernerer Anſtrengungen beredt hervorhoben. „In dem letzten Feldzuge,“ ſagten ſie, „habe der Herzog allein mehr geleiſtet, als alle rheiniſchen Mitglieder zuſammen, er habe Leib und Leben, Gut und Blut,

[1]) v. Aretin, Baierns auswärtige Verhältniſſe I, 158 flg. u. Anhang S. 96 flg.

Land und Leute daran geſetzt, während Andere gemächlich den Ausgang zu Hauſe abgewartet. Durch den Prager Sieg ſeyen nicht allein der Kaiſer und die oberländiſchen Stände, ſondern auch die Rheinlande von großer Gefahr befreit worden. Wenn die Liga ſich jetzt auflöſe, würden die rheiniſchen Stände ſehr bald zu ihrem großen Nachtheile erfahren, welchen Nutzen ihnen bisher der Bund gebracht. Noch ſey die Zeit nicht gekommen, die Waffen aus der Hand zu legen. Die Union ſtehe noch gerüſtet, England und die Generalſtaaten ſeyen bereit, Geld zu geben, Hülfe zu leiſten. In Ungarn, in Schleſien, ſelbſt in einem Theile Böhmens dauere der Aufruhr fort, und der Kaiſer höre nicht auf, Beiſtand zu verlangen." Man erſieht aus dieſer Rede, wie erſprießlich es für den Baier war, daß die Gegner nicht ganz unterdrückt wurden, ſondern immer ein gewiſſes Maas von Macht behielten. Nur ſo konnte er ſeine Mitſtände zu fortwährenden Beiſteuern bewegen und die für ihn ſo nützliche Bundes-Oberſten-Stelle behaupten. Die Vorſtellungen des Herzogs blieben nicht ganz ohne Erfolg. Die Verſammlung beſchloß, auch ferner zum Schutze des Kaiſers ein Heer von 15,000 Mann zu unterhalten. Im Falle aber ein Mitglied der Liga angegriffen würde, ſollte das Bundesheer vor Allem dem bedrohten Genoſſen beiſpringen. Nach Maximilian's Berechnung beliefen ſich die Koſten für 15,000 Mann monatlich auf 255,000 Gulden. Die nächſte Frage war, wie dieſe Summe aufbringen? Die rheiniſchen Stände wollten Anfangs bloß 50,000 Gulden, die Hälfte ihres früheren Beitrags, übernehmen; nur nach langem Zureden bewilligten ſie zuletzt 70,000 Gulden. Der Herzog hatte nun ſeine Hauptabſicht erlangt. Die Fortdauer des Bundes und auch des Kriegs war für die nächſte Zukunft geſichert.

Jetzt iſt es nöthig, den Grafen v. Mannsfeld ins Auge zu faſſen. Oben wurde berichtet, daß derſelbe von Pilſen aus zu der (vorletzten) Verſammlung der Unirten ſich begab, welche im Februar 1621 zu Heilbronn Statt fand. Er ſuchte hier Geld, erhielt aber keines. Der mehrfach erwähnte kurſächſiſche Geſchäftsträger Lebzelter, der gleichfalls nach Heilbronn gekommen war, um die Bewegungen der Unirten auszukundſchaften, meldet [1]) von dort unter dem $\frac{\text{19. Februar}}{\text{1. März}}$ nach Dresden: „den 14. dieſes iſt der von Mannsfeld gar übel zufrieden von Heilbronn abgereist, denn, wie ich vernehme, hat er nicht allein kein Geld, ſondern auch nicht die geringſte Zuſage erlangt, daß ſolches nachfolgen werde, daher ſoll er entſchloſſen ſeyn, Alles zu plündern und zu rauben, und ſich alsdann mit dem Raube davon zu machen." In Bezug auf letzteren Punkt täuſcht

[1]) Müller, Forſchungen III., 466 unten.

ſich jedoch der ſächſiſche Späher. Mannsfeld hatte von Friedrich V., ſeinem angeblichen Gebieter, den Auftrag erhalten, wenn die Wiedererobe= rung Böhmens ihm nicht gelingen ſollte, wenigſtens die Oberpfalz, das zunächſt an Böhmen ſtoßende Erbland des verunglückten Kurfürſten, zu behaupten. Dort ſetzte ſich jetzt Mannsfeld feſt, und ſuchte auf alle Weiſe ſeine Streitkräfte zu verſtärken. Und ſiehe! ſeine Werbungen waren von einem unglaublich glücklichen Erfolg begleitet. Zunächſt traten zwei anſehnliche teutſche Fürſten unter ſeine Fahnen. Dorothea Maria, eine geborne Fürſtin von Anhalt, hat ihrem Gemahle, dem Herzog Johann III. von Sachſen=Weimar, eilf Knaben geboren, von welchen ſieben die Jahre männlicher Reife erreichten [1]). Sechs aus der Reihe dieſer ſieben jungen Erneſtiner: Johann Ernſt, Friedrich, Wilhelm, Johann Fried= rich, Ernſt und Bernhard trugen, ſobald der Bart um ihre Wangen keimte, Waffen gegen den teutſchen Kaiſer. Den größten Ruhm, aber nicht zum Wohle Teutſchlands, errang unter ihnen der Letztgeborne, Bernhard, der nachmalige Genoſſe Guſtav Adolf's, Rächer ſeines Todes, Eroberer des Elſaſſes, aber auch vornehmſter Mitſchuldiger, daß dieſer ſchöne und edle Theil des ehemaligen Herzogthums Alamannien an den galliſchen Reichsfeind verloren gieng. Während Bernhard noch der Obhut eines Hofmeiſters anvertraut war, begaben ſich ſeine drei älte= ſten Brüder, Johann Ernſt, Friedrich und Wilhelm im November 1619 auf den Unionstag zu Nürnberg, traten dort dem proteſtantiſchen Bunde bei, und ſchloßen ſich ſofort aufs Engſte an den neuen König von Böhmen an [2]). Ohne Zweifel hofften ſie bei dem Umſturze der teutſchen Reichsverfaſſung, welche, wie wir wiſſen, im Werke war, als Schild= träger des Kurpfälzers ihre Stammesrache an Habsburg zu kühlen, und die ihrem Ahne entriſſene Kur wieder an das Erneſtiniſche Haus zu bringen. Die Herzoge Friedrich und Wilhelm begleiteten den Winter= könig nach Prag, der älteſte aber, Johann Ernſt, gieng im Febr. 1620 nach den Niederlanden, um dort die Ausrüſtung eines Fußregiments zu betreiben, wozu der Oranier Moritz die Koſten hergab. Von dort nach Böhmen zurückgekommen, focht er mit den zwei andern Brüdern für Friedrich V. in der Schlacht vor Prag. Nach dem Sturze des Königs folgte Johann Ernſt dem Flüchtling in die Niederlande, die beiden jüngeren Brüder aber Friedrich und Wilhelm ſchlugen ſich zu Manns= feld und warben Truppen für ihn [3]), und zwar thaten ſie dieß nicht

---

[1]) B. Röſe, Johann Friedrich VI., Herzog zu Sachſen. Neuſtadt 1827. 8. S. 12. — [2]) B. Röſe, Herzog Bernhard von Sachſen=Weimar I, 35 flg. Wir werden hin= fort dieſe höchſt wichtige Schrift öfters nennen. — [3]) Röſe a. a. O. S. 44.

unbeläſtigt. Nachdem der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, als Haupt des Wettin'ſchen Geſammthauſes, mehrere vergebliche Verſuche gemacht, ſeine erneſtiniſche Vettern zur Trennung von dem Kurpfälzer und zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu bereden [1]), ließ er eine Abtheilung ſeines Heeres in das Weimariſche Gebiet rücken, um die Rüſtungen der Brüder zu verhindern [2]). Aber dieſe Maaßregel nützte nichts. Wilhelm und Friedrich entwiſchten mit den geſammelten Truppen nach der Oberpfalz zu Mannsfeld. So kam der Graf in Verbindung mit den Weimarer Herzogen. Bald erhielt derſelbe eine weit wichtigere Verſtärkung. Im Mai 1621 wurde das Heer der Union aufgelöst, und — merkwürdiger Weiſe — ſchlugen die meiſten dieſer abgedankten Soldaten, ſtatt nach Hauſe zu gehen, den Weg zu Mannsfeld nach der Oberpfalz ein. Während jenſeits des Erzgebirgs ein Theil ſeiner alten Banden noch etliche Städte Böhmens beſetzt hielt, ſammelte er dieſſeits in einem Lager bei Weidhauſen an der böhmiſchen Gränze eine Streitmacht von 13,000 Mann zu Fuß, 7000 zu Roß um ſich [3]). Die nächſte Frage iſt, wer dem Mannsfeld das Geld gegeben, um eine ſo zahlreiche Mannſchaft in ſeine Dienſte zu ziehen? Denn die Anwerbung von Bewaffneten koſtete damals ſehr große Summen. Nur Moritz der Oranier und die niederländiſchen Freiſtaaten, vielleicht auch zum Theil England, können die geheimen Spender geweſen ſeyn. Erinnern wir uns, daß auf dem vorletzten Unionstage zu Heilbronn niederländiſche und engliſche Geſandte Geld anboten, wenn der proteſtantiſche Bund länger unter den Waffen bliebe. Da die großmüthige Gabe von den Fürſten abgewieſen ward, muß der Inhalt ihrer Wechſel oder Geldſäcke in die Taſchen des Mannsfelder's abgefloſſen ſeyn, der ja wirklich die angeſonnene Fortſetzung des Kriegs über ſich nahm. Ich vermuthe, daß auch die holländiſchen Geſandten es waren, welche den Unterſchied zwiſchen den beiden oben mitgetheilten [4]) Berechnungen der Unionsrückſtände deckten. Wir ſind keineswegs auf bloße Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe beſchränkt, die jedoch in vorliegendem Falle aus innern Gründen das Gewicht voller Gewißheit haben; auch Zeugniſſe ſtehen uns zur Seite. Wie der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg als Oberſter des ſchwäbiſchen Kreiſes im Mai 1621 die Unionsſoldaten entlaſſen wollte, erklärten die holländiſchen Regimenter, welche bis dahin beim Heer der Union geſtanden, von dem Geſandten der Staaten, Joachimi, kräftig unterſtützt, daß ſie nicht abziehen würden, man habe ihnen denn zuvor ein auſſerordentliches Geſchenk gegeben. Der Herzog konnte

[1]) Röſe a. a. O. S. 42. — [2]) Ebendaſ. S. 92 und Müller, Forſchungen III, S. 442. — [3]) Den Beweis bei Senkenberg IV, 79. — [4]) S. 365 flg.

und wollte das Verlangte nicht gewähren. Deßhalb blieben die Holländer [1]), und vereinigten ſich ſpäter mit Mannsfeld. Ich denke, dieß iſt Beweis genug, daß die Verpflanzung des Kriegs aus Böhmen nach Teutſchland und die Bildung einer neuen Streitmacht, welche an die Stelle der Union trat, vom Grafenhaag oder von Amſterdam ausgieng.

Aber warum ließ die Liga und Tilly ungehindert den Grafen ein friſches Heer an der Gränze Böhmens ſammeln? Die Antwort iſt: Tilly mußte die Ruhe in Böhmen, wo eben damals die Hinrichtung der Anhänger Friedrich's V. vorbereitet wurde, aufrecht halten, die Belagerung der von Mannsfeld's Schaaren noch beſetzten böhmiſchen Feſtungen einleiten. Endlich waren ihm durch Befehle aus München die Hände gebunden. Zwei kurſächſiſche Berichte [2]), von denen wir einen bereits oben angeführt, ſprechen ihre Verwunderung darüber aus, daß die Baiern, obgleich dem Feinde überlegen, nichts ernſtliches unternähmen. Wir werden bald ſehen, warum der Herzog Max auf ſolche Weiſe zauderte.

Ende Mai brach [2]) endlich Tilly mit bairiſchem, der Oberſt Bauer von Eiſeneck mit bambergiſchem und würzburg'ſchem Volke wider Mannsfeld aus Böhmen nach der Oberpfalz auf. Um den Oberſt Bauer von Tilly zu trennen, ſchickte hierauf Mannsfeld einen Trompeter an die Capitel von Würzburg und Bamberg mit Schreiben [3]) des Inhalts: „ſie ſollten ihre bei Tilly ſtehenden Regimenter abrufen, und ſich weltlicher Dinge, welche ſie als Kirchenleute nichts angiengen, fürder nicht annehmen, ſonſt werde er, ſo wahr er ein ehrlicher Ritter ſey, ihr Land mit Feuer und Schwert verheeren." Dieſe Drohungen fruchteten nichts, das biſchöfliche Volk blieb beim bairiſchen Heere, dafür hielt Mannsfeld ſein Wort und ließ durch Streifparthien die Güter der Biſchöfe verwüſten [4]). Indeſſen hatte Tilly eine Stellung in der Nähe des Mannsfeld'ſchen Lagers bezogen. Es kam zu einer Reihe Gefechte, aber zu keiner Entſcheidung, weil Mannsfeld, nachdem er die abgedankten Unionsſoldaten an ſich gezogen, den Baiern die Wage halten konnte. Thatenlos ſchlich der Sommer hin, dagegen wütheten Seuchen in dem einen, wie in dem andern Lager. Der Krieg war gleichſam in eine Sackgaſſe verrannt. Tilly ſchrieb [5]) die dringendſten Briefe an ſeinen Gebieter Maximilian I., er möchte Verſtärkungen ſenden und ſelbſt zum Heere kommen. In der That konnte nur der Herzog helfen. Aber ehe dieſer Hand anlegte, wollte er

---

[1]) Sattler, würtembergiſche Herzoge VI, 158. — [2]) Müller, Forſchungen III, 441 u. 443. — [3]) Die Beweiſe bei Senkenberg IV, 79. — [4]) Brief eines engliſchen Geſandten bei Aretin, B. a. B. I, 172. — [5]) Weſtenrieder, Beiträge B. VIII, S. 150.

vorher eines Lohnes verſichert ſeyn, — daher die lange Zögerung im Feldzuge des Jahres 1621. Wir müſſen den Leſern ins Gedächtniß zurückrufen, daß Kaiſer Ferdinand dem Herzoge von Baiern noch vor Abſchluß des Münchner Vertrags die Belehnung mit der pfälziſchen Kur verſprochen hatte, im Falle der Herzog Böhmen befreien und Friedrich V. ſtürzen würde, ſo wie daß der Kaiſer, da er im Januar 1621 die Acht gegen den Winterkönig ſchleuderte, Baiern beauftragte, dieſes Urtheil in Bezug auf die Oberpfalz zu vollziehen. Maximilian muß ſchon nach der Prager Schlacht geglaubt haben, daß die Zeit zu Erfüllung jenes Verſprechens gekommen ſey. Wie man vollends den zweiten Dienſt von ihm verlangte, forderte er als Vorbedingung den Kurhut. Allein er ſtieß zu Wien auf taube Ohren. In der That war die Bewilligung des bairiſchen Verlangens keine Kleinigkeit, weil, wenn der Kaiſer darauf eingieng, jede Ausſöhnung mit dem geſtürzten Pfälzer und ſeinen noch immer zahlreichen und mächtigen Beſchützern faſt zur Unmöglichkeit wurde. Man vertröſtete daher den Baier mit Verheißungen für eine günſtigere Zukunft. Dieß nahm aber Maximilian übel und rächte ſich als Oberhaupt der Liga durch Zögerungs-Befehle an Tilly. Die läßige Betreibung des Kriegs in Böhmen, das gänzliche Stocken des Kampfes in der Oberpfalz ſollte der Keil ſeyn, der die Saumſeligkeit des Kaiſers in Ertheilung der Kur beflügele. Zugleich ſetzte der Herzog noch ein anderes Triebrad in Bewegung, er rief nämlich die Verwendung des Pabſtes an. Und in Rom kam man von Herzen gerne einem Anſinnen entgegen, das darauf berechnet war, die bairiſchen Wittelsbacher eine Stufe weiter zu erheben. Der heilige Vater Gregorius XV., der am 9. Februar 1621 den Stuhl Petri beſtiegen, oder vielmehr ſein allgewaltiger Neffe [1]), Cardinal Ludwig Ludoviſio, ſchickte den Kapuziner-Pater Hyacinth, einen auſſerordentlich geſchickten Unterhändler, nach Wien, um die bairiſche Forderung zu unterſtützen [2]). Die beiden Mittel, der oberpfälziſche Knäuel und die Beredtſamkeit des Kapuziners, brachten die beabſichtigte Wirkung hervor. Unter dem $^{12}/_{22}$. Sept. ſtellte der Kaiſer die gewünſchte Belehnungs-Urkunde aus, aber vorerſt mit dem Beding, daß die Gabe aufs ſtrengſte geheim gehalten werde [2]). Wir vermuthen, die Clauſel ſey darum beigefügt worden, um für mögliche Fälle das Geſchenk leichter zurücknehmen zu können. Auſſerdem ſchloß der Wiener Hof mit dem Herzog noch einen beſondern Vertrag [3]) in Bezug auf die Vollziehung der Acht in der Oberpfalz ab, welcher dem Baier gewiſſe Vortheile zuſicherte. Kaum erhielt Maximilian Nachricht, daß

---

[1]) Ranke, Fürſten und Völker III, 451 flg. — [2]) v. Aretin, B. a. B. I, 174. — [3]) Derſelbe S. 171.

er mit Beſtimmtheit auf Erfüllung ſeiner Wünſche rechnen dürfe, als der bisher ſo ſchläfrig betriebene Krieg urplötzlich in heller Flamme aufloderte. Schon zu Anfang des Septembers hatte ſich der Herzog aus Gründen, die wir erſt ſpäter [1]) entwickeln können, von München, ſeiner gewöhnlichen Reſidenz, nach Straubing in die Nähe des Kriegsſchauplatzes begeben. Jetzt bot er ſeine Landfahnen auf und rückte unverweilt in die Oberpfalz ein, eroberte den 15/25. September [2]) die Stadt Cham, nahm ſodann Amberg mit mehreren andern Plätzen, und trieb, vereint mit Tilly und dem Volke der Liga, den Mannsfelder ſo in die Enge, daß dieſer ſich erbot, den kurpfälziſchen Dienſt zu verlaſſen und mit ſeinem ganzen Heere zum Kaiſer überzutreten. Mannsfeld war umringt und die Unterhandlung bereits ſo weit gediehen, daß man gegenſeitig Geißeln geſtellt, ſogar die Vertrags-Urkunde unterzeichnet hatte. Der Graf verlangte für ſich 200,000 Thaler (zu 3 Gulden jeden), für ſein Volk 750,000 Gulden. Ein Eilbote wurde mit der Nachricht von dieſem günſtigen Erfolge an den Kaiſer abgefertigt. Die Antwort ſollte innerhalb vierzehn Tagen, vom 30. Septbr./10. Oktober an gerechnet, erfolgen [3]). Aber während die Dinge alſo ſtanden, entwiſchte Mannsfeld plötzlich in einer ſtürmiſchen Nacht, und eilte in ſchnellen Märſchen nach der Unterpfalz, wohin ſich nunmehr das Gewitter des Kriegs zog. Daß hier ein doppeltes Spiel getrieben worden iſt, ſpringt in die Augen. Unmöglich hätte der Graf entfliehen können, wenn ihm die Baiern nicht eine Lücke offen ließen, ja wenn ſie ihm nicht den Weg wieſen, wohin er gehen ſolle. Auch iſt ihre Abſicht bei dieſer geheimen Verwicklung leicht zu errathen. Trat Mannsfeld zur kaiſerlichen Parthei über, ſo war der Krieg zu Ende. Das wünſchte aber, wie wir wiſſen, weder der Kaiſer noch der Herzog. Damit dieſer den Lohn ſeiner bisherigen Anſtrengungen erringen, jener ſeine Macht im Reiche herſtellen könne, mußte der Kampf noch eine Zeitlang fortdauern. Wohl zu beachten iſt zweitens die Richtung, in welcher Mannsfeld entwich. Erinnern wir uns, daß ſeit der Prager Schlacht die rheiniſchen Mitglieder der Liga ihre bisherigen Leiſtungen in die Bundeskaſſe verringerten, und auch ſonſt dem bairiſchen Herzoge auf verſchiedene Weiſe entgegenarbeiteten. Jetzt war dieſen Herrn durch die Flucht Mannsfeld's nach dem Rheine eine Rotte der ſchlimmſten Gäſte auf den Nacken geladen. Wollten ſie ihr bedrohtes Eigenthum retten, ſo mußten ſie mit erneuertem Eifer die Kaſſen der Liga füllen. Obgleich Maximilian die Sache ſehr fein angelegt hatte, merkten doch Viele die wahre Abſicht. Der Herzog fand

1) S. 384. — 2) Dieſes Datum gibt die Urkunde bei Weſtenrieder, Beiträge VIII, 151. — 3) v. Aretin a. a. O. I, 177 flg. und Urkundenanhang S. 130 flg.

daher für gut, unter dem 21/31. Oktober ein Entſchuldigungsſchreiben[1]) an das Haupt der rheiniſchen Bundesglieder, den Kurfürſten von Mainz, zu erlaſſen. Hier heißt es unter Anderem: „Weil zu beſorgen, über die Flucht Mannsfeld's möchten allerlei ungleiche Reden ergehen, und vielleicht Etliche, welche den wahren Verlauf der Sache nicht wüßten, die Meinung ausſprechen, als ob man ſich entweder mit dem Mannsfelder gar nicht in Unterhandlungen einlaſſen, oder nachdem dieß geſchehen, demſelben alſo hätte auf die Haube rücken ſollen, daß er nicht entrinnen konnte: als wolle der Herzog ihrer kurfürſtlichen Gnaden den Hergang der Wahrheit gemäß auseinander ſetzen.“ Folgen nun eine Menge Gründe, aus welchen hervorgehen ſoll, daß Maximilian an der Flucht Mannsfeld's nach der Pfalz unſchuldig ſey. In ſeiner Antwort[2]) gibt der Kurmainzer leiſe zu verſtehen, daß er die fürſtbrüderlichen Abſichten des Baiers wohl durchſchaue, bittet aber zugleich um Hülfe. Das bairiſche Meiſterſtück war gelungen, mit einem Schlage hatte der Herzog zwei Zwecke, die Verlängerung des Kriegs und die Mittel dazu durch Oeffnung rheiniſcher Schatzkammern erreicht. Auch Mannsfeld ſpielte bei jener Unterhandlung doppeltes Spiel, und kam nicht zu kurz, obgleich er den vom Kaiſer ausbedungenen Preis nicht erhielt. Während er nämlich mit dem Herzoge von Baiern Boten und Briefe wechſelte, ſtellte er zugleich den engliſchen Geſchäftsträgern, die in Teutſchland ſich befanden, vor, daß er nur aus Geldverlegenheit ſich mit dem Kaiſer eingelaſſen habe, aber gerne ſeinem bisherigen Gebieter treu bleiben werde, wenn man ihn unverzüglich mit einer größeren Summe unterſtützen würde. Das Mittel wirkte, König Jakob ließ ihm 40,000 Pfund Sterling ausbezahlen[3]). Gleich nach Mannsfeld's Abzuge ärndtete Maximilian eine reife Frucht der eingeleiteten Intricke, inſofern er, ohne ferneren Widerſtand zu finden, die ganze Oberpfalz — vorerſt im Namen des Kaiſers — in Beſitz nahm, und huldigen ließ. Er wußte damals bereits, daß dieſe Eroberung demnächſt ſein Eigenthum werden würde, denn ſchon ſchwebten Unterhandlungen zwiſchen den Höfen von Wien und München über den Entwurf, die Oberpfalz als Einlöſung des verpfändeten Landes ob der Ens erblich an Baiern abzutreten, welcher Plan nachher, wie wir tiefer unten ſehen werden, wirklich ausgeführt worden iſt.

Aus der Unterpfalz war indeß ihr Eroberer Spinola — in der langen Reihe ausgezeichneter Feldherrn, die ſeit Karl's V. Tagen die ſpani-

---

[1]) Abgedruckt im Theatrum Europaeum, I, 555 unten flg. — [2]) Ebendaſelbſt S. 559 unten flg. — [3]) Aretin, B. a. B. I, 177, Lingard history of England, London 1825. Vol. IX, 263.

ſchen Waffen verherrlicht, der letzte [1]), denn mit ſeinem 1630 erfolgten Tode gieng der ſpaniſche Kriegsruhm zu Grabe — nach Flandern zurückgerufen worden, weil die Krone Spanien dort ſeiner Dienſte bedurfte, indem Ende 1621 der zwölfjährige Waffenſtillſtand mit den Holländern ablief, und folglich die Erneuerung des Kriegs nahe bevorſtand. An Spinola's Stelle übernahm Don Ferdinand Gonzalez von Cordova den Oberbefehl über das kleine in der Pfalz zurückgebliebene ſpaniſche Heer, er focht mit Glück gegen den Pfälzer Obentraut und den Engländer Horace de Vere. Ausgangs Auguſt bemächtigte ſich Cordova aller an der Bergſtraße liegenden pfälziſchen Orte, und rückte dann Mitte September gegen die Stadt Frankenthal [2]), nebſt Heidelberg die wichtigſte Feſtung, die ſich noch in den Händen der Vertheidiger Friedrich's V. befand. Schon hatte er mehrere Vorwerke eingenommen, und der nahe Fall des Ortes ſchien unvermeidlich, als den $^{13}/_{23}$. Oktober im ſpaniſchen Lager die Nachricht erſcholl, daß Mannsfeld aus der obern Pfalz entwiſcht ſey und dem Rhein zueile, ja daß er ſchon zum Entſatze Frankenthals heranrücke. Wirklich verhielt ſich die Sache ſo. Mit 108 Fähnlein zu Fuß, 56 zu Roß, die jedoch zuſammen nur etwa 10,000 Mann zählten, gelangte Mannsfeld den $^{13}/_{23}$. Oktober in Mannheim an. Nachdem hier die engliſchen, holländiſchen und pfälziſchen Truppen, die unter Friedrich's V. Banner fochten, zu ihm geſtoßen waren, gieng er über die Rheinbrücke und eilte nach Frankenthal [3]). Die Spanier warteten jedoch ſeine Ankunft nicht ab, ſondern hoben in der Nacht vom 23. auf den 24. die Belagerung auf. Frankenthal war befreit; einige wenige ſpaniſche Nachzügler fielen in die Hände der Mannsfelder. Man erwartete damals, daß das vereinigte Heer der Vertheidiger Friedrich's die Spanier, welche viel ſchwächer waren, verfolgen, ſie zur Schlacht zwingen und vernichten werde. Aber nichts geſchah von Allem dem. Mannsfeld erpreßte von dem Frankenthaler Stadtrathe, als Lohn für den Entſatz, die Summe von 12,000 Gulden, machte einen Augenblick Miene, den Feind aufzuſuchen, trennte ſich dann von Obentraut und Vere und zog in das Bisthum Speier [4]), das er unbarmherzig ausplünderte. Als dort nichts mehr zu erholen war, wandte er ſeine Waffen gegen den Erzherzog Leopold, Biſchof von Straßburg, der wie der Speierer Biſchof der Liga angehörte, eroberte in kurzer Zeit Landau, Weißenburg, Hagenau und zwang Elſaß-Zabern, den angedrohten Sturm mit 100,000 Thalern abzukaufen. Unter ſolchen

[1]) Man vergleiche über ihn, v. d. Decken, Herzog Georg I, 31 flg. — [2]) Theatrum Europ. I, 537 unten flg. — [3]) Daſ. S. 540. — [4]) Ebendaſ. und 541.

Brandſchatzungen brachte er den Spätherbſt und den Winter hin. Auf Freund oder Feind nahm er gleich wenig Rückſicht, Katholiken wurden bis zur Nacktheit ausgeraubt, Proteſtanten gezwungen, unter dem Namen gutwilliger Ritterzehrungen ungeheure Summen zu erlegen [1]). Und doch erhielt Cordova bald nach Mannsfeld's Einmarſch in die Unterpfalz eine Verſtärkung, welche im Stande geweſen wäre, den Räubereien des Grafen ein Ziel zu ſtecken. Maximilian von Baiern hatte nämlich, ſobald ihm die obere Pfalz gehuldigt, Tilly mit 14,000 Mann abgeſchickt, Mannsfeld zu verfolgen. Tilly eroberte gleich nach ſeiner Ankunft das Städtchen Ladenburg, und bewerkſtelligte ſeine Vereinigung mit Cordova, aber gegen Mannsfeld unternahmen beide nichts Ernſtliches. Verſchiedene Gründe mögen an dieſer Läßigkeit ſchuld geweſen ſeyn. Einmal vermuthen wir, daß Tilly von ſeinem Gebieter, dem Herzoge von Baiern, geheimen Befehl erhalten hatte, nicht allzu eifrig den von Mannsfeld bedrängten rheiniſchen Ligiſten beizuſpringen. Denn die Züchtigung, welche die Biſchöfe von Speier und Straßburg damals durch die Mannsfelder erfuhren, konnte eine treffliche Lehre für die übrigen rheiniſchen Mitglieder ſeyn, ihre Beiträge an die Kaſſen der Liga in Zukunft regelmäßiger zu bezahlen. — Im Auguſt 1621 waren nämlich die rheiniſchen Stifter mit folgenden Summen im Rückſtande: Mainz mit 119,905 Gulden, Kurtrier mit 101,441, Kurköln mit 289,425, Worms mit 2635, Speier mit 23,013, Straßburg mit 74,821, die Abtei Fulda mit 10,742, Murbach mit 23,738, Konſtanz mit 51,800 [2]). Fürs zweite vertrugen ſich die beiden Feldherrn Tilly und Cordova ſehr ſchlecht zuſammen [3]), was eben nicht zu verwundern iſt, da Cordova wiſſen mußte, in welcher Weiſe ihm von den Baiern Mannsfeld auf den Nacken geſchickt worden war. Endlich drittens brach um jene Zeit wider Tilly ein neuer Gegner los, der den bairiſchen Feldherrn nöthigte, ſeine Streitkräfte zu theilen. Wir müſſen uns nach Niederſachſen wenden.

Oben wurde berichtet, daß zur Zeit als der geſtürzte Friedrich bald nach der Prager Schlacht Wolfenbüttel beſuchte, ein welfiſcher Prinz, den man den Halberſtadter Chriſtian nannte, den Hülfe-Ruf des Kurpfälzers nach Kräften unterſtützte und den niederſächſiſchen Kreis zur Schilderhebung wider den Kaiſer aufzureizen ſuchte. Dieſer Chriſtian, geboren den $^{10}/_{20}$. Sept. 1599, war ein jüngerer Bruder des regierenden Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, kam in

---

1) Senkenberg IV, 95. — 2) v. Aretin B. a. B. I, 166. — 3) Theatrum Europ. I, 542, a.

früher Jugend an den däniſchen Hof, gieng ſpäter nach Holland um dort das Kriegshandwerk zu erlernen, und wurde auch wirklich Dragonerhauptmann, ehe ihm der erſte Bart um die Wangen ſproßte[1]); aber ſeinen Hauptzweck erreichte er nicht, da wegen des 12jährigen Waffenſtillſtandes zwiſchen Spanien und den Generalſtaaten ſich kein Spielraum zu kriegeriſcher Uebung darbot. Dagegen winkte ihm nach der Rückkehr in die Heimath eine günſtige Gelegenheit zu friedlicher Verſorgung. Oefters iſt in vorliegendem Werke von dem damaligen Brauche die Rede geweſen, nordteutſche Bisthümer und Abteien, die ſeit der Reformation noch nicht in feſte fürſtliche Hände gerathen waren, an nachgeborne Söhne der großen lutheriſchen Familien des Landes zu vergeben. Die alſo erhobenen Prinzen hatten keine andere Verpflichtung, als die Einkünfte der betreffenden Erbſtücke aus dem Nachlaſſe katholiſcher Kirche einzuziehen und zu verzehren, auch ſich mit dem Namen lutheriſcher Biſchöfe zu ſchmücken. Ihr Betragen und Lebenswandel war durch keine kirchlichen oder bürgerlichen Vorſchriften beengt, im Gegentheil haben ſich in jenem verwilderten Zeitalter die meiſten lutheriſchen Biſchöfe — namentlich aber Chriſtian von Braunſchweig-Wolfenbüttel — durch unglaubliche Roheit und Ausſchweifungen aller Art ausgezeichnet. Schon Chriſtian's älterer Bruder Rudolph war mit dem fetten Stifte Halberſtadt bedacht worden[1]). Nach dem Tode Rudolph's wählte das dienſteifrige Domkapitel 1616 den holländiſchen Dragonerhauptmann zum Inhaber des erledigten Stuhles. Im folgenden Jahre erhielt er auch noch die Abtei Michelſtein und die Domprobſtei des St. Blaſienſtifts zu Braunſchweig: gewiß eine ſchöne Verſorgung für einen nachgebornen armen Herzog! Nur fehlte noch eine unumgängliche Formalität, nämlich die Beſtätigung des teutſchen Kaiſers, und dieſe konnte Chriſtian nicht erlangen. Daher ſein Haß gegen das habsburgiſche Geſchlecht und die Abſicht, mit Gewalt zu nehmen, was man ihm in Güte verweigerte. Durch Rath und That beförderte er die Rüſtungen, welche, wie früher gezeigt worden, der niederſächſiſche Kreis in Folge der Tage zu Segeberg und Lüneburg machte. Als aber dieſelben plötzlich aus den oben angegebenen Gründen eingeſtellt wurden, glaubte ſich der damals 22jährige Herzog berufen, auf eigene Fauſt ſeine Rolle zu ſpielen. Insgeheim ſtellte er Werbungen unter den vom däniſchen Könige und den Lüneburg'ſchen Fürſten entlaſſenen Offiziren und Soldaten an, und wies denſelben Sammelplätze in Weſtphalen zu. Im Oktober 1621 ſtand er bereits an der Spitze eines bedeutenden Heerhaufens, welcher auf Koſten der weſtphäliſchen Stifter ſich

[1]) V. d. Decken a. a. O. I, 83.

Unterhalt verſchaffte [1]). Die Sache konnte jetzt nicht mehr länger verborgen gehalten werden, und alsbald erſchien auch ein Warnungsſchreiben aus Wien, welches rund heraus erklärte: „der Kaiſer werde die Anhänger Chriſtian's überall, wo ſie ſich aufhielten, verfolgen.“ An ſich iſt klar, daß der Halberſtädter ohne geheime Unterſtützung ſeines fürſtlichen Bruders und der nächſten Anverwandten jene Schritte nicht hätte thun können. Dieſe waren jetzt durch den Kaiſer mit wohlverdienter Ahndung bedroht. Um ſich nun für etwaige Wechſelfälle zu ſichern, wandten ſie ein Mittel der Heuchelei auf, das im Laufe des dreißigjährigen Kriegs von den gegen das Reichsoberhaupt verſchworenen Fürſten bis zum Eckel abgenützt worden iſt. Der Wolfenbüttel'ſche Hof ſetzte nämlich zwei gedruckte Briefe in Umlauf, den einen von der Mutter Chriſtian's, den andern von ſeinem Bruder, dem regierenden Herrn Friedrich Ulrich, in welchen Beide den lutheriſchen Biſchof von Halberſtadt in beweglichen Worten beſchworen, von ſeinem gefährlichen Vorhaben abzuſtehen. In dem Schreiben der Mutter hieß es [2]) unter Anderem: „Chriſtian möchte ſich doch dem oberſten Haupte der Chriſtenheit nicht widerſetzen, da durch Gottes Gericht die große Union der Proteſtanten wunderbarlich zerſtört worden ſey, alſo daß ſelbſt der König von England nichts mehr mit den böhmiſchen Händeln zu thun haben wolle.“ Als im Jahre 1628 Wallenſtein nach Eroberung der Stadt Wolfenbüttel das dortige Archiv unterſuchen ließ, kam der Betrug an Tag: es zeigte ſich, daß die beiden Briefe von der fürſtlichen Kanzlei geſchmiedet worden waren, um auf den Fall wenn Chriſtian unterläge, das herzogliche Haus vor der Rache des Kaiſers zu ſichern [3]). Man trieb die Verſtellung noch weiter: Friedrich Ulrich und ſein Stammesvetter Herzog Chriſtian der ältere von Lüneburg ließ Ende Oktober zum Schein eine Abtheilung des Halberſtädtiſchen Volks durch niederſächſiſche Kreistruppen angreifen und den Ueberfallenen Gewehre ſammt einigen Fahnen abnehmen [4]). Die Sache ſollte ſo ausſehen, als hätten die welfiſchen Fürſten voll Pflichtgefühl gegen den Kaiſer ſogar Gewalt gebraucht, um die Empörung des Halberſtädters zu verhindern. Nach dieſer Mummerei brach Chriſtian, als wäre er aus ſeiner Heimath vertrieben, mit ſeinem Heere, das etwa 10,000 Köpfe zählte, der Pfalz zu, wo er ſich mit Mannsfeld zu vereinigen gedachte, nach Heſſen auf, und eroberte den $^{18}/_{28}$. Nov. die dem Stuhle von Mainz gehörige Feſte Amöneberg. Weiter gieng der Zug nach dem Gebiete des Landgrafen Ludwig von Darmſtadt, dem als dem achſelträgeriſchen Schildknappen der katholiſchen Parthei eine tüchtige Züchtigung zugedacht war.

[1]) Ebendaſ. I, 94, flg. — [2]) Senkenberg IV, 97. — [3]) V. d. Decken a. a. O. S. 95. — [4]) Theatrum Europaeum I, 548, a.

Um das drohende Gewitter abzuwenden, zog der Landgraf Volk zuſammen, und eröffnete zugleich nach verſchiedenen Seiten einen Briefwechſel [1]), der für die geheime Geſchichte der Unternehmung des Halberſtädter Chriſtian höchſt wichtig iſt. Zuerſt ſchrieb der Landgraf an Chriſtian ſelbſt, bittend derſelbe möge ſich aus den rheinheſſiſchen Gränzen entfernen, weil es ſonſt Unannehmlichkeiten geben könnte. Der Halberſtadter antwortete in höhniſchem Tone: „er ſehe wohl, daß das Darmſtädtſche Volk ihm den Durchzug verwehren wolle, da er aber vor demſelben ſich keineswegs fürchte, ſo wolle er hiemit dem Landgrafen zu wiſſen thun, daß er ſeinen Zug fortſetzen und, wenn beſagtes Volk ihm Widerſtand zu leiſten ſich unterfienge, dermaßen im Darmſtädtiſchen Gebiete hauſen werde, daß noch Kindskinder darüber jammern ſollten.“ Nun wandte ſich der Darmſtädter Ludwig gar an ſeinen Stammesvetter den Kaſſeler Landgrafen Moriz, mit dem er ſonſt theils aus altem Verwandten-Haß theils wegen eines Erbſchaftsſtreites aufs Schlechteſte ſtand, und erſuchte dieſen um Hülfe und Abtreibung des Halberſtädters. Moriz antwortete [2]): „er ſehe ſich außer Stande, dem Herzoge Chriſtian den Durchzug zu verwehren, den ihm alle andern Fürſten geſtattet hätten. Auch ſey Chriſtian ein mächtiger Herr, denn er ſtehe nicht blos in des Königs Friedrich's von Böhmen, ſondern auch in der holländiſchen Freiſtaaten Dienſten.“ So beachtenswerth letztere Nachricht iſt, ſagte der Kaßeler Landgraf doch nicht die volle Wahrheit. Er hatte dem Halberſtädter nicht bloß den Durchzug erlaubt, ſondern auch ein geheimes Bündniß mit ihm geſchloſſen. Moriz von Heſſenkaſſel, unzufrieden über die Auflöſung der Union, deren Mitglied er geweſen, unterhielt Verbindungen [3]) mit dem geſtürzten Kurpfälzer und den holländiſchen Staaten, und ſtand damals an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann theils Landvolk theils geworbener Söldner. Herzog Chriſtian machte im Dezember einen Beſuch in Kaſſel, und hatte dort mit dem Landgrafen eine Unterredung [4]), deren Inhalt nicht bekannt geworden iſt, aber ſich leicht errathen läßt. Wäre das Unternehmen des Halberſtädters gelungen, ſo würde Moriz alsbald gegen den Kaiſer losgeſchlagen haben. Nicht bloß der Kaſſeler Landgraf, ſondern noch mehrere andere proteſtantiſche Fürſten warteten nur auf einen Sieg jener beſitzloſen Bandenführer, die man vorangeſchoben, um die

---

[1]) Abgedruckt bei Londorp acta publica, Ausgabe Frankfurt 1668 flg. B. II, S. 529 flg. — [2]) Ebendaſ. S. 532. — [3]) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen III, 413. Es iſt zu bedauern, daß Rommel ſo kurz über die damaligen Verhältniſſe des Landgrafen, die allerdings gefährlicher Natur waren, hinweg geht. — [4]) Senkenberg IV, 100. Rommel neuere Geſchichte von Heſſen II, 202 unten.

Union zu erneuen, und dem Kaiſer Krieg zu erklären. Aber es kam nicht ſo weit. Auf die erſte Kunde der Bewegungen Chriſtian's hatte Tilly den General Anholt, der unter ihm diente, mit einer Heeresabtheilung ausgeſchickt, den Halberſtädter aufzuſuchen und zu ſchlagen. Anholt zog unterwegs Würzburgiſches und Mainziſches Volk, ſo wie die Streitkräfte des Darmſtadter Landgrafen an ſich, und ſtieß auf den Braunſchweiger Chriſtian in dem Buſecker Thale unweit Gießen. Vergeblich verſchanzte ſich Chriſtian hinter ſeiner Wagenburg. Durch künſtliche Bewegungen lockte ihn Anholt den $^{20}/_{30}$. Dez. hervor, und nöthigte ihn zum Rückzuge. Auf der Flucht ließ Chriſtian die Orte, welche er bisher inne gehabt, verbrennen und bezog dann Winterquartiere in den Stiften Paderborn[1]) und Münſter, wo er die ärgſten Gräuel begieng. Das platte Land wurde bis auf den letzten Heller ausgeraubt, die Städte gebrandſchatzt, alles Stiftseigenthum vernichtet oder geplündert. Chriſtian fügte Hohn zum Kirchenraube. Aus der ſilbernen Bildſäule des heiligen Liborius, welche er im Paderborner Dome fand, ließ er Thaler mit der Umſchrift ſchlagen, Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Während des Winters vermehrte er mit dem weſtphäliſchen Raube ſein Volk bis auf 20,000 Mann. Wir werden tiefer unten ein Weiteres von ſeinen Thaten berichten, müſſen aber hier noch kurz die Frage erörtern, wer ihn in Stand geſetzt habe, den Haufen von 10,000 Mann im Herbſte 1621 anzuwerben? Ein geſammeltes Heer zu erhalten, fiel damals nicht ſchwer, denn man nährte den Soldaten vom Fette der Länder, aber das Geſchäft der Anwerbung erforderte große Summen, wenigſtens waren zwei Tonnen Goldes nöthig, um 10,000 Mann auf die Beine zu bringen. Nun war Chriſtian nicht reich, und auch ſein Bruder Friedrich Ulrich konnte ihm nicht viel geben, denn derſelbe befand ſich ſelbſt in ewiger Geldverlegenheit[2]). Woher ſoll alſo der Werbſold von Chriſtian's Haufen gekommen ſeyn? Antwort: aus Holland! Beweis dafür die oben mitgetheilte Erklärung des heſſiſchen Landgrafen, daß Chriſtian und ſein Heer im Dienſte der Freiſtaaten ſtehe.

Nicht anders verhielt es ſich mit einem dritten Kämpfer, der ebenfalls um jene Zeit zum Schutze Friedrich's V. das Schwert wider den Kaiſer zu ziehen ſich anſchickte. Wir haben oben berichtet, daß der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach ſchon auf den letzten Unionstagen die größte Unzufriedenheit über Auflöſung des Bundes verrieth, und Miene machte, den Krieg auf eigene Fauſt fortzuſetzen. Im Herbſte 1621 begann er ſeine Rüſtungen. Die Rolle, welche Georg Friedrich ſpielte,

---

[1]) Rommel II, 199. Senkenberg IV, 136 flg. — [2]) V. d. Decken I, 101.

gehört zu den wenigen noch nicht aus archivaliſchen Nachrichten aufgehellten Punkten der erſten Hälfte des dreißigjährigen Kriegs. Ich bin daher nicht im Stande nachzuweiſen, mit welchen Mitteln er ſein Volk anwarb. Doch ſpricht die höchſte Wahrſcheinlichkeit dafür, daß es der holländiſche Geſandte Joachimi war, welcher den Markgrafen vorwärts trieb und ihm Geld gab. Denn dieſer Joachimi ſuchte damals Würtemberg und Heſſen-Kaſſel zum Kampfe wider Habsburg aufzureizen [1]). Gewiß iſt, daß Georg Friedrich, ſonſt ein ziemlicher armer Herr, auch nachdem er bereits 15,000 Mann geworben, und eine damals hoch bewunderte Wagenburg ſammt vielen und trefflichen Geſchützen ſich angeſchafft hatte, ſehr reichlich mit Geld verſehen war. Denn nach der Schlacht bei Wimpfen erbeuteten Tilly's ſiegreiche Schaaren über 100,000 baare Thaler in den eroberten Rüſtwagen des Durlachers [2]). Sonſt that der Graf Mannsfeld, welcher, nur durch den Rhein vom markgräflichen Gebiete getrennt, drüben im Elſaße lag, den Durlach'ſchen Werbungen allen möglichen Vorſchub. Mit ſeiner Genehmigung trat Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, der bisher, wie wir wiſſen, unter Mannsfeld's Banner gefochten, in die Dienſte des badiſchen Markgrafen, und begab ſich in deſſen Auftrag gegen Ausgang des Jahres 1621 in ſeine Heimath, um 3000 Mann zu Fuß und 1000 Geharniſchte zu Roß in Thüringen zu werben [3]). Wilhelm ſetzte auch dieſes Vorhaben ins Werk. Ende Februar 1622 führte er dem Markgrafen 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter zu [4]). Das Geld, welches er hiezu verwandte, muß ihm von auswärts zugekommen ſeyn, denn urkundlich iſt bekannt, daß Johann Friedrich, einer der ſieben Weimarſchen Brüder, die damals das kleine Herzogthum zu gleichen Theilen beſaßen, jährlich blos ein Einkommen von 7000 Gulden bezog [5]), welche Summe in jenen Zeiten kaum zu Bezahlung eines Oberſten hinreichte. Mit dem Herzog Wilhelm grief damals auch der jüngſte unter den Weimar'ſchen Brüder, Bernhard, noch nicht achtzehnjährig [6]) zum Gewehr — er bekam allem Anſchein nach eine Rittmeiſterſtelle in des Markgrafen Heere [7]). — Es waren die erſten Sporen, welche Bernhard trug; in einem Alter, wo Andere noch tändeln, wezte dieſer junge Geyer bereits die Griffe gegen das Reichsoberhaupt. Im April 1622 waren die Rüſtungen des Markgrafen

---

[1]) Sattler würtemberg. Herzoge VI, 138 und Rommel neuere Geſchichte von Heſſen III, 412 unten flg. — [2]) Khevenhiller IX, 1707. — [3]) Röſe Herzog Bernhard I, 92. — [4]) Ebendaſ. S. 95. — [5]) Röſe Herzog Johann Friedrich S. 66. — [6]) Er war den 6/16. Auguſt 1604 geboren, Röſe Bernhard I, 81. — [7]) Ebendaſ. S. 93 flg.

von Baden beendigt. Bis dahin hatte er die Maske eines ſogenannten Defenſionswerks vorgenommen, indem er ſich ſtellte, als gedenke er mit dem geworbenen Volke blos ſein eigenes Land zu vertheidigen [1]). Blicken wir nun zurück: während Tilly mit dem ligiſtiſchen und Don Gonzalez von Cordova mit dem ſpaniſchen Heere die eroberten Plätze der Pfalz behauptet, zieht ſich gegen ſie ein dreifacher Sturm zuſammen: im Elſaß Mannsfeld mit ſeinen Schaaren, die er während des Winters trefflich herausgefüttert, und bis auf 20,000 Mann vermehrt hatte; in der badiſchen Markgrafſchaft lagerte Georg Friedrich mit 15,000 Mann, in Weſtphalen endlich hielt der Halberſtädter Chriſtian 20,000 Mann bereit. Der gemeinſchaftliche Plan war, dieſe drei Heere ſollten mit Anbruch der guten Jahreszeit concentriſch gegen Tilly anrücken und ihre Vereinigung bewirken. Gelang dieß, ſo war jedenfalls Tilly, ſo war vielleicht die kaiſerliche Sache verloren. Denn hinter den Dreien, welche vorantraten, machten damals die meiſten proteſtantiſchen Fürſten: Würtemberg, Kurheſſen, die niederſächſiſchen Welfen, ſelbſt der Kurbrandenburger, geheime Rüſtungen, und es bedurfte nur eines Siegs, ſo verbündeten ſie ſich offen zu Gunſten des geſtürzten Friedrich V. und erklärten dem Kaiſer den Krieg. Jetzt oder nie mußte daher Tilly zeigen, ob er des Zutrauens würdig ſey, das Ferdinand II. und Maximilian von Baiern bisher in ihn geſetzt.

Nur einer jener drei Führer gehörte dem Stande regierender Fürſten an. Mannsfeld dagegen und Chriſtian waren nichts anderes als Raubritter. Um nun dem Feldzuge des Jahres 1622 einen ehrlichen Namen zu verſchaffen, traf man eine paſſende Maaßregel. Wir haben oben berichtet, daß Friedrich V., der noch immer im Haag weilte, dort von zwei Seiten aus in ſehr verſchiedenem Sinne bearbeitet wurde. Während die Holländer und der Erbſtatthalter Moriz ihn beſtändig reizten, ſich von Neuem in den Wirbel des Krieges zu ſtürzen, hielt ihn ſein Schwiegervater Jakob von England zurück, indem er das Verſprechen ablegte, den Geſtürzten durch friedliche Unterhandlungen mit den Kronen Spanien und Oeſterreich wieder in den Beſitz der Pfalz zu ſetzen. Wirklich ſchickte König Jakob im Mai 1621 den Lord Digby als ſeinen Geſandten an Ferdinand II. ab [2]), und ließ durch ihn in Wien den Antrag machen: „der Kaiſer möge den Pfalzgrafen Friedrich wieder in ſeine Erblande einſetzen, und ſogleich der gegen ihn eingeleiteten Vollſtreckung der Acht Einhalt thun; dagegen werde ſich Friedrich dem Kaiſer unterwerfen.“

---

[1]) Khevenhiller IX, 1705. — [2]) Khevenhiller IX. 1397. Theatrum Europ. I, 529. v. Aretin B. a. B. I, 172 flg.

Ferdinand II. ließ den Engländer aufs köſtlichſte bewirthen und ſchenkte ihm ein goldenes Becken von 12,000 Gulden Werth. Allein in Bezug auf ſeine Vorſchläge ertheilte er eine wenig befriedigende Antwort: wegen Wiederherſtellung des Pfalzgrafen müſſen erſt die Kurfürſten des Reichs gehört werden; in Betreff des andern Punktes verwies er ihn an den Herzog Maximilian von Baiern und den Statthalter des ſpaniſchen Flandern, Prinz Albrecht, fügte jedoch die tröſtliche Verſicherung bei, daß der Wiener Hof die Einſtellung der Feindſeligkeiten in den beiden Pfalzen nach Kräften befördern werde. Auf dieſen Beſcheid hin eilte nun Digby nach Baiern, um dort die weitere Verhandlung mit dem Herzoge perſönlich zu betreiben. Allein er fand denſelben nicht mehr in München. Maximilian war, ohne Zweifel, um dem Engländer aus dem Wege zu gehen, nach Straubing abgereist, und ließ von dort aus dem Lord melden: er bedaure ſeine Herrlichkeit nicht ſprechen zu können, da es ihm nicht möglich ſeyn würde, den Geſandten des Königs von England im Feldlager ſtandesgemäß zu empfangen. Gleich darauf eröffnete Herzog Maximilian den früher beſchriebenen oberpfälziſchen Feldzug wider Mannsfeld. Als Digby merkte, daß er betrogen ſey, erließ er an den kaiſerlichen Hof ein Schreiben, in welchem er über das Betragen des Herzogs von Baiern die bitterſten Klagen führte. Die obere Pfalz war indeſſen von Mannsfeld geſäubert, und ſomit der Hauptzweck, wegen deſſen man bisher den Engländer an der Naſe herum geführt hatte, erreicht. Der Kaiſer antwortete daher auf das letzte Schreiben Digby's unverblümt: die Einnahme der obern Pfalz ſey mit ſeinem Willen geſchehen. In der Hoffnung jetzt wenigſtens noch die untere Pfalz zu retten, wandte ſich Digby nach Brüſſel [1]) an die Infantin Statthalterin, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, der kurz zuvor geſtorben war, empfieng aber dort den Beſcheid, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen von keinem Waffenſtillſtand die Rede ſeyn könne, weil der Pfalzgraf ein ſolches Zugeſtändniß nur dazu benützen würde, ſeinen Anhang zu mehren und neue Streitkräfte zu ſammeln. Die Sendung Digby's war vollkommen mißglückt, man hatte mit ihm das Spiel: „ſchickt den Narren weiter" getrieben. Doch verlor König Jakob darum den Muth nicht. Er beorderte denſelben Digby nach Madrid, um dort einen längſt entworfenen Plan der Verheirathung des engliſchen Thronfolgers mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin zur Reife zu bringen. Wir werden tiefer unten von dieſer zweiten Sendung Digby's berichten, welche nahe daran war, das Gewebe des Wiener und insbeſondere des Münchner Hofes zu durchreißen, und den teutſchen

---

[1]) Khevenhiller IX, 1438.

Angelegenheiten eine ganz andere Wendung zu geben. Man begreift, daß der klägliche Ausgang der zu Wien von ſeinem Schwiegervater eingeleiteten Verhandlungen einen niederſchlagenden Eindruck auf den unglücklichen Friedrich V. machen mußte. In einem unter dem $\frac{24.\ \text{Okt.}}{3.\ \text{Nov.}}$ aus dem Grafenhaag an den Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel gerichteten Briefe [1]) ſpricht der Unglückliche ſeinen Schmerz getäuſchter Hoffnung aus. Von nun an öffnete er wieder den Einflüſterungen der Holländer das Ohr, wozu auch die früher beſchriebene Hungerkur mitgewirkt haben muß. In dem eben angeführten Briefe vom 24. Oktober bittet er den Kaſſeler Landgrafen und die übrigen proteſtantiſchen Fürſten Teutſchlands demüthigſt um eine monatliche Geldunterſtützung. Die Rathſchläge der Holländer und des Erbſtatthalters Moritz lauteten dahin: Friedrich ſolle ſich im Frühjahr 1622 zu dem Heere Mannsfeld's begeben, offenbar weil ſie größeres berechneten, die Anweſenheit des Kurfürſten werde der durch Freund und Feind ſo tief geſunkenen pfälziſchen Parthei ein größeres Anſehen vor der Welt verſchaffen, insbeſondere aber die ſo nöthige Einigkeit unter den drei Waffenhäuptern, welche zuſammenwirken ſollten, befördern helfen. Die Reiſe mußte in das tiefſte Geheimniß gehüllt werden, weil die Straßen ſich in den Händen des Kaiſers oder ſeiner Verbündeten befanden. Zu Schiffe fuhr er im März nach der Normandie, eilte von da nach Paris zum Könige Ludwig XIII., der ihm Hülfe verſprochen haben muß, zog dann vermummt mit wenigen Begleitern weiter durch Lothringen nach dem Elſaß. Zu Bitſch auf der Gränze des Elſaßes gerieth er unter einen Haufen Kriegsknechte des Erzherzogs Leopold, Biſchofs von Straßburg, mußte mit ihnen zechen und ihre Spöttereien auf den Winterkönig hören, entkam aber glücklich während der Nacht, und erreichte Landau, wo er ſich zu erkennen gab, und von Mannsfeld feſtlich empfangen ward [2]). Bis dahin hatte der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach noch nicht gewagt, die Maske abzuwerfen, welche Unſchlüſſigkeit allem Anſchein nach den Herzog Wilhelm von Weimar, der, wie oben gemeldet worden, in des Durlachers Heer eingetreten war, ſo ärgerte, daß er mit ſeinem Regiment das badiſche Lager verließ und nach dem Elſaß hinüber zu Mannsfeld zog [3]). Die Ankunft des Pfälzers machte endlich dem Markgrafen Muth zu einem entſcheidenden Schritt. Unter dem $^{12}/_{22}$. April 1622 ſtellte er zu Karlsburg eine Urkunde aus, kraft welcher er Hab und Gut, Land und Leute, an ſeinen älteſten Sohn abtrat und auf die Regierung

[1]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen III, 413. — [2]) Die Beweiſe bei Söltl „der Religionskrieg" I, 263 flg. und Theat. Europ. I, 622. — [3]) Röſe „Herzog Bernhard" I. 96 und 335. Note 27.

verzichtete [1]). Dieſer gerichtliche Akt ſollte auf den Fall, daß das beſchloſſene Unternehmen ſchief abliefe, das badiſche Erbe den Nachkommen Georg Friedrich's erhalten und die Rache des Kaiſers hemmen. Wenn aber der Kriegswürfel zu ſeinen Gunſten fiel, hätte er die Abtretungsurkunde widerrufen, und die Regierung von Neuem übernommen; dieß war eine zwiſchen ihm und ſeinem Sohne abgekartete Sache [2]). Sobald Mannsfeld und Friedrich V. von dem Schritte Georg Friedrich's Kunde empfangen, ſchlugen ſie bei Germersheim eine Brücke über den Rhein und giengen mit ihren Schaaren aus dem Elſaß nach dem rechten Ufer herüber, um dem Markgrafen die Hand zu bieten und eine Vereinigung beider Heere zu bewirken. Alsbald verrannte ihnen Tilly mit den Baiern den Weg. Den $^{17}/_{27}$. April kam es zwiſchen dem Dorfe Mingolsheim und dem Städtchen Wiesloch zur Schlacht. Anfangs war Tilly im Vortheil, zuletzt aber ward er geſchlagen, verlor 2000 Mann, viele Gefangene, mehrere Kanonen und Feldzeichen. Doch zog er ſich noch in leidlicher Ordnung nach Wimpfen am Neckar unterhalb Heilbronn zurück. Warum er dieſen ziemlich entfernten Ort zum Sammelplatze wählte, wird tiefer unten erhellen. Das Glück lächelte dem Pfälzer, unheilweiſagend hatte der Feldzug für die bairiſchen Waffen begonnen. Etliche Tage nach dem Siege bei Wiesloch fand die Vereinigung der durlach'ſchen Schaaren mit Friedrich's V. Heere unter Mannsfeld ſtatt [3]). Die Geſammtmacht ſtieg dadurch auf 40,000 Mann, eine den Streitkräften Tilly's und der Spanier doppelt überlegene Zahl. Aber eine ſehr kurze Zeit blieben die beiden pfälziſchen Feldherrn bei einander, ſey es weil die Verpflegung eines ſo großen Heeres Schwierigkeiten machte, ſey es weil die Führer ſich nicht vertrugen. Im Kriegsrathe wurde beſchloſſen, daß Mannsfeld und Friedrich V. die Städte der Bergſtraße, die das Jahr zuvor in Tilly's Hände gefallen waren, wieder erobern, zugleich den Spanier Cordova, der am Gefechte bei Wiesloch keinen Theil genommen, beſchäftigen und an der Vereinigung mit Tilly hindern, daß dagegen Georg Friedrich den bairiſchen Feldherrn beobachten, bei günſtiger Gelegenheit ſchlagen, insbeſondere aber gewiſſe Bewegungen im benachbarten Würtemberg überwachen ſolle. Demgemäß brach Jener in der Richtung nach Heidelberg auf, nahm Eppingen und Sinsheim, und rüſtete ſich die Stadt Ladenburg zu belagern, wo die Kriegskaſſen

---

[1]) Schöpflin historia Zaringo-badensis IV. 190. — [2]) Caraffa Text S. 128.
[3]) Ueber dieſe Verhältniſſe finden ſich in den Zeitquellen ſehr verworrene und falſche Nachrichten. Die Wahrheit geben Röſe „Bernhard“ I, 96 und 335 Note 28, Schöpflin hist. Zaringo-badens. IV, 192 Note g. verglichen mit Khevenhiller IX, 1705 flg.

Cordova's aufbewahrt waren [1]). Der Markgraf von Baden aber zog, nachdem er einige Verſtärkungen von Mannsfeld übernommen [2]) — auch der Herzog Wilhelm von Weimar ſchloß ſich [3]) damals mit ſeinem Regimente wieder an ihn an — gegen Wimpfen. Um dieſe Maaßregeln zu erklären, müſſen wir uns zunächſt nach dem obern Neckar wenden. Schon im Winter hatte der badiſche Markgraf insgeheim Unterhandlungen mit dem Herzog Johann Friedrich von Würtemberg angeknüpft und denſelben aufgefordert, gemeinſame Sache mit ihm gegen den Kaiſer zu machen. Die nämlichen Anträge wurden ſpäter von Friedrich V. in Stuttgart wiederholt, nachdem dieſer in Landau angekommen war. Friedrich V. erſuchte den Würtemberger dringend, ſeine Völker zu dem pfälziſchen Heere ſtoßen zu laſſen und die ſo ſchmählig zerfallene Union wieder herzuſtellen [4]). In gleichem Sinne wurde mit dem ehemaligen Waffenhaupte der Union, dem brandenburg'ſchen Markgrafen Joachim Ernſt von Anſpach, unterhandelt [5]). Letzterer verſpürte wirklich Luſt in ſich die alte Rolle zu erneuern, d. h. die „teutſche Freiheit, das Wort Gottes und die lutheriſche Kirche für einen Jahrsgehalt von 100,000 Gulden“ abermals zu vertheidigen. Doch wollte er wohlweislich erſt auf einen Sieg des Kurpfälzers warten, ehe er mit ſeiner wahren Geſinnung herausrückte. Auch in Stuttgart fanden die badiſchen und kurpfälziſchen Einflüſterungen nicht ungeneigtes Gehör. Der Herzog beſetzte das Zabergäu und die Aemter, welche an die Städte Heilbronn und Wimpfen gränzten, mit ſeinem Landvolk [6]), er ſtellte zweitens Werbungen von Lanzknechten an, und zwar that er dieß ſo geheim als möglich, damit der Kaiſer nicht dahinter komme [7]). Ja er gieng noch einen Schritt weiter — der Bruder des regierenden Herrn von Würtemberg, Herzog Magnus, trat nämlich förmlich in die Dienſte des Markgrafen von Baden, was ohne die Erlaubniß Johann Friedrich's unmöglich hätte geſchehen können. Aber von denſelben Bedenklichkeiten geleitet, wie der Anſpacher Joachim Ernſt, brauchte der Würtemberger gewiſſe Kunſtgriffe, welche geeignet ſchienen, die Schärfe eben geſchilderter Anordnungen zu mildern, und dem Herzoge Ausflüchte zu verſchaffen, die er im Nothfalle gegen den Kaiſer als Beweiſe der Redlichkeit ſeiner Abſichten anzuführen vermochte. Jene Truppen wurden nämlich zwar an der badiſchen Gränze aufgeſtellt und folglich in Stand geſetzt, jeden Augenblick zum Heere

---

[1]) Theatrum Europ. I, 626. — [2]) Khevenhiller IX, 1706. — [3]) Röſe „Bernhard“ I, 96. — [4]) Sattler würtemberg. Herzoge VI, 169. 171. — [5]) Röſe a. a. O. I, 335. — [6]) Sattler a. a. O. 161. Khevenhiller IX, 1705. [7]) Sattler a. a. O. 163 flg.

Friedrich's V. zu ſtoßen, aber vorerſt hatten ſie ſtrengen Befehl, im Zabergäu zu bleiben — die Vereinigung wäre erſt erfolgt, wenn die Pfälzer einen entſcheidenden Sieg über Tilly errungen hätten. Noch ſcharfſinniger war ein zweites Mittel, das Johann Friedrich zu gleichem Zwecke anwandte. Sobald er nämlich Nachricht erhielt, daß eine Schlacht zwiſchen Tilly und dem Markgrafen von Baden unvermeidlich ſey, fertigte er einen Eilboten an ſeinen Bruder, den Herzog Magnus, mit der Aufforderung ab, derſelbe ſolle das Heer Georg Friedrich's unverzüglich verlaſſen, und nach Stuttgart zurückkehren. Wahr iſt es, dieſer Befehl kam zu ſpät und konnte daher den vorangeſtellten Zweck nicht erreichen[1]), aber immerhin ließ ſich derſelbe, wenn die Sache bei Wimpfen ſchief gieng, vor dem Richterſtuhl des Kaiſers als Entſchuldigungsgrund brauchen, daß der regierende Herr von Würtemberg keinen Theil an der Schilderhebung ſeines Bruders habe. Endlich wußte ſich der Herzog Johann Friedrich — und dieß war ein Meiſterſtück guelfiſcher Politik — aus den eigenen Händen des Markgrafen einen Beweis der ghibelliniſchen Reinheit ſeiner Geſinnungen zu verſchaffen. Als Georg Friedrich im Begriffe ſtand loszuſchlagen, erließ er nach Stuttgart ein Schreiben[2]), in welchem er den Herzog beſchwor, im Falle das eben begonnene Unternehmen mißglücken ſollte, ſich ſeiner verlaſſenen Kinder freundnachbarlich anzunehmen. Der franzöſiſch geſchriebene Brief ſchloß mit einem Satze[3]), der wörtlich ins Teutſche überſetzt alſo lautet: „ich will entweder einen guten und ſichern Frieden mit Gottes Hülfe erſtreiten oder — — verrecken." Dieſes Schreiben ſprach ohne Frage die wahre Herzensmeinung des Markgrafen aus. Aber eben demſelben war ein zweites[3]) beigefügt, das eine ganz andere Faſſung hatte. Der Markgraf drohte nämlich darin dem Würtemberger Herzoge mit gräulicher Verheerung ſeines Landes, wenn er nicht Angeſichts dieß ſo und ſo viel Scheffel Haber, Dinkel, ſo und ſo viel Geld, Heu, Vieh ins badiſche Lager abliefere. Ich denke das Räthſel iſt leicht zu löſen: jenes erſte Schreiben war für den Herzog, das zweite aber auf gewiſſe Fälle zur Vorzeigung vor dem Reichshofrath beſtimmt, damit Johann Friedrich, wenn man ihn von Wien aus wegen ſeiner Verbindung mit dem Markgrafen zur Rede ſtelle, ſprechen könne: wie? ich ſoll mit Georg Friedrich unter der Decke geſteckt haben, da ſeht und leſet! beweiſt dieſer Brief aus des Markgrafen eigener Hand nicht aufs klarſte, daß er mich

[1]) Derſelbe S. 171 unten flg. — [2]) Daſ. S. 170. — [3]) Ebend. il faut avoir une bonne et seure paix avec l'aide de Dieu ou crever. Der geheime Archivarius Sattler nimmt die Miene an, als ob er den Abſtand in dem Tone beider Schreiben ganz unerklärlich fände. Ich kann nicht enträthſeln, ob er aus Einfalt oder Heuchelei ſo ſpricht.

und mein Land wegen meiner Treue gegen kaiſerliche Majeſtät zu Grunde richten wollte! Im Uebrigen erhellt aus den beiden Briefen, welche Sattler mittheilt, eine Thatſache, von welcher beſagter Geſchichtſchreiber ſchweigt, nämlich daß Johann Friedrich von Würtemberg längſt in enger Verbindung mit dem Markgrafen von Baden wie mit dem Kurpfälzer ſtand, und damals auf Abfall vom Kaiſer ſann. Ganz in dieſem Lichte betrachteten auch die Kaiſerlichen den Zuſammenhang der Sache. Zwar ſtellten ſie ſich, als ob ſie unerſchütterlich feſt an die gute Geſinnung des Würtembergers glaubten [1]), aber ſolche Anſicht trugen ſie blos auf der Zungenſpitze, durch die That dagegen zeigten ſie, daß der Stuttgarter Dunſt ſie nicht geblendet habe. Beweis dafür die Stellung, welche Tilly nach dem verlorenen Gefecht bei Wiesloch mitten zwiſchen dem Heere des baden-durlacher Markgrafen und den Streitkräften des Herzogs von Würtemberg zu Wimpfen einnahm. Nachdem jenes Gefecht ihn außer Stand geſetzt hatte, eine Vereinigung des Markgrafen mit Mannsfeld zu hintertreiben, wollte er wenigſtens vorbeugen, daß das Feuer der Empörung ſich weiter nach Oſten verbreite. Auch wird jetzt begreiflich, warum Georg Friedrich die Baiern in Wimpfen aufſuchte. Dieſer Ort war zum Knotenpunkt des Krieges geworden. Sobald Tilly ſichere Kunde erhielt, daß die Badiſchen im Anmarſche ſeyen, ſchickte er Eilboten an den Spanier Cordova, der bis dahin die Mannsfelder beobachtet zu haben ſcheint, mit dem Erſuchen, unverzüglich aufzubrechen und zum bairiſchen Heere zu ſtoßen, weil das Schickſal des teutſchen Reiches auf dem Spiele ſtehe. Don Gonzalez folgte dem Rufe, und war ſo glücklich, nicht nur unbeläſtigt von den Mannsfeldern den Seitenmarſch zu machen, ſondern auch den Angriffen des Markgrafen zu entgehen. — Tilly hatte letztern — offenbar um ſeine Vereinigung mit den Spaniern zu erleichtern — an Wimpfen vorbeiziehen und einen Vorſprung von etlichen Stunden auf der Straße nach Heilbronn und Stuttgart gewinnen laſſen. Den 25. April/5. Mai traf Cordova mit 4000 Mann zu Fuß, und 22 Fahnen Reiter — lauter auserleſenes Volk, wie Khevenhiller ſagt [2]) und auch der Erfolg bewies — in Tilly's Lager ein. In der Frühe des andern Morgen 26. April/6. Mai ließ der bairiſche Feldherr jedem Mann eine halbe Maaß Wein reichen [3]) zur Stärkung auf die heiße Blutarbeit des Tages, und rückte dann in Schlachtordnung gegen den Durlacher aus, welcher ebenfalls ſein Volk aufſtellte. Das Gefecht begann mit einer wüthenden Kanonade.

---

1) Sattler VI, 169. — 2) annal. IX, 1705. — 3) Wir entnehmen dieß dem Tagebuch des bairiſchen Oberſt Fritſch, der ſelbſt bei Wimpfen mitgefochten. Dieſe merkwürdige Urkunde iſt abgedruckt bei Weſtenrieder Beiträge IV, 109.

Oberſt Fritſch ſagt[1]): fünf Fähndriche ſeien allein von ſeinem Regiment weggeſchoſſen worden, und ſolcher Pulverdampf habe ſie umwogt, daß ſie nicht einen Piſtolenſchuß weit hätten ſehen können. Dann kam's zum Handgemenge, fünf Stunden lang wurde von beiden Seiten mit abwechſelndem Glück aber unglaublicher Erbitterung geſtritten. Als die Sonne ſich zum Untergange neigte, hatten die Baiern, obgleich ſchwächer an Zahl[2]), einen herrlichen Sieg erſtritten, ſo entſcheidend, als irgend einer des dreißigjährigen Kriegs, da der Tag von Wimpfen den Abfall des ſüdweſtlichen Teutſchlands verhinderte. „Durch die Niederlage Georg Friedrich's," ſchreibt[3]) der Kurpfälzer unter dem $^8/_{18}$. Mai aus dem Lager bei Hagenau an ſeine Gemahlin, „ſind viele unſerer Plane zu Waſſer geworden." Einige tauſend erlegte Badiſche bedeckten den Wahlplatz, darunter mehrere vom höchſten Adel: Magnus, Herzog von Würtemberg und ein junger Pfalzgraf von Birkenfeld[2]). Faſt 1200 wurden gefangen; darunter ein Hans Philipp Schärtel von Burtenbach[2]), aus der Familie des bekannten ſchwäbiſchen Feldhauptmanns Sebaſtian Schärtel, der — anders geſinnt als ſein Landsmann Jörg von Frondsberg, welcher nur des Kaiſers und des Reiches Dienſte ſeinen Degen weihte — im ſchmalkaldiſchen Krieg die Sache der Guelfen verfocht, und dafür mit der Acht beſtraft ward. Das ganze Gepäcke des Durlachers, ſeine Kaſſe, Wagenburg und Geſchütz fiel in die Hände der Sieger. Tilly verfolgte die Flüchtigen bis nach Laufen am Neckar, damals der würtemberg'ſchen Gränze. Ein Theil der Badiſchen entwich auf Seitenwegen ins Mannsfeld'ſche Lager vor Ladenburg, der Markgraf ſelbſt kam in eiligſter Flucht Abends den $\frac{27.\ \text{April}}{7.\ \text{Mai}}$ zu Stuttgart an, und bat, vor Müdigkeit auf ein Bett hingeſtreckt, den Herzog Johann Friedrich von Würtemberg ſich für die verlorene badiſche Sache bei Tilly zu verwenden, was auch, jedoch ohne Erfolg, geſchah[4]). Nachher ermannte er ſich wieder, gieng gleichfalls zu Mannsfeld, und hatte in der zweiten Hälfte des Mai bereits wieder 6000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter beiſammen[5]). Nach dem Siege bei Wimpfen und der kurzen Verfolgung des Feinds zog Tilly mit ſeinem Volke langſam den Neckar hinunter wider Mannsfeld, wagte aber nicht denſelben anzugreifen, offenbar weil dieſer zu ſtark war, und weil der bairiſche Feldherr ſelbſt nicht Alles auf einen Wurf an-

---

[1]) Ebendaſ. 109 und 110. — [2]) Khevenhiller IX, 1705. — [3]) J. C. v. Aretin Beiträge zur Geſchichte und Literatur, München 1806. Siebenter Band S. 192. — [4]) Sattler würtemberg. Herzoge VI, 172. — [5]) Man ſehe das Schreiben des Herzogs Maximilian von Baiern bei Khevenhiller IX, 1718.

kommen laſſen wollte noch durfte[1]). So geſchah es, daß Mannsfeld, unbeläſtigt von Tilly, in der erſten Hälfte des Mai Ladenburg erſtürmte. Indeſſen wurde ein anderes Mittel gewählt, um das pfälziſche Heer in eine Falle zu locken. Wir haben früher berichtet, daß der Erzherzog Leopold, Biſchof von Straßburg, im obern Elſaß eine nicht unbedeutende Anzahl von Kriegsvolk unterhielt, das auch im vergangenen Winter gegen Mannsfeld gekämpft. Dieſe Leopold'ſche Schaar war kurz zuvor durch Mannſchaften verſtärkt worden[2]), welche ihm die Krone Spanien aus Mailand zu Hülfe ſchickte. Sogleich nach dem Eintreffen der neuen Truppen rückte nun Leopold, ſichtlich im Einverſtändniſſe mit Tilly, vor die Stadt Hagenau und begann ſie zu belagern. Hagenau war der wichtigſte Waffenplatz Mannsfeld's im Elſaß, in welchem er den Raub des Landes zuſammengeſchleppt, folglich forderte ſein Vortheil, daß er in der Pfalz Alles ſtehen und liegen laſſe, um dem bedrohten Hagenau beizuſpringen. Allein des Kurpfälzers natürliche Politik ſtand dieſer Rückſicht entgegen, denn er war offenbar nicht dazu an den Rhein herauf gekommen, um dem Mannsfelder deſſen Raubneſter im Elſaß ſchützen zu helfen, ſondern um ſein Erbe, die Pfalz, wieder zu erobern. Auch der Markgraf von Baden Georg Friedrich, der indeſſen mit den wieder geſammelten Trümmern ſeines Heeres zu Friedrich V. und Mannsfeld geſtoßen war, hatte durchaus kein Intereſſe an einem Elſäßiſchen Zuge. Allem Anſchein nach rechnete Tilly, daß dieſe Verſchiedenheit dreifach auseinander laufenden Eigennutzens Händel unter den feindlichen Heerführern und in Folge derſelben Trennung ihrer Schaaren herbeiführen werde. Wäre Letzteres geſchehen, ſo würde er über den zurück gebliebenen Theil hergefallen ſeyn, und denſelben vernichtet haben. Aber die Berechnung, obgleich trefflich gedacht, mißlang, der Eigenwille Mannsfeld's erprobte ſich als der ſtärkere: alle drei, der Graf, der verunglückte König von Böhmen, und der Durlacher wanderten mit ihren geſammten Streitkräften den $^{6}/_{16}$. Mai von Ladenburg über die Mannheimer Brücke in das Elſaß, um Hagenau zu entſetzen, was ihnen auch nach Wunſche gelang, das Heer Leopold's wäre beinahe vernichtet worden[3]). Aus Rückſicht auf ſeine vornehmen Genoſſen, die beim letzten Zug ihren Vortheil dem ſeinigen untergeordnet, blieb jedoch Mannsfeld nur kurze Zeit im Elſaß. Schon am $^{12}/_{22}$. Mai langte das vereinigte Heer wieder zu Mannheim an. Die Zeit nahte heran, wo der Halberſtädter

---

[1]) Unter dem $^{8}/_{18}$ Mai erhielt er aus München **wiederholt** Befehl, ja Nichts zu wagen, Urkunde bei Weſtenrieder Beiträge VIII, 152. — [2]) Khevenhiller IX, 1722. — [3]) Khevenhiller IX, 1722.

Chriſtian der im Frühjahre getroffenen Verabredung gemäß in die Pfalz einrücken und ſich mit Mannsfeld gegen Tilly vereinigen ſollte. Nun war es nicht mehr als billig, als daß der Mannsfelder und Friedrich V. ihrer Seits etwas Erkleckliches thaten, um den Anmarſch des Herzogs zu erleichtern. Zwiſchen ihnen und dem Halberſtädter lag das Gebiet des Darmſtädter Landgrafen. Folglich gebot die Klugheit ſich deſſelben zu bemächtigen. Noch andere Gründe beſtimmten Friedrich V. und Mannsfeld, dem Darmſtädter in ſein Land zu fallen; längſt ſtand Ludwig bei den proteſtantiſchen Guelfen im Geruche eines Achſelträgers am kaiſerlichen Hofe und Verräthers der lutheriſchen Sache, und erſt neulich hatte er Schritte gethan, um den Auſpacher Joachim Ernſt, der eben ſich für den Kurpfälzer erklären wollte, wieder umzuſtimmen [1]). Wenn daher Graf Mannsfeld das Darmſtädter Land bis auf den letzten blutigen Heller ausbeutelte, erreichte er einen dreifachen Zweck: er füllte ſeine Kaſſe, beförderte den Anmarſch Chriſtian's von Braunſchweig, und ſtand gar als Rächer des beleidigten Evangeliums da! In der Nacht vom $^{13}/_{23}$. auf den 24. Mai brach das pfälziſche Geſammtheer gegen Darmſtadt los, eroberte den Ort halb mit Gewalt halb mit Liſt und bemächtigte ſich in den folgenden Tagen des ganzen Ländchens. Der Darmſtädter Landgraf ſelbſt wurde von den Leuten des Durlachers gefangen. Nun begann eine Scene von Schinderei und Beraubung, die ſelbſt in jenen Zeiten, wo man an ſolche Dinge gewohnt, Aufſehen erregte [2]). Beim Abmarſch aus Mannheim hatte der Mannsfelder ſeinen Leuten geſagt [3]): jetzt wolle er ſie auf eine gute Weide führen, wo ſie machen könnten, was ihnen beliebe, nichts ſollten ſie liegen laſſen als Mühlſteine und glühend Eiſen. Das war eine Freudenzeit, ein Jubeljahr für die Frankfurter Juden, welche um ein Spottgeld das Vieh und das Hausgeräthe erſchacherten, welches die Mannsfeld'ſchen Horden den armen Darmſtädter Bauern wegraubten. Die Vorpoſten Mannsfeld's ſtanden am Main, wenn Chriſtian jetzt eintraf, war die Vereinigung ohne alle Schwierigkeit. Was that nun Tilly, dem, wie wir ſahen, durch Befehle aus München die Hände gebunden waren, unter dieſen ſo unheildrohenden Umſtänden? Er rechtfertigte ſeinen Feldherrnruhm auf's Glänzendſte. Bei der erſten Nachricht vom Abmarſche des pfälziſchen Heeres nach Darmſtadt ſtürzte er mit ſeinen eigenen und Cordova's Streitkräften auf Mannheim los [4]). Fiel dieſer Ort, ſo war Mannsfeld in Zukunft von ſeinen Raubhöhlen im Elſaße abgeſchnitten, denn der Mannheimer Brücken-

[1]) Sattler würtemberg. Herzoge VI, 167. — [2]) Khevenhiller IX, 1724.
[3]) Theatrum Europ. I, 628. — [4]) Theatrum Europ. I, 629 a.

kopf hatte ihn bisher in Stand geſetzt, nach Belieben aus der Pfalz in's Elſaß und umgekehrt zu ſtreifen. Doch nicht auf den Fall Mannheims rechnete Tilly, ſondern auf etwas Anderes, Wichtigeres. Die bisherige Erfahrung hatte bewieſen, daß Mannsfeld ſtets geneigt ſey, die Sache des Kurpfälzers, mit deſſen Namen er ſeine Räubereien ſchmückte, unbedingt dem eigenen Vortheile aufzuopfern. Tilly hoffte daher, daß der Graf auch jetzt das eroberte darmſtädter Gebiet und die nahe Verbindung mit Chriſtian von Braunſchweig fahren laſſen werde, um den freien Paß in's Elſaß zu retten. Und richtig, die Berechnung traf zu, die ſchmutzige und niederträchtige Maaßregel, welche der bairiſche Feldherr dem feindlichen zugetraut, wurde wirklich von dieſem ergriffen. Mannsfeld wußte ſeine Genoſſen, den Durlacher und den Kurpfälzer, der Himmel weiß mit welchen Drohungen, zu beſtimmen, daß ſie Ende Mai alle errungenen Vortheile aufgaben und dem bedrohten Mannheim zu Hülfe eilten. Sobald Tilly durch ſeine Spione von dieſer Bewegung Nachricht erhielt, brach er aus der Pfalz auf und rüſtete ſich zum Zuge an den Main. Während die Mannsfelder das Rheinthal herauf rückten, zog er hinunter, aber auf Seitenwegen und in ſolcher Eile, daß ſeine Reiter 10 Stunden in einem Athem zurücklegten [1]). Auf dem Marſche war er ſo glücklich die Nachhut des Mannsfeld'ſchen Heeres bei Lorſch zu überraſchen und ihr eine tüchtige Schlappe beizubringen. Unaufhaltſam drang er dann gegen den Main los. Damit war dem anziehenden Herzoge Chriſtian von Halberſtadt der Weg verrannt. Tilly hatte auch ſeine übrigen Anſtalten mit ſo ſicherer Berechnung gemacht, daß Alles rythmiſch in ſchönſter Harmonie ſich abrundete. Unterwegs ſtieß zu ihm und Cordova der kaiſerliche Feldoberſt Caraccioli [2]) mit einigen tauſend Mann, die durch den Nickolsburger Frieden verfügbar geworden waren. Tilly zählte jetzt 26,000 Streiter unter ſeinem Befehl. Mit dieſer Macht ſetzte er bei Aſchaffenburg über den Main, und rückte dann den $^{9}/_{19}$. Juni gegen das Lager des Halberſtädter Chriſtian, der kurz zuvor das Städtchen Höchſt auf dem rechten Ufer des Mains eingenommen und eine Brücke über den Fluß geſchlagen hatte, um in die Pfalz vordringen zu können. Wir haben oben von den Thaten geſprochen, die der Halberſtädter im Laufe des Jahres 1621 verrichtete. Den ganzen Winter ſchwang er die Zuchtruthe über dem unglücklichen Weſtphalen [3]), jedoch fortwährend beläſtigt von dem bairiſchen Feldoberſten Anholt, den Tilly, wie früher bemerkt worden, zu Ende des Jahres 1621 gegen ihn ausgeſchickt hatte. Anholt blieb den

---

[1]) Theatrum Europ. I, ibid. — [2]) Khevenhiller IX, 1682. — [3]) Theatrum Europ. I, 629 b. flg.

Halberſtädtern zur Seite und brachte ihren Streifparthien, wo ſich Gelegenheit bot, einige Schlappen bei. Mit Anfang des Frühlings brach Chriſtian aus ſeinen Winterquartieren auf, gieng bei Hörter über die Weſer, zog ſengend und brennend durch die Stiftslande von Fuld und Würzburg nach der Wetterau, eroberte den $^{7}/_{17}$. Juni die Stadt Höchſt, und begann ſogleich daſelbſt eine Brücke zu ſchlagen. Um ſo ſchleuniger eilte Tilly herbei, damit der Feind nicht entrinne. Den 19. in der Frühe war die Brücke fertig, und Chriſtian hätte ſofort ſein ganzes Heer hinüberſetzen können, wenn er ſich entſchloß, die ungeheure Wagenburg zurück zu laſſen, allein er zog es vor, dieſelbe voranzuſchicken, ſo ward er von Tilly überraſcht. Sechs Stunden lang währte am $^{10}/_{20}$. die Schlacht, ſie endete mit einer tödlichen Niederlage der Halberſtädter. Zwölf tauſend Mann wurden von Chriſtian's Heere erſchlagen, im Main erſäuft, gefangen oder zerſprengt. Der Herzog ſelbſt entkam mit einem Theil der Reiterei durch eine Furth im Main, wo das Waſſer den Pferden nur bis an die Bäuche reichte, nach Darmſtadt und Bensheim. In letzterem Orte traf er auf 3000 Mann von Mannsfeld's Schaaren, die endlich, aber zu ſpät, aus der Pfalz heraufgekommen waren, um den Halberſtädtern beizuſtehen. In den folgenden Tagen ſammelte er von ſeinem flüchtigen Volke noch gegen 6000 Köpfe, den Reſt eines Heeres, das eine Woche zuvor 20,000 Streiter gezählt. Sein Uebermuth war jedoch durch die Züchtigung, welche ihm Tilly beigebracht, noch nicht gebrochen. Gegen den Landgrafen von Darmſtadt, der damals als Gefangener dem Feldlager des Kurpfälzers folgen mußte, führte er die anzüglichſten Reden[1]: bald ergoß er ſeine Wuth über die abgefallenen Mitglieder der Union, nannte die Verträge von Ulm und Aſchaffenburg Schelmenſtücke und drohte den Markgrafen Joachim Ernſt von Anſpach und die übrigen Verräther durch Sengen und Brennen zur Buße zu treiben; bald rühmte er ſich ſeiner Heldenthaten, ſprechend: „das Paderborn'ſche ſey der Zeit ausgezehrt, aber er habe es auch wieder angeblümt, nach 9 Monaten werde es in dieſem Lande von jungen Halberſtädtern wimmeln." Was halfen ſolche Prahlereien! In Wahrheit war durch die Niederlage bei Höchſt die Sache des Kurpfälzers vollends zu Grunde gerichtet. Nicht einmal Friedrich V. ſelbſt, obgleich ausnehmend ſchwach an Geiſt, täuſchte ſich hierüber. Ein Brief, den er am Tage nach der Schlacht den $^{11}/_{21}$. Juni aus Mannheim an ſeine Gemahlin abſchickte, beginnt[2]) mit den Worten: „Wollte Gott ich könnte Euch beſſere Neuigkeiten melden,

---

[1]) Aus Urkunden des Darmſtädter Archivs bei Senkenberg IV, 139. Note o. — [2]) Aretin Beiträge VII, 185.

aber man muß ſich dem Willen des Höchſten unterwerfen.“ Auch der Durlacher betrachtete hinfort das pfälziſche Unternehmen als verloren, er zog ſich von ihm zurück. Friedrich V. ſchreibt in demſelben Briefe: „der Markgraf von Baden iſt abgereist, ohne Abſchied von ſeinen Oberſten oder auch von mir zu nehmen. Ich glaube, die Haupturſache ſeiner Entfernung iſt Geldmangel.“ Aber die Reiſe des Markgrafen war noch ſchlimmer gemeint, als der Kurpfälzer hier zu vermuthen ſcheint. Mittelſt eines Schreibens, das Georg Friedrich an den Anführer ſeiner Truppen Pleickart unter dem $^{12}/_{22}$. Juni von Carlsburg aus erließ, dankte er ſämmtliches Volk, das noch unter Durlach'ſcher Fahne ſtand, ab, und gebot dem Oberſten das vorhandene Heergeräth nach der Markgrafſchaft abzuführen, den Soldaten aber die Weiſung zu ertheilen, daß ſie auseinander gehen ſollten, was auch geſchah.[1]). Außer der Furcht vor der jetzigen Ueberlegenheit Tilly's ſcheint auch ein wenig Verrath hiebei im Spiele geweſen zu ſeyn. Wahrſcheinlich rechnete Georg Friedrich dadurch daß er den Kurpfälzer, noch ehe es zum Aeußerſten kam, verließ, die Gnade des Kaiſers zu verdienen. Unterhandlungen müſſen vorher zwiſchen ihm und den kaiſerlichen Geſchäftsleuten ſtatt gefunden haben. Auch blieben dieſelben nicht ohne Erfolg: obgleich der Durlacher daſſelbe Verbrechen am Kaiſer begangen, wie Friedrich V., wie der Markgraf von Brandenburg Jägerndorf, wie die Grafen von Hohenlohe und Mannsfeld, ward er in den zwei nächſten Jahren nach den Siegen von Wimpfen und Höchſt nicht beläſtigt, und nie iſt die Acht über ihn verhängt worden. Seit der Abdankung ſeines Volks verweilte Georg Friedrich ruhig zu Hachberg, im Jahre 1624, kurz ehe der Krieg mit Dänemark begann, gieng er, in die Intricken deſſelben verwickelt, nach Genf, damals einem Heerde holländiſcher, franzöſiſcher, engliſcher, ſavoyſcher und venetianiſcher Umtriebe gegen den Kaiſer-Hof. Das hochmüthige Betragen, das er ſich gegen die Regierung des kleinen Freiſtaats herausnahm, hatte jedoch zur Folge, daß man ihm zu verſtehen gab, er möge das genfer'ſche Gebiet verlaſſen. Georg Friedrich ſuchte daher im Februar 1626 eine Zufluchtsſtätte im benachbarten Savoyen. Im Spätherbſte deſſelben Jahres warb er mit engliſchem Gelde einige tauſend Mann, welche er ſofort dem Könige von Dänemark zuführte[2]). Wir werden ihm ſpäter in Dienſten Chriſtian's IV. wieder begegnen. — Sieben Tage nach der Niederlage bei Höchſt, fünf nach der Abdankung des Durlach'ſchen Kriegsvolks den $^{17}/_{27}$. Juni entließ Friedrich V. den bisher in Gefangenſchaft gehaltenen Landgrafen von Darmſtadt. Vorher mußte jedoch Ludwig eidlich

[1]) Röſe Bernhard I, 98 und 336. — [2]) Schöpflin histor. zaringo-bad. IV, 203 flg.

verſprechen, daß er bei kaiſerlicher Majeſtät die Wiedereinſetzung des Kurpfälzers nach Kräften vermitteln, und insbeſondere keine Rache irgend welcher Art wegen der letzten Ereigniſſe nehmen werde [1]). Die Freilaſſung des Darmſtädters iſt offenbar ein Beweis, daß Friedrich V. ſelbſt von den Waffen nichts mehr erwartete, dennoch gab er den Krieg noch nicht auf. Zwar in der Pfalz war ſeines Bleibens nicht mehr, denn der ſiegreiche Tilly zog vom Main her mit ſeiner geſammten Macht heran. Deßhalb fanden es Mannsfeld und Chriſtian von Braunſchweig für gerathen, dem ligiſtiſchen Heere aus dem Wege zu gehen. Nachdem ſie Verſtärkung in die noch von den engliſchen und pfälziſchen Vertheidigern des Kurfürſten beſetzten Plätze Heidelberg, Mannheim, Frankenthal geworfen, ſetzten ſie bei Mannheim auf das linke Ufer des Rheines über, und rückten wieder nach dem Elſaß hinauf, überall Dörfer und Schlöſſer verbrennend [2]). Es war von dieſem Augenblick an kein Kampf mehr für Befreiung der Pfalz, ſondern ein Raubkrieg in Mannsfeld'ſcher Art. Dennoch zog Friedrich mit den beiden Abentheurern noch etliche Wochen herum, dem Namen nach ihr Gebieter, in der That aber ohne Einfluß auf ſie. Welch ein Kleeblatt fand ſich hier beiſammen: ein durch ſeine Unfähigkeit um Land und Leute gebrachter Kurfürſt und König des heiligen römiſchen Reichs, ein weltberüchtigter Freibeuter (Mannsfeld) und ein Prinz (Chriſtian), der nicht beſſer war als ein Räuber, alle drei unterſtützt durch ein Heer von etlichen 20,000 Gaudieben! Bald wurden ſie jedoch durch den Erzherzog Leopold, Biſchof von Straßburg, mit deſſen Schaaren ſich indeß viel kaiſerlich ligiſtiſches Volk verbunden, aus der Rheinebene hinausgedrängt. Mitte Juli belagerten ſie die Veſte Elſaß-Zabern, die an den Ausläufern der Vogeſen, nicht mehr fern von der alten franzöſiſchen Gränze liegt. Hier thaten endlich gewiſſe Hebel, die von verſchiedenen Seiten her ſchon längere Zeit beim Kurfürſten gebraucht worden, die gewünſchte Wirkung. Wider Willen und Rath ſeines Schwiegervaters war Friedrich im Frühjahr aus dem Haag nach der Pfalz heraufgekommen, nur der Oranier Moritz hatte ihn dazu verleitet. König Jakob, der durch Unterhandlungen in Madrid, von denen wir unten berichten werden, die Wiederherſtellung des Eidams zu erlangen hoffte, mißbilligte von Anfang an den pfälz'ſchen Kriegszug. Als vollends die Schlachten von Wimpfen und Höchſt ſo ungünſtig für Friedrich abgelaufen, drang er durch ſeine Geſandte, namentlich durch den Lord Chicheſter [3]), der ſich

[1]) Khevenhiller IX, 1727 flg. Theatrum Europ. I, 633. Rommel neuere Geſchichte von Heſſen II, 208 flg. – [2]) Theatrum Europ. I, 633. Khevenhiller IX, 1729 flg. — [3]) Khevenhiller IX, 1728. Aretin B. a. B. I, 182.

damals zu Heidelberg befand, immer ernſtlicher in den Kurfürſten, die Waffen niederzulegen und ſeiner Verbindung mit Mannsfeld zu entſagen, die ihn in den Augen der Welt herabſetzen müſſe. Zuletzt drohte der König ſogar, er werde den Oberſten Vere zurückrufen, wenn Friedrich ſich nicht füge [1]. Es iſt kein Zweifel, daß Wiener und Münchner Kunſtgriffe [2] ſehr viel dazu beitrugen, den König von England ſo friedlich zu ſtimmen. Von mehrerern Fürſprechern, deren Verwendung der Kurpfälzer angerufen, vom däniſchen Könige Chriſtian IV., vom ſächſiſchen Kurfürſten, von Jakob ſelbſt fortwährend um Gnade für Friedrich V. beſtürmt, hatte der Kaiſer im Frühjahre 1622 den Grafen von Schwarzenberg an den engliſchen Hof geſchickt und durch denſelben erklären laſſen: er ſey nicht ungeneigt, dem Pfalzgrafen zu verzeihen, aber erſt müſſe derſelbe die Waffen niederlegen, über das Weitere möge zu Brüſſel unterhandelt werden, wohin die Betheiligten ihre Geſandten ſchicken ſollten. Wirklich wurde ein Congreß zu Brüſſel eröffnet, allein bald kam dort an Tag, daß es dem Kaiſer mit jenen Verſicherungen nicht Ernſt geweſen. König Jakob war folglich hinters Licht geführt, aber darum kann man nicht ſagen, daß er, wie die Schriftſteller des 30jährigen Krieges faſt einſtimmig annehmen, ſeinen Schwiegerſohn zu verderben geholfen habe. Der Weg, den Friedrich eingeſchlagen, durch Verbindung mit Abentheurern, wie Mannsfeld und Chriſtian von Braunſchweig, und durch holländiſche Hülfe ſein Erbe gewaltſam zu erobern, war falſch, eine Erfahrung von zwei Jahren hatte ſeine Verkehrtheit hinreichend aufgedeckt. Weit eher führte der von Jakob befolgte Plan, durch Verhandlungen in Madrid und Vermählung des engliſchen Thronerben mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin dem Kurpfälzer wieder auf die Beine zu helfen, zum erwünſchten Ziele. Wir werden tiefer unten zeigen, daß Jakob durch die Geſchicklichkeit des Lord Digby, der indeß zum Grafen von Briſtol ernannt worden war, trefflich unterſtützt, auf dem Punkte ſtand, das Gebäude bairiſcher und öſterreichiſcher Berechnungen durch einen glücklichen Streich in Madrid umzuſtoßen. Friedrich V. hätte darum vernünftiger gehandelt, von Anfang an auf die Warnungen ſeines Schwiegervaters zu horchen, aber er hegte, wie aus ſeinen Briefen [3] erhellt, einen tiefen Widerwillen gegen alle Rathſchläge aus London, weil man ihm von dorther, wo wirkliches Wohlwollen für ihn herrſchte, die Wahrheit ſagte, welche Niemand, am allerwenigſten aber ein ſo einfältiger und verzogener Prinz wie Friedrich, gerne hört. Dagegen gab er ſich blindlings den Einflüſterungen des Oraniers Moritz hin, weil dieſer, der doch den Kurpfälzer nur als ſein

[1] Die Beweiſe bei Söltl a. a. O. I. 266. — [2] Senkenberg IV, 141 flg. — [3] Bei Aretin Beiträge VII.

Werkzeug und als holländiſches Kanonenfutter behandelte, ſeinen Leidenſchaften, ſeiner Rachgier, ſeinem Stolze ſchmeichelte. Ohne Zweifel wäre der Kurpfälzer auch damals noch taub gegen die Ermahnungen des Lords Chicheſter geblieben, hätten ihn nicht noch andere Gründe zu einem entſcheidenden Entſchluſſe genöthigt. Graf Khevenhiller gibt zu verſtehen, daß zwiſchen Tilly und Mannsfeld ſchon vor dem Akte des 13. Juli geheime Verhandlungen ſtatt gefunden haben müſſen; denn er ſagt[1]) in Bezug auf den Brief Tilly's an Mannsfeld, von welchem gleich die Rede ſeyn wird: „unterrichtete Leute zweifeln ſehr, ob dieſes Schreiben das erſte geweſen." Auch iſt es nicht ſchwer den Grund zu errathen, warum Mannsfeld ſich mit Tilly zu verſtändigen ſuchte. Sein Heer war damals wegen Geldmangels im Zuſtande der Auflöſung. Als er auf dem Marſche nach Holland, von Cordova auf Tod und Leben verfolgt, bei Fleurus ſich ſchlagen wollte und mußte, weigerte ſich, wie unten gezeigt werden ſoll, Mannsfeld's Reiterei vom Leder zu ziehen, weil ſie ſeit Monaten keinen Sold mehr empfangen hatte. Eine ſolche Meuterei im Angeſicht des Feindes, ja des ſichern Untergangs, ſetzt die tiefſte Zerrüttung voraus. Man ſieht daher: die Abdankung, über welche wir ſofort berichten werden, war nicht freiwillig, ſondern durch die Verhältniſſe erzwungen. Tilly ſtand mit ſeinen ſiegreichen Schaaren in der Nähe, und ſicherlich wäre es ihm nicht ſchwer gefallen, das in Auflöſung begriffene Heer Chriſtian's und Mannsfeld's zu vernichten. Den $^{3}/_{13}$. Juli ſtellte Friedrich V. im Feldlager vor Zabern folgende Urkunde[2]) aus: „Wir Friedrich von Gottes Gnaden (König von Böhmen ꝛc.) fügen hiemit Jedermänniglich zu wiſſen, daß die hochgebornen Fürſten: unſer Generallieutenant Fürſt[3]) und Graf zu Mannsfeld und unſer freundlicher lieber Vetter, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, auch alle unter ihnen ſtehenden Obriſten, Lieutenant, Rittmeiſter u. ſ. w. hohen und niedern Standes zu Roß und zu Fuß, ſo wie deren ſämmtliche Soldaten uns bisher getreue Kriegsdienſte nach Möglichkeit geleiſtet haben. Weil wir aber die Mittel nicht beſitzen, dieſelben ferner in unſerer Pflicht zu behalten, als wollen wir ihnen nicht verdenken, daß ſie ſolcher Pflicht entlaſſen zu ſeyn gebührlich begehrt haben, ſondern entlaſſen ſie in Kraft Dieſes freundlich, gnädig, günſtig, ſind auch zufrieden, daß ſie ihren

---

[1]) annal. IX, 1730. — [2]) Khevenhiller IX, 1730. Londorp acta publica II, 626. – [3]) Hieraus erhellt, daß die Behauptung des ſogenannten ſchwarzen Regiſters (Londorp acta publica II, S. 727 Spalte 2) Friedrich V. habe dem Grafen Mannsfeld (ein Bettler dem andern) die Landvogtei Hagenau als erbliches Fürſtenthum verliehen, wahr ſeyn muß. Daher kam es auch, daß Mannsfeld ſo eifrig für die Behauptung des Elſaßes zum Nachtheil Friedrich's V. beſorgt war.

Vortheil anderswo ihrer Einſicht nach ſuchen mögen, wo und welcher Geſtalt ſie es am tauglichſten finden." Deutlich erhellt aus dieſer Faſſung, daß der erſte Antrieb zur Abdankung nicht von Friedrich, ſondern vom Heere ausgegangen iſt. Schöne Scenen[1]), von denen die beglaubigte Geſchichte ſchweigt, mögen zwiſchen Mannsfeld und Friedrich vorangegangen ſeyn. Den folgenden Tag den $^{4}/_{14}$. Juli fertigte Mannsfeld einen Trompeter an Tilly mit einem Schreiben[2]) ab, in welchem zwei Anträge enthalten waren: erſtlich erklärte der Graf, er ſelbſt, der Herzog von Braunſchweig und das ganze Heer ſeyen bereit, unverzüglich in des Kaiſers Dienſte überzutreten, wenn man ihnen den rückſtändigen Sold bezahle. Im Fall aber dieſer Vorſchlag kein Gehör fände, bat er zweitens: der Kaiſer möge den Bann aufheben und allgemeine Verzeihung den Häuptern wie den Soldaten gewähren, wogegen ſie auf der Stelle den Boden des Reichs verlaſſen würden. Obgleich ich nirgends urkundliche Nachricht über die Antwort finde, welche Tilly dem Grafen ertheilte, iſt aus dem Erfolge klar, daß der bairiſche Feldherr beide Vorſchläge zurückgewieſen haben muß: die Acht wurde nicht aufgehoben, das Mannsfeld'ſche Heer nicht in des Kaiſers Dienſte genommen. Nichts deſtoweniger fanden es Mannsfeld und Chriſtian von Braunſchweig gerathen, mit ihren Leuten ſogleich den teutſchen Boden zu räumen. Längs der franzöſiſchen Gränze hin zogen ſie in Eilmärſchen durch Lothringen, dann durch Flandern nach Holland; wir werden tiefer unten von dem merkwürdigen Rückzuge berichten. Ich ſehe in dem Stillſchweigen der Quellen über Tilly's

1) Der unbekannte Verfaſſer einer ſehr merkwürdigen Flugſchrift, die den Titel führt: acta Mannsfeldica, ohne Ort 1625. 4to ſagt Seite 165: „der arme Fritz (der Kurpfälzer) welcher alle ſeine noch übrige Hoffnung auf den Mannsfelder geſetzt, iſt über der Forderung Mannsfeld's (daß er das Heer vor Zabern abdanken ſolle) faſt in Ohnmacht gefallen, und hat ihn nicht als König, ſondern als ein armer verlaſſener Geſelle flehentlich gebeten, in ſolcher äußerſten Noth nicht von ihm zu weichen, ſondern noch eine kleine Zeit Geduld zu haben, bis ſich der Durlacher wieder in etwas gerüſtet, oder bis andere geheime Freunde, d. i. die Reichsſtädte, der Kaſſeliſche Landgraf, der Würtemberger und Andere, deren neue Union in der Schlacht bei Wimpfen offenbar geworden, ihm für etliche Monate Sold an Geld übermacht hätten. Weil aber der Durlacher eine ſolche Maulſchelle bei Wimpfen bekommen, daß er ſeitdem nichts mehr wagen wollte – iſt der Mannsfelder auf ſeiner Forderung des Abſchieds ſtandhaft verharrt." Es iſt gegen meinen Grundſatz in vorliegendem Werke, welches nur auf die ſicherſten archivaliſchen Nachrichten gebaut iſt, Ausſagen unbekannter Verfaſſer als entſcheidende Autoritäten zu gebrauchen. Dennoch hoffe ich, jeder Unpartheiiſche werde zugeben, daß die Behauptung der acta Mannsfeldica durch die oben mitgetheilten Urkunden eine hohe Beglaubigung erhält. — 2) Die franzöſiſche Urſchrift abgedruckt bei Aretin B. a. V. I, S. 182. Note 34.

Antwort, noch mehr aber in der oben mitgetheilten ſarkaſtiſchen Bemerkung des wohl unterrichteten Khevenhiller einen Beweis, daß ein Geheimniß in der Sache ſteckt, oder genauer geſprochen, daß der Abzug Mannsfeld's von Zabern als eine zweite Auflage ſeines Entwiſchens aus der Oberpfalz betrachtet werden muß. Gewiß war es bedenklich, das Mannsfeld'ſche Heer, d. h. eine Rotte der zuchtloſeſten Menſchen, deren faſt jeder, von ihrem Haupte angefangen, den Galgen verdiente, in kaiſerliche Dienſte zu nehmen. Aber ließ man ſie gehen, ſo konnte man mit Sicherheit vorausſehen, daß ſie bei nächſter Gelegenheit wieder in das Reich einbrechen würden. Ohne Zweifel hatte Tilly, wenn er, oder vielmehr ſein Gebieter der Herzog in Baiern, nur wollte, die nöthigen Mittel dieß zu verhindern; denn er brauchte ja nur über ſie herzufallen, ſie niederzuſchmettern oder auseinanderzuſprengen. Da er nichts von Allem dem that, muß man den Schluß ziehen, daß ein ſpäteres Wiederkommen der Mannsfelder im geheimen Plane des Baiern lag. Aller Wahrſcheinlichkeit nach verhielt ſich die Sache ſo: die Politik des Münchner Hofes gebot, daß Mannsfeld aus dem ſüdlichen Teutſchland hinausgeſchafft werde, denn der Zweck, welchen man durch ſeine Anweſenheit daſelbſt erreichen wollte, die Schilderhebung der kleinen Fürſten des ſüdweſtlichen Germaniens und ihre natürliche Folge, die Demüthigung derſelben, war verwirklicht. Dieſe Fürſten wagten ſeit den Schlachten von Wimpfen und Höchſt nichts mehr wider den vereinten Willen des Wiener und Münchner Hofes. Aber recht gut konnte man den Mannsfelder zur gleichen Rolle eines Lärmmachers und Aufrüttlers im nördlichen Teutſchland gebrauchen, wo die Stände, wie man zu Wien und München ſehr gut wußte, mit Holland im Bunde eine Verſchwörung um die andere anzettelten. Darum ließ Tilly oder vielmehr Maximilian den Grafen nach den Niederlanden entwiſchen, ſicher daß er von dorther zu rechter Zeit wieder im nördlichen Germanien erſcheinen, und die dortigen Fürſten zum offenen Krieg wider den Kaiſer verleiten werde, was nach den bisherigen Erfahrungen nur die Folge haben konnte, daß das nördliche Teutſchland auf gleiche Weiſe wie das ſüdliche zum Gehorſam gebracht ward. Vortrefflich verſtanden damals der Münchner und Wiener Hof die ſchwere Kunſt, den Unverſtand der Feinde zu Erreichung der eigenen Zwecke zu benützen. Solche, welche die eben entwickelte Anſicht über den geheimen Zuſammenhang der Vorgänge bei Zabern allzu kühn finden, bitte ich mit ihrem Urtheile inne zu halten, bis ich einen geheimen Bericht über die Schlacht bei Stadtlohn, der mir vorliegt, mitgetheilt haben werde.

Nach Abdankung des Mannsfeld'ſchen Heeres begab ſich Friedrich V. zu ſeinem Verwandten, dem Herzoge von Bouillon, dem er eine ſo glänzende

Rolle in der 1619 entworfenen, aber 1620 verunglückten Verfaſſung Germaniens zugedacht hatte[1]), in die Stadt Sedan. Von dort ſchrieb er unter dem $^{14}/_{24}$. Juli an ſeine Gemahlin einen Brief[2]) welcher merkwürdige Aufſchlüſſe über die Mittel, mit welchen der Pfälz'ſche Krieg geführt wurde, oder vielmehr hätte geführt werden ſollen, wie über den Charakter des unglücklichen Prinzen gibt. Im Eingange ſagt er: „ich bin ſehr begierig zu hören, was man im Haag von mir ſpricht: wahrſcheinlich wird man mich tadeln, aber in Wahrheit war die Unentſchloſſenheit der Generalſtaaten und ihre Säumigkeit (im Zahlen) die Haupturſache, daß Alles ſo ſchief gieng.“ Folglich hatte Friedrich den Kriegszug, durch die Verſprechungen des Oraniers Moritz verleitet, und in Hoffnung auf holländiſche Geldhülfe unternommen. Damit wäre unſere obige Darſtellung der Gründe des pfälz'ſchen Feldzugs gerechtfertigt[3]). Auch jetzt wie früher nahm ſich Friedrich ſein Unglück wenig zu Herzen. Er fährt in dem Briefe[2]) fort: „allhier zu Sedan bewirthet man mich ſo vortrefflich als ich nur wünſchen mag. — Ich bringe meine Zeit zu mit Ballſchlagen und mit Baden. Wenn mich Jenes ein wenig erhitzt, ſo kühlt mich dieſes wieder ab. Ich befinde mich im Uebrigen ganz vortrefflich, und wenn nur meine Angelegenheiten beſſer giengen, wäre ich vollkommen glücklich.“ Welch ein — Fürſt! Selbſt ſeine eigenen Bediente ſcheinen die Behaglichkeit ihres Herrn ein wenig unpaſſend gefunden zu haben, denn er klagt ſeiner Gemahlin: „ſeit meiner Abreiſe vom Heere erfahre ich nichts von dem Grafen Mannsfeld, und keiner meiner Leute folgt mir. Ich weiß gar nicht, was das zu bedeuten hat, nie in meinem Leben war ich ſo ſchlecht bedient. Ich habe nur den Michaelowitz und den Streff bei mir, mein Stallmeiſter iſt zum Heere zurückgegangen, um einige meiner Pferde und Wagen zu holen, aber ich zweiſle ſehr, ob er wieder kommen wird“ u. ſ. w.

Wenden wir uns jetzt von dem Fürſten zu einem Manne, zu Tilly. Unſeres Bedünkens weist ihm der pfälz'ſche Feldzug des Jahres 1622 eine Stelle unter den großen Feldherrn der neuern Zeiten an. Höchſt ſchwierig war die Aufgabe, die er löſen mußte und wie hat er ſie gelöst! Mit einem Heere, das nur den dritten Theil der Streitkräfte ſeiner Gegner zählt, weiß er die Vereinigung derſelben zu verhindern, ſchlägt ſie vereinzelt, Einen nach dem Andern, aufs Haupt, und zwingt die Ueberbleibſel

---

[1]) Siehe oben S. 367. — [2]) v. Aretin Beiträge VII, 187 flg. — [3]) Auch der Verfaſſer der acta Mannsfeldica ſagt a. a. O. S. 165: die Sache des Pfälzers Fritz habe den Krebsgang genommen, weil die holländiſchen Wechſel ausblieben. — [4]) Aretin B. a B. I, 198.

zuletzt den Boden des Reichs zu verlaſſen. Welche Kenntniß des Kriegs, welche Berechnung des Charakters ſeiner Gegner zeigt er dabei! Der Kaiſer und die Liga fühlten, daß ſie einem ſolchen Manne eine außerordentliche Belohnung ſchuldig ſeyen. Kaiſer Ferdinand erhob ihn in den Reichsgrafen-Stand, die Liga beſchenkte ihren Feldherrn mit 20,000 Gulden [1]. Es ſey uns vergönnt über die militäriſche Beförderung Tilly's die Bemerkungen [2] eines unbekannten Zeitgenoſſen mitzutheilen, der aus den damals in München einlaufenden oder von dort ausgehenden Berichten einen höchſt wichtigen Auszug, vielleicht für einen bairiſchen Prinzen, gemacht hat. Das was er ſagt, verräth meinem Gefühl nach ſehr ſtark den teutſchen Kanzlei-Geiſt: „Im Jahre 1619 iſt Tilly noch Freiherr, und obſchon er bereits bairiſcher Generallieutenant geweſen, ward er doch nur gedutzt. Im Jahre 1620 hat man (der Herzog Maximilian) angefangen ihm eigenhändig zu ſchreiben und ihn zu Ihrzen. Der Eingang war: meinen gnädigen Gruß zuvor, Lieber der von Tilly. — Den $^{21}/_{31}$. Juli 1622 hat Tilly das erſtemal als Graf unterzeichnet.“

Friedrich V. blieb nicht lange allein zu Sedan; bald erhielt er Beſuch von ſeinen ehemaligen Oberſten und Kriegsknechten. Wir haben bereits geſagt, daß die Schaaren Mannsfeld's und Chriſtian's ihren Weg längs der teutſchen Gränze nahmen, weil auf beiden Seiten des Rheinſtromes die Päſſe in der Gewalt der Ligiſten und Kaiſerlichen ſich befanden. Eine Nachricht [3], die wir für übertrieben halten, ſchätzt die geſammte Macht in dem Augenblick, da ſie vor Zabern abzog, auf etwas mehr als 30,000 Mann, nämlich auf 12,000 Fußknechte und 7000 Roſſe unter Mannsfeld's Fahnen, ſodann auf 6000 Mann zu Fuß und 72 Kornet zu Roß unter Chriſtian's Befehl. Sie fügt bei, beide Führer hätten 14 Stücke grobes Geſchütz bei ſich gehabt, der Schießvorrath ſey auf 60, das Gepäck (den Raub vieler Provinzen enthaltend) auf 2000 Wagen nachgeſchleppt worden. Mannsfeld hatte den Herzog von Lothringen um freien Paß durch ſein Land gebeten, wogegen er ſtrenge Mannszucht und ſchnellen Durchmarſch verſprach. Im Falle der Weigerung drohte er mit Gewalt. Der Herzog, deſſen Streitkräfte viel zu unbedeutend waren, um einem ſolchen Heere zu widerſtehen, mußte geſchehen laſſen, was er nicht hindern konnte. Aber Mannsfeld hielt ſein Verſprechen ſchlecht, 14 Tage lang wurde nach Gewohnheit in Lothringen gebrandſchatzt, geſengt, gemordet, geſchändet. Dann wälzte ſich der Haufe nach dem Gebiete des Herzogs von Bouillon. Chriſtian und Manns-

---

[1]) Aretin B. a. B. I, 198. — [2]) Abgedruckt in Weſtenrieders Beiträgen VIII, 149 flg. — [3]) Theatrum Europ. I, 663 b.

feld brauchten vor allem Geld um ihr Volk, das ſeit langer Zeit keinen Sold mehr erhalten, einigermaßen zum Gehorſam zu bringen. Schon damals drohten 3000 Reiter Mannsfeld's mit offener Empörung; ſie wollten ſich des Geſchützes bemächtigen und daſſelbe im Verſatz behalten, bis ihr Rückſtand berichtigt wäre [1]). So viel ich aus den verworrenen Angaben der Hauptquelle [2]) abnehmen kann, war es von Anfang an Abſicht der beiden Führer, ſich nach Holland durchzuſchlagen und wieder in die Dienſte der Staaten, ihrer alten Brodherrn, zu treten, aber Wechſel und neue Beſtall-Briefe von dort hatten ihren Weg noch nicht in das vereinigte Lager gefunden. Da nun der Geldmangel und die ſchwierige Stimmung des Kriegsvolks auf raſche Abhülfe zu ſinnen nöthigte, ſchenkten Mannsfeld und der Halberſtädter verſchiedenen Vorſchlägen Gehör, die ihnen von anderer Seite gemacht wurden. Der Herzog von Bouillon hegte damals im Bunde mit mehreren unzufriedenen franzöſiſchen Großen den Plan einer hugenottiſchen Empörung gegen den König von Frankreich Ludwig XIII., und lud die beiden teutſchen Bandenführer ein, gemeine Sache mit ihm zu machen. Der Halberſtädter Chriſtian billigte dieſen Antrag, aber nicht ſo Mannsfeld, vermuthlich weil der Herzog von Bouillon nicht Geld genug zahlen konnte. Ein zweites Anerbieten, das aus dem benachbarten ſpaniſchen Flandern von der Statthalterin Infantin kam, welche 200,000 Kronen verhieß, wenn Mannsfeld und Chriſtian unter ſpaniſcher Fahne gegen die Holländer fechten würden, wieſen Beide zurück, theils weil ſie der Aufrichtigkeit des Verſprechens nicht trauten, theils weil ſie ſich ſchämen mochten eine politiſch-kirchliche Parthei zu verrathen, für welche ſie ſo lange die Waffen geführt. Dagegen verfiel Mannsfeld auf den Gedanken, ſein Schwert und ſein Volk an Frankreich zu verkaufen, von wo aus man ihm gleichfalls Anträge machte. Aber der Halberſtädter Chriſtian wollte nichts hievon hören. Da Mannsfeld bei ſeinem Entſchluſſe verharrte, kam es zum Bruche zwiſchen Beiden, der ſich ſchnell auch dem Heere mittheilte, einige tauſend Mannsfelder fielen zu Chriſtian ab. Endlich nöthigte die Entdeckung, daß er vom Pariſer Hofe getäuſcht worden ſey, den Grafen ſich mit dem Halberſtädter wieder auszuſöhnen. Der König von Frankreich hatte jene Verſprechungen blos in der Abſicht gemacht, um Zeit zu gewinnen, bis ein hinreichendes Heer auf der Gränze zuſammengebracht war, mit welchem Ludwig XIII. über die fremden Freibeuter herzufallen gedachte. Ueber dem Verzug der franzöſiſchen Unterhandlungen war es aber auch der Infantin Statthalterin gelungen, Don Gonzalez von Cordova mit ſeinem Heere aus der

[1]) Ebendaſ. S. 665, a. unten. — [2]) Das Theatrum Europ.

Pfalz herbei zu rufen. So befanden ſich Mannsfeld und Chriſtian zwiſchen zwei Feuern, links den Franzoſen, rechts den Spaniern. Nur der ſchnellſte Marſch durch das benachbarte Flandern nach Holland konnte ſie retten. Mannsfeld verbrannte viele ſeiner Wägen und machte mit den verfügbar gewordenen Pferden etwa 1000 Fußknechte beritten. Dann brachen Beide in der größten Eile mit Geſchütz, Fußvolk und Reitern in Flandern ein. Wer nicht folgen konnte, wer ermattet umſank, wurde zurückgelaſſen ein ſicheres Opfer der Bauern. Dennoch bewahrte ſie dieſe beflügelte Haſt nicht vor dem gefürchteten Zuſammenſtoßen mit den Spaniern. Als ſie nach einem Marſch von 10 Stunden Nachts den $^{18}/_{28}$. Aug. bei dem Dorfe Fleurus, unweit Ligni und wenige Stunden von Waterloo eintrafen, wo 193 Jahre ſpäter Preußen und Engländer mit ſo vielem Ruhme ſchlugen, fanden ſie den Weg durch Cordova's Heer verrannt. Alsbald beſchloſſen Chriſtian und Mannsfeld am andern Tage mit den erſten Sonnenſtrahlen den Paß zu erzwingen. Den $^{19}/_{29}$. Auguſt um 3 Uhr in der Frühe blieſen die Trompeter zum Kampfe. Aber im Augenblicke, da Mannsfeld ſeine Reiter gegen den Feind führen wollte, verſagten ihm 1500 den Dienſt; er konnte ſie nicht einmal dazu bewegen, daß ſie die Piſtolen zogen und den Schein von Kampffertigen annahmen, ſo wüthend war ihre Erbitterung darüber, daß der Sold ſeit Monaten ausgeblieben [1]. Tadellos dagegen benahmen ſich Chriſtian's Leute. Während Mannsfeld's Volk aus liederlichem, von allen Seiten zuſammengelaufenem, obgleich beherztem Geſindel [2] beſtand, befanden ſich unter Chriſtian's Küraſſiren viele niederſächſiſche Bauernſöhne, Kinder rechtſchaffener Eltern [3], die ihrem Stammesherzog auch ohne Geld auf der Hand ins Feuer folgten. Der Tag von Fleurus war der glänzendſte in Chriſtian's kriegeriſcher Laufbahn, die ſonſt keine Lorbeeren zählt. Entſchloſſen durchzubrechen oder zu ſterben, ſtürmte er an der Spitze ſeiner Reiter mit ſolcher Furie auf die Spanier ein, daß das Geſchütz des Feindes genommen, und zwei teutſche in ſpaniſchem Dienſte ſtehende Regimenter zuſammengehauen wurden. Doch bewies auch der Feind die größte Hartnäckigkeit. Lange ſchwankte der Sieg und erſt nach 9 ſtündiger Blutarbeit erzwang das vereinigte Heer den Durchmarſch. Auf deutſcher Seite blieben von angeſehenen Namen Graf Heinrich von Ortenburg und Herzog Friedrich von Sachſen-Weimar [4], der erſte jener 7 Brüder, der gegen ſein Vaterland und unſer rechtmäßiges Reichsoberhaupt fech-

---

[1] Theatrum Europ. I, 667. — [2] Ebendaſ. S. 665 a. — [3] V. d. Decken a. a. O. I, 94. — [4] Theatrum Europ. I, 666 flg. Röſe „Johann Friedrich von Sachſen." S. 115 Note 10.

tend, das Leben verlor, auf ſpaniſcher Seite fielen viele kaſtiliſche Edelleute, oder, wie unſere Quelle ſagt, viele Don. So ſchnell als die Roſſe zu laufen vermochten, ſetzten Chriſtian und Mannsfeld den Zug nach Breda fort, wo ſie Anfangs September mit 7000 Reitern anlangten. Das Fußvolk, welches, weil es nicht ſchnell genug nachkommen konnte, zurückgelaſſen wurde, erlitt während des weiteren Marſches noch große Verluſte, theils durch die Spanier theils durch die Bauern. Nur etwa 5000 Mann erreichten Breda, bis auf den Tod ermattet. Chriſtian hatte in der Schlacht bei Fleurus einen Schuß in die Hand bekommen, den er Anfangs vernachläßigte. Weil die Wunde in Brand übergieng, mußte er ſich zu Breda den Arm abnehmen laſſen. Ein ſinnreicher Holländer verfertigte ihm einen künſtlichen Arm aus Eiſen, deſſen er ſich ſeitdem bediente. Die gelichteten Trümmer des Braunſchweig-Mannsfeld'ſchen Heeres wurden ſofort für kurze Zeit in holländiſche Dienſte genommen und halfen die von Spinola belagerte wichtige Feſtung Bergen op Zoom, welche am nordöſtlichen Ausfluß der Schelde liegt, entſetzen.

Indeſſen war auch in Teutſchland der Kampf wider die wenigen, noch von Friedrich's V. engliſchem und pfälziſchem Kriegsvolke beſetzten Feſtungen Heidelberg, Mannheim, Frankenthal nahezu beendigt worden, wobei die Trüglichkeit der durch den kaiſerlichen Geſandten Schwarzenberg dem engliſchen Hofe gemachten Verſprechungen [1]) an den Tag kam. König Jakob hatte den Ritter Richard Weſton nach Brüſſel zu dem angekündigten Congreß abgeordnet, aber man hielt den engliſchen Geſandten daſelbſt mit leeren Förmlichkeiten hin, bis Tilly die Vorkämpfer Friedrich's einzeln geſchlagen hatte [2]). Nachdem die Sache ſo weit gediehen, wurde kaiſerlicher Seits an den engliſchen Hof unter dem 18. Juni ein Schreiben [3]) folgenden Inhalts abgefertigt: „Der Friede könne nicht wohl zu Brüſſel geſchloſſen werden, ſintemalen ſolches Werk das ganze Reich angehe; der Kaiſer habe deßhalb die Fürſten des Reichs nach Regensburg zu einer Verſammlung eingeladen. Wolle Ihro Majeſtät von England dieſe Zuſammenkunft gleichfalls beſchicken, ſo ſtehe es ihr frei." Jakob machte zum zweitenmale die Entdeckung, daß man ihn hinters Licht geführt habe; er forderte nun von der Infantin Statthalterin, ſie möchte wenigſtens das ſpaniſche Heer unter Cordova zurückrufen. Allein die Antwort war [4]): „Cordova habe von Madrid aus Befehl, Alles das zu thun, was ihn Tilly heißen würde." Zuletzt ſuchte

[1]) Siehe oben S. 397. — [2]) Theatrum Europ. I, 643. a. — [3]) Ibid. b. — [4]) Den Beweis aus Handſchriften bei Söltl a. a. O. I, 272.

König Jakob den Fall der pfälziſchen Feſtungen dadurch abzuwenden, daß er erklärte: er nehme dieſe Orte unter ſeinen unmittelbaren Schutz. Schon hatte jedoch Tilly Maaßregeln getroffen, welche den thatſächlichen Beweis liefern ſollten, daß auch dieſe letzte Waffe nichts nütze. Gleich nach dem Abzuge Mannsfeld's, Chriſtian's, Friedrich's V. aus der Pfalz, eroberte er ohne Mühe Schloß und Stadt Ladenburg, welcher Platz für ihn von hohem Werthe war, weil er mittelſt der dortigen Schiffbrücke ungehindert über den Neckar ſetzen konnte. Im Auguſt begann er Heidelberg, den Sitz der pfälziſchen Regierung, wo Heinrich von Merven mit einigen tauſend Teutſchen, Holländern, Engliſchen in Beſatzung lag, mit aller Macht zu belagern. Im September waren die Werke hinreichend vorangeſchritten, um einen allgemeinen Angriff zu unternehmen. Abends den $^{6}/_{16}$. und Morgens den 17. September lieſen die Baiern, während ſämmtliches Belagerungsgeſchütz von den Bergen auf Schloß und Stadt hinunterdonnerte, von drei Seiten, vom Kaiſerſtuhl herunter, vom Speierer Thor, von der Seite der Neckarbrücke, Sturm. Nachdem die Belagerten durch die Arbeit einer unter den Waffen zugebrachten Schreckensnacht erſchöpft worden, ſetzten Tilly's Kroaten ungefähr an der Stelle, wo jetzt das ſogenannte Hörnchen ſteht, über den Neckar, drangen in die Stadt, fegten die Gaſſen, hieben die Thore von innen ein, worauf Tilly's übriges Volk wuthſchnaubend ſich in die Altſtadt ergoß. Der Befehlshaber flüchtete mit etwa 500 Mann und den meiſten Regierungsbeamten in das Schloß, aber Tilly forderte ihn ungeſäumt auf, ſich zu ergeben. Heinrich von der Merven antwortete: er könne dieß Begehren nicht erfüllen, wolle aber einen Offizier nach Mannheim zum Obergeneral Horace de Vere ſchicken, um zu erfahren, ob er auf Entſatz hoffen dürfe. Tilly gab dem zu dieſer Sendung beſtimmten Hauptmann einen Trompeter mit. Als der Abgeordnete den 18. Abends ohne die gewünſchte Verheißung zurückkam, ſchloß von der Merven den 19. einen Vertrag mit Tilly ab, der ihm und der ganzen Beſatzung freien Abzug mit Sack und Pack, wehenden Fahnen, brennenden Lunten zuſicherte. Ein Theil des bairiſchen Volks machte Miene über die Abziehenden herzufallen, aber Tilly gebot bei Strafe des Galgens Ordnung, und ließ die Mannſchaft Merven's durch etliche Kornet Reiter bis Frankfurt geleiten [1]). Die alte Sage [2]) daß in Heidelberg unerhörte Gräuel begangen worden ſeyen, iſt eine Lüge. Die Stadt erfuhr nicht mehr und nicht weniger, als in erſtürmten Plätzen immer geſchah, und Tilly hielt ſein Wort. In der heiligen Geiſt-Kirche zu Heidelberg befand ſich eine an Handſchriften außerordentlich reiche

[1]) Senkenberg IV, 146. Theatrum Europ. I, 648. — — [2]) Wilken Geſchichte der Heidelberger Bücherſammlungen S. 195 flg.

Bibliothek, damals nach dem Urtheile Caraffa's[1]) wohl die ſchönſte, in Europa. Dieſe treffliche Sammlung ließ ſich der Pabſt vom Gebieter Tilly's, dem Herzoge Maximilian, ſchenken. Noch im Dez. 1622 kam der berühmte neugriechiſche Gelehrte Leo Allazi als päbſtlicher Bevollmächtigter nach Heidelberg, um das Geſchenk in Empfang zu nehmen. Zu Anfang des nächſten Jahres trug ein langer Zug von Maulthieren den Heidelberger Schatz nach Rom in die Vatikana[2]). Hundert fünf und neunzig Jahre ſpäter in Folge des zweiten Pariſer Friedens gab der Pabſt einen Theil der Beute wieder zurück. Glückliches Vaterland, wenn du im 30jährigen Kriege nichts Anderes als jenen Haufen alter Pergamente eingebüßt hätteſt!

Nach Heidelbergs Eroberung wandte ſich Tilly gegen Mannheim, das Horace de Vere vertheidigte. Den $^{9}/_{19}$. Okt. ward die Stadt erſtürmt, das Schloß dagegen hielt Vere noch weitere 10 Tage, bis Mangel an Brod, Arzneien, Geld, Brennholz ihn zur Uebergabe nöthigte. Er erhielt freien Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren und ward wie Heinrich v. d. Merven durch Tilly'ſche Reiter nach Frankfurt geleitet. Im November verſuchte Tilly auch Frankenthal vollends zu nehmen, aber der Widerſtand war ſo verzweifelt, und die Jahrszeit bereits ſo rauh, daß er verzichten mußte. Frankenthal fiel erſt im Frühlinge 1623, und zwar nicht durch Waffengewalt. Da die furchtbar verheerte Pfalz keine Hülfsmittel mehr darbot, verlegte Tilly ſein Volk durch weite Kreiſe der Umgegend in die Winterquartiere. Viele Grafen und Herrn, namentlich viele Reichsſtädte, welche bisher insgeheim die Feinde Ferdinand's II. unterſtüzt, am Rhein Hagenau, Speier, Kronweißenburg, Landau, Worms, in der Wetterau die ſchon früher durch Spinola beſetzten Städte Friedberg, Wezlar, Gelnhauſen, in Schwaben Heilbronn und Hall[3]), mußten ſich ſchwere Einlagerungen gefallen laſſen. Vergeblich riefen die drei Gemeinden, Ulm, Straßburg, Nürnberg, welche damals das Wort für die Städte führten, die Verwendung des Kurfürſten von Sachſen, mittelſt eines Schreibens[4]) an, in welchem ſie hervorhoben, daß man in jenen Orten bereits auch die Religion antaſte, und die evangeliſchen Bürger mit Schimpfnamen wie „lutheriſche Schelme, lutheriſche Hunde und Kätzer belege.“ Der Kaiſer blieb taub gegen ſolche Klagen. Mit den Fürſten ſollten auch die Städte lernen dem Reichsoberhaupte Gehorſam leiſten.

Nach ſo glorreichen Erfolgen im Felde ſchloß das Jahr 1622 mit ſehr wichtigen politiſchen Verhandlungen. Geſtützt auf die großen Dienſte,

[1]) Comment. S. 150. — [2]) Wilken a. a. O. — [3]) Senkenberg IV, 147 Note y. — [4]) Abgedruckt bei Londorp. II, 635 flg.

welche ſeine Waffen dem Kaiſerhauſe geleiſtet, forderte der Herzog von Baiern immer dringender, daß die Uebertragung der pfälziſchen Kur, welche im Herbſte insgeheim geſchehen, öffentlich vorgenommen werde. Ferdinand II. konnte die Gerechtigkeit dieſer Forderung nicht in Abrede ziehen. Aber die Sache hatte auch jetzt noch große Schwierigkeiten. Mehrere Mächte widerſetzten ſich dem Plane theils im Ernſt, theils mit Nebenabſichten. Unter dem $^4/_{14}$. Mai 1622 hatte der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, durch die Bitten Friedrich's V. beſtürmt, an den Wiener Hof ein Schreiben[1]) erlaſſen, in welchem er mit rührenden Redensarten den Kaiſer beſchwor dem reuigen Kurpfälzer Vergebung und Aufhebung der Acht zu gewähren. Dieſe Verwendung war allerdings nur darauf berechnet, dem lutheriſchen Volke Sand in die Augen zu ſtreuen und ſagen zu können: der edle Kurfürſt von Sachſen nehme ſich mit Wärme des unglücklichen Pfälzers und der evangeliſchen Sache an. Denn unter dem $^8/_{18}$. Juli ſchrieb[2]) der kaiſerliche Geſandte Graf Hans Georg von Zollern aus Dresden nach Wien: „Ferdinand möge auf die amtlichen Erklärungen des Kurfürſten von Sachſen nicht das geringſte Gewicht legen; denn laut ſeiner mündlichen Aeußerungen wünſche Johann Georg von ganzem Herzen, daß der Kaiſer ſeine Siege verfolge, den Pfalzgrafen beim Kopf nehme, und mit ſeiner Kur nach Gutdünken verfahre.“ Dennoch ſah man in Wien voraus, daß Johann Georg, ſo bald es zur That käme, Einſprache erheben und als Preis ſeiner Nachgiebigkeit gewiſſe Vortheile für ſich ausbedingen werde. Aehnliche Einreden erwartete der Kaiſer auch von Seiten mehrerer anderer teutſchen Fürſten. Dagegen leiſtete eine Macht, welcher der Kaiſer die größte Rückſicht ſchuldig war, nämlich Spanien, ernſtlichen Widerſtand. Der Madrider Hof verfolgte hiebei einen zweifachen Zweck; Anfangs gedachte er die untere Pfalz ſammt der Kur, für ſich zu behalten[3]), da dieſe ſchöne Provinz, als in der Mitte zwiſchen den oberitaliſchen und flandriſchen Beſitzungen Spaniens gelegen, doppelt werthvoll ſchien. Später aber, als die Verhandlung wegen der Heirath des engliſchen Thronerben mit der ſpaniſchen Prinzeſſin mehr und mehr zur Reife gedieh, arbeiteten die ſpaniſchen Miniſter dem bairiſchen Antrag noch entſchiedener entgegen, weil König Jakob von England die Wiedereinſetzung ſeines Schwiegerſohns des Pfalzgrafen zu einer der erſten Bedingungen jener Ehe gemacht hatte. Wider den Willen Spaniens wollte der Kaiſer die öffentliche Uebertragung der Kur nicht gewähren, und ſo ſchien es, als ob der Plan des Herzogs an einer Klippe ſcheitern müſſe, die

---

1) Abgedruckt bei Londorp. II, 605. b. unten flg. — 2) Khevenhiller IX, 1763. — 3) Aretin B. a. B. I, 175.

man unmöglich umſchiffen konnte. Allein Maximilian ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, um dennoch den glühenden Wunſch ſeines Herzens zu befriedigen. Das Beſte that wieder für ihn der Pabſt. Jener Kapuziner Hyacinth, von dem wir oben geſprochen, wurde nach Madrid geſchickt, damit er dort den Widerſtand des ſpaniſchen Hofes beſiegen helfe [1]). Zugleich ließ ſich der Herzog herab, den ſpaniſchen Gelüſten nach der Unter-Pfalz zu ſchmeicheln. Als Graf Khevenhiller zu Anfang des Jahrs 1622, auf der Reiſe von Wien nach Madrid, München beſuchte, eröffnete ihm Maximilian im Vertrauen [2]), daß er geneigt ſey, ſeine eigenen Anſprüche auf die Rheinpfalz der Krone Spanien abzutreten, wenn Don Philipp die Uebertragung der Kur gut heißen würde. In der That beſorgten der teutſche Graf und der italieniſche Kapuziner ihren Auftrag vortrefflich in Madrid. Es gab am dortigen Hofe eine mächtige Parthei, welche dem Heiraths-Plane von Anfang an entgegen war, und ihre geheime Abſicht auch zuletzt erreichte. Dieſe wurde gewonnen. Khevenhiller ſchrieb [3]) von Madrid nach Wien: der Kaiſer möchte die Kur ſo bald als möglich an Maximilian übertragen, Spanien werde zwar aus Rückſicht auf den engliſchen Hof keine ſchriftliche Einwilligung von ſich geben, aber die vollendete Thatſache anerkennen. Allein die drohende Stellung, welche Mannsfeld, der Markgraf Georg Friedrich von Baden und der Halberſtädter Chriſtian im Frühjahr 1622 einnahmen, und die Unſicherheit ob Tilly dieſer furchtbaren Gegner ſich erwehren könne, machte den Kaiſer bedenklich. Der Pabſt hatte zur Betreibung der Kurangelegenheit einen außerordentlichen Botſchafter Fabricius Verospi nach Wien geſchickt. Dieſem erklärte [4]) Ferdinand II. im März 1622: „Gründe von höchſtem Gewicht ſeyen vorhanden, welche im Wege ſtehen, daß die bereits insgeheim erfolgte Uebertragung der Kur öffentlich vorgenommen werde, der Herzog von Baiern ſelbſt erkenne an, daß bei jetzigem Stande der Dinge nichts übereilt werden dürfe.“ Der glückliche Feldzug des Jahrs 1622, die Siege bei Wimpfen, Lorſch, Höchſt, die Flucht Mannsfeld's aus dem Reiche, machten den Skrupeln des Kaiſers ein Ende. Für den Winter [5]) 1622 berief er einen Fürſtentag nach Regensburg, angeblich um mit den engliſchen Geſandten wegen der pfälziſchen Sache zu unterhandeln [6]), in der That um Friedrich's V. Kur an Baiern zu übertragen. Folgende Große wurden eingeladen [7]): einmal die geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Cöln, Trier, dann die

---

[1]) Ebendaſ. S. 176. — [2]) Khevenhiller IX, 1765 unten flg. — [3]) Ebendaſ. S. 1770. — [4]) Sattler würtemb. Herzoge VI, Anhang 165. — [5]) Senkenberg IV, 189. Note e. — [6]) Ebendaſ. S. 190. — [7]) Ebendaſ. S. 187.

weltlichen von Sachſen, Brandenburg, der Erzbiſchof von Salzburg, der Biſchof von Bamberg und Würzburg, die Herzöge Maximilian von Baiern, Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Philipp Julius von Pommern, der Landgraf Ludwig von Heſſendarmſtadt. Unter den berufenen Laien waren fünf (Kurſachſen, Kurbrandenburg, Braunſchweig, Pommern, Heſſen) Proteſtanten, alle übrigen katholiſch, und demgemäß nach der Vorausſetzung dem geheimen Plane des Kaiſers geneigt. Auch von den fünf Proteſtanten hatten bisher zwei, Kurſachſen und Darmſtadt, eine Gefälligkeit gegen den Kaiſer bewieſen, die zu den bitterſten Spöttereien im Reiche Anlaß gab. Die Berufung Brandenburgs konnte man wegen der Kurwürde, welche auf dieſem Hauſe ruhte, nicht umgehen, im Uebrigen kümmerte ſich der Wiener Hof ſehr wenig um Ja und Nein des Brandenburgers Georg Wilhelm, denn dieſer Fürſt genoß weder bei Freund noch Feind Anſehen. Als Nulle, vor welche der Kaiſer einen Zähler zu ſetzen hoffte, mag auch der Pommer berufen worden ſeyn. Auffallend iſt dagegen die Einladung Friedrich Ulrich's von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Dieſer Herr, bekanntlich der leibliche Bruder des Halberſtädter Chriſtian, hatte früher an den Verſchwörungen gegen den Kaiſer Theil genommen, und ſtand damals, wie man zu Wien ſehr gut wußte, — denn die kleinen proteſtantiſchen Höfe waren von katholiſchen Spionen durchlöcherte Siebe — von Neuem mit Holland in Unterhandlung. Man könnte daher auf den Gedanken gerathen, Ferdinand habe den Braunſchweiger berufen, um ihn durch Höflichkeit zu gewinnen und von ſeinem Bruder zu trennen. Aber eine ſolche Vermuthung würde ſehr weit vom wahren Ziel abirren. Nicht den Braunſchweiger in ſeiner Pflicht zu halten, ſondern ihn von derſelben abzuziehen, dadurch ſchuldig zu machen und als Strafe zu verderben, lag im wohlbewußten Intereſſe des Kaiſers, wie des Münchener Hofes. Folglich kann man der Ladung keine andere Abſicht unterlegen, als die, daß Ferdinand den Braunſchweiger durch den Schein blinden Zutrauens ſicher machen und in ſeinem Vorhaben beſtärken wollte. Friedrich Ulrich muß jedoch Lunten gerochen haben, er kam weder in eigener Perſon, noch ſchickte er Geſandte. Ganz ſo machte es der Pommer [1]. Auch der Kurſachſe erſchien nicht, obgleich man ſich alle erſinnliche Mühe gab, ſeine Weigerung zu beſiegen. Johann Georg wollte wegen der früher beſchriebenen Vorgänge in Böhmen, und weil man dort auf ſeine Rathſchläge nicht geachtet hatte [2]. Doch war dieß mehr Vorwand als wahre Triebfeder, in der That wollte er ſich ſeine Billigung des Kurwechſels um einen beſondern Preis abkaufen laſſen.

---

[1] Ebendaſ. S. 193. — [2] Siehe oben S. 344.

Hingegen ſchickte er, zum Zeichen daß er nicht unverſöhnlich ſey, wenigſtens Geſandte nach Regensburg. Dem ſächſiſchen Beiſpiele ahmte der Kurbrandenburger nach. Gegen Ende November traf der Kaiſer zu Regensburg ein. Die Verhandlungen begannen mit der Sache des Kurpfälzers. Die Infantin Statthalterin von Flandern hatte indeß zu Brüſſel unter Vorbehalt kaiſerlicher Genehmigung folgenden Vertrag [1]) mit den Geſandten König Jakob's von England entworfen: „in Teutſchland legen beide Partheien auf ein Jahr die Waffen nieder, um während dieſer Zeit an einem allgemeinen Frieden arbeiten zu können. Bis zu Abſchluß deſſelben wird das von Tilly eroberte Heidelberg dem Kurfürſten Friedrich V., die Feſten Mannheim und Frankenthal dagegen der Infantin pfandweiſe eingeräumt, doch in der Art, daß beſagter Kurfürſt das Einkommen aus allen drei Städten bezieht. Kommt der Friede in der gedachten Friſt nicht zu Stande, ſo wird Heidelberg an Tilly, Mannheim und Frankenthal an den Kurpfälzer zurückgegeben.“ Der ſpaniſche Botſchafter am Wiener Hof, Graf Ognate, der ſich perſönlich in Regensburg eingefunden, ſuchte aus allen Kräften die Genehmigung dieſes Vertrags zu erlangen, denn der berühmte Heiraths-Plan war damals im beſten Gange. Ferdinand legte den Antrag der Verſammlung vor, und die Sache wurde ſo gut eingeleitet, daß die Stände diejenige Antwort ertheilten, welche Ehre und Vortheil des teutſchen Reichs erheiſchte: die Verſammlung wies nämlich das engliſch-ſpaniſche Anſinnen nicht ohne Hohn zurück. Ich finde an dieſem Verfahren, das die meiſten Schriftſteller als treulos tadeln, nichts auszuſetzen. Der Kurpfälzer und ſein königlicher Schwiegervater hatten wahrlich kein Recht, weder unbedingte Aufrichtigkeit noch empfindſames Nachgeben von Ferdinand II. zu fordern. Und doch müſſen dieß Diejenigen vorausſetzen, welche den teutſchen Kaiſer wegen der Art verdammen, in welcher die Engländer damals heimgeſchickt wurden. Nachdem der von Friedrich V. gemachte Verſuch, das Habsburg'ſche Haus um Hab und Gut zu bringen und auszurotten, mit Waffengewalt zurückgeſchlagen und der Urheber des Frevels zur gerechten Strafe gezogen war, ſollte unſer Reichsoberhaupt — ſo verlangte es König Jakob — den Großmüthigen ſpielen, ſeinem Todfeinde verzeihen, ja demſelben die Mittel zu künftigen Ränken in den Händen laſſen, und zwar Alles dieß darum, weil der Schuldige die Tochter der engliſchen Majeſtät zum Weibe hatte! Ich wollte ſehen, welches Geſchrei die Britten über teutſche Dummheit oder teutſche Unverſchämtheit erheben würden, wenn heute Oeſterreich oder ein

---

[1]) Dieß und das Folgende nach Senkenberg IV, 195 flg. Senkenberg hat die Akten des Darmſtädter Archivs benützt.

anderer Bundesſtaat unter gleichen Verhältniſſen das nämliche Anſinnen dem Londoner Hofe machte. Jakob wurde behandelt wie er es verdiente. In den weiteren Verhandlungen des Fürſtentags über das engliſche Verlangen kamen Dinge zur Sprache, welche helles Licht über die Geſchichte der letzten Feldzüge verbreiten und unſere Darſtellung des geheimen Zuſammenhangs damaliger Angelegenheiten vollkommen beſtätigen. Mehrfach wies man [1]) kaiſerlicher Seits darauf hin, daß die Holländer es geweſen, die den Krieg in Böhmen wie in Teutſchland angezettelt, und namentlich den Halberſtädter Chriſtian und den Mannsfelder gegen das Reich bewaffnet hätten. Auch forderte der Kaiſer, wiewohl vergeblich, von der Verſammlung Mittel, ähnlichen Umtrieben der Staaten für die Zukunft vorzubeugen. Endlich in einer Sitzung, die den 10. Jan. (n. St.) 1623 gehalten wurde, rückte Ferdinand mit dem eigentlichen, bisher zurückgehaltenen Zwecke hervor. Er ließ den Fürſten eine Vorlage [2]) folgenden Inhalts machen: „weltkundig ſeyen die letzten Unruhen in Teutſchland, die böhmiſche Empörung, auch die Plane der Feinde, das Reich völlig umzukehren, denn über die Geheimniſſe derſelben geben die zu Prag aufgefundenen Papiere unbezweifelbaren Aufſchluß [3]). Bei allen dieſen Verbrechen habe Friedrich, der ſich einen Pfalzgrafen nenne, die erſte Rolle geſpielt, er habe unter dem Vorwande, als wenn er nicht gegen den Kaiſer, ſondern blos gegen den Erzherzog von Oeſterreich handle, die böhmiſche Krone an ſich geriſſen, er habe ſeitdem dem Kaiſer alle möglichen Feinde, ja ſelbſt den Türken, auf den Hals gehetzt, und Alles gethan, um Ferdinand ſeiner ſämmtlichen Länder zu berauben, weßhalb er denn zur gerechten Strafe in die Acht erklärt worden ſey. Auch jetzt, nachdem er ſo oft geſchlagen worden, höre er nicht auf gegen den Kaiſer ſelbſt das Schwert zu ziehen, oder Andere, wie den Mannsfelder, den Braunſchweiger Chriſtian, wider ihn zu waffnen. Ihre kaiſerliche Majeſtät wolle nicht fürchten, irgend jemand werde ſo ungerecht ſeyn zu verlangen, daß Ferdinand den Mann, der ſich ſo frevelhaft an ihm vergangen, der alle Staatsverbrecher, die jemals im Reiche geweſen, bei weitem übertroffen habe, nunmehr gleichſam zur Belohnung wieder herſtelle, und in ſeinen geheimen Rath, das Kurfürſtenkollegium, aufnehme. Eine Ergänzung der in dieſem Kollegium entſtandenen Lücke ſey darum nöthig geworden. Auch habe Ferdinand II. aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit bereits dem Herzoge Maximilian von Baiern wegen ſeiner

[1]) Ebendaſ. S. 200 flg. 211 flg. — [2]) Ebendaſ. S. 206 flg. — [3]) Anſpielung auf die von dem Anhalter Chriſtian in Prag zurückgelaſſenen Papiere, welche der Wiener Hof unter dem Titel „Anhalt'ſche Kanzlei" hatte drucken laſſen.

bei Dämpfung des Aufruhrs erwieſenen trefflichen Dienſte und als einem Fürſten, zu dem die Stände beider Religionen ſich des Beſten zu verſehen hätten, die erledigte Kur übertragen, und Alles, was dazu nöthig, eingehändigt, doch mit Ausnahme der feierlichen Belehnung, welche er auf jetziger Zuſammenkunft vorzunehmen gedenke. Demnach ſey ſein Begehren daß die verſammelten Kurfürſten und Fürſten als kaiſerlicher Majeſtät geheimſte und getreueſte Räthe ihre Meinung ſagen." Dieſe Rede, obgleich nicht leer von amtlichem Kanzleidunſt, deutet an, welche Stellung, nach Ferdinand's Abſicht, in Zukunft die hohen Reichsfürſten einzunehmen haten. Sie ſollten nicht mehr dem Reichsoberhaupt Geſetze vorſchreiben, ſondern auf die beſcheidene Rolle kaiſerlicher Rathgeber, was ſie allerdings urſprünglich geweſen, beſchränkt ſeyn. Nach längeren Verhandlungen, während deren die Anhänger des Kaiſers ſolche Einwürfe gegen den Kurwechſel, welche mit Ferdinand's geheimen Abſichten trefflich übereinſtimmten — erhoben, wie z. B. daß man die Rechte der Kinder Friedrich's V. vorbehalten müſſe — erklärte ſich die Mehrzahl der Verſammelten mit dem Vorſchlage einverſtanden. Demgemäß wurden die nöthigen Vorbereitungen zu der Belehnung getroffen. Den $^{15}/_{25}$. Febr. 1623 begab ſich der Kaiſer [1]) mit großem Gefolge in den Ritterſaal des Regensburger Rathhauſes, und ſaß auf dem daſelbſt errichteten Throne nieder. Der Reichsvicekanzler hielt eine Rede über die Beweggründe der Handlung, die nun vorgenommen werden ſolle. Darauf giengen Herolde in das Vorzimmer um den dort harrenden Herzog hereinzubeſcheiden. Maximilian erſchien begleitet von ſeinem Bruder Albrecht, und dem Erzbiſchofe von Salzburg. Alle drei knieten nieder, und hörten eine abermalige Rede des Vicekanzlers, betreffend die Uebertragung der Kur, der Herzog dankte, ſtand auf, kniete von Neuem zunächſt vor dem Kaiſer nieder, da ihm dann rechts der Kurhut aufgeſetzt, links durch einen Grafen von Leiningen der Kurmantel umgelegt ward. Alſo bekleidet, aber immer knieend, leiſtete Maximilian den vom Vicekanzler vorgeſprochenen Eid auf das heilige Evangelium und küßte das vom Kaiſer dargebotene Schwert. Hierauf bedankte er ſich gegen den Kaiſer, der ihm die Hand zu küſſen gab, und mit entblöſtem Haupte Glück wünſchte. Der neue Kurfürſt gieng nun mit ſeinen beiden Begleitern rücklings unter dreimaliger Kniebeugung in das Vorzimmer, der Kaiſer aber kehrte mit dem vorigen Gefolge — außer daß der Haustruchſeß von Baiern ihm die Weltkugel vortrug, welche ſonderbarer Weiſe Reichsapfel genannt wird, da ſie doch das Symbol germaniſcher Weltherrſchaft war — in ſein Quartier zurück. Bei der Tafel that der neue Kurfürſt zum erſtenmale

[1]) Senkenberg IV, 1250 flg.

den Dienſt als Erztruchſeß, indem er die erſte Schüſſel auf den Tiſch ſetzte. Wir müſſen nun zeigen, welche geheime Berechnung dem Gepränge dieſer ehrwürdigen meiſt aus Karl's des Großen und Otto's I. Zeiten ſtammenden Gebräuche zur Seite gieng. Kaiſer Ferdinand hat dem Baier die pfälziſche Kur nur für Maximilian's Lebzeiten ertheilt: ausdrücklich wurden die Rechte der Kinder Friedrich's V. vorbehalten, im Fall dieſer dem Reiche eine hinreichende Genugthuung leiſten würde. Den Tag nach der Belehnung mußte Maximilian eine Urkunde[1]) des Inhalts ausſtellen, daß nach ſeinem Tode die Kur wieder den Kindern Friedrich's V. gehören ſolle, wenn der Beſchluß einer nächſtkünftigen Reichsverſammlung Solches gut fände. Dieſe Klauſel war ſehr klug, denn ſie ließ für etwaige Wechſelfälle des Kriegs eine Thüre zur Verſöhnung mit dem Pfälzer offen, und fürs Zweite — was noch viel wichtiger — nöthigte ſie den Baier, die Erblichkeit der Kur, nach welcher er ſtrebte und ſtreben mußte, durch neue und außerordentliche Dienſte gegen Oeſterreich zu erlangen. Ferdinand knüpfte noch eine andere Bedingung an den Kurwechſel. Was kann natürlicher ſeyn, als daß Habsburg aufs Ernſtlichſte die Befreiung des an Baiern verpfändeten Landes ob der Ens wünſchte. Allein der Herzog machte eine ungeheure Berechnung von Kriegskoſten: er behauptete Ausgangs des Jahrs 1622 die von ihm in des Kaiſers Dienſt ausgelegten Summen beliefen ſich mit Zins aus Zins auf 15 Millionen Gulden[2]). Daß hiebei — um mit dem teutſchen Sprüchwort zu reden — die Kreide zwei und dreifach geführt war, kann man kaum bezweifeln. Wie mochte der Wiener Hof mitten im Krieg eine ſolche Maſſe Geldes auftreiben. Ferdinand bot dem Baier ein Stück vom Erbe ſeiner Stammesvettern, die obere Pfalz, als Entſchädigung an. In den letzten Monaten des Jahres 1622 und den erſten des folgenden wurde lebhaft über dieſen Vorſchlag unterhandelt. Beide Theile waren ſo gut wie einig, auf einer Zuſammenkunft in Amberg ſollte die Sache zum Abſchluſſe gebracht werden; aber eine Verwicklung, von welcher wir ſogleich berichten werden, verhinderte vorerſt die beantragte Zuſammenkunft, wie die Beendigung des Geſchäfts. Maximilian ſah durch Erlangung der pfälziſchen Kur einen der feurigſten Wünſche ſeines Herzens verwirklicht. Auch für den Stuhl Petri und ſeinen Anhang war die Uebertragung ein höchſt erfreuliches Ereigniß. Den drei geiſtlichen Kurfürſten des Rheinſtromes und der Moſel hatten bisher die drei weltlichen — Pfalz, Sachſen, Brandenburg — als Vertreter des teutſchen Proteſtantismus die Wage gehalten — denn die

---

[1]) Senkenberg IV, 251 zu vergleichen mit Aretin B. a. B. I, 191 Note 41. — [2]) Aretin B. a. B. I, 185 flg.

ſiebente Stimme oder Böhmen wurde ſeit einem Jahrhundert in dem Kurkollegium nie oder ſelten gezählt. Jetzt änderte ſich dieſes Verhältniß, die Proteſtanten waren auf zwei Stimmen beſchränkt, die Mehrheit in der höchſten und mächtigſten Corporation, ſo wie Name, Glanz und Macht der Kaiſerkrone, folglich die Entſcheidung in den wichtigſten Angelegenheiten, gehörte wieder der alten Kirche an. Es iſt daher begreiflich, daß zu Rom auf die Nachricht von den Regensburger Vorgängen großer Jubel herrſchte. Der Pabſt Gregorius XV. feierte die Erhebung ſeines theuren Sohnes im St. Petersdome durch den Ambroſianiſchen Lobgeſang, die Kanonen der Engelsburg verkündeten mit ihrem ehernen Munde die Freude der römiſchen Welt [1]). Man nannte den neuen Kurfürſten „Vorkämpfer Roms gegen die Ketzer Teutſchland's,“ und Maximilian's Geſchäftsleute ermangelten nicht, baldige Vernichtung des verhaßten Lutherthums zu verheißen [2]). Dennoch ſaß der Kurhut noch nicht feſt auf dem Haupte Maximilian's. Nicht nur die ſächſiſchen und brandenburgiſchen Geſandten, ſondern auch der Landgraf Ludwig von Darmſtadt, der perſönlich zu Regensburg erſchienen war, widerſetzten ſich vor der Belehnung Maximilian's, und erhoben nachher Einſprache. Selbſt ein katholiſcher Reichsfürſt, und zwar ein neubekehrter, ſchloß ſich an dieſe proteſtantiſchen Gegner an. Pfalzneuburg erklärte nämlich in einer dem Kaiſer überreichten Schrift, die Uebertragung der allerdings durch Friedrich's Verbrechen erledigten Kur an Baiern könne nicht zu Rechte beſtehen, weil das Haus Neuburg, wegen näherer Verwandtſchaft, den unbezweifelbaren nächſten Anſpruch auf den Nachlaß des Pfälzers habe [3]). Neuburg wurde jedoch zur Ruhe verwieſen. Auf welche Weiſe Ferdinand die angebliche Bitterkeit verletzten Rechtsgefühls, mit welchem Heſſendarmſtadt und Kurſachſen anrückten, in Honigſüße umzuwandeln wußte, werden wir ſpäter zeigen. Aber nach Ueberwindung dieſer ſcheinbaren Schwierigkeiten ſtand das ſpaniſche Nein! als ein furchtbares unbezwingliches Geſpenſt da! Graf Ognate hatte während der Verhandlungen Alles gethan, um die Uebertragung zu verhindern. Als dennoch die Belehnung erfolgte, trug er ſeinen Widerſpruch dadurch vor aller Welt zur Schau, daß er von der Ceremonie wegblieb [4]). Ognate's Verfahren war ſehr ernſt gemeint, denn der engliſch-ſpaniſche Heirathsentwurf nahte damals ſeiner Vollendung, und der ſpaniſche König wollte dem engliſchen Schwiegervater die Wiederherſtellung ſeines Eidams zum Angebinde geben. Auch nahm der Kurfürſt von Baiern den ſpaniſchen Widerſpruch als eine bedenkliche

---

[1]) Aretin B. a. B. I, 190 Note 40. — [2]) Londorp. II, 723. b. — [3]) Senkenberg IV, 223 unten flg. — [4]) Ebendaſ. S. 252.

Sache auf. Beweis dafür die Unterhandlungen, welche man ſofort von Wien und München aus anknüpfte. Der Wiener Hof gerieth, um Spanien zu befriedigen, auf einen Plan, der nachher wirklich ausgeführt worden iſt, nämlich die Errichtung einer achten Kur, ſo daß Pfalz und Baiern in Zukunft neben einander im Kurkollegium ſitzen ſollten. Zugleich war die Rede von Vermählung des älteſten pfälziſchen Prinzen mit einer Tochter des Kaiſers [1]). Maximilian von Baiern, um ſeine Meinung über den erſteren Entwurf befragt, erklärte ſich einverſtanden, verlangte aber mit großer Beſtimmtheit, die ſiebente (bisher pfälziſche) Kur müſſe ihm bleiben, die nun zu errichtende achte möge man an Friedrich V. überlaſſen. Das wollte aber der Pfälzer und ſein Schwiegervater nicht. Beide forderten gänzliche Wiederherſtellung. So zerſchlug ſich der Plan. Nun verſuchte Kurfürſt Maximilian auf eigene Fauſt, ohne Beiziehung Oeſterreichs oder Spaniens, ein Abkommen mit dem Pfälzer zu treffen. Abermal bot hiebei der Pabſt ſeine Vermittlung an. Ein Ordensbruder des Paters Hyacinth, der Kapuciner Alexander, ward nach England geſchickt, wo er unter dem erborgten Namen Francesko della Rota in weltlicher Kleidung auftrat [2]). Er machte von Seiten Maximilians dem Londoner Hofe unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes folgende Vorſchläge: „Baiern tritt in der untern Pfalz alle von Tilly beſetzten Orte an Friedrich V. ab. Auch die obere Pfalz iſt Maximilian zurückzugeben bereit, ſofern die von ihm aufgewendeten Kriegskoſten, für welche er als Unterpfand das Herzogthum Oberöſterreich empfieng, vom Kaiſer oder einem Andern erſetzt werden. Dagegen muß Baiern zur Sicherheit der Katholiken gegen die Gefahr künftiger Beeinträchtigungen darauf beſtehen, daß der Pfalzgraf einen oder zwei ſeiner Söhne am Münchner Hofe erziehen laſſe.“ Zugleich deutete der Kapuziner an, daß durch eine Heirath die Verſöhnung der beiden Zweige des Wittelsbach'ſchen Stammes am Beſten befeſtigt werden dürfte. Allein auch dieſe zweite Unterhandlung ſcheiterte am Widerwillen Jakob's hauptſächlich gegen den letztern Punkt. Hingegen hatte ſie die Folge, daß Maximilian keine weiteren Schritte in Bezug auf völlige Abtretung der Oberpfalz thun konnte, weßhalb die angekündigte Zuſammenkunft in Amberg unterblieb. So unumgänglich war ein gutes Verhältniß mit Spanien für Oeſterreich wie für Baiern, daß beide Mächte auf irgend eine Weiſe hätten den Madrider Hof befriedigen müſſen. Geſchah dieß und ward folglich Friedrich V. und mit ihm die proteſtantiſche Parthei dem drohenden Verderben entriſſen, ſo nahmen die teutſchen, und, im Voraus ſei bemerkt, auch die engliſchen

---

[1]) Aretin a. a. O. S. 193 flg. — [2]) Die Beweiſe ebendaſ. S. 195. flg.

Angelegenheiten eine ganz andere Wendung, und ein dauernder Friede wäre wohl ſchon im Jahre 1624 abgeſchloſſen worden. Allein was damals Viele dieſſeits und jenſeits des Kanales wünſchten, Wenige aber für möglich hielten, geſchah wirklich: der bereits unterzeichnete und öffentlich erklärte Ehe-Bund zwiſchen dem engliſchen Thronfolger und der Schweſter Don Philipp's IV. ward mit großem Lärmen noch im Jahre 1623 aufgelöst, und machte einem Kriege zwiſchen beiden Kronen Platz. Wir werden von dieſem Ereigniß, welches die wichtigſten Folgen für Englands wie für Germaniens Zukunft hatte, im nächſten Kapitel ausführlich berichten. Durch den Bruch erhielten Kaiſer Ferdinand II. und Maximilian von Baiern wieder freie Hand gegen die teutſchen Proteſtanten.

Nach dem Schluſſe der allgemeinen Reichsverhandlungen wurde in Regensburg auch noch ein Bundestag der Liga gehalten [1]). Maximilian hatte die Mitglieder berufen, um neue Beiträge zur Fortſetzung des Kampfes von ihnen zu verlangen. Nicht ohne Schwierigkeit und Aeußerungen der Eiferſucht über Baierns wachſende Größe, bewilligten ſie die nämlichen Summen, welche zwei Jahre früher auf dem Tage in Augsburg zugeſtanden worden waren. Auch den Pabſt und den Kaiſer gieng man um Beihülfe an. Ferdinand II. machte ſich anheiſchig 6000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zum Bundesheere ſtoßen zu laſſen. Der päbſtliche Botſchafter Caraffa verſprach im Namen des heiligen Vaters nicht blos eine Beiſteuer von monatlich 20,000 Gulden, ſondern auch die Unterhaltung eines Reiterregiments und eines Haufens von 2000 Fußknechten. Doch ſind Gründe vorhanden, welche es wahrſcheinlich machen, daß der Pabſt nicht die ganze Zuſage ſeines Geſandten genehmigte, ſondern ſich auf Bezahlung eines monatlichen Zuſchuſſes von 6000 Gulden beſchränkte [2]). Tilly erhielt vom neuen Kurfürſten Befehl, perſönlich in Regensburg zu erſcheinen, damit man dort gemeinſchaftlich mit ihm den Plan des bevorſtehenden Feldzugs entwerfen könne. Wir werden ſpäter ſehen, daß die Verhaltungsregeln, welche ihm der Kurfürſt Maximilian oder auch der Bundesrath vorſchrieb, den Feldherrn hart beengten. Im Uebrigen verfuhr auch jetzt der katholiſche Bund nicht Angriffsweiſe. Derſelbe Feind, den Tilly im vorigen Jahre wiederholt geſchlagen, ſtand, von denſelben geheimen Anſtiftern unterſtützt und geleitet, zu der Zeit, da die Liga in Regensburg tagte, bereits wieder in Waffen gegen den Kaiſer. Wir müſſen unſern Blick wieder nach dem nördlichen Teutſchland richten.

---

[1]) Stumpf Geſchichte der Liga S. 181 flg. — [2]) Aretin B. a. B. I, 197. Note 49.

Die beiden Abentheurer Chriſtian von Halberſtadt und Mannsfeld blieben nur drei Monate in der Staaten unmittelbarem Dienſte[1]). Nach glücklicher Entſetzung der Feſte Bergen op Zoom wurden ſie wieder verwendet, das Feuer in Teutſchland anzuſchüren. Der erſte, der von Neuem auf dem Kampfplatze erſchien, war Mannsfeld. Ende November 1622 brach er mit ſeinem Volk, das er durch holländiſches Geld und auf Werbebriefe hin, die ihm der indeß gleichfalls nach dem Haag zurückgekommene Friedrich V. ausſtellte, wieder auf 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter gebracht[2]), über Deventer in das Bisthum Münſter herein[3]), und zog von da brandſchatzend und plündernd nach Oſtfriesland, wo er die Städte Meppen, Cloppenburg, Wildeshauſen und das platte Land bis an das Stift Bremen hin beſetzte. Die Folge wird lehren, daß er dieß in holländiſchem Auftrage unternahm; ſeine nächſte Beſtimmung aber war, dem Halberſtädter, welcher ſich weiter hervorwagen mußte, als Rückhalt zu dienen. Im Januar führte Chriſtian gleichfalls ſein Heer aus Holland ab, rückte auf Osnabrück, und nahm dann mehrere Plätze an der Weſer ein, die mit Brücken verſehen waren, wie Hameln, Rinteln, Höxter. Seine Reiterei verlegte er in die Stiftslande von Hildesheim und Halberſtadt[3]). Nach einem durch Moritz den Oranier mit vielen Verſchworenen im Reiche verabredeten Plane ſollte das Heer Chriſtian's einen Kern bilden, an den die meiſten proteſtantiſchen Stände des nördlichen Germaniens ſich anzuſchließen verheißen hatten. Jetzt iſt nöthig, daß wir uns vom Mittelpunkte weg nach dem Umkreiſe dieſer neuen Verſchwörung wenden. Die beiden Weimar'ſchen Brüder, Herzog Wilhelm und Bernhard, waren nach der Auflöſung des Durlach'ſchen und dem Abzuge des Mannsfeld'ſchen Heeres in ihr Stammland zurückgekehrt, aber nicht um, wie ſie vorgaben, ruhig zu bleiben, ſondern um neue Umtriebe gegen den Kaiſer anzuzetteln[4]). Herzog Wilhelm ſann auf nichts Geringeres, als die Proteſtanten des nördlichen ja auch zum Theil des ſüdlichen Teutſchlands zu einer neuen Union zu vereinigen. Rath und Geld zu ſolchem Vorhaben ſpendete der Oranier Moritz, den Vermittler aber zwiſchen Beiden machte Wilhelm's älterer Bruder, Johann Ernſt, der noch immer in holländiſchen Dienſten ſtand. Schon hatte Wilhelm Unterhandlungen mit den Reichsſtädten und der Ritterſchaft des fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſes angeknüpft, als Johann Ernſt im Januar 1623 nach Weimar herauskam um gemeinſchaftlich

[1]) Siehe oben S. 405. — [2]) Theatrum Europ. I, 675. b. unten flg. — [3]) Ebendaſ. S. 737. a. — [4]) Dieß und das Folgende nach Röſe „Bernhard" I, 98 flg.

mit dem Bruder das Werk zu betreiben, namentlich aber Dänemark, Brandenburg und Kurſachſen für die pfälziſche Parthei zu gewinnen. Beide Brüder hatten eine Zuſammenkunft mit dem Fürſten Ludwig von Anhalt, welcher in Verbindung mit Braunſchweig-Wolfenbüttel, Dänemark und Kurbrandenburg ſtand. Ende Februar waren die Rüſtungen Wilhelm's beendigt, 4000 Mann zu Fuß, 1000 Pferde beiſammen. Jetzt verſuchte er den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen herbeizuziehen. Er bot ſein ganzes Heer, das er zur Beſchützung „der reinen, von ſeinen Vorfahren geſtifteten evangeliſchen Religion Augsburgiſchen Bekenntniſſes, ſo wie zur Errettung der ſchwer bedrohten teutſchen Freiheit" geworben zu haben behauptete[1]), dem Kurfürſten an, verſteht ſich unter dem Beding, daß Dieſer gemeine Sache gegen den Kaiſer mache. Der Erneſtiner rechnete nämlich darauf, daß Johann Georg aus Aerger über die letzten Vorgänge des Regensburger Reichstags zu den Guelfen übertreten werde. Aber Wilhelm von Weimar täuſchte ſich. Johann Georg wies nicht nur das Anſinnen zurück, ſondern er machte ſogar Miene, die angeblichen Vertheidiger der reinen Augsburgiſchen Religion und der teutſchen Freiheit auseinander zu jagen. Damit war ein Hauptſtück des neuen holländiſchen Planes mißlungen! Dem Herzoge von Weimar blieb nichts Anderes übrig, als jetzt die Maske fallen zu laſſen und zu Chriſtian von Braunſchweig zu ſtoßen. Mit dem geſammelten Volk brach er in Geſellſchaft ſeines Bruders Bernhard nach dem Stifte Halberſtadt auf, wo er ſich bald hernach mit Chriſtian's Heere vereinigte, und als Generallieutenant in deſſen Dienſte trat[2]). Denſelben Weg ſchlug um die nämliche Zeit ein anderer Erneſtiner ein. Der Herzog Friedrich von Altenburg hatte noch im Spätherbſte 1622, höchſt wahrſcheinlich im Auftrage der Krone Spanien und mit ſpaniſchem Gelde, 1000 Mann zu Roß und 12 Fahnen Fußvolk in ſeinem Erblande angeworben, und dann die Mannſchaft mit Gewalt auf Erfurt'ſchem Gebiete eingelagert, wo dieß Altenburg'ſche Volk mit Rauben, Plündern, Schinden nach Mannsfeld'ſcher Weiſe verfuhr[3]). Nach den vorliegenden ziemlich verworrenen Nachrichten ſcheint es glaublich, daß Herzog Friedrich zwar den Werbeſold aus Spanien empfieng, aber von vorne herein die Abſicht hegte, mit dem geſammelten Volke je nach Umſtänden auf eigene Fauſt etwas zu unternehmen. Denn das Vorbild Mannsfeld's, der, obgleich ohne Land und Leute und ein bloßer Abentheurer, durch ſeine Soldaten zum mächtigen Herrn geworden war, hatte den Ehrgeiz vieler

[1]) Daſ. S. 101 unten. — [2]) Ebendaſ. S. 103. — [3]) Theatrum Europ. I, 734, b. flg.

nachgeborner oder von Hauſe aus kleiner teutſchen Fürſtenkinder ſehr ſtark aufgeregt: ſie wünſchten, ebenſo wie der Mannsfelder, auf Unrechtskoſten eine Rolle in der Welt zu ſpielen. Gewiß dagegen iſt, daß Friedrich von Altenburg in das Netz ſeines Stammesvetters, des Herzogs Wilhelm von Weimar, fiel; von ihm gewonnen, verſprach er ſich an den Halberſtädter anzuſchließen [1]). Aber die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten, weil der Altenburger ſeinen guten Namen, den er durch offenen Verrath an Spanien unfehlbar verlor, gerettet wiſſen wollte. Durch Liſt fand man Rath. Der Magiſtrat von Erfurt, empört über den Unfug, welchen das Altenburg'ſche Volk in ſeinem Gebiete trieb, rief, nachdem alle Klagen und Vorſtellungen bei dem Herzog Friedrich nichts gefruchtet, endlich die Hülfe des Kurfürſten von Sachſen an, welcher durch etliche ſeiner Kriegsräthe den Herzog auffordern ließ, die gerechten Beſchwerden abzuſtellen. Nun verſprach Friedrich, daß er demnächſt ſein Volk abführen werde. Als er aber Ende Januar 1623 dieß zu thun Miene machte, empörte ſich die Mannſchaft und blieb beiſammen [2]). Das war offenbar eine Mummerei. Der Herzog und ſein anſcheinend in großem Unfrieden von ihm geſchiedenes Kriegsvolk fand ſich ſpäter im Halberſtädter Feldlager ein [3]).

Die größte Hoffnung ſetzte Chriſtian der Halberſtädter auf den Beitritt der Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, wo er ſeine nächſten Verwandten hatte. Wirklich wurden damals in jenen Landen unglaubliche Intriken geſpielt, theils um Chriſtian's Hoffnungen zu erfüllen, theils um ſie zu vereiteln. Ehe wir jedoch dieſes Spiel ſchildern, müſſen wir, weil ſonſt das Verſtändniß unmöglich wäre, Einiges über die Verhältniſſe der Welfiſchen Fürſten des Landes voranſchicken. Das Geſchlecht des berühmten Welfen Heinrich's des Löwen, der den Kaiſer Friedrich I. verrieth und in die Grube ſtürzen wollte, hatte ſich durch Erbtheilungen ſo geſchwächt, daß Aeneas Sylvius im fünfzehnten Jahrhundert ſagen [4]) konnte: der Ruhm des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſes, einſt eines der angeſehenſten in ganz Teutſchland, ſey mit ſammt ſeiner Macht tief geſunken. Der Fehler ewiger Theilungen wurde endlich erkannt. Seit dem letzten Drittel des ſechszehnten Jahrhunderts ſtanden, außer etlichen unbedeutenden Nebenzweigen, nur noch die beiden Hauptlinien [5]): die Braunſchweig-Wolfenbüttel'ſche und die Lüneburg-Celle'ſche, welche (letztere unter dem Namen Hannover) heute noch blühen, neben — oder vielmehr — gegen einander.

---

[1]) Röſe „Bernhard" I, S. 100 unten. — [2]) Theatrum Europ. I, 736, a. — [3]) Khevenhiller X, 176. Theatrum Europ. I, 740 b. — [4]) V. der Decken „Herzog Georg von Lüneburg" I, 1. — [5]) Ebendaſ. S. 7.

Herzog Wilhelm, Haupt der Lüneburger Linie, hinterließ bei ſeinem 1592 erfolgten Tode nicht weniger als acht Prinzeſſinnen, und ſieben Prinzen: Ernſt II., Chriſtian, Auguſt, Friedrich, Magnus, Georg, Johann[1]). Mit Bewilligung der Brüder übernahm der älteſte Ernſt II. die Regierung allein bis 1611, wo er ſtarb. Nach ſeinem Ableben faßten die übrigen Brüder, erfüllt von dem Gedanken, ihr Haus durch die Kraft der Einheit wieder zu heben, zwei merkwürdige Beſchlüſſe: daß in Zukunft keine Theilung mehr beſtehen, ſondern je der Aelteſte das Regiment führen ſolle[1]) und daß nur einer der Brüder ſich vermählen dürfe, um als Stammhalter das Geſchlecht fortzupflanzen. Dem Loos wurde vorbehalten, wer der Stammhalter ſeyn möge[2]). Den gefaßten Beſchlüſſen gemäß übernahm Herzog Chriſtian, den man zum Unterſchiede von dem gleichnamigen Halberſtädter, ſeinem Wolfenbüttel'ſchen Stammſippen, den älteren nennt, ein ruhiger, verſtändiger, aber zu kriegeriſchen Unternehmungen nicht geeigneter Herr, die Regierung. In Betreff des zweiten Punktes entſchied das Loos für den ſechsten Sohn Wilhelm's, den Herzog Georg, und in der That hätte bei umſichtigſter Ueberlegung keine beſſere Wahl zu Gunſten des Lüneburg'ſchen Hauſes getroffen werden können. Ohne Frage war Georg der fähigſte ſeiner Brüder, außerordentlich thätig, einzig auf ſeinen Vortheil bedacht, verſchlagen troß einem Jeſuiten, Meiſter in der Machiavelliſtiſchen Kunſt, — die damals, wie noch heute, unzählige theils einfältige, theils ſehr geſcheite Jünger zählte, — und unter den proteſtantiſchen teutſchen Prinzen, nebſt Bernhard von Weimar, der einzige, deſſen Geiſteskräfte in richtigem Verhältniſſe zu der Ehrſucht ſtanden, die er ſonſt mit den übrigen Fürſten theilte. Geboren 1582, hatte er die erſten Jahre ſeiner Jugend bis 1596 auf der Univerſität Jena zugebracht, dann verſchiedene teutſche Höfe beſucht[3]). Zweiundzwanzig-jährig gieng er 1604 nach den Niederlanden, welche damals als die hohe Schule des Kriegs betrachtet wurden, und diente, was wegen ſeiner ſpäteren Verhältniſſe charakteriſtiſch iſt, unter zwei entgegengeſetzen Fahnen, erſt im holländiſchen Heere des Prinzen Statthalters Moriß, dann unter dem Spanier Spinola. Der Tod ſeines älteſten Bruders Ernſt II. und die Einleitung der oben beſchriebenen Maaßregeln beſtimmten ihn 1611 nach Hauſe zu gehen, aber der Wunſch ſein ſchwaches Einkommen durch fremden Sold zu vermehren — im ganzen Lebenslaufe des Herzogs offenbart ſich eine nicht alltägliche Liebe zum Gelde — trieb ihn bald wieder in das Ausland. Er trat als Oberſt eines teutſchen im Lüneburg'ſchen geworbenen Regiments in die Dienſte des Königs Chriſtian IV., ward ſchnell

[1]) Daſ. S. 14, Note. — [2]) Daſ. S. 34. — [3]) Ebendaſ. S. 21 flg.

zum Generalwachtmeiſter befördert, und machte als ſolcher 1611 und 1612 den däniſchen Feldzug gegen Schweden mit, welcher beinahe den jungen König Guſtav Adolf um Land und Leute gebracht hätte. Georg blieb auch ſeitdem in gutem Vernehmen mit dem däniſchen Hofe, bis Chriſtian's IV. Jagd auf die ſchönen niederſächſiſchen Stifter, welche das Lüneburg-Celliſche Haus als eine natürliche Beute ſeiner eigenen Angehörigen betrachtete [1]), und die Bevorzugung, welche der Däne den Herzogen von Braunſchweig-Wolfenbüttel angedeihen ließ, allmählig Kälte herbeiführte. Der 30jährige Krieg war ganz dazu gemacht, einem Charakter, wie dem Georg's, vollen Spielraum der Entwicklung zu verſchaffen. Nachdem das Lüneburger Geſchlecht ſo außerordentliche Anſtalten getroffen, um die Einheit ſeines ererbten Beſitzes zu bewahren, kann man ſich nicht wundern, wenn daſſelbe wo möglich auch die Güter der Seitenlinie an ſich zu bringen und zu einem großen Ganzen zu vereinigen ſuchte. In der That waren alle Beſtrebungen des Herzogs Georg, dem ſeine Brüder die Leitung der allgemeinen Hausangelegenheiten aus Achtung vor deſſen Talenten überließen, vorzugsweiſe auf dieſes Ziel hingerichtet. An der Spitze der Braunſchweig-Wolfenbüttel'ſchen Linie ſtand ſeit 1611 der Herzog Friedrich Ulrich, geboren 1591, ein Herr nicht ohne Ehrgeiz, aber ſo verſchwenderiſch, daß er mit beſtändigen Geldverlegenheiten zu kämpfen hatte und eine ungeheure Schuldenlaſt [2]) auf ſein Land wälzte, und dabei ſo ſchwachen Geiſtes, daß er ſtets ein Spielball ſeiner Umgebungen blieb. Freundſchaft oder auch nur Verträglichkeit unter den verſchiedenen regierenden und gleich berechtigten Zweigen eines fürſtlichen Stammes ſcheint, ſo weit man aus der teutſchen Geſchichte ſchließen darf — nicht in der Natur der Dinge begründet zu ſeyn. Von ganzem Herzen haßte der Heſſen-Kaßler Landgraf den Darmſtädter, in Sachſen der Erneſtiner den Albertiner, im obern Teutſchland der bairiſche Wittelsbacher den pfälziſchen und umgekehrt. Dieſelbe Regel bewährte ſich auch im Welfiſchen Sachſen. Die Familie Georg's glaubte außer der allgemeinen Abneigung verwandter Linien noch beſondere Gründe der Unzufriedenheit über das Wolfenbüttel'ſche Haus zu haben, ſeit es dem jüngeren Bruder Friedrich Ulrich's, demſelben Herzoge Chriſtian, von deſſen Thaten wir ſchon ſo viel berichtet, gelungen war, das Bisthum Halberſtadt an ſich zu bringen. Denn die Lüneburger ſahen in dieſem Stift, das faſt ſeit 60 Jahren Prinzen ihres Zweigs genoſſen [3]) eine Art von Familiengut. Selbſt der freilich ein wenig zweideutige Kriegsruhm des Halberſtädters und der Lärm, den

[1]) Daſ. S. 57 unten flg. — [2]) Zwanzig Millionen, ſiehe Spittler Geſchichte von Hannover I, 468. — [3]) Von der Decken a. a. O. I, 127.

er in der Welt machte, erregte verbunden mit den andern Gründen in Georgs und ſeiner Brüder Seelen unangenehme Gefühle, welche ſich bald, durch beſondere Umſtände verſtärkt, bis zu dem Plane ſteigerten, den Wolfenbüttel'ſchen Verwandten eine Grube zu graben. Der regierende Herzog Friedrich Ulrich war mit Anna Sophia, einer Schweſter des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg und der Königin von Schweden, vermählt, aber bis 1623 kinderlos, und ein Ereigniß, das im eben genannten Jahre erfolgte, trennte zwar die Ehe nicht, verhinderte aber ihren Zweck. In einem unbedeutenden Gefechte mit dem Lauenburg'ſchen Herzoge Julius Ernſt, der damals in Tilly's Heere diente, erbeutete der Halberſtädter Chriſtian Anfangs Juli 1623 das Gepäck des Herzogs. In den weggenommenen Koffern fanden ſich nun nicht blos Liebesbriefe des Lauenburgers an die Herzogin Anna Sophia von Braunſchweig, ſondern auch verliebte Antworten der Herzogin, welche keinen Zweifel darüber zuließen, daß Julius Ernſt einen frühern Aufenthalt in Wolfenbüttel dazu benützt hatte, um Anna Sophia zu verführen [1]). Chriſtian von Halberſtadt ſchickte dieſe Briefſchaften an ſeinen Bruder Friedrich Ulrich. Anna Sophia rechtfertigte den keimenden Verdacht durch ihr Betragen: ſo bald ſie Kunde von dem Fange erhielt, floh ſie zu ihrem Bruder Georg Wilhelm nach Berlin. Friedrich Ulrich, obgleich von der Schuld ſeiner Gemahlin überzeugt, wagte es nicht gegen die Schweſter des Kurfürſten von Brandenburg zu klagen, hielt ſich jedoch fern von ihr [1]). Seine Hoffnung auf rechtmäßige Kinder war folglich dahin, zunächſt eröffnete ſich für den jüngern Bruder, Chriſtian von Halberſtadt, Ausſicht der Nachfolge, aber dieſer legte keinen Werth darauf, und wollte ſich dem Joche der Ehe nicht fügen. Ueberdieß ließ ſich vorausſehen, daß der Halberſtädter über kurz oder lang durch ſeine gewagten Unternehmungen, die in Wahrheit etwas von Studentenſtreichen an ſich trugen, den Kopf einrennen werde. Alle dieſe Gründe zuſammen beſtimmten die Lüneburger zu dem Entſchluſſe, den Sturz des Einen der Wolfenbüttel'ſchen Stammesvettern (Chriſtian's von Halberſtadt) wo möglich zu beſchleunigen, das Erbe des Andern aber (Friedrich Ulrich's), das nur noch auf zwei Augen ſtand, von Weitem her zu umgarnen. Der Halberſtädter hatte ſich der Sache des Pfälzers Friedrich blindlings, der ältere Bruder Friedrich Ulrich dagegen mit den bedächtlichen Rückſichten, welche ein regierender Herr immer nehmen wird, angeſchloſſen. Nun ſchien für die Lüneburger das beſte Mittel, jenen Zweck zu erreichen, dieß zu ſeyn, daß ſie die entgegengeſetzte Parthei, nämlich die kaiſerliche,

[1]) Daſ. S. 110 Note.

ergriefen. Aber zu einem ſolchen Schritte, der von der öffentlichen Meinung höchlich mißbilligt wurde, weil er nach den Anſichten jener Zeiten zugleich die Schmach eines Abfalls vom lutheriſchen Glauben in ſich ſchloß, wollten ſich Georg und ſeine Brüder nur dann verſtehen, wenn man ihm einen möglichſt hohen und ſicheren Preis bot. Alſo mußten ſie erſt auf einen recht günſtigen Markt warten. In dieſer Berechnung beſtärkte den Lüneburger Herzog ſeine Verbindung mit dem Landgrafen Ludwig von Darmſtadt, deſſen Tochter, Anna Eleonora, Georg den $^{14}/_{24}$. September 1617 geheirathet hatte [1]). Ludwig galt unter Gleichgeſinnten für einen vollendeten Politiker, und im Frühjahre 1623 war es ihm, wie tiefer unten gezeigt werden ſoll, gelungen, durch eine ganz ähnliche Politik, wie die, zu welcher ſich der Schwiegerſohn anſchickte, treffliche Güter der Kaſſeler Seitenlinie zu entziehen und an ſein eigenes Haus zu bringen.

Noch nicht ganz ſo entwickelt, aber wohl dem Keime nach vorhanden waren die eben beſchriebenen Verhältniſſe zwiſchen den beiden Hauptzweigen des welfiſchen Stammes, als der Halberſtädter Chriſtian im Januar Niederſachſen überzog. Der Erfolg des neuen Unternehmens hieng davon ab, ob die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, oder noch genauer geſprochen, ob der König von Dänemark ſich für ihn erklärte, und das Gewicht ſeiner Macht in die Halberſtädter Wagſchale warf. Denn nach dem Vorgange des Dänen, der als Herzog von Holſtein ihr Mitſtand war, richteten ſich längſt die Niederſachſen. Bald zeigte es ſich, daß Chriſtian IV. nicht zu einer vollkommenen und ernſt gemeinten Theilnahme, wohl aber zu einer halben und ſcheinbaren geneigt war, mit andern Worten, daß er ſeine Politik vom Jahre 1621 zu wiederholen gedachte. Der Jüte wollte nämlich zwar dem Kaiſer den Krieg nicht erklären, dagegen anderer Seits den Halberſtädter Chriſtian und die niederſächſiſchen Stände als Mauerbrecher wider Ferdinand und die katholiſche Parthei in der Art gebrauchen, daß der Kaiſer aus Furcht vor einem ernſtlichen, durch die geſammte däniſche Macht unterſtützten Kampfe, ihm das was er begehrte, nämlich die bewußten [2]) nordteutſchen Stifter als Ausſtattung ſeiner Söhne bewilligen ſollte. Um nun aber jene Werkzeuge im angedeuteten Sinne voranſchieben zu können, mußte er erſt zwei ſehr widerſtrebende Perſönlichkeiten, den Halberſtadter Chriſtian ſammt ſeinen niederſächſiſchen Freunden und die Lüneburger Vettern mit ihrem Anhang unter einen Hut bringen. Dieß war keine kleine Aufgabe, bennoch legte Chriſtian IV. wohlgemuth und nicht ohne Geſchick Hand ans Werk. Zum Voraus wollen wir bemerken, daß die nachfolgende Schilderung der

[1]) Daſelbſt S. 52. — [2]) Siehe oben S. 362.

däniſchen Politik nicht ſowohl auf geheimen ſchriftlichen Berichten, als vielmehr auf einem noch ſicherern Beweismittel, nämlich auf der Sprache der Thatſachen, der Handlungen beruht, welche, in ihrem geſammten Zuſammenhange erhoben, nie täuſchen. Es war dem Dänen nicht Ernſt, ſich in einen Krieg mit dem Kaiſer einzulaſſen: denn als um jene Zeit der Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg, durch die holländiſchen Ausſendlinge gewonnen, dem Könige eine Beihülfe von 3000 Mann zu Roß und 12,000 Fußgängern anbot, wenn Chriſtian IV. die Sache des Pfälzers zur ſeinigen machen, oder mit andern Worten, das Schwert wider den Kaiſer ziehen würde, wies der König das Anerbieten zurück [1]), woraus ſonnenklar erhellt, daß er nicht daran dachte, den Krieg zu erklären. Eben ſo gewiß iſt aber zweitens, daß es in ſeinen Abſichten lag, die Niederſachſen wider den Kaiſer zu bewaffnen. Im Januar, d. h. zu der Zeit, da der Halberſtädter Chriſtian nach Niederſachſen herüberkam, wandte ſich deſſen Bruder Friedrich Ulrich an den Dänen um ein Anlehen von 300,000 Thalern. Dieſe Summe war zu Kriegsrüſtungen beſtimmt. Chriſtian IV. gewährte ſie mittelſt Schuldbrief vom $^7/_{17}$. Januar 1623 [2]). Auf die Nachricht von dem glücklichen Erfolg des Wolfenbüttel'ſchen Geſuchs gieng Herzog Chriſtian der Aeltere von Celle den däniſchen Herrſcher gleichfalls um ein Darlehen von 3 Tonnen Goldes zum Behufe der Kriegsrüſtungen an. Dieſes zweite Anſinnen wies Chriſtian IV., offenbar weil er des Gehorſams der Lüneburger nicht in gleichem Grade verſichert war wie der Folgſamkeit des Wolfenbüttlers, zurück, verſprach aber dagegen, zu dem Heere, das die Lüneburger ſchon im December 1622 zu werben begannen, 600 Reiter und 3000 Fußgänger ſtoßen zu laſſen [3]). Folglich wollte er den Herzog von Celle und ſeine Brüder zur Schilderhebung antreiben. Durch den Einbruch des Halberſtädters war jedenfalls, mochten die niederſächſiſchen Stände ſich für oder gegen ihn erklären, die Aufſtellung eines Kreisheeres unumgänglich nöthig geworden, denn im einen Falle mußte man ihn unterſtützen, im andern zurücktreiben, in beiden brauchte man eine bewaffnete Macht. Der Herzog von Celle, welcher ſeit 1614 das Amt eines niederſächſiſchen Kreisoberſten bekleidete [4]), berief Anfangs Februar 1623 die Stände zu einem Tage nach Braunſchweig. Hier beſchloſſen unter dem $^8/_{18}$. Februar die verſammelten Herzoge von Holſtein, Wolfenbüttel, Celle, Mecklenburg, ſo wie die Städte Hamburg, Bremen, Lübeck, zum Schutze des Kreiſes ein Heer von 10,000 Mann aufzuſtellen. Am folgenden Tage wurde der Bruder des Herzogs von Celle, der oben erwähnte Georg, zum General des Kreiſes gewählt und als

[1]) Ebendaſ. S. 101, Note. — [2]) Ebendaſ. — [3]) Daſ. S. 99. — [4]) Ebendaſ. S. 60.

ſolcher beeidigt [1]). Einige Stände trugen ſofort darauf an, daß man den Biſchof Chriſtian von Halberſtadt in die Dienſte des Kreiſes nehmen ſolle, aber Herzog Georg widerſetzte ſich aufs Heftigſte dieſem Vorſchlag. Damit ſchien die Hoffnung des Halberſtädters vereitelt. Doch fand ſein Bruder Friedrich Ulrich einen Ausweg, indem er mehrere Mitglieder der Braunſchweiger Verſammlung zu bereden wußte, daß ſie in dem benachbarten Gardelegen abgeſonderte Zuſammenkünfte mit ihm hielten [2]). Hier ſtellte er denſelben vor, daß die drohende Gefahr des Kriegs kaum beſſer abgewendet werden könne, als wenn man Chriſtian den Jüngern bewege, etwa vorerſt auf 3 Monate in die Dienſte des Kreiſes zu treten: der Kreis gewinne dadurch ohne Koſten einen guten Feldherrn und ein ſchönes Heer, auch werde Chriſtian gern das Verſprechen ablegen, ohne Bewilligung der Stände keine Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer zu eröffnen. Die zu Gardelegen anweſenden Herrn fanden den Vorſchlag annehmbar. Nun eilte Friedrich Ulrich zu ſeinem Bruder, der, wie begreiflich, nicht mit Nein antwortete. Noch war das ſchwerere Stück Arbeit übrig, die große Braunſchweiger Verſammlung für die Gardeleger Beſchlüſſe zu gewinnen. Es gelang, aber freilich nur zur Hälfte. Da Herzog Georg den Beitritt der Mehrzahl zu Friedrich Ulrich's Vorſchlägen nicht verhindern konnte, nahm er Bedacht, eine Bedingung einzuflechten, welche die mögliche Wirkung der beantragten Maaßregel aufhob. Unter ſeinem Einfluſſe faßte die Braunſchweiger Verſammlung folgenden [3]) Beſchluß: „in Erwägung, daß der niederſächſiſche Kreis nicht hinlänglich gerüſtet ſey, um den ins Land eingedrungenen Halberſtädter mit Waffengewalt zu vertreiben, in Erwägung ferner, daß es heilſam ſcheine, Chriſtian von Mannsfeld zu trennen und ſich ſeiner zu verſichern, wolle man den Prinzen als General des Kreiſes mit ſeinem Heere auf 3 Monate in Dienſte nehmen, jedoch unter dem Beding, daß er nur Vertheidigungsweiſe zu Werke gehe, ſich aller Verbindung mit Mannsfeld enthalte, und dem teutſchen Kaiſer den gebührenden Gehorſam leiſte." Welch' ſonderbarer Beſchluß! Georg von Lüneburg that noch einen weiteren Schritt; er ſetzte es durch, daß der Vertrag mit Chriſtian nach Wien geſchickt und dem Kaiſer zur Genehmigung vorgelegt wurde. Hiedurch war Ferdinand zum Schiedsrichter einer Verhandlung geworden, welche doch urſprünglich den Zweck hatte, Waffen gegen den Kaiſer zu erheben. Ein Blinder mußte ſehen, daß nur ein tiefes Zerwürfniß unter den niederſächſiſchen Ständen ſolche Maaßregeln erzeugen konnte. Deßhalb beſtätigte auch der Kaiſer den Vertrag, um den Riß zu erweitern. Der niederſächſiſche Kreis hatte jetzt

---

[1]) Ebendaſ. S. 101. — [2]) Ebendaſ. S. 102. — [3]) Daſ. S. 103.

zwei Generale, den Herzog Georg und ſeinen Vetter, den Halberſtädter Chriſtian. Der Oberbefehl ſtand eigentlich Jenem zu, aber als er ſein Recht gebrauchen wollte, verweigerte ihm Chriſtian den Gehorſam, erklärend [1]), daß er mit ſeinen Leuten in die Dienſte des Herzogs Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel getreten ſey. Nun erfolgten noch von Seiten Chriſtian's, mehrerer anderer Kreisſtände, ſogar auch des Dänenkönigs, eine Reihe Umtriebe, welche darauf berechnet waren, Georg zu zwingen, daß er mit ſeiner Hausmacht ſich dem Halberſtädter in die Arme werfe. Vermöge des erſten Beſchluſſes der Braunſchweiger Verſammlung ſollte ein Kreisheer von 10,000 Mann unter Georg's Befehl geſtellt werden. Aber bei einer Muſterung, die er den $^{20}/_{30}$. April 1623 vornahm, fanden ſich nur 1400 Reiter und nicht ganz 3000 Mann Fußvolk beiſammen [2]), faſt bloß das Kontingent des Lüneburg'ſchen Hauſes. Die übrigen Stände ſchickten ihre Truppen nicht, offenbar damit Georg, geſchreckt durch die Kleinheit ſeiner Mittel, ſich an das große Heer Chriſtian's anſchließen müſſe. Nebenbei wurden wiederholte Verſuche gemacht, Georg's Soldaten zu verführen. In einem unter dem $\frac{23.\ \text{März}}{2.\ \text{April}}$ an ſeinen Bruder, den Herzog von Celle, gerichteten Brief klagt [3]) Georg, daß Friedrich Ulrich die am Wolfenbüttel'ſchen Kontingente fehlenden 100 Reiter durch eben ſo viele Küraſſiere des Halberſtädters erſetzen wolle, „was ganz unſtatthaft ſey, da der Vorſchlag nur die Abſicht haben könne, zwei Heere, deren Beſtimmung doch ganz verſchieden, mit einander zu vermiſchen.“ Weiter heißt es in dem Schreiben: Herzog Chriſtian von Halberſtadt bediene ſich zwar noch nicht der Waffen gegen ihn, deſto mehr aber der gehäſſigſten Verläumdungen, indem er ihn als Anhänger des Kaiſers bei den Truppen wie bei den Unterthanen verſchreie. Georg ſchließt mit den Worten: „Geſtern habe ich einen Rittmeiſter aus Chriſtian's Heere verhaften laſſen, weil er verkleidet dieſſeits herumſtrich, um das Kreisvolk wie die Unterthanen zur Meuterei und Empörung zu verleiten.“ Bald darauf meldete ſich Herr von Knyphauſen, ein oſtfrieſiſcher Edelmann, der bis dahin in Chriſtian's Heere diente, bei Georg mit dem Antrage: er wünſche ſeine jetzigen Dienſtverhältniſſe aufzugeben und unter Georg's Befehl in das Kriegsvolk des Kreiſes einzutreten. Beinahe wäre Georg in die Falle gegangen, aber ſein Bruder, der Herzog von Celle, dem er Knyphauſen's Geſuch empfahl [4]), warnte ihn, daß jener Edelmann einer der entſchiedenſten Anhänger Chriſtian's ſey, welche Behauptung ſich in der Folge als ganz richtig erwies. Zu Anfang

[1]) Daſ. S. 104. — [2]) Daſ. S. 106. — [3]) Daſ. S. 105. — [4]) Daſ. S. 105 unten flg.

Mai traf eine holſteiniſche Reiterſchaar, und am 5ten die däniſche Leibfahne, aus 300 Edelleuten mit großem Troße beſtehend, in Georg's Lager ein. Der Herzog verlegte die Dänen in das ihm von Friedrich Ulrich eigens zu Quartieren angewieſene Amt Neuſtadt am Rübenberge. Alsbald bearbeiteten Chriſtian's Offiziere und Anhänger die ländliche Bevölkerung mit ſolchem Eifer, daß 600 bewaffnete Bauern über die Dänen herfielen und die Fremdlinge das Amt zu räumen zwangen [1]). Dieſe Maaßregel hatte die Abſicht, den Herzog gegenüber dem däniſchen Könige in die tiefſte Verlegenheit zu ſetzen, und ihn zu nöthigen, daß er der beleidigten Leibfahne Genugthuung verſchaffe, was natürlich nur vermöge einer Uebereinkunft mit dem Wolfenbüttler Friedrich Ulrich und deſſen Bruder Chriſtian geſchehen konnte. Bald zeigte es ſich, daß auch der König von Dänemark, wenn nicht mit der Art und Weiſe letzterer Gewaltthat, ſo doch mit der geheimen Berechnung, die ihr zu Grunde lag, einverſtanden war. Als nämlich Alles nichts nützte, um den Lüneburger zum Anſchluß an Chriſtian zu beſtimmen, rief der Däne jene holſteiniſchen Reiter vollends aus dem Lager Georg's ab, was dieſen aufs empfindlichſte beleidigte [2]).

Gewiß gehörte eine außerordentliche Geiſtes- und Willens-Kraft dazu, um ſolchen Angriffen zu widerſtehen. Aber Georg blieb unerſchütterlich; er ſchloß ſich nicht an Chriſtian's Sache an, was der König von Dänemark ſo gut als der Halberſtädter wollte. Dadurch verhinderte er, daß Niederſachſen Schauplatz des Krieges wurde, daß der Däne ſeine Theilnahmloſigkeit an einem Kampfe, den er ſelbſt hervorgerufen, um den Preis jener Stifter dem Kaiſer verkaufen konnte, daß der ehrgeizige Chriſtian eine Feldherrnrolle im nördlichen Teutſchland, nach welcher ihn ſo ſehnlich gelüſtete, zu ſpielen vermochte; er erreichte zweitens, daß der Halberſtädter Stammesvetter in die Luft geſtellt und unvermeidlichem Verderben preisgegeben ward. Indeſſen liefen die 3 Monate der niederſächſiſchen Dienſte Chriſtian's ab, und nun kamen Georg's Zeiten. Während jener niederſächſiſchen Umtriebe und der Waffenruhe waren von Leuten, die zum Theil dem Halberſtädter übel, zum Theil ihm wohl wollten, wegen ſeiner Begnadigung, mit dem Kaiſerhofe und dem Oberfeldherrn der Liga, Tilly, Unterhandlungen [3]) eingeleitet worden. Die Feinde Chriſtian's hofften auf Ferdinand's Zuſtimmung zu dem angeſonnenen Akte, denn ſie ſahen voraus, daß Chriſtian die Verzeihung nicht annehmen, noch in den Privatſtand zurücktreten werde. Geſchah aber dieß, ſo ſtand der

---

[1]) Daſ. S. 108. — [2]) Daſ. S. 109. — [3]) Khevenhiller X, 172 flg. Theatr. Europ. I, 740 flg.

Halberſtädter vor der Welt als ein muthwilliger Friedensſtörer da. Hingegen wünſchten Chriſtian's Freunde, daß der Kaiſer die Bitte verweigere, weil dann Chriſtian ſich als einen unſchuldig Verfolgten hinſtellen und die Fortſetzung des Kampfes durch den Schein gerechter Nothwehr rechtfertigen konnte. Ferdinand that wirklich, was Chriſtian's Feinde hofften, und was ihm ſelbſt die Staatsklugheit vorſchrieb. Er erklärte ſich bereit, das Geſchehene zu vergeſſen und den Prinzen zu Gnaden anzunehmen, ſofern derſelbe ſein Volk abdanken und für die Zukunft ruhig zu Hauſe bleiben würde. Damit war der Wendepunkt in Chriſtian's Schickſal eingetreten: er, der bisher als Kriegsherr den Gebieter in den beſetzten Ländern geſpielt, mußte entweder Sicherheit um den Preis thatloſer Ruhe erkaufen, oder ſich gegen Tilly, der heranrückte, ohne fremden Beiſtand zum Kampfe ſtellen. Chriſtian ſchwankte keinen Augenblick: er wies die kaiſerliche Gnade zurück. Alsbald wandte ſich aber die Gunſt der Meinung, die er ſeither im nördlichen Teutſchland genoßen, von ihm ab, und ſein Gegner Herzog Georg hatte gewonnenes Spiel. Leicht gelang es dieſem, die Mehrzahl der niederſächſiſchen Stände, welche bis dahin insgeheim den Halberſtädter begünſtigt, wider ihn zu ſtimmen. Auf einem Kreistage zu Lüneburg wurde den $^{3}/_{13}$. Juli 1623 der Beſchluß [1]) gefaßt, Herzog Chriſtian aufzufordern, daß er entweder ſein Volk abdanke, oder vom Boden des Reiches wegführe. Im entgegengeſetzten Falle erhielt Georg Vollmacht, das Kreisheer zu Tilly ſtoßen zu laſſen, und in Gemeinſchaft mit ihm die Halberſtädter aus Teutſchland zu vertreiben. Nach dieſer Erklärung konnte Chriſtian, der damals in Nordheim unweit Göttingen ſein Hauptquartier hatte, unmöglich länger bleiben. Von Nordheim aus erließ er den $^{11}/_{21}$. Juli an die niederſächſiſchen Stände ein Schreiben [2]) voll bitterer Klagen, daß ſie ihn hülflos gelaſſen, und dadurch ſich ſelbſt in die größte Gefahr der Unterjochung durch den Kaiſer und die katholiſche Parthei geſtürzt hätten. Noch am nämlichen Tage brach er mit 5000 Reitern, 16,000 Mann Fußvolk, 10 Vierundzwanzigpfündern, 4 Zwölfpfündern, 2 halben Karthaunen auf, gieng am $^{18}/_{28}$. bei Hameln über die Weſer und beſetzte die Grafſchaft Lippe. Von der dort gelegenen Stadt Lemgo aus machte er einen letzten Verſuch, die Lüneburger Stammesvettern, welche ihn zum Abzuge aus der Heimath genöthigt hatten, zu gewinnen. Durch Urkunde vom $^{12}/_{28}$. Juli entſagte [3]) er nämlich dem Bisthume Halberſtadt und ſeinen braunſchweig'ſchen Pfründen.

[1]) Von der Decken I, 110. Das Datum iſt jedoch daſelbſt durch einen Druckfehler entſtellt und muß nach Senkenberg IV, 275 berichtigt werden. — [2]) Abgedruckt bei Londorp acta publica II, 767. — [3]) Von der Decken I, 111.

Wie dieß gemeint war, erhellt aus der Wahl, welche ſofort das Domkapitel von Halberſtadt wegen eines Nachfolgers traf. Das Domkapital bot, offenbar dem Willen Chriſtian's gemäß, alsbald die erledigte Pfründe dem Herzoge von Lüneburg-Celle an, welcher auch ohne Bedenken zugriff [1]. Man kann nicht zweifeln, daß der Prinz durch Abtretung eines Stiftes, wegen deſſen ihn längſt ſeine Stammesvettern beneideten, die Hülfe derſelben erkaufen wollte. Allein das Opfer nützte ihn nichts — der Herzog von Celle nahm das Bisthum, aber leiſtete keinen Gegendienſt. Getrennt von ſeinem Stammlande, verlaſſen von den Verwandten, auf deren Beiſtand er gerechnet, war nunmehr Chriſtian dem rächenden Arme Tilly's verfallen, der bereits hinter ihm her eilte. Wir müſſen uns jetzt nach dem bairiſchen Feldherrn umſehen.

In der Unterpfalz befand ſich zu Anfang des Jahres 1623 nur noch die Feſtung Frankenthal in der Gewalt der Vertheidiger Friedrich's V. Ende März gerieth jedoch auch dieſer letzte Ort in ſpaniſche Obhut und zwar nicht durch Waffen, ſondern durch Unterhandlung. Unter dem $^{19}/_{29}$. März 1623 ſchloß nämlich König Jakob im Namen ſeines Eidams, des Kurpfälzers, mit der Krone Spanien einen Vertrag [2]) folgenden weſentlichen Inhalts ab: „Frankenthal wird der Infantin Statthalterin zu Brüſſel und ihrem Volke pfandweiſe für die nächſten 18 Monate übergeben; während dieſer Zeit ſoll an einem dauernden Frieden zwiſchen den Partheien im Reiche gearbeitet werden. Kommt der Friede nicht zu Stande, ſo verpflichtet ſich Spanien, die Stadt nach Verfluſſe jener Friſt wieder mit allem Eigenthum in die Hände des Pfalzgrafen zu überliefern.“ Dieſer Vertrag war eine natürliche Folge des engliſch-ſpaniſchen Vermählungs-Planes, den beide Kronen damals bereits unterzeichnet hatten. Man begreift, daß nach einem ſolchen Akte Engländer und Spanier, die bisher in der Pfalz einander entgegenſtanden, ſich nicht länger bekämpfen durften, und daß Jakob durch ſein neues Verhältniß zu Don Philipp IV. gezwungen war, jene Uebereinkunft zu treffen. Don Verdugo, damals ſpaniſcher Statthalter in der Unterpfalz jedoch mit Ausnahme der Orte, welche Tilly erobert hatte und beſetzt hielt, legte kaſtiliſches Volk in die Feſte Frankenthal. So unangenehm auch den Baiern aus gewiſſen Gründen die Einniſtung der Spanier in dem ſchönen Rheinlande ſeyn mochte, gewann doch jetzt Tilly freie Hand gegen die übrigen Feinde des Kaiſers. Nachdem er ſein Heer aus den Winterquartieren gezogen, richtete er den erſten Schlag wider Heſſen-Kaſſel. Wir haben früher berichtet, daß Landgraf Moritz, einſt Mitglied der Union und noch früher eifrigſter

[1]) Daſ. I, 127. — [2]) Theatr. Europ. I, 755 flg. Senkenberg IV, 276 flg.

Verſchwörer mit König Heinrich IV., im Spätherbſte 1621, als der Halberſtädter Chriſtian zum erſtenmale gegen die Pfalz heranzog, ein Heer von 20,000 Mann beiſammen hatte und geheime Verbindungen mit den Vertheidigern Friedrich's V. unterhielt. Aber obgleich er von ganzer Seele die Niederlage der Baiern wünſchte, legte er doch nicht ſelbſt Hand ans Werk, ſondern ſah ruhig zu, bis Tilly die Badiſchen bei Wimpfen, die Mannsfelder bei Lorſch, den Halberſtädter bei Höchſt geſchlagen hatte. Denn gleich den übrigen proteſtantiſchen Fürſten erwartete Moritz Alles von dem Glaubenseifer oder dem Muthe der Andern, wollte aber für ſich nichts wagen, bereit fremde Siege auszubeuten, nicht aber in offenem Kampfe den eigenen Fürſtenhut aufs Spiel zu ſetzen. Hätte er vor den Schlachten bei Buſek, oder auch bei Höchſt ſich mit dem Halberſtädter verbündet[1]), ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Tilly unterlegen wäre. Jetzt freilich, nachdem der bairiſche Feldherr alle Gegner vereinzelt geſchlagen, befand ſich der Heſſenkaßler Landgraf in einer ſchlimmen Lage, und zwar deßhalb, weil er, um einen Zug Tilly's wider ihn zu rechtfertigen genug, aber um ebendenſelben, ſo lange es Zeit war, zu ſchwächen Nichts gethan hatte. Dennoch behielt der Landgraf auch nach Tilly's Siegen den größern Theil ſeines Kriegsvolks auf den Beinen[2]) — der Reſt mußte entlaſſen werden, weil in Kaſſel das Geld ausgieng[2]). — Aber bald lieſen bedenkliche Mahnungen aus Wien ein. Moritz hatte nach Verabſchiedung des Heeres vor Zabern, um den Kaiſer mit ſchönen Worten zu bezahlen, eine Schrift an den Wiener Hof überſchickt, in welcher er ſein früheres Betragen zu rechtfertigen ſuchte. Ferdinand II. antwortete[3]) unter dem 30. Juli / 9. Auguſt: „Die Gründe, welche der Landgraf zu Entſchuldigung des Durchzugs, den er dem Herzoge Chriſtian geſtattet, ſo wie anderer ſeltſamer Dinge vorbringe, hätten ihn nicht befriedigt. Denn er vernehme, daß Moritz nicht allein dem geächteten Friedrich den Titel eines Kurfürſten und böhmiſchen Königs ertheile, ſondern auch Chriſtian's neuliche Feindſeligkeiten in Weſtphalen — als „eine gemeinſame Sache“ beſchönige, auch zu St. Goar und anderwärts eine ſtarke Anzahl Kriegsvolk beiſammen halte. Da dieß weder den Reichsſatzungen gemäß ſey, noch mit der Treue ſich vertrage, welche Moritz als Lehensträger eines Fürſtenthums dem Kaiſer und Reiche ſchulde, ſo wolle er, der Kaiſer, nicht länger ſchweigen, ſondern müſſe vielmehr den Landgrafen väterlich ermahnen, daß er ſich als ein rechtſchaffener Reichsfürſt verhalte und ſein Kriegsvolk entlaſſe.“ In einem weiteren Schreiben ſuchte Moritz

[1]) Was Chriſtian verlangte, Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen, III, 426. — [2]) Ebendaſ. III, 535, Note 472. Verglichen mit 89, Note 77. — [3]) Daſ. 428.

die Nichtbefolgung des kaiſerlichen Anſinnens durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß er ſein Volk nothwendig zur Vertheidigung Heſſens gegen die Räubereien der Ligiſten brauche. In dieſem Stande blieben die Dinge bis gegen Ausgang des Jahres 1622, wo Tilly, wie oben geſagt worden, einen großen Theil ſeiner ſiegreichen Schaaren längs der Heſſen-Kaſſel'ſchen Südgränze in die Winterquartiere verlegte. Dadurch war der Landgraf umgarnt, ehe es zum Schwertſchlage kam. Tilly ergriff während der winterlichen Waffenruhe verſchiedene Mittel, die nicht weniger ſicher, als Gewalt, zum Ziele führten. Wie es von der Tüchtigkeit des ligiſtiſchen Feldherrn nicht anders zu erwarten iſt, hatte Tilly ein vortrefflich eingerichtetes Spionenweſen, ſo daß er — ſelbſt höchſt verſchwiegen — alle Geheimniſſe ſeiner Gegner regelmäßig erfuhr. Unter dem 12/22. Sept. 1622 berichtete[1]) ein Heſſe, der in bairiſchen Dienſten ſtand, nach Kaſſel: „was der Landgraf Moritz über ſeiner Tafel rede, werde ſogleich dem bairiſchen Feldherrn verrathen." Ich vermuthe, daß damals ſchon in Heſſen-Kaſſel das ſpäter dort auf die Spitze getriebene Syſtem möglichſt karger Beſoldung der öffentlichen Diener herrſchte. Man bezahlte bekanntlich lange Zeit die guten Heſſen mit ſchönen Redensarten von uraltem heſſiſchem Ruhme, chattiſcher Tapferkeit, mit kalviniſchen Predigttexten von Licht, Recht, katholiſcher Bosheit, Pfaffentrug, beſonders mit dem prächtigen Worte teutſcher Freiheit[2]), ließ aber die Kriegs- und Friedens-Beamte faſt verhungern. Es iſt daher auch nicht zu verwundern, wenn von ſolchen armen Schluckern ſich Einige zu dem Verbrechen hergaben, ein Stück Brod aus des Feindes Lager zu verdienen. Auch in den Heeren des Halberſtädter Chriſtian und Mannsfeld's unterhielt Tilly Kundſchafter, die ihn laut ſeiner eigenen Verſicherung[3]) unſägliches Geld koſteten, aber auch ſehr viel genützt haben müſſen. Der bairiſche Feldherr ſetzte damals gegen den Landgrafen von Heſſen noch ein anderes Triebrad in Bewegung, das ſehr wichtig werden konnte. Die Macht der Fürſten beruhte noch hauptſächlich auf dem Beiſtand der adeligen Landſaßen, welche Roßdienſte in den kleinen fürſtlichen Heeren leiſteten und auf den Landtagen das erſte Wort führten. Wie nun? wenn es gelang, dieſen angeſehenen und ehrenvollen Stand von den Fürſten loszureißen und auf des Kaiſers Seite herüberzuziehen, dann ſtürzte jenes Syſtem der Vielherrſchaft,

---

[1]) Daſelbſt S. 431, Note 463. — [2]) Obgleich dieſe teutſche Freiheit es war, welche viele tauſend Heſſen im vorigen Jahrhundert wie weiße Neger an Holland und England verkauft hat, weiß der mehrfach genannte treffliche heſſiſche Geſchichtſchreiber das Wort noch heute mit großem Nachdruck zu handhaben. — [3]) Rommel III, S. 599, Note 499.

das etlichen fünfzig Familien die Macht gab, nach Belieben Bürgerkriege in Teutſchland zu erregen, und unter dem ſchmählich gemißbrauchten Namen der Religion ſich mit dem Auslande gegen Kaiſer und Reich zu verſchwören — dieſes traurige Syſtem, ſage ich, ſtürzte nothwendig in ſich zuſammen. Wirklich kam Tilly damals — vielleicht zum erſtenmale während des dreißigjährigen Krieges — auf den Gedanken Franzens von Sickingen zurück. Er muß den heſſiſchen Edelleuten vorgeſtellt haben, daß der germaniſche Adel nicht zum Privatdienſte der Fürſten, die doch von Rechtswegen ſelbſt nichts weiter als des Kaiſers Vaſallen, eingeſetzt, ſondern daß er die geborne Kriegerkaſte des Reichs und — wie die Franken auf dem Tage zu Schweinfurt 1495 ganz richtig[1]) bemerkten — verpflichtet ſey, mit ſeiner männlichen Jugend des Kaiſers Krone und Scepter zu beſchirmen. Später trat Ferdinand in unmittelbare Unterhandlung mit der heſſiſchen Ritterſchaft, er ermahnte ſie in einem Schreiben[2]) vom $^{18}/_{28}$. Juli 1623 ſich vom Gehorſam gegen ihn, den Kaiſer, nicht abſpenſtig machen zu laſſen. Tilly's Vorſtellungen wirkten, faſt der ganze Adel Heſſens gieng, obwohl vorerſt nur insgeheim, auf des Kaiſers Seite über, und lähmte bei den ſtändiſchen Verſammlungen, deren mehrere in der erſten Hälfte des Jahrs 1623 gehalten wurden, alle Verſuche, die Provinz zu feindſeligen Maaßregeln gegen die Liga hinzureißen. Wir wollen die Namen[3]) der für des Kaiſers Sache gewonnenen adeligen Heſſen herſetzen: einer von Baumbach, einer von Stockhauſen, etliche aus den Geſchlechtern Löwenſtein, Breidenſtein, Rabenau, Weitershauſen, Harſtall, Gilſa, Calenberg und Gaugrebe. Der erſtgenannte, Obriſt Asmus von Baumbach, ließ ſogar zwei ſeiner Söhne in das kaiſerliche Heer eintreten[4]), wohin unſerer Meinung nach, ſo lange das Reich beſtand, der ganze teutſche Adel gehörte. Außer Schirmbriefen[5]) für ſich und ihre Güter dürfte ihnen Reichsfreiheit verſprochen worden ſeyn, ſofern ſie in Zukunft nur für des Kaiſers Dienſt ihre Roſſe ſatteln würden. Auf dieſe Weiſe war die Macht des Landgrafen im Winter, mehrere Monate ehe der Feldzug des Jahres 1623 begann, gründlich unterhöhlt.

Während Tilly's Volk noch auf der Gränze Heſſens kantonirte, reiste Landgraf Moritz gegen Ausgang April nach Niederſachſen, angeblich um der Hochzeit einer ſeiner Töchter in Deſſau anzuwohnen, in der That um mit Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel und mit deſſen Bruder, dem Halberſtädter Chriſtian, zu unterhandeln[6]). Letzterer forderte ihn dringend auf, das heſſiſche Heer mit dem Halberſtädtiſchen zu

[1]) Siehe oben S. 226. — [2]) Rommel III, 557. — [3]) Daſ. S. 554, Note 495. — [4]) Daſ. S. 556, Note 497. — [5]) Daſ. S. 556 oben. — [6]) Daſ. S. 541, Note 479.

vereinigen und offen gegen den Kaiſer aufzutreten. Es iſt wahr, daß die heſſiſche Ritterſchaft ſich dieſem Vorſchlage ernſtlich widerſetzte [1]), aber Moritz konnte immerhin über einen Haufen von 10,000 Mann, die nur ſeinen Befehlen folgten, frei verfügen. Hätte der Landgraf ein Herz gefaßt und mit Chriſtian gemeine Sache gemacht, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß der Krieg eine andere Wendung nahm, wenigſtens wäre Moritz mit Ehren unterlegen, wogegen er über ſeinem Zaudern doch zuletzt ruhmlos die Regierung niederlegen mußte. Aber Moritz wollte nichts wagen, er forderte von Chriſtian uneigennützige Dienſte, ohne ſelbſt ihm die Hand zu reichen. Noch unter dem $\frac{23.\ \text{April}}{3.\ \text{Mai}}$ drang [2]) er in den Halberſtädter, daß dieſer die heſſiſche Gränze von Tilly's Volke ſäubern ſolle. Auf die kläglichſte Weiſe zeigte ſich hier die politiſche Unfähigkeit der teutſchen Fürſtenkirche. Während die katholiſchen Stände, durch die uralte Organiſation römiſchen Kirchthums umſchloßen, enge zuſammenhielten, konnten die evangeliſchen Fürſten, durch die Reformation zu kleinen Göttern geworden und an die maßloſeſte Befriedigung ihrer Selbſtſucht gewöhnt, ſich zu keiner höhern Einheit mehr erheben. Jeder ſah in dem Andern nicht mehr einen Genoſſen, ſondern ein Werkzeug, das er für ſeine eigene Zwecke zu benützen hoffte.

Als die gute Jahrszeit kam, machte Tilly dieſem erbärmlichen Spiele ein Ende. Mitte Mai brach [3]) er auf verſchiedenen Seiten in die Landgrafſchaft ein, ſprengte die Milizen auseinander, bemächtigte ſich der meiſten Städte und zog dann, Beſatzungen an einigen Orten zurücklaſſend, nach Niederſachſen wider Chriſtian. Da die drei Monate, während deren der Halberſtädter, wie oben gezeigt worden, in den Dienſten des niederſächſiſchen Kreiſes ſtand, noch nicht völlig abgelaufen waren, mußte der bairiſche Feldherr, aus Rückſicht auf die Stände, an ſich halten. Daher kam es auch, daß Chriſtian bei einigen Vorpoſtengefechten Vortheile über das Heer der Liga errang [4]). Bereits hatte jedoch der Prinz Kunde von der ſchlimmen Wendung, die ſeinen Angelegenheiten in Niederſachſen bevorſtand. Verzweifelnd am Beiſtand von dieſer Seite her, verſuchte er noch einmal, den Heſſen-Kaſſel'ſchen Landgrafen zum Anſchluß zu bewegen. Aus ſeinem Lager unweit Nordheim ſchickte [5]) er den $\frac{28.\ \text{Juni}}{8.\ \text{Juli}}$ einen Grafen von Witgenſtein an Moritz, und forderte dieſen auf, ſein Volk ihm zuzuführen. Damit der Landgraf ſich deſto eher entſchließe, mußte Witgenſtein ihm mehrere falſche Nachrichten [5]) mittheilen, wie daß der däniſche

---

[1]) Daſ. S. 554. — [2]) Daſ. S. 540, Note 477. — [3]) Daſ. S. 540 flg. — [4]) Röſe, Herzog Bernhard I, 104. Von der Decken I, 110. — [5]) Rommel a. a. O. III, 551.

König in enger Verbindung mit Chriſtian ſtehe, daß der Herzog von Celle und Georg von Lüneburg namhaften Beiſtand verheißen hätten. In Heſſen wurde über die Anträge Witgenſtein's hin und her verhandelt, aber zu einer Entſcheidung kam es nicht. Indeſſen hatten die niederſächſiſchen Stände auf dem Tage von Lüneburg jenen Beſchluß gefaßt, der den Halberſtädter nöthigte, das Land ſeiner Ahnen zu räumen. Und nun brach Tilly, befreit von den Feſſeln, die ſeine Thätigkeit bisher gehemmt, unaufhaltſam gegen den Herzog-Biſchof los. Wir ſind ſomit wieder auf dem Punkte angekommen, wo wir oben von dem Halberſtädter ſchieden.

Chriſtian ſcheint nach ſeinem Abzug aus Niederſachſen anfänglich Willens geweſen zu ſeyn, ſich nach Oſtfriesland zurückzuziehen und mit Mannfeld's Heere zu vereinigen. Denn er rückte von Lemgo in nördlicher Richtung auf Osnabrück, wo er drei Tage verweilte[1]). Aber plötzlich änderte er ſeinen Plan, vielleicht durch ſchlechte Nachrichten aus Mannsfeld's Lager umgeſtimmt — beide Feldherrn ſtanden ſeit den Vorgängen im letzten Herbſt nicht gut mit einander. Statt weiter gegen Norden, wandte er ſich nach Weſten ins Gebiet von Münſter, gieng über die Ems, dann über die Vechte bei Steinfurt der holländiſchen Gränze zu. Schon war ihm Tilly, der indeß die bisher zum Schutze der weſtphäliſchen Klöſter beſtimmte Abtheilung des Generals Anholt an ſich gezogen, auf der Ferſe. Die Braunſchweiger eilten, was ſie konnten, aber Abends den $\frac{\text{26 Juli}}{\text{5. Auguſt}}$ ſtieß der bairiſche Vortrab bereits auf Chriſtian's Nachhut und ſchlug dieſelbe in die Flucht. Tilly gönnte ſeinem Heere nur einige Stunden Ruhe und marſchirte dann die halbe Nacht hinter Chriſtian's Volke her. Den $\frac{\text{27. Juli}}{\text{6. Auguſt}}$ mußte ſich Chriſtian zur Schlacht ſtellen, welche nach kurzem Kampfe mit einer noch furchtbareren Niederlage der Halberſtädter, als im vergangenen Jahre bei Höchſt, endete. Ueber 6000 Mann, von den Baiern kaum ſo viele Hunderte, blieben auf dem Wahlplatz, der Reſt ward gefangen oder auseinander geſprengt, in Wälder und Sümpfe gejagt. Das ganze Gepäck, das ganze Geſchütz, eine Maſſe Feldzeichen fielen in die Hände der Sieger; gefangen wurden über 4000 Mann, worunter mehrere der vornehmſten Genoſſen des Halberſtädters, namentlich die Herzoge Wilhelm von Weimar, Friedrich von Altenburg, die Grafen Iſenburg, Witgenſtein, Schlik (Sohn des zu Prag hingerichteten böhmiſchen Rebellenhaupts), ein Rheingraf. Das Fußvolk Chriſtian's, meiſt aus neugeworbener Mannſchaft beſtehend, hatte den Muth verloren und war ſo gut als geſchlagen, ehe es die Schaaren Tilly's, damals das tapferſte, beſtgeordnete Heer in Europa, zu Geſicht bekam. Als die Baiern

---

[1]) Theatrum Europ. I, 746, b.

mit gewohnter Furie eindrangen, flehten ganze Korporalſchaften, auf die Kniee hingeſtürzt, um Leben und Gnade, aber lange unerhört — bis endlich Tilly durch ſtrenge Befehle dem Morden Einhalt that[1]). Es war nicht blos Menſchlichkeit, was den bairiſchen Feldherrn hiezu beſtimmte, ſondern durch höhere Weiſungen gezwungen, mußte er dem fliehenden Feind eine Brücke bauen. In dem Berichte, den Tilly vier Tage nach der Schlacht aus Stadtlohn an ſeinen Gebieter, den neuen Kurfürſten von Baiern, erſtattete, ſtehen folgende[2]) Sätze: „Hätte man mir freie Hand gegeben und Vollmacht ertheilt, den Feind aufs Aeußerſte zu verfolgen, was ich jüngſtens zu Regensburg gefordert, ſo würde ich bei dieſer Gelegenheit mit Gottes Gnade eine ſolche Viktoria erlangt haben, daß das ganze römiſche Reich wieder zum Frieden gebracht und in den alten Stand hergeſtellt worden wäre; auch jetzt noch hoffe ich Alles zu erlangen, wenn man mir nur die Hand frei und ungeſperrt läßt, während im entgegengeſetzten Falle noch Jahre über der Unruhe hingehen werden, weil man jenen Leuten (den Proteſtanten) doch nie trauen kann. Sollte es aber unmöglich ſeyn, mir die gewünſchte Vollmacht zu ertheilen, ſo bitte ich, daß man mich meines Kriegsamts in Gnaden entlaſſe und mir erlaube, nach Hof zu gehen.“ Dieſe Urkunde gehört zu den wichtigſten des dreißigjährigen Krieges, weil ſie überraſchenden Aufſchluß über die geheime Geſchichte deſſelben gibt. Man deute und drehe die Worte wie man will, kein anderer Sinn liegt darin, als der: daß das Bundeshaupt der Liga keine völlige Vernichtung des bewaffneten Feindes zuließ, weil Max eine Verlängerung des Kampfes wollte, welcher ihm ein ſo außerordentliches Anſehen im Reiche verſchaffte. Auch iſt es eine ausgemachte Sache, daß ſchnelle Eroberungen nicht viel taugen. Einen Feind, der zu gänzlicher Unterwerfung genöthigt werden ſoll, muß man durch langſame, aber oft wiederholte Aderläſſe ſchwächen. Die Abſicht des Kurfürſten gieng dahin, die ganze proteſtantiſche Parthei zur Rückkehr in die alte Kirche zu nöthigen: gewiß ein ſchweres Werk. Deßwegen war es vorſichtig gehandelt, daß er die langſame Heilart wählte. Zugleich iſt Tilly's Bericht über die Schlacht bei Stadtlohn der oben verſprochene[3]) letzte Beweis für unſere Darſtellung der Vorgänge im Lager zu Elſaß-Zabern! Wir müſſen noch auf eine andere Eigenthümlichkeit jener Urkunde hinweiſen. Der bairiſche Archivbeamte, dem wir den Auszug verdanken, ſpricht mit Verwunderung von der

---

[1]) Daſelbſt S. 747, b. — [2]) Weſtenrieder, Beiträge VIII, 154 unten flg. Nach dieſem Berichte haben wir auch oben die Zahl der getödteten und gefangenen Feinde angegeben. — [3]) S. 400.

uneigennützigen Weiſe, in welcher Tilly die Verdienſte der unter und mit ihm dienenden Kriegsoberſten anerkannte. „Tilly hat," ſagt er, „dem von Anholt ſehr viel von dem Siege zugeſchrieben, und manchem Andern großes Lob ertheilt, auch ſogar den Lindeloh[1]) ſeines rühmlichen Verhaltens wegen zum Generalwachtmeiſter vorgeſchlagen." Bekanntlich herrſcht unter Generalen faſt ſo viel Eiferſucht und Neid, als unter ſchönen Frauen. Tilly kannte dieſe gehäſſigen Gefühle nicht: gewiß ein edles Reis im Lorbeerkranze des von teutſchem Partheigeiſt ſchändlich verläſterten Helden.

Der Herzog-Biſchof von Halberſtadt-Braunſchweig ſpielte im Feldzuge von 1623 den Ritter der Pfalzgräfin Namens-Königin von Böhmen, Eliſabeth. Er hatte während ſeines letzten Aufenthalts im Haag Leidenſchaft für ſie gefaßt und wahrſcheinlich auch — denn einem ſchmachtenden Platoniker ſieht Chriſtian nicht gleich — den armen Friedrich V. zum Hahnrey gemacht. Im Kriege von 1623 trug er ihren Handſchuh an ſeinem Helme, und ließ in das Hauptbanner die franzöſiſchen Worte ſticken: (tout pour Dieu et pour Elle) Alles für Gott und Sie. Dieſes Hauptbanner fiel nebſt 67 kleineren Feldzeichen[2]) bei Stadtlohn in die Hände der gutkatholiſchen Sieger und erregte ihren Abſcheu. Ein gedruckter bairiſcher Bericht[3]), der veröffentlicht wurde, ſagt darüber: „auf dem von uns eroberten Hauptbanner ſteht der Wahlſpruch: tout pour Dieu et pour Elle. Hieraus erſiehet man, Wen dieſe Armada nächſt Gott angebetet und von Wem der Halberſtädter Sieg erwartet, ja daß dieſe Menſchen, denen die gebenedeite Jungfrau Maria ein Dorn im Auge iſt und die derſelben Namen und Bildniß in keiner Fahne, keiner Kirche, keinem Zimmer leiden mögen, ihr einen ſterblichen Madenſack vorziehen und Gott dem Allmächtigen gleichſetzen." Ich wüßte den Bemerkungen dieſer tapfern und kriegeriſchen Theologen nichts Gegründetes entgegen zu ſetzen. Doch ſey uns noch eine kleine Bemerkung über den beklagenswerthen Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in teutſchen Angelegenheiten erlaubt. Franzöſiſch geſchriebene Staatsbriefe finden ſich, meines Wiſſens, zuerſt unter Maximilian I. wegen der engen Verbindung dieſes Kaiſers mit dem franzöſiſch redenden burgund'ſchen Hofe[4]). Auch Karl V. und ſein Bruder Ferdinand bedienten ſich in ihren Akten häufig der franzöſiſchen Sprache. Ein bedenkliches Uebergewicht gewann ſie aber erſt durch die calviniſche

---

[1]) Dieſer Mann ſcheint ein geheimer Feind Tilly's geweſen zu ſeyn. — [2]) Die eroberten Feldzeichen waren — um die Worte des geheimen Berichts wiederzugeben — 60 Fähndel und 8 Cornet (die bairiſche Ausſprache tritt unverkennbar hervor). — [3]) Von der Decken I, 112 Note. Londorp acta II, 771, a. — [4]) Den Beweis wird die nächſt erſcheinende Ausgabe der Briefe Maximilian's liefern, welche der Chorherr Chmel im Auftrag des Stuttgarter literariſchen Vereins beſorgt.

Parthei, namentlich durch die Höfe von Heidelberg und Kaſſel. Seitdem bediente ſich der fremden Zunge nicht bloß religiöſer Eifer, ſondern auch Vornehmthuerei. Es kitzelte die Eitelkeit jener Herrn, mit einer fremden, für ſehr prächtig gehaltenen Sprache zu prunken, von welcher das gemeine dumme teutſche Volk, das man als bloße Steuer-Zahlmaſchine zu betrachten anfieng, nichts verſtand. Ohne Zweifel war es ein ähnliches Gefühl, das den Halberſtädter Chriſtian verleitete, jene Worte in der Sprache des Erbfeindes auf ein Banner zu ſetzen, unter dem doch teutſches Kriegsvolk fechten und ſterben ſollte. Die katholiſchen teutſchen Höfe widerſetzten ſich lange dieſem Franzoſenthum. Maximilian von Baiern konnte es nicht ausſtehen. Unter einen Bericht vom 30. Jan. 1624, welcher nach damaliger Sitte reichlich mit neuen franzöſiſchen Ausdrücken durchſpickt war, ſchrieb [1]) er die Worte: „ich möchte gerne wiſſen, wer die Sprachmeiſter ſeyn, ſo täglich was Neues aufbringen.“

Chriſtian entkam mit wenigen Begleitern nach Bredevoort in Holland, wo er etwa 6000 der Flüchtigen ſammelte, welche die Staaten für kurze Zeit in Dienſte nahmen. Bald erhielten ſie Befehl, zu Mannsfeld, dem letzten Feinde des Kaiſers, der noch das Feld hielt, zu ſtoßen. Doch gab ſich Chriſtian nicht zu Ausführung dieſes Auftrags her — ohne Zweifel weil er dem Grafen grollte. Einer von des Halberſtädters Unterbefehlshabern, Hermann v. Styrum, führte den Reſt von Chriſtian's Heere Ende Oktober durch Zütphen und Oberyſſel nach Friesland zu Mannsfeld's Volk [2]). Gleich nach der Schlacht bei Stadtlohn hatte ſich Tilly dorthin gewendet. Bei ſeiner Annäherung plünderten die Mannsfelder die Stadt Meppen, wo damals ihr Hauptquartier ſich befand, rein aus, nahmen alles Vieh mit ſich, und zogen die Ems hinunter nach Leer, welcher Ort nicht mehr ferne vom Ausfluſſe des ebengenannten Stromes in die Nordſee liegt. Tilly folgte ihnen, und forderte die wichtige Stadt Emden auf, ſich für den Kaiſer zu erklären. Nun miſchten ſich aber die Holländer offen in die Sache, ſie warfen eine Beſatzung von 1600 Mann, welche Mannsfeld mit 28 Geſchützen verſah, in die ihnen ſo wohlgelegene und wichtige Hafenſtadt. Auch gegen Mannsfeld konnte Tilly wenig ausrichten, weil jener das Land unter Waſſer ſetzte. Indeſſen brach die rauhe Jahrszeit an, weßhalb der ligiſtiſche Feldherr ſich genöthigt ſah, ſein Volk nach Weſtphalen abzuführen und in Kantonirungen zu verlegen. Mitten im Winter erzwang Hunger die Auflöſung des Mannsfeld'ſchen Heeres. Furchtbar war den Sommer

---

[1]) Weſtenrieder a. a. O. VIII, 155 unten. — [2]) Theatr. Europ. I, 749, a unten.

über Oſtfriesland von dem Grafen und ſeinem Raubgeſindel ausgeplündert worden. Weil es jetzt nichts mehr zu ſtehlen gab, liefen die Mannsfelder haufenweiſe davon. Mannsfeld hatte bisher alle Bitten der oſtfrieſiſchen Stände, ſein Volk abzuführen, höhniſch zurückgewieſen. Jetzt da er ſah, daß er ohnedieß nicht mehr lange bleiben könne, bot er zu einem ſeiner würdigen Bubenſtücke die Hand. Er forderte nämlich von den Oſtfrieſen als Preis des Abzugs die baare Summe von 300,000 Gulden, welche jene, wie er recht gut wußte, nicht aufbringen konnten. Nun ließen ſich alsbald die Holländer freundlich herbei, der Geldverlegenheit ihrer Nachbarn abzuhelfen. Sie machten ſich anheiſchig, die von Mannsfeld verlangte Summe vorzuſchießen, aber nur unter dem Beding, daß ihnen eine Reihe oſtfrieſiſcher Orte, namentlich Greetſiel, Eſens, Stickhauſen, Friedeburg und Witmund in Verſatz gegeben werde. Die eiſerne Noth drängte, Oſtfriesland's Stände mußten zu dieſem ſchändlichen, zwiſchen Mannsfeld und ſeinen holländiſchen Brodherrn abgekarteten Spiele Ja ſagen. Im Januar 1624 dankte Mannsfeld ſein noch unter den Fahnen befindliches Volk — 5000 bis 6000 Mann — ab und verließ den Boden des Reichs [1]), nachdem er zum Abſchiede eine teutſche Provinz an die Feinde des Kaiſers verrathen. Er begab ſich nach dem Grafenhaag, wo er mit ſeinem alten Kriegsherrn, dem geſtürzten Kurpfälzer, mit Chriſtian von Braunſchweig, mit dem Weimarer Bernhard, welcher nach der Niederlage bei Stadtlohn, der er beigewohnt, in holländiſchen Dienſt getreten [2]), und andern edlen teutſchen Herren zuſammentraf. Seine und Chriſtian's Rolle war noch nicht ausgeſpielt, obgleich während der nächſten Zeit im nördlichen Teutſchland kein offener Feind mehr gegen den Kaiſer in Waffen ſtand.

Noch müſſen wir über einige politiſche Maaßregeln berichten, welche vom Kaiſer indeß angeordnet worden waren und zum Theil den Erfolg ſeiner Waffen trefflich unterſtützten. Zu Anfang des Jahrhunderts ſtarb Eduard Fortunatus, Herr der obern badiſchen Markgrafſchaft, zwei Söhne, Wilhelm und Hermann, hinterlaſſend, deren Ebenbürtigkeit, ja eheliche Geburt die Baden-Durlach'ſche Linie beſtritt. Auf dieſen Einwand hin ſetzte ſich letztere ohne Weiteres in Beſitz des Nachlaſſes. Darüber entſtand bei dem Reichshofrath ein Rechtsſtreit, der viele Jahre ſchwebte. Nachdem nun der Durlacher Georg Friedrich, wie wir oben gemeldet, ſich gegen den Kaiſer empört hatte und dafür bei Wimpfen gezüchtigt worden war, fand Ferdinand II. für gut, den böswilligen Reichsfürſten auch noch durch einen Richterſpruch zu ſtrafen. Mittelſt Urtheil vom

---

[1]) Daſ. I, 750, b u. Senkenberg IV, 283. — [2]) Röſe „Bernhard" I, 106.

26. Auguſt 1622 wurden die Söhne des verſtorbenen Eduard für ebenbürtig erklärt, und ihnen der Nachlaß ihres Vaters zugeſprochen. Vergebens verwahrte ſich der Sohn Georg Friedrich's gegen dieſe Entſcheidung [1]). Ligiſtiſches Volk warf das Schwert in die Wagſchale des Markgrafen Wilhelm, der am Brüſſeler Hofe ſtreng katholiſch erzogen, ſein Erbe in Beſitz nahm, und ſogleich Jeſuiten ins Land rief. Von Baden brauchte der Kaiſer nichts mehr zu beſorgen, denn die beiden dortigen Linien, durch Habgier und Religionshaß geſpalten, hielten ſich eiferſüchtig die Wage, Einer war durch den Andern gefeſſelt. Die gleiche Politik befolgte der Kaiſer in Bezug auf das heſſiſche Haus. Landgraf Ludwig von Heſſen-Marburg, der zweite Sohn Philipp's, den man den Großmüthigen nennt, ein Herr, von welchem ſein Vater Philipp in einem Briefe an den Herzog Chriſtoph von Würtemberg folgende ergötzliche Schilderung [2]) entwarf: „Ludwig ſey ein treuer, frommer Menſch und guter Waidmann, habe aber einen ſtörrigen, zornigen Kopf, liebe den Wein — welcher ihm ſchon mehrere Krankheiten zugezogen — das Würfelſpiel, nächtliches Gelärme auf den Gaſſen und fremde Weiber — dieſer Landgraf Ludwig war im Jahre 1604 ohne Kinder, aber mit Hinterlaſſung eines Teſtaments geſtorben, welches verfügte: die Linien von Darmſtadt und Kaſſel ſollen zu gleichen Theilen ſeine beiden Fürſtenthümer Marburg und Gießen erben, der nachgelaſſenen Wittwe des Erblaſſers aber, Maria, geborner Gräfin von Mannsfeld, ein bedeutendes Witthum für den Reſt ihrer Tage vorbehalten ſeyn. Weiter enthielt Ludwig's letzter Wille noch eine Beſtimmung, welche beweist, daß der Verſtorbene der Gewiſſenhaftigkeit ſeiner Neffen ſehr wenig traute. Eine Clauſel bedrohte nämlich denjenigen von den beiden Haupterben, welcher das Teſtament angreifen und insbeſondere das in den nachgelaſſenen Landen eingeführte lutheriſche Bekenntniß ändern würde, mit dem Verluſte ſeines Antheils [3]). Kaum war das Teſtament eröffnet, als auch beide zur Erbſchaft gerufene Linien von Darmſtadt und Kaſſel ſich beeiferten, daſſelbe anzutaſten. Heſſen-Kaſſel erkannte zwar den vom Erblaſſer anbefohlenen Grundſatz der gleichen Theilung an, führte aber in dem Fürſtenthum Marburg, das ihm vorläufig ein Schiedsgericht zugeſprochen, den calviniſchen Glauben ein [4]). Darmſtadt dagegen ſuchte ſogar gleich Anfangs die Art der Theilung umzuſtoßen, ohne daß man darum ſagen könnte, dieſe Linie habe bei ſothaner Gelegenheit

---

[1]) Senkenberg IV, 175. — [2]) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen II, 35. — [3]) Daſ. S. 56 flg. — [4]) Rommel II, 561 flg. Der heſſiſche Geſchichtſchreiber hüllt die oben angeführte nackte Thatſache in ſehr ſalbungsreiche und beredte Floskeln ein.

in eifriger Sorge für den eigenen Vortheil die Kaſſeler Vettern übertroffen. Die Sache verhielt ſich nämlich ſo: während damals im Kaſſeler Hauſe nur ein Einziger, der Landgraf Moritz, herrſchte, führten in Darmſtadt bei dem Tode des Marburger Oheims, nach einer zu jener Zeit häufigen Sitte, drei Brüder Ludwig, Philipp und Friedrich gemeinſchaftliche Regierung [1]). Damit nun dieſes Syſtem zu etwas gut ſey, trugen die Darmſtädter darauf an, die Marburger Erbſchaft ſolle nicht nach der Zahl der Linien in zwei Hälften, ſondern vielmehr nach der Zahl der Neffen des Verſtorbenen in vier Theile zerlegt werden, alſo daß auf Kaſſel nur ein Viertel des fetten Nachlaſſes, auf Darmſtadt dagegen drei Viertel gefallen wären. Anderer Seits zeigten ſich beide Linien in einem dritten Punkte einverſtanden, der gleichfalls gegen das Teſtament des Oheims verſtieß, nämlich in dem Wunſche, die Wittwe des Verblichenen von ihrem Antheil an der Erbſchaft auszuſchließen. Auf des Landgrafen Moritz Befehl, den auch die Darmſtädter Vettern billigten, wurde Maria mit ihrem angeblichen Liebhaber, dem Hofmeiſter Ludwig von Baumbach, feſtgenommen und der Hexerei wie des Ehebruchs angeklagt [2]). Und es war wahrlich nicht die Schuld des Kaſſeler oder der Darmſtädter Landgrafen, daß die angebliche Hexe und Ehebrecherin Maria, ihre Muhme, mit dem Leben davon kam, ſondern einzig eine Folge der ernſthaften Einſprache des Kaiſers Rudolph, welcher die heſſiſchen Fürſten mit der Reichsacht bedrohte, wenn ſie länger fortfahren würden, die Wittwe und ihre Diener zu bedrängen. Dennoch bekam Maria die ihr im Teſtamente zugewieſenen Güter nicht heraus, ſondern ſie mußte ſich mit einer ausgezeichnet mäßigen Abfindungsſumme begnügen [3]). Nach dem klaren Buchſtaben des Teſtaments hatten beide Linien Ausſchluß von der Erbſchaft verdient, aber da es an einer Reichsgewalt fehlte, welche ſtark genug geweſen wäre, die maßloſe Habſucht der heſſiſchen Fürſten zu zähmen, kam es nicht zu einer ſolchen Entſcheidung. Dagegen entſtand über dem Darmſtädter Theilungsvorſchlage ein wüthender Streit. Der Kaſſeler Hof rief den Calvinismus zu Hülfe, der Darmſtädter das Lutherthum, Beide waffneten ihre Landſaßen, und der Ausbruch eines heſſiſchen Bürgerkriegs ſtand bevor, als ſich 1606 der Reichshofrath in die Sache miſchte [4]). Dadurch gieng die Marburger Erbſchaftsfrage in einen Rechtshandel über, der von 1606 bis 1623 fortgeſchleppt wurde, und die wichtigſten Folgen nicht bloß für Heſſen, ſondern für Teutſchland hatte. Denn um ein günſtiges Urtheil jenes Tribunals zu erſchleichen, ſchloß ſich Darmſtadt ſeitdem an die kaiſerliche Parthei an, während Kaſſel, verzweifelnd auf dieſer Seite den Gegner zu

[1]) Daſ. S. 58 flg. — [2]) Daſ. S. 59 flg. — [3]) Daſ. S. 63. — [4]) Daſ. S. 139.

überflügeln, allen Verſchwörungen beitrat, die damals gegen den Kaiſer und die Reichsverfaſſung gemacht wurden. Ludwig von Darmſtadt erkannte auch unterwürfig die richterliche Gewalt des Reichshofraths an, Moritz dagegen widerſetzte ſich den Mahnungen aus Wien, und gab trotzige Antworten [1]). So ſtanden die Sachen, als Tilly's Siege dem Kaiſer Macht verliehen, die indeß offenbar gewordenen Umtriebe des Kaſſeler Landgrafen zu beſtrafen. Schon vor dem Regensburger Reichstage war beſchloſſen, in der heſſiſchen Erbfrage Moritz unterliegen zu laſſen. Um eine rechtliche Grundlage für einen ſolchen Spruch zu gewinnen, gab man von Wien aus dem Darmſtädter einen Wink, daß er den letzten Willen ſeines Oheims, deſſen Gültigkeit er bisher angefochten, anerkennen und nur auf die Kaſſeler Eingriffe wider die Beſtimmungen des beſagten Teſtaments klagen ſolle [2]). Landgraf Ludwig befolgte dieſen Rath, und ſchnell wurde nun der vorbereitete Schlag geführt. Am Schluſſe der Regensburger Verſammlung, unter dem $\frac{\text{22. März}}{\text{1. April}}$ 1623 fällte der Reichshofrath nach eingeholtem Gutachten der drei geiſtlichen und des neuen weltlichen Kurfürſten, Maximilian's von Baiern, das Endurtheil über den heſſiſchen Streit, welches den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel wegen vielfacher Eingriffe gegen das Marburger Teſtament nicht nur ſeines Antheils an dem Erbe verluſtig erklärte und das Ganze der Darmſtädter Linie zuſprach, ſondern auch erſteren verurtheilte, alle, ſeit 18 Jahren aus jenem Erbtheil gezogenen, Nutzungen ſeinem Gegner herauszubezahlen [3]). Wir wollen die Gerechtigkeit dieſes Spruches nicht vertheidigen, aber ſtaatsklug war derſelbe. Denn er feſſelte den Darmſtädter Landgrafen für immer an die kaiſerliche Parthei, und lud dem Kaſſeler einen Wächter auf den Nacken, der alle ſeine Schritte belauerte, ſeine künftigen Kraftanſtrengungen lähmte. Erinnern wir uns, daß Ludwig von Darmſtadt im Bunde mit Kurſachſen, Brandenburg und Neuburg im Januar 1623 auf dem Regensburger Reichstage der beantragten Belehnung Baierns mit der pfälziſchen Kur eifrig widerſprach. Jetzt war auf einmal alle Bitterkeit des Landgrafen über die Erhebung Maximilian's wie weggeblaſen und in Honigſüße verwandelt. Er beeiferte ſich überdieß, die Gnade des Kaiſers durch neue und in der That ſehr wichtige Dienſte zu vergelten.

Im Auftrage Ferdinand's II. ließ er zunächſt ſeine Vermittlungskünſte in Dresden ſpielen, um den dortigen Kurfürſten umzuſtimmen. Wirklich trug Ludwig's Beredtſamkeit dazu bei, daß Johann Georg's Einſprache wider die bairiſche Kur allmählig verſtummte. Doch wäre er wohl ſchwerlich zum Ziele gelangt, hätte der Wiener Hof zu Dresden

[1]) Daſ. S. 145 flg. — [2]) Daſ. S. 220, Note 157. — [3]) Daſ. S. 219 flg.

nicht ähnliche Mittel, wie die, welche die Bekehrung des Darmſtädters bewirkten, in Anwendung gebracht. Johann Georg, dem, wie wir früher gezeigt, ſchon vor dem Beginn des böhmiſchen Feldzugs der pfandweiſe Beſitz der Lauſitzen als Entſchädigung für ſeine Kriegskoſten verſprochen worden war, hielt zwar ſeit dem Herbſte 1624 die obere wie die niedere Lauſitz mit ſeinen Soldaten beſetzt, aber förmlich übertragen hatte ihm der Wiener Hof das Land noch nicht. Letzteres geſchah aber jetzt. Durch zwei im Juni 1623 ausgeſtellte Urkunden trat ihm Ferdinand den Pfandbeſitz ab. Die Stände beider Markgrafſchaften wurden einberufen und huldigten dem Kurfürſten als ihrem Pfandherrn, doch blieben die vier oberſten Beamten des Landes zugleich in Pflichten des Kaiſers [1]). So mußte Ferdinand, um die pfälziſche Kur an Baiern abgeben zu können, eines ſeiner Erbländer einem Dritten opfern, hinwiederum war der Kurwechſel durch eiſerne Nothwendigkeit ihm abgedrungen, weil er nur ſo Oberöſterreich von bairiſcher Pfandſchaft zu löſen vermochte. Während ſeine Parthei von Sieg zu Sieg ſchritt, während ſeine Bundesgenoſſen ſich vergrößerten, verlor er Boden, und doch klagt man noch heute die Ländergier Ferdinand's als die wahre Urſache des 30jährigen Krieges an! Die gerichtliche Abtretung einer Provinz, welche ſchon damals faſt eine halbe Million Einwohner gezählt haben ſoll [2]), ermangelte nicht, den Sachſen in Betreff der bairiſchen Kur verſöhnlicher zu machen und den Anträgen des Darmſtädters einen Weg zu bahnen. Der Landgraf begab ſich zu Anfang des Jahres 1624 perſönlich nach Dresden und brachte nach langem Hin- und Her-Gerede den Kurfürſten ſo weit [3]), daß er die Uebertragung der Kur unter folgenden Bedingungen gut zu heißen erklärte: erſtlich wenn das Heer der Liga ſogleich aus den evangeliſchen Fürſtenlanden und Reichsſtädten abgeführt werde, zweitens wenn bemeldete Kur nach Maximilian's Tode wieder an die Erben Friedrich's zurückfalle. Letzterer Punkt war zwar dem Kaiſer genehm, aber nicht ſo der erſtere. Daher traf der Wiener Hof die Einleitung, daß Johann Georg im Sommer 1624 ſich zu einer Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Mainz, Johann Schweickard, einem außerordentlich geſcheiten Haupte, und mehreren katholiſchen oder katholiſchgeſinnten Herren verſtand. Das unweit Hildburghauſen gelegene Jagdſchloß Schleuſingen, wo der Kurſachſe dem edlen Waidwerk zu fröhnen pflegte, war der auserwählte Ort. Außer den beiden Kurfürſten erſchienen der Darmſtädter Landgraf, Tilly als bairiſcher Geſandter, ein Herzog von Koburg und etliche Andere vom teutſchen Herrenſtande [4]). Hier endlich

[1]) Senkenberg IV, 293. Böttiger, Geſchichte von Sachſen II, 91. — [2]) Böttiger a. a. O. — [3]) Die Verhandlungen bei Senkenberg IV, 347 flg. — [4]) Khevenhiller X, 436 flg.

erreichte die katholiſche Parthei ihren Zweck. Johann Georg von Sachſen erkannte nicht blos die bairiſche Kur ohne jene läſtige Bedingung an, ſondern er erließ auch an Maximilian ein ſehr freundliches Schreiben, in welchem er dem Baier zu der neu erlangten Würde Glück wünſchte, und ihm ſeine aufrichtige Freundſchaft verſprach. Nachdem Johann Schweickard von Mainz aus Gefälligkeit gegen den kurſächſiſchen Wirth 150 Säue, Hirſche und Rehe hatte ſchießen helfen, eilte er in die Reichsſtadt Nürnberg, wo Maximilian ihn erwartete, empfieng dort den $^{16}/_{26}$. Juli im teutſchen Hauſe den kurfürſtlichen Eid aus des Baiers Händen, und wies ihn förmlich in die neue Würde ein. Das Werk war vollbracht, obgleich noch die Zuſtimmung des Brandenburgers fehlte, der auf ſeinem Widerſpruch fortwährend beharrte. Zwar wäre es ein Leichtes geweſen auch Kurbrandenburg, gleich Sachſen und Darmſtadt, zu bekehren, wenn ihm der Wiener Hof das von Georg Wilhelm eifrig begehrte Lehen ſeines geächteten Bruders, des Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, abgetreten hätte [1]. Aber Ferdinand II. fand nicht für gut, um ſolchen Preis die Gefälligkeit des Berliner Kurfürſten zu erkaufen. Vielmehr verſchenkte er 1623 jenes Ländchen an den ihm ſehr ergebenen Fürſten Carl von Lichtenſtein [2]. Georg Wilhelm erfuhr bei dieſer Gelegenheit noch eine andere Kränkung, die ihn um ſo mehr ſchmerzen mußte, weil ſie den Beweis lieferte, daß er auch unter ſeinen Glaubensgenoſſen, den proteſtantiſchen Fürſten, deren Mehrzahl ſich damals, wie wir wiſſen, keineswegs durch große Eigenſchaften auszeichnete, in ſehr geringer Achtung ſtehe. Johann Georg von Sachſen war nämlich vor der Schleuſinger Zuſammenkunft mit dem brandenburgiſchen Genoſſen übereingekommen, die Frage der bairiſchen Kur nur in Gemeinſchaft mit ihm zu verhandeln [3], und nun ließ er denſelben rückſichtslos im Stiche!

Der lutheriſche Landgraf von Darmſtadt hatte in der ſächſiſch-bairiſchen Angelegenheit den Dank des Kaiſerhauſes verdient, noch größere Dienſte leiſtete er der katholiſchen Sache in Niederſachſen bei ſeinem Schwiegerſohne dem Lüneburger Georg. Der Abzug des Halberſtädter Chriſtian aus den Welfiſchen Landen hinterließ dort nach zwei Seiten hin eine merkliche Mißſtimmung. Erſtlich war es dem Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel nicht wohl zu Muthe, daß er ſich mit ſeinem Bruder ſo tief eingelaſſen, da jetzt der ſiegreiche Tilly Rechenſchaft dafür fordern mochte. Fürs zweite fühlte der König von Dänemark keinen geringen Aerger, daß es ihm ſo vollkommen mißlungen, die beiden welfi-

[1]) Senkenberg IV, 382 flg. — [2]) Die Beweiſe daſ. S. 333 flg. — [3]) Daſ. S. 348.

ſchen Linien nach dem oben entwickelten Plane als Mauerbrecher voranzuſchieben. Chriſtian IV. ließ jetzt ſeinen Zorn erſt an Friedrich Ulrich, dann an Georg von Lüneburg aus. Obgleich der König es war, der den Wolfenbüttler zu der gefährlichen Verbindung mit ſeinem Bruder Chriſtian ermuthigt hatte, beutete er jetzt die Verlegenheiten Friedrich Ulrich's aus. Trotzig forderte er von dieſem Fürſten entweder baare Heimzahlung der unter dem 7. Januar 1623 geliehenen 300,000 Thaler, oder als Pfand die Abtretung des Amtes Syke, das dem Wolfenbüttler erſt neulich durch den Tod ſeines Oheims, des lutheriſchen Biſchofs von Osnabrück zugefallen war. Friedrich hatte kein Geld, was Chriſtian IV. wohl wußte, folglich mußte der Herzog ſich zur andern Zahlungsweiſe verſtehen. Das eben wollte der Däne, denn beſagtes Amt Syke taugte trefflich zur Abrundung der Stifte Bremen, Verden, Osnabrück, welche der eifrig lutheriſche König für ſeine Söhne zu erſchwingen hoffte. Durch Urkunde vom $\frac{29.\ \text{Okt.}}{8.\ \text{Nov.}}$ 1623 trat der bedrängte Friedrich Ulrich jenes Erbe an Dänemark ab [1]), worauf Chriſtian IV. das Amt durch ſein bisher noch beim niederſächſiſchen Kreisheer befindliches Fußvolk beſetzen ließ. Indeſſen hatte auch zwiſchen Chriſtian IV. und dem Lüneburger Georg der Streit erſt leiſe, dann immer lauter begonnen. Sobald dieſes Feuer aufloderte, that der heſſiſche Landgraf ſein Mögliches damit der Schwiegerſohn gänzlich vom Dänen getrennt werde. Ludwig von Darmſtadt überſchickte unter dem $^{10}/_{20}$. Sept. 1623 an Georg eine urſprünglich von Friedrich V. entworfene Charakterſchilderung des Königs von Dänemark, wie des Kurfürſten von Sachſen. Erſtere haben wir bereits oben mitgetheilt [2]). In der zweiten [3]) hieß es: „das andere Haupt der lutheriſchen Parthei, Kurfürſt Johann Georg, ſey nur von Blut nicht von Gemüthe ein Sachſe, er neige ſich insgeheim zum katholiſchen Glauben hin, weil er einen ſeiner Söhne zum Cardinal zu befördern trachte. Im Grunde beſitze Johann Georg keine Religion, ſondern ſuche blos den eigenen Nutzen, auch nehme er es mit der Wahrheit nicht genau, ſintemalen er die Königin von Böhmen (Eliſabeth die Gemahlin Friedrich's V.) durch ſechs Monate fortgeſetzte Lügen hinters Licht geführt habe.“ Wir wollen die Richtigkeit dieſer Schilderung keineswegs in Zweifel ziehen, aber merkwürdig bleibt es immer, daß der Darmſtädter Landgraf, der doch der proteſtantiſchen Sache auch nicht die beſten Dienſte erwieſen, die Gleichgültigkeit des Kurſachſen gegen das ächte Lutherthum mit ſo frommem Eifer verdammt. Wie weit ſich Georg durch ſolche

---

[1]) Von der Decken I, 120. — [2]) S. 362. — [3]) Von der Decken I, 114. unten flg.

und ähnliche Zureden beſtimmen ließ, melden unſere Quellen nicht. Wahrſcheinlich wirkte ſtärker als die Beredtſamkeit des Schwiegervaters, das Beiſpiel deſſelben auf ihn. Denn mußte er nicht aus der Entſcheidung des Marburger Erbſtreits den Schluß ziehen, daß ein lutheriſcher Fürſt durch klugen Rücktritt von der ſogenannten evangeliſchen Parthei einen hohen Preis, namentlich die Ertheilung der einer gehaßten Nebenlinie gehörigen Güter vom Kaiſer erwerben könne! Dieſe Lehre war für Georg nicht verloren. Langſam und mit Anſtand zog er ſich von dem Dänen und der Gemeinſchaft nordteutſcher Proteſtanten zurück. Anfangs Januar 1624 erfolgte die Auflöſung des niederſächſiſchen Kreisheeres, das Georg bisher befehligte [1]). Im Februar legte ſein Bruder, der regierende Herzog von Celle, Chriſtian der ältere, das Kreisoberſten-Amt nieder [2]), und unter dem $^{14}/_{24}$. April erließ Georg an den König von Dänemark ein Schreiben [3]), in welchem er denſelben erſuchte, ihm Erlaubniß zu ertheilen, daß er auf ſeine bisher getragene Beſtallung als däniſcher Oberſt verzichten und in die Dienſte eines andern Monarchen treten möge. Das war deutlich genug. Nur der Unterhändler fehlte noch, der ihn für den Kaiſer warb, und dieſer Unterhändler ſollte bald in der Perſon Wallenſtein's erſcheinen.

Die Umtriebe des Landgrafen von Darmſtadt, der vorbereitete Abfall des Braunſchweig-Lüneburg'ſchen Welfenzweiges, beſonders aber die Bereitwilligkeit, mit welcher Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, damals der mächtigſte proteſtantiſche Fürſt, berückt durch den vorgehaltenen Köder, allen Wünſchen des Wiener Hofes entgegen kam, brachten der katholiſchen Parthei unſäglich viel Nutzen, denn ſie trugen das Meiſte dazu bei, daß der Kaiſer etliche Jahre ſpäter ſiegreich aus dem däniſchen Kampfe hervorgieng und auf dem Punkte ſtand, die Widerſetzlichkeit der Reichsfürſten für immer zu brechen und Teutſchland in eine Monarchie zu verwandeln. Es war daher keine übertriebene Großmuth, daß Ferdinand dem Sachſen, um ihn auf dem eingeſchlagenen Pfade feſt zu halten, außer der Lauſiz'ſchen Pfandſchaft, noch andere Vortheile zufallen ließ. Er bedachte [4]) ihn in der Folge mit Anwartſchaften auf die Grafenlehen Hanau, Schwarzburg und gewiſſe Braunſchweig'ſche Güter, die dem Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel abgenommen werden ſollten, ſo wie mit dem Titel „Durchlaucht,“ ſtatt „kurfürſtlicher Gnaden“ auch der Anrede „Eure Liebden,“ ſtatt des früher gebrauchten Wortes deine Liebden.“ Freilich konnte von dieſen Anwartſchaften kaum eine verwirklicht werden, freilich

---

[1]) Daſ. S. 121. — [2]) Daſ. 123. — [3]) Daſ. — [4]) Böttiger Geſchichte von Sachſen II, 92.

hatten die neuen Titulaturen nur einen Meinungswerth, freilich — was noch bedenklicher — erhob ſich indeß die Macht des Kaiſers zu ſolcher Höhe, daß er dem Kurfürſten Johann Georg, ſo gut wie den andern Großen, das Gaſthütel herunter zu ziehen, und ihm nicht blos die bisher ertheilten Geſchenke, ſondern auch das, was Jener von Hauſe aus beſeſſen, abzunehmen vermochte: aber dieſe Möglichkeiten ſtörten die Ruhe des Kurfürſten nicht, er glaubte ſeinem Vortheil gemäß zu handeln.

Außer den bisher geſchilderten Maaßregeln fallen in die Jahre 1623 und 1624 auch einige Gnadenakte. Von den im Januar 1621 geächteten Anhängern Friedrich's V. ſtarb der Jägerndorfer Markgraf, ohne daß er um Begnadigung eingekommen wäre[1]), den $^{14}/_{24}$. März 1623 in Siebenbürgen bei ſeinem Beſchützer Bethlen Gabor, der ihm eine Zufluchtſtätte eröffnet[2]). Aber noch lebte der Graf Georg Friedrich von Hohenlohe und der Fürſt Chriſtian von Anhalt. Erſterer erhielt auf Verwenden mehrerer Fürſten ſchon 1622 die Erlaubniß von Ferdinand II. ruhig auf ſeinen Gütern wohnen zu dürfen[3]). Im folgenden Jahre reiſte der Graf nach Wien, that den 9. Sept. (n. St.) 1623 einen Fußfall vor dem Kaiſer und ward nun vollſtändig begnadigt[4]). Größere Mühe koſtete die Ausſöhnung mit dem Reichsoberhaupte den Anhalter Chriſtian, welchen wir ſeit dem Ende des böhmiſchen Kriegs aus den Augen verloren haben. Chriſtian vertraute auf das Glück des Kurpfälzers bis nach der Schlacht bei Wimpfen. Dann ſuchte er ſich mit der ſiegenden Parthei zu verſtändigen. Unter dem $^{2}/_{12}$. Juni erließ er an den Kaiſer ein kriechendes Schreiben[5]), in welchem er um Verzeihung bat, und namentlich dieß zu ſeinen Gunſten anführte, daß er den Kurpfälzer zur Niederlegung der Waffen habe bereden wollen. Ferdinand II. ſchlug die Bitte ab, verſchonte jedoch vorläufig das Fürſtenthum des Schuldigen mit Vollſtreckung der Acht. Nun gieng Chriſtian nach Schweden zu Guſtav Adolf, dann nach Flensburg zu dem Dänenkönig, und zwar verhielt er ſich an beiden Orten keineswegs ruhig, ſondern er ſuchte fortwährend die Schweden, die Dänen, die Holländer, die Engländer, Franzoſen, den Siebenbürger Fürſten, die Türken, kurz die halbe Welt zum Kriege wider den Kaiſer und zu Einfällen in Teutſchland aufzuhetzen[6]). Die Erfolgloſigkeit ſeiner Bemühungen ſcheint ihn endlich mürbe gemacht zu haben. Anderer Seits mochte der Wiener Hof fühlen, daß es gerathen

---

[1]) Senkenberg IV, 333. — [2]) Daſ. S. 382 Note y. — [3]) Khevenhiller IX, 1764. — [4]) Derſelbe X, 141. — [5]) Beckmann Geſchichte von Anhalt 330, b. flg. — [6]) Auszüge des ſchwarzen Regiſters bei Londorp II, 725 b. 726, a. 727, b. 728 b.

ſei, einen ſo gefährlichen Ränkeſchmid aus dem Lager der Feinde zu entfernen. Neue Unterhandlungen kamen daher zwiſchen ihm und dem Kaiſer zu Stande [1]), in Folge deren Fürſt Chriſtian ſich im Juli 1624 nach Wien begab, von Ferdinand den 16. vorgelaſſen ward, auf den Knie liegend um Gnade flehte, und auch nach Anhörung eines ſcharfen Verweiſes Verzeihung erhielt [2]). Fürſt Chriſtian kehrte nun nach der Heimath zurück und regierte ſeine Unterthanen im Frieden. In die großen Welthändel hat er ſich nicht mehr gemiſcht. Faſt 62jährig ſtarb er den $^{17}/_{27}$. April 1630, wie der Anhalt'ſche Geſchichtſchreiber zu verſtehen gibt [3]), als ein begnadigter Sünder.

Oben haben wir berichtet, daß in der Schlacht bei Stadtlohn der Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar gefangen genommen ward. Seine Briefſchaften, die gleichfalls in die Hände der Sieger fielen, lieferten den unzweideutigſten Beweis von ſeiner und ſeines Bruders Verſchwörung gegen Kaiſer und Reich. Tilly übergab den Herzog den Bevollmächtigten des Kaiſers. Ferdinand ließ ihn nach Neuſtadt in der Steyermark abführen und dort ein ſcharfes Verhör mit ihm vornehmen. Wilhelm ſuchte ſich zwar ſo gut als möglich hinauszulügen, konnte aber die Richter keineswegs von ſeiner Unſchuld überzeugen [4]). Das Schwert des Geſetzes ſchwebte über dem Nacken des Erneſtiners, und das ihm drohende Schickſal konnte, ſo ſchien es, nur dann abgewendet werden, wenn der Kurfürſt von Sachſen, dem der Kaiſer die größte Rückſicht ſchuldig war, Fürbitte für den ſtammverwandten Prinzen einlegte. Daher Unterhandlungen zwiſchen den Erneſtinern und dem Kurhauſe. Im Mai 1624 kam der älteſte unter den Weimar'ſchen Brüdern, Johann Ernſt, in Begleitung des jüngſten, Bernhard — beide ſtanden noch immer in holländiſchen Dienſten — nach Weimar, um die Sache zu betreiben. Als Beding ſeiner Verwendung forderte [5]) Kürfürſt Johann Georg, der Herzog Johann Ernſt ſolle in ſeinem und der Brüder Namen ſchriftlich verſprechen, daß er dem Kurfürſten, als dem Haupte der ſächſiſchen Geſammt-Familie, die gebührende, bisher verweigerte, Ehre erweiſen, den Kaiſer als Oberhaupt des Reiches verehren, ſich aller ausländiſchen Kriegsdienſte, namentlich des holländiſchen, enthalten und ruhig zu Hauſe bleiben werde. Allein der Erneſtiner zeigte eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, höchſtens wollte er ſich zu dem Verſprechen verſtehen, den Kurfürſten als Haupt des Hauſes Sachſen und den Kaiſer als Haupt des Reiches zu ehren. Die Waffen wollte er nicht niederlegen, und es war unverkennbar, daß er ſich vorbehalten,

---

[1]) Beckmann a. a. O. S. 332. a. — [2]) Khevenhiller X, 526. — [3]) Beckmann a. a. O. S. 334. — [4]) Röſe „Bernhard“ I, 107. — [5]) Daſ. S. 109.

dieſelben, nach einer ſchon bei der böhmiſchen Wahl Friedrich's V. benützten Unterſcheidung zwiſchen dem Kaiſer und dem Gebieter Oeſterreich's, auch ferner wider das katholiſche Oeſterreich zu führen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich. Unter dem $^{19}/_{29}$. Dez. 1624 ſchrieb[1]) Johann Ernſt an den gefangenen Bruder Wilhelm, daß er bedaure ihn ſeinem Schickſale überlaſſen zu müſſen, weil er ehrenvolle, die reichsfürſtlichen Rechte des Erneſtiniſchen Hauſes ſichernde Bedingungen nicht habe erlangen können. Dieß gethan reiste er von Weimar nach Koppenhagen, nahm dort den $^{11}/_{21}$. Febr. 1625 däniſche Dienſte, mit der Verpflichtung 4000 Reiter auf des Königs Chriſtian Koſten zu werben und gegen den Kaiſer zu führen. Gleichwohl ließ Ferdinand nicht blos dem Altenburger Friedrich, der gleichfalls bei Stadtlohn gefangen worden, ſondern auch dem Erneſtiner Wilhelm Gnade widerfahren. Friedrich von Altenburg erhielt ſchon den 5. Mai 1624 die Freiheit wieder[2]), Wilhelm zu Anfang des Jahrs 1625[3]); und zwar erfolgte die Freilaſſung des letztern zu einer Zeit[4]), da Ferdinand bereits vom nahen Ausbruche des däniſchen Kriegs und der Verbindung der Erneſtiner Johann und Bernhard mit Chriſtian IV. ſichere Kunde hatte. Ich möchte hieraus den Schluß ziehen, daß es in der geheimen Abſicht des Kaiſers lag, die Erneſtiner noch ſchuldiger werden zu laſſen, als ſie es ſchon waren, damit die wohlverdiente Strafe ſie zur rechten Zeit mit einem furchtbaren Streiche treffe.

Auch wegen der Begnadigung Chriſtian's von Halberſtadt wurde im Laufe des Jahres 1624 unterhandelt. Auf Bitten ſeiner Mutter und ſeines Bruders Friedrich Ulrich kam der Prinz im April aus Holland nach der Heimath, was offenbar einige Geneigtheit zur Unterwerfung verrieth. Allein bald wurde er wieder andern Sinnes, obgleich Ferdinand ihn zu begnadigen verſprach, wenn er ruhig zu Hauſe bleiben würde. Die Nachrichten von der kriegeriſchen Haltung in England und Frankreich hatten ihn umgeſtimmt. Er kehrte nach dem Haag zurück, und ſchrieb[5]) von dort unter dem $^{15}/_{25}$. Mai nach Hauſe: „er wolle die ihm angebotene Gnade des Kaiſers nicht gerade zurückweiſen, aber auch nicht unbedingt annehmen. Grafenhaag und die holländiſchen Dienſte zu verlaſſen, müßte er ablehnen. Holland ſey eine wahre Kriegsſchule, wo er ſich auch ferner zum Dienſte des Kaiſers, des Vaterlands und der ſo hoch bedrängten teutſchen Freiheit tüchtig zu machen gedenke." Viel kampfluſtiger lautete ein zweiter 15 Tage ſpäter geſchriebener[6]) Brief: „Wir haben in Betracht gezogen, daß es keinem Edelmanne, am Wenigſten uns, ziemlich

---

[1]) Daſ. S. 115. — [2]) Daſ. S. 343 Note 64. — [3]) Khevenhiller X, 712.
[4]) Röſe a. a. O. S. 115. — [5]) V. d. Decken I, 126. — [6]) Ebendaſ.

wäre, die eine Partie mit Hintanſetzung des gegebenen Worts zu verlaſſen und ſich zur andern zu ſchlagen. Derohalben haben wir uns entſchloſſen, das Kriegsglück zu verſuchen, und hoffen auch zu Gott, Er werde uns wohl erhalten." Zugleich wiederholte er die Verzichtung auf das Bisthum Halberſtadt und die übrigen Einkünfte aus der Heimath. Chriſtian gieng kurz darauf nach England, wo man ihn mit offenen Armen empfieng und mit dem Hoſenband-Orden beehrte.

Wenden wir uns noch einmal zum Heere. Nicht blos in Niederſachſen kam es im Jahre 1623 zum Kampfe, auch im fernen Oſten wurde der Kaiſer angefallen, und zwar ſtanden beide Kriege mit einander in enger Verbindung. Während Chriſtian von Braunſchweig im Auftrage der Holländer die Liga beſchäftigen ſollte, hatten die Staaten ihren alten Bundesgenoſſen auf der türkiſchen Gränze, den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, in die Waffen gerufen. Auf den Vorwand oder den Grund hin, daß Ferdinand die Bedingungen des Nickolsburger Friedens [1]) nicht erfüllt habe, ſchickte Bethlen Gabor ſchon im Herbſte 1623 den alten Grafen Matthes Thurn, der ſich mit dem Markgrafen von Jägerndorf bei ihm befand, nach Conſtantinopel, um vom Großtürken Hülfe gegen die Teutſchen zu begehren [2]), die er auch erhielt. Nun rückte [3]) der Siebenbürger im Herbſte 1623 gegen die Stadt Tyrnau in dem Theile Ungarns, welcher dem Kaiſer gehörte, nahm ſie und brach dann mit 60,000 Mann von allerlei Nationen und Glaubensweiſen — Chriſten und Mohamedanern — in Mähren ein, laut verkündend, daß er St. Martins-Tag in Prag zu feiern gedenke. Ferdinand konnte dieſem ungeheuren Schwarm nur eine geringe Macht von etwa 12,000 Mann unter dem Grafen von Montenegro und Albrecht von Wallenſtein, der kaum zuvor zum Fürſten von Friedland erhoben worden war [4]), entgegenſtellen. Bei dem Orte Hodonin in Mähren umringte Bethlen das Heer des Grafen von Montenegro, vereitelte einen Verſuch, ſich durchzuſchlagen, den der Graf machte [5]), und trieb die Kaiſerlichen ſo in die Enge, daß von Ergebung die Rede war. Dennoch geſchah dieß nicht, angeblich weil im Lager Bethlens das Gerücht erſcholl, daß 40,000 Mann Ligiſten und andern teutſchen Volks im Anmarſche ſeyen, um den Siebenbürgern in den Rücken zu fallen. Statt einen tödlichen Streich gegen Montenegro's Heer zu führen, bewilligte Bethlen einen Waffenſtillſtand vorerſt auf zwei Monate, dann für den Winter, und zog in

---

[1]) Siehe oben S. 342 flg. — [2]) Khevenhiller X, 140. Hammer Geſchichte des Osmaniſchen Reichs IV, 579. — [3]) Theatrum Europ. I, 759 flg. — [4]) Khevenhiller X, 141. — [5]) Senkenberg IV, 291.

ſeine Heimath zurück. Im Frühjahr 1624 fielen zwar noch einige Gefechte vor, aber Anfangs Mai vereinigten ſich beide Partheien über einen Frieden [1]), der im Weſentlichen die Bedingungen des Nickolsburger Vertrags erneuerte. Wir ſind der Meinung, daß es dem Siebenbürger im Jahre 1623 und 1624 ſo wenig als 1619 Ernſt mit dem Kriege war; er wollte den Kaiſer nur ſchwächen, und wohl auch zu einer Familienverbindung nöthigen, nicht aber verderben. Im Sommer 1623 hatte er die älteſte Tochter Ferdinand's zur Ehe begehrt und dagegen dem Kaiſer allen möglichen Vorſchub verſprochen [2]). Kurz der Siebenbürger nahm zwar von den Holländern und andern Feinden Oeſterreich's Sold — denn er brauchte ſehr viel Geld, beſonders um ſeine ſchwierige Vaſallen-Stellung zum Sultan zu behaupten — aber er betrog ſeine Brodherrn, gerade wie es umgekehrt die Holländer mit jenen fürſtlichen Abentheurern teutſchen Blutes machten, welche ſie in ihre Dienſte zogen, aber dann im Gedränge ſtecken ließen.

Während dieſer Bewegungen auf der ſüdöſtlichen Gränze des teutſchen Reichs hatte Tilly, nachdem er die Auflöſung des Mannsfeld'ſchen Heeres vorbereitet, Winterquartiere in der Landgrafſchaft Heſſen-Kaſſel bezogen. Streng wurde der Herr und das Land behandelt. Die Wirthe, bei denen Soldaten lagen, mußten jedem Hauptmanne täglich 4, einem Fähndrich 2 Maaß Wein reichen, beſonders theuer kamen die Faſtenſpeiſen der eifrig katholiſchen Baiern [3]) (Stockfiſche, Lachſe, Heringe, frieſiſcher geſalzener Butter). Gleichwohl that Tilly Alles, die Mannszucht aufrecht zu erhalten, und auch der Sold aus den Kriegskaſſen der Liga gieng fort. Im Winter 1623 empfieng das Heer jeden Monat 265,600 Reichsthaler [4]) aus der Bundeskaſſe. Dennoch kamen, wie es in ſolchen Fällen immer geſchehen wird, viele Unordnungen im Einzelnen durch die Gier der Führer vor. Merkwürdiger Weiſe zeigten ſich zwei teutſche Reichsfürſten — noch dazu Lutheraner, die damals im Heere der Liga dienten — die jungen Herzoge von Sachſen-Lauenburg und Holſtein als die Grauſamſten. Vergeblich ſuchte Tilly den Uebermuth dieſer Herrn durch die ſtrengſten Verweiſe [5]) im Zaume zu halten — ſie glaubten ſich durch ihre Geburt berechtigt, das teutſche Volk mit Füßen zu treten. — Dieſelbe Geſinnung erfüllte 8 Jahre ſpäter, wie wir zeigen werden, den Schwedenkönig mit tiefem Abſcheu vor vielen Mitgliedern des höchſten teutſchen Reichsadels. Der Landgraf von Heſſen, Moritz, für ſein theures Leben fürchtend, weil falſche Gerüchte umliefen, daß Tilly ihn am

---

[1]) Theatrum Europ. I, 788 b. — [2]) Khevenhiller X, 167. — [3]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen III, 571. — [4]) Urkunde bei Weſtenrieder, Beiträge VIII, 155. — [5]) Rommel a. a. O.

Kopfe nehmen wolle[1]), machte ſich aus dem Staube, und überließ die Unterthanen, welche er hineingeführt, ihrem Schickſale. Er wandte ſich zu den nordteutſchen Guelfen nach Cöthen, Deßau, nach Magdeburg zu dem lutheriſchen Inhaber des Erzſtifts, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, der ſpäter eine ſo traurige Rolle ſpielte, und auch damals alle Verſchwörungen insgeheim d. h. ohne Gefahr für ſich unterſtützte, endlich nach Bremen und zum König von Dänemark[2]), überall Andere zu einem Kampfe aufzureizen ſuchend, den er ſelbſt nicht den Muth gehabt hatte offen zu beſtehen. Während des Winters gieng die innere Auflöſung der Landgrafſchaft, welche Tilly ſchon im Frühjahre 1623 vorbereitet, vollends ihren Weg. Die Ritterſchaft riß ſich vom Verbande mit der heſſiſchen Landesregierung los und handelte auf eigene Fauſt[3]), die Bürger und Bauern verweigerten Fortbezahlung der gewöhnlichen Steuern[4]), die geringe bewaffnete Macht des Landgrafen lief wegen Soldmangels davon, oder mußte bis auf etliche Fahnen abgedankt werden[5]). Zugleich erzwang Tilly die Abtretung des Marburger Erbtheils, welche Moritz bis dahin verweigert, und nahm die Abtei Hersfeld, welche der Landgraf an ſich geriſſen, für die rechtmäßige Eigenthümerin, die teutſche katholiſche Kirche, in Beſitz[6]).

Zu demſelben Geſchäft der Wiedereinziehung katholiſcher Kirchengüter wurde das Bundesheer während des Jahres 1624 auch im übrigen Teutſchland verwendet. Der Herzog von Celle hatte das Bisthum Halberſtadt, welches er nach Chriſtians des Jüngern förmlicher Verzichtung, wie oben berichtet worden, an ſich zog, aus Furcht vor dem däniſchen Mitbewerber bald wieder niedergelegt[7]), worauf das lutheriſche Kapitel um eine hübſche Summe Geldes, die der dankbare Däne bezahlte[8]), den Prinzen Friedrich, Sohn Chriſtian's IV., zum Nachfolger wählte. Aber dieſes freche Spiel ſollte nicht lange dauern, denn es war keineswegs die Abſicht des Kaiſers und der Liga, daß der Jüte unter dem Vorwande des allein ſeligmachenden Lutherthums teutſche Reichslehen verſchlinge. Auf Ferdinand's Befehl zog Tilly herbei, jagte den däniſchen Prinzen fort, ſtrafte das Kapitel wegen der letzten Wahl, und ſetzte mit Gewalt die vertriebenen katholiſchen Chorherrn und die Franziscaner zu Halberſtadt wieder ein. Auch der Brandenburger Inhaber des Magdeburger Erzſtifts, Chriſtian Wilhelm, erhielt einen kleinen Vorſchmack deſſen, was ihm bevorſtand. Von Tilly gezwungen, mußte er das

---

[1]) Daſ. S. 570. — [2]) Daſ. Note 514. — [3]) Ebendaſ. S. 575, 576 flg. 579. — [4]) Daſ. S. 572. — [5]) Daſ. S. 576. — [6]) Daſ. 567. — [7]) V. d. Decken I, 127. — [8]) Caraffa Germania sacra Text S. 178.

Nonnenkloſter Althaldensleben, das er lutheriſch gemacht, d. h. in ſeinen Sack geſteckt hatte, herausgeben. Ebenſo ergieng es dem Grafen von Hanau mit gewiſſen ehemals zum Hochſtifte Würzburg gehörigen Abteien, welche er an ſich geriſſen hatte. Mit ſichtbarer Freude berichtet[1]) der päbſtliche Botſchafter Caraffa dieſe der römiſchen Kirche ſo nützlichen Thaten des katholiſchen Heeres. Niemand wagte Tilly's ſiegreichen Schaaren ſich zu widerſetzen, kein Feind ſtand mehr durch das weite Germanien wider Kaiſer und Reich im Felde. Dennoch entwaffnete die Liga nicht, im Gegentheile verrieth ſie eine ganz andere Abſicht. Im Frühjahr berief[2]) nämlich der Bundesoberſte, Kurfürſt Maximilian von Baiern, die Mitglieder — doch nicht alle, ſondern nur die vertrauteren: von den Rheiniſchen Mainz, Trier, Cöln, Worms, Speier, Fuld, von den oberländiſchen Salzburg, Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Augsburg, Kempten, Ellwangen und die Grafen von Fugger — zu einem Ligatage nach Augsburg. Die erſte zur Berathung vorgelegte Frage: ob der Bund fortdauern ſolle, ward einſtimmig bejaht. Hierauf faßte die Verſammlung auf den Vortrag Baierns folgenden höchſt wichtigen Beſchluß: „man wolle fürder nicht blos Diejenigen als Feinde behandeln, welche ſich durch Wort und That gegen den Kaiſer oder den Bund als ſolche erwieſen hätten, ſondern auch Diejenigen angreifen, welche zwar bis jetzt ſtille geſeſſen, aber insgeheim damit umgiengen, im eigenen Lande Mannſchaft zu werben, oder gar fremdes Kriegsvolk wider des Kaiſers Willen ins Reich zu führen.“ Zuletzt ward die Frage aufgeworfen, ob man die Feſtungen Mannheim und Heidelberg, welche das Heer des Bundes in kaiſerlicher Majeſtät Namen erobert, auf Verlangen wieder herausgeben ſolle? Die ganze Verſammlung entſchied: der Liga Beſatzungen aus beiden Feſten, möge es auch verlangen wer da wolle, nicht abzuführen. Aus erſterem Beſchluſſe erhellt, daß der katholiſche Bund vorhatte, von der Vertheidigung zum Angriffskrieg überzugehen, und jene nordteutſchen Fürſten, die Welfen, die Meklenburgiſchen Herzoge, ſo wie Kurbrandenburg, die bisher insgeheim des Kaiſers Feinde unterſtützt, anzufallen. Der andere Beſchluß war gegen Spanien gerichtet. Wir werden von dem Verhältniß zu dieſer Krone im nächſten Kapitel handeln. Einiger als je verwilligten die zu Augsburg anweſenden Bundesmitglieder den bedeutenden Betrag der Summen, die zur fernern Unterhaltung des Heeres nöthig waren. Auch ſchoßen ſie die ſchon auf dem letzten Ligatage genehmigte, aber bis jetzt noch nicht

---

[1]) A. a. O. — [2]) Quelle für dieß und das Folgende Stumpf Geſchichte der Liga 196 ff.

bezahlte Belohnung von 20,000 Gulden für den ruhmbedeckten Bundesfeldherrn alsbald zuſammen und verſprachen ihm weitere 100,000 wenn er fortfahre, der katholiſchen Sache in bisheriger Weiſe zu dienen. Tilly's Siege und das hohe Anſehen, das durch dieſelbe der Bund errungen, hatten dieſe ſonſt ſo genauen Rechner hingeriſſen.

Eine bange Ahnung, daß außerordentliche Dinge in Germanien ſich vorbereiten, durchzuckte damals Europa. Zwar war es nicht das geſetzliche Oberhaupt des Reichs, ſondern der Kurfürſt von Baiern, *als Oberſt* der Liga, der damals das große Wort im *unterworfenen Teutſchland* führte. Aber die Feinde Germaniens hatten guten Grund zu fürchten, daß die großen Erfolge, welche Tilly erſtritten, zuletzt dem Kaiſer zu gute kommen dürften. Und wenn dieß geſchah — wie dann? Durch vielköpfige Zwietracht, durch das Sinken der Reichsgewalt, gieng die Stellung verloren, welche die teutſche Nation im Mittelalter eingenommen, und welche — wir wagen es zu ſagen — dieſelbe noch immer verdiente. Die Wiederherſtellung des Königthums hätte den verdunkelten Ruhm, die zerſplitterte Macht ſchnell zurückgeführt, und wahrlich anders würden die Jahrbücher Europa's lauten, wäre der natürliche ſchon trefflich angebahnte Gang unſerer Geſchichte nicht durch außerordentliche Fügungen des Schickſals unterbrochen worden! Es kann daher nicht auffallen, daß ſich ſeit den glänzenden Fortſchritten der kaiſerlichen Waffen in den uns benachbarten Ländern eine mit Schrecken gemiſchte Eiferſucht offenbarte, und zwar trat dieſes gehäſſige Gefühl am eheſten bei der Macht hervor, die von Tilly's Siegen die erſten Früchte pflückte. Wir haben oben[1]) gezeigt, wie der Entſchluß der habsburgiſchen Prinzen, auf ihre Erblehen, in welche der Nachlaß Ferdinands I. getheilt worden war, zu verzichten und den Geſammtbeſitz des Hauſes dem Steiermärker Ferdinand zuzuwenden, den Wendepunkt öſterreichiſcher Geſchicke herbeiführte und den Grund zu dem Wiederaufbau kaiſerlicher Herrſchaft legte. Iſt es nicht ſehr begreiflich, daß der Kaiſer mit aller Kraft dieſen wichtigen Grundſatz künftiger Einheit des Erbſtaates feſt hielt. Den 10. Mai 1621 unterzeichnete Ferdinand ein Teſtament[2]), welches mit der Erklärung ſeines Entſchluſſes im römiſch-katholiſchen Glauben zu leben und zu ſterben beginnt, dann ſogleich das Recht der Erſtgeburt für alle Zeiten in der kaiſerlichen Familie zum oberſten Hausgeſetz erhebt: nach Ferdinand's Tode ſolle der älteſte Sohn, nach dieſem jedesmal der erſtgeborne in der herrſchenden Linie alle Lande erben. Jedem nachgebornen Prinzen ward ein jährliches Einkommen von 45,000 Gulden ſammt einer vom jeweiligen Kaiſer zu benen-

[1]) Seite 291 unten flg. — [2]) Senkenberg IV, 106 flg.

nenden Herrſchaft, die aber nach dem Tode des Prinzen wieder an das Haupt der Geſammtfamilie zurückfallen müſſe, zum Unterhalte ausgeſetzt. Weiter verfügte das Teſtament, daß im Falle die herrſchende Linie ausſterbe, die Nachfolge in ſämmtlichen Erblanden an den nächſten Verwandten nach dem Rechte der Erſtgeburt übergehen ſolle. Plötzlich ſtoßen wir gegen Ausgang des Jahres 1623 auf Verſuche, die durch das eben angeführte Teſtament ſo ſcharf und bündig ausgeſprochenen Grundſätze der Staatseinheit und der Erſtgeburt umzuſtoßen. Kaiſer Ferdinand hatte zwei Brüder, den in vorliegendem Werke ſchon oft genannten Erzherzog Leopold, bis dahin Biſchof von Straßburg und Paſſau, welcher auch eine kriegeriſche Rolle ſpielte, und den Erzherzog Karl, der gleichfalls dem geiſtlichen Stande angehörte und mit dem Stuhle von Breslau bedacht war. Im Herbſte 1623 eröffnete [1]) nun Leopold ſeinem kaiſerlichen Bruder erſtlich, daß er aus dem geiſtlichen Stande zu treten und ſich zu vermählen gedenke, und zweitens daß er auf Zuweiſung eines Antheils am Geſammtgute des Hauſes beſtehen müſſe. Vergebens ſuchte der Kaiſer ſeinem Bruder die Heirathsgedanken auszureden, damit das öſterreichiſche Erbe ungetheilt bleibe: Leopold war unerſchütterlich. Vergebens ſchrieb Ferdinand II. nach Spanien, daß der dortige Hof dem Erzherzoge gegen das Verſprechen der Eheloſigkeit die Statthalterſtelle in Portugal, das damals noch Spanien gehörte, antragen möchte. Die Spanier wollten nichts mit einem Prinzen zu thun haben, deſſen Herrſchſucht ſie durch die Berichte Zunniga's, der früher kaſtiliſcher Geſandter in Wien geweſen, nur zu gut kannten. Um den Frieden in ſeinem Hauſe zu erhalten, mußte der Kaiſer nothgedrungen zu einer Theilung ſchreiten, und er konnte noch von Glück ſagen, daß es ihm gelang, die Anſprüche Leopold's, hauptſächlich in Folge der Nachgiebigkeit des dritten und jüngſten Bruders Carl, von den größeren Kronen Schleſien, Ober- und Niederöſterreich, Böhmen, Ungarn, und Mähren abzulenken und auf die ſogenannten öſterreichiſchen Vorlande, Tirol, Burgau, Breisgau, Elſaß zu beſchränken! Letztere wurden in drei Theile zerlegt, davon empfieng Leopold den einen vermöge ſeines Geburtsrechtes, den zweiten trat ihm der jüngere Bruder Carl ab, der ſich mit ſeinem Biſthum begnügte, den dritten endlich überließ ihm Ferdinand, doch nur auf Lebenslang und mit der Beſtimmung, daß wenn Erzherzog Leopold von ſeiner künftigen Gemahlin keine männliche Nachkommenſchaft erhalte, das Erbe deſſelben an Ferdinand oder deſſen Söhne heimfalle, falls aber Ferdinand ohne Mannsſtamm ablebe, ſolle das ganze Hausgut dem Erzherzog Leopold oder deſſen Söhnen zu Theil werden.

[1]) Senkenberg IV, 297 flg. Khevenhiller X, 158 flg.

Hiegegen mußte Leopold für jetzt auf die übrigen öſterreichiſchen Erblande verzichten. Noch verwickelter wurde die Verhandlung zwiſchen Ferdinand und Leopold, weil der Madrider Hof, ſo bald er von der Erbforderung des Erzherzogs Kunde erhielt, mit Berufung auf den geheimen, im Jahre 1617 mit Ferdinand abgeſchloſſenen Vertrag[1]) die Abtretung des Elſaßes verlangte. Doch dieſe neue Gefahr wandte der kaiſerliche Geſandte in Madrid, Graf Khevenhiller, glücklich ab, indem er allen ſeinen Einfluß aufbot, um Philipp IV. zu bewegen, daß er den Vortheilen jenes Vertrags entſagte, was dem teutſchen Edelmanne auch gelang[2]). Auf Andeutungen[3]) Khevenhiller's geſtützt, vermuthe ich, daß das letztgenannte Anſinnen nur ein zwiſchen Ferdinand und Philipp IV. verabredeter Schreckſchuß war, darauf berechnet, den Erzherzog zu Ermäßigung ſeiner Anſprüche zu vermögen. Denn ohne dieſe Drohung Spaniens hätte derſelbe zuletzt gar noch Theilung der ganzen Monarchie verlangt. Das Endergebniß war auch ſo noch ungünſtig genug für die kaiſerliche Sache. Nachdem man unſägliche Mühe aufgewandt, um den Grundſatz der Staatseinheit und Erſtgeburt durchzuführen, gab es jetzt doch wieder zwei öſterreichiſche Linien, die leicht in ein feindliches Verhältniß zu einander gerathen konnten. Noch bleibt die wichtige Frage zu ermitteln, wer den Prieſter Erzherzog, den Doppel-Biſchof von Straßburg und Paſſau, zu jenen ſeinem Hauſe ſo ſchädlichen Anſprüchen verleitet habe, wer hinter ſeinen Umtrieben ſteckte? Auf Niemand anders kann der Verdacht fallen, als auf die Prieſter-Parthei, oder genauer geſprochen, auf den römiſchen Hof. Denn wenn der heilige Vater es redlich mit dem teutſchen Kaiſer meinte, brauchte er dem heirathsluſtigen Cleriker nur die unumgänglichen Dispenſen zu verweigern. Aber der Pabſt hat dieſe Dispenſen nicht verweigert, ſondern den ehemaligen Biſchof an den Traualtar befördern helfen[4]). Kurz es iſt ſonnenklar, daß die Heiraths- und Erb-Gelüſte Leopold's im Dienſte der Eiferſucht des römiſchen Hofes ſtanden, welcher zum Voraus das Anſchwellen kaiſerlicher Macht fürchtete, und dieſem Uebel ſo ſchnell als möglich durch eine neue Theilung öſterreichiſcher Erblande vorbeugen zu müſſen glaubte. Wir werden tiefer unten zeigen, daß Leopold auch ſpäter im Bunde mit den Prieſtern der Größe ſeines eigenen Hauſes entgegenarbeitete, und auf alle Weiſe den Sturz Wallenſtein's zu befördern ſuchte.

Nicht minder als der Pabſt waren faſt ſämmtliche übrige Mächte Europa's, Frankreich, England, Savoyen, Venedig, Dänemark, Schweden

---

[1]) Oben S. 292. — [2]) Khevenhiller X, 477 flg. — [3]) Daſ. — [4]) Daſ. S. 1108 flg.

durch den Gedanken geſchreckt, aus der bisher noch vorzugsweiſe katholiſchen Bewegung in Teutſchland könnte eine Wiederherſtellung kaiſerlicher Macht hervorgehen. Der erſte europäiſche Bund zu Gunſten der proteſtantiſchen Reichsariſtokratie wider Habsburg begann zu entſtehen. Die Feinde Teutſchlands ſahen ſich nach einem Feldherrn um, und zu dieſem Geſchäfte boten die Könige Guſtav Adolf von Schweden, und Chriſtian IV. von Dänemark ihre Dienſte an.

Fünftes Capitel.

Holland, Geiſt des Calvinismus. Frankreich, Richelieu. England, Buckingham. Unterhandlungen mit Guſtav Adolf und Chriſtian IV. von Dänemark. Ausbruch des däniſchen Kriegs. Die teutſchen Finanzen im dreißigjährigen Kriege. Wallenſtein's Beſtallung zum kaiſerlichen Feldhauptmanne. Die kaiſerliche Parthei.

Jene pflichtvergeſſenen Fürſten, jene raubluſtigen Abentheurer, welche ſeit 1619 Waffen gegen Kaiſer und Reich trugen, handelten nicht auf eigene Fauſt, ſondern ſie ſtanden im Solde fremder Feinde Teutſchlands. Die Holländer ſind es, welche nicht nur die Böhmen zum Aufruhr gereizt, ſondern auch den Kurpfälzer, die Union, den Halberſtädter Chriſtian, den Markgrafen von Baden, den Mannsfeld, mit Geld unterſtützten, durch Verſprechungen anfeuerten, und zum Kampfe trieben. Man muß zugeben, daß die Staaten guten Grund zu dieſem dem teutſchen Reiche ſo verderblichen Verfahren hatten. Denn wenn dieſſeits unter katholiſchem Banner das Kaiſerthum wiederhergeſtellt, Teutſchland unter einen Hut gebracht wurde, war es um die holländiſche Freiheit geſchehen. Hatten ſie auch den Heeren und Schätzen Spaniens glücklichen Widerſtand geleiſtet: kein Element, keine Sturmfluth, kein menſchliches Mittel würde ſie vor den vereinten Kräften Germanniens geſchützt haben, ſondern mit Gewalt hätte man ſie zum Reiche zurückgebracht, wohin ſie gehörten. Ganz richtig urtheilten ſie daher, daß ihre Unabhängigkeit am obern Rhein, an der Donau, Moldau, Elbe, der Oder vertheidigt werden müſſe.

Aber wie kam es, daß die Niederländer, ein kleines, kaum zwei Millionen zählendes Volk, ſo große Dinge verrichten, die Heere der ſpaniſchen Linie des Hauſes Habsburg brechen, und die Streitkräfte der katholiſchen Liga wie des Kaiſers nun bis ins fünfte Jahr in Teutſchland beſchäftigen konnten! Die Jahrbücher der teutſchen Geſchichte vom achten bis zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts liefern glänzende Beweiſe

von der Tüchtigkeit des frieſiſchen Stammes, und eben derſelbe hat die alte Thatkraft in dem ſpaniſchen Kampfe auf merkwürdige Weiſe erprobt. Später ſchuf der Krieg ſelbſt Hülfsmittel zu Behauptung der eroberten Vortheile. Noch während des Kampfes, beſonders aber ſeit dem Waffenſtillſtand, wuchs Reichthum und Macht des jungen Staats in Folge ſeiner glücklichen geographiſchen Lage außerordentlich ſchnell. Die Holländer riſſen den Welthandel an ſich, durchſchifften alle Meere, plünderten die ſpaniſchen Silberflotten und gründeten gewinnreiche Niederlaſſungen in den entfernteſten Gegenden der Erde. So wurde es ihnen möglich, Geld zur Aufreizung jener teutſchen Empörer herbeizuſchaffen. Im Uebrigen verfuhren ſie bei letzterem Geſchäft mit großer Sparſamkeit. Es lag ihnen nichts daran, daß der Kurpfälzer Friedrich V., ihr Werkzeug und Schützling, ſein Land wieder gewinne, ſondern nur darauf war ihr Abſehen gerichtet, daß in Teutſchland das Waſſer hübſch trübe erhalten werde, und daß der Kaiſer nicht zum Ziele komme. Hiezu bedurfte es keiner übermäßigen Summen. Man gab jenen ſcheinbaren Vertheidigern Friedrich's V. und der teutſchen Freiheit, dem Grafen Mannsfeld, dem Halberſtädter Chriſtian, ein Stück Geld in die Hand, das gerade hinreichte, um einen Haufen Söldner zu werben, und beförderte ſie dann nach Teutſchland hinaus; die Sorge, wie dort weiter zu kommen, blieb dieſen edlen Herren ſelbſt überlaſſen. Siegten ſie, ſo war es gut, unterlagen ſie, ſo bekümmerten ſich die Staaten auch nicht viel darum, vorausgeſetzt, daß es Andere gab, die ſich dazu verſtanden, die Rolle ihrer Vorgänger wieder aufzunehmen. Und an ſolchen willigen Nachfolgern war bei dem überſtrömenden Religionseifer, der heißen Vaterlandsliebe, der ächten Begeiſterung für teutſche Freiheit, welche damals wie ſpäter die hohe und höchſte teutſche Reichs-Ariſtokratie beſeelten, wahrlich kein Mangel zu befürchten!

Trotz dieſer günſtigen Umſtände iſt dennoch ſehr zweifelhaft, ob es den Niederländern gelungen wäre, ſich übermächtiger Feinde zu erwehren, hätten ſie nicht von den drei großen kirchlichen Principien, unter deren Banner ſich damals das ganze Abendland ſchaarte, dasjenige *erwählt*, welches offenbar die feurigſte Lebenskraft beſaß. Wir wiederholen einen früher ausgeſprochenen Satz: das Lutherthum bedrohte die politiſche Zukunft Europas mit ſchweren Gefahren, weil es nicht bloß im Bereiche des eigenen Lagers alle bürgerliche und kirchliche Gewalt in die Hände der Fürſten niederlegte, ſondern auch im entgegenſetzten, dem katholiſchen, die Geiſtlichkeit nöthigte, um den Preis blinder Unterwerfung, welche der mittelalterliche Katholicismus nicht kannte, den Schutz der Könige zu erkaufen. Wäre daher das Lutherthum mit der alten Kirche allein geblieben,

ſo hätte das Abendland allem Anſchein nach eine Knechtſchaft erlebt, wie nur das byzantiniſche Reich und der Orient ſie kannte. Was anders zeichnet die lateiniſch germaniſche Welt vor dem despotiſch regierten Morgenlande aus, als der ſtete Kampf um Ideen, insbeſondere der Gegenſatz geiſtiger und weltlicher Gewalt, und ſeine natürliche Folge — die gegenſeitige Beſchränkung der Könige, Prieſter, Völker durch einander. Am Lutherthum lag es nicht, daß Europa dieſe Güter bewahrte! Sie wurden bewahrt, dadurch daß in dem Theile des alten teutſchen Reichs, wo damals der kriegeriſche Geiſt und die politiſche Bildung am weiteſten vorgeſchritten war, — in der Schweiz — ein neues kirchliches Princip erſtand. Gibt es einen Ort in der Welt, der beſſer zu einem Mittelpunkt kirchlicher Bewegung taugte, als jene Stadt Genf, gelegen, wie ſie iſt, auf der Markſcheide galliſcher, teutſcher, italiäniſcher Zungen, ein Gemeinweſen, deſſen Bürger längſt zu brennender Thätigkeit, zur Anſtrengung aller Kräfte genöthigt waren, weil ſie unaufhörlich für ihre Unabhängigkeit gegen zwei mächtige und übelgeſinnte Nachbarn, die Herzoge von Savoyen, die Könige von Frankreich, Schildwache ſtehen mußten, verbunden mit Teutſchland durch die bundesverwandte Schweiz, verbunden mit Italien durch lebhaften lombardiſchen Verkehr und Aehnlichkeit der Sprache, verbunden mit Frankreich durch gleiche Zunge und alten Handel. Hier in dieſem kleinen Freiſtaate Genf ſetzte ſich ein kühner, ſcharfer, entſchloſſener, unbeugſamer Reformator feſt, und warf ein neues Banner auf. Wie die katholiſche Kirche ihr Anſehen von der *göttlichen Einſetzung des Prieſterthums* herleitete, wie Luther alle Gewalt in der von ihm geſtifteten religiöſen Geſellſchaft in die Hände der *Fürſten* niederlegte, ſo gründete der Franzoſe Johannes *Calvinus* ſein Werk auf den Willen der *Gemeinde*, was in Genf und den meiſten Cantonen der Schweiz ein dem Herkommen entſprechender, für alle übrigen Länder dagegen ein *revolutionärer* Grundſatz war. Calvin gieng noch weiter: in derjenigen Schrift, welche unter der reformirten Parthei bei Weitem das meiſte Anſehen genoß, in der Anleitung zum chriſtlichen Glauben ſpricht er [1]) ziemlich unverholen ſeine Abneigung gegen jede unbeſchränkte Regierungsweiſe, namentlich aber gegen das ungemiſchte *Königthum* aus. Dieſe Lehre hat in der neuen von Calvin gegründeten Kirche ſchnell tiefe Wurzeln getrieben. Von Anfang an erhielt der Calvinismus eine ſcharf ausgeprägte *demokratiſche* Richtung. Nun konnte es nicht fehlen, daß die Anhänger des Genfers bei ſolcher Geſinnung von Seiten der Herrſchenden überall heftigen Widerſtand erfuhren. Aber der Kraft des Gegenſtoßes

[1]) Institut. relig. christianae liber IV, cap. 20 sect. 1 flg.

entſprach die Wucht des Angriffes. Außer jener politiſchen Lehre und außer der ſtrengen Sittenzucht, die er einführte, hat Calvin in den Schooß ſeiner Parthei zwei Grundſätze ausgeſtreut, welche im Bunde mit den beiden erſtgenannten trefflich geeignet waren, ein wildes, unzerſtörbares Feuer zu entzünden. Luther hatte Anfangs dem ſtrengen Auguſtiniſchen Lehrbegriff von göttlicher Gnade und Verwerfung gehuldigt, kam aber ſpäter aus natürlicher Milde wieder davon zurück, Calvin dagegen nahm denſelben in ſeiner ganzen unerbittlichen Schärfe auf; unter chriſtlichen Formeln wurde in der reformirten Kirche das Verhängniß zum Glaubensſatze erhoben. Noch erfolgreicher war eine andere Eigenthümlichkeit der neuen Kirche. Bekanntlich beruht die große Macht, welche der Katholicismus auf die Gemüther übt, nicht am Wenigſten darauf, daß er auch die ſinnliche Natur des Menſchen in den Kreis religiöſer Gefühle zu ziehen weiß, indem er Auge und Ohr der Andächtigen durch rührende Muſik, durch einen prachtvollen und erhebenden Cult voll Schönheit und Würde bezaubert. Aber dem eben bezeichneten Vorzug ſteht eine Klippe zur Seite, welche der alten Kirche ſchon öfter große Gefahren brachte. Sehr leicht geht nämlich der katholiſche Cult in einen Heiligen- und Bilderdienſt über, der ſchon öfter benützt worden iſt, den Vorwurf des Heidenthums auf das Pabſtthum zu laden. Calvin ermangelte nicht, die katholiſche Kirche auf dieſer empfindlichſten Seite anzugreifen. Er erklärte allem ſinnlichen Cult, namentlich den Bildern, unverſöhnlichen Krieg, und verdammte die Papiſten als verkappte Heiden und Götzendiener. Hiedurch erhielten ſeine Anhänger einen überall greifbaren Gegenſtand, an dem ſie ihren Religionseifer und ihren Haß üben konnten. Zieht man noch in Betracht, daß die reformirte Parthei geiſtliche Nahrung viel weniger in dem neuen als in dem alten Teſtamente und namentlich in jenen glühenden Capiteln ſuchte, wo die Seher Israels ihr gekränktes Nationalgefühl in Verwünſchungen gegen Babel, Aſſur, Edom ausſtrömen und das Volk Gottes zum Haſſe gegen dieſe Gegner des Herrn entflammen, ſo wird die Kampfluſt und der Soldatengeiſt begreiflich, der von Anfang an die Calviniſtiſchen Gemeinden durchſtrömte. Denn Alles kam hier zuſammen, was menſchliche Leidenſchaft entzünden mag; Rom war ihnen Babel, Aſſur, Edom, Todfeindin der Vernunft, der Freiheit, der wahren Religion. Nicht minder furchtbare Gegner mit der Feder, als im offenen Felde, haben die Reformirten dadurch der alten Kirche ſchwere Schläge beigebracht, daß ſie zuerſt mit unerbittlicher Schärfe jene Kunſt der Kritik übten, welche ein unterſcheidendes Merkmal neuerer Bildung geworden iſt, daß ſie den Widerſpruch zwiſchen den idealen Behauptungen des Pabſtthums und der nackten Wirklichkeit mit ſchneidendem Verſtande aufdeckten. Schnell

erkannte Rom, daß ihm in Calvins Gemeinden ein Widerſacher unendlich gefährlicher, als Luther, erſtanden ſey. Das Lutherthum als einen untergeordneten Feind betrachtend, mit dem man ohne Mühe fertig zu werden hoffte, wandte die katholiſche Parthei ihre ganze Kraft gegen den Calvinismus, und ſo geſchah es, daß die Gährung, welche Europa erſchütterte, etwa ſeit 1560 unter der Form des Gegenſatzes zwiſchen katholiſchem und reformirtem Kirchthum hervortrat. Jenes erſchien als Hort des Hergebrachten, nebenbei wegen der engen Verbindung mit den Fürſten, zu welcher die katholiſche Parthei aus den früher beſchriebenen Urſachen genöthigt war, als Schutzwehr weltlicher Despotie, dieſes als das Banner bürgerlicher, geiſtiger und religiöſer Freiheit. Einen in mehrfacher Beziehung ähnlichen Kampf hatte die katholiſche Kirche neun Jahrhunderte früher beſtanden zu der Zeit, da der jugendliche Islam ſeine durch die Lehre von unbedingter Vorausbeſtimmung zur wilden Tapferkeit entflammten Streiter gegen die Chriſten als vom Bibelwort abgefallene Götzendiener führte, und im byzantiniſchen Reich den Bilderſturm erregte. Obgleich in politiſchen Anſichten gänzlich verſchieden, glichen ſich die Moslemim und Calvin's Anhänger darin, daß beide dem, kräftigen Naturen von jeher ſo geläufigen, Begriffe des Schickſals huldigten, daß ſie allen äußerlichen Reiz des Cults, namentlich die Verehrung der Bilder verdammten, daß ſie endlich das Schwert zum letzten Beweismittel der Wahrheit und Rechtmäßigkeit ihrer Kirchen erhoben. Man kann mit gutem Fug die Calviniſche Lehre den Islam des 16. Jahrhunderts nennen und es war nicht Zufall, ſondern ein tief begründeter Einklang der Gefühle, daß die Calviniſten eine auffallende Vorliebe für die Türken an den Tag legten. Der Verfaſſer einer vortrefflich geſchriebenen teutſchen Flugſchrift[1], welche wir mehrfach benützen, hebt hervor und beweiſt ſeine Klage mit Aktenſtücken, daß die Anhänger Calvin's unaufhörliche Ränke in Conſtantinopel anzettelten, um den Sultan gegen Rom, gegen das teutſche Reich, gegen die franzöſiſchen Könige, beſonders gegen die Krone Spanien zum Kampfe aufzureizen. Die Austreibung der Moriskos aus Spanien war großentheils eine Folge kaſtiliſcher Furcht vor den Verbindungen[2], welche die Calviniſten mit den mahomedaniſchen Herrſchern in der Spanien gegenübergelegenen Berberei unterhielten.

---

1) Newer calviniſtiſcher Modell des heiligen römiſchen Reichs — geſtellt durch Chriſtian Gottlieb von Friedberg. Ohne Ort 1616. in 4to. Der Name des Verfaſſers iſt ſichtlich erdichtet, den wahren kann ich in den vorhandenen Hülfsmitteln nicht auffinden. Die betreffenden Stellen ſtehen S. 55 flg. — 2) Daſ. S. 58. Khevenhiller VII, 253 flg.

Der Calvinismus entfaltete zuerſt in Frankreich das volle Maas politiſcher Triebkräfte, die in ihm lagen. Cardinal Bentivoglio, welcher die Hugenotten erſt zur Zeit ihres Sinkens nach Heinrich's IV. Tode kennen lernte, entwirft ein merkwürdiges Bild [1]) von dem republikaniſchen Geiſte, der ſie beſeelte. Weit höher ſchwollen vorher während des franzöſiſchen Religionskriegs die Wogen hugenottiſcher Demokratie. Auf einer Synode zu Chalons faßten ſie den von allen Gemeinden gut geheißenen Beſchluß, nicht bloß das Pabſtthum gänzlich auszurotten, ſondern auch den Adel und die römiſche Juriſterei als widerchriſtliche Anſtalten abzuſchaffen [2]). Der Abfall Heinrich's IV., noch mehr vielleicht die trügeriſche Ruhe, welche ſie unter ſeinem Scepter genoſſen, brachte ihnen einen ſchweren Schlag bei. Gewöhnlich nimmt man an, Heinrich IV. ſey genöthigt durch den Widerwillen der überwiegenden Mehrzahl des franzöſiſchen Volks, die Krone auf dem Haupte eines Hugenotten zu dulden, zur alten Kirche zurückgetreten. Ich möchte die Vermuthung wagen, daß Heinrich nicht ungerne dieſem Zwange ſich ergab, weil er einſehen mußte, daß nach ſtreng hugenottiſchen Grundſätzen das Königthum nicht behauptet werden könne. Seit dem Rücktritte des eben genannten franzöſiſchen Herrſchers war Holland ohne Frage das Hauptlager des Calvinismus. Jede Glaubensweiſe wird, ſo lange ſie etwas von ihrem urſprünglichen Eifer beſitzt, Eroberungen zu machen ſuchen, oder um einen neuen Ausdruck zu gebrauchen, ſie wird durch Propaganda wirken. Das Verzichten auf ſolche Thätigkeit iſt ein Beweis innerlicher Fäulniß. Die Holländer waren überdieß zur Verbreitung ihres Glaubens durch ihre politiſche Lage genöthigt, denn auf dieſem Wege konnten ſie am leichteſten Bundesgenoſſen gewinnen. Frühe kam eine enge Verbindung mit Kurpfalz zu Stande. Auf einer im Juni 1574 zu Dordrecht gehaltenen Synode nahmen die niederländiſchen Gemeinden den 1563 entworfenen Heidelberger Catechismus an [3]), welcher nach und nach das Lehrbuch faſt aller reformirten Kirchen wurde. Heſſen-Kaſſel war das zweite teutſche Fürſtenthum, welches von Luther's Bekenntniß abfiel und dem Glauben der Hugenotten huldigte. Seitdem erſcheint Heidelberg, Sitz kurpfälziſcher Regierung und Univerſität, als der Heerd, von welchem aus die Calviniſche Lehre, im Bunde mit franzöſiſchem und holländiſchem Einfluſſe, ſich über Teutſchland verbreitete. Ränke folgten auf Ränke, um dieſem fremden Getriebe Bahn zu brechen. Zwiſchen 1570 und 1591 wurden von Heidelberg aus zwei, wiewohl vergebliche,

---

[1]) Relazione degli Ugonoti di Francia in deſſen opere storiche Ausgabe der Mailänder Claſſiker I, 236 flg. — [2]) Friedberg a. a. O. S. 131. — [3]) Brand nederl. Reform. Ausgabe Amſterdam 1671 4to I, 554.

Verſuche gemacht, ſelbſt Kurſachſen, die Wiege des Lutherthums, in den hugenottiſchen Kreis zu ziehen. Kurfürſt Auguſt I. (1553 — 1586) ließ ſich, ohne es zu ahnen, von heimlich dem Calvinismus ergebenen Räthen umgarnen, die im Solde des Pfalzgrafen Johann Caſimir von Zweibrücken ſtanden. Als er dahinter kam, fuhr er unerbittlich gegen die Schuldigen los, die zum Theil im Kerker an den Schmerzen der Folter endeten [1]). Der abgeſchlagene calviniſche Sturm hatte 1580 die Einführung der ſtreng lutheriſchen Formula concordiae zur Folge. Dagegen fiel Auguſt's Sohn und Erbe, Chriſtian I. (1586 — 1591) ganz in das pfälziſche Netz. Aber dieſer fürſtliche Schlemmer erlag ſchon 1591 kaum einunddreißigjährig den übermäßig genoſſenen Freuden der Tafel, oder beigebrachtem Gifte [2]), worauf von Seiten des Erneſtiners Friedrich Wilhelm, der als Vormünder der nachgelaſſenen minderjährigen Söhne des Verſtorbenen, der Prinzen Chriſtian II. und Johann Georg, die Regierung der Kurlande übernahm, ein furchtbares Strafgericht über die ſächſiſchen Calviniſten hereinbrach. Der Kanzler Crell wurde nach 10jährigem Proceſſe 1601 auf dem Marktplatze zu Dresden hingerichtet. Minder ſchuldige büßten mit Entfernung vom Amte, einige mit Gefängniß. So mißlangen beide Verſuche, Kurſachſen dem reformirten Lehrbegriff und der pfälziſchen Parthei dienſtbar zu machen, und hinterließen nichts als eine geſteigerte Eiferſucht zwiſchen den Kaiſerwählern, die zu Heidelberg und zu Dresden thronten. Deſto beſſeren Erfolg hatten die hugenottiſchen Umtriebe auf andern Seiten. Innerhalb eines kurzen Zeitraumes treten die teutſchen Herren, welche wir oben als Mitverſchworene Königs Heinrich IV. und ſpäter des Pfälzers Friedrich V. kennen lernten, in politiſche und kirchliche Gemeinſchaft der franzöſiſchen und niederländiſchen Reformirten. Im Jahre 1596 mußte das winzige Fürſtenthum Anhalt, bis dahin lutheriſch, zur Lehre des Genfers ſchwören, weil die beiden Landesherrn Fürſt Chriſtian und Johann Georg pfälziſche Frauen geheirathet hatten [3]). Die Bilder und katholiſchen Geräthſchaften, die bis daher noch bei den nordteutſchen Lutheranern im Brauche waren, wurden aus den Anhalt'ſchen Kirchen hinausgeſchafft und in den Schulen ſtatt des Luther'ſchen der Heidelberger Catechismus eingeführt. Etliche Jahre ſpäter, 1603, folgte die Markgrafſchaft Brandenburg-Jägerndorf dem Anhalt'ſchen Beiſpiele [4]). Eine abermalige und ſehr reiche Aerndte von Bekehrungen führte die Union oder der 1608 abgeſchloſſene proteſtantiſche

[1]) Böttiger Geſchichte von Sachſen II, 30 flg. — [2]) Daſ. S. 66. — [3]) Beckmann Hiſtorie von Anhalt VI, 133 flg. — [4]) Stenzel Geſchichte des preußiſchen Staats I, 386.

Bund dem Calvinismus zu. Im Jahre 1610 erklärte ſich der kurbrandenburg'ſche Statthalter in Jülich, Markgraf Ernſt, 1611 der Herzog Johan Chriſtian von Brieg in Schleſien, 1614 deſſen Bruder Herzog Rudolph Georg von Liegnitz, für das Dogma des Genfers [1]). Zu gleicher Zeit machte, ſeit Erlaſſung des Majeſtätsbriefs, calviniſche Lehre und niederländiſcher Einfluß in Böhmen, in Oeſtreich, in Mähren reißende Fortſchritte. Das größte Aufſehen — und man darf wohl ſagen — das gegründetſte Aergerniß erregte unter allen ſolchen Bekehrungen der im Jahre 1613 wegen des Jülicher Erbe erfolgte Uebertritt des Kurfürſten Johann Sigismund von Brandenburg-Preußen. Dieſer Herr hatte früher gleich ſeinen nächſten Vorgängern den größten Eifer für das Lutherthum zur Schau getragen, auch bei Antritt der Regierung nach der alten Sitte einen ſchriftlichen Eid, das reine Augsburg'ſche Bekenntniß zu wahren, abgelegt [1]). Plötzlich feierte er an Weihnachten 1613 das Abendmahl nach calviniſchem Gebrauch [2]), und ließ den Berliner Geiſtlichen, welche ihn an den Schwur erinnerten, durch ſeinen Kanzler ſagen: „ſie ſollten ruhig nach Hauſe gehen und ſich an Gottes Wort halten, er, der Kurfürſt, habe erhebliche, auf die Bibel begründete Urſachen, von den bisher üblichen Ceremonien abzuweichen, hingegen wolle er keineswegs verlangen, daß ſie das Gleiche thäten. Obgleich er früher verſprochen, lutheriſch zu bleiben, ſo gelten in Gottes Sache keine Eide noch Verträge. Auch Luther habe lange an papiſtiſchen Gebräuchen gehangen, wenn er aber etwas Beſſeres gefunden, ſey er dieſem gefolgt, das möchten die Berliner Geiſtlichen nachahmen, wenn ſie rechte Jünger Luther's ſeyn wollten.“ Zwar machte der Religionswechſel des Kurfürſten im ganzen Lande den ſchlechteſten Eindruck, in verſchiedenen Orten der Mark und des Herzogthums Preußen kam es zu Pöbel-Aufläufen, dennoch ließ ſich Johann Sigismund nicht umſtimmen, verzichtete aber anderer Seits darauf, ſeine Unterthanen zur Aenderung des Glaubens zu zwingen, vermuthlich weil er den heftigſten Widerſtand fürchtete. In der mehrfach angeführten teutſchen Flugſchrift finde ich die Nachricht, daß Johann Sigismund, bald nachdem er zum calviniſchen Glauben übergetreten, alle in dem Kurſtaate gelegenen Güter des Johanniter-Ordens einzog. Der verkappte Chriſtian Gottlieb von Friedberg berichtet dieß in folgenden [3]) merkwürdigen Worten: „Das unſelige von Gott und nunmehr auch von dem Augsburg'ſchen Bekenntniß abgefallene, und gleichſam zu des teutſchen Adels und des ganzen Reiches Untergang beſtellte Haus Brandenburg hat neulicher

[1]) Ebendaſ. — [2]) Daſ. S. 588. — [3]) A. a. O. S. 68 flg. Wir wiederholen, daß die Schrift 1616 im Druck erſchien.

Zeit dem ritterlichen Johanniter-Orden, welcher ſo viele hundert Jahre der Chriſtenheit Beſchützer wider die Türken war und noch iſt, ſeine Lehen weggenommen. Sobald dieſes vom Stamm der Grafen Zollern entſprungene und durch die habsburg'ſchen Kaiſer in fürſtlichen Stand erhobene Haus von der katholiſchen Kirche abfiel, iſt durch die Schuld deſſelben das Land zu Preußen, und in natürlicher Folge davon nachmalen auch Liefland dem Reiche entzogen und der Krone Polen unterworfen, die teutſche Ritterſchaft aber, deren Vorfahren mit Vergießung ihres Bluts ſolche Länder zur chriſtlichen Religion und des teutſchen Reiches Gehorſam gebracht, von allem Regimente und Genuſſe derſelben gänzlich ausgeſchloſſen worden. Jetzt, nachdem ſelbiges Haus den calviniſchen Glauben angenommen, verliert der teutſche Adel auch noch die anſehnlichen Commenden St. Johannis. Nebenbei werden nahmhafte Feſtungen und Städte des Reichs den Holländern verrathen [1]) und verkauft." Es iſt unverkennbar, daß aus den angeführten Sätzen ein patriotiſcher Zorn hervortönt!

Schon beim erſten Einſchleichen der Calviniſten in das Reich hatte die lutheriſche Parthei heftige Eiferſucht gegen dieſe gefährlichen Nebenbuhler an den Tag gelegt. Jetzt nachdem ſie ſich durch dieſelben überholt ſah, kannte ihre Erbitterung keine Gränzen mehr. Teutſchland ward mit einer Fluth von Streitſchriften überſchwemmt, alle Kanzeln ertönten von den giftigſten Schmähungen. Die lutheriſchen Polterer ſtellten Calvin ſchwarz wie einen Teufel hin, behandelten ſeine Anhänger als Juden, Ketzer, Heiden; die Calviniſten dagegen meinten, das Lutherthum ſey auf halbem Wege ſtehen geblieben, und ſtecke noch mit einem Fuße im Pabſtthum oder im Götzendienſt. Kluge Katholiken aber ſpielten bei dieſem wüthenden Streit im Schooße der proteſtantiſchen Parthei dieſelbe Rolle wie etwa ein Mann, der ſeine Todfeinde ſich zerfleiſchen ſieht, hinzutritt, ſchadenfroh die Hände reibt und die Kämpfenden durch redlich gemeinte Zureden noch mehr zu erhitzen ſucht. In vielen Flugſchriften wurde den Lutheranern der gute Rath ertheilt [2]), gemeinſchaftlich mit den Katholiken die Calviniſten aus dem Reiche zu vertreiben, ſintemalen die Wohlthaten des Religionfriedens vom Jahre 1555 nur den Anhängern der alten Kirche und den Bekennern der Augsburg'ſchen Confeſſion zu gute kämen, nicht aber den verruchten Sakramentſchändern, die der Lehre des Genfers folgen. Für die Seele der calviniſtiſchen Umtriebe, die von Heidelberg aus ſich über Teutſchland verzweigten, galt David Pareus,

---

[1]) Anſpielung auf die Plätze im Lande Jülich, welche der Kurfürſt vermöge ſeines Vertrags mit dem Oranier Moritz holländiſchen Beſatzungen einräumte. — [2]) In dieſem Sinne ſchreibt auch Friedberg.

geboren 1548, ſeit 1592 kurpfälziſcher Kirchen- und Gewiſſensrath und erſter Profeſſor der Theologie an der Univerſität. Ihn traf daher unverſöhnlicher Groll der Lutheraner wie der Katholiken. Friedberg ſetzt [1]) weitläufig auseinander, daß Pareus es war, welcher den Heidelberger Hof zu allen ſchlimmen Planen gegen das Reich verleitete, und namentlich dem Fürſten Chriſtian von Anhalt jene verwegene Drohungen eingab, mit welchen derſelbe bei ſeiner Prager Geſandtſchaft 1609 den alten Kaiſer Rudolph II. ſchreckte [2]). Neben Pareus übte von den übrigen Lehrern der Univerſität Heinrich Alting, gleichfalls Profeſſor der Theologie, den größten Einfluß. Er vertrat die pfälziſche Kirche 1618 und 1619 auf der großen Synode von Dordrecht, wo der Oranier Moritz mit der kalten Berechnung vollendeter Selbſtſucht die Glaubenswuth calviniſcher Eiferer zu wilder Flamme anſchüren half, um drei rechtſchaffene Beamte der Freiſtaaten, die als gute Republikaner den Abſichten des Prinzen Statthalters im Wege ſtanden, Olden-Barneveld, Hugo Grotius und Hogerbeets durch dogmatiſche Anklagen zu verderben. Bekanntlich unterlag Barneveld den geheimen Streichen des Prinzen; er krönte ein der Tugend geweihtes Leben durch muthigen Tod auf dem Blutgerüſte, verſchmähend, angebotene Gnade durch unwürdige an den Urheber ſeiner Leiden gerichtete Bitten zu erkaufen. — Wegen der Rolle, die Alting als Haupt teutſcher Calviniſten ſpielte, zog er ſich nicht mindern Haß zu, als Pareus. Letzterer fand für gut, im Jahre 1621 die pfälziſche Univerſität zu verlaſſen, ehe dringende Gefahr der Stadt nahte. Alting aber blieb, was ihn beinahe das Leben koſtete. Nachdem die ligiſtiſchen Schaaren im September 1622 Heidelberg erſtürmt, flüchtete der Profeſſor in das Kanzleigebäude, wo Tilly eine Sicherheitswache aufgeſtellt hatte. Dort traf er den Oberſtlieutenant vom Hohenzoller'ſchen Regiment [3]), der die blutige Streitaxt in der Hand ihn mit den Worten anfuhr: „mit dieſem Kolben hier habe ich heute Zehn erſchlagen und wenn ich wüßte, wo der Doktor Alting ſteckt, ſollte er der Eilfte ſeyn. Wer biſt du?" Alting rettete ſich durch eine Nothlüge. Es gelang ihm nach Holland zu entwiſchen, wo er eine Lehrſtelle erhielt. Er ſtarb 1644 als Profeſſor in Gröningen.

Die Holländer begnügten ſich keineswegs, in der eben beſchriebenen erfolgreichen Weiſe ihren kirchlichen Glauben bei den Teutſchen zu verbreiten, auch für ihre politiſchen Grundſätze warben ſie Anhänger. Der im Jahre 1619 zu Prag gemachte Vorſchlag [4]), Böhmen in eine

[1]) A. a. O. S. 40 flg. — [2]) Oben S. 272 unten flg. — [3]) Wilken Geſchichte der Heidelberger Bücherſammlung S. 197, Note 9. — [4]) Siehe oben S. 518.

Republik zu verwandeln, iſt ohne Frage das Werk niederländiſcher Einflüſſe. Ich finde in geſandtſchaftlichen Berichten noch eine andere gleichartige Spur. Den Böhmen muß bemerklich gemacht worden ſeyn, daß eine Republik ohne perſönliche Freiheit und politiſche Geſinnung der niederen Volksklaſſen nicht wohl beſtehen könne. Daher kommt es ohne Zweifel, daß während der damaligen Unruhen plötzlich von einem vierten Stande die Rede iſt [1]), welchen die drei bevorrechteten Klaſſen der alten böhmiſchen Geſellſchaftsordnung: Herren, Klerus, Ritterſchaft oder niederer Adel, neben ſich anzuerkennen Miene machten. Vielleicht wäre man weiter auf dieſer Bahn fortgeſchritten, wenn die rege Theilnahme am öffentlichen Wohle und die Widerſtandskraft gegen äußere Feinde, zwei Triebe, welche das Gefühl perſönlicher Geltung und Würde in freien Völkern, wie z. B. in den Niederländern erweckt, ſich mit der hündiſchen Unterwürfigkeit des Leibeigenen gegen die Gebote ſeines Gebieters vereinigen ließe. Die hohe böhmiſche Ariſtokratie, an rückſichtsloſe Behandlung des Kleinbürgers und Bauern gewöhnt, und aus den Robotten beider Klaſſen ihre übermäßigen Einkünfte ziehend, konnte den Gewinn aus letzterer Geſinnung nicht entbehren und mußte daher auf die Vortheile der erſteren verzichten. So geſchah es, daß der rechtloſe Pöbel Böhmens gleichgültig der von den Großen, angeblich zum Wohle des Ganzen, angezettelten Umwälzung zuſah und aus eigenem Antrieb zur Vertheidigung des Landes nicht Fuß nicht Hand regte. Die Bauernſchaft der ſüdlichen, Oeſterreich benachbarten Kreiſe verlangte, wenn ſie fechten ſolle, möge man ihr erſt Aufhebung der Leibeigenſchaft gewähren. Aber der Herrenſtand wollte ſich zu dieſer Bedingung bäuerlicher Tapferkeit nicht verſtehen [2]).

Einen weit günſtigern Boden fand die demokratiſche Propaganda der Niederländer in dem ſtammverwandten Teutſchland. Erinnern wir uns an die Plane [3]), die damals an verſchiedenen Orten gährten, einen neuen Bundſchuh aufzuwerfen, mit des Bauers nervigter Fauſt die Reichsariſtokratie niederzuſchmettern und auf ihren Trümmern Volksherrſchaften zu errichten. Auch während des Krieges finde ich wenigſtens eine Spur ähnlicher Gedanken. Das ſogenannte ſchwarze Regiſter warnt [4]) vor heimlichen Zuſammenkünften der Bürger und Bauern, die, ſo ſcheint es, mit dem Einfalle Mannsfeld's vom Jahre 1623 in Verbindung gebracht werden. Allein wenn auch Anſchläge der Art, woran kaum zu zweifeln, im Verborgenen herumſchliechen und viel und heftig

[1]) K. A. Müller, Forſchungen auf dem Gebiete der neuern Geſchichte III, 10. 11. — [2]) Daſ. S. 283. — [3]) Siehe oben S. 277. — [4]) Londorp acta publica II, 727, Spalte a. Mitte.

beſprochen wurden, brachten ſie doch keine öffentliche Wirkung hervor. Zwei Haupturſachen mögen hiebei im Spiele geweſen ſeyn. In den Reichsſtädten, von denen am leichteſten ſolche Dinge ausgehen mochten, hatte ſich, ſeit die Herrſchaft der Zünfte durch Kaiſer Karl V. in Folge des ſchmalkald'ſchen Kriegs gebrochen worden, eine bleierne Oligarchie feſtgeſetzt [1]), deren Mitglieder die Menge unterdrückten und allen Ehrgeiz darein ſetzten, den Fürſten zu gefallen und in ihre hohen Kreiſe aufgenommen zu werden. Daher die ſonſt unbegreifliche Erſcheinung, daß die Städte blindlings ſich in die Union einließen, obgleich ſie die ungeheuren Kriegskoſten derſelben faſt einzig aus ihrem Beutel bezahlen mußten [1]). Murrend trug das ſtädtiſche Volk das von den „hochweiſen, geſtrengen, wohledlen, fürſichtigen“ Patriciern auferlegte Joch, aber es konnte nicht loskommen [1]). An einen Aufſchwung war unter ſolchen Umſtänden von dieſer Seite nicht zu denken. Wir werden tiefer unten eines ſehr merkwürdigen Vorſchlags [1]) gedenken, der dem Wiener Hofe gemacht wurde, durch Wiederherſtellung des politiſchen Einfluſſes der Zünfte, alſo durch demokratiſche Mittel, die geſetzliche Gewalt des Kaiſers über die Städte wieder aufzubauen.

In den fürſtlichen Landen hätte der von Holland aus genährte demokratiſche Geiſt des Calvinismus nur dann um ſich greifen können, wenn die reformirte Geiſtlichkeit eine ſolche Richtung unterſtützte. Aber letzteres war keineswegs der Fall. So ariſtokratiſch iſt die Natur des teutſchen Volks von den Urzuſtänden an, welche Tacitus ſchildert, bis herab zu dem Schreiberregiment des heutigen Proteſtantismus, daß die calviniſche Kirche auf dieſem Boden ihren demokratiſchen Charakter nicht entfalten konnte, ſondern einen bedeutenden Theil ihres Weſens veränderte. Die reformirten Prediger erwieſen ſich als faſt ebenſo eifrige Fürſtendiener, wie ihre lutheriſchen Amtsgenoſſen, in welchen Jene ſonſt Geſchöpfe niederer Art ſehen wollten. Ueberſtrömend von Ausfällen wider den römiſchen Antichriſt, den Pabſt, von den gehäſſigſten Beſchuldigungen wider den teutſchen Kaiſer, und die Verfaſſung des Reichs, welche ſie einen Ausbund der Teufelei zu nennen ſich erfrechten [2]), fanden ſie alle Zumuthungen, welche ihre gnädigſten Gebieter, die kleinen calviniſchen Landesherrn, an Volk und Geiſtlichkeit machten, gerecht, natürlich und in der Ordnung. Dieſe treugehorſamſte Geſinnung erregte ſicherlich nach einer Seite hin ausnehmendes

[1]) Ueberraſchenden Aufſchluß gibt über dieſe wichtigen Verhältniſſe eine lateiniſche Flugſchrift, welche 1621 ohne Ortsangabe in 4to unter dem Titel erſchien: secreta secretorum, Calvino-turcica secreta. Seite 26 flg. 85 flg. — [2]) Friedberg beweist dieß mit vielen Beiſpielen a. a. O. S. 3 flg.

Wohlgefallen, aber ihre ſchlimme Folgen hatte ſie jedenfalls auch. Für die ſchlimmſte halten wir die, daß von den guten ſtaatsbürgerlichen Wirkungen, dem Gemeingeiſt, der Fähigkeit ein den Bedürfniſſen neuerer Zeiten angemeſſenes Regiment zu ſchaffen, welche der Calvinismus in andern Ländern erprobte, bei uns auch nicht eine einzige hervortrat, namentlich daß er nicht dazu diente, den gott- und pflichtvergeſſenen Leichtſinn, mit welchem jene Herrn den Feuerbrand einer fremden Religionsweiſe in das Reich geſchleudert, an dieſen ſelbſt vermöge der in ihm wohnenden demokratiſchen Kräfte zu rächen. Deſto üppiger wucherten die ſchlechteſten Seiten der Calviniſterei auf, die Zerſtörungsluſt, die hochmüthige Verachtung des Beſtehenden, der Haß gegen die Geſchichte. Die Mächtigen der Erde ſind ſtets geneigt, den religiöſen Glauben, mit welchem es in der Regel nur der ehrbare Mittelſtand und das Unglück ernſtlich meint, zu ſelbſtſüchtigen Zwecken zu mißbrauchen. Welchen Vorſchub mußte dieſe Neigung bei einer Parthei erhalten, wo die Geiſtlichen den Herren täglich vorpredigten, der Katholicismus ſey eine ganze, das Lutherthum eine halbe Götzendienerei, der Pabſt die babyloniſche Hure, von welcher die Offenbarung Johannis zeuge, das teutſche Reich eine Ausgeburt von Aberglauben, Pfaffentrug, Unſinn, die papiſtiſche Kleriſei, die fürſtlichen Vorkämpfer Roms, verdienten rein ausgeplündert zu werden! In der That ſannen die politiſchen Häupter des teutſchen Calvinismus auf Nichts als Kirchenraub und Umwälzung, und ein Vorfall, der ſchon den erſten Zeiten der Einſchleppung des Hugenotten-Glaubens nach Teutſchland angehört, bezeichnet für immer das Weſen der Parthei. Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz, der (geboren 1515, zur Regierung gelangt 1559, geſtorben 1576) zuerſt den Calvinismus in teutſchen Landen einführte, hinterließ außer ſeinem Nachfolger Ludwig VI., welcher die Pfalz gewaltſam wieder lutheriſch machte, aber ſchon 1583 ſtarb, einen zweiten Sohn Johann Caſimir[1]), welcher in der Religionsgeſchichte unſeres Vaterlandes eine traurige Rolle ſpielt. Von Natur mit glühendem Ehrgeize ausgerüſtet, aber als nachgeborner Prinz durch die Rechte der Erſtgeburt von der Regierung ausgeſchloſſen, warf ſich Johann Caſimir in die Arme der Hugenottiſchen Parthei, focht an der Spitze eines teutſchen Hülfsheeres, das er nach Frankreich führte, 1568 und 1569 gegen die dortigen Katholiken, nahm am niederländiſchen Kriege gegen den Herzog Alba Theil, und war die Seele aller Umtriebe, welche in Teutſchland,

---

[1]) Wohl zu unterſcheiden von dem jüngeren Pfalzgrafen Johann Caſimir aus der Zweibrücker Linie, der, geboren 1589, die Halbſchweſter Guſtav Adolf's heirathete, und 1652 zu Stockholm ſtarb.

beſonders in Sachſen, gemacht wurden, um dem Calvinismus das Uebergewicht über das Lutherthum zu verſchaffen. Auch die Plane des Truchſeßen von Waldburg, Gebhard, welcher das Erzbisthum Cöln in ein weltliches Fürſtenthum verwandeln [1]) wollte, fanden an Johann Caſimir einen eifrigen Fürſprecher. In demſelben Jahre aber, da Gebhard losſchlug, 1583, ſtarb Kurfürſt Ludwig VI. von der Pfalz, worauf Johann Caſimir, als Bruder des Verblichenen, im Namen des unmündigen Neffen Friedrich IV. die vormundſchaftliche Regierung der Pfalz übernahm. Dadurch gerieth Gebhard's Werk in Stocken, er unterlag. Gleichwohl benützte Johann Caſimir ſeine Stellung als Vormünder des beträchtlichen Staates, um ein Heer zu ſammeln. Wir laſſen nun unſere Quelle [2]) reden: „Damals ſprach der neue Catilina, Johann Caſimir, davon, daß er alsbald nach Abtretung der Vormundſchaft das cölniſche Weſen wieder anfangen, durch die Pfaffengaſſe nach Weſtphalen und Franken ziehen, Alles brandſchatzen, in Böhmen einfallen, den Kaiſer Rudolf II. daraus verjagen und das ganze Königreich ſeinen hungrigen Schnapphähnen preisgeben wolle. Auch erklärte er den Obriſten, Rittmeiſtern und Hauptleuten öffentlich: ſo wahr ich ein geborner Pfalzgraf bin, ſollt Ihr alle, wie Ihr vor mir ſtehet, zu Grafen und Herrn gemacht und mit Reichthümern ſtattlich verſehen werden. Damit ſolch' calviniſches Verſprechen deſto mehr Nachdruck habe, trat Daniel Toſſanus, der Heidelberger Hofprediger (ein geborner Mömpelgarder, geſtorben 1602) hervor, las das zwanzigſte Capitel des fünften Buchs Moſis [3]), hielt darüber eine überaus hitzige Lärmpredigt, ſtreifte im Reden die Aermel zurück faſt über den Ellbogen, ſtampfte mit den Füßen und ſprach ſich und ſeine Zuhörer in ſolche Hitze hinein, daß auf der Stelle Jeder hätte zuſchlagen mögen. Beſonders ſüß giengen letztern die Worte im 14ten Verſe ein, wo es heißt: allen Raub ſollſt du unter die Kriegsleute vertheilen, und ſie von Dem, was ſie vom Feinde erbeutet, eſſen laſſen.“ Johann Caſimir konnte ſein Vorhaben nicht ausführen, denn er ſtarb 1592. Aber ſein Geiſt lebte fort, die ſpäteren Häupter des teutſchen Calvinismus und ihre Verbündete, Kurfürſt Friedrich IV., ſein Sohn Friedrich V., Chriſtian von Anhalt, Moritz von Heſſen, Chriſtian von Halberſtadt, Georg Friedrich von Baden-Durlach, ſind auf der Bahn fortgewandelt, die Johann Caſimir vorgezeichnet. Auch das lutheriſche Fürſtenthum hat dem teutſchen Reiche Wunden geſchlagen, aber nicht ſo tiefe und bösartige, wie das calviniſche. Dieß

[1]) Siehe oben S. 253. — [2]) C. G. v. Friedberg a. a. O. S. 66 flg. — [3]) Das die Kriegsordnung für das Volk Gottes enthält.

kommt daher, weil der geiſtliche Führer jener Parthei die jedem recht-ſchaffenen Teutſchen ſo natürliche Verehrung für kaiſerliche Majeſtät und des Reiches Ordnungen hegte, während die Calviniſten als Nachtreter eines Fremdlings, der kein Herz zu Teutſchland trug, alle dieſe Gefühle ausgezogen hatten. Ich kann daher den glühenden Haß nicht verdammen, welchen teutſche Katholiken wie die Lutheraner gegen die Calviniſten an den Tag legten und der ſehr ſtark auf die Politik Kurſachſens einwirkte.

Nach dieſer überſichtlichen Darſtellung des Einfluſſes, welchen Holland durch kirchliche Sympathieen wie durch Geldmittel auf einen großen Theil Teutſchlands übte, wird man es begreiflich finden, daß die Freiſtaaten ſechs Jahre lang den Kaiſer und die Streitkräfte der Liga durch teutſche Söldner auf dem Boden des Reichs beſchäftigen konnten. Immerhin war die erſte Schlachtlinie Hollands durch das Feldherrntalent Tilly's und des bairiſchen Heeres Tapferkeit gebrochen. Aber bereits rüſteten ſich die Staaten, eine zweite Reihe von Kämpfern ins Feuer zu führen, und bei dieſem Geſchäft erhielten ſie ſehr mächtige Verbündete. Wir müſſen uns jetzt nach England wenden.

Seit dem Jahre 1617 arbeitete König Jakob von Großbritannien an der Vermählung ſeines Sohnes, des Thronerben Karl, mit der Tochter Don Philipp's III. von Spanien. Nicht blos die Ausſicht auf eine ſehr reiche Ausſteuer — in Jakob's Kaſſen herrſchte tiefe Ebbe und unermeßliche Schulden drückten ihn — ſondern noch ein anderer wichtigerer Umſtand war es, was ihm dieſe Verbindung höchſt wünſchenswerth machte. Obgleich im Glauben der ſchottiſchen Proteſtanten erzogen, faßte Jakob, der Sohn jener unglücklichen Maria Stuart, allmählig für die Zucht und das Regiment der alten Kirche — faſt ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen — eine Neigung, welche ſich allerdings aus ſeiner politiſchen Stellung erklärt. Unter ſeiner Regierung machte nämlich der Calvinismus in England reißende Fortſchritte und erhob drohend ſein Haupt. Der König fühlte den Maulwurf — den Minengräber — unter ſeinem und ſeines Stammes Throne und eine dunkle Ahnung ſchwebte ihm vor, daß er ſich nur durch Anſchluß an die großen katholiſchen Mächte ſichern könne. Später kam noch die Rückſicht auf ſeinen Eidam, den Kurpfälzer, hinzu. Den Stand der politiſchen Verhältniſſe weit richtiger beurtheilend, als Friedrich V., ſah er, daß die Wiederherſtellung deſſelben nur durch Spaniens Hülfe erzielt werden möge. Während der langwierigen Unterhandlungen, welche die beiden Höfe von Madrid und London über dieſe Sache pflogen, ſtarb Philipp III. von Spanien, Ende März 1621; ſein gleichnamiger Nachfolger Philipp IV. war noch günſtiger für den Plan geſtimmt, als der Vater, und Lord Digby, den Jakob 1622 zum Grafen von Briſtol

ernannt und als ſeinen Geſandten nach Madrid geſchickt hatte, betrieb das Geſchäft mit ſolchem Geſchick, daß im Januar 1623 der Ehe-Vertrag zu Stande kam[1]). Die wichtigſten Bedingungen waren folgende: Jakob von England ſichert der künftigen Gemahlin ſeines Sohnes freie Uebung der katholiſchen Religion zu, er macht ſich ferner verbindlich, daß die engliſchen Katholiken (die bis dahin durch die blutigſten Geſetze niedergehalten worden), keine Verfolgung mehr erfahren und das Recht haben ſollen, in ihren Häuſern ungehindert Gottesdienſt zu begehen. Dagegen verſpricht der Madrider Hof, die Prinzeſſin mit einer Ausſteuer von zwei Millionen Dukaten demnächſt nach England zu ſenden, die Wiedereinſetzung des Kurpfälzers auf alle Weiſe zu unterſtützen, zu letzterem Zwecke ſelbſt das ſpaniſche Heer, das in der Pfalz ſtand, mit den dortigen Streitkräften Friedrich's V. zu vereinigen und im Nothfalle gegen die Truppen der Liga und des Kaiſers Gewalt zu brauchen. Wirklich war die Uebergabe der Feſtung Frankenthal in die Hände der ſpaniſchen Befehlshaber, welche, wie wir oben erzählten[2]), im Frühjahre 1623 vor ſich gieng, eine Wirkung der betreffenden Artikel des zwiſchen England und Spanien abgeſchloſſenen Ehevertrags. Jakob und ſein Sohn Karl unterzeichneten denſelben unter dem 5. Jan. 1623. Der Graf Briſtol und ſein Gehülfe Aſton betrachteten das Geſchäft als beendigt und wünſchten ſich Glück, die lange und ſchwierige Unterhandlung zu erwünſchtem Schluſſe gebracht zu haben[3]).

Wohin die Spanier mit ihren Bedingungen zielten, iſt leicht zu ſehen. Es handelte ſich um nichts Geringeres, als die britiſchen Inſeln wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzuführen. Trotz der grauſamen Verfolgungen, welche unter früheren Regierungen über die engliſchen Katholiken verhängt wurden und auch noch unter Jakob I. fortdauerten — ſie hatten im Jahre 1604 die berüchtigte Pulververſchwörung zur Folge — bildeten die Katholiken in England noch immer eine mächtige Parthei, die namentlich unter dem Adel viele Mitglieder zählte. Verkappte Jeſuiten waren über das ganze Königreich verbreitet, und leiteten unter dem Befehle eines Provinzials, mit welchem außer dem Pabſte auch der neue Kurfürſt von Baiern in Briefwechſel ſtand[4]), alle Verſuche, die gemacht wurden, den Hof günſtiger für die katholiſche Sache zu ſtimmen. Man kann kaum zweifeln, daß, wenn die Heirath zwiſchen dem brittiſchen Thronerben und der Schweſter des ſpaniſchen Königs zu Stande kam, die Papiſten in England entweder die Oberhand gewonnen, oder doch den Calviniſten zum

---

[1]) Lingard History of England Vol. IX, S. 276. — [2]) S. 430. — [3]) Lingard a. a. O. S. 277. — [4]) Aretin, B. a. V. I, 178. Londorp II, 502 a unten flg. Der engliſche Provinzial hieß Richard Blond.

Trotz ihre Stellung behauptet haben würden. Daher iſt es begreiflich, daß der römiſche Stuhl eifrig einen Plan beförderte, der ihm die Wiedererobe-rung eines wichtigen Königreichs verhieß. Pabſt Gregorius XV. ertheilte mit Freuden den nachgeſuchten Diſpens [1]) zur Vermählung der katholi-ſchen Prinzeſſin von Spanien mit dem damals noch ketzeriſchen Thron-folger von England.

Aber die Sache hatte noch eine zweite Seite, welche geeignet war, dem römiſchen Hofe große und begründete Bedenklichkeiten einzuflößen. Kam der Ehevertrag zur Ausführung, ward folglich der Pfälzer Fried-rich V. und ſein Anhang durch den ſchützenden Arm Spaniens der Rache Habsburgs und Baierns entzogen, ſo blieb in Teutſchland nichts Anderes übrig, als Frieden zu ſchließen, der teutſche Religionskrieg erloſch in ſei-nen ſo vielverſprechenden Jugendjahren und die Kurie mußte auf den bisher mit der größten Geſchicklichkeit und überraſchendem Glück befolgten Plan verzichten, Germanien, das Mutterland des Proteſtantismus, mit Waffen-gewalt wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzutreiben. Wirklich ſtand hier ein unauflösliches Entweder Oder ſich entgegen. Wollte Rom England an der Hand einer Prinzeſſin gewinnen, ſo war Teutſchland ver-loren; beſtand es auf der teutſchen Eroberung, ſo mußte man England fahren laſſen. Der alte Pabſt Gregorius, damals ſchon am Rande des Grabes, hatte, ſo ſcheint es, für England entſchieden, aber eine andere Parthei, mächtig im Kardinals-Kollegium, in Madrid, in Spanien, in Germanien, hegte eine entgegengeſetzte Anſicht. Dieſe Parthei war die teutſche. Als ihr öffentlicher Geſchäftsmann wirkte der Graf Khevenhil-ler, kaiſerlicher Botſchafter in Madrid, insgeheim müſſen ihm viele Helfer in die Hände gearbeitet haben, deren Namen in den mir zugänglichen Quellen nicht aufzufinden ſind. Khevenhiller machte damals ſein Meiſterſtück. Während der König von Spanien und ein bedeutender Theil des hohen Adels für die Heirath war, gewann Jener den Grafen Oli-varez, der ſeit dem Regierungsantritt Philipp's IV. an die Stelle des jüngeren Herzogs von Lerma getreten war, und als allmächtiger Mini-ſter Spanien beherrſchte. Dieſer Olivarez fädelte unter dem Schein bereitwilliger Hingebung an England eine Intricke ein, welche ſehr fein darauf berechnet war, den oben angeführten Vertrag zu durchreißen, die beſchloſſene Ehe krebsgängig zu machen. Er ließ durch den ſpaniſchen Geſandten in London, Don Gondomar, dem Londoner Hofe vorſchla-gen, der Prinz Karl möchte ſelbſt nach Madrid kommen, um dort ſeine hohe Braut kennen zu lernen und noch einige Punkte des Vertrags ins

[1]) Lingard a. a. O. S. 276.

Reine zu bringen. Mit Feuer gieng der Prinz auf dieſe Einladung ein, welche ein prächtiges Abentheuer verſprach. Noch ein anderer ſehr mächtiger Mann unterſtützte den Antrag, der Günſtling und erſte Rathgeber Jakob's I., Villiers, erſt Graf, dann Herzog von Buckingham, ein eitler, aufgeblaſener, dem Ernſte damaliger Verhältniſſe nicht gewachſener Herr, bereit, die Reiſe ſelbſt mitzumachen, weil er dadurch die Gunſt der künftigen Königin von England zu erringen, insbeſondere auch, weil er dem Grafen von Briſtol die Ehre der letzten Handanlegung bei der Heirath vor dem Munde wegzunehmen gedachte [1]). Vergeblich fertigte Digby, ſobald er von dem Plane Kunde erhielt, Unglück ahnend, einen Eilboten nach England ab, mit der dringenden Aufforderung, die Reiſe zu unterlaſſen. Der Bote traf den Prinzen unterwegs bei Bayonne, aber die Briefſchaften, welche er mit ſich trug, machten keinen Eindruck [2]). Eines Abends im Märzmonat 1623 kamen zwei Fremde, die ſich Johann und Thomas Smith nannten, in die Wohnung des Grafen Briſtol zu Madrid und verlangten den engliſchen Geſandten zu ſprechen. Dieſe Fremden waren Niemand anders, als der Prinz Karl und der Herzog von Buckingham. Sobald das Geheimniß ihrer Ankunft verlautete, entſtand die größte Bewegung am Hofe und in der ſpaniſchen Hauptſtadt. Man überſchüttete den Prinzen mit Ehrenbezeugungen, man überreichte ihm zwei goldene Schlüſſel, damit er zu jeder Zeit die königlichen Gemächer beſuchen könne, ja der junge König von Spanien räumte ſogar dem Sohne Jakob's den Vortritt ein. Bedenklich aber war, daß ſogleich in Madrid das Gerücht umlief, der Prinz ſey gekommen, um den katholiſchen Glauben anzunehmen. Und es blieb nicht bei ſolchem Gerede. Geſchäftige Zwiſchenträger ſuchten den engliſchen Königsſohn zu verlocken, daß er beſtimmte Erklärungen in dieſer Hinſicht von ſich gebe. Wirklich ließ ſich Karl hinreißen. In dem erſten Briefe, den er nach London an ſeinen Vater ſchrieb, ſtand die Anfrage, in wie weit Jakob bereit ſey, die geiſtliche Hoheit des Pabſtes anzuerkennen? Zwar wies Jakob in ſeiner Antwort die Frage kurz und bündig zurück, aber ob es ihm damit ernſt war, bleibt zweifelhaft. Denn der Prinz brauchte [3]) in einem Schreiben, das er nach dem Empfang der Erwiederung ſeines Vaters von Madrid aus an den Pabſt erließ, die Ausdrücke: er werde ſich ſtets aller feindſeligen Handlungen gegen die katholiſche Religion enthalten und jede Gelegenheit benützen, um die Wiedervereinigung der engliſchen Kirche mit der römiſchen in Stand zu bringen. Und obgleich Jakob ſehr gut wiſſen mußte, in welchen Händen ſich ſein Sohn zu Madrid befand, verſicherte er doch [4]) in einer Zuſchrift an den

---

[1]) Lingard a. a. O. S. 278. — [2]) Ebendaſ. — [3]) Daſ. S. 280. — [4]) Daſ. S. 281 unten flg.

Prinzen aufs feierlichſte, daß er zum Voraus Alles genehmige, was Karl und Buckingham mit den ſpaniſchen Miniſtern ausmachen würden! Jetzt gieng Olivarez einen bedeutenden Schritt weiter, er erkühnte ſich, den ganzen von dem Grafen Briſtol beendigten Vertrag als nicht abgeſchloſſen zu behandeln. In einem geheimen Geſpräch mit Karl und Buckingham erklärte er, die Unterhandlung mit Briſtol ſey mehr Schein als Wirklichkeit geweſen, jetzt aber ſey der Augenblick zum Ernſte gekommen, da durch die Gegenwart des Prinzen und die Weisheit ſeines Rathgebers jede noch übrige Schwierigkeit leicht gehoben werden möge. Buckingham, der allerdings ſchon viel zu weit gegangen, um zurücktreten zu können, verſtand ſich zu dieſem für Englands Ehre ſo tief verletzenden Antrage. Trotz der lebhaften Gegenvorſtellungen des Grafen Briſtol und ſeines Genoſſen Aſtor wurde von Neuem unterhandelt, und ein doppelter Vertrag, ein öffentlicher und ein geheimer, entworfen. Jener wiederholte die ſchon früher bewilligte vollkommene Religionsfreiheit für die künftige Königin von England; der andere aber beſagte, daß König Jakob nicht nur ſämmtliche gegen die Katholiken Englands ſeit Heinrich's VIII. Tagen erlaſſene Strafbeſtimmungen außer Vollzug ſetzen, ſondern auch beim Parlament deren völlige Aufhebung bewirken wolle. Ohne Zweifel berechnete Olivarez, daß der engliſche Hof ſolche Bedingungen nicht annehmen werde. Aber er täuſchte ſich. König Jakob beſchwor den öffentlichen Vertrag mit ſeinen geheimen Räthen in der Kapelle von Weſtminſter, den geheimen dagegen beſchwor er allein im Quartier des ſpaniſchen Botſchafters zu London, unter Anweſenheit von vier Zeugen. Nun machte Olivarez eine letzte Forderung, welche den Bruch herbeiführen mußte. Er rückte nämlich mit der Zumuthung heraus: die Heirath ſolle in Spanien eingeſegnet, die Prinzeſſin aber ſammt dem Brautſchatze bis zum kommenden Frühling in Madrid zurückgehalten werden; während dieſer Friſt möge König Jakob die in dem geheimen Vertrag enthaltenen Verheißungen erfüllen. Das war denn doch gar zu ſtark. Wenn Buckingham auch hiezu die Hände bot, hatten ſeine zahlreichen Gegner in England guten Fug, ihn als Verſchwörer gegen die Verfaſſung des eigenen Landes, als Hochverräther, anzuklagen. Auch der Prinz war endlich der ewigen Zögerungen ſatt. Beide rüſteten ſich zur Abreiſe, doch fanden ſie für gut, die bisherige Rolle noch eine Zeit lang fortzuſpielen. Karl beſchwor Ende Auguſt eine neue Uebereinkunft des Inhalts: daß die Verlobung noch vor Weihnachten gefeiert und ſodann die Prinzeſſin im Frühling 1624 nach England geſchickt werden ſolle. Auf dieſen Schwur hin nahm die Infantin den Titel einer Prinzeſſin von England an, und erhielt einen ihrer neuen Würde entſprechenden Hofſtaat. Den 29. Auguſt 1623 nahmen der Prinz

und König Philipp IV. von Spanien unter Zeichen der wärmſten Anhänglichkeit als Brüder Abſchied von einander. Aber die beiderſeitigen Günſtlinge, Buckingham und Olivarez, von denen jener dieſen durch offen zur Schau getragene Liebeshändel mit der Gemahlin des Spaniers aufs tiefſte beleidigt hatte, verbargen [1]) ihre wahre Geſinnung nicht. „Dem Könige, der Königin und der Prinzeſſin,“ ſagte Buckingham zu Olivarez, „werde ich jeder Zeit ein unterthäniger Diener ſeyn, Euch aber niemals.“ Die Antwort des Kaſtilianers war: „ich finde mich durch Eure Erklärung geehrt.“ Der Prinz und der Herzog giengen nach England zurück, wo es ihnen gelang, ihr Betragen vor dem Könige Jakob zu rechtfertigen. Bald darauf erhielt Briſtol Befehl, Spanien zu verlaſſen. Als er in England ankam, ward er als Gefangener behandelt, denn Buckingham fürchtete ſeine Ausſagen und hatte daher ſeine Verhaftung ausgewirkt. Die Heirath war aufgegeben, Feindſchaft gegen Spanien erklärt, die letzte Hoffnung Friedrich's V., durch kaſtiliſche Hülfe ſeine Erblande wieder zu bekommen, vereitelt. Nach erfolgtem Bruche warb [2]) Graf Khevenhiller im Namen des Sohnes ſeines Gebieters, des Erzherzogs und nachmaligen Kaiſers Ferdinand III., um die gewesene Braut des engliſchen Prinzen — ſie hieß Maria — aber erſt im Jahre 1626 erhielt er das Jawort [3]).

Es iſt unverkennbar, daß in der eben beſchriebenen langen Unterhandlung zwiſchen den Höfen von Madrid und London auf ſpaniſcher Seite eine doppelte, entgegengeſetzte, aber faſt gleich ſtarke Richtung hervortritt. Die eine Parthei wollte ebenſo entſchloſſen eine Verbindung mit England, als die andere auf den Bruch hinarbeitete, und noch im September 1623 war nicht entſchieden, welche von beiden ſiegen würde. Denn der Titel einer Prinzeſſin von England, welchen die Infantin damals annahm, der Hofſtaat, den ſie als ſolche empfieng, ſetzt ernſtliche Abſichten voraus. Für nichts konnte der ſpaniſche König unmöglich der Welt das Schauſpiel einer faſt vor dem Traualtar mißglückten Vermählung zum Beſten geben. Man ſieht daher, daß dieſe Heirath den ſpaniſchen Hof, die Nation, ja die katholiſche Welt in die heftigſte Bewegung verſetzt haben muß. Sie war aber auch ein merkwürdiger Knotenpunkt europäiſcher Geſchicke.

Der damalige Bruch zwiſchen Jakob I. und Philipp IV. hat in England den Sturz des Hauſes Stuart, den vollſtändigen Sieg des Calvinismus und ſofort die Begründung eines neugeordneten Königthums, das nicht bloß zufällig aus „allerhöchſter Weisheit, aus gnädigſtem Ermeſſen, aus landesväterlicher Milde“ Gutes thut, ſondern darum weil es

[1]) Lingard a. a. O. S. 288. — [2]) Annales X, 418. — [3]) Ebendaſ. S. 1084.

muß, das öffentliche Wohl zur Richtſchnur nimmt, und in Folge dieſer Wirkungen eine Zukunft voll Ruhm und Macht herbeigeführt; ebenderſelbe hat zweitens in Teutſchland die 30jährige Fortſetzung des Kriegs und in weiterer Folge den Untergang unſerer Verfaſſung, den Verluſt teutſcher Einheit, Ehre und Macht, aber auch zugleich mit unſerem Unglück die tiefſte Erniedrigung der Nationenkirche, der apoſtoliſch-katholiſch-römiſchen, eingeleitet. Denn die Schickſale des Stuhles Petri ſind durch myſtiſche Bande an die des teutſchen Volks gekettet. Mit uns iſt er geſunken, mit uns wird er wieder ſich erheben.

Als Prinz Karl nach England zurückkam, laſtete die Lächerlichkeit einer verrätheriſch erdachten, dumm ausgeführten, kläglich mißrathenen Brautfahrt auf ihm. Die Parthei der engliſchen Rundköpfe wußte ſehr gut, daß die Heirath zu ihrem Verderben berechnet war. Das Mißlingen derſelben zog dem königlichen Hauſe nicht minderen Haß zu, als der glückliche Ausgang erregt hätte. Jakob und ſein Sohn ſuchten ſich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß ſie vor dem verſammelten Parlament grobe Lügen über die ſpaniſche Verhandlung vorbrachten. Zum Unglück für Beide war die engliſche Nation bereits durch die kirchlichen Streitigkeiten in einer Verfaſſung, wo ſie ſich nicht mehr ungeſtraft belügen ließ. Hierzu kam noch ein anderer Umſtand. Recht gut fühlend, daß er wegen der ſpaniſchen Reiſe gerechte Vorwürfe verdiene, warf ſich Buckingham, um ſeinen Kopf zu ſichern, in die Arme der Puritaner, und gab dadurch dieſer Parthei einen ſichtlichen Aufſchwung. In früheren Zeiten hatte das engliſche Parlament ſehr beſcheidene und demüthige Anſichten von ſeinen Rechten. Wenn gelegenheitlich etwa ein engliſcher König, durch Geldverlegenheit gedrängt, ſich herabließ, den Rath der Gemeinen zu verlangen, antworteten ſie — etwa im Geiſte heutiger preußiſcher Provinzialſtände — daß dergleichen hohe Dinge weit über ihren Geſichtskreis hinausreichen [1]. Jetzt wurde dieß anders, immer kühner miſchte ſich das Unterhaus in alle Fragen, immer drohender machte der calviniſtiſche Geiſt, der in dieſer Körperſchaft bereits das Uebergewicht beſaß, ſeine Meinung geltend. Jakob ſtarb Ende März 1625. Die Stellung des Nachfolgers war hauptſächlich durch die politiſchen Folgen der mißglückten Heirath bereits ſchwer gefährdet, beinahe unhaltbar [2]), als Karl I. den Thron beſtieg. Seitdem reihten ſich die langen Unglücksfälle dieſes Königs, der Bruch mit ſeinen Unterthanen, der engliſche Bürgerkrieg, endlich die Gefangenſchaft und Enthauptung Karl's, wie die Glieder einer ehernen Kette an einander.

---

[1]) Lingard a. a. O. S. 296. — [2]) So urtheilt auch Lingard a. a. O. S. 293.

Das engliſche Königthum von Gottes Gnaden konnte dem Sturze nicht entgehen. Doch kehren wir zu der Geſchichte des Jahres 1624 zurück.

Nach der Rückkehr des Prinzen war Krieg gegen Spanien, gegen Roms Verbündete, die engliſche Loſung, in welche auch Jakob einſtimmen mußte. Um aus dieſer Stimmung Nutzen zu ziehen, eilten der Halberſtädter Chriſtian und der Graf Mannsfeld nach England hinüber. Wir werden unten zeigen, daß Beide engliſches Geld zu Erneuerung des teutſchen Kriegs empfiengen. Allein es entgieng den Rathgebern der engliſchen Krone nicht, daß mit dieſen Abentheurern allein nichts ausgerichtet werden könne. Umfaſſende Rüſtungen waren im Werke, an welchen auch Frankreich Theil nahm.

Nur ſo lange Ferdinand II. im tiefſten Unglücke ſaß, begünſtigte der Pariſer Hof auf die oben beſchriebene Weiſe den Kampf Oeſterreichs gegen die pfälziſche Parthei. Seit das Glück dem Kaiſer lächelte, wehte in Paris ein anderer Wind. Von der Anſicht ausgehend, daß Nichts geeigneter ſey, habsburg'ſches Wachsthum zu hemmen, als die Begünſtigung bairiſcher Macht, ſuchte das franzöſiſche Kabinet ſeit 1621 den Herzog Maximilian in ſein Netz zu ziehen [1]). Zugleich liebäugelte man aber auch mit dem Gegner Maximilian's, Friedrich V. von der Pfalz. Der Abſtecher, welchen letzterer auf der Reiſe zu Mannsfeld im Frühjahre 1622 nach Paris machte, beweist, daß ihm von dorther Hülfe zugeſagt worden war. Nach der Entlaſſung des Mannsfeld'ſchen Heeres vor Zabern beſchwor Friedrich von Sedan aus den Landgrafen Moritz von Heſſen, daß er ſich für ihn beim Pariſer Hofe um neue Unterſtützung verwenden möge [2]), was der Landgraf auch wirklich verſuchte. Doch leiſtete Frankreich den teutſchen Proteſtanten keinen irgend erklecklichen Beiſtand, weil innere Unruhen und die Schwäche der Regierung nachhaltige Eingriffe in fremde Verhältniſſe hemmten, die Ehrſucht lähmten. In dieſer Lage blieben die franzöſiſchen Angelegenheiten, bis 1624 der Mann das Staatsruder ergriff, welcher im Innern das Regierungsſyſtem, das längſt franzöſiſchen Staatsmännern als Ideal vorſchwebte, mit furchtbarer Meiſterſchaft zur Vollendung brachte, nach Außen ſpaniſcher und teutſcher Macht einen tödtlichen Streich verſetzte und Frankreich auf lange Zeit zum tonangebenden Staat auf dem Feſtlande erhob. Die europäiſche Bedeutung Frankreichs begann bekanntlich erſt gegen Ende des 15ten Jahrhunderts und zwar nicht durch Waffen, ſondern durch eine Geldwirthſchaft, die damals dieſſeits der Alpen noch unbekannt war. Seit dieſer Zeit gieng das Beſtreben der franzöſiſchen

---

[1]) Die Beweiſe bei Aretin, B. a. B. I, 192, Note 42. — [2]) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen III, 436.

Gewalthaber dahin, das ganze Volk in eine willenloſe Heerde zu verwandeln, welcher der Hof, als Seele und einzige Triebkraft des großen Körpers, Blut nach Bedarf, aber Geld in größtmöglichem Maaßſtab abzapfen möge, um mit letzterem Schweizer und Teutſche anzuwerben, Partheien im Auslande zu beſtechen, Europa zu Gunſten Frankreichs zu verwirren. Es iſt erſtaunlich, in welch' raſchem Verhältniß Steuern und Volksarmuth, trotz dem ſprichwörtlichen Reichthum des Bodens, ſtiegen. Der engliſche Kardinal Wolſey, welcher im Jahre 1527 eine Reiſe durch Frankreich machte, ſchrieb [1]) von dort nach Hauſe: „in den Städten und Dörfern, durch welche ich komme, finde ich Armuth, Mangel an Lebensmitteln, Jammer und Elend in den niederen Klaſſen." Derſelbe Zuſtand des franzöſiſchen Volks dauerte trotz aller innern Stürme unverändert bis zur Umwälzung des Jahres 1789 fort. Franz I., unſeres teutſchen Kaiſers Karl's V. Gegner, hinterließ ein Staatseinkommen und eine jährliche Ausgabe von beinahe 10 Millionen Livres und eine große Schuld [2]). Ausgaben und Einnahmen wuchſen unter Franzen's nächſten Nachfolgern, Heinrich II., Franz II., Karl IX., Heinrich III., die Steuern durch alle möglichen Finanzkünſte, Verkauf der Aemter und der Gerechtigkeit, Beſchatzung der geiſtlichen Güter, die Ausgaben und Schulden durch Verſchwendung, durch Macht der Geliebten des Königs, deren Einfluß Franzen's I. thieriſche Sinnlichkeit zuerſt begründete [3]), durch kirchliche Bürgerkriege außerordentlich. Die finanzielle Wirthſchaft in Frankreich erſchien damals den Teutſchen, welche an der entgegengeſetzten Krankheit litten, das heißt, an den Staat gar nichts bezahlen wollten, ſo ſeltſam, daß Kaiſer Maximilian II. einſt öffentlich [4]) äußerte: „ich finde, daß der König von Frankreich nicht ſowohl ein König von Menſchen, als von Laſteſeln iſt." Die Sparſamkeit und ehrliche Verwaltung Sully's, welchen Heinrich IV. über die Finanzen geſetzt, brachte Ordnung in das Chaos des öffentlichen Geldweſens, füllte den Schatz, obgleich er dem armen Fröhner ſo viel übrig ließ, daß derſelbe einigermaßen ſeines Lebens froh werden konnte, und ſchuf die Mittel zu jenen rieſenhaften Planen Heinrich's IV., die zum Glück für Europa nicht zur Ausführung kamen. Nach Heinrich's IV. gewaltſamem Tode brach wieder Verwirrung herein. Um 1624, als dem Zeitpunkt, da der Kardinal Richelieu die Regierung des Landes übernahm, war die Lage der Finanzen folgende [5]): die Schulden betrugen 50 Millionen, die jährlichen

---

[1]) States papers I, Nro. 125. Man ſehe Raumer, Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts II, S. 172, Note 3. — [2]) Die Beweiſe bei Raumer ebendaſ. S. 180. — [3]) Die Beweiſe ebendaſ. S. 175. — [4]) Ebendaſ. S. 173. — [5]) Die Beweiſe bei Raumer a. a. O. IV, 87 flg.

Ausgaben 30 bis 40, das reine Einkommen nur etwas über 16 Millionen Livres. Dagegen erreichte das rohe Einkommen faſt die Summe der Schulden und Jahres-Ausgaben zuſammen. Von der ſtärkſten Auflage, der Landſteuer (taille), die man allein auf 19 Millionen anſchlug, behielten 170 höhere und ein Schwarm von 22,000 niedern Beamten ſo viel zurück, daß nur etwa 6 Millionen in den Staatsſchatz floßen. Von der Salzſteuer, welche 7½ Millionen abwarf, verſchlang die Erhebung 2 Millionen, und ſo im Verhältniß bei den übrigen Steuern. Man kann den Grad der Beſchatzung des franzöſiſchen Volks erſt dann nach ihrem wahren Werthe beurtheilen, wenn man ſie mit dem Steuerweſen anderer, beſonders der germaniſchen Länder vergleicht. Ein geheimer Bericht aus dem Jahre 1624 ſchätzt [1]) das regelmäßige Staatseinkommen Großbritanniens (mit Ausſchluß der außerordentlichen Beihülfen, welche das Parlament von Zeit zu Zeit verwilligte) auf nahe zu 4 Millionen Gulden, die Einkünfte der Fürſten und Städte des teutſchen Reichs auf 7 [2]), die der Erblande des Kaiſers auf 5 Millionen Gulden [3]). Frankreich zahlte mehr als Teutſchland, Oeſterreich, England, Schweden, Dänemark zuſammen.

Die Verwirrung, welche nach Heinrich's IV. Ermordung hereinbrach, hatte ihren Grund in der Zügelloſigkeit der Prinzen von Geblüt, welche ſich längſt gewöhnt, Parthei gegen den Hof zu machen, in der Meuterei, welche die Statthalter und Großen beſeelte, in der Habſucht der Günſtlinge, welche ſich nach und nach der Mutter des unmündigen Königs Ludwig's XIII., der Medicäerin Maria, bemächtigten. Der unbeſchränkten Gewalt dagegen, nach welcher die Könige längſt ſtrebten, ſtanden noch entgegen mehrere aus dem Mittelalter herübergekommene, dem germaniſchen Geiſt entſproſſene Körperſchaften und Staatseinrichtungen: die geſetzliche Theilnahme der Reichsſtände an öffentlichen Angelegenheiten, der Einfluß des Adels und der höhern Geiſtlichkeit, die Unabhängigkeit der obern Gerichte, endlich die demokratiſche Bewegung, welche der Calvinismus einem großen Theil des franzöſiſchen Volks einimpfte. Alle dieſe Mächte hat der Kardinal, der 1624 ans Staatsruder gelangte, mit eherner Hand gebrochen, und dem Könige von Frankreich eine ſchrankenloſere Gewalt verliehen, als der Türken Sultan je beſaß. Denn dieſer war und iſt durch den Koran und durch die lebendigen Wächter deſſelben, die Genoſſenſchaft der Ulema's, an Ausführung ſtaatsverderblicher Dinge gehindert. Armand Jean du Pleſſis, nachmals Herzog und Kardinal von Richelieu, zu Paris den 5. Septbr. 1585 als der dritte Sohn adeliger Eltern geboren, ſollte ſich

---

[1]) Londorp acta publica III, 717 a unten. — [2]) Daſ. S. 720 b. — [3]) Daſ. S. 721 a.

urſprünglich dem Waffendienſte widmen. Als ihm aber Heinrich IV. die Anwartſchaft auf das Bisthum Luçon verlieh, das bis dahin Richelieu's älterer Bruder beſeſſen, trat er in den geiſtlichen Stand, trieb die Studien mit Eifer, ward Doktor der Theologie und predigte mehrere Male vor dem Hofe. Sein Ehrgeiz trachtete nach Befriedigung im Staatsdienſte. Der Verſuch, den er nach dem Tode Heinrich's IV. machte, eine bedeutende Anſtellung zu erringen, mißlang. Die Parthei der Königin Mutter brachte ihn 1616 in den Staatsrath, die öffentliche Noth — Frankreich befand ſich durch innerliche Partheiung am Rande des Abgrundes — an das Ruder. Von dieſem Augenblick an ſchritt das Königreich unaufhaltſam vorwärts auf der Bahn ſchwindelnder Macht. Gewiß war Richelieu ein außerordentlicher Menſch. Er mußte nicht bloß die Partheien bändigen, die Prinzen Gehorſam lehren, den Bruder und die noch gefährlichere Mutter des Königs — Maria von Medici ward aus dem Reiche verbannt und ſtarb zu Cöln im Elende — unſchädlich machen, Richelieu mußte ſogar den König ſelbſt überwältigen, der murrend ſich vor der Größe des Kardinals beugte. Die politiſche Geltung der Hugenotten-Parthei vernichtete er, indem er ihren Hauptwaffenplatz La Rochelle erſtürmte — als kirchliche Sekte ließ er ſie großmüthig fortbeſtehen. Von Reichsſtänden war ſeit ſeinem Regiment nicht mehr die Rede, den Adel und die katholiſche Geiſtlichkeit hat er in willenloſe Spielzeuge des Hofes verwandelt — woher es auch kam, daß, als das Gewitter der franzöſiſchen Revolution heranzog, die nichts anders als der Einſturz des von Richelieu gegründeten Werks war, die erſten Streiche gegen Klerus und Adel, als die Dienſtleute unumſchränkter Gewaltherrſchaft, geführt wurden. Richelieu's Regierungsweiſe trieb in dem Königthume Ludwig's XIV. eine prächtige Blüthe, welche ganz Europa bewunderte, in der aber ſchon der tödtende Wurm ſaß. Gewiß hat der Allmächtige die Völker nicht dazu beſtimmt, daß ſie Laſtthiere der Könige, Dünger für das üppige Wachsthum eines Hofes ſeyn ſollen. Die Fehler des Syſtems blieben verborgen, ſo lange ein kräftiger König Frankreich beherrſchte. Als aber auf dem Pariſer Throne, der allein aufrecht ſtand, während alles Andere erniedrigt war, zerfließende Liederlichkeit ſaß, als dort ein Hurenregiment aufkam, dergleichen die Welt in ſolcher Ausdehnung nie ſah — an den teutſchen Höflein wurde es nur im Kleinen nachgeahmt: da zeigte es ſich, daß man dem Zufall der Geburten, den Händen einer einzigen bevorrechteten Familie nicht Alles anvertrauen dürfe, und daß für Europäer nur eine ſolche Verfaſſung tauge, wo König, Klerus, Adel, Volk ſeine abgewogenen Freiheiten und Rechte beſitzt, wo Monarchie, Hierarchie, Ariſtokratie, Demokratie zu einer Miſchung verſchmolzen ſind, was während des Mittelalters

überall — ausgenommen in Byzanz — der Fall war, in dem Zeitraume aber zwiſchen dem Sieg der Reformation und dem Ausbruch der franzöſiſchen Staatsumwälzung nur in England fortdauerte. Die Revolution von 1789 iſt der Schlußakt des von Richelieu gegründeten Staats und zugleich der Beginn einer neuen Zeit, ſie hat den Zauber geſprengt, der die mittelalterlichen Kräfte gefangen hielt: dieſelben wirken ſeitdem wieder. Es iſt kein Zweifel, Richelieu wollte nichts als die Größe Frankreichs, aber in Wahrheit hat er zwei Nationen zu Grunde gerichtet: die teutſche durch Uebermaaß der Ariſtokratie, deren Zuchtloſigkeit er zum Siege verhalf, die franzöſiſche durch das Uebermaaß der Knechtſchaft.

Erleuchteter Despot im Innern ſpielte der Cardinal gegen außen, gegen Teutſchland, den Calviniſten, er nahm die Plane Heinrich's IV. wieder auf. Während ſeiner neunzehnjährigen Verwaltung hat er unaufhörlich und zwar in kleinen Gaben und mit größter Einſicht Gift in den Körper des teutſchen Reichs gegoſſen, indem er mit dem Blutgelde, das dem franzöſiſchen Bauer und Bürger abgepreßt wurde, theils die einheimiſchen Verräther theils die fremden Abentheurer bezahlte, die ſich als franzöſiſche Söldner gegen den teutſchen Kaiſer brauchen ließen. Sehr lange Zeit führte er den Krieg nur mit Geld, erſt nachdem die kriegeriſche Kraft der teutſchen Nation durch furchtbare Leiden gebrochen war, erſchienen bewaffnete Franzoſen auf dem Boden des Reichs. Iſt es ein Wunder, daß die teutſche Nation, durch einen ſo teufliſch klugen, lange unſichtbaren Feind zwei Jahrzehnde verfolgt, zuletzt erliegen mußte!

Seit 1620 hatte der ſpaniſche Statthalter in Mailand verſchiedene Maaßregeln ergriffen, um den Beſitz eines kleinen ärmlichen Ländchens zu erlangen, welches aber für das Habsburg'ſche Haus von hohem Werthe war, weil es eine unmittelbare Verbindung der italieniſchen Staaten Spaniens mit den teutſchen Landen Oeſterreichs herſtellte. Zwiſchen dem Herzogthum Mailand, welches zu jener Zeit den Spaniern gehörte, und der kaiſerlichen Provinz Tirol liegt das Valtelin, von Katholiken bewohnt, aber Unterthanen-Land der reformirten Graubündtner. Der Mailändiſche Statthalter begann damit, daß er die valteliniſchen Katholiken gegen ihre reformirten Gebieter aufwiegelte, was ſchändliche Metzeleien zur Folge hatte [1]). Es gelang ihm, vermöge eines im Januar 1622 zu Mailand mit den Schweizern abgeſchloſſenen Vertrags, gegen Auszahlung einer jährlichen Summe von 25,000 Kronen, welche an die Graubündtner entrichtet werden ſollte, das Valtelin für Spanien, das Beſatzungsrecht in den Städten Kur und Maienfeld dagegen für den Erzherzog Leopold zu

[1]) Die Quellenbeweiſe angegeben bei Senkenberg IV, 160 flg. 288 flg. 362 flg.

erringen. Ungehindert konnten jetzt Oeſterreich und Spanien ſich die Hände bieten, ihre Heere zu einanderſtoßen laſſen, die Schweiz, das teutſche Reich vom Süden her überziehen. Gegen dieſe valteliniſche Eroberung war der erſte Streich Richelieu's gerichtet. Ende April 1624 wurde er in den Staatsrath eingeführt, im Juli knüpfte er mit England, Holland, Savoyen, Venedig, den Schweizer Kantonen Unterhandlungen zu dem Zwecke an [1]), die Spanier aus dem Valtelin, die Söldner des Erzherzogs Leopold aus Graubündten zu vertreiben. Schon im November 1624 rückte der Marſchall Coeuvres mit franzöſiſchem und ſchweizeriſchem Volke in Graubündten ein, und nahm von dort aus viele Plätze des Valtelin. Doch zog ſich der Krieg in die Länge.

Zugleich eröffnete Richelieu mit mehreren Ständen des teutſchen Reichs Intriken, die ſich theilweiſe gleichfalls auf das Valtelin bezogen. In Trier war im September 1623 der fünfundſiebzigjährige Kurfürſt Lotharius, aus dem Hauſe Metternich geſtorben, ſein Nachfolger wurde Philipp Chriſtoph von Sötern, kaiſerlicher Kammerrichter und Biſchof zu Speier, der jetzt zwei auf der galliſchen Gränze gelegene Hochſtifter vereinigte. Der Kaiſer hatte den Schmeichler zu der neuen Würde erhoben, und erhielt für ſeine unbedachte Güte ſogleich des Teufels Dank. Als der alte Kurfürſt Johann Schweickard von Mainz die Erhebung Sötern's erfuhr, äußerte [2]) er: „man hat einen gefährlichen Mann gewählt. So wenig ein Fuchs der ihm eigenthümlichen Liſten vergißt, ſo wenig wird Sötern von ſeinen Ränken laſſen." Und ſo geſchah es auch. Der neue Kurfürſt von Trier warf ſich alsbald dem franzöſiſchen Cardinal in die Arme. Unbeſchränkte Herrſchaft in ſeinem Gebiete war der Köder, mit welchem Richelieu den pflichtvergeſſenen teutſchen Prieſter gewann. Für die Bürgerſchaft, für das Domkapitel und die Klöſter des Erzſtifts Trier brachen ſchwere Zeiten herein, eiſern lag die Hand des Kurfürſten über ihnen!

Auch Maximilian von Baiern ließ ſich mit Richelieu in geheime Verbindungen ein, und zwar zunächſt aus Eiferſucht gegen Spanien. Wir haben oben [3]) berichtet, wie König Jakob von England im Frühjahr 1623 die Feſtung Frankenthal an die Spanier gegen die Zuſicherung abtrat, daß der Ort, im Fall kein Friede zu Stande komme, wieder zurückgegeben werden ſolle. Der vorausgeſetzte Fall war eingetreten, der Friede nicht geſchloſſen, der ſpaniſch-engliſche Ehevertrag zerriſſen. Alſo verlangte Jakob die unverweilte Rückgabe von Frankenthal; aber die Spanier

[1]) Londorp acta publica. III, 711, und Senkenberg IV, 343 Note f. Aretin B. a. B. I, 212, Note 71. — [2]) Senkenberg IV, 313. — [3]) S. 430.

wieſen dieſe Forderung unter dem Vorwande [1]) zurück: jenes Verſprechen ſey in Hoffnung eines baldigen Friedens gegeben worden, da aber der König von England vor Ablauf der angeſetzten Friſt alle Unterhandlungen abgebrochen habe, könne man daſſelbe nicht erfüllen. Die Abſicht der Spanier, die Unter-Pfalz für ſich zu behalten, lag am Tage. Aber Maximilian wollte die Fremdlinge nicht im Reiche ſich einniſten laſſen, daher der oben angeführte Beſchluß [2]), welchen die Liga zu Augsburg im Mai 1624 faßte, die Beſatzungen des Bundes aus den Feſtungen Mannheim und Heidelberg nicht abzuführen, möge es auch fordern, wer da wolle. Eben ſo wenig ſah Maximilian die valteliniſche Eroberung gerne, weil er dadurch ſeine Unabhängigkeit bedroht fühlte. Daher jene geheimen Unterhandlungen mit Richelieu. Bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich Charakter und Stellung Tilly's auf eine eigenthümliche Weiſe. Auf die erſte Nachricht von verdächtigen Bewegungen der Franzoſen an der teutſchen Gränze erließ der Oberfeldherr im November 1624 abmahnende Schreiben [3]) an den Kurfürſten von Trier, und verlangte zugleich aus München Erlaubniß die Franzoſen angreifen zu dürfen. Als Antwort auf letzteres Anſinnen erhielt er nun von Maximilian unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit die Mittheilung, daß Baiern zum franzöſiſchen Kriege gegen Spanien ſeine Zuſtimmung, Frankreich dagegen das Verſprechen gegeben habe, nichts gegen die Liga oder das teutſche Reich zu unternehmen. Man erſieht aus dieſem Beiſpiele, daß der Oberfeldherr bei den geheimen Maaßregeln, welche der Kurfürſt von Baiern zu treffen für gut fand, nicht zu Rathe gezogen wurde. Alles gieng von dem Cabinete Maximilian's aus, die Generale wurden entweder gar nicht, oder nur dann eingeweiht, wenn die Zeit zur Ausführung gekommen war. Im Uebrigen dauerte das ſeltſame Verhältniß Baierns zu Frankreich, welches zur Folge hatte, daß Richelieu zu gleicher Zeit halber Bundesgenoſſe Baierns und ganzer Bundesgenoſſe der erbittertſten Feinde Baierns war, faſt während des ganzen Krieges fort.

Auch an dem großen europäiſchen Bunde, der ſich damals gegen Oeſterreich und die Liga bildete, nahm Frankreich oder vielmehr der Cardinal eifrigen Antheil. Wir müſſen uns jetzt nach dem Norden zu Guſtav Adolf wenden. Längſt hatte Friedrich V. ſeine Augen auf Guſtav Adolf geworfen. Da unter den jetzigen Umſtänden ein guter Feldherr und ein wohlgerüſtetes Heer in hohem Preiſe ſtand, und da mit gutem Fug erwartet werden konnte, daß die Furcht der Mächte vor der Liga und des

---

[1]) Senkenberg IV, 342. — [2]) S. 453. — [3]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 156.

Kaiſers Wachsthum ſchwediſchem Ehrgeiz eine glänzende Laufbahn eröffnen dürfte, gieng Guſtav Adolf auf die pfälziſchen Anträge ein. Er legte einen großartigen ſeiner würdigen Plan vor. Zunächſt lag ihm daran, freie Hand gegen Sigismund von Polen zu bekommen, der ihn, wie wir gezeigt haben, ſpäter noch vier Jahre lang beſchäftigte. Der Czar von Rußland ſollte dieſe Rolle übernehmen. Schon im Jahre 1623 hatte der Moskowiter Großfürſt Federowitſch Romanow die Vermittlung Guſtav's zu einer Heirath mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Katharina angerufen [1]), die ſich bei ihrer Schweſter der Königin von Schweden befand. Auf dieſes Anſinnen baute Guſtav einen Theil ſeines Planes; der Czar, vielleicht hier zum erſtenmal in eine große europäiſche Verbindung hereingezogen, ſollte Polen den Krieg erklären, wodurch es dem Könige von Schweden möglich geworden wäre, ſeine ganze Macht gegen den Kaiſer zu richten.

Die weiteren Unterhandlungen fanden mit Anfang des Jahres 1625 in London ſtatt [2]). Guſtav hatte ſeinen Schwager den Kurfürſten von Brandenburg beigezogen, der damals noch nicht durch die Verlegenheiten des polniſchen Feldzugs gegen den König erbittert war. Von Berlin aus wurde ein geſchickter Unterhändler Bellin nach London geſchickt, der dort im Verein mit dem pfälziſchen Miniſter Rusdorf und mit einem Engländer, Namens Spens, welcher als Geſchäftsmann in Guſtav's Dienſte getreten war, die Sache betreiben ſollte. Rusdorf entwarf eine Denkſchrift, in welcher er die Nothwendigkeit einer engen Verbindung zwiſchen allen teutſchen proteſtantiſchen Fürſten und England zu gemeinſchaftlichem Kampfe wider den Kaiſer darlegte. Zum Haupte des Bundes, zeigte er, würde Niemand ſich beſſer eignen, als König Guſtav Adolf von Schweden, wegen ſeiner ſchon in mehreren Kriegen bewieſenen Erfahrung, wegen des trefflichen Heeres, das unter ſeinem Befehle ſtehe, endlich wegen ſeiner engen Verhältniſſe zu den teutſchen Hanſeſtädten, die ſich ſogleich auf Seite der Schweden ſchlagen würden. Wenn man engliſcher Seits auf dieſen Antrag eingehe, ſo ſey Guſtav Adolf bereit auf ſeine Koſten, zum Beſten der gemeinen Sache, zwölf Regimenter zu Fuß und 2000 Reiter mit dem nöthigen Geſchütz zu ſtellen. Dagegen verlange der König, daß England einen Vertrag mit dem Czaren von Moskau (auf die oben entwickelten Bedingungen) vermittle, daß die Verbündeten die Stadt Danzig bewegen, keine Rüſtungen wider Schweden in ihrem Hafen zu dulden, daß der däniſche König ſich gegen England verpflichte, Nichts wider

[1]) Rühs a. a. O. S. 143. — [2]) Geheime Staatspapiere von Arkenholz bei Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 158 flg.

Guſtav Adolf und Schweden vorzunehmen, ſo lange der teutſche Krieg daure, daß endlich zur größeren Sicherheit ſiebzehn engliſche Kriegsſchiffe zu der ſchwediſchen Flotte ſtoßen. Weiter ſollten England und die teutſchen Verbündeten zuſammen in gleichen Theilen vierundzwanzig Regimenter zu Fuß und 6000 Mann zu Roß auf die Beine bringen, und der Oberbefehl über dieſe ganze Kriegsmacht dem Könige von Schweden übergeben werden, weßhalb die Truppen ihm ſo gut als den Verbündeten Treue ſchwören müßten. Die Verbündeten ſollten ferner dem Könige freien Durchzug durch alle ihre Länder geſtatten, ſo daß er durch Heſſen nach der Pfalz einbrechen könne, im Fall ſich weder in Niederſachſen noch in Weſtphalen der Feind entgegenſtelle. Endlich forderte der König noch von England eine bedeutende Summe an Hülfsgeldern, und von den teutſchen Verbündeten die Einräumung zweier Seeplätze, wovon der eine an der Oſt-, der andere an der Nord-See (Wismar und Bremen).

Das engliſche Miniſterium, obgleich durch Chriſtian IV. von Dänemark gegen Guſtav Adolf geſtimmt, wies die ſchwediſchen Anträge nicht ab, ſondern begnügte ſich vorerſt zu bemerken, daß es gut ſeyn würde, wenn die Krone Frankreich auch in den Bund hereingezogen werde. Bellin erwiederte zwar, daß der König von Schweden wünſche, dieſes Bündniß, welches die Wiederherſtellung der evangeliſchen Religion bezwecke, möchte ſich auf proteſtantiſche Fürſten beſchränken; dennoch verſprach er nach Paris zu gehen, um die franzöſiſche Regierung um Geldhülfe zu erſuchen. Dieß geſchah. Bellin wurde in Paris gut aufgenommen. Der Kardinal nahm jedoch aus Rückſicht für den Pabſt und die katholiſchen Fürſten Anſtand, ſeine Antwort dem ſchwediſchen Unterhändler ſchriftlich zu geben; ſie wurde ihm ſelbſt im Staatsrathe in die Feder diktirt, und lautete ſo: „der König von Frankreich ſey der Meinung, daß Niemand beſſer zum Oberhaupte des beabſichtigten Bundes tauge, als Guſtav Adolf von Schweden; Se. Majeſtät, Ludwig XIII., wünſche daher, daß dieſem glorreichen Monarchen die Leitung des Kriegs übertragen werde. Sollte indeß Dänemark ebenfalls geſonnen ſeyn, Theil an dem Kampfe zu nehmen, ſo möchte es das rathſamſte ſeyn, wenn jeder der beiden Könige eine beſondere Provinz angreiſe und unabhängig von dem Andern handle. Die Krone Frankreich erbiete ſich, innerhalb zwei Jahren eine Unterſtützung von einer Million Livres zu bezahlen. Da endlich der Zweck dieſes Bündniſſes bloß dahin gehe, den Frieden in Teutſchland wieder herzuſtellen und den beraubten evangeliſchen Fürſten Genugthuung zu verſchaffen, da ferner bei Befriedigung der Letztern ſich viele Schwierigkeiten erheben dürften, ſo würde es gut ſeyn, wenn die Könige von Großbritannien und Frankreich zum voraus zu Schiedsrichtern ernannt würden, um ohne weitere

Berufung zu beſtimmen, was ein Jeder bekommen ſolle." Dieß war die Antwort des Kardinals Richelieu. Um eine Million Livres wollte er ſich die oberſte Verfügung über Teutſchland verſchaffen!

Bei ſeiner Rückkehr nach England fand Bellin ſein Gewebe bereits von einer andern Fauſt zerriſſen. Kaum hatte König Chriſtian IV. von Dänemark Nachricht von den Planen Guſtav Adolf's erhalten und vernommen, daß der Kurfürſt von der Pfalz, um deſſen Sache es ſich eigentlich handelte, den Schwedenkönig zum Haupt des Bundes wider den Kaiſer wünſche, als wüthende Eiferſucht ihn ergriff. Der Gedanke, ſein nordiſcher Nebenbuhler möchte in Teutſchland Lorbeeren erringen, war ihm unerträglich. „Wenn auch der Teufel ſich drein miſcht," rief er aus, „ſoll doch nichts daraus werden." Die Kriegsrüſtungen, die er bereits begonnen, wurden in größter Haſt fortgeſetzt, um als der Erſte auf dem Kampfplatz erſcheinen zu können und ſchon dadurch den Nebenbuhler auszuſtechen. Zugleich ſetzte er zu London Alles in Bewegung, damit die Anträge Guſtav Adolf's abgewieſen würden. Verwandtſchafts-Verhältniſſe waren ihm günſtig. König Jakob hatte, wie wir früher bemerkt, eine Schweſter Chriſtian's IV. zur Gemahlin, und der engliſche Thronerbe [1]) Karl hielt viel auf ſeinen Oheim. Dem Unterhändler Guſtav's wurde bedeutet, daß die Forderungen ſeines Gebieters zu hoch ſeyen, während der König von Dänemark viel mäßigere Bedingungen ſtelle. Es kam zu einigen bitteren Erklärungen darüber, von denen wir einige anführen wollen, um zu zeigen, wie hoch damals die Meinung von der Macht Teutſchlands war, die man im Auslande hegte. Nachdem bei einer Unterredung der Geſandten, bei welcher der Prinz von Wales zugegen war, der Unterhändler Guſtav Adolf's in Erwiederung gegen den Vorwurf der übermäßigen Forderungen Schwedens gezeigt, daß eine ſehr große Macht dazu gehöre, um dem Kaiſer Einhalt zu thun, und daß es, wenn die Pfalz in den Händen der Liga bleibe, nicht bloß um Teutſchlands, ſondern auch um Europa's, und ſomit um Englands Freiheit geſchehen ſey, erwiederte [2]) der Prinz von Wales: „dieß iſt wohl wahr, was das Feſtland anbetrifft, allein wir Engländer haben denn doch einen tiefen Graben vor uns, der nicht ſo leicht zu überſchreiten iſt." „Schon gut," entgegnete Bellin, „aber es gibt hölzerne Brücken, um herüber zu kommen. Zuletzt wird auch England daſſelbe Schickſal treffen wie uns. Was liegt uns daran, ob dieß früher oder ſpäter geſchieht." Jetzt freilich würde man keine ſolche Sprache mehr in London führen dürfen, nachdem England in freier,

---

[1]) Der bekanntlich den Titel Prinz von Wales führt. — [2]) Mauvillon a. a. O. 162.

ungehinderter Entwickelung den Bau ſeiner Größe vollendet, die Herrſchaft der Meere errungen, und in drei Welttheilen die erſte Rolle ſpielt, während wir Teutſche, durch die ewigen innerlichen Kriege gefeſſelt, Einheit, Ruhm und Macht verloren haben.

So zerſchlug ſich dieſer Plan, Guſtav Adolf mit der Führung des Kriegs gegen den Kaiſer zu beauftragen. Keinen beſſern Erfolg hatte ein zweiter durch Moritz von Oranien und die Generalſtaaten entworfener [1], der auf die gemeinſchaftliche Theilnahme beider nordiſchen Könige berechnet war. Chriſtian IV. und Guſtav Adolf ſollten jeder, unabhängig von dem andern, ein Heer von 25,000 Mann nach Teutſchland führen. Während der däniſche Monarch die Ligiſten unter Tilly in Niederſachſen anfallen würde, möge Guſtav Adolf durch Hinterpommern Schleſien überziehen. Beide Mächte ſollten ſich verpflichten, keinen abgeſonderten Frieden zu ſchließen, und wenn ihre erſten Unternehmungen glücken würden, gemeinſchaftlich die Erbländer der katholiſchen Fürſten anzugreifen. Im Frühling des Jahrs 1625 wurden Unterhandlungen wegen dieſes Plans im Haag angeknüpft. Bald zeigte es ſich, daß Chriſtian IV. von Dänemark ſeinen nordiſchen Nebenbuhler auch nicht als ſelbſtſtändigen Gehülfen dulden wollte. Er erklärte: der ſchwediſche Monarch werde der gemeinſchaftlichen Sache am meiſten nützen, wenn er Polen angreife. Guſtav zog ſich nun zurück, auf beſſere Zeiten harrend. Er ſah voraus, daß Chriſtian IV. dem großen Unternehmen, in das er zu ſtürzen ſich rüſtete, nicht gewachſen ſey und untergehen müſſe. Und damit der Sturz des Dänen deſto ſchneller befördert werde, ermangelte der Schwede nicht, zweckdienliche Maaßregeln zu ergreifen. Er ſchickte nämlich in der erſten Hälfte des Jahrs 1625 den Bruder des Reichskanzlers, Gabriel Oxenſtierna, bei den proteſtantiſchen teutſchen Höfen herum, um ſie vor der Theilnahme an Chriſtian's IV. Anſchlägen zu warnen [2].

Obgleich Guſtav jetzt von dem europäiſchen Bunde gegen den Kaiſer zurückgetreten, war die Macht, die ſich gegen Ferdinand und die teutſche Liga zuſammenzog, noch furchtbar genug. König Chriſtian IV. übernahm die oberſte Leitung des Kampfes, die Generalſtaaten und England aber verſprachen ihm ſehr bedeutende Unterſtützung. Vermöge eines Staatsvertrags, der ſchon im Frühjahre verabredet, aber erſt unter dem $^{9}/_{19}$. Dezember 1625 im Haag unterzeichnet wurde [3], machte ſich die Krone England verbindlich, monatlich 300,000 Gulden in Hamburg an Dänemark zu bezahlen, Holland verhieß eine monatliche Geldhülfe von 50,000

---

1) Rühs a. a. O. S. 144. — 2) Rühs a. a. O. S. 144 unten flg. — 3) Dumont, Recueil des traitez Vol. V, 2. S. 482, b. flg.

Gulden. Auch die Krone Frankreich blieb nicht zurück, Richelieu übernahm die Entrichtung einer Million Livres in 2 Jahren je zu 500,000 [1]) Livres. Zugleich boten Frankreich und England die Hand, dem Dänen auch bewaffnete Helfer zu verſchaffen. Wir haben oben geſagt, daß Mannsfeld und Chriſtian von Halberſtadt ſich im Frühjahre 1624 nach England einſchifften und dort ſehr gut empfangen wurden. Durch gewaltſame Aushebung brachte im Herbſte 1624 die engliſche Regierung 12,000 Mann zuſammen und ſtellte ſie unter Mannsfeld's Befehle. Zum Unterhalte derſelben erhielt er von der Krone England das Verſprechen eines monatlichen Zuſchuſſes von 20,000 Pfund Sterling [2]). Mannsfeld führte ſein neues Heer in die Hafenſtadt Dover, wo es nach Holland eingeſchifft wurde. Allein ſchon unterwegs und noch auf engliſchem Boden begieng dieſes Lumpengeſindel, der Auswurf brittiſchen Pöbels, ſolche Unordnungen, daß die engliſchen Behörden für gut fanden, Hinrichtungen in Maſſe vorzunehmen [2]). Während Mannsfeld in England auf dieſe Weiſe Fußvolk auf die Beine brachte, warb Chriſtian von Halberſtadt, der indeß nach Frankreich hinübergegangen, mit Geld, das ihm Richelieu vorſtreckte, in der Normandie einige franzöſiſche Reiterregimenter, mit denen er nach Bergen op Zoom zog, wo er ſich mit Mannsfeld vereinigte [3]). Wir werden am gehörigen Orte über die weiteren Schickſale der beiden Abentheurer berichten. Noch ein dritter Feind Oeſterreichs, der mit ſeinem allezeit käuflichen Schwerte ſchon oft der calviniſtiſchen Parthei gedient, ward von Holland, Frankreich und England zu Gunſten des Dänen in Bewegung geſetzt: der wohlbekannte Siebenbürger Fürſt Bethlen Gabor. Seit Ende des Jahres 1624 befanden ſich franzöſiſche Unterhändler bei ihm, um den Siebenbürger von Neuem zum Kriege wider den Kaiſer zu reizen [4]). Aber Bethlen blieb dießmal weit gleichgültiger als ſonſt gegen die Lockungen, welche man ihm vorhielt, ſo daß die Feinde Teutſchlands ſich genöthigt ſahen, ein außerordentliches Mittel anzuwenden. Wir haben oben berichtet, daß Bethlen im Jahre 1623 ſich erkühnt hatte, eine Tochter des Kaiſers zur Ehe zu begehren. Auf dieſes Gelüſte des Siebenbürgers nach vornehmen Verwandtſchaften bauten jetzt die Mächte, indem ſie ihn mit der Prinzeſſin eines Hauſes zu kirren ſuchten, das damals, weil ſein männliches Haupt ein feiger Wüſtling war, die angeſtammte Ehrſucht nur durch Verheirathung der weiblichen Mitglieder zu befriedigen

---

[1]) Die Beweiſe bei Aretin, B. a. B. I, 204 Note 62. — [2]) Lingard History of England IX, 314. — [3]) Khevenhiller X, 766. B. d. Decken I, 131. — [4]) Dieſe Nachricht wird unter dem 18. März 1625 von München aus an Tilly mitgetheilt. Weſtenrieder, Beiträge VIII, 159 oben.

wußte. So lange Guſtav Adolf von Schweden ſich Hoffnung machen durfte, von den zum Kriege gegen den Kaiſer entſchloſſenen Kronen zum Oberfeldherrn erwählt zu werden, war ſein Schwager, der Kurfürſt von Brandenburg, ſehr kampfluſtig, und unterſtützte die ſchwediſchen Vorſchläge, wie wir ſahen, in London eifrig. Als aber Guſtav verzichten mußte, trat auch Georg Wilhelm ängſtlich zurück, doch verſtand er ſich dazu, ſeine Schweſter, dieſelbe Prinzeſſin Katharina, welche nach dem früher mitgetheilten, von Guſtav Adolf entworfenen, aber ſeitdem mißglückten Plane, den Moskowiter Großfürſten hätte heirathen ſollen, „der evangeliſchen Sache und der teutſchen Freiheit" zum Opfer zu bringen. Man ſetzte ihr ſo lange zu, bis ſie dem Siebenbürger die Hand zu geben verſprach. Mit einem Gefolge von 60 Wagen ward ſie im Februar 1626 nach der oberungariſchen Stadt Caſchau gebracht, wo die Ehe vollzogen werden ſollte [1]). Weinend nahte ſie ihrem künftigen Gemahle, denn trübe ſtand die Zukunft vor ihr bei dem Gedanken, ihr übriges Leben in wildfremdem Lande an der Seite eines Mannes zuzubringen, der damals 46 Jahre zählte und durch unförmliche Dicke des Körpers entſtellt war [2]). Die Vermählung fand den 2. März 1626 Statt. Wir erlauben uns zu bemerken, daß die ſchöne Katharina bald ſich in die neuen Verhältniſſe zu ſchicken wußte. Sie fand am Hofe ihres Gemahles hübſche und junge Edelleute, namentlich einen, Stephan Czaky, der ihr überaus wohl gefiel [3]). Während Bethlen noch lebte, gieng ſie hinter ſeinem Rücken insgeheim zur katholiſchen Kirche über, um nach ſeinem Tode, geſtützt auf eine katholiſche Parthei, das Fürſtenthum zu behaupten und mit Stephan Czaky, den ſie heirathen wollte, den Thron zu theilen, — aber Beides mißlang. Etliche Jahre nach Bethlen's Tode, der im Jahre 1629 erfolgte, ward ſie genöthigt, Ungarn zu verlaſſen und in ihre Heimath zurück zu kehren [4]). Seit der Vermählung Bethlen's und Katharina's nahmen die ſchon früher eingeleiteten Unterhandlungen mit den Seemächten einen lebhaften Aufſchwung: unter dem $^{18}/_{28}$. September 1626 kam zwiſchen dem Siebenbürger einer und den Kronen Dänemark und England ſo wie den holländiſchen Freiſtaaten anderer Seits ein Vertrag [5]) zu Stande, kraft deſſen Bethlen Gabor mit 40,000 Mann die kaiſerlichen Erblande anzufallen gelobte, die Mächte aber ihm eine monatliche Geldhülfe von 40,000 Thalern und Zuſendung eines teutſchen Heerhaufens von 10 bis 12,000 Streitern verhießen. Gewiß war ein Bundesgenoſſe, der mit ſolcher

[1]) Khevenhiller X, 1281. — [2]) Mauvillon a. a. O. S. 102. — [3]) Feßler, Geſchichte der Ungarn, B. VIII, 603 flg. — [4]) Mauvillon a. a. O. — [5]) Dumont a. a. O. S. 498 a flg.

Macht von Oſten und Süden her den gemeinſchaftlichen Feind anzugreifen übernahm, kein geringer Troſt für den König von Dänemark. Chriſtian IV. ſelbſt ſetzte die Rüſtungen, die er 1624 begonnen, im Winter eifrig fort, und hatte im Frühling 1625 nahe an 25,000 Mann beiſammen. Es gelang ihm überdieß, um jene Zeit einen guten Theil der Mitglieder des niederſächſiſchen Kreiſes auf ſeine Seite herüberzuziehen. Anfang Februar 1624 hatte der Herzog Chriſtian von Celle die zehn Jahre bekleidete Stelle eines Kreisoberſten niedergelegt [1]). Dieſelbe blieb über ein Jahr unbeſetzt, aber auf einem Kreistage, der im Mai 1625 zu Braunſchweig gehalten wurde, wählte [2]) die Mehrzahl der anweſenden Stände den König von Dänemark zum Oberſten und beſchloß das gewöhnliche Kontingent in dreifacher Anzahl zu ſtellen. Doch wagten ſie noch nicht die Maske ganz abzuwerfen, ſondern vermöge der gewöhnlichen Heuchelei hieß es, man werde dieſe Kriegsmacht bloß zum Schutze des Kreiſes und zur Abwendung aller möglichen Gefahren verwenden, auch dem Oberfeldherrn der Liga, Tilly, Anzeige von dem gefaßten Beſchluſſe machen. Aber einige Wochen ſpäter, den $\frac{\text{25. Mai}}{\text{4. Juni}}$, unterzeichneten zu Lauenburg der König von Dänemark, die Herzoge Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel und Friedrich von Holſtein-Gottorp, ſo wie der lutheriſche Biſchof von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm, einen beſondern Vertrag [3]), kraft deſſen ſich dieſe Fürſten verbindlich machten, die neunfache Zahl der gewöhnlichen Kreishülfe aufzubringen. Herzog Friedrich Ulrich ſollte dieſes Heer, das auf 24,000 Mann angeſchlagen ward, unter der oberſten Leitung des Königs von Dänemark befehligen.

Zwar hatte der mächtigſte Stand des Kreiſes, Herzog Chriſtian von Celle und ſein Bruder Georg weder an den Beſchlüſſen des Tages von Braunſchweig, noch an dem Lauenburger Vertrage Theil genommen — Beide traten mehr und mehr von den nordteutſchen Proteſtanten zurück — dennoch ſieht man, daß unter dieſen Umſtänden gegen das Heer der Liga, welches damals noch allein die Sache des Kaiſers und der katholiſchen Kirche vertheidigte, ein Gewitter im Anzuge war, das alle früheren Gefahren weit überbot.

Der Kurfürſt von Baiern und Tilly wandten ſich nach zwei Seiten um Hülfe. Erſtlich beſtürmten ſie die Krone Spanien um Zuſendung von Truppen und Geld — wir können jedoch von den Verhandlungen, die deßhalb in Brüſſel eröffnet wurden, erſt unten berichten. Zweitens forderte [4]) Maximilian den Kaiſer dringend auf, daß er zur Vertheidigung der

[1]) Von der Decken I, 123. — [2]) Daſ. S. 135. — [3]) Ebendaſ. S. 136. — [4]) v. Aretin, B. a. B. I, 214.

gemeinſchaftlichen Sache ein eigenes Heer aufſtellen möge. Dieſes bairiſche Anſinnen legte den erſten Grund zur glänzenden Laufbahn des Herzogs von Friedland.

Hätte der Kurfürſt geahnt, welch' ſchlimme Wendung ſeine eigenen Pläne durch den kaiſerlichen Feldhauptmann, den er ſelbſt auf den Schauplatz rief, nehmen könnten, gewiß würde er lieber den letzten Heller aus ſeinem eigenen Vermögen aufgewendet, als den teutſchen Kaiſer um einen ſolchen Beiſtand gebeten haben. Aber wer konnte auch denken, daß ein böhmiſcher Edelmann die nöthigen Millionen in der Taſche habe, um ein Heer von 60,000 Mann auf die Beine zu bringen, noch mehr, wer konnte vorausſehen, daß derſelbe reiche Mann den zweiſchneidigen Verſtand und die nöthige Kühnheit beſitzen werde, um die Vortheile, welche ihm ſeine Schätze verſchafft, mit ſo fürchterlichem Nachdruck zu gebrauchen! Ehe wir den Friedländer aufführen, müſſen wir vom damaligen Zuſtand teutſcher Finanzen reden, weil nur ſo begreiflich wird, was jetzt vorgieng.

Bei weitem der größte Theil der Herrengeſchlechter des heil. römiſchen Reichs ging aus dem 16ten Jahrhundert verſchuldet und in ſchlechtem Finanzzuſtande hervor. Mehrere Urſachen wirkten zuſammen auf dieſe Erſcheinung hin. Die regelmäßigen Einkünfte der Fürſten beruhten urſprünglich bloß auf dem Ertrag ihrer Kammergüter, das Volk bezahlte gar keine oder nur ſehr geringe Steuern. Gegen Ende des 15ten und im 16ten Jahrhundert kam großer Luxus an den Höfen auf, der das regelmäßige Einkommen oft mehr als verſchlang. Zu gleicher Zeit wurden neue, unerhört hohe Ausgaben für einen Zweig des öffentlichen Dienſtes nöthig, der erſt ſeit der Einführung des Pulvers aufgekommen war. Früher hatten die Fürſten ihre Kriege oder Fehden mit der Lehensmannſchaft geführt, die auf ihre Koſten dienen mußte. Allein ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts machte der ſtolze Ritter dem Fußknechte aus dem Bauernſtande, die ſtählerne Rüſtung der Pike und dem Feuerrohre Platz. Grundlage dieſes Syſtems war der Sold, und zwar ein hoher, denn ein gemeiner Fußknecht erhielt in jenen Zeiten verhältnißmäßig mehr, als ein Lieutenant bei unſern heutigen Heeren. Wie nun die nöthigen Summen aufbringen? Die Fürſten, deren Kammereinkünfte meiſt ſchon durch den Luxus der Hofhaltung verſchlungen wurden, mußten ſich an ihre Stände um Hülfe wenden. Denn Landſtände hatte damals jedes teutſche Gebiet. Allein dieſe Stände ſchnürten den öffentlichen Beutel mit weit größerer Hartnäckigkeit zu, als die teutſchen Deputirten unſerer Tage, deren Mehrzahl nur Begriffe und Theorien, keinen Beſitz, keine Korporationen, Nichts Feſtes und Widerſtandfähiges vertritt, und daher den Strömungen der Hofluſt in bedenklichem Grade ausgeſetzt iſt. Meiſt begnügten ſich die alten

Stände unerträglich gewordene Schulden der Landesherrn zu übernehmen. Dieſer Umſtand beſchränkte den Kredit der Fürſten in hohem Grade, denn wenn der keineswegs gewiſſe Fall nicht eintrat, daß die Stände ſich ins Mittel ſchlugen, ſo hatten die Darleiher ihr Geld in einen Abgrund geworfen. Daher die Geldverlegenheit, die man damals faſt in allen regierenden Häuſern Teutſchlands bemerkt. Wenige Fürſten, deren Kammereinkünfte durch beſondere Verhältniſſe, z. B. durch den Ertrag von Bergwerken, das gewöhnliche Maaß überſchritten, machten eine Ausnahme. Kurfürſt August von Sachſen ſoll bei ſeinem im Jahr 1586 erfolgten Tode einen Schatz von 15 Millionen Gulden hinterlaſſen haben[1]). Aber ſchnell wurde derſelbe unter ſeinen Nachfolgern aufgeräumt, im Jahr 1613 war kein Heller mehr davon vorhanden. Die Einkünfte des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen betrugen im Jahre 1630 neunthalb Tonnen Goldes[2]) (853,029 Gulden), aber ſie reichten kaum für die Schlemmerei des Hofes hin, ſchon im Jahre 1628 laſtete auf der kurfürſtlichen Kammer eine Schuld von 7 Millionen[3]). Wie in dem ſächſiſchen Kurſtaate, verhielt es ſich auch in den welfiſchen Fürſtenthümern, in Brandenburg, dem heſſiſchen, dem würtembergiſchen Hauſe. Herzog Julius von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der 1589 ſtarb, hinterließ weit über eine Million Gulden baares Vermögen[4]). Seine Nachfolger räumten damit ſchnell auf, der Schuldenlaſt Friedrich Ulrich's haben wir oben gedacht[5]).

Aber trotz dieſer Geldnoth der Fürſten war das teutſche Volk vor dem 30jährigen Kriege ſehr wohlhabend, und große Geldſummen befanden ſich im Lande[6]). Wenn man die ungeheuren Rechnungen überſieht, welche dieſer Krieg einzelnen, in Rückſicht des Bodens ſonſt dürftigen Provinzen koſtete, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Teutſchland zu Anfang des 17ten Jahrhunderts weit geldreicher geweſen ſeyn müſſe, als ſpäter, wo doch der Werth der edlen Metalle gegen damals tief ſank. Freilich kann man ſich nicht hierüber wundern, denn mit dem unglücklichen Ausgang des 30jährigen Krieges iſt der Ruin unſeres Landes und die Verheerung deſſelben durch faſt alle andern auswärtigen Nationen erſt recht angegangen. Anderer Seits nützte der Wohlſtand des Volks den Herren

---

1) Spittler Geſchichte von Hannover I, 377. — 2) K. A. Müller Forſchungen I, 216. — 3) Müller ebendaſ. I, 218. — 4) Spittler a. a. O. — 5) Siehe oben S. 422, Note 2. — 6) Eine im Jahr 1624 unter dem ſonderbaren Titel „Leben der viel lieblichen Signora Richezza d'Alemanni, d. h. der Teutſchen neulicher Reichthum, ſammt ihrem ſchnellen jedoch kläglichen Untergang" erſchienene Flugſchrift beſpricht in burlesker Weiſe dieſes Verhältniß.

wenig, weil, wie geſagt, neue Steuern mit großer Eiferſucht von den Ständen verweigert wurden.

Die finanzielle Ebbe der fürſtlichen Kammern erzeugte zwei Erſcheinungen, von denen die eine lächerlicher, die andere ſehr ernſthafter Natur iſt. Zu dem finſteren Glauben an verſchiedene Arten ſchwarzer Magie, an Hexerei, Gefrorenſeyn, Bündniſſe mit dem Teufel, geſellte ſich auch die Goldmacherkunſt. Zauberküchen für Alchemiſten befanden ſich faſt an allen Höfen, und mehrere Fürſten machten es zum Gegenſtand einer eiferſüchtigen Politik, ſolche koſtbare Leute ihren fürſtlichen Nebenbuhlern wegzufiſchen [1]). Manche dieſer Abentheurer endeten zuletzt durch den Strang, nachdem die großen Herren, die ihnen vertraut, den Betrug gemerkt, aber der Stein der Weiſen und die Goldtinktur wurde deshalb noch lange geſucht und nicht gefunden. Große Summen wirklichen Geldes wirbelten in Rauch auf. Weit ernſthafter, obgleich eine Frucht aus derſelben Wurzel, war die praktiſche Art von Alchymie, auf welche teutſche Fürſten ebenfalls um dieſe Zeit verfielen: die Kunſt, aus Kupfer, Blei, Zinn, angeblich ſilberne Münzen zu machen. Der große Friedrich, welcher im ſiebenjährigen Kriege die Münzverfälſchung bekanntlich im höchſten Maaßſtabe trieb, hat letztere Bereicherungsquelle nicht zuerſt aufgebracht, dieſe Erfindung iſt vielmehr das Werk von Juden und anderen ſcharfſinnigen Köpfen der Art während des 30jährigen Krieges. Das ſogenannte Kipper- und Wipper-Handwerk wurde unter dem Schutze ſehr vieler, beſonders der kleinen, regierenden Herrn ſchamlos getrieben. Ein Centner Kupfer reichte aus, um 500 angebliche Silbergulden daraus zu prägen [2]) Die Diebe fanden nichts einträglicher, als kupferne Geſchirre zu ſtehlen. Kein ehrlicher Mann wollte daher mehr fremde Wanderer bei ſich über Nacht behalten, aus Furcht daß einer oder der andere zum Dank den kupfernen Hafen, der bei unſern Vätern hinter den Oefen (in unſern Bauerhäuſern noch jetzt) angebracht war, mit fortnehmen möchte. Eine natürliche Folge dieſes Unweſens war, daß die Preiſe aller Lebensbedürfniſſe bis ins Unglaubliche ſtiegen. Zu Leipzig galt im September 1622 der Scheffel Weizen 33, ein Klafter Holz 32, ein Scheffel Roggen 24, ein Scheffel Hafer 12 Gulden; ein Pfund Rindfleiſch 8, ein Pfund Hammelfleiſch 7 Groſchen, ein Pfund Butter einen Gulden. Um dieſelbe Zeit wurde eine Kuh mit 200, ein Pferd mittlerer Güte mit 3500 Gulden ſchlechten Geldes bezahlt. Die alten guten Thaler ſtiegen bis auf 9 Gulden 12 Groſchen. Neues Unheil brach aus, als man dieſem

---

[1]) Man ſehe Spittler a. a. O. S. 325 unten flg. — [2]) Die Beweiſe bei Galletti Geſchichte des 30jährigen Kriegs 2. Abtheilung S. 281. 283 flg.

Unfuge endlich nothgedrungen Gränzen ſetzen mußte. Da fand es ſich, daß Leute, die ſich für reich gehalten, auf einmal bettelarm waren. Man erzählt das Beiſpiel eines Edelmanns, der 1500 Gulden ſchlechter Münze in der Kaſſe hatte, und dieſen Schatz nach erfolgter Reduktion einſchmolz; das Ergebniß war ein kleiner Löffel voll Silber, aber Kupfer genug, um einen Keſſel daraus zu machen. Am meiſten fand das Kipper- und Wipper-Weſen im ober- und niederſächſiſchen Kreiſe ſtatt.

Es gab im Laufe des 30jährigen Krieges nur einen einzigen Fürſten, der geordnete Finanzen beſaß. Dieſer Eine war Maximilian I. von Baiern. Neben Andächtelei und den Rathſchlägen der Jeſuiten hatte hauptſächlich die Schuldenmaſſe, welche auf der herzoglichen Kammer laſtete, Maximilian's Vater, Wilhelm, vermocht, die Regierung niederzulegen. Maximilian brachte ſchnell Ordnung in das Chaos. Er wußte ſeine Landſtände zu bewegen, daß ſie den größten Theil der väterlichen Schulden übernahmen. Obgleich er ſeine Beamte gut bezahlte [1]), um mehr von ihnen fordern zu können, obgleich er ſchöne Bauten aufführte und ſein Leben lang entweder ſich zum Krieg rüſtete, oder im Kriegführen begriffen war, ſtanden ſeine Einnahmen im richtigen Verhältniß zu den Ausgaben, ja er konnte bedeutende Summen zurücklegen. Man wird immer finden, daß ſtrenge Oekonomie eine Eigenſchaft aller ausgezeichneten Fürſten iſt. So war auch hier eine gute Finanzordnung die Grundlage der wichtigen Rolle, welche der fähigſte unter allen teutſchen Großen während des 30jährigen Krieges ſpielte. Durch unerbittliche Aufſicht über die Thätigkeit und Treue der Kammerbeamten, durch ſchlaue Eröffnung neuer Einkommensquellen brachte Maximilian ſeine Finanzen in blühenden Stand. Was Sully für Heinrich IV. von Frankreich war, das leiſtete Max für ſich ſelbſt in eigener Perſon. Er führte die oberſte Aufſicht über das Rechnungsweſen, und kannte alle jährlichen Einnahmen [2]). Wehe dem Beamten, der den Herzog betrügen wollte. Mit faſt kaufmänniſcher Berechnung, welcher nicht immer die Gerechtigkeit zur Seite ſtand, eröffnete er neue Goldquellen. Wegen des Handels mit Salz, eines für Bayern höchſt wichtigen Naturproduktes, führte er Krieg mit dem Biſchof von Salzburg, um dieſen möglichſt vom Markte zu verdrängen, was ihm auch gelang [3]). Dann bemächtigte er ſich des Regals, weißes Bier für ſein ganzes durſtiges Baiern allein zu brauen. Die Landſtände widerſprachen zwar mit Nachdruck, aber vergeblich [4]); Maximilian ſetzte dieſes einträgliche Recht durch. Ferner führte er eine Acciſe für die

[1]) Wolf „Maximilian" I, S. 216. — [2]) Daſ. S. 219. — [3]) Wolf im a. Werke II, 79 flg. 104 flg. — [4]) Derſelbe I, 274 flg. III, 190 flg.

nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ein, die ihm ebenfalls große Summen abwarf[1]). Die Klöſter in und zum Theil auch außer ſeinem Lande wurden tüchtig beigezogen[2])· Der Pabſt mußte ein Auge zudrücken gegen die kleinen finanziellen Ketzereien dieſes wichtigen Vorkämpfers der römiſchen Hierarchie. Nicht beſſer gieng es dem Landadel, und auch in die innere Verwaltung der Stiftungen und Gemeinden miſchte Maximilian ſeine Hände[3]). Selbſt eine Art von Gewerbsfreiheit wurde zu Gunſten der fürſtlichen Kaſſe eingeführt[4]). Die Landſtände behandelte er in einem weit höheren Ton, als irgend einer ſeiner Vorgänger; nur zwei allgemeine Landtage kamen während ſeiner 53jährigen Regierung zuſammen[5]). Doch hielt er den Schein aufrecht, indem er den ſtändiſchen Ausſchuß zu den Geſchäften zog, die in den Bereich der Stände gehörten. Der Ausſchuß mußte ihm immer mit Geldhülfe bei der Hand ſeyn. Auf ſolche und ähnliche Weiſe hat Maximilian I. zugleich die Abſchaffung der ſtändiſchen Verfaſſung in Baiern vorbereitet und die Mittel zuſammengebracht, welche ihn in Stand ſetzten, von Anfang des unſeligen Krieges bis an ſein Ende fortwährend eine bedeutende bewaffnete Macht zu ſeiner Verfügung zu haben.

Anders ſtand es in Oeſterreich. Vielleicht war keiner unter allen teutſchen Fürſten in ſolcher unentwirrbarer Finanznoth, als Kaiſer Ferdinand II. während ſeiner ganzen Regierung. Selbſt als Teutſchland ihm unterworfen ſchien, als der Raub vieler Provinzen nach Wien ſtrömte, herrſchte fortwährend ein ungünſtiges Verhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe. Ungarn war meiſt im Aufſtande, oder von Siebenbürgern und Türken beſetzt; auch ohnedieß hätte der Kaiſer aus dieſem Lande wegen der Conſtitution wenig ziehen dürfen, jetzt koſtete es mehr als es eintrug. Die ungeheuren böhmiſchen Confiskationen zerrannen unter den Händen der Jeſuiten und des treugebliebenen, ſeine Dienſte hoch anrechnenden Adels. Oberöſterreich blieb ſechs Jahre an den Baier verſetzt, Niederöſterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark waren durch Aufſtände, und nach erfolgter Unterdrückung durch religiöſe Plackereien aufs tiefſte herabgeſtimmt. Mähren und Schleſien hatte der Krieg verheert. Die Stände aller dieſer Provinzen verwilligten einem Herrn, den ſie insgeheim haßten, ſo wenig als möglich. Was eingieng, floß durch verborgene Kanäle ab. Die geliebten Väter des Kaiſers, die Jeſuiten, auch andere Cleriker koſteten ſehr viel[6]), noch mehr, glauben wir, verſchlangen die Beſtechungen in Teutſchland, in Ungarn, in Conſtantinopel. Nicht ſelten litt die Ehre des

---

[1]) Wolf III, 295. flg. — [2]) Daſ. S. 199. — [3]) Daſ. 202 flg. — [4]) Daſ. I, 275. III, 200. — [5]) Daſ. III, 205. — [6]) Eine lange Reihe Item von kleinen und größeren Summen, welche an die Geiſtlichkeit verſchenkt wurden, theilt Caraffa comment. de German. sacra. Anhang S. 184 flg. mit.

kaiſerlichen Hauſes durch die tiefe Ebbe im Schatze. Wir kennen die wichtigen Aufträge, welche der Graf Khevenhiller in Madrid für den Wiener Hof zu beſorgen hatte. Derſelbe Geſandte nun konnte in den Jahren 1619 und 1620 von dem Kaiſer nicht mit dem nöthigen Geld zu ſeinem Unterhalt verſehen werden. Khevenhiller mußte zum Theil von der Gnade des Monarchen, bei dem er beglaubigt war, Philipp's III., leben [1]). Allerdings gehört dieſes Beiſpiel in die erſten und bedrängteſten Jahre der kaiſerlichen Regierung Ferdinand's II. Aber man kennt auch aus den ſpäteren, ja ſogar den günſtigſten Zeiten des Kaiſers, nachdem ſchon alle Erbländer und beinahe ganz Teutſchland unterworfen waren, ähnliche Belege. Ferdinand ſah ſich mehr als einmal genöthigt, von ſeinem Feldhauptmann Wallenſtein Summen von 6000 oder 8000 bis 90,000 Gulden zu entlehnen [2]).

Es liegt in der Natur der Dinge, daß in Ländern, wo der Krieg unvermeidlich, das Volk wohlhabend, aber der öffentliche Schatz aus Mangel eines Steuerſyſtems leer iſt, ſich die Heere durch Freibeuterei im Großen erhalten. Als daher der däniſche Krieg ausbrach, und die Bitten Tilly's um kaiſerliche Hülfe immer dringender wurden, konnte blos auf Mannsfeld'ſche Weiſe vorgeſorgt werden, weil der Kaiſer nicht im Stande war, ein beſoldetes Heer, wie das der Liga, aufzubringen. Der Stern Habsburgs fügte es ſo, daß ein Mann von eben ſo außerordentlichen finanziellen als geiſtigen Kräften ſich dem Geſchäfte unterzog.

Den $^{5}/_{15}$. September 1583 wurde Albrecht Wenzel Euſebius von Waldſtein, als der dritte Sohn einer wenig bemittelten aber doch angeſehenen böhmiſchen Adelsfamilie, auf dem Gute ſeines Vaters Herrmanik geboren. Die Jugendgeſchichte dieſes außerordentlichen Menſchen iſt frühe mit Fabeln ausgeſchmückt worden, wir halten uns an das hiſtoriſch Gewiſſe. Schon im zehnten Jahre verlor Albrecht ſeine Mutter, und kurze Zeit darauf auch den Vater. Ein Oheim mütterlicher Seits Albrecht Slavata, nahm ſich des verwaisten Knaben an, und ließ ihn in einer Schule der böhmiſchen Brüder zu Koſchumberg unterrichten. Denn das Haus der Waldſteine wie das der Slavata bekannte ſich zu dem proteſtantiſchen Glauben. Aber nicht lange blieb der junge Wallenſtein weder bei der Religion ſeines Vaters noch in derſelben Lehranſtalt. Einige Zeit ſpäter finden wir ihn in einer adeligen Jeſuitenſchule zu Olmüz, wohin ihn ein zweiter Oheim, Johann Kavka von Ricam, eifriger Freund der Jeſuiten, gebracht hatte. Die Väter

---

[1]) Laut dem Berichte des bairiſchen Geſchäftsträgers Leuker, bei Wolf „Maximilian" IV, 352. — [2]) Förſter „Wallenſtein" Potsdam 1834, S. 388. 391.

verſäumten nicht, ihren Zögling zum katholiſchen Glauben herüber zu bringen. Dieſer Wechſel war entſcheidend für ſein ganzes Leben, denn er beſtimmte ſeine Abneigung gegen die proteſtantiſche Revolution Böhmens und bereitete dadurch ſeine Größe vor. Der junge Jeſuitenſchüler haßte den Unterricht in lateiniſchen Wörtern und andere Studien der Art, womit man lebhafte Knaben in den Schulen plagt. Einer der Patres, Pachta, ſein Bekehrer, verſchonte ihn nach Möglichkeit mit dem trockenen Geiſtesfutter, weßhalb der Knabe große Zuneigung zu dem Lehrer faßte [1]).

Nach Beendigung ſeiner Studien gieng er in Geſellſchaft eines reichen jungen Edelmanns, Adam Leo Licek von Rieſenburg, auf Reiſen, und beſuchte das ſüdliche und weſtliche Teutſchland, Holland und Italien. Als Hofmeiſter begleitete die beiden Herren ein Freund des berühmten Keppler, Peter Verdungus, aus Franken gebürtig, Mathematiker und Aſtrolog. Wahrſcheinlich war es dieſer Gelehrte, der in die jugendliche Seele Wallenſtein's Vorliebe für die geheime Wiſſenſchaft der Sterne prägte. In Padua verweilten ſie längere Zeit, wo Wallenſtein von dem Profeſſor Argoli, einem nahmhaften Himmelskundigen jener Zeit, Unterricht in der Cabbala und Aſtrologie erhielt [2]). Nach der Rückreiſe in das Vaterland trat er in Kriegsdienſte, und zwar trug er ſeine erſten Waffen gegen die Türken in Ungarn. Kaiſer Rudolph hatte den Oberbefehl über die Völker in Ungarn einem italieniſchen General aus der niederländiſchen Schule, Georg Baſta, übergeben. Unter Baſta's Anführung ſchwang ſich Wallenſtein 22jährig während der Belagerung von Gran zum Hauptmann einer Compagnie Fußvolk empor. Der Friede wurde jedoch ſchon im Jahre 1606 geſchloſſen, und Wallenſtein kehrte nach Böhmen zurück [3]).

Von ſeinem Vater hatte er nur ein geringes Erbe erhalten. Um ſeine Umſtände zu verbeſſern, bewarb er ſich um die Hand einer ſchon ältlichen aber reichen Wittwe Lukretia Nikeſſin von Landek, bei welchem Geſchäfte der Erzbiſchof von Prag die Rolle des Brautwerbers übernahm. Dieſe Frau, welche nach kurzer Ehe ſchon 1614 ſtarb, hinterließ ihm ausgedehnte Beſitzungen in Mähren, und eine bedeutende Summe an baarem Gelde [4]).

An dem Bruderzwiſt zwiſchen Kaiſer Rudolph und dem Erzherzog Matthias nahm er keinen Antheil. Dennoch gewann er die Neigung des Letztern. Noch mehr beeiferte ſich Wallenſtein die Gunſt Ferdinand's II. zu erringen, ſobald dieſem Prinzen der Weg zum Kaiſerthron

[1]) Förſter a. a. O. S. 2 flg. — [2]) Daſ. S. 4. — [3]) Daſ. S. 5. — [4]) Förſter Wallenſtein S. 36 und Wallenſtein's Briefe von ebendemſelben I, 19.

gebahnt war. Ferdinand führte als Herzog von Steiermark im Jahr 1617 Krieg mit der Republik Venedig. Wallenſtein warb auf eigene Koſten 200 Dragoner und führte ſie dem Grafen Dampierre zu, den Ferdinand zum Befehlshaber ſeiner Truppen beſtellt hatte. Er fand Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. Die Feſtung Gradiska war ſeit einigen Monaten von den Venetianern eingeſchloſſen, und litt ſolchen Mangel an Lebensbedürfniſſen, daß ihre Uebergabe unvermeidlich war, wenn nicht ſchnelle Hülfe erſchien. Wallenſtein übernahm den Auftrag, einen Zug von Proviantwagen in die Stadt zu werfen, was er auch glücklich bewerkſtelligte. Seine Freigebigkeit machte ihn ſchon hier zum Liebling der Soldaten. Die kleine Schaar von 200 Dragonern wuchs während des Kriegs zu einem ganzen Regiment, das ſich durch Kleidung und Pracht der Waffen vor den übrigen auszeichnete. Bereits galt Wallenſtein als eine der Stützen des kaiſerlichen Hauſes, und als er nach Beendigung des Kriegs an den Hof nach Wien kam, wurde er von Matthias in den Grafenſtand erhoben, zum Oberſten ernannt und erhielt auf des Kaiſers Empfehlung ein Regiment der mähriſchen Landmiliz [1]).

In Wien vermählte er ſich zum zweitenmal mit Iſabella Katharina Gräfin von Harrach, einer Tochter des kaiſerlichen Geheimen-Raths und Kämmerers Karl von Harrach. So war er durch die Gunſt des Kaiſers wie durch den Einfluß ſeines Schwähers unauflöslich an das habsburg'ſche Intereſſe gekettet, als im Jahr 1618 die böhmiſche Empörung ausbrach. Wallenſtein, der ſich damals in Olmüz befand, ſchwankte keinen Augenblick über die zu ergreifende Parthei. Die mähriſchen Stände bereiteten ſich, gemeinſame Sache mit den Böhmen zu machen. Wallenſtein handelte und ſprach für den Kaiſer. Als Graf Thurn die Kaiſerlichen unter Dampierre nach Oeſterreich zurückdrängte, verſorgte er das fliehende Heer von Mähren aus mit Proviant und Schießbedarf. Seinen Vettern, die in dem böhmiſchen Heere dienten, ließ [2]) er ſagen, „er werde ſie mit Ruthen für ihre Dienſte belohnen.“ Die Anführer der Böhmen, Thurn, Fels und Hohenlohe, verklagten [2]) ihn wegen ſeiner feindſeligen Geſinnung bei den mähriſchen Direktoren, und forderte dieſelben auf, dem Verräther die Waffen abzunehmen, und ſich ſelbſt an die Böhmen anzuſchließen. Dieſe Vereinigung kam, ohne daß Wallenſtein ſie verhindern konnte, bald darauf zu Stande. Ein allgemeiner mähriſcher Landtag wurde nach Brünn ausgeſchrieben. Wallenſtein legte ſich nun mit ſeinem Regimente in einen Hinterhalt, um

[1]) Förſter Wallenſtein S. 32. — [2]) Daſ. S. 33.

die ſtändiſchen Abgeordneten aufzuheben und dem Kaiſer als Rebellen auszuliefern. Allein der Anſchlag mißlang. Wallenſtein mußte, von Thurn bedrängt und von ſeinen mähriſchen Soldaten im Stiche gelaſſen, die Stadt Olmüz räumen, nahm aber die Landeskaſſe, in der ſich 100,000 Reichsthaler befanden, mit nach Wien zum Kaiſer [1]. Jetzt traf ihn ein ſchwerer Schlag. Alle ſeine Güter in Mähren und Böhmen wurden von der neuen Regierung zu Prag eingezogen, er ſelbſt für einen Landesverräther erklärt. Indeß erhielt er aus der geretteten Kaſſe 12,000 Thaler angewieſen, um ein neues Reiterregiment zu werben, das er wirklich zuſammenbrachte und zum Heere Buquoy's führte. Die Dienſte, welche er der Sache des neuen Kaiſers Ferdinand in dem Gefechte bei Teyn leiſtete, wurden oben [2] geſchildert. Auch an der Vertheidigung Wiens gegen die zahlreichen Schaaren Bethlen Gabor's im November 1619 nahm Wallenſtein Antheil. In dem böhmiſchen Feldzuge vom Jahr 1620 bekleidete er die Stelle eines Generalquartiermeiſters der vereinten kaiſerlich-ligiſtiſchen Truppen, und hatte als ſolcher für die Beiſchaffung der Lebensmittel zu ſorgen. Gerade auf einer Sendung zu dieſem Zwecke begriffen, wohnte er der Schlacht vor Prag nicht bei. Nach erfolgter Unterdrückung des böhmiſchen Aufſtandes half er die Feinde vollends aus Schleſien und Mähren vertreiben. Die Siege bei Standſchütz gegen Bethlen Gabor's Streiftruppen und bei Kremſier über den Markgrafen von Jägerndorf ſind früher erzählt worden [3], deßgleichen wie Wallenſtein 1623 in dem neuen Kriege gegen den Siebenbürger Fürſten die Sache des Kaiſers verfocht [4].

In dem Zeitraum zwiſchen 1621—1624 geſchah es, daß Wallenſtein jene Gütermaſſe zuſammenbrachte, die es ihm möglich machte, Heere auf eigene Koſten anzuwerben, gerade wie 1700 Jahre früher römiſche Magnaten zu Ende der Republik. Die Confiskationen, durch welche der proteſtantiſche Adel Böhmens ſein Eigenthum verlor, machten mehr als den halben Grundbeſitz des Landes flüßig. Für Spottpreiſe wurden die eingezogenen Güter losgeſchlagen, theils weil es an den nöthigen baaren Mitteln für einen ſolchen Markt fehlte, theils weil der Erwerb des gewaltſam entriſſenen Erbes Anderer ſchmählich, und der neue Beſitz höchſt unſicher ſchien. Welche Verſuchung zu großen Ankäufen für einen Mann, der die Kraft in ſich verſpürte, den Kaiſer und ſein Syſtem aufrecht zu halten! Wallenſtein erſtand im Laufe weniger Jahre für 7,290,228 Gulden konfiscirte Güter [5] Mehr als das Fünffache mochte der wahre Werth dieſer Erwerbungen betragen. Wie konnte aber Wallenſtein

[1] Daſ. S. 34. — [2] S. 305. — [3] S. 342. — [4] S. 450. — [5] Förſter a. a. O. S. 38. 328.

ſolche Summen aufbringen? Der reiche Nachlaß ſeiner erſten Gemahlin wie die zweite Vermählung erklärt Einiges, ebenſo die Thatſache, daß er dem Kaiſer große Gegenrechnungen zu machen hatte. Die verſchiedenen Regimenter, welche Wallenſtein ſeit dem Jahr 1617 für den habsburgiſchen Dienſt geſtellt, waren bisher aus ſeiner eigenen Kaſſe beſoldet worden. Jetzt kam die Gelegenheit, ſich für ſeine Ausgaben bezahlt zu machen. Man weiß z. B., daß er die Kaufſumme für die Herrſchaft Friedland, die er mit den dazu gehörigen Städten und Dörfern um 160,000 Gulden erſtand, größtentheils durch ſolche Gegenrechnungen tilgte [1]. Auch für die Verheerung ſeiner Güter während des Aufſtandes wurden ihm ſtarke Summen gut geſchrieben. So iſt ein Erlaß der böhmiſchen Statthalterei vom 20. Juli 1623 vorhanden, worin befohlen wird, daß dem Herrn Albrecht Wenzel Euſebius von Waldſtein für erlittenen Kriegsſchaden auf ſeinen Beſitzungen in Mähren 182,296 Gulden aus den Rentengefällen der Provinz zu erſetzen ſeien [2]. Endlich benützte er den heilloſen Zuſtand der Münzen im Reiche, von dem wir oben gehandelt, zu ſeinem Vortheile. Unter den vielen Gnadenbriefen, die er ſich vom Kaiſer zu verſchaffen wußte, findet ſich einer [3] folgenden Inhalts: „Seine kaiſerliche Majeſtät wolle wegen der ſchlechten Münze, womit Ihre fürſtlichen Gnaden von Waldſtein etliche Herrſchaften bezahlt, nichts weiter fordern.“ Ferdinand begünſtigte die Gütererwerbungen von Männern wie Wallenſtein aus triftigen Gründen, weil es ihm unter den damaligen Umſtänden erwünſcht ſeyn mußte, ſtatt der vielen kleinen rebelliſchen Eigenthümer in Böhmen nur wenige zuverläßige Vaſallen zu haben, deren Vortheil an den der Krone aufs engſte gekettet war. Dennoch dürften alle dieſe, immerhin ſehr günſtigen, Umſtände nicht hinreichen, um jene ungeheure Geſammtſumme der Käufe Wallenſtein's begreiflich zu machen. Eine noch vorhandene Urkunde beweiſt [4] z. B., daß er vom 11. Juni 1621 bis zum 23. Juni 1623 zwei Millionen Gulden, größtentheils baar, an die böhmiſche Kämmerei bezahlte. Ohne Zweifel hat er in den verſchiedenen Feldzügen, denen er ſeit 1617 anwohnte, nach damaliger Sitte der Oberſten, auf gewaltſame Weiſe für ſeinen Vortheil geſorgt, und durch den Raub der beweglichen Güter, die er in den durchſtreiften Provinzen fand, den ſpäteren Erwerb unbeweglicher vorbereitet. Gewiß iſt, daß Kaiſer Ferdinand in einem noch vorhandenen Briefe Klagen über die Erpreſſungen führt [5], welche ſich das Kriegsvolk Wallenſtein's, vor deſſen Erhebung zum kaiſerlichen Feldhauptmann

1) Daſ. S. 38. 328. — 2) Daſ. S. 328. — 3) Daſ. S. 337, Note Nro. 8. — 4) Daſ. S. 328. — 5) Daſ. S. 41 Note.

für den däniſchen Krieg, zu Schulden kommen ließ. Es wird darin unter Anderem angeführt, daß die Hauptleute eines Regiments ihrem Oberſten wöchentlich je 100 Reichsthaler von dem Raub des Landes abgeben mußten. Statt Sold zu empfangen, bezahlten alſo die Offiziere dem Befehlshaber des Regiments bedeutende Summen. Wie groß mögen demnach die Erpreſſungen geweſen ſeyn! Die Gier, Güter auf jede Weiſe zu erwerben, wurde zur Leidenſchaft bei Wallenſtein. Wie er ſpäter ganze Herzogthümer, als Sagan, Mecklenburg an ſich zu bringen wußte, ſo verſchmähte er es nicht, fortwährend kleine Beſitzungen durch Kauf, Tauſch oder durch andere Mittel zu erringen. Selbſt ſeine Blutsverwandten wurden nicht geſchont. Im Jahre 1628, da er ſchon nach dem Kaiſer die erſte Rolle in Teutſchland ſpielte, erwarb er z. B. von ſeinen vier unmündigen Vettern die Herrſchaft Milletin [1]). Gleichwohl war nicht ſchnöder Geiz die Quelle dieſer Erwerbungsluſt, der Beſitz von Land und Leuten ſollte vielmehr die Grundlage ſeiner politiſchen Größe ſeyn. So eifrig er als Privatmann erwarb, ſo freigebig that er ſeine Schätze auf, als die Zeit zur Ausführung der Plane gekommen war, die er in ſeinem Innern wälzte. Es ſind zwei Perſonen in Wallenſtein zu unterſcheiden: der Millionär und der Staatsmann und Feldherr. Jener bahnte dieſem den ſchwindelnden Weg. Ohne ſeine Reichthümer, an denen ſicherlich viel Blut klebte, wäre es ihm nie möglich geworden, den kühnen Verſuch zur Wiederherſtellung der Einheit Teutſchlands zu machen.

Nachdem er durch ausgedehnten Landbeſitz mächtig geworden war, entgingen ihm auch die Titel nicht, die den Reichthum an Grund und Boden gewöhnlich begleiten. Im Jahre 1623 ward er vom Kaiſer zum Fürſten und ein Jahr ſpäter zum Herzog von Friedland (damals ſeiner größten Herrſchaft) ernannt [2]). Zugleich erhielt er in den Schreiben, die der Kaiſer an ihn erließ, die Titulatur „Oheim“, für welche Auszeichnung Ferdinand II. ihm einen beſondern Gnadenbrief [3]) ausſtellte. Seitdem hieß er unter dem Volke gewöhnlich „der Friedländer.“ In ſolchen Verhältniſſen ſtand Wallenſtein zu dem Kaiſer, als jene dringenden Aufforderungen nach Wien gelangten, die Streitkräfte der Liga durch ein kaiſerliches Hülfsheer zu verſtärken. Guter Rath war theuer. Ebbe herrſchte in der Schatzkammer und die kaiſerlichen Miniſter wußten keinen Ausweg. Da machte Wallenſtein den Antrag, auf eigene Koſten 40,000 Mann ins Feld zu ſtellen. Die Miniſter fanden Anfangs den Vorſchlag prahleriſch und unausführbar, und meinten, man müſſe froh ſeyn, wenn es gelänge, 20,000 aufzubringen, aber Wallenſtein

[1]) Daſ. S. 39. — [2]) Daſ. S. 39 u. 42. — [3]) Daſ. S. 40.

entgegnete: 20,000 Mann würden Hungers ſterben, mit 50,000 will ich ins Feld rücken, die werden ſich ſelbſt ernähren. Nach längeren Unterhandlungen wies man ihm drei Kreiſe in Böhmen an, damit der Herzog „erſt 20,000 Mann, dann die übrigen“ werben möge [1]). Der Vertrag, den Friedland mit dem Kaiſer wegen Aufſtellung des Heeres abgeſchloſſen, iſt bis jetzt nicht veröffentlicht worden, doch laſſen ſich die Grundzüge deſſelben angeben. Man weiß [2]), daß der Herzog für ein Regiment zu Fuß 600,000 Gulden jährlich verrechnen durfte. Ihm ſelbſt war ein monatlicher Gehalt von 6000 Gulden ausgeſetzt [3]). Allein dieſe Summen ſollten nicht aus des Kaiſers Kaſſen, ſondern durch Brandſchatzungen im Reiche und im Nothfalle durch Konfiskationen gedeckt werden. Vorerſt machte der Herzog die nöthigen Auslagen [4]). Unter dem 15/25. Juli 1625 ward Wallenſtein's Beſtallung als des Kaiſers General-Obriſter Feldhauptmann ausgefertigt [5]).

Der Tag, an welchem Friedland den Befehl übernahm, bezeichnet einen Wendepunkt in der Geſchichte des 30jährigen Kriegs. Bis dahin war der Kampf zur Vergrößerung Baierns, zum Vortheil der katholiſchen Kirche und Roms geführt worden. Wallenſtein drückte ihm alsbald den kaiſerlichen Charakter auf: „Vor des Friedländer's Erhebung,“ ſagt [6]) Khevenhiller, „hieß man unſere Leute Spanier, jetzt aber nennt man uns Kaiſerliche.“ Baiern ſollte von der oberſten Leitung teutſcher Angelegenheiten zurückgedrängt, die Reichsfürſten entweder zum Gehorſam gegen den Kaiſer gebracht oder vernichtet werden. Auch Wallenſtein arbeitete für die Wiederherſtellung der römiſchen Kirche in Teutſchland — er ſtand mehrere Jahre in enger Verbindung mit den Jeſuiten — aber die Religionsfrage war ſeit ſeiner Feldhauptmannſchaft nicht mehr erſter Zweck des Kampfes, ſondern ſie trat in die zweite Linie zurück. Unverkennbar hegte der Herzog von Friedland die Anſicht, daß es ein Mittel gebe, den traurigen Kirchenſtreit ohne Zuthun der Theologen auf politiſchem Wege auszuſöhnen. Er rechnete: wenn man das Uebermaaß der Ariſtokratie, welches Germanien ins Unglück geſtürzt und die Reformation zur Geißel gemacht, bändige, wenn man dann unter dem Banner der apoſtoliſchen Kirche dem teutſchen Volke ſeine Einheit zurückgebe und Macht, Ehre, europäiſche Geltung des Reichs wieder aufrichte, würden die teutſchen Lutheraner und Calviniſten, die es mit ſich und dem Vaterlande wohl meinen, eingedenk der unbeſtreitbaren Wahrheit, daß des Reiches Wohl unumgänglich Einheit der Kirche

---

[1]) Khevenhiller X, 801. — [2]) Förſter a. a. O. S. 410. — [3]) Daſ. S. 46. — [4]) Daſ. Note 3. — [5]) Daſ. S. 46. — [6]) X, 801.

fordere, gutwillig ihrem katholiſchen Kaiſer in die Meſſe folgen, und ſich wieder zu dem Bekenntniſſe wenden, unter dem Germanien acht Jahrhunderte lang das große Wort in der Chriſtenheit geführt hat. Merkwürdig iſt, wie folgerichtig Wallenſtein von Anfang an die wichtigſten Maaßregeln dieſem organiſchen Gedanken anpaßte. In der Liga Heer herrſchte der Grundſatz, nur Katholiken zu höheren Offiziersſtellen zu befördern. Als Tilly im März 1627 einen verdienten Soldaten Namens Walter zum Oberſten vorgeſchlagen hatte, ohne über die Religion deſſelben Auskunft zu geben, ſchrieb [1]) der Kurfürſt von Baiern an *ſeinen* Feldherrn: „ehe er dieſen Antrag genehmige, müſſe er erſt wiſſen, ob der Vorgeſchlagene Katholik ſey, denn Tilly werde ſelbſt ermeſſen, welche Ungelegenheiten es verurſachen könne, wenn man Unkatholiken Befehlshaberſtellen anvertraue.“ Wallenſtein befolgte die entgegengeſetzte Regel. Ohne Unterſchied des Glaubens beförderte er Proteſtanten und Katholiken, ja er gab ſogar erſteren den Vorzug, weil vorauszuſehen war, daß Proteſtanten weniger als Altgläubige den Einflüſſen Baierns und der Liga zugänglich ſeyn würden. Die bairiſche Parthei ermangelte nicht, die Gefahr, mit welcher dieß Verfahren ſie bedrohte, ins Auge zu faſſen. Auf einem Ligatage, der im Februar 1627 zuſammentrat, wurden bittere Klagen darüber geführt [2]), daß der Friedländer die beträchtlichſten Werbungen unkatholiſchen Obriſten und Edelleuten übertrage. Dieſelbe Beſchwerde wiederholte zwei Jahre ſpäter der Erzherzog Leopold in einem an ſeinen Bruder, den Kaiſer, erlaſſenen Schreiben [3]), worin er tadelnd ſagt: die Mehrzahl des Wallenſtein'ſchen Heeres beſtehe aus Lutheranern und Calviniſten. Außer perſönlicher Tüchtigkeit forderte der Friedländer von ſeinen Leuten eine gute kaiſerliche Geſinnung, und es iſt erſtaunlich, wie ſchnell ſich dieſer Geiſt dem Heere und auch einem großen Theil der Nation mittheilte. Derſelbe entwickelte ſeine eigene Art von Fanatismus. Wir wollen ein Beiſpiel erzählen. Im Sommer nach der Lützener Schlacht, in welcher Guſtav Adolf fiel, erſtürmte eine Abtheilung des kaiſerlichen Heeres die an der Schweizer Gränze gelegene Feſtung Rheinfelden, welche Teutſch-Schweden unter dem Befehl des Oberſtlieutenants v. Andlau vertheidigten. Nach Einnahme der Stadt zog ſich die Beſatzung in den Bauhof an der Rheinbrücke zurück. Die Fahne des Hauptmanns Zinck drang ihnen aber auch in dieſe Zufluchtsſtätte nach, hieb die Thore auf und ſtürzte hinein. Andlau war ein Verwandter des Hauptmanns, der die Kaiſerlichen führte, er rief ihm zu:

---

[1]) Weſtenrieder, Beiträge VIII, 161 unten flg. — [2]) v. Aretin, B. a. B. I, 264. — [3]) Wir werden dieſes Schreiben im 9. Capitel mittheilen.

„Vetter und Waffenbruder Zinck, gieb mir und meinen Soldaten Quartier.“ Der Angerufene erwiederte: „Vetter Anblau, Du biſt ein Schelm, denn Du dienſt wider den Kaiſer und Dein Vaterland.“ Sprach's, riß dem nächſten Fußknecht die Partiſane aus der Hand, und rannte ſie dem Teutſchſchweden durch den Leib, daß er todt niederſank. Daſſelbe Schickſal erfuhr die ganze Rotte, Alle wurden niedergehauen [1]). Dieſe vom Friedländer dem Heere eingepflanzte Geſinnung hat den Herzog lange überlebt. Sie bewirkte, daß treffliche Anführer, wie Johann von Werth, von den Baiern zum kaiſerlichen Heere übergiengen, und daß Proteſtanten, wie Melander von Holzapfel, die letzten waren, welche Ferdinand's III. gutes Recht verfochten.

Im Frühjahr [2]) und Sommer 1625 ließ Wallenſtein, der ſein Hauptquartier in Eger aufgeſchlagen, die Trommel rühren. Ende Auguſt waren 7000 Mann zu Pferd und faſt 15,000 Fußknechte beiſammen [3]). Aber das Geſchütz und die Reiterei befand ſich in einem ſchlechten Zuſtande [4]). Die Rüſtungen hatten den baaren Vorrath des Herzogs erſchöpft, vielen Oberſten und Soldaten war der Werbeſold noch nicht bezahlt [4]). So wird begreiflich, daß der erſte Zug Friedland's einer Bereicherung ſeiner Kaſſe galt. Nachdem er ſeine Regimenter „ins Reich“ hinaus bis nach Schwaben vorangeſendet [5]), brach er den 3. September (n. St.) ſelbſt nach Franken auf [5]). Das Gebiet von Nürnberg wurde gebrandſchatzt, die Stadt ſelbſt ſo lange geängſtigt, bis ſie ſich zu Erlegung von 100,000 Gulden verſtand [6]). Von da rückte er nach Niederteutſchland, wo wir ihm im nächſten Abſchnitte begegnen werden.

---

[1]) Dieß erzählt ein Augenzeuge, der bairiſche Oberſt Fritſch, in ſeinem Tagebuche bei Weſtenrieder, Beiträge IV, 137 unten flg. — [2]) In einem amtlichen Schreiben Tilly's vom Januar 1625 wird bereits eines kaiſerlichen Heeres unter Wallenſtein's Befehl gedacht. Weſtenrieder, Beiträge VIII, 157 unten. — [3]) Khevenhiller X, 803. — [4]) Von der Decken I, 155 flg. v. Aretin, B. a. B. I, 207, Note 64. — [5]) Förſter, Wallenſtein, S. 408 unten flg. — [6]) Murr, Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs S. 24.

Sechstes Capitel.

Der däniſche Krieg. Feldzug von 1625 und 1626. Schlacht bei Lutter am Barenberge. Tod Chriſtian's von Halberſtadt, Mannsfeld's, Johann Ernſt's von Weimar, Bethlen Gabor's. Wallenſtein kämpft in Ungarn. Herzog Johann Friedrich VI. von Weimar. Die ſchwarze Magie.

Wir haben oben berichtet, daß Mannsfeld in England 12,000 Mann zum Kriege gegen den Kaiſer erhielt. Auf 300 Laſtſchiffen führte er zu Ende des Jahrs 1624 dieſes Volk nach Vließingen herüber, und bezog dann ein Lager bei Bergen op Zoom [1]), auf die Ankunft des Halberſtädter's Chriſtian wartend. Chriſtian ſchiffte die Reiter, welche er in der Normandie geworben, Anfangs März zu Calais auf 100 Fahrzeugen ein, welche ihm die Generalſtaaten zugeſchickt, aber ein Sturm, der unterwegs losbrach, vernichtete mehrere Schiffe, beſonders giengen viele Pferde zu Grunde [2]). Die Vereinigung fand im März ſtatt. Das vereinigte Heer befand ſich jedoch in einem kläglichen Zuſtande. Da Mannsfeld und Chriſtian, wie gewöhnlich, kein Geld hatten, und doch ihre Truppen in dem befreundeten Holland nicht durch Raub ernähren durften, herrſchte große Unzufriedenheit im Lager. Schon unter dem 7. Jan. 1625 wurde an Tilly durch ſeine Spione berichtet [3]): daß „die Engelländer an Entbehrung, ſonderlich im Winter, nicht gewöhnt, ſehr ungern unter Mannsfeld ſtünden und deßhalb ſtark ausreißen, ja auch ſich ſelbſt aus Verzweiflung erhängen.“ Nicht beſſer, fährt der Spion fort, werde es den Franzoſen ergehen, die unter Chriſtian's Befehl heranrücken ſollen, denn „dieſes Volk ſey zwar Anfangs voll Feuer und zum Kampfe aufgelegt, allgemach aber, wenn Mangel ausbreche, oder es ihnen zu lange werde, laufen ſie davon.“ Mit dem Beginn der guten Jahrszeit brachen beide Abentheurer, 12,000 Mann zu Fuß, 2000 zu Roß und 14 Geſchütze ſtark [4]), von Bergen op Zoom auf, trennten ſich jedoch während des Zugs. Chriſtian von Braunſchweig überfiel das von den Ligiſten beſetzte Städtchen Oerdingen im Gebiet von Cleve, wo er ziemlich viele Gefangene machte, Mannsfeld dagegen bezog ein verſchanztes Lager zwiſchen Weſſel und Rees [5]). Ihr gemeinſchaftlicher Plan war, ſo bald Tilly, genöthigt dem König von Dänemark in Niederſachſen die Spitze zu bieten,

---

[1]) Khevenhiller X, 766. — [2]) Daſ. S. 767. — [3]) Weſtenrieder, Beiträge VIII, 158. [4]) Von der Decken I, 142. — [5]) Ebendaſ.

ſein Volk aus den Päſſen am Rheine wegführen werde, den Strom hinauf zu rücken und die Pfalz anzugreifen[1]). Unterwegs hofften ſie ſich durch den Beitritt des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel zu verſtärken. Ihre Stellung war wirklich für die Liga gefährlich genug. Denn wandte ſich Tilly gegen Mannsfeld und Chriſtian, ſo mußte er den Dänen freien Raum laſſen, ins obere Teutſchland einzudringen. Richtete er aber ſeine Waffen gegen den Beherrſcher von Dänemark, ſo waren ſein Rücken und die Quartiere, die er in Heſſen genommen, ſchwer bedroht. Abermals hieng das Schickſal des Kriegs zunächſt von Heſſen ab. Sehen wir, was der Feldherr der Liga that, um dieſen Gefahren zu begegnen. Nach den unbedeutenden Unternehmungen des Jahrs 1624 hatte Tilly wieder Winterquartiere in der Landgrafſchaft bezogen. Im Dezember 1624 erfuhr der Wiener Hof[2]) durch geheime Zuträger, daß der Landgraf Moritz ſich gegen die Mächte Frankreich und England anheiſchig gemacht habe, ſeine beiden wichtigſten Feſtungen, Kaſſel und Ziegenhain, an die Kriegsvölker der holländiſchen Freiſtaaten, das heißt an Mannsfeld und Chriſtian, die zu dieſem Zwecke nachher, wie wir ſahen, in das Herzogthum Cleve einrückten, zu übergeben. Alsbald ſtellte der Kaiſer an den Kurfürſten von Sachſen das Anſinnen, ſeinen Einfluß bei dem Landgrafen wie bei den heſſiſchen Landſtänden aufzubieten, damit jene Feſtungen dem Volke der Liga geöffnet würden. Aber der Kurfürſt wollte ſich nicht in die Sache miſchen. Dagegen verließ der Landgraf Moritz zu Anfang des Jahrs 1625 plötzlich ſein Land, und reiste nach Niederſachſen, um Verabredungen mit den nordteutſchen Guelfen und dem Dänenkönige zu treffen. Im Monate März hielt er ſich zu Hamburg in der Nähe Chriſtian's IV. auf, von dort nahm er Theil an der Lauenburger Verſammlung[3]), welche dem Dänenkönig die Führung des Kriegs übertrug, ſpäter gieng er nach Gottorp zu dem Herzog von Holſtein, der gleichfalls der Parthei des Dänen ſich angeſchloſſen, und dann zu den Mecklenburger Herzogen[4]). Unter ſolchen Umſtänden mußte die katholiſche Parthei einen raſchen Entſchluß faſſen, zu welchem Behufe denn auch Tilly die nöthigen Vollmachten empfieng. Anfangs Februar berief der ligiſtiſche Feldherr, ohne Rückſicht auf die Einreden des Kaſſel'ſchen Erbfolgers Wilhelm, den ſein Vater Moritz bei der letzten Abreiſe als Statthalter zurückgelaſſen, die heſſiſchen Stände zu einem Landtage nach Hersfeld. Zwar fanden ſich weder die landgräflichen Räthe noch der Erbfolger Wilhelm ein, wohl aber erſchienen

---

[1]) Khevenhiller X, 802 oben. — [2]) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen III, 590. — [3]) Siehe oben S. 491. — [4]) Rommel a. a. O. III, 601, Note 547.

acht Mitglieder des Ritterſtandes, den Tilly durch die früher beſchriebenen Maaßregeln gewonnen, und die Abgeordneten von drei Städten (Eſchwege, Homberg, Rotenburg). Der bairiſche Generalkommiſſär Rupp machte denſelben im Auftrage Tilly's folgende [1]) Mittheilung: „Da Landgraf Moritz, den Anſchlägen boshafter und unruhiger Menſchen folgend, ſich immer widerwärtiger gegen den Kaiſer und ſeine eigenen Stände bezeige, da er wegen ſeiner Feſtungen höchſt bedenkliche Verabredungen getroffen habe, ſo befehle der Kaiſer, dieß den verſammelten Ständen zu Gemüthe zu führen, und dieſelben zu ermahnen, daß ſie dem Landgrafen, wenn er ſo fortfahre, nicht weiter anhangen möchten.“ Nach dieſem Eingange ließ Tilly die Forderung ſtellen: das heſſiſche Geſammthaus, die Ritterſchaft, Prälaten und Städte ſollen Bürgſchaft leiſten, daß jene Feſtungen keiner fremden Macht überantwortet würden. Die Verſammlung entſchuldigte ſich zwar, ohne Vorwiſſen des Landesherrn und ohne Beiziehung ſämmtlicher Stände über ſo wichtige Dinge nicht verhandeln zu können, aber ſie ſchied mit der geheimen Abſicht, den Planen des Kaiſers und Tilly's in die Hände zu arbeiten. Stillſchweigend war die Verſammlung gewonnen. Weil ſich die Sache ſo verhielt, mußte der junge Landgraf Wilhelm, um einem drohenden Abfall vorzubeugen, im März einen Landtag nach Kaſſel ausſchreiben, auf welchem zwei Geſandte Tilly's, der eben genannte Rupp und der Feldzeugmeiſter Levin v. Mortaigne ſich einfanden. Durch ihren Mund führte jetzt Tilly eine noch ſtärkere Sprache als zu Hersfeld. Er wiederholte nicht bloß die Bedingung in Betreff der beiden Veſten, ſondern er verlangte auch von den Ständen und dem Landgrafen Wilhelm eidliches Angelöbniß, keiner fremden Macht Werbungen in Heſſen zu geſtatten; er forderte endlich Bürgſchaft von dem Statthalter, das zwiſchen ſeinem Vater und der Ritterſchaft entſtandene Zerwürfniß unverweilt beizulegen. Prinz Wilhelm ſuchte zwar auf alle Weiſe die Stände feſtzuhalten, und zu einer abſchläglichen Antwort auf Tilly's Anträge zu vermögen, jedoch mit ſchlechtem Erfolg. Die Verſammlung erklärte [2]): „zwar liege es nicht in ihrer Macht, die von Tilly vorgeſchlagenen Bedingungen anzunehmen, aber flehentlich müßten ſie bitten, daß ihr Landesfürſt nach dem Beiſpiele ſeines Vorfahren, Philipp's des Großmüthigen, dem allgemeinen Wohle, als dem höchſten Geſetz, ein Opfer bringe, und durch hinlängliche Verſicherung ſchuldigen Gehorſams gegen kaiſerliche Majeſtät die Laſt des Krieges von dem Lande abwälze.“ Das hieß ſoviel, als der Landgraf ſolle gutwillig ſich fügen, oder die Stände würden ihn verlaſſen.

---

[1]) Daſ. S. 591. — [2]) Daſ. S. 594.

Wilhelm unterhandelte und wollte billigere Bedingungen erringen, aber indeß wurde ein unfehlbares Mittel angewandt, das den Streit zu ſchnellem Ende brachte. Eine von Kaiſer Ferdinand II. am 12. März 1625 (n. St.) unterzeichnete Urkunde [1]) erſchien, welche dem im Heſſiſchen anſäßigen Adel für ſich und ſeine Güter Reichsfreiheit gegen die Verpflichtung ertheilte, des Kaiſers und der gehorſamen Reichsſtände Kriegsvolk durch freien Paß und Unterſtützung mit Lebensmitteln zu fördern. Dieſer Gnadenbrief erregte eine außerordentliche Bewegung unter dem heſſiſchen Adel; die Mitglieder hielten Verſammlungen, und legten unter ſich Steuern um zum Behufe einer vom Landgrafen unabhängigen ritterſchaftlichen Verfaſſung des Landes. Jetzt wurde es dem Feldherrn der Liga vollends leicht, Alles zu erreichen was er wünſchte, denn auch die übrigen heſſiſchen Stände ließen ſich durch den Vorgang der Ritterſchaft hinreißen. Noch einmal berief [2]) Tilly im Mai einen Landtag nach Hersfeld. Hier unterzeichneten [2]) Ritter, Prälaten, Städte eine doppelte Urkunde: in der erſten erklärten ſie, dem Kaiſer treu, kein fremdes Kriegsvolk ins Land aufnehmen zu wollen, falls Landgraf Moritz dennoch darauf beſtünde, würden ſie ſich der Eide und Pflichten gegen ihn entbunden erachten. In der zweiten verſprachen ſie, für die kaiſerlichen Heere freien Durchzug hin und her und, ſo viel in ihren Kräften ſtehe, Verhinderung eines jeden Verſuchs fremder Mächte, in Heſſen Kriegsvolk zu werben. Ferdinand I. hatte das erſte Beiſpiel der Auflöſung eines teutſchen Fürſtenthums im alten Sinne gegeben: das Band, welches die Heſſen bisher an ihren Landgrafen feſſelte, war geſprengt, der Kaiſer brauchte von dieſer Seite vorerſt nichts zu fürchten, weil dem Landgrafen ſeine ehemalige Unterthanen feindlich gegenüber ſtanden. Ungehindert konnte Tilly jetzt ſeine Streitkräfte gegen die Dänen wenden. Den $^{1}/_{11}$. Juni hatten die heſſiſchen Stände jene beiden Urkunden ausgeſtellt, unmittelbar darauf brach Tilly mit den 9 Regimentern [3]) (6 zu Roß, 3, jedes von 3000 Mann [4]), zu Fuß) die unter ſeinem Befehl bis dahin in der Landgrafſchaft lagerten, ins Feld auf, rückte auf die Weſer los, und bemächtigte ſich der am eben genannten Strome gelegenen, mit einer Brücke verſehenen Feſtung Hörter, denn die Nachricht war ihm zugekommen, daß der Dänenkönig über die Weſer nach Heſſen vorzubringen gedenke [5]). Durch die Einnahme von Hörter hatte er nunmehr dem Dänen den Vorſprung abgewonnen. Zwei, drei Tage, nachdem Tilly Heſſen geräumt, kam der Landgraf Moritz von Deſſau her wieder in ſeine Hauptſtadt Caſſel zurück [6]) und machte der

---

[1]) Daſ. S. 596. — [2]) Daſ. S. 597. — [3]) Daſ. S. 598. — [4]) Daſ. 596. — [5]) Daſ. S. 604. — [6]) Den $^{6}/_{16}$. Juni. Ebendaſ. S. 601, Note 547.

Gegenparthei ſeine Anweſenheit ſchnell durch neue Anſchläge fühlbar. Wir werden hievon ſpäter berichten, zunächſt müſſen wir den König von Dänemark ins Auge faſſen.

Anfangs Mai hielt Chriſtian IV. in dem Hauptquartier Itzehoe Heerſchau über etwa 25,000 Mann. Auf ſeiner Seite ſtanden von den Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes der Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, die Herzoge Brüder Adolf Friedrich, und Johann Albrecht von Mecklenburg, der Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp, endlich der lutheriſche Inhaber des Magdeburger Erzſtifts Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, ein Oheim des Berliner Kurfürſten Georg Wilhelm, geboren 1587 und ſchon als 12jähriger Knabe vom Magdeburger lutheriſchen Domkapitel zum Erzbiſchof gewählt. Chriſtian IV. hatte unmittelbar nach der Lauenburger Verſammlung [1]) auch die beiden Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen aufgefordert, gemeine Sache mit ihm zu machen, aber eine abſchlägliche Antwort erhalten [2]). Schlimmer für den Dänen war die Stellung, welche das Lüneburger Haus gegen ihn einnahm. Als im März 1625 Werboffiziere des Königs Quartiere und freie Werbung im Lüneburg'ſchen forderten, verweigerte Herzog Chriſtian der ältere von Celle das erſtere Geſuch, und verbot das zweite [3]). Noch feindſeliger verfuhr Chriſtian's Bruder, Herzog Georg, indem er etliche däniſche Offiziere, welche in ſeinen Aemtern werben wollten, verhaften und über die Gränze ſchaffen ließ [3]). Auf dem niederſächſiſchen Kreistage, der, wie wir früher berichtet, im Mai 1625 zu Braunſchweig gehalten wurde, gieng Chriſtian von Celle einen Schritt weiter, er ſtimmte gegen die daſelbſt beſchloſſenen Vertheidigungsanſtalten [3]). All dieß wies auf feindſelige Abſichten der Lüneburger hin. Wirklich unterhielten Chriſtian der ältere und ſein Bruder Georg einen lebhaften, in Chiffern geführten Briefwechſel mit Tilly und dem Kurfürſten Maximilian von Baiern, auch hatte der Herzog von Celle einen eigenen Abgeordneten im Hauptquartier des Heeres der Liga [4]). Da jedoch die Lüneburger, umringt von den Verbündeten des Dänen, wie ſie waren, ihre wahre Geſinnung noch nicht äußern konnten, begnügten ſie ſich vorerſt, ihre Neutralität zu erklären [5]). Dieſe Abgeneigtheit der Herzoge Georg und Chriſtian des ältern lähmte alle Maaßregeln des Dänenkönig, und war nicht die geringſte Urſache, daß er ſo unentſchloſſen und zaudernd verfuhr. Denn Gewalt wagte er nicht gegen ſie zu gebrauchen, aus Furcht ſie möchten

[1]) Siehe oben S. 491. — [2]) V. d. Decken I, 136. — [3]) Daſ. S. 138. — [4]) Daſ. S. 139. — [5]) Daſ. S. 142 unten.

ſich ſonſt um ſo ſchneller der Liga oder dem Kaiſer in die Arme werfen. Einigen Erſatz für die Lüneburger bot allerdings der Uebertritt dreier oberſächſiſchen Fürſten. Wir haben früher gemeldet[1], daß Herzog Johann Ernſt von Weimar ſchon im Februar 1625 däniſche Dienſte nahm. Dem Beiſpiele des älteſten Bruders folgte der jüngſte der Erneſtiner, Bernhard. Anfangs März verließ letzterer Holland, eilte nach Hamburg, von da nach Segeberg ins däniſche Hauptquartier, und ward daſelbſt den $\frac{27.\ \text{März}}{6.\ \text{April}}$ dem Könige von Dänemark vorgeſtellt und von ihm zum Oberſten über ein erſt zu errichtendes Reiterregiment von 1200 Pferden ernannt[2]. Daſſelbe, was Johann Ernſt und Bernhard von Weimar, that ein dritter ſächſiſcher Herzog, Friedrich von Altenburg. Obgleich er im Jahre 1624 nur gegen Verpfändung ſeines Ehrenworts[3], nicht mehr gegen den Kaiſer zu dienen, aus ſeiner Haft entlaſſen worden war, trat er dennoch als Oberſt in däniſchen Dienſt.

Im Lager von Itzehoe bildete Chriſtian IV. den Generalſtab des däniſchen und niederſächſiſchen Heeres. Unter Benennung von Rathgebern wurden dem däniſchen Könige, als oberſtem Kriegsherrn, von Seiten des niederſächſiſchen Kreiſes Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel und die beiden Herzoge von Mecklenburg zugetheilt. Er ernannte zum General der Reiterei den lutheriſchen Erzbiſchof von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm, zum Generallieutenant den Pfälzer Obentraut, der uns aus den Feldzügen von 1621 und 1622 wohl bekannt, im Auftrage ſeines alten Gebieters Friedrich V. ſich im däniſchen Lager eingefunden hatte. Fuchs, ein Sachſe von Geburt und erfahrener Offizier, welcher in der Prager Schlacht das kaiſerliche Geſchütz befehligte[4], aber nachher entlaſſen worden war, wurde von Chriſtian zum General des Fußvolks, der Weimarer Herzog Johann Ernſt dagegen zum Generallieutenant dieſer Waffe beſtellt[5]. Man erſieht hieraus, daß der däniſche König franzöſiſche Benennungen in ſeinem Heerweſen liebte, und teutſchen Reichsfürſten hohe Stellen anvertrauen zu müſſen glaubte.

Die Bildung des Generalſtabs war vollendet, als den $^{6}/_{16}$. Juni im Lager von Itzehoe die Nachricht eintraf, daß Tilly Höxter eingenommen habe. Da dieſe Stadt unter dem Schutze des Braunſchweig-Lüneburg'ſchen Hauſes ſtand, behandelte der König Tilly's That als eine Feindſeligkeit gegen den niederſächſiſchen Kreis, erklärte den Krieg für eröffnet[6], brach

---

1) S. 449. — 2) Röſe „Bernhard" I, 117. — 3) Von der Decken I, 162 gegen unten. — 4) Khevenhiller X, 801 oben. — 5) V. d. Decken a. a. O. S. 139. — 6) Daſ. S. 142.

am $^{7}/_{17}$. mit ſeinem Heere von Itzehoe auf, gieng bei Haſeldorp über die Elbe, dann rückte er, jedoch ſehr langſam, die Weſer hinauf, beſetzte viele, zum Theil dem Herzoge von Celle gehörige, Schlöſſer und Städte ohne Rückſicht auf die Einreden des Lüneburgers, wie Rotenburg, Verden, Hoya, Nienburg. Bei letzterer Stadt ſtieß das Kriegsheer der niederſächſiſchen Verbündeten, etwa 7000 Mann ſtark, zum Könige [1]). Den $^{14}/_{24}$. Juli rückten die Dänen vor Hameln, welcher Ort zwar zum Füſtenthum Braunſchweig-Wolfenbüttel gehörte, aber große, faſt reichsſtädtiſche Freiheiten genoß, und einem ſelbſt gewählten Rathe gehorchte [2]). Mit Liſt bemächtigte ſich der König wider den Willen des Rathes der Stadt [3]). Tilly ſtand in der Nähe, ſchon kam es zwiſchen den Vorpoſten zu kleinen Gefechten, und man fürchtete, beide Heere würden an einander gerathen, als dem Dänenkönige in Hameln ein perſönlicher Unfall zuſtieß, der faſt ſo ſchlimm wirkte wie eine verlorene Schlacht. Den $^{20}/_{30}$. Juli wollte er gegen Sonnenuntergang zu Pferde die Wachen auf den Wällen der Stadt muſtern. Unverſehens ſtürzte er in eine 22 Fuß tiefe, im Wall befindliche, mit Brettern überdeckte Grube; das Pferd des Königs hatte die Bretter zufällig mit dem Fuße auseinandergeſtoßen. Das Thier blieb auf der Stelle todt, der König ſelbſt war durch die nachſtürzende Erde ſo überſchüttet, daß eine geraume Zeit verging, ehe man ihn herausziehen konnte. Anfänglich hielt man ihn für todt, drei Tage lag er ſprach- und bewußtlos da, ſchon ſchien alle Hoffnung, ihn wieder herzuſtellen, verſchwunden, als ihm ein Arzt aus Wolfenbüttel durch ſeine Heilmittel wieder zum Gebrauche der Sprache verhalf, worauf ſich allmählig auch Spuren rückkehrender Vernunft zeigten. Schrecken befiel über dieſem Unglück die Hofleute und das Heer. Der gemeine Mann ſah es für eine böſe Vorbedeutung an. Man beſchloß, den kranken König zum Behufe beſſerer Heilung nach Bremen zurückbringen zu laſſen. Am $\frac{25.\ \text{Juli}}{4.\ \text{Auguſt}}$ wurde er abgeführt [4]). Nichts war im Voraus darüber beſtimmt, wer den Befehl übernehmen ſollte, im Fall dem Könige etwas menſchliches begegne. Dem Range nach kam die nächſte Stelle dem Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel zu, allein dieſem Herrn graute vor der Verantwortlichkeit eines ſo ſchwierigen Geſchäfts, er beſchränkte ſich auf ſchnellen Rückzug des ganzen Heeres anzutragen, weil man nicht wiſſen könne, ob König Chriſtian IV., wenn er auch geneſe, den Krieg fortſetzen wolle. Nur aus dem Schrecken der Führer läßt es ſich erklären, daß die Dänen beim Abzug aus Hameln verſäumten, eine Garniſon

---

[1]) Daſ. S. 145. — [2]) Zeiller topographia von Braunſchweig und Lüneburg, Frankfurt 1654 fol. S. 99. — [3]) V. d. Decken I, 145. — [4]) V. d. Decken I, 148.

in der Stadt zurückzulaſſen. Sie zogen wieder die Weſer hinunter, woher ſie gekommen waren, und rückten, nachdem ſie die feſten Orte Stolzenau, Nienburg und Wölpe mit Kriegsvolk beſetzt, in das Gebiet von Verden, wo das Heer ſo eng zuſammengedrängt ward, daß bald Seuchen ausbrachen [1]).

Tilly hatte ſich bis dahin mit der größten Behutſamkeit vorangewagt. Befehle aus München banden ihm die Hände; unter dem $^{5}/_{15}$. Juli ſchrieb [2]) ihm der Kurfürſt, vor allen Dingen auf Erhaltung ſeines Heeres zu ſehen. Auch wäre es ſehr unvorſichtig geweſen, in dem Augenblick da Wallenſtein ein zweites Heer rüſtete, eine Schlacht zu liefern d. h. Alles auf einen Wurf ankommen zu laſſen. Jetzt aber benützte Tilly raſch den Unfall des feindlichen Heerführers. Den $\frac{\text{29. Juli}}{\text{8. Auguſt}}$ ſchloß er Hameln ein. Die Bürgerſchaft ergab ſich auf gute Bedingungen, welche Tilly bewilligte, um keine Zeit zu verlieren. Etliche Tage ſpäter überrumpelte er das Schloß von Stolzenau, und rückte dann vor Nienburg. Dieſer wichtige Ort war von den Dänen ſtark beſetzt, und Tilly hatte nicht Leute genug bei ſich, um die Stadt auf beiden Seiten der Weſer einzuſchließen. Daher blieb der Beſatzung die Verbindung mit dem däniſchen Heere vermittelſt des Fluſſes offen, und es gelang dem Herzog Johann Ernſt von Weimar Schieß- und Mund-Vorrath hineinzuwerfen. Nichts deſtoweniger rückte Tilly bis an den Hauptgraben vor, und begann die Beſchießung. Aber indeß erlitten die Ligiſten einige kleine Nachtheile in ihrem Rücken. Däniſche Streifparthien überfielen die ſchwachen Beſatzungen, welche Tilly in Poppenburg und Elze zurückgelaſſen. Hiebei kamen Gräuel vor, welche von dem wüthenden Haſſe zeugten, der damals unter dem Volke Niederteutſchlands gegen den Kaiſer und die katholiſche Sache gährte. In Elze wurden von den Dänen und den aufgeſtandenen Bauern der Umgegend eine Schwadron Reiterei und zwei Fähnlein Fußvolk zur Uebergabe gezwungen, nachdem man den Gefangenen zuvor feierlich das Leben und gute Behandlung zugeſagt. Sie ſollten auf Umwegen in das däniſche Hauptquartier abgeführt werden. Unterwegs ſtießen Bauernhaufen zu den däniſchen Reitern, welche die Eskorte bildeten. Sey es, daß die Dänen ſchon vorher halb entſchloſſen waren, die Geſetze des Kriegs zu verletzen, ſey es, daß ſie ſich erſt durch die Bauern zu dieſer Schändlichkeit verleiten ließen: plötzlich machte die Bedeckung Front gegen die wehrloſen Gefangenen, von den andern Seiten drangen die tollen Bauernhaufen ein: „jetzt wollen wir den Landverderbern, den Hunden von Spaniern die Hälſe entzweibrechen, mögen ſie jetzt nach

[1]) Daſ. S. 151. — [2]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 159.

ihrer Maria rufen, wir wollen ſehen, ob ſie kommt und ihnen hilft," ſo ſchrien ſie und trieben die unglücklichen Ligiſten auf einen Haufen zuſammen. Faſt alle wurden mit Senſen, Dreſchflegeln, Schüſſen und Säbelhieben niedergemacht. Sehr wenige, worunter der bairiſche Hauptmann v. Gleen, entkamen wie durch ein Wunder [1]). Auch bei andern Gelegenheiten zeigte das gemeine Volk dieſelbe Erbitterung gegen die Liga. Wehe dem Soldaten, der ſich von ſeiner Fahne verirrte, er wurde ohne Gnade todtgeſchlagen. Gewöhnlich geſchah es, daß der Adel bei der Annäherung des ligiſtiſchen Heeres ſich in die feſten Städte flüchtete, und das platte Land ſeinem Schickſale überließ. Oefters rotteten ſich die Bauern zuſammen und nahmen Rache an den Gütern ihrer Herrn, indem ſie die Edelhöfe und Schlöſſer verbrannten, um die Beſitzer dafür zu ſtrafen, daß ſie ſich nicht an die Spitze des kampfluſtigen Volkes geſtellt [2]). Bei dieſer feindſeligen Stimmung der Länder, wo der Krieg geführt wurde, kann man ſich nicht darüber wundern, daß die Ligiſten auch ihrer Seits Grauſamkeiten begingen, aber zum größten Ruhme gereicht es dem Oberfeldherrn der Liga, daß er, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, die Mannszucht im Heere zu erhalten ſuchte, für ſich ſelbſt aber ſtets menſchlich verfuhr. In vielen Berichten, welche der Graf von der Decken im hannoverſchen Archive fand [3]), rühmen die Wirthe, bei denen Tilly an verſchiedenen Orten lag, ſein freundliches uneigennütziges Betragen.

Den $^{7}/_{17}$. Auguſt fühlte ſich der König von Dänemark von ſeiner Krankheit ſo weit hergeſtellt, daß er den Befehl wieder übernahm. Nachwehen von dem Falle blieben jedoch in ſeinem Geiſte zurück. Es gab Leute, welche glaubten, daß er nie mehr recht zu Troſte gekommen ſey [4]). Auffallend war ſein ewiges Zaudern, ſeine Unentſchloſſenheit in Fällen, wo raſches Handeln noth that. Zu Ende dieſes Jahres hatte [4]) er ein nächtliches Geſicht, das er dem Himmel zuſchrieb, und das ſeinen bereits wankenden Muth wieder auffriſchte. Chriſtus erſchien ihm, ſonſt nackt, aber mit einem Purpurmantel angethan, die Dornenkrone auf dem Haupt, ein zerbrochenes Rohr in der Hand, mit kläglicher Geberde den König von Dänemark anſchauend. Chriſtian IV. hielt dieſen Traum für ein untrügliches Zeichen, daß er der auserwählte Streiter des Heilands der Welt ſey. Mitte Auguſt führte er ſein durch Seuchen gelichtetes Heer wieder aus den Cantonirungen im Gebiete von Verden, beſetzte am $^{21}/_{31}$. Hoya, und näherte ſich dann der Stadt Nienburg, welche Tilly noch immer belagerte. Ein unvermutheter Anfall, den die

[1]) Bericht des Hauptmann von Gleen, bei v. d. Decken I, 336. — [2]) Daſ. S. 155. 159. — [3]) Daſ. S. 291 Note 2. — [4]) Daſ. S. 172 flg.

däniſche Reiterei am $^{13}/_{23}$. September auf das ligiſtiſche Volk machte, nöthigte Tilly die Belagerung am $^{14}/_{24}$. September aufzugeben. Er zog ſich mit einem Verluſte von 2000 Mann nach Minden und hierauf nach Oldendorf zurück. So ſtanden die Sachen, als Wallenſtein in Niederſachſen erſchien. Eine ſonderbare Vorhut verkündigte die Annäherung des kaiſerlichen Feld-Hauptmanns. Zigeunerbanden 15—20 Mann ſtark, bis an die Zähne bewaffnet, Weiber auf Pferden mit ſich führend, deren jedes zwei Piſtolen am Sattel hängen hatte, ließen ſich in mehreren Gegenden als Vortrab des Wallenſteiniſchen Heeres blicken. Auf ungebahnten Wegen zogen ſie daher, legten ſich in Gebüſche und Wälder, kundſchafteten Alles aus, plünderten, wo ſie keinen Widerſtand fanden. Dieſe Vorläufer zeugten von der bunten Zuſammenſetzung des Heeres, das ihnen folgte. Zwei amtliche Berichte, der eine an den Herzog von Braunſchweig-Celle [1]), der andere an den von Wolfenbüttel gerichtet [2]), ſchwanken über die damalige Stärke der Wallenſteiniſchen Völker. Letzterer (von der dem Kaiſer feindlichen Parthei herrührend) ſpricht nur von 21,000 Mann, erſterer ſchätzt ſie auf 30,000. Beide ſtimmen darin überein, daß der Friedländer nur wenig Geſchütz bei ſich führte, daß ſeine Reiterei ſchlecht beritten und auch das Fußvolk nicht zum beſten bewaffnet geweſen ſey.

Vor ſeinem Einmarſche in Niederſachſen hatte Wallenſtein auf anderer Seite des Kaiſers Sache einen Dienſt geleiſtet, über den wir erſt berichten müſſen. Oben wurde geſagt, daß einige Tage nach dem Abzuge Tilly's aus Heſſen der Landgraf Moritz dorthin zurückkehrte. Sogleich begann er auch die alten Umtriebe wieder, verſammelte im Juli ſeine Landſtände, wußte ſie umzuſtimmen und ſogar eine geheime Geldverwilligung zum Behufe einer Unterhandlung mit Dänemark zu erlangen [3]). Mit des Landgrafen Erlaubniß erſchienen däniſche Offiziere im Lande, und veranſtalteten Werbungen [4]). Der Wiener Hof, hievon benachrichtigt, beſchloß das neue friedländiſche Heer, welches zum Kampfe gegen die Dänen noch nicht ſchlagfertig war, zunächſt zu Dämpfung der Heſſen zu verwenden. Demgemäß rückte Wallenſtein von Franken, wo wir ihn verließen, in die Landgrafſchaft ein, beſetzte die Städtchen Eſchwege, Wizenhauſen, Allendorf, ſchrieb große Lieferungen an Getraide aus, verſchonte aber die Güter des Adels, mit welchem Tilly die oben gemeldeten Verträge eingegangen, ſorgfältig [5]). Wallenſtein blieb ſo lange in Heſſen, bis einer ſeiner Unterbefehlshaber, Graf Merode, mit 6000 Mann neugeworbener Truppen aus Böhmen herbeikam, den Feldherrn

1) Daſ. S. 157. — 2) Daſ. S. 338 flg. — 3) Rommel a. a. O. III, 604. — 4) Daſ. S. 604. — 5) Daſ. S. 607 flg.

ablöste, und das Geſchäft übernahm, während des Winters Ruhe in Heſſen zu erzwingen. Nun trat der Herzog von Friedland den Marſch nach Niederſachſen an, brach ins Fürſtenthum Göttingen ein, ſprengte die wenigen Landwehren und das ritterſchaftliche Aufgebot, das ſich im Namen Friedrich's Ulrich's widerſetzen wollte, mit leichter Mühe auseinander und rückte dann hinunter bis Alfeld, in die Nähe des ligiſtiſchen Heers. Bis hieher begleitete ihn ein Abgeſandter des Herzogs von Lüneburg-Celle, der darüber wachen ſollte, daß die Beſitzungen ſeines Herrn nicht verheert würden; denn Wallenſtein, von den Geſinnungen des Herzogs Georg und ſeiner Brüder unterrichtet, war mit dem regierenden Herrn von Celle ſchon zuvor in Briefwechſel getreten, um ihn vollends auf die kaiſerliche Seite herüber zu ziehen, und hatte verſprochen, ſeine Güter möglichſt zu ſchonen. Wallenſtein hielt Wort, er gab ſtrengen Befehl, daß in den Orten, welche dem Herzog von Celle gehörten, nicht geplündert werde, während die Wolfenbüttel'ſchen Beſitzungen die ganze Wuth des Krieges traf. Deſſen ungeachtet wurden etliche celliſche Aemter verheert, weil das ſchlecht bezahlte Kriegsvolk nicht gehorchen wollte. Als Wallenſtein davon Nachricht erhielt, ließ er in Anweſenheit des celliſchen Abgeſandten 15 beim Plündern ergriffene Soldaten aufknüpfen, und den Bauern einen Theil des geraubten Viehs zurückgeben [1]).

Die erſchrockenen Fürſten Nordteutſchlands, welche mit Chriſtian IV. im Bunde ſtanden, erwarteten nichts Anderes, als daß Wallenſtein mit Tilly, dem er ſo nahe war, ſich vollends vereinigen und die Dänen gemeinſchaftlich angreifen werde. Allein unvermuthet zog er Anfangs Oktober von Alfeld gegen Oſten, und warf ſich ins Biſthum Halberſtadt. Gute Gründe beſtimmten den kaiſerlichen Feldherrn ſo zu handeln. Wegen Soldmangels herrſchte damals große Unzufriedenheit im friedländiſchen Heere, die zahlreichen Proteſtanten, welche unter dem Herzoge dienten, fiengen an religiöſe Skrupel zu fühlen und ſprachen laut davon, zum Könige von Dänemark überzugehen, wenn man ſie nicht bezahle [2]). Unter ſolchen Umſtänden durfte Wallenſtein den Dänen nicht allzu nahe rücken, er mußte erſt ſein Volk befriedigen und an ſeine Perſon gewöhnen; das Bindemittel ſollten die fetten Stifter Halberſtadt, Hildesheim und Magdeburg ſeyn, die er in den nächſten Monaten während der Waffenruhe auszubeuten beabſichtigte. Im Laufe des Winters hatte er ſein Hauptquartier theils in Halberſtadt, theils in Aſchersleben. Immerhin lagerten beide Heere, das ligiſtiſche und

---

[1]) Bericht des Lüneburgiſchen Statthalters Marquard von Hodenberg bei v. d. Decken I, 157 flg. — [2]) Daſ. S. 156 und 338 flg.

das kaiſerliche, einander nahe genug, um ſich im nöthigen Falle ſchnell zu unterſtützen.

Während Wallenſtein dem Heere der Liga zu Hülfe zog, erhielt auch der König von Dänemark eine Verſtärkung, die ihm ſchwerlich erwünſcht war. Die von Tilly in Heſſen getroffenen Maaßregeln hatten die Anſchläge Mannsfeld's und des Halberſtädter's zum Voraus vereitelt. Tilly entſandte überdieß, als er Hörter eingenommen, eine Abtheilung ſeines Volks unter dem Grafen Anholt nach dem Unterrhein, um die beiden Abentheurer zu beobachten, und bei Gelegenheit zu ſchlagen [1]). Hiedurch wurde ihre Stellung unhaltbar. Zuerſt brach der Halberſtädter auf, nach einem langen und gefährlichen Marſche ſtieß er Ende September bei Nienburg zu dem Könige von Dänemark. Seine Schaaren waren jedoch theils durch Krankheiten theils durch Ausreißen ſo herabgeſchmolzen, daß er kaum noch 1000 Reiter mit ſich brachte. Sogleich ſtellte er im Wolfenbüttel'ſchen neue Rüſtungen an, bot das Landvolk auf, und ließ, weil es an hinreichender Bewaffnung fehlte, eine große Anzahl Keulen verfertigen, die vornen mit Eiſen beſchlagen waren [2]).

Einen Monat nach dem Prinzen verließ auch Mannsfeld ſeine Stellung am Rhein. Er führte die Reiterei über Osnabrück nach Bremen. Das Fußvolk zog durch Oſtfriesland nach Emden, wo es eingeſchifft und gleichfalls nach Bremen befördert ward. Beide verlangten im nächſten Feldzug, unabhängig von einander wie von den Befehlen des Königs, wirken zu dürfen [3]). Man erſieht hieraus, wie wenig ſie ſich vertrugen.

Tilly beſchloß die kriegeriſchen Thaten des Jahrs 1625 mit einem glücklichen Unternehmen. Nach dem Rückzuge von Nienburg hatte er ſein Heer zwiſchen der Weſer und Leine in Cantonnirungen vertheilt, in Hameln befand ſich das Hauptquartier, ſeine äußerſten Vorpoſten ſchob er öſtlich bis Hannover vor, welche Stadt in gleichem Verhältniſſe zu Braunſchweig-Wolfenbüttel ſtehend, wie Hameln, geſtützt auf ihre Freiheiten, weder kaiſerliches noch däniſches Volk aufnahm. Tilly belagerte ſeit Mitte Oktober das Schloß Calenberg. Nicht weit von ihm lag der Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg mit ſeinem Reiterregiment in dem Dorfe Seelze. Täglich kam es zu kleinen Gefechten zwiſchen den Altenburg'ſchen Reitern und den ligiſtiſchen Vorpoſten. Herzog Friedrich hoffte die feindliche Reiterei aufheben zu können, wenn er von den nächſtſtehenden däniſchen Truppen unterſtützt würde.

---

[1]) Daſ. S. 142. — [2]) Daſ. S. 158. — [3]) Ebendaſ.

Er lud daher den General Obentraut zu einem gemeinſchaftlichen Angriff in der Frühe des $\frac{25. \text{Okt.}}{4. \text{Nov.}}$ ein. Obentraut verſprach ſeine Mitwirkung, Alles wurde vorbereitet. Allein am $\frac{21. \text{Okt.}}{3. \text{Nov.}}$ Mittags ergab ſich Calenberg; ſogleich brach Tilly, der von dem Plan der Feinde Kunde bekommen, mit drei Reiter-Regimentern aus dem Lager bei Pattenſen in aller Stille auf, und zog, die Heerſtraße vermeidend, jenen Poſten zu, gegen welche der Plan des Herzogs von Altenburg gerichtet war. Ohne von den Dänen bemerkt zu werden, erreichte er ſeine Leute *in der Nacht* des 24. Oktober, und legte ſich in einen Hinterhalt. Der Herzog von Altenburg hatte indeß faſt den ganzen Tag mit dem Feinde geplänkelt, um ihn ſicher zu machen, und kehrte am Abend des 24. nach Seelze zurück, entſchloſſen in der Frühe des folgenden Tages, wenn erſt Obentraut herbei gekommen ſeyn würde, die Ligiſten zu vernichten. Kaum war er zur Ruhe gegangen, als ſeine Wachen vor dem Dorfe überfallen wurden. Sogleich ließ er Lärm blaſen, warf ſich auf ſein ermüdetes Roß und eilte dem Feinde vor Seelze hinaus entgegen. In der Frühe traf Obentraut mit etlichen Reiterregimentern ein, und fand den Herzog bereits im Gefecht. So lange hatte Tilly in ſeinem Hinterhalte gewartet, jetzt brach derſelbe hervor und grief die Dänen auf der Seite und im Rücken an. Sie wurden mit einem Verluſte von 500 Todten aus dem Dorfe hinausgeworfen. Viele geriethen in Gefangenſchaft, andere ertranken auf der Flucht in der Leine. Beide däniſche Anführer fanden den Tod. Der ſchwer verwundete Herzog von Altenburg wollte ſich, bloß von einem Stallmeiſter zu Fuße begleitet, über die Leinebrücke bei Seelze flüchten. Ein bairiſcher Offizier, der ihn einholte und erkannte, ſchoß den Unglücklichen unter höniſchem Lachen, als einen Schelm der ſein Ehrenwort gebrochen, durch den Kopf. Obentraut ward, tödtlich verwundet, gefangen. Als Tilly ihm ſeine Theilnahme bezeugte, erwiederte er: „In ſolchen Gärten pflückt man ſolche Roſen." Noch lebend brachte man ihn in Tilly's Kutſche, wo er ſtarb [1]).

Nach dieſer Niederlage der Dänen forderte Tilly die Stadt Hannover auf, ſich zu ergeben [2]). Der Magiſtrat, welcher weniger Gefahr für die ſtädtiſche Freiheit vom Kaiſer als von dem Wolfenbüttler Herzog fürchtete, war auf dem Punkt das Anſinnen des ligiſtiſchen Feldherrn zu erfüllen, als Johann Ernſt von Weimar, der die zunächſt ſtehende däniſche Heeresabtheilung befehligte, in die Stadt eilte und den Rath mit Bitten und Drohungen beſtürmte, der proteſtantiſchen Sache treu zu bleiben. Von dem Magiſtrate abgewieſen, wiegelte nun der Herzog die

---

[1]) Daſ. S. 161 flg. — [2]) Daſ. S. 163.

Menge auf. Der niederſächſiſche Volkshaß gegen die Ligiſten wirkte auch dießmal. Wüthend ſchrien die um das Rathhaus verſammelten Bürger: „Waffen her, wir wollen gegen Tilly fechten.“ Aus Furcht gab der Rath nach, und nahm eine wiewohl ſchwache däniſche Beſatzung auf.

Die Waffen ruhten nun für den Reſt des Jahres, dagegen bekämpften ſich beide Partheien während der letzten Monate des Jahres 1625 und der erſten des folgenden in Friedensunterhandlungen. Geſchreckt durch die furchtbare Macht, welche der Kaiſer entwickelte, begann der Kurfürſt von Sachſen eiferſüchtig zu werden, und bot ſeine Vermittlung zu Wiederherſtellung des Friedens an. Man wollte ihn kaiſerlicher Seits nicht durch eine abſchlägliche Antwort reizen. So kam im November 1625 ein Congreß in Braunſchweig zu Stande, den außer Wallenſtein auch Tilly beſchickte. Schon bei den erſten Verhandlungen zeigte es ſich, wie wenig es beiden Partheien Ernſt war. Der König von Dänemark und ſeine Verbündeten gebärdeten ſich wie Sieger: „Der Kaiſer ſolle augenblicklich das wallenſtein'ſche, wie das tilly'ſche Heer aus Niederſachſen zurückziehen, Erſatz für den Schaden leiſten, den die kaiſerlichen Soldaten verurſacht, und den Ständen des Kreiſes freie Ausübung ihrer geiſtlichen und weltlichen Rechte verbürgen.“ Dagegen behandelten Wallenſtein und Tilly die Gegenparthei wie Rebellen. „Nicht den Ständen, ſondern dem Kaiſer komme es zu, Geſetze vorzuſchreiben. Augenblicklich ſollten die Stände ihre Truppen abdanken. Der König von Dänemark müſſe ſeine Völker aus dem Reiche entfernen, Graf Mannsfeld den teutſchen Boden verlaſſen. Weder der König von Dänemark noch die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes dürfen je wieder ohne Einwilligung des Kaiſers Truppen anwerben. Außerdem ſolle der niederſächſiſche Kreis dem Kaiſer die Kriegskoſten erſetzen, dem Herzog von Braunſchweig-Celle nicht nur alle von den Kreisſoldaten beſetzten Orte ſogleich wieder zuſtellen, ſondern auch den Schaden vergüten, welchen er oder ſeine Unterthanen während des Kriegs erlitten. Sobald von dem Kreiſe und dem Könige von Dänemark hinreichende Bürgſchaft für Erfüllung dieſer Forderung gegeben ſey, würden die kaiſerlichen Völker Niederſachſen räumen[1].“

Ende Februar löste ſich der Friedenscongreß auf, nachdem beide Theile zuvor heftige Schmähſchriften wider einander geſchleudert. Der Herzog von Celle hatte ſelbſt von den beiden katholiſchen Feldherrn verlangt, daß ſeiner auf die bezeichnete Weiſe in den Unterhandlungen gedacht

[1]) V. d. Decken I, S. 186 flg. Ausführlicher gibt die Braunſchweig'ſchen Verhandlungen Khevenhiller X, 833 flg. und Londorp acta publica III, 835 flg.

werde. Deutlich erhellte daraus, in welchem Verhältniſſe das Lüneburg'ſche Haus zur katholiſchen Parthei ſtand. Nach erfolgtem Abbruch der Braunſchweiger Friedensvorſchläge nahm der Lüneburger Georg kaiſerliche Dienſte. Wir wiſſen, daß längſt wegen ſeines Uebertritts Unterhandlungen obſchwebten. Den Ausſchlag gab Georg's Schwiegervater, der Darmſtädter Landgraf. Im November hatte Dieſer dem Lüneburger in Chiffern die wichtige Nachricht mitgetheilt [1]), der Kaiſer ſei entſchloſſen über Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel die Reichsacht zu verhängen, und den Rath beigefügt, Georg möge durch ſchnellen Anſchluß an den Kaiſer ſeinem Hauſe die Nachfolge in dem Fürſtenthum der verlorenen Seitenlinie ſichern. Ende Dezember 1625 kam Georg über die Bedingungen mit Wallenſtein überein [2]). Sein Abfall, obgleich ſchon lange vorausgeſehen, erregte die größte Erbitterung der lutheriſch-däniſchen Parthei. In einem Schreiben [3]), das König Chriſtian IV. unter dem $^{7}/_{17}$. März 1626 auf die Nachricht von Georg's Eintritt in kaiſerliche Dienſte an den Lüneburger erließ, behandelte er ihn wie einen Judas Iſchariotḥ oder noch ſchlimmer: „Ich will Alles dem Allmächtigen befehlen," ſchrieb er, „der uns beide kennt, und unſere Geſinnung weiß, auch Alles zum Beſten hinausführen wird und kann. Der Teufel durfte unſerem Erlöſer und Seligmacher die ganze Welt verſprechen, wenn Er ihn anbeten wollte, warum ſollte er daſſelbe nicht noch jetzt einem bloßen Menſchen anbieten dürfen? Ich befehle dich hiemit dem rechten Richter über uns Alle."

Georg ſtellte nunmehr als kaiſerlicher General Werbungen für die katholiſche Sache an. Indeß brachte er dem Kaiſer nur ſeine eigene Perſon mit. Der regierende Herr von Braunſchweig-Lüneburg, Chriſtian der Aeltere, Georg's Bruder, trat nicht zugleich mit dieſem über, ſondern blieb, wie bisher neutral [4]). Denn hätte auch er ſich für den Kaiſer erklärt, ſo mußte er fürchten, daß der König von Dänemark, der einen großen Theil der Lüneburg'ſchen Lande beſetzt hielt, Rache nehmen werde. Ohnedieß ſchien durch Georg's That für beide Fälle geſorgt. Siegte der Kaiſer, ſo empfahl das Lüneburger Haus Georg's Verdienſt. Gewann aber der Däne die Oberhand, ſo konnte Chriſtian der Aeltere wenigſtens dieß geltend machen, daß er, obgleich von ſeinem Bruder Georg dringend aufgefordert, dem Kaiſer keinen Vorſchub gethan habe. Die Vortheile, welche der Uebertritt des Welfen der kaiſerlichen Sache brachte, wurden einiger Maßen durch die Mißhelligkeiten aufgewogen, welche zwiſchen den beiden katholiſchen Feldherrn ausbrachen. So verſchieden waren

---

[1]) V. d. Decken I, 169. — [2]) Daſ. S. 175. — [3]) Daſ. S. 189. — [4]) Daſ. S. 164 flg. 170.

Wallenſtein und Tilly nach Charakter und Lebensplan, daß Streitigkeiten kaum vermieden werden mochten. Der herausfordernde Theil war Friedland. Stolz auf ſeine Stellung als des Kaiſers oberſter Feldhauptmann verlangte er gegenüber dem greiſen Tilly, damals ohne Frage dem glorreichſten Heerführer in Europa und dem Manne, der die katholiſche Sache in ſolche Blüthe gebracht, überall den Vorrang. Tilly, obgleich trotz ſeiner ſonſtigen Beſcheidenheit ſehr eiferſüchtig im Ehrenpunkte, gab aus Rückſicht für das allgemeine Beſte nach. Unter dem $^{11}/_{21}$. Dezember 1625 ſchrieb [1]) der Kurfürſt von Baiern an den Feldherrn der Liga: „weil dem gemeinen Weſen ſehr viel daran gelegen, daß die Hitze der Gemüther nicht noch mehr verbittert, ſondern gute Vertraulichkeit gepflanzt werde, als finden wir Euren Vorſchlag nicht unrathſam, gegen den Herzog von Friedland, der auf den Vorrang nicht verzichten will, keine weitere Schwierigkeit mehr zu machen.“ Wenige Tage ſpäter erließ der Kurfürſt, um die Eintracht unter den beiden Feldherrn herzuſtellen, ein ſehr höfliches Schreiben [2]) unter dem 6. Januar 1626 (n. St.) an Wallenſtein. Anderer Seits ermahnte [3]) auch der Kaiſer ſeinen Feldhauptmann zur Verträglichkeit. Wirklich wurde durch Tilly's Mäßigung ein leidliches Verhältniß eingeleitet. Seine Abneigung gegen den Friedländer bezwingend, unterhielt der ligiſtiſche Feldherr fleißigen Briefwechſel [4]) mit dem kaiſerlichen, und theilte ihm alle nöthigen Nachrichten mit. Dafür lieh Wallenſtein an Tilly, wie unten gezeigt werden ſoll, im Sommer 1626 eine Abtheilung von 7000 Mann, welche ſehr viel zum Siege von Lutter beitrug.

Der Frühling 1626 nahte heran und mit ihm die Zeit der Waffen. Künſtlich und ausgedehnt war der Plan des Dänenkönigs für den neuen Feldzug. Während Chriſtian IV. ſich vorbehielt mit dem Haupt-Heere Tilly die Spitze zu bieten, ſollte der Halberſtädter auf der rechten Flanke von Weſtphalen aus gegen Heſſen, die Pfalz und das ſüdliche Teutſchland vordringen; auf der linken Flanke erhielten Mannsfeld und der Herzog Johann Ernſt eine noch wichtigere Rolle. Beide waren angewieſen, Wallenſtein nach Sachſen zurückwerfen, und ſich einen Weg nach Böhmen oder Schleſien zu bahnen, um von dort aus dem Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen die Hand zu reichen, der ſich verbindlich gemacht, einen Einfall in die Erblande des Kaiſers zu machen. Um die Verbindung zwiſchen Mannsfeld und dem däniſchen Hauptheere herzuſtellen, ſetzte ſich der General Fuchs in Tangermünde an

---

[1]) Weſtenrieders Beiträge VIII, 160. — [2]) Förſter „Wallenſtein“ S. 419 flg. — [3]) Daſ. S. 420. — [4]) Daſ. S. 421 flg.

der Elbe feſt[1]). Dieſer däniſche Plan war mit großen Nachtheilen verbunden: König Chriſtian und ſeine Verbündeten zerſplitterten ihre nicht übermäßig zahlreichen Streitkräfte über eine Strecke von faſt 200 Stunden Länge und wirkten aus weitem Umkreiſe gegen einen feſten Mittelpunkt, von welchem aus der Feind leicht Gelegenheit finden mochte, die Gegner vereinzelt zu ſchlagen. Während des Winters hatte Tilly, wie geſagt, ſein Hauptquartier bald in Hameln, bald in Bockenem, Clausthal[2]), Wallenſtein zuerſt in Halberſtadt, dann in Aſchersleben, König Chriſtian IV. in Rothenburg an der Wümme[3]), Mannsfeld, der während des Winters ſeine Schaaren bedeutend verſtärkt hatte, lag an der untern Elbe, der Halberſtädter im Wolfenbüttel'ſchen. Herzog Georg, jetzt kaiſerlicher General, warb in ſeines Bruders Landen und in der Wetterau.

Wir beginnen unſern Bericht mit den Bewegungen, die auf der öſtlichen Flanke vorfielen. Um einen ſichern Uebergang über die Elbe zu beſitzen, hatte Wallenſtein unweit Deßau einen Brückenkopf auf dem rechten Ufer des Stromes angelegt, und den Befehl über die Schanze dem Oberſt Aldringen anvertraut. Gegen dieſes Werk war die erſte Waffenthat des Jahres 1626 gerichtet. Nachdem Mannsfeld ſein Heer durch 3000 neugeworbene Schotten und etliche in Holland errichtete Reiterfahnen bis auf 12000 Mann gebracht[4]), brach er im Februar 1626 aus ſeinen Winterquartieren bei Lübek auf, zog durch das Mecklenburg'ſche nach der Mark Brandenburg, rückte von da ins Fürſtenthum Anhalt ein, beſetzte Zerbſt, und fiel den 22. März/1. April die Deßauer Schanze an, ward aber zurückgetrieben. Bald darauf ſtieß der lutheriſche Inhaber des Magdeburger Erzſtifts, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, mit ſeiner Heeresabtheilung zu ihm, worauf Mannsfeld, nun an der Spitze einer ſtarken Macht von 16—18,000 Mann, ſeinen Verſuch auf die Schanze erneuerte. Er ſchlug den $^{11}/_{21}$. April ein Lager in der Nähe auf, und gedachte den $^{15}/_{25}$. einen Hauptſturm zu wagen. Aber indeß hatte Wallenſtein, ohne daß es Mannsfeld merkte, eine Verſtärkung unter dem Feldzeugmeiſter Grafen Schlick in die Schanze geworfen; in der Nacht des 24. gieng er ſelbſt mit der Reiterei über die Brücke, und legte ſich in einem Walde in Hinterhalt. Mannsfeld, dem alle dieſe Bewegungen verborgen blieben, fiel wirklich den $^{15}/_{25}$. April mit ſeinem ganzen Heere den Brückenkopf an, ward aber von Schlick und Aldringen

---

[1]) Von der Decken I, 197 unten flg. — [2]) Aus letzten beiden Orten ſchrieb er an Wallenſtein, Förſter a. a. O. 420 flg. — [3]) V. d. Decken I, 172. — [4]) Von der Decken I, 198. vergl. mit Förſter Wallenſtein S. 422 unten flg.

ſo übel empfangen, daß er bald den Rückzug antreten mußte. Jetzt brach Wallenſtein mit ſeinen Reitern in die Flanke der Mannsfelder, zugleich rückte der Graf Schlick aus den Schanzen hervor. Der Feind, von Beiden in die Mitte genommen, erlitt eine völlige Niederlage, fünf bis ſechs Tauſend Mann bedeckten das Schlachtfeld, 2000 wurden gefangen, mit den Trümmern ſeines Volks flüchtete Mannsfeld nach der Mark Brandenburg[1]). Wallenſtein verfolgte ſeinen Sieg nicht weiter, ſondern behielt nach wie vor ſein Hauptquartier in Aſchersleben, wo er bis Ausgangs Juli weilte. Zu dieſer beim erſten Anſchein ſchwer begreiflichen Unthätigkeit hatte er triftige Gründe. Einmal mußte er gewiſſe ſehr verdächtige Umtriebe nicht nur in Thüringen ſondern auch im ſächſiſchen Kurſtaate überwachen. Herzog Wilhelm von Weimar, der ſeit ſeiner oben[2]) erzählten Entlaſſung aus kaiſerlicher Gefangenſchaft in die Heimath zurückgekehrt war, und anſcheinend nur Geſchäften des Friedens oblag, hatte in größter Stille die Lauenburger Verſammlung, (Mai 1625) darauf nachdem der Krieg ſchon begonnen, das däniſche Lager beſucht und im Winter ſogar dem Könige Chriſtian IV. das Verſprechen gegeben[3]), für ihn zum Schwerte zu greifen. Während Mannsfeld gegen die Deßauer Schanze losbrach, wurden in Thüringen Vorbereitungen gemacht, um dieſe Zuſagen zu erfüllen. Plötzlich erſchien nämlich der jüngſte unter den Weimarer Brüdern, Bernhard, in der Heimath[4]). Gegen Ausgang des Jahres 1625 hatte er die Heeresabtheilung ſeines Bruders Johann Ernſt verlaſſen und war unter Mannsfeld's Fahne getreten. Mit ihm zog er auch von Lübeck aus durch Mecklenburg, aber auf dem Marſche nach Zerbſt trennte er ſich von Mannsfeld, und reiste der Heimath zu. Den $^{6}/_{16}$. März 1626 langte er in Weimar an. Alsbald fanden lebhafte Unterhandlungen mit den thüringiſchen Ständen, den Herzogen von Eiſenach und Coburg ſtatt. Der Plan war, 25,000 Mann zu Fuß und eine verhältnißmäßige Anzahl Reiter aufzubringen, welche man je nach Umſtänden entweder dem Mannsfelder, oder dem Könige von Dänemark, wenn letzterer ſeinem Plane gemäß nach Thüringen vordrang, zuführen wollte. Noch gefährlicher wurden dieſe Anſchläge durch kurſächſiſchen Rückhalt. Sonſt hatte Kurfürſt Johann Georg allen kriegeriſchen Gelüſten ſeiner erneſtiniſchen Stammesvettern offen und insgeheim entgegen gearbeitet; jetzt war es anders. Johann Georg billigte ausdrücklich die Verabredungen und that ihnen Vorſchub[5]). Auch

---

[1]) Theatrum Europ. I, 922 flg. Khevenhiller X, 1235 flg. und der eigene Bericht Wallenſtein's bei Förſter a. a. O. S. 425. — [2]) S. 449. — [3]) Röſe „Bernhard" I, 120 flg. — [4]) Daſ. S. 119. — [5]) Daſ. S. 120.

ſonſt legte der Kurfürſt ſein keimendes Mißtrauen gegen den Kaiſer durch unzweideutige Beweiſe an den Tag. Unter dem $^{3}/_{13}$. Januar 1626 erließ er z. B. an Wallenſtein ein ſehr gereiztes Schreiben [1]), in welchem er den Feldhauptmann aufforderte, augenblicklich das Deßauer Land zu räumen und ſich darüber zu rechtfertigen, daß er es gewagt habe, ohne Erlaubniß des Kurfürſten Kreisoberſten den oberſächſiſchen Kreis zu betreten. Man ſieht alſo, daß der Friedländer nicht ohne ſehr gute Urſache bis in den Juli ſeine Stellung bei Halberſtadt behauptete, von wo aus er zugleich Kurſachſen und Thüringen im Zaume zu halten vermochte. Wallenſtein blieb noch aus einem andern Grunde. Nur durch ſeine Anweſenheit in dortigem Lande ſicherte er gewiſſe Bewegungen, welche Tilly, wie unten gezeigt werden ſoll, in Heſſen ausführte. Wäre Wallenſtein — was der Feind wünſchte — hinter Mannsfeld her nach Brandenburg oder Schleſien abgezogen, ſo würde der König von Dänemark Tilly's heſſiſche Arbeiten geſtört, vielleicht das Heer der Liga geſchlagen haben. Der Herzog von Friedland ſpricht ſich über dieſe Verhältniſſe in einem Berichte [2]) an den Kaiſer vom $\frac{26. \text{ Mai}}{5. \text{ Juni}}$ 1626 auf ſehr bündige Weiſe aus: — „Sollte ich" ſagt er „dem Mannsfeld nachziehen, ſo würde dadurch der Kriegsſchauplatz alsbald in Euer Majeſtät Erblande verlegt, dieweil der Graf Tilly den mächtigen Feinden hier Orts nicht widerſtehen könnte, da ihrer Viele, ſobald ich aufbräche, auf ihn losſtürzen würden."

Mannsfeld benützte die Muße, welche ihm Wallenſtein auf ſolche Weiſe gegönnt. Er ſammelte, ſo gut es gieng, ſeine bei Deßau zerſprengten Leute. Später ſtieß auf Befehl des Dänenkönigs Herzog Johann Ernſt von Weimar mit 5000 Mann zu ihm [3]). So geſchah es, daß er Ende Juni wieder einen Heerhaufen von etwa 8000 Mann unter ſeinem Befehle hatte. Nun brachen beide über Frankfurt an der Oder in Schleſien ein, und drangen von da weiter nach Mähren vor, um dem Siebenbürger Fürſten die Hand zu reichen. Dieſer ſtand ebenfalls ſchon im Felde. Gleich nach ſeiner Vermählung mit Catharina von Brandenburg hatte ſich Bethlen Gabor zum Einfall in die kaiſerliche Hälſte von Ungarn gerüſtet, wohin ihn eine ſtarke Parthei eingeborener Proteſtanten, erbittert über die Religionsbedrückungen, zum Kampfe wider Ferdinand II. rief. Auch die Türken wurden in den großen Bund gezogen. Bethlen Gabor, durch den engliſchen Botſchafter in Conſtantinopel, Thomas Roe, unterſtützt, wußte bei der hohen Pforte

---

[1]) Förſter „Wallenſtein" S. 418. — [2]) Abgedruckt bei Förſter a. a. O. S. 429. — [3]) Theatrum Europ. I, 929.

auszuwirken, daß der friedlich geſinnte, von den Oeſterreichern beſtochene Paſcha Sophi Mohammed von Ofen abgeſetzt, und an ſeiner Stelle der kriegsluſtige Bosnier Murtefa Paſcha in jenes Vaſſalik geſchickt wurde [1]). Murtefa erhielt vom Sultan die Weiſung, den Befehlen des Fürſten von Siebenbürgen zu gehorchen. Mitte September drang Bethlen mit einem großen Herre von Siebenbürgern und Türken bis nach der Honter Geſpannſchaft vor [1]). Unterwegs ließ er dringende Aufforderungen an Mannsfeld und den Herzog von Weimar ergehen, daß ſie mit ihrem Volke zu ihm ſtoßen möchten, auch ſchickte er ihnen einen ſeiner Generale mit Reiterei entgegen, um ihren Zug über die Waag zu decken. Beide lagerten nämlich damals, nachdem ſie Schleſien und Mähren verheert, bei Jablunka auf der ungariſch-mähriſchen Gränze. Gleich nach Mannsfeld's und des Herzogs Abmarſch aus der Mark Brandenburg hatte ihnen Wallenſtein den Oberſten Pechmann mit einigen tauſend Mann nachgeſandt [2]), um ſie wo möglich aufzuhalten, was aber dem Oberſten nicht gelang. Gedrängt durch Hülferufe des Kaiſers, der ſeine Hauptſtadt von Bethlen bedroht glaubte, mußte ſich zuletzt Wallenſtein ſelbſt zu einem Zuge gegen den Siebenbürger und ſeine beiden teutſchen Bundesgenoſſen entſchließen. Er that es aber erſt, nachdem in Folge ſeiner drohenden Haltung bei Halberſtadt die Maaßregeln, welche Tilly in Heſſen und auf der linken Flanke der großen katholiſchen Streitmacht ausführen wollte, glücklich ins Werk geſetzt waren. Nunmehr beorderte er Ende Juli 7000 Mann unter dem Oberſten Dufour zu dem Heere Tilly's, der vorausſichtlich in der nächſten Zeit gegen den Dänenkönig ſich ſchlagen mußte, und brach dann mit allen ſeinen übrigen Völkern, 30,000 Mann ſtark, in Eilmärſchen durch die Lauſitz, Schleſien und Mähren nach Ungarn auf. Gegen Ausgang September bezog er bei Freiſtädtel an der Waag ein befeſtigtes Lager, wo der ungariſche Feldherr des Kaiſers, Niklas Eſterhazy, mit 20,000 Ungarn und der Ban von Croatien Georg Zriny mit ſeinen Croaten zu ihm ſtieß [3]). So ſchnell auch Friedland herangezogen, gelang es ihm doch nicht weder den Uebergang Mannsfeld's und des Herzogs von Weimar über die Waag, noch ihre Vereinigung mit Bethlen zu verhindern. In den letzten Tagen des September eilten beide [4]) durch die Thuroczer

[1]) Feßler Geſchichte der Ungarn VIII, 589 flg. — [2]) Theatrum Europ. I, 929. b. oben und der Brief Wallenſtein's bei Förſter S. 54 Note. — [3]) Feßler a. a. O. S. 591 flg. — [4]) Ich folge hier Feßler, der ſich auf eigenhändige Briefe Bethlen's beruft, weiß aber recht gut, daß nach dem Theatrum Europ. I, S. 930 und 945 b. flg der Herzog von Weimar länger in Schleſien geblieben ſeyn ſoll. Ueberhaupt iſt der ungariſche Feldzug des Jahres 1626 aus Mangel an Archivquellen noch ſehr dunkel.

Geſpannſchaft nach Roſenberg. Nachdem ſo der Hauptzweck Wallenſtein's verfehlt war, rückte er den 27. September, das Gepäck in Neuhäuſel zurücklaſſend, nach Bars am Granfluſſe. Nur noch vier Meilen ſtand er von Bethlen's Lager entfernt. Dieſer, einen Angriff erwartend, fertigte dem Paſcha von Ofen, welcher das Schloß von Nograd belagerte, den Befehl zu, eilends herbei zu kommen. Schon oft hatten des Kaiſers Feldherrn die Erfahrung gemacht, daß Bethlen nie in die Länge Krieg gegen Oeſterreich führe, und namentlich im Augenblicke der Entſcheidung zum Frieden geneigt ſey. Auch dießmal wollte man, ehe es zum Schlagen kam, Unterhandlungen verſuchen. Niklas Eſterhazy ſchickte einen ſeiner Freunde, Johann Kery, an Bethlen Gabor, um ihm Frieden anzubieten; ſtolz ward er zurückgewieſen, mit dem Beſcheide, der Siebenbürger Fürſt ſey gewöhnt, den Frieden mit dem Schwerte zu erfechten. Bald jedoch bereute Bethlen Gabor ſeine Weigerung. Als er dem Feinde entgegen, am 30. September, nach Palank vorrückte, überſchaute er vom Gipfel eines Berges das Lager des Friedländers, und überzeugte ſich von der Ueberlegenheit der Kaiſerlichen durch Zahl und Stellung. Schlagen wollte er unter dieſen Umſtänden nicht, den Rückzug im Angeſicht eines überlegenen Feindes antreten durfte er nicht, alſo ſuchte er ſich durch Liſt zu helfen. Er ſchickte einen Unterhändler in das Wallenſtein'ſche Lager, um für einige Tage Waffenruhe auszuwirken und die Feldherrn zu friedlicher Unterredung einzuladen, welche, wie er verſicherte, zu einem dauerhaften Frieden führen werde. Eſterhazy glaubte, jetzt ſey die Zeit gekommen, um ſich für Bethlen's Uebermuth zu rächen; er widerſprach aufs lebhafteſte dem Antrage, warnte vor des Siebenbürgers Argliſt und drang darauf, daß man die ſchöne Gelegenheit zu einem gewiſſen Siege raſch benütze. Seine Gründe waren jedoch für Wallenſtein eben ſo viele Aufforderungen anderer Meinung zu ſeyn. Unfähig, einen Gleichgeſtellten neben ſich zu dulden, wollte er dem ſtolzen Ungar durch den Sinn fahren. Er ſtimmte für Annahme des Geſuchs von Bethlen. Als Eſterhazy immer heftiger widerſprach, ſoll [1]) der Friedländer geantwortet haben: „wenn ich gewiß wäre, über die Leichen der erſchlagenen Feinde heute noch in Conſtantinopel einzurücken und auf den Kuppeln der Sophienkirche den kaiſerlichen Adler aufzupflanzen, würde ich dennoch nicht ſchlagen." Eſterhazy mußte ſchweigen. Der gewünſchte Stillſtand ward dem Siebenbürger bewilligt, die vorläufigen Bedingungen des Friedens verabredet. Allein in der Nacht des 1. Oktobers ließ Bethlen Gabor mehr Feuer als gewöhnlich in ſeinem Lager

---

[1]) Feßler a. a. O. S. 595.

anzünden und durch 1200 leichte Reiter unterhalten. Er ſelbſt zog unter dem doppelten Schutze der Dunkelheit und des Stillſtandes auf und davon. Am andern Morgen war er in Sicherheit. Die zurückgelaſſenen Reiter ſtießen ſchnell wieder zu ihm.

Wallenſtein konnte dem Fürſten nicht nacheilen, weil die verheerte Umgegend keine Lebensmittel mehr bot. Seine Mannſchaft wurde überdieß durch Seuchen täglich gelichtet. Er mußte ſich daher zum Rückzuge entſchließen. Die Ungarn und Croaten beſetzten die Grenzburgen, mit dem Kern des Heeres bezog er das verſchanzte Lager bei der Freiſtädter Brücke über die Waag. Weiter hinauf bei Paſſyen lagerte ſein Unterfeldherr, Graf Heinrich Schlick, ward aber von den Siebenbürgern überfallen und gefangen genommen. Andere Abtheilungen wurden anders wohin vertheilt, denn der Hunger zwang zur Trennung der Truppen. Wegen des lahmen Gangs der kriegeriſchen Unternehmungen begannen die Ungarn Mißachtung vor Wallenſtein an den Tag zu legen. Mit dieſen Gefühlen verband ſich Haß gegen das fremde, räuberiſche Söldnervolk. Sogar für Geld wurden den Soldaten Lebensmittel verſagt; die, welche in den Dörfern ſich zerſtreuten, um zu rauben, fielen in großer Zahl unter den Händen der Bauern. Hunger, Krankheit, und tägliche Gefechte mit ſiebenbürgiſchen Streifpartheien oder dem Paſcha von Erlau rafften faſt die Hälfte der wallenſtein'ſchen Heeresmacht hinweg. Friedland mußte täglich mehr empfinden, daß für ihn in Ungarn keine Lorbeeren grünen [1]).

Indeſſen hatte Bethlen das ausgehungerte Kriegsvolk Weimar's und Mannsfeld's wieder durch gute Quartiere herausgefüttert. Den 10. Oktober (a. St.) ließ er dem Kaiſer neue Friedensvorſchläge machen. Als ſich bald darauf das Gerücht verbreitete, daß die kaiſerliche Beſatzung von Neuhäuſel im Anmarſche ſey, ſandte Bethlen dem Weimarer Herzog, dem Grafen von Mannsfeld und dem Paſcha Murtefa den Befehl, zu ihm zu ſtoßen. Murtefa und Mannsfeld erſchienen, aber nicht ſo der Herzog von Weimar, der aus Haß gegen Mannsfeld in ſeinen Quartieren blieb. Obgleich die Beſatzung von Neuhäuſel ſich ſchnell wieder zurückzog, rückte Bethlen Gabor dennoch Ende Oktober mit ſeinen beiden Bundesgenoſſen längs dem Granfluſſe gegen Bars hinauf. Um das fremde Kanonenfutter zu benützen, wollte er dem ſehr geſchwächten Friedländer ein Treffen anbieten. Aber wie dieſer früher aus Unverträglichkeit nicht ſchlug, ſo hinderten jetzt den Siebenbürger Elemente und Aufruhr ſeiner eigenen Leute an der Ausführung ſeines Planes. Froſt mit Schneegeſtöber trat ein. Die Ungarn in Bethlen's

[1]) Feßler a. a. O. S. 591.

Heer und die Mannsfelder verlangten mit Ungeſtüm, daß man ſie in die Winterquartiere verlege. Noch wilder tobten die Türken Murtefa's. „St. Demeterstag (mit welchem der Feldbienſt bei den Osmanen aufzuhören pflegte) iſt vorüber," brüllten die Janitſcharen, überfielen Murtefa's Zelt und ſäbelten ſeine Leibwache nieder; der Paſcha entrann ihrer Wuth durch ſchnelle Flucht zu dem Siebenbürger Fürſten. Bethlen eilte an der Spitze ſeiner Leute herbei, ließ die Empörer umzingeln, und verkündigte ihnen, daß in Zukunft er beſtimmen wolle, wenn St. Demeters-, d. h. Bethlen Gabor's Tag ſeyn ſolle. Durch Hinrichtung der ſtrafbarſten Aufwiegler ſtellte er die Ruhe wieder her.

Im Lager vor Bars erhielt Bethlen die kaiſerliche Antwort auf ſeine Friedensanträge. Ferdinand erklärte ſeine Bereitwilligkeit, auf den Grund derſelben zu unterhandeln, da Bethlen nichts weiter als die Erneuerung der früheren Verträge begehrte. Beide Theile waren nur noch in wenigen unweſentlichen Punkten auseinander, und baldiger Abſchluß ließ ſich vorausſehen. Bethlen verlegte alſo ſein Waffenvolk in die Winterquartiere. Für ſich ſelbſt und ſeine Siebenbürger behielt er die beſten vor, der Herzog von Weimar ward mit dem Fußvolk nach St. Martin in der Thurokzer Geſpannſchaft, ſeine acht Fahnen Reiter in die nächſtgelegenen Dörfer gewieſen. Die Mannsfelder ſollten in dem Gebiet von Znio überwintern. Bei Todesſtrafe unterſagte Bethlen jede Ausſchweifung und machte den Herzog und den Grafen perſönlich für jede Verletzung der Mannszucht verantwortlich [1]). Seiner Seits führte auch Wallenſtein im November die gelichteten Ueberbleibſel ſeiner Heeresmacht nach Preßburg und der Umgegend in die Winterquartiere. Aergerlich über den ſchlechten Erfolg des Feldzugs wider die Ungarn, die ihren Hohn kaum verhehlten, ſoll er in Preßburg eine grauſame Frevelthat verübt haben. Georg Zriny, aus dem Stamme des glorreichen Vertheidigers von Scigeth, Ban von Croatien, ein feuriger Jüngling vorlauter Zunge, und den Werth eines Feldherrn nach dem Muthe des Huſaren meſſend, hatte, ſo berichtet der croatiſche Geſchichtſchreiber Georg Rattkay [2]), in einem Gefecht bei Palank einen türkiſchen Hauptmann verfolgt, erreicht, vom Pferde herabgeworfen und ihm den Kopf abgehauen; dann trat er vor den Friedländer, legte ihm den Kopf vor die Füße mit den Worten: „So müſſen des Kaiſers Feinde verfolgt werden, ſo will der Sieg erfochten ſeyn." Verächtlich erwiederte Wallenſtein: „ich habe der abgehauenen Türkenköpfe ſchon genug

---

[1]) Die Beweiſe bei Feßler a. a. O. S. 597. — [2]) Memoria Regum et Banorum Croatiae. Viennae 1652 fol. S. 199.

geſehen.“ „Ja, geſehen genug,“ verſetzte Zriny, „aber noch nicht einen einzigen ſelbſt abgehauen.“ Friedland verzieh dem vorlauten Ungar dieſen Schimpf nicht; nachdem ihm mehrere Verſuche der Rache mißlungen, lud er während des Winters den jungen Zriny zu Gaſte, und ſetzte ihm als Vorkoſt eine vergiftete Rettigwurzel vor, welche der Ungar gierig genoß. Einige Tage ſpäter ſtarb Zriny im 31. Jahre ſeines Alters. Wir laſſen die Wahrheit dieſer Erzählung dahingeſtellt ſeyn.

Nach Weihnachten 1626 wurde zu Preßburg der Friede zwiſchen dem Kaiſer und Bethlen Gabor geſchloſſen. Die Bedingungen waren denen des Nikolsburger Vertrags vom Jahre 1622 ziemlich gleich. Herzog Johann Ernſt von Weimar erlebte den Abſchluß nicht mehr, er ſtarb zu St. Martin am $^{4}/_{14}$. Dezember[1]. Schon vorher[2] war ſein alter Kampfgenoſſe dem Schickſale erlegen. Höchſt unzufrieden über die Unterhandlungen mit Wallenſtein, hatte Mannsfeld von Bethlen 1000 Dukaten geborgt, ſein Geſchütz an den Paſcha von Ofen verkauft und ſich auf den Weg gemacht, um in Dalmatien ein Schiff zu beſteigen, das ihn nach Venedig oder England tragen ſollte, wo er dem Kaiſer neue Fehden zu erwecken gedachte. Ein Haufen ſiebenbürgiſcher Reiter, die der Fürſt mitgab, begleitete ihn durch Sirmien und Bosnien, ſein eigenes Volk ließ er zurück, und nahm nur die vertrauteſten Offiziere mit. Unterwegs in dem bosniſchen Dorfe Urakovicz unterlag er 46jährig der Schwindſucht. Als er ſein Ende herannahen fühlte, ließ er ſich die beſte Rüſtung anziehen, und erwartete den Tod ſtehend, auf zwei ſeiner Günſtlinge geſtützt. Sein Kriegsvolk, wie die Soldaten des Herzogs von Weimar, liefen auseinander, ſie gingen theils nach Schleſien, wo noch mehrere von Johann Ernſt zurückgelaſſene däniſche Garniſonen lagen, theils nahmen ſie bei Bethlen Gabor, einige ſelbſt bei dem Paſcha von Ofen Dienſte[3].

So war der Kaiſer von zwei ſchlimmen Feinden befreit. Einen dritten noch gefährlichern raffte der Tod drei Jahre ſpäter weg. Bethlen Gabor erhob ſeit dem Preßburger Frieden keine Waffen mehr gegen Ferdinand II., obgleich er ſeine Natur nicht ſo weit bezähmen konnte, daß er nicht ſtille Ränke fortgeſponnen hätte. Beſonders geſchäftig war er 1627 den Abſchluß des 25jährigen Friedens von Szöny zwiſchen der Pforte und dem Kaiſer zu hintertreiben; auch mit Guſtav Adolf, ſeinem Schwager, ſtand er fortwährend in geheimer, wider Oeſterreich

[1] Feßler a. a. O. S. 599, und Röſe „Bernhard“ I, S. 124. — [2] Mannsfeld's Teſtament, das er auf dem Todtenbette machen ließ, iſt unter dem $^{19}/_{29}$. Nov. 1626 ausgeſtellt. Theatrum Europ. I, 974. — [3] Feßler a. a. O. S. 599. Senkenberg IV, 470 flg.

gerichteter Verbindung. Zu Anfang des Jahres 1629 hatte er einen Anfall von Bruſtbeklemmung, welche bald in Waſſerſucht übergieng. Er ſtarb den $^{15}/_{25}$. November 1629, kinderlos. Bethlen, geboren 1580, ſtammte aus einer edlen, aber wenig begüterten ſiebenbürgiſchen Familie. Er rühmte ſich in den Zeiten des Glücks, in ſeinem 30. Lebensjahre noch ſo arm geweſen zu ſeyn, daß ihm ein Kaufmann zu Kaſchau nicht einmal hundert Thaler habe borgen wollen. Bethlen war ſeiner eigenen Größe Schmid. Mit ſeltener Schlauheit begabt, die feierlichſten Schwüre, die bündigſten Verträge zu brechen bereit, wenn es ſein Eigennutz verlangte, angenehm und einſchmeichelnd, wo es nöthig war, wußte er das Schwert ſo gut zu führen, als er ſich auf die krummen Wege der Politik verſtand. In 42 Schlachten focht er während ſeines ſturmbewegten Lebens, theils als Soldat, theils als Fürſt und Feldherr. Für den reformirten Glauben, in welchem er geboren war, und auf deſſen Bekenntniß er ſeine Größe baute, trug er großen Eifer zur Schau, nichts war ihm geläufiger, als ein Geſpräch über calviniſche Lehrſätze, im Herzen aber betrachtete er den Streit der drei chriſtlichen Confeſſionen, welcher damals die Welt zerfleiſchte, als eine Staffel zur Herrſchaft für kluge Leute. Sobald ſein Vortheil ins Spiel kam, galt ihm Coran, Meßbuch und Bibel, lutheriſcher, calviniſcher, papiſtiſcher und türkiſcher Glaube gleich viel. Ein ſächſiſcher Geſandter berichtet [1]) unter dem $^{17}/_{27}$. Oktober 1619 ſeinem kurfürſtlichen Gebieter in Dresden folgenden Zug, welcher den Charakter des Siebenbürgers bezeichnet: „Der (kurz zuvor zum Könige von Ungarn erwählte) Bethlen Gabor hat heute vor acht Tagen in der Pfarrkirche zu Preßburg erſt die katholiſchen Cleriker das Amt leſen laſſen. Als ſie fertig geweſen, hat er ſeinen calviniſchen Hofgeiſtlichen auf ungariſch zu predigen angewieſen. Nachdem dieſer ſein Geſchäft verrichtet, iſt ein teutſch-lutheriſcher Prediger auf die Kanzel gegangen.“ Seine Jugendjahre brachte Bethlen an dem Hofe des ſiebenbürgiſchen Fürſten Gabriel Bathori zu, der ihn eine Zeit lang begünſtigte. Als jedoch des leichtſinnigen, lüderlichen Bathori's Stern ſich zum Untergange neigte, fiel Bethlen von ihm ab, ging nach Conſtantinopel, und wußte ſich bei dem Sultan ſo einzuſchmeicheln, daß er im Mai 1613 an Bathori's Stelle zum Fürſten von Siebenbürgen ernannt wurde [2]). Denn dieſes Land war damals ein Lehen der hohen Pforte. Mit Hülfe der Türken eroberte er ſein neues Fürſtenthum; Gabriel Bathori wurde bald

---

[1]) C. A. Müller Forſchungen III, 286. — [2]) Den wahren Zuſammenhang der Erhebung Bethlen's durch die Türken findet man nicht in ungariſchen Quellen, ſondern bei Hammer Geſchichte des osmaniſchen Reichs IV, 464 flg.

darauf, wie man ſagt, ohne Bethlen's Zuthun, durch einige Edelleute ermordet. Die ſiebenbürger Stände bekräftigten durch ihre Wahl die Ernennung des Großherrn. Seit dieſer Zeit wurde der Winkel Erde, den Bethlen beherrſchte, durch ſeine Fähigkeit einer der Mittelpunkte europäiſcher Politik. Alle Mächte, die wider den teutſchen Kaiſer Böſes im Schilde führten, Venedig, Frankreich, England, die Niederlande, Schweden, die teutſchen Reichsfürſten, Dänemark, bewarben ſich um ſeine Gunſt, faſt von allen erhielt er Geld, und alle betrog er der Reihe nach. Mehr als einmal ſtand er auf dem Punkte, das Königreich Ungarn an ſich zu reißen, und der habsburgiſchen Macht den Todesſtoß zu verſetzen. Dennoch führte Bethlen nie den letzten Streich, weil, wie uns ſcheint, Staatsklugheit ſtärker auf ihn wirkte, als Habſucht. Als der Fürſt eines kleinen Landes, zwiſchen zwei große Reiche, den Kaiſer und den Sultan, eingeklemmt, hielt er es für das Beſte, ein Schaukelſyſtem zu beobachten, ſich zwiſchen Türken und Oeſterreichern hin und her zu wiegen. Der Kaiſer ſollte nicht zu ſehr geſchwächt werden, damit er ihn im Falle der Noth als Bundesgenoſſen gegen die Türken gebrauchen könne, aber auch nicht zu mächtig, damit er nicht ſelbſt ſeine Hand nach Siebenbürgen ausſtrecke. Hätte Bethlen die ungariſche Krone, welche ihm die Großen dieſes Landes 1619 übertrugen, ernſtlich zu behaupten geſucht, ſo durfte er ſicher ſeyn, nicht nur die Eiferſucht, ſondern auch die Macht der Türken ſich auf den Hals zu laden, ohne daß er dann in Teutſchland einen Rückhalt fand, da mit dem Verluſte Ungarns das Haus Habsburg, ohnedieß damals von allen Seiten angefallen, vernichtet geweſen wäre. Bethlen's Abſichten ſtimmten im Grunde beſſer mit dem kaiſerlichen Vortheile überein, als der erſte Anſchein erwarten läßt. Sein Sinn ſtand dahin, auf Koſten des Türken die Moldau, Wallachei mit Siebenbürgen zu einem Reiche zu vereinigen, und ſich den erblichen Beſitz deſſelben zu verſchaffen. Dieſen Plan konnte aber Bethlen Gabor nur mit Hülfe des Kaiſers ausführen. Wir glauben, daß er wider Gewohnheit die wahren Gedanken ſeines Herzens enthüllte, als er im Jahre 1624 durch ſeinen Kanzler Kamuthi in Wien folgenden Antrag[1]) machen ließ: „der Kaiſer möchte Frieden mit den teutſchen Proteſtanten ſchließen, und die Kräfte Spaniens, Teutſchlands, Oeſterreichs, in Gemeinſchaft mit dem Siebenbürger gegen den Türken kehren. Bethlen wolle den Oberbefehl über das chriſtliche Heer übernehmen und den Kaiſer kräftig unterſtützen. Beide Theile ſollen gut dabei fahren. Der Kaiſer werde ganz Ungarn (von welchem Lande die Türken damals mehr als die Hälfte inne hatten) und einen ſichern Damm wider den Sultan

[1]) Die Beweiſe bei Engel Geſchichte des ungariſchen Reichs IV, 437 unten flg. zu vergl. mit Khevenhiller X, 167 flg. 397.

bekommen.“ Als Bürgſchaft treuen Zuſammenhaltens verlangte er, wie früher berichtet worden, eine Erzherzogin zur Gemahlin, welcher er freie Uebung der katholiſchen Religion zuſicherte. Er ließ ſogar die Möglichkeit eigenen Uebertritts durchblicken. Bethlen gieng noch weiter, er, der eifrige Calviniſt, nahm damals Jeſuiten in ſein Land auf[1]). Sein Antrag ward in Wien verworfen, theils weil man dem doppelzüngigen Fürſten mißtraute, theils weil alle Gedanken des Kaiſers damals auf Teutſchland gerichtet waren. Noch in ſeinem letzten Jahre arbeitete Bethlen für ſeinen Lieblingswunſch in Conſtantinopel, indem er bei dem Sultan durch ſeinen Geſandten Tolbolaghi um Belehnung mit der Moldau und Wallachei unter dem Titel eines Königreichs Dacien warb[2]). Des Fürſten Tod machte dieſem naturgemäßen Gedanken für immer ein Ende. Eine Beſtimmung in ſeinem Teſtamente iſt als Ausdruck der Geſinnung des Siebenbürgers gegen den Kaiſer merkwürdig. Er vermachte nämlich dieſem Herrſcher, den er ſo oft und ſo hartnäckig bekämpft, ſo wie des Kaiſers Sohne, dem jüngern König von Ungarn, Ferdinand III., je zwei prächtige Pferde und 40.000 Dukaten[3]).

Jetzt iſt es Zeit, daß wir über die Bewegungen berichten, die indeß auf der linken oder weſtlichen Flanke des großen Kriegsſchauplatzes vor ſich gegangen. Noch einmal — aber auch zum letztenmale — war dort Heſſen der Knoten des Kampfes. Nach dem Abzuge Friedland's aus dem Gebiete von Heſſenkaſſel[4]) hatte Landgraf Moritz trotz der Anweſenheit der von Merode befehligten Truppen die Bewaffnung ſeines Landvolkes begonnen[5]), und den Geiſt der Menge durch die verſchiedenſten Mittel gegen den Kaiſer und die katholiſche Parthei aufgeregt. Während des Winters gab er ſeinem geheimen Rath eine neue Geſtalt, indem er dieſes Collegium faſt blos mit bürgerlichen Mitgliedern beſetzte. Der fähigſte und keckſte unter den Neuernannten, Wolfgang Günther, ein Juriſt, entwarf eine Denkſchrift[6]), in welcher er zu zeigen ſuchte: die Zeit ſey gekommen, wo man durch die letzten und verzweifeltſten Anſtrengungen das Vaterland retten müſſe. Er ſchlug als Mittel vor: „Aufruf von Freiwilligen, denen die eigenen Söhne des Landesfürſten mit gutem Beiſpiele vorangehen ſollten, allgemeine Hingabe vom 10. oder 20. Theil des Vermögens eines Jeden auf den Altar des Vaterlands, neben der hergeſtellten Landwehr Verdopplung der von den Ständen bereits bewilligten tauſend Söldner, das Verbot jeder Leiſtung an die Feinde jeder Ausfuhr von Früchten, Einlieferung der Vorräthe in die

[1]) Daſ. S. 438. — [2]) Hammer Geſchichte des osmaniſchen Reichs V, 95. — [3]) Theatrum Europ. II, 149 u. unten. — [4]) Siehe oben S. 509. — [5]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen III, 611. — [6]) Daſ. S. 617.

befeſtigten Orte, völligen Bruch mit den Rittern, die gleich indianiſchen Aepfeln auswendig ſchön, inwendig todte Aſche bärgen und ſo lange ſie den kaiſerlichen Adler ihrer Schirmbriefe in der Höhe ſähen, nichts von Gleichheit, nichts von vaterländiſchen Laſten hören wollten, innigſte Verbindung des Landgrafen mit den Städten, welche ſchon in älteren Zeiten ihre Fürſten gerettet hätten, endlich als Organ ſolchen Bundes einen dauernden, mit den gehörigen Vollmachten verſehenen ſtändiſchen Ausſchuß." Moritz billigte dieſen Plan, ausdrücklich erklärte er, daß er nächſt Gott ſeine und ſeines Landes Rettung einzig von der Mannhaftigkeit des „dritten Standes" erwarte[1]). Den $\frac{23\text{ März}}{2.\text{ April}}$ 1626 berief der Landgraf ſämmtliche Städte zu einem Landtage nach Caſſel. Sofort wurde ein Ausſchuß von acht Mitgliedern gewählt und zur Verſchwiegenheit beeidigt. Dieſe hießen wirklich alle landgräflichen Vorſchläge zur Vertheidigung des Landes, zur gewaltſamen Unterwerfung der aufrühreriſchen Ritterſchaft, endlich auch zum Anſchluß an auswärtige Mächte gut. Letzteres war die Hauptſache. Der Landgraf ſandte den einen ſeiner Söhne an den Erbſtatthalter der Niederlande, Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, den Nachfolger ſeines im Jahr zuvor geſtorbenen Bruders Moritz; den andern ſchickte er nach Paris mit Briefen für König Ludwig XIII., für Richelieu, für einige mächtige Große. In dem Schreiben[2]) an Ludwig XIII. hieß es: „Der König möge das landgräfliche Haus, welches die Ehre habe zu den getreueſten und älteſten Freunden Frankreichs zu gehören, in der äußerſten Noth nicht verlaſſen." In dem Briefe[2]) an Richelieu ſtehen die Worte: „Mit Vertrauen wende ich mich an Euch, Herr Cardinal, dem wir alle jene weiſen und großmüthigen Maaßregeln verdanken, durch welche Frankreich ſeinen Freunden theuer, ſeinen Feinden furchtbar geworden iſt, und durch welche Ihr den verfallenen Ruhm eurer, die geſunkenen Hoffnungen unſerer Nation wieder gehoben habt." Als dritter Geſandter des Landgrafen gieng der heſſiſche Oberſt Jakob Hille nach England, um dort Geld und einen Haufen Söldner zu erlangen. Alle drei, die beiden Prinzen und Hille, machten jedoch ſchlechte Geſchäfte, ſie wurden mit ſchönen Worten und kahlen Vertröſtungen abgeſpeist[3]). Schon vorher hatte der Landgraf Unterhandlungen mit dem däniſchen Könige angeknüpft. Den $^{1}/_{11}$. April legte er dem ſtändiſchen Ausſchuſſe die Antwort[4]) Chriſtian's IV. vor. Sie lautete ſo: wenn Landgraf Moritz ſich ohne Rückhalt und unter Mitwirkung ſeiner Stände entſchließe, ein Heer aufzuſtellen, den Dänen mit Rath und That

[1]) Daſ. S. 618. — [2]) Daſ. S. 621, Note 579. — [3]) Daſ. S. 622 flg. — [4]) Daſ. S. 624.

an die Hand zu gehen, im Nothfalle denſelben ſeine Feſtungen zu öffnen, ſo verpflichte ſich Dänemark, deſſen Perſon, Land und Leute in Schutz zu nehmen, das nöthige Geld zur Werbung von 6000 Mann vorzuſchießen und dieſen Haufen zu beſolden, auch den Herzog Chriſtian von Halberſtadt auf dem nächſten Wege nach Heſſen zu ſenden. Chriſtian verſprach ferner, daß er ſelbſt mit der Hauptmacht dem Halberſtädter folgen, und dem Landgrafen Alles, was ihm abgenommen worden, wieder verſchaffen werde. Der ſtändiſche Ausſchuß gab die verlangte Ermächtigung in vorſichtigen Ausdrücken, worauf ein landgräflicher Rath in das däniſche Lager abgeſchickt wurde, um mit dem Könige vollends abzuſchließen, und die verheißene Hülfe eilends zu fordern [1]. Der Däne hielt ſein Verſprechen nur halben; die Summen zur Anwerbung von 6000 Mann blieben aus [2], dagegen erſchien der Halberſtädter auf der heſſiſchen Gränze. Wir müſſen uns jetzt zu dieſem wenden.

Ende Februar zog Chriſtian der Jüngere ſein Volk, 6000 Mann ſtark, bei Wolfenbüttel zuſammen. Sein erſtes Unternehmen war gegen die Reichsſtadt Goslar gerichtet; in einer Märznacht rückte er, begünſtigt durch die Dunkelheit, vor die Stadt, ſchraubte an einem der Thore eine Petarde an, die auch ihre Wirkung nicht verfehlte: das Thor ward zerſchmettert aber auf den Lärm eilten die Wachen des Magiſtrats herbei und trieben die Halberſtädter fort. Chriſtian mußte abziehen [3]. Aus einem Briefe [4] Tilly's an Wallenſtein, ſo wie aus andern Nachrichten [5] erhellt, daß der Rath jener Reichsſtadt kaiſerlich geſinnt war, während die Bürgerſchaft zu dem Halberſtädter hinüber neigte. Tilly ſchreibt unter dem $^{21}/_{31}$. März (nach Abtreibung des Halberſtädters) aus Clausthal: „Bürgermeiſter und Rath der Stadt Goslar haben bereitwillig eine kaiſerliche Beſatzung aufzunehmen angeboten, aber die gemeine Bürgerſchaft und Zünfte ſind alſo widerſinnig, aufrühreriſch und bedrohlich, daß es nicht auszuſprechen, und haben ſich in ihrem hartnäckigen und böſen Gemüth ſo weit vertieft, daß ſie den Bürgermeiſter feſtgenommen, und ihn nieder zu ſchießen geſchrien, ja ſich darauf hochvermeſſener Weiſe verlauten laſſen, daß ſie Niemanden andern, als Herzog Chriſtian von Braunſchweig den Jüngeren, einzunehmen bereit wären.“ Ohne Zweifel hatte der Halberſtädter vor dem Anfall mit einem Theil der Bürger Einverſtändniſſe getroffen, die aber durch die Wachſamkeit des Rathes vereitelt wurden. Ueberall fühlte das Volk für den Halberſtädter, hingeriſſen durch ſein

---

[1] Daſ. S. 625. — [2] Daſ. S. 626 unten, — [3] Theatrum Europ. I, 925. a. von der Decken I, 198 unten. — [4] Förſter „Wallenſtein“ S. 422. — [5] Von der Decken a. a. O. S. 201 Note 1.

ritterliches und keckes Weſen, ſo wie durch die Rückſichtsloſigkeit mit der er — der einzige unter allen wider den Kaiſer verſchworenen Fürſten — die Sache des Lutherthums verfocht. Im Winter 1625 auf 1626 bildete ſich eine zahlreiche, aus verzweifelten braunſchweig'ſchen Bauern und Landſtreichern zuſammengeſetzte Räuberbande, die in der alten Harzburg, welche aus der Geſchichte Kaiſer Heinrich's IV. ſo berühmt iſt, ihr Quartier aufſchlug, einen Anführer aus ihrer Mitte ſammt mehreren Unterbefehlshabern wählte, und vorgab im Auftrage des Halberſtädters zu handeln. Sie plünderte vorzugsweiſe die Güter des Herzogs von Celle, und es kam zu häufigen Gefechten zwiſchen ihr und den lüneburg'ſchen Landreitern [1]). Ich glaube, man muß aus dieſer Thatſache, wie aus der oben gemeldeten Anfertigung von Keulen, die er beſtellte, den Schluß ziehen, daß dem Halberſtädter etwas, wie allgemeine Volksbewaffnung und ein Bauernkrieg vorſchwebte. Er wollte dem Kaiſer und den Katholiken einen Landſturm der ganzen niederſächſiſchen Bevölkerung an den Kopf werfen. Nachdem ihm der Verſuch auf Goslar mißglückt war, rückte er Anfangs April in das benachbarte Fürſtenthum Grubenhagen ein, wo der Lüneburger Georg Werbeplätze aufgeſchlagen, ſetzte dann über die Weſer und drang nach Paderborn vor, kehrte aber bald wieder in die welfiſchen Lande zurück, und beſetzte die ſeinem Bruder gehörigen Städte Münden und Göttingen [2]). Den $^{12}/_{22}$. April ſtand er bei Nordheim, von wo aus er Streifparthien entſandte, um die kleinen Werbelager Herzogs Georg's aufzuheben. Der Zweck dieſer Hin- und Herzüge längs der heſſiſchen Gränze war nur nebenbei gegen den Lüneburger gerichtet. Chriſtian's Hauptabſicht gieng dahin, dem Landgrafen von Caſſel Gelegenheit zum Anſchluß zu geben. Im Laufe des April erlies er mehrere Schreiben [3]) aus Grebenſtein, Pleſſen, Münden, Göttingen an den Landgrafen. Chriſtian der Jüngere forderte, Moritz ſolle ihm die Landſchaft an der Werra einräumen, ſeine heſſiſchen Feſtungen öffnen, der geſammten Judenſchaft Befehl geben, daß ſie an den Grafen Solms, als oberſten Werboffizier des Braunſchweigers, gegen Schirmbriefe Geld oder Gewehre abliefere, endlich ſolle er den Herzog Adolf von Holſtein, der in Dienſten der Liga einige heſſiſche Orte beſetzt hielt, aufheben laſſen. Der Halberſtädter kannte ſeinen Mann: durch letztere Zumuthung wollte er ohne Zweifel dem Landgrafen einen ſtählernen Schlagbaum ſetzen, oder mit andern Worten, jede Ausſicht auf Verſöhnung mit dem Kaiſer abſchneiden. Moritz ſollte endlich einmal, ohne Möglichkeit der Umkehr, vorwärts

---

[1]) Daſ. S. 201 unten flg. — [2]) Daſ. S. 199, oben 205 Mitte. — [3]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen III, 627, Note 582.

getrieben werden. Allein die Antwort lautete abſchläglich. Moritz glaubte Alles damit gethan, daß er dem Halberſtädter einiges Korn, Hafer, Salz, Pulver bei deſſen Annäherung ins Lager lieferte, und dem Grafen Solms Werbung auf heſſiſchem Boden geſtattete[1]). Jene Forderungen wies er ohne Ausnahme ab: „Die Beſetzung der Werragegend, ſchrieb[2]) er zurück, „welche ſo ausgeſogen ſey, daß ſie keine weitere Einlagerung ertragen könne, habe er bereits ſeinem Landvogte Heinrich von Stockhauſen übertragen. Eine heimliche Aufhebung des tollen durch *Jeſuiten* verführten Holſteiners ſey weder dem Völkerrechte gemäß, *noch rathſam.*" Gegen ſeine Räthe klagte[3]) Moritz: „Chriſtian von Halberſtadt habe zu wenig Fußvolk, und müſſe ſich daher vor dem Feinde verſtecken, überdieß ſey er mehr auf Rettung der braunſchweig'ſchen als der heſſiſchen Städte bedacht." Man ſieht, es war wieder das alte Lied. Dieſer Landgraf forderte von ſeinen Verbündeten die uneigennützigſte hingebendſte Hülfe, wollte aber für die gemeinſame Sache keinen Finger rühren. Die Andern ſollten ihren Hals in die Schlinge ſtecken, er ſelbſt aber gedachte außer dem Feuer zu bleiben. In einem Schreiben[3]), das Chriſtian den $\frac{\text{29. April}}{\text{9. Mai}}$ von Göttingen aus an Moritz erließ, warf er dem Landgrafen ungeſcheut ſeine niedrige Geſinnung vor, ſtellte ihm die Vergeltung des allmächtigen Richters über Lebendige und Todte in Ausſicht, und drohte zugleich mit der Rache des Dänenkönigs. Ohne irgend eine Bürgſchaft von Seiten des Heſſen-Kaßlers beſchloß der Halberſtädter noch einen letzten Verſuch zu machen, ob er denſelben nicht fortreißen könne. Ende April überſchritt er an der Spitze von 30 Fähnlein Reiter die Diemel wie die heſſiſche Gränze, und eilte an Caſſel vorbei über die Fulda nach Hersfeld, in deſſen Nähe der Graf Merode mit ſeinem Haufen ſtand, entſchloſſen denſelben anzugreifen. Aber Tilly, zeitig hievon benachrichtigt, fiel ihm alsbald in die Flanke, gieng bei Allendorf und Eſchwege über die Werra, und ſchob ſeine Völker bis Rotenburg vor. Um nicht von Niederſachſen abgeſchnitten zu werden, mußte Chriſtian in größter Schnelle den Rückzug antreten. Er ritt wieder an Caſſel vorbei, zum Zeichen ſeiner Verachtung ein Frühſtück verſchmähend, das ihm der Landgraf auf freiem Felde anbot[4]). Schon damals zehrte ein ſchleichendes Fieber am Lebensmarke des kriegeriſchen Jünglings. Nachdem er die Städte Münden, Göttingen und Nordheim mit Schießbedarf verſehen und zum tapfern Widerſtand ermahnt hatte, ließ er ſich nach Wolfenbüttel führen, wo er auf das Todtenbette ſank. Chriſtian von Braunſchweig, ehemaliger Biſchof von Halberſtadt und während der erſten

[1]) Daſ. S. 626. — [2]) Daſ. S. 627 Note. — [3]) Ebendaſ. — [4]) Daſ. S. 628.

Hälfte des dreißigjährigen Krieges der ritterlichſte Feind des Kaiſers, ſtarb ſieben und zwanzig jährig zu Wolfenbüttel den $^{6}/_{16}$. Juni 1626 [1]). Einige Schriftſteller bezeichnen den Bandwurm als das Uebel, dem er erlag, bald kam auch das Gerücht von Vergiftung auf [2]). Wir vermuthen, daß eine und dieſelbe Urſache den frühen Tod des Halberſtädters wie Mannsfeld's befördert haben mag. Beide fröhnten wilder Geſchlechtsluſt. Der Siebenbürger Kemery, ein Günſtling Bethlen Gabor's, und ſelbſt zugegen da Mannsfeld ſich im Herbſte 1626 mit dem Siebenbürger Fürſten vereinigte, ſchildert [3]) den damals 46jährigen Grafen als einen häßlichen, zuſammengeſchrumpften, kleinen, haſenſchartigen Kerl, rühmt aber dagegen die außerordentliche Schönheit der Mädchenſchaar, welche Mannsfeld mit ſich herum ſchleppte. Daß Chriſtian von Braunſchweig dieſelbe Leidenſchaft hatte, erhellt aus dem früher [4]) angeführten Zuge. Der Halberſtädter war ein roher, wilder Jüngling und hat ſeinem Vaterlande viel Böſes zugefügt, dennoch muß man bekennen, daß eine ehrliche, gerade Seele und ein ritterlicher Muth in dieſem Fürſtenſohne wohnte. Sterbend ſprach [5]) Chriſtian die Ueberzeugung aus, daß dem Dänenkönige eine ſchwere Niederlage bevorſtehe, eine Ahnung, welche zwei Monate ſpäter erfüllt ward.

Seit Chriſtian's Abzug aus Heſſen tritt Tilly in den Vordergrund. Außer daß er eine vorgeſchobene Abtheilung des däniſchen Heeres, welche den $^{11}/_{21}$. März Clausthal beſetzte, gegen Ende des Monats zurücktrieb [6]), hatte ſich der Oberfeldherr des katholiſchen Bundes bisher darauf beſchränkt, die Bewegungen des däniſchen Kriegs fleißig zu beobachten. Tilly's Reiterei litt ſchwer an Futtermangel, mit Schmerzen wartete er auf den friſchen Graswuchs des Frühlings [7]). Jetzt aber rüſtete er ſich, den Landgrafen von Heſſen ſo zu züchtigen, als wenn derſelbe die Verbindung mit dem Dänen nicht blos verſucht, ſondern auch ausgeführt hätte. Der erſte Schlag galt der Stadt Münden, auf deren Beſitz Tilly, weil ſie die Weſer beherrſchte und eine Brücke beſaß, großen Werth legte. Chriſtian von Braunſchweig hatte 800 Mann unter dem Oberſtlieutenant Lawis hineingeworfen, dieſe Beſatzung fand an dem Muthe der Bürgerſchaft einen trefflichen Rückhalt. Den $\frac{26.\ \text{Mai}}{5.\ \text{Juni}}$ umzingelte Tilly die Stadt, und forderte ſie zur Uebergabe auf, welche der

1) Ueber den Todestag vergleiche man ebendaſ. S. 629 Note 586. — 2) Senkenberg IV, 457. — 3) Engel Geſchichte der Ungarn IV, 450. Die Stelle iſt genommen aus Katona XXXI. — 4) Oben S. 394. — 5) Bericht des Oberſten Dufour vom 22 Juli bei von der Decken I, 370. — 6) Von der Decken I, 199 unten flg. — 7) Brief Tilly's an Wallenſtein vom $^{10}/_{20}$. März 1626, bei Förſter „Wallenſtein“ S. 421.

Befehlshaber verweigerte. Nach mehrtägiger Beſchießung aus 12 groben Geſchützen und zweimal abgeſchlagenem Sturm, erſtiegen Tilly's Leute in der Nacht des $\frac{30.\ \text{Mai}}{9.\ \text{Juni}}$ — es war der Pfingſtdienſtag — die Mauern, und mordeten bis zum hellen Morgen, erbittert durch den raſenden Widerſtand, welchen nicht blos die Beſatzung ſondern auch die Bürgerſchaft leiſtete. Von jener blieben alle bis auf ſieben Mann, von den Bürgern wurden über 1000 geſchlachtet. Der Befehlshaber, vom Gefechte verſchont, ſuchte freiwilligen Tod, er ließ ſich von ſeinem Diener erſchießen. Das Auffliegen des Pulverthurms an der Aegidienkirche beſchloß die ſchreckliche Scene[1]). Den Tag nach der Erſtürmung Mündens erließ Tilly an den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel ein drohendes Schreiben[2]), worin er unverzügliche Aufnahme von 3 bis 4 Fahnen kaiſerlicher Völker in die Feſtung Kaſſel und Uebergabe einiger andern feſten Plätze verlangte. Geſandte giengen hin und her, wobei die heſſiſchen Bevollmächtigten mehrmals durchblicken ließen[3]), daß ſie auf Hülfe aus Dresden hofften, was in Verbindung mit den oben mitgetheilten Thatſachen helles Licht auf die damalige Stimmung des Kurfürſten von Sachſen wirft. Der Landgraf meinte den Sturm mit ſeinen alten wohlfeilen Mitteln, Entſchuldigungen, Verſicherungen ſeiner treugehorſamſten Geſinnung gegen den Kaiſer und Klagen über die Noth ſeines Landes zu beſchwören, gewähren wollte er nichts. Aber nun berief Tilly Prälaten, Ritter und Städte Heſſens auf den $^{7}/_{17}$. Juni zu einer Verſammlung nach Gudensberg, diejenigen Ständemitglieder, welche nicht erſcheinen würden, mit der Strafe von Hochverräthern an kaiſerlicher Majeſtät bedrohend[4]). Während die Mehrzahl der Städte erſt in Kaſſel anfragte, ob ſie kommen dürfen, fand ſich die Ritterſchaft auf die erſte Ladung ein, ſo daß der Landgraf, um nicht alles aus der Hand zu geben, es für das Räthlichſte hielt, die Verſammlung ſelbſt zu beſchicken. Durch ſeine Stellvertreter, den bairiſchen Obriſten Grafen von Gronsfeld und den Generalkommißär Ruppe, ließ[5]) Tilly den verſammelten Heſſen erklären: entweder Krieg und Gewalt, oder ſolle der Landgraf vier kaiſerliche Fahnen in die Feſte Kaſſel aufnehmen, ſeine übelgeſinnten Rathgeber — namentlich den Juriſten Wolfgang Günther — entfernen, und drittens die Regierung an ſeinen älteſten Sohn Wilhelm abtreten; denn es ſey erwieſen, daß Moritz ſeine Lehenspflichten gebrochen, die Feinde des Kaiſers unterſtützt, den Herzog Chriſtian von Braunſchweig herbeigerufen und alle Anſtalten

---

[1]) Willigerod Geſchichte von Münden S. 251 flg. nach Stadtchroniken. — [2]) Rommel a. a. O. III, 630. — [3]) Daſ. S. 631 und 632. — [4]) Daſ. S. 633. — [5]) Daſ. S. 635.

zur Austreibung des kaiſerlichen Kriegsvolks getroffen habe. Die ſtarke Sprache der ligiſtiſchen Bevollmächtigten machte auf die heſſiſchen Stände ſolchen Eindruck, daß ſie nach Caſſel ſchrieben [1]): „Der Landgraf möge ſich ſelbſt überwinden um des Vaterlandes willen; er möge die drohende Verheerung des Landes, die Belagerung der Hauptſtadt und ihre unſeligen Folgen abwenden; die von Tilly verlangte Abtretung des Regiments begehrten ſie nicht, wenn der Landgraf einen andern Ausweg wüßte, ſeyen ſie von Herzen bereit, Beiſtand zu leiſten, wo aber nicht, ſo bleibe ihnen nichts übrig, als anderswo Schutz zu ſuchen.“ Das heißt, ſie drohten in milden Worten mit Abfall, wenn ihr bisheriger Gebieter nicht alle Forderungen des bairiſchen Feldherrn erfülle. In dieſer fürchterlichen Klemme hoffte Moritz beſſere Bedingungen zu erhalten, wenn es ihm gelinge die weitere Verhandlung in ſeinen Wohnſitz nach Caſſel zu ziehen, wo er die ſtädtiſchen Abgeordneten umzuſtimmen rechnete. Er trug darauf an, daß ein Ausſchuß der Gudensberger nach der Hauptſtadt komme. Sein Wunſch wurde erfüllt, die Verſammlung wählte acht Bevollmächtigte der Städte, eben ſo viele der Ritterſchaft. Letztere giengen jedoch nur, nachdem ihnen Moritz Sicherheitsbriefe ausgeſtellt. Tilly legte der Abreiſe des Ausſchuſſes kein Hinderniß in Weg, wohl aber rückte er, damit das Geſchäft raſcher vorwärts ſchreite, mit ſeinem Kriegsvolk vor die heſſiſche Hauptſtadt, beſetzte die Caſſel überragenden Höhen von Sandershauſen und Heiligenrode und ſchob ſeine Vorpoſten bis an die Thore der Neuſtadt [2]). Dagegen ließ der Landgraf die äußerſten Feſtungsgräben erneuern, Halbmonde errichten, alle Bäume und Hecken der nächſten Umgebung niederhauen, und verſtärkte die Beſatzung ſo, daß im Durchſchnitt vier Mann in jedem Bürgerhauſe eingelagert waren. Zwiſchen den heſſiſchen Schanzbauern und den Tilly'ſchen Vorpoſten kam es täglich zu blutigen Raufereien. Während die Dinge draußen eine ſo drohende Geſtalt annahmen, gieng die Unterhandlung drinnen ihren traurigen Gang. Den 21. Juni/1. Juli eröffnete der jüngere Landgraf Wilhelm im Namen ſeines Vaters den Gudensberger Bevollmächtigten auf dem Caßler Rathhauſe die Gründe, warum Moritz die Regierung nicht abtreten, kaiſerliche Beſatzung nicht aufnehmen könne, und forderte ſie auf zu ihrem Landesfürſten zu halten, den kaiſerlichen Feldherrn aber dahin zu vermögen, daß er ſich mit andern minder ehrenrührigen und verderblichen Bedingungen begnüge. Er ſchlug zu dieſem Behufe folgende, von Moritz ſelbſt entworfene Verſicherung vor: „daß der Landgraf in kaiſerlicher Majeſtät und des Reiches Gehorſam verbleiben, die Hauptfeſten des Landes in keine fremde Hand

[1]) Daſ. S. 636. — [2]) Daſ. S. 640.

geben, den kaiſerlichen Heeren Durchzug nicht verweigern, und Alles thun wolle, was einem frommen Fürſten und Reichsſtande gezieme.“ Eine ſolche allgemeine Zuſage fanden jedoch die Ausſchußmitglieder nicht genügend; ihre Antwort [1]) lautete: „ſie könnten zwar ihrem Landesfürſten wegen der Mittel zu Befriedigung des Kaiſers nichts vorſchreiben, wenn aber dieſe Handlung ſich zerſchlüge, ſey der Untergang des Landes gewiß. Ehe ſie es ſo weit kommen ließen, müßten ſie auf ihren früheren Vorbehalt fremden Schutzes zurückkommen; ohne handgreifliche Bürgſchaften werde ſich Tilly zu Nichts verſtehen.“ So war es auch: den $\frac{26.\ \text{Juni}}{6.\ \text{Juli}}$ überreichte der bairiſche Feldherr dem Landgrafen ſeine Willensmeinung. Er ſtand von der Abdankung des Landgrafen, ſo wie von der Forderung, daß kaiſerliches Volk in die Feſte Caſſel aufgenommen werde, ab, verlangte dagegen, Moritz ſolle einen ſchriftlichen Eid [2]) folgenden Inhalts unterzeichnen: „bei Verluſt aller Lehen, die er vom Kaiſer und Reiche trage, aller Güter, die er ſchon beſitze oder noch erwerben möge, verpflichte ſich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel für ſich ſelbſt und ſeine Nachkommen, daß er in kaiſerlicher Majeſtät und des Reiches unterthänigſtem Gehorſam beharrlich verbleiben, die Landesfeſtungen Kaſſel, Ziegenhain, Rheinfels in keine fremde Gewalt geben, ſondern dieſelben für ſich ſelbſt, das Reich und kaiſerliche Majeſtät wahren, ſeine ſtarken und unnöthigen Garniſonen abdanken, des Kaiſers Feinden keinerlei Vorſchub thun, allen auswärtigen Briefwechſel vermeiden, den kaiſerlichen Kriegsvölkern jede Hülfe gewähren und im Nothfalle ſein Land öffnen wolle.“ Außerdem forderte Tilly die Unterzeichnung einer zweiten, beſondern Urkunde des Inhalts, daß Moritz alle übelgeſinnten Rathgeber — namentlich Wolfgang Günther — entſetzen, die Verwaltung der Gerechtigkeit gehörig beſtellen, mit der Ritterſchaft und den Ständen ſich ausſöhnen, und für die Beſchädigungen, welche den adeligen Gütern zugefügt worden, vollen Erſatz leiſten werde.“ Das waren harte Bedingungen! Aber eiſerne Noth drängte. Die zu Gudensberg zurückgebliebenen Ritter drohten [3]) den Landgrafen ganz der Rache ſeiner Feinde preis zu geben, wenn er den geheimen Rath Günther nicht augenblicklich entlaſſe. In Kaſſel ſelbſt liefen Gerüchte von Anſchlägen und Verſchwörungen wider des Landgrafen Leben um, und von draußen kamen die ſchlimmſten Nachrichten. Unter dem $^{3}/_{13}$. Juli ſchrieben [4]) heſſiſche Beamte, welche zu Münden mit Tilly unterhandelten, nach Kaſſel: „der Tod Chriſtian's von Braunſchweig habe den Angelegenheiten des Dänenkönigs einen ſchweren Stoß gegeben, Friedrich Ulrich, Chriſtian's Bruder, ſtehe

[1]) Daſ. S. 639. — [2]) Daſ. S. 643. — [3]) Daſ. S. 641. — [4]) Daſ. S. 642.

auf dem Punkte, mit ſeiner Ritterſchaft zum Kreuze zu kriechen, die von Tilly bedrohte Stadt Göttingen, ohne Hoffnung des Entſatzes, werde demnächſt übergehen, ſchon wanken Mecklenburg, Pommern, Bremen; Chriſtian's IV. Kriegsvolk werde immer ſchwieriger, er ſelbſt, faſt täglich betrunken, ſehne ſich nach Dänemark zurück." Nach einigen weiteren Bittgeſuchen verſtand ſich Tilly dazu, etliche der beſchwerlichſten Punkte der Hauptverſicherung wie der Nebenurkunde zu ſtreichen, oder zu mildern. In dieſer veränderten Form unterzeichnete Moritz den $^{9}/_{19}$. Juli beide Schriften [1]). Tilly wollte den Landgrafen jetzt, wo der Dänenkönig nahte, nicht aufs Aeußerſte treiben, überdieß berechnete er, daß ſich das Uebrige nach gewonnenem Siege über die Dänen von ſelbſt finden werde: eine Vorausſetzung, welche vollkommen durch den Erfolg beſtätigt ward.

Noch während die Unterhandlungen mit Heſſen-Caſſel ſchwebten, hatte Tilly die Belagerung von Göttingen begonnen. Sie dauerte ſechs Wochen, denn die vom Halberſtädter Chriſtian hineingelegte Beſatzung wehrte ſich mit größter Hartnäckigkeit, obgleich zuletzt Seuchen in der Stadt alſo wütheten, daß täglich fünfzig bis ſechszig Perſonen ſtarben [2]). Tilly ließ 300 Bergknappen aus dem Harze kommen, um durch Stollen das Waſſer aus dem Stadtgraben abzuleiten. Der größte Theil derſelben verlor über dieſem mißlungenen Geſchäfte das Leben. Nicht Schaufel und Hammer, ſondern das grobe Geſchütz brachte die Stadt zum Falle. Den $\frac{\text{30. Juli}}{\text{9. Auguſt}}$ war durch die fortgeſetzte Beſchießung eine Mauerlücke im Hauptwalle geöffnet, weit genug um zum Sturme zu ſchreiten. Nun bot Beſatzung und Bürgerſchaft vertragsmäßige Uebergabe an, welche Tilly bewilligte. Die Bürgerſchaft mußte eine Brandſchatzung von 18,000 Thalern bezahlen, die Beſatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren. Noch während der Belagerung Göttingens hatte Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, bisher Chriſtian's IV. wichtigſter Verbündeter, dem Glück der Dänen mißtrauend, und durch die Fortſchritte der Kaiſerlichen geſchreckt, ſeinen Stammesvetter den Lüneburger Chriſtian um Verwendung wegen eines Vertrags mit Tilly erſucht. Bei einer erſten Zuſammenkunft mit dem Lüneburg'ſchen Abgeſandten, der dieſe Sache beſorgen ſollte, den $^{14}/_{24}$. Juli äußerte ſich Tilly günſtig über Friedrich Ulrich [3]). Aber bei einer zweiten, drei Wochen ſpäter erfolgten Unterredung fand jener Bevollmächtigte die Geſinnung des Feldherrn ſehr verändert, denn Befehle waren indeß aus Wien eingetroffen, dem Wolfenbüttler nichts zu gewähren [4]). Die Unterhandlung zerſchlug ſich.

[1]) Daſ. S. 646. — [2]) Von der Decken I, 211. Khevenhiller X. 1265 flg. — [3]) Von der Decken I, 210.— [4]) Daſ. S. 213.

Nach der Einnahme Göttingens rückte Tilly den 5/15. Auguſt vor Nordheim, um auch dieſen Ort zu erobern. Da kam die Nachricht, daß der Dänenkönig mit der Hauptmacht im Anmarſche ſey und nur noch wenige Meilen entfernt ſtehe. Bisher hatte Tilly jeden entſcheidenden Stoß zu vermeiden geſucht, jetzt aber war er entſchloſſen, die Schlacht anzunehmen, ſelbſt zu erzwingen. Hiemit verhielt es ſich ſo. Wir berichteten oben [1], daß der Kurfürſt von Baiern bei Ausbruch des däniſchen Kriegs nicht nur den Kaiſer, ſondern auch die Krone Spanien um ſchnelle Unterſtützung bat. Wegen ſpaniſcher Hülfe wurde in der *zweiten Hälfte* des Jahres 1625 zwiſchen den Höfen von Madrid, Wien, München hin und her verhandelt [2], im Mai 1626 aber ein Congreß zu Brüſſel eröffnet, auf welchem im Namen der Infantin Statthalterin der Freiherr von Schönburg, im Namen des Kaiſers der Graf Schwarzenberg, im Namen des bairiſchen Kurfürſten der Freiherr von Preyſing das Wort führten. Bald zeigte es ſich, daß der Madrider Hof bei dieſer Gelegenheit die eigennützigſten Abſichten zu erreichen ſuchte. Spanien bot nämlich ein kleines Heer von 6000 Mann zu Fuß, 1000 zu Roß an, aber nur gegen folgende Hauptbedingungen: es wird eine neue Liga errichtet, (die alte, an deren Spitze Kurfürſt Max ſtand, hört folglich auf), ſämmtliche Streitkräfte des neuen Bundes fechten allein in des Kaiſers Namen, und empfangen blos von Wien aus Befehle; der Kaiſer erklärt die holländiſchen Freiſtaaten in die Reichsacht, (und ſtürzt ſich folglich in den Krieg, den Spanien ſeit 60 Jahren gegen Holland führte); der Kurfürſt von Baiern übergibt die Feſtungen in der Unterpfalz, Heidelberg und Mannheim, welche die Liga mit ihrem Schwert und Bogen erobert hatte und beſetzt hielt, an Hauptleute der Krone Spanien. Sonnenklar war, daß der Madrider Hof die große Verlegenheit, in welcher ſich Kurfürſt Maximilian durch den däniſchen Krieg befand, dazu benützen wollte, um für ſich die Unterpfalz, nach welcher die Spanier längſt angelten, hera s zu ſchlagen, zu Gunſten des Kaiſers aber dem Baier die Leitung der Liga, welche dieſen ſo groß gemacht, aus den Händen zu winden. Die Umſtände begünſtigten dieſe Berechnung, denn nicht der König von Dänemark allein ſtand damals gegen die Liga im Felde, ſondern eben tobte der Aufruhr in dem von Max beſetzten Lande ob der Ens [3], und von Mannsfeld'ſchen Sendlingen aufgehetzt [4], waren die dortigen Bauern im beſten Zuge, den Dänen in

[1] S. 491. — [2] Urkundliche Nachrichten über dieſe und die folgenden höchſt wichtigen Verhandlungen, die bisher ſo gut als unbekannt waren, verdankt man dem Freiherrn C. M. v. Aretin, B. a. B. I, 213 flg. — [3] Siehe oben S. 568. — [4] Aretin a. a. O. S. 242 flg.

die Hände zu arbeiten. Nebenbei ermangelte die Statthalterin, während ſie zu Brüſſel mit Baiern wegen der Hülfe gegen Dänemark unterhandelte, nicht denſelben König von Dänemark zu keckem Widerſtande anzufeuern und ihm insgeheim Dienſte zu erweiſen. Als der däniſche Geſandte Lorenz von Wenſin mit Papieren, deren Veröffentlichung den Dänen ſehr nachtheilig werden mußte, zu Lingen aufgefangen ward, ertheilte die Infantin ſogleich Befehl, denſelben auf freien Fuß zu ſetzen, und gab ihm ein Schreiben an ſeinen König mit, in welchem ſie ſich erbot, Dänemarks Sache bei künftigen Friedensunterhandlungen zu vertreten [1]). Man ſieht: Spanien gedachte Dänemark gegen Baiern zu gebrauchen, wie etwa der Räuber die Piſtole, die er dem Wanderer auf die Bruſt ſetzt, Hab und Gut verlangend. Allein Kurfürſt Max blieb unerſchütterlich; er verlangte Hülfe aber ohne verderbliche Bedingungen. So groß die Gefahr war, wollte er doch als Preis der Unterſtützung weder den Spanier feſten Fuß am Mittelrheine faſſen, noch ſich ſelbſt die Leitung der Liga entwinden laſſen. Seine Geſandte in Brüſſel erhielten ſtrenge Weiſung [2]), auf die ſpaniſchen Vorſchläge nicht einzugehen. Ende Juli machte Tilly einen letzten Verſuch, 8000 Mann von der Statthalterin ohne Bedingung zu erhalten. Der Eilbote, den er aus dem Feldlager nach Brüſſel ſchickte, traf daſelbſt den $^{19}/_{29}$. Juli ein; in den überbrachten Briefſchaften ſtand, daß wenn die Hülfe nicht bewilligt werde, den katholiſchen Waffen in Niederteutſchland ſchweres Unheil drohe: alles war vergeblich [3]). Glücklicher Weiſe kam von anderer Seite Beiſtand. Gerade um die Zeit, da der Eilbote nach Brüſſel abgieng, hatte ſich Friedland dazu verſtanden, vor ſeinem Abzuge nach Ungarn 7000 Mann ſeines Heeres zur Verfügung des bairiſchen Feldherrn zu ſtellen. Und nun beſchloß Tilly, dem Feinde auf den Nacken zu rücken. Wir müſſen uns ins däniſche Lager wenden.

Die Plane Königs Chriſtiern waren ſchon zu Anfang des Feldzugs durch den Unfall an der Deſſauer Brücke verrückt, vereitelt. Hätte Mannsfeld damals geſiegt und den Friedländer zum Rückzug nach Schleſien oder Böhmen genöthigt, ſo würde der Däne, gegen Weſten von dem Heſſen-Kaſſler Landgrafen und dem Braunſchweiger Chriſtian, gegen Oſten vom General Fuchs kräftig unterſtützt, mit der Hauptmacht auf Tilly losgegangen ſeyn, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß in dieſem Falle der bairiſche Feldherr, von ſolcher Uebermacht angefallen, erliegen mußte. Aber jetzt geſtalteten ſich die Sachen ganz anders. Brach Chriſtiern wider Tilly los, ſo lief er Gefahr, daß Wallenſtein

---

[1]) Daſ. S. 248. — [2]) Daſ. S. 226 flg. — [3]) Daſ. S. 239.

alsbald von ſeiner ſtarken Stellung bei Halberſtadt aus dem Baier Hülfe leiſte, wandte er ſeine Angriffe gegen Friedland, ſo drohte ihm ein Flankenmarſch Tilly's. Daher kommt es denn, daß alle Bewegungen des Dänen die größte Unſicherheit verriethen. Lange vor der Schlacht bei Lutter verzweifelte Chriſtiern am glücklichen Ausgange ſeiner Sache. Zwei Abgeſandte, welche der Herzog von Celle Ende April in das däniſche Lager ſchickte, berichteten [1]) nach Hauſe: „wir ſahen den König von Dänemark nur bei Tafel, zu welcher wir gezogen wurden. Die nachtheilige Veränderung, welche wir an ſeiner Perſon bemerkten, erſchreckte uns. Er iſt kaum noch kenntlich, ſieht blaß, abgemagert, niedergeſchlagen, höchſt melancholiſch aus, und hat wenig und unzuſammenhängend geſprochen." Den erſten Streich im Feldzuge von 1626 richtete Chriſtiern gegen Osnabrück. Im März ſchickte er eine Abtheilung ſeines Heeres nach dieſer Stadt, um die Erwählung ſeines Sohnes zum Coadjutor des Bisthums zu befördern [2]). Das däniſche Volk beſetzte wirklich Osnabrück, mußte ſich aber, durch Tilly bedroht, bald wieder zurückziehen [3]). Nun bedrängte Chriſtiern den lutheriſchen Erzbiſchof von Bremen, Johann Friedrich, einen geheimen Herzog von Holſtein, den der Däne im Verdacht geheimen Einverſtändniſſes mit dem Kaiſer hatte [4]), und knüpfte zugleich mit dem Herzoge von Celle, Chriſtian dem Aelteren, Unterhandlungen an, in der Abſicht, die Lüneburger herüberzuziehen. Allein man bezahlte den König von Celle aus mit ſchönen Worten, die nicht ernſtlich gemeint waren, aber den Dänen viel verſchwendete Zeit koſteten [5]). Indeſſen hatte Tilly hinter dem Halberſtädter Chriſtian her ſeinen erſten Zug nach Heſſen angetreten [6]). Auf die Nachricht hievon beſchloß Chriſtiern die Entfernung der Ligiſten zu benützen, er rückte ins Hildesheim'ſche ein, belagerte und nahm die von Friedländiſchem Volk beſetzten Städtchen Peine und Steuerwald, und brach ſodann gegen Halberſtadt auf, um Wallenſtein anzugreifen [7]) Alsbald wandte Tilly aus Heſſen um und verſuchte im Rücken des Dänen die Stadt Hannover wegzufiſchen, aus welcher Chriſtiern ſeine Beſatzung abgerufen hatte. Der Verſuch Tilly's auf Hannover mißlang zwar [8]), wohl aber mußte der Däne, um ſeinen Rücken zu ſichern, wieder von dem Vorhaben gegen Wallenſtein abſtehen. Er kehrte in das Hildesheim'ſche zurück. Durch dieſe mißglückten Schachzüge wuchſen die Verlegenheiten Chriſtiern's

---

[1]) V. d. Decken I, 205. — [2]) Tilly's Schreiben an Wallenſtein vom 20. März 1626 bei Förſter „Wallenſtein" S. 421. — [3]) V. d. Decken I, 208. — [4]) Daſ. S. 208. — [5]) Daſ. S. 202 flg. — [6]) Oben S. 536. — [7]) V. d. Decken I, 208. — [8]) Daſ. S. 209.

mehr und mehr. Damals ſchrieb [1]) Ludwig Camerarius, der Kanzler des Kurpfälzers, vom Haag aus, wo er ſich aufhielt, an Guſtav Adolf nach Preußen: „alle Zeit habe ich die Beſorgniß gehegt, der König von Dänemark werde dieſen Krieg mit ſchlechtem Glücke führen, da ich gleich Anfangs, als ich in ſeinem Feldlager war, von etlichen Kriegserfahrenen ſolche Dinge vernommen, die mir von ihm ſchlechte Hoffnung machten. Der König folgt nur ſeinem eigenen Kopf und läßt ſich durch guten Rath nicht leiten, worüber der Herzog Johann Ernſt von Weimar und der Obriſte über das Geſchütz, Fuchs, bei Andern oft geklagt. Seit dem Ableben Chriſtian's von Halberſtadt iſt Alles noch ärger worden, der gemeine Soldat hat ſchon nach des Königs Fall (bei Hameln) durch der Oberſten Ungeſchicklichkeit das Herz verloren und ſie ſind in den ſchlimmen Wahn gerathen, als ob Alles ſchlecht beſtellt ſey" u. ſ. w. Im Laufe des Juli belagerte Tilly, wie wir ſagten, Göttingen. Um der Stadt Luft zu machen, verſuchte Chriſtiern einen Handſtreich gegen das von den Ligiſten beſetzte Schloß Calenberg. Als dieß Tilly erfuhr, ſchickte er aus dem Lager von Göttingen den Grafen Fürſtenberg mit 4000 Mann ab, Calenberg zu entſetzen. Unterwegs ſtieß zu Fürſtenberg eine friedländiſche Streifparthei, beſtehend aus 2 Reiterregimentern und 300 Fußknechten, welche unter dem Befehl des Oberſten Dufour eben das Schloß Marienburg von den Dänen geſäubert hatten. Die vereinigten Baiern und Friedländer fanden die däniſche Reiterei bei dem Dorfe Rößing, eine halbe Stunde von dem Schloſſe Calenberg, 7000 Pferde ſtark, ſchlagfertig aufgeſtellt, machten ſogleich (den $^{11}/_{21}$. Juli) einen glänzenden Angriff und ſprengten den Feind auseinander [2]). In Folge dieſes Gefechts hob der Däne die Belagerung Calenbergs auf. Göttingen fiel etliche Tage ſpäter.

Endlich traf im däniſchen Lager die ſeit Langem ſehnlich erwartete Nachricht ein, daß Wallenſtein ſeine bisherige Stellung im Halberſtädtiſchen aufgegeben habe und hinter Johann Ernſt von Weimar und Mannsfeld her nach Mähren und Ungarn ziehe. Jetzt beſchloß der König, von der bloßen Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Von Wolfenbüttel, wo er in den letzten Tagen ſein Hauptquartier gehabt, brach er nach Süden auf. Den $^{4}/_{14}$. Auguſt erſchien das däniſche Heer vor Seeſen. Es war 16,000 Mann Fußvolk und gegen 6000 Mann Reiterei ſtark und führte 22 Geſchütze [3]). Nach Einnahme des Schloſſes von Seeſen rückten die Dänen vor Nordheim, wohin Tilly, wie wir oben bemerkten, nach der Einnahme Göttingens ſein Volk geführt hatte. Es kam zu einem

[1]) Daſ. S. 211. — [2]) Daſ. S. 212. — [3]) Daſ. S. 216.

Gefecht zwiſchen der Vorhut beider Heere. Allein in der Nacht vom $^{6}/_{16}$. auf den 17. Auguſt zog Tilly hinter Göttingen zurück bis nach Angerſtein, wo er bis zum $^{12}/_{22}$. Auguſt verblieb. Er wollte nämlich erſt das Eintreffen der friedländiſchen Hülfstruppen abwarten, die unter dem Befehle des Oberſten Dufour nahten. Nachdem Dufour ſehr thätigen Antheil an jenem Reitergefechte bei Rößing genommen, lagerte er, um ſeine noch zerſtreute Mannſchaft zu ſammeln, vom $\frac{30.\ \text{Juli}}{9.\ \text{Auguſt}}$ bis zum 17. bei Wernigerode. Nach erfolgter Zuſammenziehung beſtand ſein Corps aus 32 Fahnen Reiter und 2 Fußregimentern[1]). Den $^{8}/_{18}$. Auguſt brach Dufour von Wernigerode in der Richtung nach Göttingen auf, lagerte den $^{11}/_{21}$. bei Gleichen und ſtieß den $^{12}/_{22}$. bei Geismar zu Tilly. Ungeachtet eines heftigen Gewitters eilte das vereinigte Heer noch am nämlichen Tag über Duderſtadt hinaus nach dem Dorfe Welmannshauſen.

Indeſſen war der König von Dänemark, voll Triumph darüber, daß er den bairiſchen Feldherrn zum Rückzuge von Nordheim vermocht, am $^{12}/_{22}$. gleichfalls bis Duderſtadt vorgedrungen, indem er Tilly ungehindert auf ſeiner rechten Flanke ließ. Aus den Papieren der bei Lutter gefangenen däniſchen Anführer ergab ſich, daß König Chriſtiern IV. die Abſicht hatte, ſofort in Thüringen einzufallen, den Herzog Wilhelm von Weimar an ſich zu ziehen und dann den Krieg in die Länder der Liga hinüberzuſpielen. Aber bis Duderſtadt ſollte er kommen, und nicht weiter. Wie die Dänen den $^{13}/_{23}$. frühe ausrückten, fanden ſie die im Süden und Weſten gelegenen Dörfer vom katholiſchen Heere beſetzt. Vielleicht wäre dem Könige ein raſcher Angriff gelungen, weil die ſchnellen Märſche der vorigen Tagen Tilly's Volk ſehr ermüdet hatten, allein im Angeſichte des Feindes verlor Chriſtiern den Muth und beſchloß den Rückzug nach Wolfenbüttel. Er ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, in welcher daſſelbe bis zum Abend unthätig verblieb. Während der Nacht wandte er um. Als Tilly den $^{14}/_{24}$. in der Frühe die feindliche Stellung unterſuchen wollte, fanden ſich keine Dänen mehr. Sofort beorderte er den Oberſten Dufour, mit der Reiterei die Feinde zu verfolgen, was Dufour mit großem Nachdruck bewerkſtelligte. Schon die erſten Tage des Rückzugs brachten den Dänen empfindlichen Schaden, viele Soldaten rießen aus, die Maſſe der Kranken verzögerte den Marſch außerordentlich. Den $^{16}/_{26}$. Auguſt erreichten die Dänen, immer von Dufour's Reitern verfolgt, das Städtchen Lutter am Barenberge. Dieſer Ort liegt in einem waldigen Thale, das nur zwei für Truppenmaſſen brauchbare

[1]) Von der Decken I, 217.

Ausgänge hat, auf der einen Seite über Langelsheim, auf der andern über das Dorf Neuwallmoden. Wählten die Dänen den erſteren Weg, der zu weit von ihrem Rückzugspunkte Wolfenbüttel abführte, ſo liefen ſie Gefahr, von dieſer Feſtung abgeſchnitten zu werden, ſchlugen ſie den zweiten ein, ſo mußten ſie ſich durch lange und enge Hohlwege bei Neuwallmoden durcharbeiten. Chriſtian IV. wollte noch den $^{16}/_{26}$. Auguſt Mittags, wie von einer böſen Ahnung getrieben, weiter ziehen. Allein ſein Gepäck war zu weit zurück, und Menſchen und Pferde, durch die Märſche der beiden vorherigen Tage aufs Aeußerſte erſchöpft, verlangten gebieteriſch Erholung. Wohl- oder übelwollend mußte der König weilen. Am Abende bezog General Fuchs, der den däniſchen Nachtrab befehligte, eine Stellung hinter einem Bache, der nicht weit von dem Dorfe Nauen in die Neile fällt. Sein rechter Flügel dehnte ſich gegen Nauen aus, ſein linker lehnte ſich an das Vorwerk Rahden. Das Geſchütz ſtellte Fuchs größtentheils im Mittelpunkte auf, zur Deckung ſeines linken Flügels ließ er auf einem ganz von Moraſt umgebenen Hügel eine Schanze errichten. Die Maſſe des däniſchen Heeres lagerte längs dem Wege von Nauen nach Neuwallmoden, auf ihrer Vorderſeite durch die Neile gedeckt. Noch immer hofften die Dänen am andern Tage weiter ziehen zu können, ohne zur Schlacht gezwungen zu werden [1]).

Gegen Sonnenuntergang erſchien Tilly in der Nähe des Feindes und ließ ſofort durch mehrere Fußregimenter und etliche Stücke Geſchütz den Ausgang des Waldes, wo das Thal von Lutter anfängt, der däniſchen Nachhut gegenüber beſetzen. Abends entſpann ſich noch eine Kanonade, welche die Dunkelheit der Nacht endigte. Nur der Bach trennte die beiderſeitigen Vorpoſten, ſie ſtanden einander ſo nahe, daß ſie ſich hätten unterreden können: man hörte das Anrufen der Wachen, das Rauſchen der Patrouillen. Die Maſſe des Tilly'ſchen Heeres lagerte bei dem Dorfe Hahauſen, wo auch der Oberſte Dufour mit ſeinen drei Reiterregimentern, die in den letzten Tagen den rückziehenden Feind unabläßig verfolgt, zurückgeblieben. Der kommende Morgen mußte entſcheiden, ob der Jüte oder der Kaiſer in Niederteutſchland Herr ſeyn ſolle.

Mit den erſten Sonnenſtrahlen des $^{17}/_{27}$. Auguſt ſetzte ſich der däniſche Troß, gedeckt von einem großen Theil des Heeres, wieder auf dem Wege nach Wolfenbüttel in Bewegung. Chriſtian hatte die Leitung des Rückzugs übernommen, indem er die Sorge, den Feind abzuwehren, dem

---

[1]) Dieſes und das Folgende nach von der Decken, der aus den Berichten der Generale, aus den Ueberlieferungen an Ort und Stelle, endlich aus eigener Anſchauung der Gegend eine lichtvolle Zuſammenſtellung gibt I, 219 flg.

General Fuchs überließ. Aber das bunte Gewirre der Wagen, Pferde und Menſchen ſtockte bald in den Hohlwegen bei Neuwallmoden. Währenddeſſen verſäumte Fuchs die Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht in Nichts. Morgens frühe ſtellte er ſeine Truppen in der am Tage zuvor beſetzten Stellung vollends auf, und bildete aus ſeinem Geſchütz eine Batterie, welche die Brücke über den Bach vor ſeiner Fronte deckte, nur 3 Stücke blieben in der Schanze bei Rahden. Die Reiterei erhielt hinter dem Geſchütz ihren Standpunkt. Der König von Dänemark war bereits über eine Stunde Wegs von Fuchs entfernt, als die Schlacht anfieng. Erſt gegen 10 Uhr Morgens rückte Tilly zum Angriffe vor, weil er die Ankunft etlicher Regimenter, die ſich auf dem Marſche verſpätet, in Hahauſen zuvor erwartet hatte. Um die bezeichnete Stunde ſahen die Dänen eine feindliche Abtheilung längs dem Rande des Waldes ſich nach dem, von ihnen nicht beſetzten Dorfe, Dolgen ziehen, das auf ihrer linken Flanke lag. Dieſe Abtheilung war dazu beſtimmt, den Dänen in die Seite zu fallen. Gleich darauf rückte ligiſtiſches Fußvolk und Geſchütz gegen die Fronte der Feinde los und ſtellte ſich ihnen gegenüber in Schlachtordnung auf. Tilly bildete aus 11 Kanonen eine Batterie, welche der däniſchen gegenüber auffuhr. Sogleich begann das Geſchützfeuer auf beiden Seiten.

Als die erſten Schüſſe fielen, wandte König Chriſtiern IV. eilends um und begab ſich zu dem Hauptkorps, das zwar ſchon auf dem Marſche in der Richtung nach Wolfenbüttel begriffen, aber noch nicht weit von ſeinem Nachtlager entfernt war. Schnell ſtellte er die Regimenter, auf dem Orte, wo er ſie traf, in Schlachtordnung. Sie bildeten eine zweite Linie, die aber mit der bereits im Gefecht begriffenen Nachhut unter Fuchs in keiner Verbindung ſtand, und durch eine viel zu große Strecke Wegs von derſelben getrennt war, um ihr Hülfe leiſten zu können. Dieſer Fehler des Königs hat den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Lutter entſchieden. Während Chriſtian IV. die beſchriebenen Anordnungen trifft, hatte Tilly den Grafen Gronsfeld mit 4 Regimentern zum Angriffe auf die Dänen beordert. Raſch drangen die Ligiſten über den Bach, der die feindliche Fronte deckte, bemeiſterten ſich der Brücke über denſelben, und beſetzten ſie mit 200 Musketieren. Nun ließ Fuchs die Reiterei vor ſeine Batterie rücken, die deßhalb ihr Feuer einſtellen mußte, und warf eines der kaiſerlichen Regimenter (Schönberg) über den Haufen. Daſſelbe Schickſal hatte das Regiment Schmid, das jenes unterſtützen ſollte. Zu gleicher Zeit rückten 3 däniſche Fußregimenter aus ihrer Stellung heraus, ſetzten ebenfalls über den Bach, treiben das ihnen gegenüber ſtehende würzburgiſche Leibregiment in die Flucht und jagten es in einen

Moraſt hinein. Letzteres Regiment hatte die Beſtimmung, die große Batterie Tilly's zu vertheidigen. Nachdem es geworfen, ſtürzten die Dänen auf die Batterie los, konnten ſie aber nicht nehmen, weil ſie durch ſehr ſtarke Verhaue gedeckt war.

Indeſſen Tilly ſich bemühte, die Ordnung wieder herzuſtellen, indeß die Dänen unter großem Verluſte gegen die Batterie Sturm liefen, hatte das Gefecht auch auf den Flügeln eine für die Ligiſten ungünſtige Wendung genommen. Die Abtheilung, welche nach Dolgen abgeſchickt worden, um den Feind zu umgehen, bemächtigte ſich zwar dieſes Dorfes, allein ſie konnte nicht weiter vordringen, weil der ſumpfige Grund den beabſichtigten Seitenangriff auf die Schanze von Rahden unmöglich machte. Die 3 däniſchen Kanonen, die ſich in dieſer Schanze befanden, wurden auf Dolgen gerichtet, das Dorf gieng in Rauch auf, die Ligiſten mußten es wieder verlaſſen. Schon ſchien ſich die Schlacht zu Gunſten der Dänen zu wenden, weßhalb auch Tilly in ſeinem Bericht geſtand, der Sieg ſey Anfangs zweifelhaft geweſen, als ein glücklich ausgeführter Schlag den Sachen eine andere Geſtalt gab.

Während nämlich der General Gronsfeld zum Angriffe auf die Dänen über den Bach vorrückte, war Oberſt Dufour mit der kaiſerlichen Reiterei auf einem ſchlechten Knüppelwege durch das dichte Gehölz, das den rechten Flügel der Dänen begränzte, von ſeinem Lager bei Hahauſen gegen das Dorf Nauen vorgedrungen. Nachdem er glücklich über die Neile geſetzt, erſchien er hinter dem Rücken der däniſchen Schlachtordnung in demſelben Augenblick, wo das Schmid'ſche und Schönberg'ſche Regiment von den Dänen geworfen worden war. Fuchs mußte ſchnell die Fronte ändern, um dem neuangekommenen Feinde die Spitze zu bieten. Sogleich erfolgte der Angriff; die Dänen ſchon ermattet, und durch den eben ausgeführten ſiegreichen Stoß gelichtet, wurden geworfen. General Fuchs, Prinz Philipp, der jüngſte Sohn des Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel, welchen ſein Vater nicht lange zuvor in däniſche Dienſte gegeben [1]), und der Graf Solms blieben auf dem Platze. Nachdem die feindliche Reiterei auseinandergeſprengt, ſtürzten die ſiegreichen Küraſſiere unaufhaltſam auf die däniſchen Fußregimenter, die mit ſoviel Tapferkeit die ligiſtiſche Infanterie zurückgetrieben und die Tilly'ſche Batterie vergebens zu ſtürmen verſucht hatten. Das erſchöpfte feindliche Fußvolk hielt den ungeſtümmen Angriff nicht aus, es ward geworfen und niedergehauen. Nun gab Tilly ſeiner ganzen Linie Befehl zum Vorrücken. In wilder Flucht verließen die Dänen ihre Stellung am Bache, ihr rechter

---

1) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen III, 649.

Flügel und das Centrum ward erſchlagen oder gefangen. Die Truppen auf dem linken Flügel, und die Soldaten, welche die Schanze bei Rahden deckten, warfen ſich in das Gehölz bei Dolgen, aus welchem ſich viele Dänen einzeln retteten. Der erſte Akt der Schlacht war beendigt.

Bis zu dieſem Augenblick hatte König Chriſtiern IV. keinen Antheil am Treffen genommen; jetzt nachdem die Flüchtigen ſchon unter die Regimenter der zweiten Linie, die er am Morgen aufgeſtellt, hineinſtürzten, verſuchte er es, die Schlacht wiederherzuſtellen. Er ſelbſt leitete den Angriff. Vergeblich war die Tapferkeit, die er bewies, auch das zweite Treffen ward von dem ſiegreichen Heere Tilly's niedergeworfen. Dreißig Fahnen Fußvolk flüchteten in das Schloß von Lutter, der Wohnung des dortigen Amtmanns. Mehrere der angeſehenſten Männer aus der Umgebung des Königs fielen, Chriſtian's IV. Leibwache zu Pferde wurde faſt ganz aufgerieben, er ſelbſt entkam nur mit genauer Noth. Vierzig kaiſerliche Reiter hatten ihn, den nur noch zwei Diener begleiteten, faſt umringt; ein kaiſerlicher Gefreiter ſtreckte ſchon die Hände aus, um ihn zu greifen, da ſchoß einer der beiden königlichen Diener das Pferd des Korporals nieder. Dennoch war Chriſtian der Gefahr nicht entronnen; ſein Pferd ſtürzte bald darauf und blieb liegen. Der Stallmeiſter des Königs, einer von den beiden Begleitern, ſprang ſchnell von ſeinem Roſſe und gab es dem Könige. So entkam Chriſtian IV., auch der treue Stallmeiſter rettete ſich und ward belohnt. Als Chriſtian Abends, abgemattet, niedergeſchlagen, auf athemloſer Flucht an den Thoren von Wolfenbüttel ankam, hatte er nur noch 30 ſchwache Cornet Reiter bei ſich.

Was von den Dänen nicht auf dem Schlachtfelde geblieben oder gefangen war, mußte in den Engpäſſen von Neuwallmoden, die von der kaiſerlichen Reiterei beſetzt wurden, ein drittes Gefecht beſtehen. Noch ſchlimmer gieng es denen, die ſich ins Schloß von Lutter geworfen. Tilly ließ Kanonen aufführen, und das Gebäude beſchießen. Nach kurzer Gegenwehr ergaben ſich die Dänen. Das ganze feindliche Geſchütz, beſtehend aus 22 theils mit dem däniſchen, theils mit dem braunſchweigiſchen Wappen gezierten Kanonen, das Schanzzeug, das Lagergeräth, Gepäck, 2 mit Schießbedarf und 2 mit Geld beladene Wagen fielen in die Hände der Ligiſten. Auf dem Wahlplatze lagen über 4000 Dänen, 3000 Mann, worunter 102 Offiziere, wurden gefangen. Tilly ließ 2000 derſelben unter ſeine Regimenter ſtecken. Sechzig Fahnen, ſieben Standarten waren die Trophäen des Tages. Der Verluſt Tilly's belief ſich nicht hoch, am meiſten litt die friedländiſche Reiterei, welcher die Ehre des Tages bei Lutter gebührt. Nachdem Chriſtian IV. Wolfenbüttel mit einer ſtarken Beſatzung verſehen, gieng er weiter zurück nach Lauen-

burg und von da nach Stade, welchen Ort er ſeinen geſchlagenen Truppen zum Sammelplatz angewieſen. Viele fanden ſich daſelbſt ein, gelockt durch eine am $^{18}/_{28}$. Auguſt erlaſſene Bekanntmachung des Königs, welche jedem Knechte, der ſich mit dem Gewehr einſtellen würde, ſechs, jedem ohne Gewehr kommenden vier Thaler zuſicherte. Auch von denen, welche unter die Tilly'ſchen Regimenter geſteckt worden waren, liefen die meiſten davon, theils aus Vorliebe für die Sache ihres Herrn, theils um jenen Preis zu verdienen. Bald hatte der König wieder ein anſehnliches Heer beiſammen. An die Stelle des gebliebenen Generals Fuchs wurde von Ranzau ernannt [1]).

Die politiſchen Folgen des Siegs bei Lutter waren größer, als die militäriſchen. Die Vereinigung des niederſächſiſchen Kreiſes wider den Kaiſer, von Anfang an baufällig, ſtürzte vollends zuſammen. Der mächtigſte Verbündete des Königs, Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, hatte, durch Tilly's Drohungen geſchreckt, ſchon vier Tage vor der Schlacht bei Lutter den Befehl erlaſſen, daß ſich ſeine wenigen, noch in dem königlichen Heere befindlichen Truppen von demſelben trennen ſollten. Gleich nach dem Sieg erſchien ein wolfenbüttel'ſches Ausſchreiben, welches allen Unterthanen des Herzogs verbot, fürder unter däniſcher Fahne zu dienen. Zu gleicher Zeit verlangte Friedrich Ulrich von König Chriſtian IV., daß die däniſchen Völker alle ihm gehörigen Plätze räumen und an wolfenbüttel'ſche Hauptleute übergeben ſollten. Dieſes Anſinnen wurde von dem Könige rund abgeſchlagen. Der arme, einfältige, von ſeinen eigenen Räthen verlaſſene Herzog gerieth zwiſchen zwei Feuer. Als der ligiſtiſche Oberfeldherr den $\frac{\text{27. Auguſt}}{\text{6. September}}$ vor Wolfenbüttel erſchien, bat Friedrich Ulrich, ihn perſönlich ſprechen zu dürfen. Tilly wies das Geſuch ab. Doch kam zwei Tage ſpäter ein Vergleich, oder vielmehr ein Unterwerfungsakt, durch Vermittlung des Herzogs von Celle, zu Stande; Friedrich Ulrich ergab ſich der Gnade des Kaiſers, unter der Bedingung, daß er und ſeine Unterthanen dem proteſtantiſchen Glauben treu bleiben dürften. Im Auftrage des Kurfürſten von Baiern geſtand Tilly dieſen Vertrag zu. Der Kaiſer ſelbſt hatte andere Pläne, worüber weiter unten berichtet werden ſoll. Die meiſten niederſächſiſchen Stände folgten dem Beiſpiele Friedrich Ulrich's. Außer den beiden Herzogen von Meklenburg, erklärten ſich faſt alle bereit, kaiſerliche Beſatzungen aufzunehmen. Auch die Meklenburger verharrten bei der däniſchen Parthei mehr aus Noth, als aus Treue, denn Chriſtian IV. hatte gleich nach der Schlacht bei Lutter das Herzogthum

[1]) Von der Decken I, 250.

ſtark beſetzt, weil er es als die Vormauer ſeiner eigenen Erbländer anſah. Nur gezwungene Bundesgenoſſen blieben ihm.

Während der übrigen Monate des Jahres 1626 nahm Tilly eine Reihe feſter Plätze weg, welche die Dänen vorher beſaßen, Steinbrück, Lafferde, Neuſtadt am Rübenberg, Hoya, Rotenburg an der Wümme und andere. Hierauf bezog er mit dem Hauptkorps im Lüneburg'ſchen Winterquartiere. Anholt wurde mit einer Abtheilung an die Weſer verlegt. Der König von Dänemark behauptete in Niederſachſen nur noch die Feſtungen Nordheim, Wolfenbüttel, Nienburg, Stade, deßgleichen etliche Orte im Brandenburgiſchen[1]). Meklenburg hatte er dagegen ganz inne.

Nächſt dem Dänenkönige fiel der Tag von Lutter am ſchwerſten auf die Schultern des Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel. Wir haben oben[2]) berichtet, daß der Reichshofrath 1623 bei Entſcheidung des heſſiſchen Erb-Streites das Kaſſel'ſche Haus nicht blos zu Herausgabe des Marburger Antheils, ſondern auch zum Erſatz für ſämmtliche aus dieſen Gütern bis dahin gezogenen Nutzungen verurtheilte. Moritz hatte, von Tilly gezwungen, Marburg abgetreten, aber mit dem Erſatz war er noch im Rückſtand. Der redliche Stammesvetter zu Darmſtadt berechnete den Werth dieſes Erſatzes auf nicht weniger als ſiebzehn Millionen Gulden[3]), welche Summe jedoch die kaiſerlichen Bevollmächtigten auf 1,357,154 Gulden herabzuſetzen der Gerechtigkeit gemäß fanden: immer noch zu viel für den verarmten Kaßler Landgrafen. Darmſtadt ſchwieg, bis Kaſſel im tiefſten Unglück ſaß. Nach dem Siege Tilly's bei Lutter ſchritt man von Seiten Darmſtadts ernſtlich zum Werke. Da Moritz ſich außer Standes erklärte, die Zahlung zu leiſten, ſo verlangte Darmſtadt als Fauſtpfand die Abtretung von fünf und zwanzig Aemtern, zuſammen einer Strecke Landes, die faſt viermal ſo groß war, als der unglückliche Anlaß des Streits — jener Marburger Antheil[4]). Was auch Moritz vornahm, um dieſe Gefahr durch friedliche Mittel, Einſprachen, Rechtsauseinanderſetzungen, Bitten, Beweiſe abzuwenden — er mußte ſich fügen, denn dem Darmſtädter ſtanden nicht nur ſeine eigenen Landfahnen, ſondern auch ſpaniſches Volk aus der Pfalz und ligiſtiſches zu Gebot. Nachdem er ſeine Rechtsgelehrſamkeit vergeblich gegen die Darmſtädter Großmuth erſchöpft, wandte er ſich zuletzt an den Patriotismus der Aemter, welche in den Pfandbeſitz des Gegners übergehen ſollten. Ein Ausſchreiben erſchien, worin er ſeine landesväterliche Hoffnung ausſprach,

---

1) Von der Decken I, 240. — 2) S. 442. — 3) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen II, 225. — 4) Rommel II, 226 und III, 652.

daß nicht ein einziger der lieben Unterthanen ſich zu einem ſo ſchändlichen Abfall werde verführen laſſen, und zugleich die flehentliche Bitte beifügte, ſie möchten ſeiner gegenwärtigen Hülfsloſigkeit und täglich wachſender Gemüthsbewegung, vor allem aber der „theuren (calviniſchen) Religion“ gedenken. Alles war vergeblich [1]): die Ritterſchaft jener Aemter erklärte, was Geſtalt ſie nicht länger anſtehen könne, die anbefohlene Huldigung dem Landgrafen von Darmſtadt als Pfandherrn zu leiſten; und dem Beiſpiele der Ritter folgten auch die Städte. Damit kam jedoch Moritz noch nicht los. Sehr deutlich und wohlvernehmlich gab man ihm kaiſerlicher Seits durch eine Reihe weiterer Maaßregeln zu verſtehen, daß Heſſen nicht eher Ruhe erlangen ſolle, als bis er, der Landgraf, die Regierung des Fürſtenthums in die Hände ſeines älteſten Sohnes niedergelegt haben werde. Moritz hatte einen Geſandten nach dem Lüneburg'ſchen zu Tilly geſchickt, um den Oberfeldherr zu bitten, daß er im bevorſtehenden Winter das erſchöpfte Heſſen-Kaſſel mit Einlagerungen verſchonen möge. Tilly verſprach nur ein einziges Regiment ins Land zu verlegen; aber ſtatt dieſes einen rückten Anfangs Dezember 1626 drei herbei und mußten verſorgt werden [2]). Moritz, durch dieſen Fingerzeig noch nicht mürbe gemacht, behauptete ſeinen Fürſtenhut. Nun ermächtigte der Kaiſer durch Befehl vom $^{4}/_{14}$. Januar 1627 den Darmſtädter Landgrafen, von welchem indeß zu Wien auf neue Entſchädigung für die Koſten, welche die Auspfändung des Kaßler Stammſippen verurſacht habe, angetragen worden war, ſich für ſolche Auslagen an Heſſen-Kaßler Beſitzungen zu erholen [3]). Als auch dieß noch nicht wirkte, erhielt der älteſte Sohn und geſetzliche Nachfolger des regierenden Kaßler Herrn, Wilhelm, von Wien aus — aber über Darmſtadt — einen Wink daß wenn er ſich entſchlöße, in perſönliche Unterhandlung mit dem Darmſtädter Hauſe zu treten, die obſchwebenden Mißverhältniſſen ſehr leicht beigelegt würden [4]). Dieſe Einflüſterung gieng nicht verloren: Wilhelm, der junge Landgraf, unterhandelte hinter dem Rücken ſeines Vaters. Jetzt erſt, nachdem ihm auf ſolche Weiſe der Abfall ſeiner eigenen Familie in Ausſicht geſtellt war, bequemte ſich Moritz zu dem ſauren Schritt, den er längſt hätte thun ſollen. Den $^{17}/_{27}$. März 1627 legte er die Regierung in die Hände ſeines Erſtgebornen nieder [5]). Aber ſcheidend fügte er dem von ihm 34 Jahre beherrſchten Fürſtenthum einen ſchweren Schaden

---

[1]) Daſ. III, 652 flg. — [2]) Daſ. S. 660. — [3]) Daſ. S. 664. — [4]) Daſ. S. 669 flg. Rommel ſucht zwar dieſe unangenehme Dinge zu verhüllen, aber aus den von ihm angeführten Thatſachen geht hervor, daß die Sache ſich ſo verhielt, wie im Texte berichtet wird. — [5]) Daſ. S. 674.

zu. Moritz beſaß damals Kinder aus zwei Ehen [1]): aus erſter mit Agnes, Tochter des Grafen Johann Georg von Solms-Laubach, den Thronfolger Wilhelm, aus zweiter mit Juliane, Tochter des Grafen Johann von Naſſau-Dillenburg, ſechs Söhne und drei Töchter [2]). Nur auf Befriedigung ſeiner perſönlichen Gefühle bedacht, vermachte der Landgraf, als er das Regiment abtrat, zum größten Schaden der Unterthanen ein volles Viertheil ſämmtlicher Beſitzungen des Hauſes an die Kinder zweiter Ehe. Doppelt geſchwächt durch die letzte Verfügung des abtretenden Herrn und durch die Darmſtädter Pfandſchaft, gelangte das arme Fürſtenthum in die Hände des Thronfolgers. Während ſo Moritz ſein eigen Fleiſch und Blut zärtlich bedachte, vergaß er einen Diener, deſſen Rath er bis dahin faſt ausſchließlich gefolgt war, der Rache zahlreicher Feinde zu entziehen. Den Juriſten Wolfgang Günther, denſelben, welcher jene patriotiſch klingenden Plane zur angeblichen Rettung des „heſſiſchen Vaterlandes“ entworfen hatte, haßten alle Claſſen wie einen Teufel: der junge Landgraf, weil Günther bei der letzten Erbtheilung geholfen, die Ritter, weil er dieſen Stand ſtürzen wollte, der gemeine Mann, weil Günther ein Schinder des Bürgers und Bauers und — der erſte Polizeiminiſter des Heſſen-Kaſſel'ſchen Fürſtenthums war [3]). Dieſer Menſch fiel als Opfer des Regierungswechſels. Drei Tage nach dem Rücktritte des alten Landgrafen ward Günther am Kopf genommen, verhört und in verſchiedenen Gefängniſſen herumgeſchleppt. Im Dezember 1627 mußte er 4 Stunden lang die Folter erſtehen — und welche! Unter Anderem rieb man ihm die Haupthaare mit Branntwein ein und zündete dieſelben an. Ein Jahr ſpäter führten ihn Soldaten von Kaſſel nach Ziegenhain ab, wo er unter den Händen des Scharfrichters endete [4]). Man kann ſolche Gräuel tadeln und doch wünſchen, daß noch andere Mitglieder ſeines Standes, die, wie Günther auf Fürſtengunſt rechnend, und ſtets liberale Redensarten im Munde, Ehrſucht im Herzen, den höchſten Reichsadel gegen die Kaiſer aufzuhetzen pflegten, zur Strafe gezogen worden wären. Keine Zunft hat ſo viel zum Verfall des teutſchen Reichs beigetragen, als die Doktoren des römiſchen Rechts mit ihrer Juriſterei.

Der Darmſtädter Landgraf Ludwig, zu deſſen Gunſten die Kaßler Linie auf die beſchriebene Weiſe ausgeplündert worden, erlebte die letzte Bereicherung ſeines Hauſes nicht mehr. Er ſtarb den 27. Juli / 6. Auguſt 1626 neunundvierzigjährig. Sein Tod ſoll laut der Verſicherung des landgräflichen Hofpredigers gar erbaulich geweſen ſeyn. Ludwig, ſehr genau

[1]) Stammtafel bei Rommel a. a. O. II, 514. — [2]) Daſ. III, 712. — [3]) Daſ. S. 679, Note 643. — [4]) Daſ. S. 681.

in den äußerlichen Andachtsübungen, begieng stehend die lutherische Beichte; seine letzten Worte „die Krone.... wurden durch den Tod unterbrochen, aber der Hofprediger fügte [1]) sogleich den fehlenden Satz hinzu: „des Lammes wird Euerer fürstlichen Gnaden anjetzo beigelegt werden.“ Obgleich Ludwig V. von Darmstadt eine außerordentliche Gabe zu Erfindung neuer Steuern besaß, obgleich er die Frohnden der Darmstädter Bauern theilweise in Geldabgaben verwandelte, und überhaupt das Einkommen der Unterthanen so vollkommen als sein Eigenthum behandelte, daß er denselben selbst die Zahl der Flaschen Wein und die Dauer der Schmausereien vorschrieb, die bei Kindstaufen, Hochzeiten, Eheverlöbnissen, Weinkäufen gestattet seyen, obgleich er sein angestammtes Erbe durch List und Gewalt bedeutend vergrößerte, obgleich er endlich von der Krone Spanien ein erkleckliches Jahrgeld bezog, befand er sich doch meist in Geldklemme. Ursache solcher Verlegenheit waren der Glanz des Darmstädter Hofstaates, die Verschwendung der Feste, die vielen Reisen, die großen Bestechungen wegen der Processe, die der Landgraf beim Kammergericht und dem Reichshofrathe führte, endlich die Jagdwuth, welche Ludwig V. zu einer bis dahin in Hessen unerhörten Höhe trieb. Lange blieb Ludwig's V. Hofjägermeister Georg Bernhard von Hertingshausen, der nur diejenigen Gemeinden, die ihn mit Geld abfanden, nicht durch Jagdfrohnden zu Grunde richtete, bei den Darmstädter Bauern in fürchterlichem Andenken [2]).

Noch müssen wir hier eines andern teutschen Fürsten erwähnen, dessen schauerliches Schicksal in den dänischen Feldzug von 1625 und 1626 verwickelt ist. Der greuelvolle Mißbrauch, welcher seit mehreren Menschenaltern mit der Religion getrieben wurde, hatte zur Folge, daß der Glaube an Gott, Vorsehung, Christenthum in vielen Herzen erlosch, und einem Dienste finsterer Mächte Platz machte. Man kann sich nicht wundern, daß solche Unnatur besonders unter Fürsten wucherte, weil diese vermöge ihrer Stellung am genausten den wahren Zusammenhang der kirchlichen Händel und die mit der Religion getriebene Heuchelei kannten. Im Jahre 1621 war mit seinem älteren Bruder Wilhelm, und dem jüngsten Bernhard, auch der Weimarer Herzog Johann Friedrich VI., geboren 1600 und unter den sechs Ernestinern, welche im dreißigjährigen Kriege gegen den Kaiser kämpften, der vierte, in die Dienste des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach getreten [3]). Johann

---

[1]) Daſ. II, 235. — [2]) Daſ. S. 230 flg. passim. — [3]) Quelle für dies und das Folgende, die merkwürdige Schrift von Röse „Johann Friedrich der sechste, Herzog von Sachsen.“ Neustadt 1827. 8vo. S. 24 flg.

Friedrich focht in der Schlacht bei Wimpfen, gieng nach Abdankung des Durlach'ſchen Volks mit ſeinem Bruder Johann Ernſt in die Niederlande, begleitete im September 1622 den Leichnam ſeines in der Schlacht bei Fleurus gefallenen zweitälteſten Bruders Friedrich von Breda aus nach der Heimath, ſchloß ſich im Frühjahr 1623 mit Wilhelm und Bernhard an den Halberſtädter Chriſtian an, wohnte der Niederlage bei Stadtlohn bei, floh mit Bernhard nach Breedevoort, kehrte aber ſchon im Oktober 1623 nach Weimar zurück. Später finden wir ihn wieder in den Niederlanden, von wo aus er nach Frankreich reiste, dann in die Heimath zurückkam. Indeß brach der däniſche Krieg aus, worauf ſich Johann Friedrich, gleich ſeinen Brüdern Johann Ernſt und Bernhard, entſchloß ſeinen Degen dem Könige Chriſtian IV. anzubieten. Urkundliche Nachrichten ſind vorhanden, daß er ſeit dem Juni 1625 in däniſchen Dienſten ſtand. Johann Friedrich und Bernhard erhielten die Beſtallung als Oberſten unter dem Befehl des älteſten Bruders Johann Ernſt, der, wie wir wiſſen[1]), zum Generallieutenant des Fußvolks ernannt worden war. Mehrere Urſachen verſetzten ihn bald in eine ſehr mißliche Stellung. Johann Friedrich ſtand ſchlecht mit Bernhard, der ein aufbrauſender unverträglicher Jüngling war, noch ſchlechter mit Johann Ernſt, deſſen hochfahrendes Weſen jener unwillig trug, deſſen übergeordnete Gewalt er beneidet zu haben ſcheint. Ueberdieß wurde Johann Friedrich durch ſeinen eigenen Stolz und ſeine Händelſucht in viele Ehrenſachen und Zweikämpfe hineingeriſſen. Mehr aber als Beides ſchadete dem jungen Erneſtiner das Gerücht, welches im däniſchen Lager umlief, daß der Weimarer Herzog verbrecheriſchen Umgang mit hölliſchen Geiſtern pflege und ſchwarze Magie treibe. Dieſes Gerücht war nicht ohne Grund. Seit ſeiner Rückkehr aus Frankreich in die Heimath im Jahre 1624 bemerkten Hof und Einwohner von Weimar an dem Betragen des Herzogs allerlei Züge, welche Aufſehen erregten und zu ſchlimmen Deutungen Anlaß gaben. Johann Friedrich mied die Geſellſchaft ſeiner Brüder, lebte zurückgezogen auf den ihm aus dem väterlichen Erbtheil zugewieſenen Gütern Ichtershauſen, Tambuchshof, Reinhardsbrunn, und wenn er auch nach Weimar kam, beſuchte er Perſonen, die im Verdachte der Hexerei ſtanden, auch mied er den öffentlichen Gottesdienſt und nahm nie am heiligen Abendmahl Theil. Dabei äußerte er ſehr anſtößige Meinungen über die wichtigſten Punkte chriſtlicher Religion: er meinte das Daſeyn eines Gottes laſſe ſich nicht beweiſen und bleibe darum zweifelhaft,

[1]) Oben S. 511.

er beſtritt die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes, indem er ſich auf eine Stelle im Prediger Salomo berief; er behauptete die Bibel ſey ein Buch, wie andere mehr; ſie enthalte viel Wahres und Schönes aber auch manche Mährchen, worunter er die Wunder, die Stellen von Auferſtehung der Todten, von einem jüngſten Gerichte begrief [1]).

Bei ſolchen Anſichten hätte man am wenigſten erwarten ſollen, daß der Prinz an einen Teufel nicht nur glaubte, ſondern ſogar einen Bund mit dem hölliſchen Fürſten ſuchte. Denn wenn die Seele im Tode erliſcht, kann der Menſch dem Dämon dieſelbe nicht verſchreiben, und ohne eine Bezahlung Dienſte von dem Teufel zu erwarten, erſcheint mehr als ungereimt. Allein die Falten unſeres Innern ſind unergründlich. Derſelbe Herzog, der das Daſeyn eines Gottes verwarf, die Unſterblichkeit läugnete, brütete über dem Gedanken einer Verbindung mit unſichtbaren Mächten der Hölle. Johann Friedrich las die Bücher des Theophraſtus Paracelſus, wahrſcheinlich auch die Schriften von Pomponazzi, Cardanus, Jordanus Brunus und Vanini, er ſuchte ſich alte Zauberhefte und Segensſprüche zu verſchaffen, mittelſt welcher er die Stärke von zwölf Mann gewinnen, ſich unſichtbar oder gegen Schuß und Hieb feſt machen wollte, er ſammelte Kräuter, trug räthſelhafte Zeichen auf ſeinem Leibe, äußerte gegen Vertraute, daß gewiſſe Pſalmen Davids, namentlich der 35ſte, 49ſte, 144ſte vortheilhaft gegen Feinde gebraucht werden können, er miſchte Wurzeln, Gräſer und andere Dinge, zerſtieß ſie im Mörſer, läuterte Branntwein ſiebenmal, und gab ſich ſolchen geheimnißvollen Beſchäftigungen oft bis zwei Uhr des Nachts unermüdet hin. Arbeiten, die er bei Andern beſtellte, mußten zu beſtimmten Stunden vorgenommen werden. Einſt ließ er aus einem Stücke eichenen Holzes, das er von Weimar verſchrieb, zwei Degenhefte machen, mit der Vorſchrift, daß der Schwertfeger die Arbeit Schlag eilf Uhr Mittags zu beginnen, Schlag zwölf Uhr zu beendigen habe. Namentlich legte er der Zahl Sieben eine große Bedeutung bei. Die ſiebenjährige Tochter des Scharfrichters zu Ohrdruff mußte ihm den Strick, an dem ein Verbrecher gehängt worden, aufdrehen, zu Garn ſpinnen und auf einen Knäuel wickeln, den er ſorgfältig bewahrte. Wenn er ausritt, geſchah es gewöhnlich des Abends, und häufig ſoll er den Weg nach dem Hochgericht genommen haben. Einmal gab er etlichen ſeiner Diener Befehl, Kopf und Ketten eines Gehängten herbeizuſchaffen, erſteren um Moos darin zu ſuchen, letztere um ſie in Stücken zu hauen, dann in Gewehre zu laden. Ein ander Mal ließ er

---

1) Röſe a. a. O. S. 30 flg.

ſich ein trächtiges Schaaf bringen, weidete daſſelbe aus und aß das Gehirn des ungebornen Lammes.

Zuletzt ſchloß Johann Friedrich einen Bund mit dem Teufel[1]). Dunkele Gerüchte von ſolchen und wahrſcheinlich von noch ſchlimmern Dingen lieſen im däniſchen Lager um, und vermehrten die Abneigung, welche der Herzog ſich durch ſeine Händelſucht zugezogen. Ein Vorfall im September 1625 führte zu einem Ausbruch. Nachdem König Chriſtian IV. von dem Falle zu Hameln wieder hergeſtellt war, hatte er ſeit Ende September ſein Hauptquartier zu Nienburg. Den $^{20}/_{30}$. Abends war große Aufwartung im Zimmer des Königs; die anweſenden Fürſten ſetzten ſich zum Spiele. An einem Tiſche ſaßen die Herzoge Bernhard und Johann Friedrich von Weimar ſowie der Pfalzgraf Friedrich von Birkenfeld. Plötzlich entſtand hier Lärm: Johann Friedrich ſprang auf, behauptend von den beiden Andern um Geld betrogen worden zu ſeyn, gewaltſam nahm er ſeinen Gegnern den Gewinn ab, und ſcheint ſie zum Zweikampf gefordert zu haben. Beleidigt durch dieſen Auftritt in ſeinem eigenen Gemach, gab der König dem Herzog Bernhard und dem Pfalzgrafen Hausarreſt, und befahl dem älteſten der Weimarer, Johann Ernſt, den dritten Spieler zu verhaften. Mit Hinterliſt vollzog der Generallieutenant die Verhaftung. Johann Friedrich wehrte ſich wie ein Verzweifelter, weil er die verlangte Ablieferung des Degens für eine unauslöſchliche Schande hielt, er verſuchte zuletzt in die Weſer zu ſpringen ward aber übermannt. In einer ſchriftlichen Eingabe an den König vom $\frac{\text{22. September}}{\text{2. Oktober}}$ ſuchte der Gefangene in den bitterſten und kühnſten Ausdrücken ſein Betragen zu rechtfertigen, klagte ſeinen Bruder den General an, mit ihm nicht wie mit einem Cavalier, ſondern wie mit einem Hunde umgegangen zu ſeyn, und äußerte, da man ihm die Ehre geraubt, ſolle man ihm lieber vollends den Kopf vor die Füße legen, die Urheber der That aber hätten zu verantworten, daß es mit ihm aufs Aeußerſte gekommen, und daß er des Teufels werden müſſe[2]).

König Chriſtian IV. fand gerathen, ſich von dieſem ſchlimmen Handel zurückzuziehen, und die Entſcheidung den Weimarer Brüdern zu überlaſſen. Johann Ernſt, der General, wandte ſich an die übrigen Erneſtiniſchen Höfe, indem er ihnen eine Darſtellung der Nienburger Vorfälle überſchickte, welche, wie nachher ſich ergab, nicht der ſtrengen

---

[1]) Daſ. S. 34. Ich halte mich blos an die gerichtlichen Akten, alſo an unbezweifelbare Ausſagen, ohne auf die metaphyſiſche Frage der Wirklichkeit des Teufels und der Möglichkeit eines Bundes mit ihm einzugehen. Gewiß iſt, daß der Herzog überzeugt war, einen Bund mit dem Teufel abgeſchloſſen zu haben. — [2]) Daſ. S. 40.

Wahrheit gemäß war [1]). Indeſſen wurde zu Nienburg mit dem Gefangenen ein Verhör vorgenommen, in welchem bereits Anklagen wegen gotteslaͤſterlicher Aeußerungen hervortraten. Johann Friedrich vertheidigte ſich kühn und entſchloſſen, worüber der General in Verlegenheit kam. Die weiteren Maaßregeln Johann Ernſt's verriethen Schwanken und Unſicherheit, eine Veränderung, welche dem Scharfblicke des Gefangenen nicht entgieng. In einem Schreiben [2]) an die zu Weimar weilenden Brüder Wilhelm, Albrecht, Ernſt, drohte er, ſich durch die Macht des Teufels in Freiheit zu ſetzen, wenn man ihn nicht los laſſe. Die Erneſtiniſchen Höfe ſtimmten für ſeine Befreiung. Johann Friedrich reiste ſogleich aus dem däniſchen Lager ab, und forderte unterwegs ſeine Brüder Bernhard und Johann Ernſt zum Zweikampf heraus. Nachdem dieſe Forderung zurückgewieſen worden, kehrte er auf ſein Gut Ichtershauſen zurück. Herzog Wilhelm machte ſeitdem verſchiedene Verſuche, den Grollenden mit den beim däniſchen Heere zurückgebliebenen Brüdern auszuſöhnen, und wußte wirklich die Seele Johann Friedrich's milder zu ſtimmen. Als aber Bernhard im Frühjahr 1626 nach Weimar kam, wachte der Rachegeiſt wieder in dem Gefangenen von Nienburg auf, er forderte den jüngſten Bruder zum zweitenmale vor ſeinen Degen. Doch vermittelte zuletzt Wilhelm nach peinlichen Unterhandlungen eine öffentliche Ausſöhnung Beider [3]). Gleichwohl mied Johann Friedrich, wie früher, den Hof, verſank in düſtere Schwermuth und auch in ein Körperleiden. In dieſem Zuſtande verſchmähte er zwar den Rath der Aerzte nicht, welche ihm Wilhelm zuſchickte, aber er fühlte keine Beſſerung. Damals ſchrieb [4]) er an Wilhelm: „hinſichtlich meiner Kur weiß ich noch nicht, was aus ſolcher werden wird, daher muß ich mich mit Hoffnungen begnügen, doch wollte ich wünſchen, daß entweder der Tod, oder eine andere Veränderung daraus entſtünde, weil ich den jetzigen Zuſtand nicht in die Länge ertragen kann."

Die Berathungen, welche der Weimarer Hof pflog, führten zu dem Beſchluſſe, den Geiſteskranken von Neuem in einer kriegeriſchen Beſtallung unterzubringen. Da Johann Friedrich noch immer den größten Widerwillen verrieth, unter Johann Ernſt zu dienen, unterhandelte man mit König Chriſtian, um dem Herzoge eine Stelle in Mannsfeld's Heere zu verſchaffen. Allein während dieſer Unterhandlungen verſchwand Johann Friedrich plötzlich aus Thüringen. Nicht blos der Ort, wo er wieder zum Vorſchein kam, ſondern auch die Behandlung, welche er nachher von Seiten ſeiner Brüder erfuhr, weiſen darauf hin, daß es ſeine

[1]) Daſ. S. 41. — [2]) Daſ. S. 45. — [3]) Daſ. S. 50. — [4]) Daſ. S. 51.

Abſicht war, dem hochfürſtlichen Hauſe Weimar aus Rache für erlittene Unbilden einen böſen Streich zu ſpielen. Allem Anſcheine nach wollte er zur katholiſchen Parthei übergehen[1]). Den $\frac{27.\ \text{April}}{7.\ \text{Mai}}$ 1626 erſchien nämlich Johann Friedrich in der Nähe Lippſtadts, welches von kaiſerlichem Volke beſetzt war. Eine Streifparthie nahm ihn gefangen und brachte ihn in die Feſtung, wo er einen niederländiſchen Paß vorwies, und längere Zeit ſeinen wahren Namen verſchwieg, bis er durch Händel, welche er mit dem Befehlshaber anfieng, genöthigt wurde, ſich zu erkennen zu geben. Später ſtieß er im Zorn den Bedienten des Kommandanten nieder, der ihn ſeit der Entdeckung fürſtlichen Standes in ſein Quartier aufgenommen hatte. Auf Bitten des Weimarer Hofes erhielt er im Sommer die Freiheit wieder, verließ Lippſtadt den $^{20}/_{30}$. Juli voll Zorns gegen den Kommandanten und kehrte nach Ichtershauſen zurück.

Seitdem trat eine völlige Veränderung im Verhältniſſe zwiſchen ihm und den fürſtlichen Brüdern ein. Letztere verboten ihm je wieder in Kriegsdienſte zu treten, erwieſen ihm nichts als Kälte und Verachtung und nahmen in Schutz, wer gegen ihn ſprach und handelte[2]). Anfangs hielt ſich der Unglückliche ruhig, trieb aber eifriger als ſonſt Zauberei. Der Verkehr mit gewiſſen Leuten zu Weimar, meiſt Leuten von gemeinſtem Stande und alten Weibern — von denen eine den bezeichnenden Spitznamen Sibylle führte — veranlaßte ihn öfters insgeheim, bei Nacht die Stadt zu beſuchen, wo er aber eben ſo unbemerkt wieder verſchwand als er gekommen war. Zuletzt aber verſetzte ihn der Mangel an Achtung, über den er ſich zu beklagen hatte, in Wuth. Seine eigenen Diener, vom Hofe zum Aufpaſſen angehalten, trotzten ihm und liefen mehrere Male davon. Die Bauern des Dorfs giengen ihm als einem Teufelsgenoſſen aus dem Wege. In ſeiner gereizten Stimmung begieng Johann Friedrich mehrere Verbrechen; er verwundete einen Weimar'ſchen Oberſtlieutenant und erſchoß etliche Einwohner von Ichtershauſen. Nun unterhandelte der Weimarer Hof mit dem Kurfürſten von Sachſen als dem Haupte des Geſammthauſes über die Frage, was mit dem Unglücklichen zu thun ſey. Seine Verhaftung war beſchloſſen, als der Herzog Wind erhielt und Anfangs April 1627 entfloh. Abermal nahm er ſeinen Weg zu den Ligiſten. Ohne einen einzigen Begleiter erſchien er in der Nähe des Lagers, welches Tilly vor Nordheim, das noch von Dänen beſetzt war, aufgeſchlagen hatte. Während Johann Friedrich auf einer Wieſe ſaß, um ſein Pferd weiden zu laſſen, ſprengte ein bairiſcher Küraſſier herbei, um den Fremdling zu

[1]) Man vergleiche daſelbſt S. 138. Nro. 86 die Ausſage des Burgvogts zu Weimar. — [2]) Daſ. S. 61.

befragen, zu welcher Parthei er gehöre. Der Herzog ſchwang ſich ſchnell auf ſein Roß, feuerte eine Piſtole auf den Reiter ab, fehlte, ward verwundet, gefangen, ins Lager geführt und dem Oberſtlieutenant des Herbertstorf'ſchen Regiments übergeben, der ihn der Aufſicht eines Lieutenants anvertraute. Aber Johann Friedrich gerieth ſogleich in Händel mit dem Offizier, entriß demſelben den Degen und ſtach ihn durch den Leib. Gewaltſam mußte man ihn entwaffnen, wobei er mehrere Wunden erhielt, die ſeines Ungeſtüms wegen erſt nach vier Tagen verbunden werden konnten. Tilly gab Befehl, den Herzog auf die Feſtung Erichsburg abzuführen. Als ihm dieß von dem Oberſtlieutenant angekündigt ward, gab er demſelben eine Ohrfeige, wofür er ſo lange durchgebläut wurde, bis er ſich dazu bequemte, in den Wagen zu ſteigen. Noch unterwegs verwundete er einen der Soldaten von der Bedeckung. Indeſſen hatten die Brüder zu Weimar ſeine Gefangenſchaft erfahren und wirkten ſofort aus, daß Tilly den Herzog Ende Mai 1627 nach Thüringen ablieferte. In dem ehemaligen Kloſter Oldisleben war ein Gefängniß für ihn zubereitet, aus welchem man ihn ſechs Monate ſpäter nach Weimar brachte. Der Kerker zu Weimar erhielt folgende Einrichtung: vor dem Zimmer des Gefangenen, das durch eiſerne Gitter ſpärliches Licht empfieng, befand ſich eine Wachtſtube, mit einer Kammer daneben. Von dort führte eine verſchloſſene Treppe zu einem größeren Raume. Neun handfeſte Bürger aus Weimar waren beeidigt worden, bei Todesſtrafe den Herzog zu bewachen, ſeine Bewegungen und Reden zu belauern, ſich in kein Geſpräch mit dem Gefangenen einzulaſſen, und Alles was ſie wahrnehmen würden bis zu ihrer Todesſtunde Niemand anders als den Vorgeſetzten zu enthüllen. Zu jeder Stunde befanden ſich zwei in der Wachtſtube, welche durch eine verſchloſſene Thüre von dem Kerker getrennt war. Ein in der Wand angebrachtes vergittertes Loch ſetzte ſie in Stand, jede Bewegung des Gefangenen zu beobachten. In der Kammer daneben ſchliefen bei Nacht noch vier andere der wachthabenden Bürger, die übrigen drei hielten ſich in den untern Räumen auf. Die Wachtſtube war mit einer Kanzel und andern zum Gottesdienſt erforderlichen Einrichtungen verſehen.

Zuerſt ſollten zwei Rechtsgelehrte Dieskau und Kospoth ihr Heil an ihm verſuchen. Aber Johann Friedrich ſchickte ſie mit Antworten heim, die er von ihrer Zunft erlernt hatte: „er ſey ein Fürſt des teutſchen Reichs, ſtehe als ſolcher Niemand zu Recht, und ſei ſein eigener Richter.“ Die Juriſten kamen nicht wieder, dagegen nahm den Unglücklichen jetzt die lutheriſche Geiſtlichkeit in die Arbeit: die Theologen von Jena, die Hofprediger von Weimar. Täglich wurden in der zur Wachtſtube eingerichteten Kapelle Beſchwörungsformeln abgeleſen, gepredigt,

geſungen, gebetet. Manchmal behandelte ſie der Herzog mit Hohn und Spott, zuweilen gerieth er in Wuth und warf den geiſtlichen Herrn Bibel, Geſang- und Gebet-Bücher an den Kopf. Man hatte ihn ſchwer gefeſſelt, er zerriß mehrmals die Ketten. Dennoch fuhren ſie unabläſſig mit Bekehrungsverſuchen fort. Als ſie ihm einſt wegen ſeines Unglaubens zuſetzten, entgegnete [1]) er: „ich bin gerade ſo gläubig als meine Brüder, die Herzoge, welche mich gefangen geſetzt; wir glauben der Eine wie die Andern, daß gehacktes Fleiſch beſſer ſey als Sauerkraut.“ Seine Zweifel am Daſeyn Gottes, an der göttlichen Eingebung des geſchriebenen Worts, an Unſterblichkeit der Seele verhehlte er nicht, den Beſchuldigungen der Zauberei ſuchte er bald mit Spott, bald verlegen auszuweichen. Obgleich ſchon damals die Vermuthung angedeutet ward, daß Johann Friedrich wahnſinnig ſey, läßt ſich dieſe Annahme nicht begründen; er zeigte Verſtand, Ueberlegung, Scharfſinn [2]).

Wir übergehen die übrigen Schickſale des Gefangenen, halten aber für nöthig einige Ausſagen [3]) der Wächter anzuführen: den $^{4}/_{14}$. Juli 1627 zur Zeit, da er ſich in Oldisleben befand, ſtand der Herzog, nachdem er ſchon Tags zuvor wunderliche Bewegungen gemacht, von ſeinem Bette auf, ſah in die Winkel des Kerkers, murmelte in einen jeden unverſtändliche Worte, ſprach leiſe zum Fenſter hinaus und machte dabei bald freundliche bald traurige Mienen. Bisweilen horchte er aufmerkſam als ob er eine Antwort erwarte. In der folgenden Nacht hörten die Wächter ein ſtarkes Toben unter dem Gefängniſſe. Am folgenden Morgen ſprach er gegen den Diener, der ihm Waſſer brachte, lachend von dem Geräuſch, kleidete ſich dann an, nahm ſeine Ketten, befühlte ein Glied um das andere und riß mit ſolcher Gewalt an denſelben, daß der Kerker erbebte. Die Wächter ermahnten ihn vergebens zur Ruhe, dem Geiſtlichen, der das Gleiche that, rief er mit höhniſchem Gelächter zu: „es ſoll und muß ſo ſeyn, ich will Euch ſagen, warum ich ſolches thue. Man hat mir vergangene Nacht zugerufen, ich ſolle mich los machen, ſonſt würde ich für einen ſchlechten Kerl gehalten.“ Gegen Abend, als er ſich, laut der Ausſage des Geiſtlichen, vor Belaurung ſicher glaubte, ſetzte er ſich in den Mantel gehüllt auf die ſteinerne Bank, welche nebſt dem an die Wand befeſtigten Bette die einzige Bequemlichkeit des Kerkers war, winkte mit Kopf und Händen nach dem Fenſter, lachte und gebährdete ſich, als wenn Jemand neben ihm ſitzend mit ihm ſpräche. Bald redete er heimlich, bald hielt er das Ohr an die Wand, um zu hören was der Unſichtbare ſpräche, dabei ſchüttelte

---

[1]) Daſ. S. 85. — [2]) Daſ. S. 76 unten flg. — [3]) Daſ. S. 92 flg.

er zuweilen mit dem Kopfe oder ſchlug zornig um ſich und machte Bewegungen, wie wenn er etwas zum Fenſter hinaus ſcheuchen wollte. Als dieſes Spiel zu lange dauerte, ordnete der Beichtvater eine Betſtunde in der Wachtſtube an; wie man nun die Worte ſang: „für dem Teufel uns bewahr“ ſprang der Herzog wüthend auf und tobte durch das Zimmer. Später rief er dem Böſen öfter unter dem Namen Hippokras oder Herrman, und wenn der Unſichtbare, nach ſeiner Meinung, erſchienen war, überhäufte [1]) er ihn mit Vorwürfen. Manchmal klagte er ihm ſein Mißgeſchick: „deine Kräuter und Wurzeln haben mir nicht geholfen“ oder „ſiehe ich bin mitten unter meinen Freunden und doch geſchieht mir ſolches. Warum haſt du mir nicht vorausgeſagt, daß es mir ſo gehen werde.“ Nicht blos die Wächter und der Beichtvater ſagten dieſe und ähnliche Dinge aus, auch der Oberaufſeher des Kerkers, Herr von Sandersleben bezeugte [2]), einſt zwiſchen Johann Friedrich und dem Unſichtbaren einen heftigen Wortwechſel in franzöſiſcher Sprache gehört zu haben, welcher ſo lange anhielt, bis der Prediger eine Betſtunde anordnete. Beim Geſange des Liedes „Gott der Vater wohn uns bei“ ſey dann der Herzog wie raſend gegen die Thüre gerannt.

Immer wilder wurde der Gefangene über dem Gottesdienſte, ſo daß man ihn zuletzt während der Predigt und der Gebete mit Ketten an die Wand ſchloß [3]). Aber auch die Verlegenheit der herzoglichen Brüder wuchs. Seit dem Herbſte 1628 unterhandelte Herzog Wilhelm neuerdings wegen der Zukunft des Unglücklichen mit dem kurſächſiſchen Hofe und zwar unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit; er ſandte ſeinen Beichtvater Magiſter Lippach nach Dresden, ohne ein Beglaubigungsſchreiben, ohne irgend welche Vorſchrift. Alles ſollte mündlich abgemacht werden. Bald darauf erlag der Gefangene ſeinem Schickſale. Den $^{16}/_{26}$. Oktober legte Johann Friedrich das Geſtändniß im Kerker ab, ſich dem Teufel mit ſeinem Blute verſchrieben zu haben; den andern Morgen fand man ihn todt, mit dem Geſichte gegen die Erde gekehrt in gekrümmter Stellung, eine blutende Wunde in der Seite. Die Wächter aber wurden ſogleich in den Dienſt des Weimar'ſchen Hofſtaates aufgenommen [4]).

Kein Menſch zweifelte daran, daß Herzog Johann Friedrich von Weimar wirklich im Bunde mit dem Teufel ſtand, ſo verbreitet war damals der Glaube an die ſchwarze Magie. Wir wollen noch einige Beiſpiele anführen, indem wir uns auf gerichtliche Urkunden oder Ausſagen von Augenzeugen beſchränken. Bei dem heſſiſchen Oberhofmeiſter

[1]) Daſ. S. 94. — [2]) Daſ. S. 95. — [3]) Daſ. S. 100. — [4]) Daſ. S. 104.

v. Baumbach, dem Geliebten der Landgräfin Maria von Heſſen-Marburg [1]), der wegen Hexerei in peinliche Unterſuchung gerieth, fand man Zauberbücher, Wolfsaugen, Alraun. Auch wurde der gerichtliche Beweis gegen ihn geführt, daß er bei einem Jünger der Magie Unterricht in der Freiſchützenkunſt nahm, wobei der Freiſchütze den Namen Gottes mißbrauchen und ſeine Seele auf etliche Jahre der Hölle verſchreiben mußte [2]). In dem Berichte, welchen Oberſt Pappenheim 1626 nach ſeinem Siege über die Bauern des Herzogthums ob der Ens erſtattete, ſagt [3]) er: „höchlich zu verwundern und ſchier unglaublich, aber dennoch wahr iſt, daß eine Kugel aus grobem Geſchütz Einen aus der Bauern Hauptleuten auf die Bruſt traf, aber viele Schritte wieder zurückfuhr — ohne den Getroffenen zu verletzen." Als Grund führt er an: beſagter Hauptmann und ſein Pferd ſeyen verzaubert geweſen. Viele Dinge der Art finden ſich im Tagebuche des bairiſchen Oberſten Fritſch. Er erzählt [4]) z. B. daß ſie 1638 vor Breiſach eine Schanze einnahmen, in welcher Franzoſen lagen, die alle „feſt oder gefroren" geweſen, weßhalb man ſie mit Kolben habe todtſchlagen müſſen. Denn der Teufel bewahrte, nach dem Glauben jener Zeit, ſeine Schützlinge nur gegen Schuß- und ſcharfe Schnitt-Wunden, aber nicht gegen die Gewalt der Knittel und Keulen.

Siebentes Capitel.

Weiterer Verlauf des däniſchen Kriegs. Die Feldzüge von 1627 und 1628. Das Brandenburger Kurhaus und Georg Wilhelm. Einmiſchung der Schweden. Belagerung von Stralſund. Lübeker Frieden.

Während des Winters machte Chriſtian IV. die größten Anſtrengungen, um ſein Heer wieder auf einen achtunggebietenden Fuß zu ſetzen. Aus Schottland und England zogen ihm etliche neu errichtete Regimenter unter Lord Maxwell und dem General Morgan zu. Dagegen blieben die von Karl I. verſprochenen Summen aus, aber der franzöſiſche Hof ſchickte Geld und erlaubte dem Grafen Montgommery 3000 Mann für den däniſchen Dienſt zu werben. Chriſtian IV. ſelbſt ſcheute keine Unkoſten, ſich gute Soldaten aus Teutſchland, beſonders Artilleriſten aus

---

[1]) Siehe oben S. 441. — [2]) Rommel, neuere Geſchichte von Heſſen II, 60, Note 66. — [3]) Fr. Kurz, Beiträge I, 421. — [4]) Weſtenrieder, Beiträge IV. 168 oben.

Holland zu verſchaffen. Er ließ bekannt machen, daß er einem geſchickten Konſtabler des Jahrs 100 — 200 Thaler, ja noch mehr bezahle [1]). Nachdem er die Schaaren Morgan's und Montgommery's an ſich gezogen, hatte er im Frühling 1627 wieder 24,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter unter ſeinem unmittelbaren Befehl [2]). Auf ſeiner linken (der öſtlichen) Flanke erſchienen mehrere neue Vertheidiger der däniſchen Sache, welche die Stelle der im letzten Feldzuge gebliebenen Anführer, der Generale Fuchs und Ranzau — letzterer war Ende 1626 geſtorben — ſowie Mannsfeld's, Johann Ernſt's von Weimar und des Halberſtädters Chriſtian vertreten ſollten. Die Mark Brandenburg hielt der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach mit einem Haufen von 5000 Mann beſetzt, die er mit engliſchem Gelde geworben. Die von dem verſtorbenen Johann Ernſt in Schleſien zurückgelaſſenen däniſchen Beſatzungen befehligte der alte Graf Thurn, die Brandfackel des 30jährigen Kriegs, und der lutheriſche Erzbiſchof von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm. Im März 1627 beſetzte Chriſtian IV. die befeſtigte Linie zwiſchen der Weſer und der Wümme mit faſt 30,000 Mann. Dieſe ſchon früher vorhandene und während des Winters hergeſtellte Linie erſtreckte ſich von Etelſen bis Ottersberg, ſie wurde rückwärts noch durch eine Schanze bei Baden gedeckt. Unthätig verweilte der König daſelbſt länger als einen Monat, erwartend was ſeine Feldoberſten an der Elbe und in Schleſien thun würden. Gegen Georg Friedrich von Baden-Durlach erſchien kaiſerlicher Seits zuerſt Herzog Georg von Lüneburg auf dem Kampfplatze; er gieng Ende April über die Elbe, und bemächtigte ſich mehrerer brandenburgiſchen Plätze, die in den Händen der Dänen waren. Nun zog aber der Markgraf, vereint mit dem General Schlammendorf, alle auf dem rechten Ufer der Elbe befindlichen däniſchen Truppen zuſammen. Beide beſetzten die Stadt Havelberg und ließen den dortigen Domhof verſchanzen. Georg von Lüneburg konnte ſich nicht mehr auf dem rechten Elbufer halten, um ſo weniger da er nicht nur von vornen, ſondern auch im Rücken bedroht ward, denn nachdem Chriſtian IV. von den Vorgängen bei Havelberg Kunde erhalten, war er mit einem Theile ſeines Heeres aus dem Lager bei Ottersberg aufgebrochen und nach der untern Elbe gezogen, wo er Boitzenburg einnahm und Miene machte, den Herzog Georg im Rücken zu faſſen, während derſelbe von vornen durch den Markgrafen von Baden angegriffen werden ſollte [3]). Eilends gieng deßhalb Herzog Georg wieder auf das linke Ufer der Elbe hinüber, entſchloſſen dem Könige die Spitze zu bieten, der auch nicht lange

[1]) Von der Decken I, 242. — [2]) Daſ. S. 244. — [3]) Daſ. S. 245.

auf ſich warten ließ. Von Boitzenburg aus fuhr nämlich eine Abtheilung des däniſchen Heeres unter Chriſtian's IV. perſönlichem Befehl zu Schiffe die Elbe hinauf, überrumpelte die Stadt Blekede, und zwang eine kaiſerliche Fahne, die daſelbſt in Beſatzung lag, ſich in das Schloß zu flüchten, das ſofort von den Dänen aus 2 Fünfundzwanzig-Pfündern beſchoſſen wurde. Auf die Nachricht von dieſem Unternehmen des Königs beorderte Herzog Georg von Lüneburg 3 Reiterregimenter und etliche Fahnen Kroaten zum Entſatz von Blekede. Allein wie der kaiſerliche, aus 500 Küraſſieren beſtehende Vortrab den Ort erreichte, fand ſich kein Feind mehr daſelbſt. Kaum hatte der König gehört, daß Herzog Georg zum Entſatz heranrücke, als er die Belagerung des Schloſſes aufhob und den Rückzug in ſolcher Eile antrat, daß er ſelbſt beim Beſteigen des Schiffs in die Elbe fiel, und kaum vom Waſſertode gerettet wurde. Mehrere Dänen, worunter auch Offiziere, ertranken wirklich auf dieſem Rückzuge [1]). Die däniſche Reiterei wurde von den Kaiſerlichen verfolgt, aber nicht mehr eingeholt. Sie hatte ſich bereits nach Boitzenburg zurückgezogen, wohin auch das Fußvolk auf den Schiffen flüchtete.

Nach dieſen Erfolgen zog Tilly, der indeß zwar nach Bedarf Truppen zur Verfügung des Lüneburgers geſtellt, aber am Kampfe ſelbſt keinen Theil genommen, Anfangs Juli ſein Heer im Lüneburgiſchen zuſammen, beſetzte Artlenburg und Lüdershauſen, gieng vermittelſt einer Schiffbrücke, die bei Blekede geſchlagen wurde, über die Elbe, und verjagte die däniſchen Garniſonen aus Boitzenburg, Lauenburg und Neuhaus. Der geſchlagene Feind flüchtete nach Holſtein. Schon vorher hatte ſich König Chriſtian in dieſe Provinz nach Rendsburg an der Eider, dem Gränzfluſſe Teutſchlands, begeben. Dieſſeits behauptete nur noch der Durlacher Markgraf bei Havelberg das freie Feld. Gegen ihn rückte jetzt Georg von Lüneburg. Nachdem er während der letzten Bewegungen Tilly's gewiſſe häusliche Angelegenheit beſorgt [2]), gieng er im Auguſt bei Blekede von Neuem über die Elbe und ſuchte einen tauglichen Punkt, um die Havel zu überſchreiten. Ein Werder bei Rathenau ſchien dazu geeignet. Alle Nachen, die man auftreiben konnte, wurden an dieſen Ort gebracht. Allein aus der Anhäufung von Kähnen errieth der Feind die Abſichten des Herzogs. Der Markgraf von Baden ließ alle Soldaten, die er in Havelberg entbehren zu können meinte, in der Nacht vom $^{13}/_{23}$. auf den $^{14}/_{24}$. Auguſt gegenüber jenem Werder eine feſte Stellung beziehen. Noch war der Tag nicht angebrochen, als Georg den $^{14}/_{24}$. Auguſt 200 Musketiere auf Kähne ſetzte. Er ſelbſt folgte auf einem

---

1) Daſ. S. 246. — 2) Daſ. S. 248 flg.

kleinen Nachen, ſein ſchwimmendes Pferd am Zügel hinter ſich ziehend. Das däniſche Fußvolk jenſeits ließ die Kaiſerlichen bis auf Piſtolenſchußweite herankommen, und gab dann Feuer, worauf Georg's Musketiere ſich ins Waſſer ſtürzten, vollends ans Ufer wateten und die Dänen mit dem Degen in der Fauſt angriffen. Es gelang dem Herzog, ſeine Leute aufzuſtellen, und den Feind ſo lange zu beſchäftigen, bis ein anderer Transport von 200 Mann herüber war. Nun zwang er die Dänen zum Rückzuge. Den Reſt des Tages brachte er damit zu, ſeinen Heerhaufen auf einer Brücke, die aus den Kähnen gebildet wurde, vollends überzuſetzen. Während der Nacht lagerte er auf dem Wahlplatze und traf die nöthigen Anordnungen, um am $^{15}/_{25}$. Havelberg zu ſtürmen. Allein als er ſich am andern Morgen der Stadt näherte, fand er keine Feinde mehr daſelbſt. Gleich nach dem unglücklichen Ausgange des Gefechtes am Ufer hatte der Markgraf von Baden alle noch in der Nähe befindlichen däniſchen Poſten an ſich gezogen, und war in der Nacht vom $^{14}/_{24}$. auf den $^{15}/_{25}$. davon geflohen. Herzog Georg verſuchte es, den Feind zu verfolgen, er ſetzte ihm 6 Meilen weit nach; aber der Markgraf hatte ſchon zuviel Vorſprung. Sein Marſch gieng durch das Mecklenburgiſche auf die Inſel Poel bei Wismar, wo er ſich mit dem Fußvolk verſchanzte, auf Schiffe wartend, um nach Holſtein zu ſegeln. Die Reiterei ſchickte er zu Lande dorthin [1]).

Nunmehr fielen die letzten Verbündeten des Königs vollends ab, mehrere freiwillig, die andern gezwungen. Seit längerer Zeit ſchwebten Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und der Stadt Hamburg. Ferdinand ließ ihr die Oberherrſchaft über die Elbe anbieten, wenn ſie der däniſchen Parthei entſage. Die Hamburger nahmen dieſe Bedingung an, ſie verſorgten von nun an das Heer Tilly's mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen, während ſie den Dänen jede Unterſtützung verweigerten [2]). Bremen wurde nur durch die Stellung, welche der Schotte Morgan in der Nähe bezogen, an vollkommenem Abfall gehindert. Dagegen nöthigte der Lüneburger Georg die Herzoge von Mecklenburg zum Uebertritt. Nachdem nämlich Georg Havelberg eingenommen, zog er längs der Elbe auf die mecklenburgiſche Gränzfeſtung Dömitz los. Der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg ſchickte ihm am $\frac{\text{25. August}}{\text{4. September}}$ einen Geſandten entgegen, der über den Frieden unterhandeln ſollte [3]). Georg verlangte unbedingte Unterwerfung und alsbaldige Uebergabe der Feſtung Dömitz. Was ſollten die ſchwachen Herzoge von Mecklenburg thun, verlaſſen von den Dänen, wie ſie waren, durch eine ungeheure feindliche Uebermacht umringt? Denn während der Lüneburger von Süden hereinbrach,

---

[1]) Daſ. S. 250 flg. — [2]) Daſ. S. 248. — [3]) Daſ. S. 251.

hatte Tilly durch Beſetzung Lauenburgs bereits die Weſtgränze des Landes in ſeiner Gewalt. In ihrer Noth wandten ſie ſich an den friedländiſchen Feldoberſten Arnim, der indeſſen gleichfalls auf der Gränze angekommen war. Arnim antwortete [1]) auf die Anfrage der Herzoge, welche Bedingungen ſie zu erwarten hätten? „er zweifle nicht, daß des Kaiſers Majeſtät Ihre Unterwerfung in Gnaden annehmen und ſich zu willfähriger Erzeigung bereitwillig finden laſſen werde.“ Die Herzoge erklärten: „ſie ſeyen entſchloſſen ſich von dem däniſchen Könige abzuſondern und zum Beweis ihrer Ehrfurcht gegen den Kaiſer alle feſten Plätze dem kaiſerlichen Heere einzuräumen.“ Eitle Hoffnung, die ſie ſich machten! Längſt war am kaiſerlichen Hofe entſchieden, daß ſie als Opfer fallen ſollten. Arnim wußte dieß wohl, er ſprach nur deßhalb von Gnade, um ſie deſto leichter in die Falle zu locken. Mehrere mecklenburgiſche Feſtungen wurden beſetzt. So ſtanden die Sachen, als Wallenſtein an der untern Elbe erſchien und ſich mit Tilly vereinigte. Wir müſſen jetzt zurückgreifen.

Nach Beendigung des ungariſchen Kriegs war der Herzog von Friedland an den Wiener Hof gereiſt, wo er ſich wegen der Verluſte in Ungarn und gegen die Anklagen der Herren v. Dietrichſtein und Lichtenſtein, die Verwüſtung ihrer ſchleſiſchen Güter nicht verhindert zu haben, verantworten mußte [2]). Von Wien gieng Wallenſtein Ausgangs des Jahres 1626 nach Prag [3]), um Vorſorge für den bevorſtehenden Feldzug zu treffen. Seine Rüſtungen hatten ſchon im Sommer 1626 während des ungariſchen Kriegs ſolche Ausdehnung gewonnen, daß nicht nur die proteſtantiſchen Reichsſtände im ſüdlichen und mittleren Teutſchland ſondern auch die Mitglieder der Liga ſchwere Beſorgniſſe empfanden. In allen Kreiſen waren ohne Unterſchied der Religion, auf katholiſchen Gebieten ſo gut als auf evangeliſchen, friedländiſche Werbungen errichtet, und als der Herzog gegen Bethlen zog, ließ er die Regimentsſtämme und eröffnete Muſterplätze zurück. Die kleinen proteſtantiſchen Fürſten, zitternd vor dem Kaiſer, ließen ſich ſchweigend dieſe Maaßregeln gefallen; nicht ebenſo die Mitglieder der Liga, welche darin den erſten Verſuch erblickten, ſie gleich den evangeliſchen Ständen unters kaiſerliche Joch zu bringen. Kurbaiern und Mainz beriefen auf den 22. Febr. 1627 einen Bundestag der Liga nach Würzburg, wo Geſandte der drei rheiniſchen Kurfürſten, Maximilian's von Baiern und der Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Augsburg erſchienen [4]). Die erſte Frage, welche hier zur Berathung kam, war: wie man ſich

---

[1]) Wallenſtein's Briefe I, 103, Nro. 32. — [2]) V. d. Decken I, 240. Khevenhiller X, 1630 flg. — [3]) Ein Schreiben aus Prag vom 17. Jan. 1624, in Wallenſtein's Briefen I, 76. — [4]) Stumpf, diplomatiſche Geſchichte der Liga, S. 219 flg.

gegen den Druck friedländiſcher Werbungen ſchützen möge? Einige ſprachen die Anſicht aus, ohne Weiteres Gewalt zu brauchen, und das verderbliche Volk, wenn es nicht in Gutem gehe, mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Andere riethen zu glimpflichern Mitteln: obgleich bisher Vorſtellungen, die man in Wien und bei Wallenſtein ſelbſt gemacht, nichts gefruchtet, ſolle man doch noch einmal den Weg der Güte verſuchen, an den Kaiſer und den Herzog von Friedland ſchreiben. Dieſer Vorſchlag erhielt die Mehrheit der Stimmen; dennoch wurde der Beſchluß gefaßt, einſtweilen, bis Antwort vom Kaiſer komme, ſich der neuen Werbeplätze nach Möglichkeit zu erwehren, jeden kleinen Haufen, ehe er angewachſen, zu zerſtreuen, den bereits geworbenen Völkern Durchzug zu verweigern. Zugleich wurden bedeutende Summen zur Fortſetzung des Krieges verwilligt, endlich erhielten Kurbaiern und Mainz den Auftrag, diejenigen katholiſchen Reichsſtände, die ſich bisher aus Geiz der Liga nicht angeſchloſſen, im Falle fernerer Weigerung mit Gewalt zum Beitritt zu zwingen. Man ſieht: der katholiſche Bund nahm ſchon im Frühjahre 1627 aus Eiferſucht über Wallenſtein eine drohende Stellung gegen den Kaiſer an. Aber weder Ferdinand II. noch ſein Feldhauptmann ließen ſich durch die Vorſtellungen der Ligiſten einſchüchtern. Wallenſtein grief immer weiter um ſich; während er auf der Nordoſtgränze des Reichs Krieg führte, Schleſien, die Mark Brandenburg, Mecklenburg beſetzte, warf er ſein Netz auch über den Südweſten. Unter dem $^{17}/_{27}$. April erhielt Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der die gutmüthige Thorheit hatte, zu Gunſten des geſtürzten Kurpfälzers einen Vermittlungsvorſchlag um den andern beim Wiener Hofe einzureichen, durch den Grafen Egon v. Fürſtenberg die vertrauliche Mittheilung [1]): „Johann Friedrich möge auf ſeiner Hut ſeyn, Wallenſtein habe gegen einen bairiſchen Rath verlauten laſſen, wie er nichts mehr wünſche, als daß der Herzog von Würtemberg einen Mißgriff mache, damit Friedland Gelegenheit hätte, demſelben auf den Hals zu rücken; denn Wallenſtein hege ſtarkes Gelüſte nach dem Beſitze des Würtemberger Landes.“ Dieſe Warnung war nicht grundlos, denn um jene Zeit begannen [2]), vom kaiſerlichen Hofe aufgeſtiftet, die Biſchöfe von Augsburg und Conſtanz Klagen wegen einiger würtembergiſcher, nach dem Paſſauer Vertrag eingezogener Klöſter zu erheben, welche wirklich 2 Jahre ſpäter kraft des Reſtitutionsedikts herausgegeben werden mußten. Auch rückte Mitte Juli ein ſtarker Haufe friedländiſchen Volkes in den ſchwäbiſchen Kreis ein [3]).

---

[1]) Sattler, würtemb. Herzoge VI, 219. — [2]) Daſ. S. 220. — [3]) Ebendaſ.

Doch kehren wir zu den Prager Rüſtungen zurück. Durch Beſtallung [1]) vom $^7/_{17}$. Januar 1627 nahm Wallenſtein den Herrn Georg v. Arnim, welchen wir aus dem letzten preußiſchen Feldzuge des Schwedenkönigs kennen, als kaiſerlichen Oberſten in ſeine Dienſte. Arnim erhielt für den bevorſtehenden Feldzug einen wichtigen Auftrag. Noch immer hatten die durch den Herzog Johann Ernſt von Weimar und durch Mannsfeld in Schleſien zurückgelaſſenen und während des Winters mit allerlei zuſammengelaufenem Volk verſtärkten Beſatzungen eine Reihe feſter Plätze [2]) wie Neiße, Leobſchüz, Kleinglogau, Gleiwitz, Koſel, Teſchen, Ojeſt, Jägerndorf, Troppau, Sternberg u. A. inne. Während nun der Friedländer ſich vorbehielt, mit der Hauptmacht dieſe Feſtungen wegzunehmen, ſollte Arnim ſich der Päſſe in der Mark Brandenburg und der Neumark bemeiſtern, damit dem Feinde der Rückzug nach Mecklenburg und Pommern abgeſchnitten werde. Der Kurfürſt von Brandenburg und der Herzog von Pommern wurden aufgefordert [3]), die Dänen nicht durchbrechen zu laſſen. Anfangs Juni hielt Wallenſtein in Glatz Muſterung über ſein Heer, deſſen Stärke ſich auf 40,000 Mann belief [4]). Schnell wurde Neiße, Leobſchütz, und Jägerndorf eingenommen. Am $\frac{30. \text{Juni}}{10. \text{Juli}}$ fiel Coſel, den $^{20}/_{30}$. deſſelben Monats Troppau. Obgleich den Garniſonen freier Abzug geſtattet war, verſäumte Wallenſtein kein Mittel [5]), die Soldaten für ſeinen Dienſt zu gewinnen. Viele giengen über, gelockt durch guten Sold, oder abgeſchreckt durch die Schwierigkeit, ſich in das entfernte Dänemark durchzuſchlagen. Die letzten Trümmer des däniſchen Heeres ſuchten unter dem General Baudiß durch das benachbarte Polen und durch Pommern nach Holſtein zu entkommen, aber ſie erlitten große Verluſte. Der brandenburgiſche Oberſt Kracht machte ihnen den Uebergang über die Netze ſtreitig. Bei Landsberg an der Warthe ereilte ſie überdieß der kaiſerliche General Pechmann, tödtete ihnen viele Leute und eroberte mehrere Fahnen. Dennoch gelang es dem tapferen Baudiß, ſich mit einem kleinen Reſt ſeiner Leute durchzuſchlagen. Im September ſtieß er vor Glückſtadt mit dem Könige, ſeinem Gebieter, zuſammen [6]).

Die erſte Frucht, welche die Säuberung Schleſiens dem Friedländer trug, war der Gewinn eines neuen Herzogthums [7]). Die Summen, welche Wallenſtein ſeit der letzten Abrechnung für das Heer verwendet, belie-

---

[1]) Wallenſtein's Briefe I, 76 flg. — [2]) Khevenhiller X, 1631 flg. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 92. — [4]) Khevenhiller X, 1633 flg. — [5]) Schreiben an Arnim. Wallenſtein's Briefe I, 95. Nro. 22. — [6]) Von der Decken I, 252. — [7]) Die Beweiſe bei Förſter „Wallenſtein" S. 70 flg.

ſen ſich ſehr hoch, ohne daß der kaiſerliche Schatz etwas zurückerſtattet hätte. Es iſt wahrſcheinlich daß ſich der Herzog vor Eröffnung des Feldzugs ſchleſiſche Lehen an Zahlungsſtatt von Ferdinand ausgebeten; ſeine Abſichten waren auf die Erwerbung des Fürſtenthums Sagan und der Herrſchaft Priebus gerichtet. Unter dem 1. September 1627 wurde ein kaiſerlicher Kaufbrief ausgeſtellt, der ihm Sagan und Priebus um die Summe von 150,850 Gulden zuerkannte. Zwar laſtete eine Schuldenmaſſe von 340,000 Gulden auf dieſen Gütern, nichtsdeſtoweniger übergab ſie ihm Ferdinand II. als freies Eigenthum, obgleich der Kaiſer jene Schulden keineswegs ſelbſt zu übernehmen gedachte. Die Gläubiger wurden, um es kurz zu ſagen, betrogen, indem man auf Befehl des Kaiſers allerlei Anſchuldigungen wegen politiſcher Vergehen gegen ſie hervorſuchte; ſie mußten es noch für ein Glück halten, mit dem Verluſt ihrer Forderungen wegzukommen, und nicht noch obendrein beſondere Geldſtrafen zu bezahlen. Der Kaufbrief vom 1. September 1627 hatte das Herzogthum ſeinem neuen Beſitzer als freies Eigenthum zugeſprochen, aber Wallenſtein zog es vor, daſſelbe vom Kaiſer als Lehen zu empfangen. Ohne Zweifel wollte er dadurch ſeine Anhänglichkeit an das habsburgiſche Haus zur Schau tragen. Wirklich wurde unterm 2. Januar 1628 ſeinem Wunſche gemäß ein Lehnbrief ausgefertigt, der ihm außer andern Nutzungen auch das Recht verlieh, kraft letzten Willens über das Gut zu verfügen.

Fürs Zweite ward in Folge der ſchleſiſchen Siege der Kurfürſt von Brandenburg Georg Wilhelm von dem kaiſerlichen Netze, das ihn ſchon ſeit längerer Zeit umkreiste, vollends verſtrickt. Wir ſind dieſem Fürſten, dem Schwager Guſtav Adolf's, ſchon im polniſchen Kriege mehrfach begegnet. Es iſt jetzt Zeit ihn näher kennen zu lernen. Der Vater Georg Wilhelm's, Hans Sigismund Kurfürſt von Brandenburg, welcher von 1608 bis 1619 regierte, war nicht blos der Union beigetreten, ſondern hatte auch Glauben und Umwälzungs-Plane der Calviniſten angenommen. Es fehlte ſeinem Nachfolger Georg Wilhelm, welcher, geboren 1595, nach ſeines Vaters Tode Ausgangs des Jahres 1619 als 24jähriger Jüngling die Regierung antrat, keineswegs an Luſt, auf dem von Hans Sigismund gebahnten Wege weiter zu wandeln, dennoch erzwangen mehrere gewichtige Urſachen erſt Stillſtand, dann völlige Aenderung der kurbrandenburg'ſchen Politik. Einmal verabſcheute das märkiſche Volk, von ſeinen lutheriſchen Predigern aufgereizt, die calviniſche Religion des Hofes, und legte ſeinen Haß in aller Weiſe, ſelbſt durch Pöbelaufläufe, an den Tag. Sodann fand dieſe Stimmung der Menge einen gefährlichen Rückhalt an gewiſſen weiblichen Mitgliedern der kurfürſtlichen

Familie. Die verwittwete Gemahlin Hans Sigismund's und Mutter Georg Wilhelm's, Anna eine Prinzeſſin von Preußen, welche als Erbtochter von Jülich Anſprüche auf dieſes Herzogthum dem brandenburgiſchen Hauſe zubrachte, war, nachdem ihr Gemahl zum Calvinismus abgefallen, dem Lutherthum treu geblieben, bekannte dieſen Glauben mit Feuereifer und hielt zum großen Aerger des alten Kurfürſten noch andere Frauen des brandenburgiſchen Stammes beim Augsburgſchen Bekenntniſſe zurück [1]). Zwar ſo lange Hans Sigismund lebte, mußte ſie ihre Gefühle bezähmen, obgleich ſie ſchon damals den Verſuch machte, ihren Gemahl zu bewegen, daß er den Staat unter ſeine beide Söhne Georg Wilhelm den Aelteren, und den jüngeren Joachim Sigismund, dem die Mutter ihre Vorliebe zugewandt, weil ſie ihm Neigung zum Lutherthum zutraute, in zwei Hälften theilen ſolle. Hans Sigismund hatte dieſen Plan, der vielleicht für Teutſchland nützlich, aber für das Geſchlecht Hohen-Zollern ſchädlich geweſen wäre, als dem Hausgeſetze zuwider verworfen. Allein nach dem Tode des Gemahls trat Anna, die Schwäche des Nachfolgers kennend, ungeſcheut mit ihrer Geſinnung hervor. Sie machte alsbald einen zweiten Verſuch, dem jüngern Sohne das Herzogthum Preußen zuzuwenden, und ſtand erſt davon ab, als ſie erfuhr, daß auch dieſer Liebling in die Stricke des Calvinismus geſtürzt ſey [2]). Fürs Zweite unterfieng ſie ſich auf eigene Fauſt und hinter dem Rücken ihres Sohnes Kurfürſten dem Lutherthum wieder die Alleinherrſchaft in Berlin und in der Mark zu verſchaffen. Ihr Gemahl hatte den lutheriſchen Prediger Balthaſar Meißner, ohne Zweifel weil dieſer Mann geheimer Ohrenbläſer der Kurfürſtin und Anſtifter jener Umtriebe war, des Landes verwieſen. Nun ließ Anna kurz nach Hans Sigismund's Tode, während der Nachfolger Georg Wilhelm ſich auf einer Reiſe nach Preußen befand, um dort die Huldigung einzunehmen, beſagten Theologen von Wittenberg, wo er eine Profeſſur bekleidete, nach Berlin kommen. Balthaſar Meißner predigte auf dem Schloſſe in den Gemächern der Kurfürſtin, wo viele Berliner zuhörten, wie er die Verſammlung beſchwor, zum Allmächtigen zu flehen, daß Er das Herz des Kurfürſten wieder zum allein wahren Lutherthum wenden, und die calviniſchen Heuſchrecken aus der Mark vertreiben möge. In der Stadt liefen Gerüchte von naher Bekehrung des kurfürſtlichen Hauſes um. Ermuthigt durch den Beifall der Menge wollte Anna ihren Schützling auch in der Peterskirche auftreten laſſen. Aber jetzt ſchlug ſich der von Georg Wilhelm bei ſeiner Abreiſe eingeſetzte Statthalter, Gans

---

[1]) Stenzel Geſchichte des preußiſchen Staates I, 425. — [2]) Daſ. S. 427.

von Puttlitz ins Mittel; er verbot dem Wittenberger Profeſſor das Predigen. Die Kurfürſtin nahm dieß ſehr übel, ſie berief den Statthalter ins Schloß, und drohte ihm und den Geheimenräthen „die Köpfe abzureißen“ wenn ſie ſich nicht ruhig verhielten. Puttlitz erklärte jedoch kaltblütig: der Kurfürſt ſein Gebieter habe befohlen der verwittweten Kurfürſtin ihre Kapelle ungeſtört zu belaſſen, wenn ſie ſich mit ihrem bisherigen lutheriſchen Hofgeiſtlichen begnüge, Anſtellung fremder Prediger dagegen, deren Reden nur Aufruhr im Lande verurſachen würden, könne nicht geduldet werden. Balthaſar Meißner mußte das Feld räumen [1]). Das religiöſe Zerwürfniß zwiſchen Mutter und Sohne übte auch auf die Vermählung Guſtav's Adolf's mit der Schweſter Georg Wilhelm's, der ſchönen Maria Eleonora, großen Einfluß. Georg Wilhelm war der Heirath entgegen, weil er keine Luſt hatte, zu Gunſten des ehrgeizigen Schwedenkönigs ſich mit der Krone Polen, deren Lehen er als Herzog von Preußen trug, zu verfeinden; aber die verwittwete Kurfürſtin begünſtigte den lutheriſchen Bewerber. Guſtav kam im Frühjahr 1620, wie oben gezeigt worden [2]), während der preußiſchen Reiſe des jungen Kurfürſten nach Berlin und ſchloß mit der künftigen Schwiegermutter ab. Als Georg Wilhelm, von der Reiſe zurückgekehrt, fand, daß man hinter ſeinem Rücken eine ſo wichtige Verbindung eingeleitet, gerieth er in heftigen Zorn, vermochte jedoch ſeinen Willen nicht durchzuſetzen. Die Braut ward dem Könige von Schweden zugeſchickt, erhielt aber dafür keine Ausſteuer von ihrem kurfürſtlichen Bruder. Gegen Polen entſchuldigte ſich Georg Wilhelm damit, daß es ihm unmöglich geweſen ſey, der Neigung ſeiner Mutter und Schweſter Gewalt anzuthun [3]).

Man begreift nun, daß eine ſo abgeneigte Stimmung der Menge, verbunden mit der Zwietracht in der eigenen Familie, der neuen Regierung läſtig ſeyn mußte, ſelbſt wenn der Herrſcher Kraft in ſich verſpürt hätte. Aber gerade an letzterer Eigenſchaft fehlte es dem jungen Kurfürſten. Georg Wilhelm war eine vollkommene Null. Die Gewalt lag in den Händen der Partheien, die ſich an dem Berliner Hofe herumtummelten. Je nachdem ein ſtärkerer Wind aus Holland und der Pfalz, oder aber aus Wien und Dresden blies, gewann die eine oder die andere das Uebergewicht. Die Regierungen ſchwacher Herrn lernt man nur aus der Geſchichte ihrer Günſtlinge kennen. Wir müſſen uns daher zu dieſen wenden. Glücklicher Weiſe kennen wir dieſelben durch urkundliche

---

[1]) Daſ. S. 425 flg. — [2]) S. 116. — [3]) Stenzel a. a. O. S. 426 flg.

Mittheilungen [1]) aus dem Berliner Archiv ziemlich genau. Das Herz Georg Wilhelm's beſaß ein junger märkiſcher Edelmann, Curt von Burgsdorf, der mit ihm in einem Jahre (1595) geboren, mit ihm erzogen, mit ihm vom lutheriſchen Glauben zum calviniſchen herübergelockt [2]), gewiſſe Gaben in hohem Grade entwickelte, die heute noch an Höfen Glück machen könnten, aber auch andere, die ſicherlich im 19. Jahrhundert eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen würden. Curt von Burgsdorf war in jenem trinkluſtigen Zeitalter einer der tapferſten — Trinker — er verſtand die ſchwere Kunſt, 18 Maaß Wein auf einen Sitz hinunter zu gurgeln: eine Eigenſchaft, welcher ſich Burgsdorf als einer ſehr nützlichen rühmte. Einſt äußerte [3]) er an der Tafel des Nachfolgers und Sohnes von Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm's I., des ſogenannten großen Kurfürſten: „bei Ihrem Herrn Vater gieng es weit luſtiger zu, als jetzt" (Friedrich Wilhelm beſchränkte nämlich die Verſchwendung, obgleich er mehrere Jahre lang dem Oberkammerherrn Curt von Burgsdorf daſſelbe unbedingte Vertrauen bewies, wie Georg Wilhelm) „da hat man tapfer herum getrunken, und da war dann und wann ein Schloß oder Dorf mit Trinken zu verdienen, und ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, da ich 18 Maaß Wein bei einer Tafel getrunken." Georg Wilhelm liebte ſtarkes Getränke wie Burgsdorf, es iſt daher natürlich, daß die gleiche Leidenſchaft ein Band um beide wob. Doch Burgsdorf gewann die Gunſt ſeines Gebieters noch durch andere Dienſte, er führte ihm Schönheiten zu und war der kurfürſtlichen geheimen oder offenen Vergnügungen täglicher Erfinder und Ordner. Burgsdorf wußte die geſchlechtlichen Ausſchweifungen ſeines Herrn durch einen aus der hohen Politik entnommenen Grundſatz zu rechtfertigen. „Ein Kurfürſt," ſagte [3]) er, „muß ſich auf die Galanterie verlegen, damit er nicht zu viele rechtmäßige Kinder zu Erben bekomme, welche doch nicht alle mit Fürſtenthümern verſorgt werden könnten, ſondern zum Theil Bettel-Prinzen werden müßten." Im Uebrigen entwirft [4]) der Augenzeuge, dem wir folgen, von dem Charakter des kurfürſtlichen Lieblings ein Bild, welches beſonders darum ergötzlich iſt, weil manche noch jetzt in der Mark nicht ausgeſtorbene Züge eingewoben ſind: „Curt von Burgsdorf iſt voll Aufſchneidens, ſowohl in Gegenwart des Kurfürſten als anderer Großen. Ja er rühmt ſich ſogar göttlicher Offenbarungen, wie

---

[1]) J. W. C. Cosmar Beiträge zur Unterſuchung der gegen den Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beſchuldigungen. Berlin 1828. Ein ſehr wichtiges und mit hellem Verſtand geſchriebenes Buch. — [2]) Daſ. Anhang S. 46. — [3]) Daſ. S. 32. — [4]) Daſ. S. 34 flg. passim.

folgender: als er einſt in Teutſchland einen Haufen Reiter geführt, der Gefahr lief geſchlagen zu werden, habe ihn Gott im Traume ermahnt, er ſolle aufbrechen und durchgehen. — Burgsdorf ſpottet und ſchimpft ſtätig auf alle Nachbarn ſeines Kurfürſten, indem er die Schweden Hundsvötter, die Niederländer Haſenköpfe, Pfefferſäcke, Schabehälſe nennt. Er iſt ſo dicht als ein Sieb, kann kein Geheimniß bewahren, wie viel auch dran gelegen. In dem geheimen Rathe, ja in Gegenwart des Kurfürſten, ruft, ſchnarrt, plaudert er ſo laut, daß man's draußen hört, fähret auf und übertäubet einen jeglichen, ja wohl den Kurfürſten ſelbſt, ſo daß alle Beſchlüſſe nach ſeinem Wohlgefallen gefaßt werden und ein Jeder nach ſeiner Pfeiſe tanzen muß. Er iſt ein Mann, der ſein ganzes Leben mit allen Arten von Ausſchweifungen, mit Huren, Vollſaufen, Spielen, Nachtlaufen, Tanzen zugebracht hat. Und doch ſchämt er ſich deſſen nicht, ſondern rühmte ſich einſt an der kurfürſtlichen Tafel, daß er auf einen Abend 80,000 Reichsthaler verſpielte, ſchwörend bei ſeinem Theil am Buche des Lebens (— dieß iſt ſein höchſter Schwur —) daß er dieſelben auch ehrlich bezahlt; item daß er bereits 40 Kerls zu Tode geſoffen und davon erſt unlängſt einen Edelmann an des Kurfürſten zu Sachſen Hofe, item daß er ſolche Stücklein getrieben hätte, die er nicht zu bekennen gedächte, ob er gleich gefoltert würde. — Er hält einen mehr als fürſtlichen Staat, hat unterſchiedliche Ställe voll prinzlicher Pferde, eine Menge von köſtlichen Caroſſen und Wagen. Er hat auch ſeine eigenen Lakayen, Hofjunker, Hofmeiſter, Räthe, Geheimſchreiber, Trompeter und andere dergleichen Diener, als wenn er ein großer Fürſt wäre. Er beſitzt 400 Paar Kleider von herrlichen Zeugen und macht noch täglich neue hinzu. Dabei iſt er ein ſo gräulicher Flucher und Schwörer, daß er darin ſeinen Meiſter nicht findet, hundert tauſend Teufel ſtehen ihm alle Augenblicke zu Gebot. — Gegen ſeinen Herrn und Gebieter trägt er keinen Reſpekt, bleibet wohl ſitzen, wenn der Kurfürſt vor ihm aufrecht ſtehet oder hin und her gehet, läßt denſelben wohl dreimal ein Ding fragen, ehe er antwortet, gleich als ob er der Kurfürſt und dieſer ſein Knecht wäre, erfrecht ſich die Handlungen des Kurfürſten ſelbſt öffentlich zu tadeln, lehnet oftmals im Rath ſich auf den rechten Arm, wenn der Kurfürſt an ſeiner rechten Seite ſitzt, zeigt alſo demſelben ſeinen H...... Er führt die köſtlichſte Tafel. Wann auf des Kurfürſten Tiſche kein Wildprät iſt, beugt ſich ſeine Tafel davon, wann in des Kurfürſten Keller kein einziger Trunk Weins ſich mehr findet, ſo liegt in dem ſeinigen Faß bei Faß, Pipe bei Pipe, Fuder bei Fuder. Dabei hält er den Kurfürſten ſo knapp, daß er oftmals Geld — ſogar zum Spielen — von ihm borgen muß, und ſagt wohl öffentlich aus: ein Günſtling, der ſich behaupten will, müſſe ſolches

thun. Burgsdorf iſt ſo geitzig und eigennützig, als der Teufel ſelbſt, entblödet ſich nicht, durch allerhand böſe Kniffe Geld zu ſchneiden, damit er ſeine Wollüſte unterhalten könne. Seines Herrn Ehre oder Wohlfahrt ſieht er nicht im Geringſten an, bei Prozeſſen läßt er ſich von den Partheien beſtechen, beugt und krümmt die Gerechtigkeit nach dem Willen Deſſen, der ihm das Meiſte giebt. Unter dem Deckmantel ſeines Oberbefehls über die Miliz verſchlingt und ſchindet er des Kurfürſten Mittel. Bei allen Verhandlungen von oder im Namen des Kurfürſten bedingt er erſt einige Tauſend für ſich; — er verkauft die Aemter an Die, welche ihm das Meiſte bieten, ſiehet nicht darnach, ob ſie tüchtig dazu, und ob ſie bittere Papiſten oder Reformirte ſind [1]). Alle Briefe, ſo an den Kurfürſten eingehen, bricht er zuerſt ſtolziglich auf, lieſet ſie und ſendet ſie dem Fürſten, wann's ihm gutdünket, manchmal wohl auch gar nicht, theilt demſelben ſo viel oder ſo wenig mit, als er mag. Seine meiſten Vertrauten ſind der Zauberei verdächtig. Aber er und ſie haben den Kurfürſten dermaßen beſetzt und bewahren ihn ſo genau, daß Niemand ihn kann ſprechen, außer mit ihrem Willen und in Eines oder des Andern Gegenwart; ſo daß man ſagen ſollte, der Kurfürſt ſey ihr Gefangener oder Geißel" u. ſ. w. [2]).

Den Widerpart Burgsdorf's und ſeiner Genoſſen hielt Graf Adam zu Schwarzenberg, kurbrandenburgiſcher geheimer Rath, geboren am Rhein 1584 [3]). Im Lande Jülich begütert, war derſelbe durch die Vererbung dieſes Herzogthums an das Berliner Kurhaus brandenburgiſcher Landſaße geworden, und hatte dem Kürfürſten Hans Sigismund während der langen und gefährlichen Erbſtreitigkeiten wider Willen und Abſicht des teutſchen Kaiſers wichtige Dienſte geleiſtet, weßhalb er auch von Rudolf II. in die Acht erklärt wurde [4]). Deßhalb ſtellte ihn der Kurfürſt als Oberkammerherrn und Mitglied des geheimen Raths mit der für jene Zeiten außerordentlich hohen Beſoldung von 1400 Thalern, Fütterung für 8 Pferde und freier Hoftafel für ſich und 6 Diener an [5]). Schwarzenberg leitete Anfangs nur die Verwaltung des Jülicher Landes, gewann aber auch bald Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten des Kurhauſes. Daß er Katholike war, ſchadete weder dem

[1]) Der Berichterſtatter iſt nämlich ein Calviniſt. — [2]) Dieſe Charakterſchilderung iſt zwar aus Haß ins Schwarze gemalt, aber jeder Zug wird durch urkundliche Beweiſe beſtätigt. Allerdings ſpricht der Zeuge nicht ſowohl von den Zeiten Georg Wilhelm's, ſondern von den erſten Jahren ſeines Sohns, während deren Burgsdorf das alte Anſehen zu behaupten wußte. Aber man begreift, daß der Günſtling unter dem Vater die Unverſchämtheit gelernt hat, die er auch noch unter dem Sohne fort zu üben wagte. — [3]) Cosmar a. a. O. Text S. 16. — [4]) Daſ. S. 19. — [5]) Daſ. S. 23.

Vertrauen, das der Hof ihm ſchenkte, noch brachte es ihm Nachtheil in der Meinung des Volks, denn ſeine Treue gegen den Kurfürſten hatte er, wie geſagt, in den Cleviſchen Händeln erprobt, und der Haß der Menge war damals nicht mehr gegen die Bekenner des alten Glaubens, ſondern gegen die Calviniſten gerichtet. Lieber ſah der Hauſe einen Katholiken in der Umgebung des Herrſchers als jene Reformirte, mit welchen ſeit Hans Sigismund's Uebertritt der Berliner geheime Rath allmählich beſetzt worden war [1]).

Die ganze Amtsführung des Grafen, alle Urkunden, die von ihm vorhanden ſind, liefern den Beweis, daß er ein Mann von durchdringendem Verſtande und großer Thätigkeit war. Selbſt ſeine Gegner geſtehen ihm ſeltene Geſchäftserfahrung und beſonders die Kunſt zu, Fürſten zu behandeln. Man dürfte ihn unter die ausgezeichneten Miniſter zählen, hätte nicht ein Laſter ſeine übrigen guten Eigenſchaften befleckt. Wie ſein Gegner Burgsdorf, war Schwarzenberg habſüchtig, ſchnitt Geld auf alle Weiſe, nahm Geſchenke nicht blos von dem Kurfürſten, der ihn ſogar zum Johanniter Heermeiſter von Sonnenburg machte, ſondern auch von Andern, von niederen Beamten, von Partheien [2]). Indeſſen unterſchied er ſich von Burgsdorf doch wieder nicht blos darin, daß er das Erworbene zuſammenhielt, während Dieſer Alles durchbrachte [3]), ſondern auch darin, daß er nie auf Koſten des Brandenburg'ſchen Staatsvortheils ſich zu bereichern ſuchte, noch in irgend etwas ſeinen Gebieter verrathen hat [4]). Schwarzenberg durchſchaute die wahren Abſichten, Hülfsmittel und Hoffnungen der kalviniſtiſchen Parthei, welche ſeit 1608 an einer völligen Umwälzung Teutſchlands arbeitete, er ſah voraus, daß bei den bevorſtehenden Stürmen, und unter einem

---

[1]) Stenzel a. a. O. S. 425 oben. — [2]) Cosmar Text S. 386 flg. — [3]) Cosmar Anhang S. 38. — [4]) Um den Beweis zu liefern, daß Schwarzenberg kein Verräther war, ſchrieb Cosmar das angeführte Buch, in welchem wirklich alle gegen den Grafen erhobene Beſchuldigungen ſo gründlich widerlegt ſind, daß die Anklagen verſtummen müſſen. In den Preußiſchen Geſchichtsbüchern, die von etwa 1740 bis 1820 erſchienen, figurirt Schwarzenberg als ein Ungeheuer von Schlechtigkeit, das den brandenburg'ſchen Staat an Oeſterreich, an Rom, an die Jeſuiten verkaufte; dagegen wurde in ebendenſelben Schriften ſein Gegner Burgsdorf als ein Ausbund von Tugend, als ein ächter kurfürſtlich brandenburg'ſcher Patriote hingeſtellt. Dieſe Mißgriffe hiſtoriſcher Beredtſamkeit erſcheinen um ſo lächerlicher, wenn man ihre wahre Quelle kennt. Seit König Friedrich II. von Preußen der Kaiſerin Maria Thereſia Schleſien weggenommen, kamen jene Deklamationen in Gang, ſintemalen preußiſcher Patriotismus teutſche Klagen über dieſe That mit einer preußiſchen Gegenrechnung erlogener Beſchuldigungen von Ungerechtigkeiten, welche angeblich das Kaiſerhaus vor 100 Jahren durch Schwarzenberg's Vermittlung am brandenburg'ſchen Kurſtaate verübt habe, abzuweiſen für gut fand. Man ſehe Cosmar S. 420 flg.

Kurfürſten wie Georg Wilhelm, Brandenburg nur durch dieſelbe Politik gerettet werden könne, der auch Sachſen, Lüneburg und Darmſtadt ihr Heil verdankten. Von Anfang an ſtimmte er für Anſchluß an Kaiſer und Reich. Ein beſonderer Umſtand mag nicht ohne Einfluß auf dieſe Anſicht geweſen ſein. Schwarzenberg war kein Märker, ſondern ein teutſcher Edelmann und Reichsgraf. Als ſolcher konnte er nicht wohl Gefallen an Planen tragen, die darauf hinausliefen, in Germanien das Oberſte zu unterſt zu kehren und die alte Verfaſſung des Reichs umzuſtürzen.

Gleichwohl wurden die Warnungen Schwarzenberg's lange Zeit mißachtet. Georg Wilhelm hatte 1616 die Schweſter des Kurpfälzers Friedrich's V., Eliſabetha Charlotta geheirathet. Wie begreiflich, drang ſie in den Gemahl, ihrem Bruder Friedrich Hülfe zu leiſten. Im Rathe des Kurfürſten gewann daher eine dem Kaiſer feindſelige Geſinnung das Uebergewicht. Außer Burgsdorf ſtimmten für Begünſtigung der pfälziſchen Sache die geheimen Räthe Winterfeld, Bellin, Brukmann und Andere. Doch bewirkten die Vorſtellungen Schwarzenberg's, verbunden mit der angebornen Aengſtlichkeit des Kurfürſten Georg Wilhelm, ſo viel, daß der Berliner Hof möglichſt wenig auf's Spiel zu ſetzen und den kurfürſtlichen Schwager mehr mit guten Wünſchen als mit der That zu unterſtützen beſchloß.

Demgemäß ſuchte der Kurfürſt auf der Frankfurter Verſammlung [1]) die Wahl Ferdinand's II. zum teutſchen Kaiſer zu hintertreiben, that den aufrühreriſchen Böhmen mancherlei Vorſchub, erkannte Friedrich V. gleich nach erfolgter Wahl als König von Böhmen an, hinderte nicht, daß ein Prinz des Hauſes, der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, ein Oheim Georg Wilhelm's, für den Winterkönig die Waffen ergriff, ſchickte an Friedrich V. Kriegsvorräthe und geſtattete ihm und ſeinen Verbündeten Werbungen in den Marken [2]): aber dieß war auch Alles. Schon einer ſo mäßigen Hülfeleiſtung legte die widrige Stimmung des Volks Hemmniſſe in den Weg. Als im Sommer 1620 ein Heerhaufe von 2000 verlumpten Engländern unter dem Befehl des Oberſten Andreas Grey durch die Marken dem Böhmen-Könige zu Hülfe zog und Quartier in Berlin begehrte, entwickelte die Berliner Einwohnerſchaft, von lutheriſchen Predigern aufgehezt, wider den Willen des Hofes einen ſpiesbürgerlichen Heldenmuth, dem eben ſo viel Feigheit als Prahlerei beigemiſcht war [3]). Die Bürger beſetzten die Thore, lärmten, zechten eine ganze Nacht, feuerten dabei ihre Handrohre ſo fleißig in die Luft ab, daß jene engliſchen Banden

[1]) Siehe oben S. 309. — [2]) Cosmar a. a. O. S. 45. — [3]) Daſ. Anhang S. 64 flg.

einen Umweg um die Stadt machten. Die Nachricht von der Schlacht bei Prag, welche im November einlief, erregte entgegengeſetzte Gefühle in der Stadt und bei Hofe. In einem Berichte des Brandenburg'ſchen Kanzlers heißt es [1]: „Allhier iſt ein ſolches Frohlocken unter dem gemeinen Haufen über den Verluſt bei Prag, daß es nicht auszuſprechen. Sie ſchnarren und ſchnauben: da ſehe man, daß Gott an den Calviniſten keinen Gefallen trage.“ Der Hof dagegen zitterte, denn er fürchtete kaiſerliche Rache für den Vorſchub, den man dem beſiegten Pfälzer gethan. Durch eine Reihe kläglicher Maaßregeln wollte die Regierung jetzt des Kaiſers Zorn verſöhnen. Man nahm die voreilige Anerkennung Sr. Königl. Majeſtät von Böhmen zurück, man ſchrieb nicht mehr an Friedrich V. um denſelben nicht durch verweigerten Königstitel zu erbittern, ſondern unterhandelte mit ihm mündlich durch Abgeſandte; man beherbergte ihn, des Kurfürſten Schwager, bei ſeiner Ankunft zu Berlin auf der Flucht (1621 im Jan.) nicht auf dem Schloß, ſondern verwies ihn nach dem Marſtalle; man verſagte ſeiner hochſchwangeren Gemahlin fürſtlichen Aufenthalt zu Küſtrin; man verjagte auf Verlangen des Kaiſers nicht blos die geflüchteten böhmiſchen Großen, ſondern trieb auch die Flüchtlinge aus dem Bürgerſtand fort, die in entlegenen Städten der Mark eine neue Heimath ſuchten; man verſagte endlich dem unmündigen Sohn und der Gemahlin des geächteten Markgrafen von Jägerndorf eine Zufluchtsſtätte in brandenburg'ſchen Feſtungen [2]. Gleichwohl vermochten alle dieſe Demüthigungen den kaiſerlichen Hof nicht zu befriedigen. Ferdinand erließ mehrere Schreiben nach Berlin, deren Inhalt der Kanzler Bruckmann in einem Berichte an den Kurfürſten als „hart, ungütig, bedräulich“ bezeichnet [3].

Die Gefahr gieng damals vorüber, weil Kaiſer und Liga zunächſt im ſüdweſtlichen Teutſchland Gegner zu bekämpfen fanden. Aber ſeit Anfang des Jahres 1624 erneuerten ſich die Umtriebe am Berliner Hofe, da Guſtav Adolf von Schweden und König Chriſtian von Dänemark wegen Schilderhebung gegen den Kaiſer unterhandelten. Wiederum trat Schwarzenberg den ſchwediſchen und däniſchen Anträgen entgegen, was Guſtav Adolf ſo erbitterte, daß er im Jahre 1626 den preußiſchen Ständen anrieth [4], gegen den Grafen Schwarzenberg auf dieſelbe Weiſe einzuſchreiten, wie die Böhmen gegen die drei Statthalter zu Prag, d. h. ihn zum Fenſter hinaus zu ſtürzen, oder ihm „Hals und Bein entzwei zu ſchlagen“. Schwarzenberg unterlag abermals, doch bewies der Hof auch jetzt dieſelbe Feigheit, wie früher. Plötzlich unterließen die Berliner

---

[1] Daſ. Text S. 399. — [2] Daſ. S. 408 unten flg. — [3] Daſ. 409. — [4] Daſ. Anhang S. 10 unten.

Prediger das im ganzen Reiche übliche Kirchengebet für den Kaiser [1]). Nachher ergab ſich, daß die geiſtlichen Herrn zwar einen Ehrenſold von 400 Thalern für dieſe Unterlaſſung aber keinen ausdrücklichen Befehl dazu erhalten hatten [2]). Es war ihnen unter der Hand geſteckt worden, den Namen des Kaiſers im Gebete zu übergehen, ſie thaten es gleichſam auf eigene Fauſt. Zu Anfang des Jahrs 1625 begab ſich der geheime Rath Bellin nach London um, wie oben gezeigt worden [3]), in Guſtav Adolf's Namen mit der Krone England zu unterhandeln. Als aber Guſtav ſpäter auf die Theilnahme am däniſchen Kriege verzichtete, ward auch die Kriegsluſt ſeines Brandenburg'ſchen Schwagers herabgeſtimmt. Georg Wilhelm wies die Aufforderung Chriſtian's IV., gemeinſame Sache mit ihm zu machen, zurück [4]); dagegen verſtand er ſich dazu, den Dänen insgeheim Vorſchub zu leiſten: er verſprach ihnen freien Durchzug durch die Mark und Lieferung von Lebensmitteln [5]), ſodann gab er ſeine Schweſter Catharina her, um den Siebenbürger Bethlen für die Sache der Feinde des Kaiſers zu gewinnen. Auch dem Plane dieſer Heirath [6]) widerſetzte ſich Schwarzenberg wiewohl vergeblich. Die Gegner des Grafen fanden jedoch die Einwendungen, welche er erhob, ſo bedenklich, daß ſie auf Mittel ihn zu entfernen ſannen. Unter dem Schein einer Ehre erhielt Schwarzenberg zu Anfang 1626 den Auftrag, die hohe Braut, welche auf's kärglichſte ausgeſtattet war, ihrem ſiebenbürg'ſchen Gemahl in die Arme zu führen [7]). Bald jedoch ſah ſich Georg Wilhelm genöthigt, den Grafen eilends zurückzurufen: er bedurfte ſeines Rathes, denn bereits waren die Früchte des Verfahrens aufgegangen, das der Berliner Hof gegen die Dänen zu beobachten für weiſe erachtet hatte. Ueber das Weitere laſſen wir einen Bericht [8]) ſprechen, der unter dem 31. Juli / 10. Aug. 1626 von Seiten des geheimen Raths den Ständen vorgelegt worden iſt. Hier heißt es: „Zwar ſeyen bei dem Kurfürſten allerlei Verſuche gemacht worden, daß er ſich zur einen oder andern Parthei offen bekennen möge, allein Georg Wilhelm habe ſich verbindlich gemacht von der Neutralität nicht um ein Haar zu weichen. Dennoch ſei im Februar 1626 (während Schwarzenberg die Reiſe nach Siebenbürgen machte) Graf Mannsfeld trotz ſeiner feierlichen, dem geheimen Rathe Winterfeld, welchen man ihm entgegengeſchickt, ertheilten Verſicherung, daß er nicht daran denke, Quartiere im Lande zu beziehen, mit hellen Haufen in die Marken hereingebrochen, habe die Plätze eingenommen, befeſtigt und des Kurfürſten

[1]) Daſ. S. 2. — [2]) Daſ. S. 3. — [3]) S. 485. — [4]) Siehe oben S. 510. — [5]) Cosmar Text S. 410 oben. — [6]) Dieſelbe war von Schwarzenberg's Gegnern eingeleitet worden. Cosmar Text S. 214. — [7]) Daſ. 46. — [8]) Daſ. S. 47.

eigene Leute zum Schanzen gezwungen. Dieſem ſey das däniſche Heer unter General Fuchs gefolgt. Beide Generale wie der König Chriſtian IV. ſelbſt hätten ſich zu guter Mannszucht erboten, aber es ſei nichts davon zu verſpüren geweſen, und auch der verſprochene Erſatz für die Lieferungen nicht erſtattet worden, vielmehr hätten die Mannsfeldiſchen und däniſchen Lanzknechte Kirchen beraubt, Kelche und mit Zinn beſchlagene Taufſteine geſtohlen, viele Dörfer in Aſche gelegt, viele Leute getödtet, verwundet, gegeißelt, geſtockt, gepflockt, viele tauſend Kiſten aufgeſchlagen und ausgeraubt, und zuletzt Alles auf großen Schiffen nach Hamburg geführt, viele tauſend Stück Vieh und ſelbſt altes Eiſen von Ackergeräthſchaften mitfortgenommen. Ja ſeine kurfürſtliche Durchlaucht ſelbſt ſey dem Hochmuth der Fremden nicht entgangen, indem der däniſche Geſandte Mitzlaf in des Kurfürſten eigenem Hauſe erklärt habe: der Kurfürſt möge es wohl oder übel nehmen, der König, ſein Herr, werde doch ſo fortfahren; wer nicht mit ihm ſey, ſey wider ihn."

Nach einer ſolchen Lehre konnte es dem Grafen Schwarzenberg nicht mehr ſchwer werden, den Kurfürſten zu überzeugen, daß die bisher befolgte Politik falſch, und daß nur noch in ſchnellem Anſchluß an den Kaiſer Rettung zu finden ſey. Georg Wilhelm war verſtändig genug, dieß einzuſehen. In einem vertraulichen Schreiben [1]) vom $\frac{\text{22. Juli}}{\text{1. Auguſt}}$ 1626 meldet Schwarzenberg: „der Kurfürſt iſt ſo eben bei mir geweſen, und war ſehr traurig. Wenn dieß Unweſen der Dänen, ſagte er, länger fortdauert, ſo muß ich gar ſchwach werden, denn ich gräme mich ſehr, daß mir meine Lande alſo verdorben und ich alſo geringe geachtet und verhöhnet werde, auch keinen habe, der mir rathe einen Entſchluß zu faſſen. Meine Räthe ſollten es billig thun, auch habe ich oft Sitzungen halten laſſen, aber da ward nichts beſchloſſen, als daß ich bin zur Geduld verwieſen und der Beſſerung vertröſtet worden. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt darüber verlieren ſoll! Sitze ich ſtille, und ſehe meinem Unglück zu, was wird man dann von mir ſagen? Hingegen, ſo lange ich mich wehre und thue, was ich kann, habe ich doch nicht ſolchen Schimpf, und ich glaube nicht, daß der Kaiſer es mir ärger machen wird, als die Dänen und Schweden. Mit allen Räthen ſollte ich billig reden, aber ſie ſind ſchon auf Seite derer, die mich tyranniſiren, daß ich darüber mehr erzürnt und betrübt als getröſtet und eines Entſchluſſes fähig werde. — Hiob's Geduld wird geprieſen, weil er von Gott heimgeſucht ward, die ſich aber von Menſchen ſchinden, und mit Stillſitzen das Ihrige rauben

[1]) Daſ. S. 50 flg.

laſſen, wird kein Hiſtorienſchreiber loben. Alle Welt müßte mich für eine feige Memme halten, wenn ich ſo ganz ſtille ſitzen wollte. Beſſer mit Ehren geſtorben als mit Schande gelebt. Ich habe nur einen Sohn; bleibt der Kaiſer Kaiſer, ſo bleibe ich und mein Sohn wohl auch Kurfürſt, wenn ich mich zum Kaiſer halte. Alſo ſehe ich nichts anderes, als daß ich mich werde zum Kaiſer ſchlagen müſſen, zu der Zeit, da ich noch etwas habe, denn je länger es auſteht, je mehr Dänemark und Schweden um ſich greifen, und ich dann Alles verloren, und ſie meine Lande in ihrer Gewalt haben: was ſoll ich dann thun?"

Freilich war es zu einer ehrenvollen Verſtändigung mit dem Kaiſer ſchon zu ſpät; däniſche Truppen lagen noch immer im Lande, und das vom Grafen Schwarzenberg vorgeſchlagene Mittel, welches allein den Kurfürſten in Stand ſetzen konnte, den Dänen zu verjagen, und aus dem Uebertritt zum Kaiſer Vortheile zu ziehen, mißlang. Längſt drang der Graf darauf, daß man eine Achtung gebietende bewaffnete Macht aufſtellen ſolle; aber die märkiſchen Stände, an welche er ſich wegen dieſer Sache wandte und wenden mußte, verſagten die nöthigen Summen. Unter dem $^{2}/_{12}$. Juni 1627 berichtet [1]) der geheime Rath an den Kurfürſten, der ſich damals in Preußen befand: „Von den Feſtungen im Lande wollen die Stände durchaus nichts hören. Sie ſagen, in den Zeiten wo die Feſtungen erbaut worden, hätten ihre Voreltern das Nöthige hergegeben. Seitdem aber ſeyen über die neun und neunzig Jahre her ſchwere und große Steuern fortwährend erhöht, Zölle und Umgelder erhoben worden, auf daß zur Zeit geſammelt würde, was zur Verſorgung der Feſtungen von Nöthen wäre. Deßhalb achten ſie ſich nicht ſchuldig, etwas zu contribuiren. Viele ſagen: ſie hätten doch keinen Schutz für ihre Güter, wozu ſollten ſie ſich wegen derſelben beſchatzen laſſen, da ſie ihnen doch genommen, verderbt, auch wohl gar eingeäſchert würden. Da ſtänden die Güter, man möchte ſie ihnen nehmen, und noch das Leben dazu."

Faſt wehrlos befand ſich die Mark im Frühjahr 1627, während Wallenſtein mit 40,000 Mann auf der Gränze ſtand. Dieſer ließ dem Kurfürſten nicht einmal Zeit, Anträge zu machen, er that ſelbſt den erſten Griff, indem er zugleich eine tiefe Verachtung gegen Georg Wilhelm an den Tag legte.

Der Burggraf Hannibal von Dohna, welcher damals im Auftrage des Kaiſers mit Kurbrandenburg wegen Anerkennung der bairiſchen Kur unterhandelte, hatte in einem Briefe an den friedländiſchen Oberſten Pechman geäuſſert, es ſey dem Kurfürſten unmöglich, die Mark wider

---

[1]) Daſ. S. 349.

die Dänen zu vertheidigen, weil er mit allen verfügbaren Truppen nach Preußen aufgebrochen ſey. Dieſe Aeuſſerung benützte Wallenſtein als einen Vorwand die Mark mit ſeinen Regimentern zu beſetzen. In einem Schreiben, das er unterm $^{3}/_{13}$. Juni 1627 aus Neiße an den Kurfürſten erließ [1]), ſtellte Wallenſtein die Sache ſo dar, als ob er nur einer dringenden Aufforderung Georg Wilhelm's nachgäbe: „Ich habe aus des Burggrafen zu Dohna Schreiben an den Oberſt Pechman vernommen, was Geſtalt der Kurfürſt, weil er ſeines Volks in Preußen zur Vertheidigung des Landes bedarf und daher die Päſſe in der Mark und an der Oder wider des Königs aus Dänemark Einfall nicht verſehen könne, begehrt habe, daß dieſelben Päſſe mit kaiſerlichem Volk beſetzt würden.“ Er verſichert weiter: „der Kaiſer hätte allergnädigſt befohlen, dem Kurfürſten jeden möglichen Beiſtand zu leiſten, weßhalb er (der Friedländer) den kaiſerlichen Oberſten Arnim, einen brandenburgiſchen Unterthanen, zu beſſerer Verſicherung des Kurfürſten abgefertigt habe, die Städte und Päſſe in der Mark und an der Oder einzunehmen.“

Georg Wilhelm ſollte es noch als eine Gnade anſehen, daß der Kaiſer oder Wallenſtein die brandenburgiſchen Erblande zu beſchützen geruhte. Doch wenn Friedland den Kurfürſten wie einen Unmündigen behandelte, ſo gab er andererſeits den Befehl, mit den Landſtänden und dem Geheimrath zu Berlin vor der Beſetzung zu unterhandeln. Erſt wenn dieſe ſich nicht im Guten fügen würden, ſollte Arnim Gewalt brauchen. Die Dieſem vorgeſchriebene Norm [2]) der Unterhandlungen war jedoch beſonderer Art: „Arnim möge den Ständen verſprechen, daß ſie mit keiner Schatzung belegt würden, bevor ſie ſelbſt darein willigten; nichts deſto weniger müßten ſie die kaiſerlichen Befehlshaber mit nothdürftigem Unterhalt, Eſſen und Trinken verſehen. Zweitens ſollten ſie vor aller Gewaltthätigkeit der Soldaten geſchützt werden. Drittens, wenn die Landſtände dennoch Gefahr fürchteten, möge Arnim die kaiſerlichen Beſatzungen auch in des Kurfürſten und der Stände Eid nehmen laſſen.“ Soweit lauteten die Vorſchriften, welche Arnim vor der Beſetzung des kurfürſtlichen Landes zu beachten hatte. Dann kommt noch eine andere Beſtimmung für ſein ſpäteres Verfahren: „Sobald ſich Arnim aller Städte verſichert und dieſelben mit Beſatzungen wohl verſehen, ſolle er bei den Geheimen Räthen darauf dringen, daß ſie einen Landtag ausſchreiben, um zur Unterhaltung des kaiſerlichen Kriegsvolks eine billige Anlage zu machen. Damit jedoch die Landſtände nicht allzu verdrüßlich würden, dürfe er kein Haar breit von

---

[1]) Förſter Wallenſtein S. 59. — [2]) Daſ. S. 60.

dem Grundſatze abweichen, daß die Contribution gleichmäßig, ſowohl von ihro Liebden des Kurfürſten eigenen Aemtern und Unterthanen, als von den Landſtänden aufgebracht werde."

Alles gieng nach Wunſche. Die Orte, auf deren Beſitz es Wallenſtein abgeſehen, waren Kroßen, Frankfurt an der Oder, Sonnenburg, Landsberg und etliche kleinere Päſſe an der Warthe, endlich die Gränzfeſtungen gegen Mecklenburg [1]). Alle dieſe Plätze wurden dem Friedländer ohne Widerrede übergeben. Auf Schwarzenberg's Anrathen [2]) hatte Georg Wilhelm Befehl gegeben, dem kaiſerlichen Heere Lebensmittel und Munition unentgeldlich zu liefern, „denn da man von den Mannsfeldern nichts bekommen, ſo könne man von dem Kaiſer, dem man verpflichtet ſey, auch nichts verlangen." Wallenſtein ermangelte nicht, durch Worte ſeine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Aus dem Feldlager vor Koſel ſchrieb [3]) er am $^1/_{11}$. Juli 1627 an den Markgrafen Sigismund, welchen Georg Wilhelm als ſeinen Statthalter zurückgelaſſen: „Wir haben aus des Oberſten von Arnim Bericht gern erfahren, wie treulich ſich Euere Liebden um die Sache angenommen, daß die Päſſe in der Mark wohl beſetzt und wider des Feindes Einbruch verwahrt würden; — wir ſagen ganz freundlich Dank für dieſe treue Anhänglichkeit an Ihre kaiſerliche Majeſtät, unſeren allergnädigſten Herrn, und verſichern Dieſelben, ſolches bei höchſtgenannter kaiſerlicher Majeſtät zu rühmen. — Dem Oberſten Arnim ſchicken wir noch etliche tauſend Mann nach, auf daß er auch das Seinige thue, den Feind auf der andern Seite angreife und alſo den Sitz des Krieges aus des Kurfürſten Liebden Länder entferne; — wir erſuchen daher Eure Liebden, Verordnung zu thun, daß des gedachten Oberſten von Arnim Volk mit Proviant verſehen werde. Und dieweilen derſelbe Stück und Munition bedarf, auch Ihro Liebden, der Herr Kurfürſt, ſich durch den Burggrafen von Dohne erboten, ſolches aus dem Zeughaus verabfolgen zu laſſen: als werden Eure Liebden erſucht, ihm, dem Oberſten Arnim, auf ſein Anhalten für kurze Zeit Munition und Stücke herzuleihen, wobei wir verſichern, daß es Eueren Liebden wieder erſtattet werden ſolle."

So nahm man dem Kurfürſten von Brandenburg auch für die Zukunft die Mittel, eine andere Parthei zu ergreifen, indem ſeine Waffenhäuſer ausgeleert wurden. Wallenſtein vergaß ſeine Verſprechungen guter Mannszucht bald, oder vielmehr er war nie geſonnen, ſie zu halten. Seine Völker verheerten die Marken ſo arg, daß Schwarzenberg,

---

[1]) Daſ. — [2]) Cosmar, a. a. O. S. 53. — [3]) Förſter, a. a. O S. 66. und Wallenſtein's Briefe I. S. 97. Nr. 25.

den ſeine Gegner am Hofe als Urheber der Leiden des Landes anklagten, im Auguſt 1628 eine Geſandtſchaft nach Wien übernahm, um neben andern Bitten dem Kaiſer Abführung der friedländiſchen Truppen aus den Marken ans Herz zu legen. Er ward dort überaus gnädig empfangen, der Kaiſer gab ihm in ſeinem kleinen Kabinete ohne alles Ceremoniel im Schlafpelze Gehör und Schwarzenberg ſchrieb nach Hauſe, daß Alles gut gehen werde. Aber er täuſchte ſich. Man zog ihn bis in Oktober mit ſchönen Worten herum, und zuletzt erhielt er nichts als ein Geſchenk für ſich, nämlich eine Anweiſung auf Güter im Werth von 200,000 Gulden, die Wallenſtein ihm in den eroberten Landen zutheilen ſollte. Schwarzenberg war habſüchtig genug, dieſe Gabe, die eigentlich nichts werth war, anzunehmen. Im Uebrigen lieferte ſeine verunglückte Geſandſchaft [1]) den Beweis, daß die Erniedrigung des kurbrandenburg'ſchen Hauſes im Plane des Kaiſers lag.

Nachdem ſein Rücken durch Beſetzung der Marken gedeckt war, zog Wallenſtein Mitte Auguſt über Goldberg, Görliz, Cottbus, Jüterbok, Brandenburg, Havelberg, Dömiz nach der untern Elbe. Anfangs September vereinigte er ſich zu Lauenburg mit Tilly. Die Zuſammenkunft beider Feldherren zeigte einen merkwürdigen Abſtand. Wallenſtein erſchien zu Lauenburg mit glänzendem Gefolge, eine Pracht entfaltend, die mehr einem Fürſten, als einem Generale gebührte. Seltſam ſtach gegen dieſen Pomp das einfache Weſen des bairiſchen Oberfeldherrn ab [2]). Tilly verſäumte es nicht, ſeinen prächtigen Gaſt koſtbar zu bewirthen, wovon das Lauenburgiſche die Koſten tragen mußte, aber bei allen äußerlichen Ehren, die er dem Friedländer erwies, behauptete er ſeine Selbſtſtändigkeit. Wallenſtein wollte als Fürſt geehrt ſeyn, die entſcheidende Stimme im Kriegsrathe führen, den General der Liga als ſeinen Untergebenen behandeln. Tilly ſetzte den Anſprüchen Wallenſtein's eine unerſchütterliche Ruhe entgegen, hielt aber dabei die Rechte ſeines Gebieters, wie ſeine eigenen, mit ſolchem Nachdruck aufrecht, daß alle Beſchlüſſe von Beiden gemeinſchaftlich ausgingen. Ein Augenzeuge, der über die Zuſammenkunft in Lauenburg an den Herzog von Celle berichtete [3]), fügt bei: „ſicherlich werden ſich dieſe beiden Feldherren nicht in die Länge mit einander vertragen."

Ehe die vereinigten Heere ihre gemeinſchaftliche Thätigkeit begannen, hatten Tilly's Feldoberſte das Land zu ſäubern geſucht. Graf Fürſtenberg nahm Nordheim, Stolzenau und Wölpe und ſchickte ſich

---

[1]) Urkundliche Nachrichten darüber bei Cosmar a. a. O. S. 117 flg. — [2]) Von der Decken I., 253. — [3]) Daſ. S. 254.

an Nienburg zu belagern. Unterſtützt wurde er in dieſem Unternehmen durch den General Anholt, der einige noch in der Gegend von Bremen ſtehende däniſche Abtheilungen beobachtete, und von Entſetzung Nienburgs abhielt. Vor der Stadt Bremen hatte nämlich Morgan mit ſeinen ſchottiſchen Regimentern eine verſchanzte Stellung inne, und bei Thedinghauſen lagerten fünf däniſche Reiterregimenter unter dem Generallieutenant Norprecht [1]). Der letztere wurde bald darauf von Anholt geſchlagen, aber der tapfere Morgan behauptete ſich noch zwei Monate vor Bremen, bis endlich der Magiſtrat, dem Beiſpiele Hamburgs folgend, erklärte, man werde die Kanonen auf dem Stadtwalle gegen das ſchottiſche Lager abfeuern, wenn Morgan ſich nicht freiwillig zurückzöge. Dieſer mußte nun die Weſer verlaſſen, er warf ſich in die Feſtung Stade. Nun fiel auch Nienburg nach dreiwöchentlicher Belagerung. Die Lage des Dänenkönigs war verzweifelt; faſt alle Plätze die er ſeit Jahren in Teutſchland beſeſſen, befanden ſich in der Gewalt des Feindes und auf der Gränze der däniſchen Erblande ſtand jetzt ein Heer von 60,000 Mann. Noch einmal verſuchte Chriſtian IV. den Weg der Unterhandlungen, er ſchickte ſeinen Vetter, den Herzog Friederich von Holſtein-Gottorp, in das Hauptquartier zu Lauenburg, um Frieden zu bieten. Aber die Bedingungen, welche beide Feldherren vorſchrieben [2]), waren von der Art, wie ſie nur Sieger diktiren können: „Der König von Dänemark ſolle ſogleich die Waffen niederlegen, auf ſein Kreisoberſtenamt verzichten, das Herzogthum Holſtein und andere vom Kaiſer und Reich erhaltene Lehen herausgeben, die Kriegskoſten und alle während des Kampfes in Teutſchland erlittene Schäden erſetzen, den Sundzoll nach dem alten Satz ermäßigen, und für all dieß Bürgſchaft leiſten.“

Da Chriſtian IV. ſolche Zugeſtändniſſe weder machen konnte noch wollte, ſetzte ſich das vereinigte kaiſerlich-ligiſtiſche Heer in Bewegung. Erſt wurden die Dänen aus ihren Verſchanzungen an der Elbe bei Hamburg vertrieben, dann gieng der Marſch nach Trittow, deſſen Beſatzung ſich ergab, von da nach Pinneberg. Mit ungewohnter Hartnäckigkeit wehrte ſich die Beſatzung dieſes Orts, vor welchem Tilly in den Schenkel verwundet wurde, weßhalb er ſich nach Lauenburg zurückbringen laſſen mußte. Auf die Nachricht von Tilly's Verwundung erließ der Kurfürſt von Baiern an ſeinen Feldherrn ein dringendes Schreiben [3]), worin er ihn beſchwor, in Zukunft ſeine Perſon, „an deren Erhaltung den katholiſchen Kurfürſten und Ständen ſo hoch und viel gelegen

---

[1]) Daſ. 254. — [2]) Londorp, acta publica III. 991. a. unten flg. — [3]) Weſtenrieder, Beiträge VIII. 163.

ſey," beſſer in Obacht zu nehmen. Wallenſtein war über den langen Widerſtand der beiden in Pinneberg befehlenden Hauptleute, welche erſt, nachdem ſie das letzte Pulver verſchoſſen, den Platz überlieferten, ſo erbittert, daß er ihnen Anfangs die Köpfe abſchlagen laſſen wollte, weil ſie wider alle Kriegsregel, ohne Kraut und Loth ſich nach erfolgter Aufforderung nicht ergeben hätten. Der Befehl zu der Hinrichtung war ſchon ausgeſtellt, als er ſich noch beſänftigen ließ, und nun der Beſatzung ſogar freien Abzug bewilligte [1]).

Nach Pinnebergs Falle wurden noch mehrere kleine Orte genommen. Indeſſen hatte der König von Dänemark die Trümmer ſeines Heeres bei Rendsburg zuſammengezogen, um nach dem Verluſte Holſteins wenigſtens das Herzogthum Schleswig zu behaupten. Markgraf Georg Friederich von Baden-Durlach, der, wie früher erzählt worden, ſich von Havelberg durch das Mecklenburg'ſche nach der Inſel Poel geflüchtet hatte und dort Schiffe erwartete, ſollte zu dem König bei Rendsburg ſtoßen. Allein es war ſchon zu ſpät. Den $^{12}/_{22}$. September rückten die Kaiſerlichen mit einer ſtarken Abtheilung vor Rendsburg, worauf der König bis nach Flensburg zurückzog [2]). Rendsburg, der Schlüſſel von Schleswig, wurde ſogleich eingeſchloſſen, der Markgraf von Baden war abgeſchnitten. Wallenſtein ſchickte ſeinen Feldzeugmeiſter den Grafen Schlick ab, denſelben anzugreifen. Den $^{10}/_{20}$. hatte der Markgraf mit ſeinem Heerhaufen von Poel aus in Heiligenhafen auf der Nordküſte von Holſtein gelandet. Am folgenden Tage rückte er bis Oldenburg, in der Abſicht ſich mit dem Könige, den er noch in Rensdburg wähnte, zu vereinigen. Aber unweit Oldenburg verannte ihm Graf Schlick den Weg. Da der Markgraf an Podagra litt, ſo übernahm Herzog Bernhard von Weimar den Befehl und verſchanzte ſich ſo gut er konnte. Gränzenloſer Schrecken herrſchte unter den Dänen, weder Gemeine noch Offiziere wollten ihre Pflicht thun. Als der Angriff am $^{14}/_{24}$. September erfolgte, gieng es ſo ſchlecht, als es unter ſolchen Umſtänden nur gehen kann. Ganze Rotten liefen, an dem Glück Chriſtian's verzweifelnd, zu den Kaiſerlichen über. Wer ſich retten konnte, floh auf die Schiffe, unter dieſen auch der Markgraf von Baden und Bernhard von Weimar; ſie flüchteten mit den traurigen Ueberbleibſeln nach der Inſel Femern.

Bald darauf fiel das Schloß Bredenberg nach hartnäckiger Gegenwehr, weßhalb die Beſatzung über die Klinge ſpringen mußte [3]). Den

---

[1]) Von der Decken I, 255 unten flg. — [2]) Röſe Bernhard I, 126 flg. Von der Decken I, 256. — [3]) Khevenhiller X, 1430.

21. September / 4. Oktober ergab ſich Rendsburg mit Kapitulation [1]); um dieſelbe Zeit wurde Wilſter genommen und das Land der Dithmarſen von den Kaiſerlichen gebrandſchatzt. Dieſer durch ſeine früheren Thaten ſo berühmte Volksſtamm mußte die Freiheit von Einlagerung um die Summe von 300,000 Reichsthalern erkaufen [2]). Von ganz Holſtein befanden ſich nur noch Krempe und Glückſtadt in des Königs Gewalt, dagegen gieng das Herzogthum Schleswig, ſelbſt Jütland vollends ſchnell verloren. Chriſtian IV. ſtand Anfangs Oktobers mit dem Rheingrafen Otto Ludwig, der ſeit Ausbruch des Kriegs im däniſchen Heere diente, bei Flensburg, wo auch Bernhard und die Trümmer der markgräflichen Heeresabtheilung von der Inſel Femern aus zu ihm ſtießen. Als der König hörte, daß der Friedländer mit großer Uebermacht gegen ihn im Anzuge ſey, gab er ſich ſelbſt auf, und floh nach den Inſeln hinüber. Der eben genannte Rheingraf Otto Ludwig blieb mit etwa 7000 Mann zurück, um eine Sache noch länger zu vertheidigen, die der Monarch aufgegeben. Was ſollte er thun? Er zog zuerſt nach Koldingen, von da nach Viborg zurück. Als den fliehenden Dänen der Graf Schlick auch bis dorthin auf dem Fuße nachfolgte, löſten ſie ſich in zwei Haufen auf; der eine flüchtete über Aalborg nach der ſogenannten Halsſchanze auf der nördlichen Spitze von Jütland, wo er zur Uebergabe gezwungen wurde. Der andere ſchlug ſich unter der Anführung des Rheingrafen, bei dem auch Bernhard von Weimar war, nach Aarhus durch, und entkam glücklich zu Schiffe nach der Inſel Fünen, wo ſich der König befand: es gab kein däniſches Landheer mehr [3]). Im Schloſſe Dalum auf Fünen hielt Chriſtian IV. Kriegsgericht über Diejenigen, welche er bezüchtigte die letzten Unglücksfälle verurſacht zu haben. Der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden wurde angeklagt Schuld an der Niederlage von Oldenburg zu ſeyn. Er ſollte vor einer Verſammlung däniſcher Reichsräthe Rechenſchaft ablegen. Georg Friedrich verwarf dieſes Gericht, weil er als teutſcher Reichsfürſt nur vor Gott und dem Kaiſer verantwortlich ſey; hingegen rechtfertigte er ſich vor dem König. Die Schuld blieb auf dem königlichen Generalkriegscommiſſär Mizlaf laſten. Derſelbe ward zum Tode verurtheilt, doch verwandelte der König ſeine Strafe in ewige Verbannung [3]). Bald darauf verließen Bernhard von Weimar und Georg Friederich von Baden den däniſchen Dienſt und begaben ſich nach Holland. Der Markgraf gieng ſpäter in die Heimath zurück, und verzichtete auf fernere Waffenthaten; er ſtarb den $^{14}/_{24}$. September 1638 zu Straß-

[1]) Röſe Bernhard I, 128. — [2]) Von der Decken I, 259. — [3]) Röſe a. a. O. S. 128.

burg [1]). Dem Herzoge von Weimar werden wir ſpäter im Schwedenkriege begegnen.

Gegen Ende des Jahres fiel Wolfenbüttel, die letzte von den Dänen auf braunſchweigiſchem Boden beſetzte Feſte, in Pappenheim's Hände. Die Garniſon hielt eine viermonatliche Belagerung mit großer Tapferkeit aus, welche einigermaßen die tief geſunkene Ehre der däniſchen Waffen wiederherſtellte. Der Befehlshaber, Graf Solms, ergriff, um der Hungersnoth unter ſeinen Truppen zu ſteuern, die grauſamſten Mittel gegen die Bürger und ließ aus dem Silberzeuge, das er im Schloſſe fand, Geld ſchlagen. Als die Uebergabe unvermeidlich war, als Mangel in der Stadt wüthete und Graf Pappenheim, der mit 12,000 Mann den Ort belagerte, durch Abdämmung der Oker das Waſſer bis in die untern Stockwerke der Häuſer getrieben hatte, verließ Solms heimlich die Stadt, um die Kapitulation nicht unterſchreiben zu müſſen. Sein Nachfolger im Oberbefehl, Graf Lohe, erhielt freien Abzug für die Beſatzung, welche jedoch auseinander lief. Herzog Ulrich Friedrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel hatte den Grafen Pappenheim bei der Belagerung ſeiner eigenen Hauptſtadt nach Kräften unterſtützt, theils um ſein früheres Bündniß mit dem König von Dänemark durch jetzigen Eifer vergeſſen zu machen, theils weil er hoffte, nach erfolgter Eroberung ſeine Stadt wieder zu bekommen. Er täuſchte ſich. Als er nach der Einnahme flehentlich um Einräumung ſeiner Reſidenz bat, wurde er von Pappenheim abgewieſen [2]). Bald ſollte er noch trübere Erfahrungen machen. Die Zeit war gekommen, wo, wie Schiller ſagt, der Degen Alles galt, und ein glücklicher Soldat kühn wegſchreiten durfte über der Fürſten Häupter.

Indeſſen hatten die beiden katholiſchen Heere Kantonirungen bezogen. Bei dieſem Anlaß kam es zu Streitigkeiten zwiſchen Tilly und Wallenſtein. Jener verlangte im Auftrage ſeines Gebieters, des Kurfürſten von Baiern, daß ſeinem Heere Mecklenburg zugetheilt werde. Wallenſtein, der das Herzogthum inne hatte, ſchlug das Anſinnen Tilly's rund ab; in einem Briefe [3]) an Arnim legte er dem ligiſtiſchen Feldherrn die Abſicht unter, das Erbe der mecklenburger Herzoge für eigene Rechnung berupfen zu wollen. Der Sinn jener Forderung war noch feindſeliger gegen Wallenſtein, als dieſer damals ſelbſt vermuthete. Kurfürſt Maximilian von Baiern wollte einen geheimen Plan, von dem er unterrichtet war, nämlich die Vergabung Mecklenburgs an Friedland

[1]) Daſ. S. 130 u. 354. — [2]) Von der Decken I, 259 unten flg. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 111 Nr. 41.

hintertreiben. Wäre es Tilly gelungen, Mecklenburg zu beſetzen, ſo würden die Herzoge ihres Stammguts nicht beraubt worden ſeyn. Allein der bairiſche Verſuch, die Mecklenburger Fürſten zu retten, ſcheiterte an der Feſtigkeit Wallenſtein's. Bald fand ſich eine günſtige Gelegenheit, den ligiſtiſchen Oberfeldherrn auf andere Weiſe zu befriedigen. Das Gerücht hatte ſich verbreitet, daß die Holländer einen Einfall in das braunſchweigiſche Gebiet beabſichtigen. Tilly ward daher von den Kaiſerlichen aufgefordert, das Bisthum Bremen und die Weſer zu beſetzen. Der bairiſche Feldherr willigte zuletzt ein, weil er in jenen Provinzen allein ſchalten und walten durfte, während er in Holſtein und Mecklenburg Quartiere, Gewalt und Beute mit den Kaiſerlichen hätte theilen müſſen [1]).

Wallenſtein verlegte ſeine Regimenter von Jütland an durch Schleswig, Holſtein, Pommern, Mecklenburg, das kurbrandenburgiſche Gebiet in die Winterquartiere. Hart wurden beſonders die Marken mitgenommen. Da Georg Wilhelm noch immer in Preußen weilte, verſuchte ſein Statthalter Sigismund Alles, um die Einlagerungen zu ermäßigen. Aber vergeblich, nicht einmal die Anordnung der Quartiere wurde ihm überlaſſen. Wallenſtein befahl, in welche Orte die einzelnen Regimenter zu verlegen ſeyen. Den Sold derſelben mußten die Einwohner übernehmen. Für jeden Fußknecht ſollten monatlich 7 Gulden, für einen Reiter 12 — 15 Gulden bezahlt werden; der Vorſchrift gemäß mußten die Soldaten für dieſe Summe ſich ſelbſt beköſtigen, aber in der Wirklichkeit war es anders: ſie nahmen das Geld von den Bürgern, und preßten ihnen noch dazu die Koſt ab. Die Oberſten trieben auch für eigene Rechnung Brandſchatzungen ein. Beſonders zeichneten ſich die Oberſten Torquato Conti und Montecuculi durch zügelloſe Habſucht aus. Der Letztgenannte ließ den verſammelten Ständen der Neumark im Dezember 1627 ankündigen, daß ſie für ſeine 12 Kompagnien ſammt dem Stabe monatlich 29,520 Gulden, für ſeine Tafel 1,200 Gulden, für die Tafel eines jeden Oberſtlieutenants 600 Gulden zu bezahlen hätten. Die Stände brachten nur 24,720 Gulden auf, das Uebrige raubte Montecuculi mit Gewalt. Ein anderer Oberſt, Hepburn, ließ ſich von mehreren Städten der Mittelmark monatlich 7,900 Gulden, der Oberſte Fahrenbach von der Stadt Ruppin wöchentlich 2,000 Gulden bezahlen. Man hat berechnet, daß die kurbrandenburgiſchen Lande von den Kaiſerlichen in den Jahren 1627 — 1630 um 20 Millionen Gulden gebrandſchatzt wurden [2]). Zwar finden ſich häufige Beiſpiele, daß

---

[1]) Von der Decken I, 261. — [2]) Wallenſtein's Briefe I, 66 flg. Stenzel a. a. O. I, 472.

Wallenſtein Offiziere und ſelbſt Oberſten, die es gar zu bunt trieben, ſtreng beſtrafte; in ſeinen Briefen an Arnim befiehlt er, ſolche Herren am Kopfe zu nehmen; mancher Namen ließ er an den Galgen ſchlagen, andere jagte er ſchimpflich fort und löste ihre Kompagnien auf. Allein wenn dieſe Strenge auch die Ausſchweifungen im Ganzen innerhalb eines gewiſſen Maaßes zurücktrieb, ſo hörten die Plackereien im Einzelnen doch nicht auf. Wie hätte die Soldateska den Bürger ſchonen ſollen, da ſie das Beiſpiel ihres eigenen Feldherrn vor Augen hatte, der für ſeine Kaſſe ſo viel erpreßte, als möglich, ja der dem Kurfürſten von Brandenburg, dem angeblichen Freunde des Kaiſers, förmlich verbot, Steuern von ſeinen Unterthanen einzuziehen! Der fürchterliche Grundſatz: „Wehe dem Beſiegten" galt in ſeinem ganzen Umfange. Wallenſtein behandelte die Reichsfürſten als natürliche Feinde des Kaiſers, als Rebellen, die, wenn auch aus augenblicklicher Furcht ſich unter ſeinen Willen beugend, doch bei jeder günſtigen Gelegenheit bereit wären, wider denſelben aufzuſtehen. Um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, ihre böſen Abſichten je wieder durch die That zu bekräftigen, hielt er es für ſtaatsklug ihre Unterthanen bis aufs Blut auszuſaugen, damit den Fürſten die Mittel künftigen Widerſtandes entzogen würden.

Während des Winters trieb [1]) Wallenſtein ſeinen Vertrauten Arnim unabläßig die auf der Küſte Mecklenburgs gelegenen Hafenplätze Wismar und Roſtock, welche reichsſtädtiſche Rechte beſaßen und bisher keine kaiſerlichen Beſatzungen aufgenommen hatten, zur Uebergabe zu nöthigen. Das platte Land dagegen befahl er mit Einquartierungen zu verſchonen, weil er Mecklenburg ſchon als ſein Eigenthum betrachtete. Zugleich ließ er Pommern beſetzen, damit er des Nachbarlandes deſto ſicherer wäre. Alle Bitten und Gegenvorſtellungen des Herzogs Bogislas XIV. von Pommern fruchteten nichts [2]). Schon damals fürchtete Wallenſtein, in ſeinen Planen durch Guſtav Adolf geſtört zu werden. Ueber die Maaßregeln, die er gegen den Schwedenkönig ergriff, werden wir ſpäter berichten. Wallenſtein trachtete bereits nach Schiffen, um im Fall der Noth zur See den Dänen oder Schweden die Spitze bieten zu können. Unter dem $\frac{\text{27. Oktober}}{\text{6. November}}$ 1627 ſchrieb [3]) er an Arnim: „die Seeſtädte müſſen Kriegsſchiffe ausrüſten, denn ich will aufs Jahr ſtark zur See ſeyn." Im Dezember begab ſich Friedland nach Böhmen, wo er mit Kaiſer Ferdinand II. zuſammentraf. Dort gieng ſein Wunſch wegen Mecklenburgs in Erfüllung.

---

[1]) Daſ. S. 68 u. 135 Nr. 68. — [2]) Daſ. Briefe Nr. 59. 60. 62. 83. 84. — [3]) Daſ. Nr. 61.

Wir behalten uns vor, der Verhandlungen, welche der Mecklenburger Belehnung vorangiengen, an einem andern Orte zu gedenken. Unter dem $^{5}/_{15}$. Januar 1628 ſchrieb [1]) Wallenſtein an Arnim: „die Sache mit Mechelburg iſt ſchon in der Feder; in Kurzem wirds ausbrechen.“ So war es auch. Den $^{9}/_{19}$. Januar ernannte [2]) Kaiſer Ferdinand II. Friedland zum Reichsfürſten, und erkannte ihm das Herzogthum Mecklenburg, vorerſt als Pfandſchaft für die von ihm in des Kaiſers Dienſt ausgelegten Kriegskoſten zu. Ein kaiſerlicher Erlaß [3]) vom 1. Februar deſſelben Jahres erklärte die beiden früheren Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friederich und Johann Albrecht, ihrer Länder verluſtig: „weil ſie die kaiſerliche Ermahnung, ſich mit dem Könige von Dänemark nicht einzulaſſen, verächtlich in den Wind geſchlagen, in der Verſchwörung wider das heil. römiſche Reich halsſtarrig verharrt, und ſogar Urſache geweſen, daß der Türke, der Erbfeind des chriſtlichen Namens, in das Spiel gezogen worden ſey.“ Der Friedländer genoß die Ehre, an dem Tage ſeiner Erhebung (den 19. Januar), in Gegenwart des Kaiſers ſein Haupt mit dem herzoglichen Hute bedecken zu dürfen.

Noch war der däniſche Krieg nicht völlig beendigt. Dem Feldherrn der Liga blieb die Aufgabe übrig, in einem neuen Feldzug die Feſtungen Krempe, Glückſtadt, Stade, die ſich noch in der Gewalt däniſcher Beſatzungen befanden, zu erobern. Wallenſtein mußte das neu erworbene Herzogthum Mecklenburg ſichern und die Plätze an der See nehmen. Von der Waſſerſeite her drohte ihm Gefahr. Daher kommt es, daß der Feldzug von 1628 den in der Geſchichte teutſcher Waffen ſonſt ſeltenen Charakter einer Verbindung des Land- und Seekriegs trägt. Anfangs Februar [4]) 1628 wurde Wallenſtein vom Kaiſer zum General [5]) des oceaniſchen und baltiſchen Meeres ernannt. Friedland ſcheint geglaubt zu haben, wenn ihm erſt die Herrſchaft des Meeres übertragen ſey, werden ſich die Schiffe von ſelbſt finden. Hierin täuſchte er ſich. Da er durch Geſchäfte in Böhmen zurückgehalten war, übertrug er einſtweilen die Leitung des Kriegs ſeinem Vertrauten, Arnim, dem er unter dem $^{20}/_{30}$. April die Beſtallung zum kaiſerlichen Feldmarſchall auswirkte [6]). Arnim erhielt wiederholte Befehle [7]), ſich der Hafenſtädte Wismar und Roſtock zu bemächtigen und Citadellen in beiden Orten anzulegen. Nicht weniger wichtig als den Beſitz von Wismar und Roſtock fand Friedland die

[1]) Daſ. S. 274. Nr. 136. — [2]) Khevenhiller XI, 67. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, S. 291 flg. Nr. 155. — [4]) In Wallenſtein's Briefen I, 297 erhält er bereits im Februar dieſen Titel. Die Beſtallung ſelbſt iſt jedoch erſt unter dem $^{11}/_{21}$. April 1628 ausgefertigt worden, daſ. II, 10 flg. — [5]) Der Name Admiral war damals in Teutſchland noch nicht üblich. — [6]) Daſ. I, 329 flg. Nr. 187. — [7]) Daſ. Nr. 141. 190. 191.

Eroberung der benachbarten pommeriſchen Stadt Stralſund. Denn wenn er ſie nicht in ſeine Gewalt bekam, konnten leicht von dort aus die Dänen oder Schweden ihn aus Mecklenburg vertreiben. Er beſchloß daher um jeden Preis Stralſund zu nehmen, aber zum erſtenmal in ſeinem Leben ſtieß er hier auf unüberwindlichen Widerſtand. Der Krieg wider den Kaiſer, den bisher der teutſche Reichsadel geführt, trug ſeit ſeinem Ausbruche ſo ziemlich den Charakter eines kühlen Spiels, in dem ſich jeder Theil ſo wenig als möglich blos zu geben ſuchte; jetzt aber zeigte ſich, was eine verzweifelte Bürgerſchaft vermag, die für Eigenthum und Heerd ficht.

Die Stadt Stralſund, damals dem Hanſebunde einverleibt, liegt an einer Meeresenge, welche die Inſel Rügen von dem feſten Lande ſcheidet, und kaum eine Stunde breit iſt. Die Stadt bildete ein Dreieck, deſſen Grundlinie das Meer beſpülte, die zwei andern dem Lande zugekehrten Seiten ſchützte ein 300 — 600 Schritt breiter See. Drei Dämme, die zu den drei Thoren an den Spitzen des Dreiecks führten, waren die einzigen Zugänge, ſie ſchieden zugleich den See vom Meere, und ihn ſelbſt in zwei Theile. Die Befeſtigung war einfach: mehrere Baſteien, Erdwälle, unten mit Mauern ausgefüttert, hinter ihnen die noch ältere Stadtmauer mit ihren Thürmen. Außenwerke ſtanden theils auf den drei Dämmen, theils vor denſelben; namentlich wurde das ſüdlich am Meer gelegene Frankenthor durch ein Hornwerk gedeckt. Zwiſchen der Stadt und der Inſel Rügen, doch etwas ſüdlich, liegt der Dänholm, eine kleine flache Inſel, von welcher aus der Stadthafen beſtrichen werden kann. Sie war zur Zeit der Belagerung ohne Schanzen, und erhielt erſt im Laufe derſelben etliche Werke. Der Boden rund um die Stadt iſt eben, nur durch einige Bäche und einen kleinen Hügel vor dem Frankenthore unterbrochen. Die Zahl der Einwohner belief ſich auf ungefähr 18,000, die ſich von Handel und Schifffahrt nährten. Stralſund ſtand unter pommeriſcher Landeshoheit, war aber zugleich mit großen faſt reichsſtädtiſchen Freiheiten begabt, und regierte ſich, die landſtändiſchen Abgaben abgerechnet, ſelber. Die Macht lag in den Händen des Rathes, deſſen Mitglieder, aus den reichſten Einwohnern gewählt, als ängſtliche Rechner ſich vor entſchiedenen Maaßregeln fürchteten und gerne eine Mittelſtraße eingeſchlagen hätten. Daher kam es, daß die Gemeinde einen dreifachen Kampf für ihre Unabhängigkeit mit dem Feinde vor den Thoren, mit den furchtſamen Rückſichten ihres Landesherrn, des Herzogs von Pommern, mit der Aengſtlichkeit der Stadtbehörden beſtehen mußte.

Schon Ende November 1627 hatte Arnim die Inſel Rügen mit Volk beſetzt. Mitte Dezember forderte er den Stralſunder Rath auf,

entweder kaiſerliches Volk in die Stadt einzunehmen oder Quartierfreiheit mit 150,000 Reichsthalern zu erkaufen [1]). Der Magiſtrat wies dieſes Anſinnen ab, ſuchte aber durch weitere Unterhandlungen beſſere Bedingungen zu erlangen. Arnim dagegen drohte. Nun begann man ſich in der Stadt zu rüſten. Ein früher in däniſchen Dienſten geſtandener Offizier, Volkmann, erhielt den Befehl über die Beſatzung, welche man durch geworbenes Volk verſtärkte; die Werke wurden ausgebeſſert, Vorräthe angelegt, die Stadtkanonen auf die Schanzen geführt. Ende Januar ſchickte Arnim den Oberſten Sparre in die Stadt mit folgenden [2]) Forderungen: „die friſch geworbenen Soldaten ſollen abgedankt, die Feſtungswerke geſchleift, und ſogleich 60,000 Thaler erlegt werden, weil kaiſerliche Majeſtät Geldes benöthigt ſey." Außerdem verlangte Sparre Beſchlagnahme von 8 in Stralſund angekommenen ſchwediſchen Feldſtücken [3]), Ablieferung von 2 halben Karthaunen und eben ſo vielen Zwölfpfündern, endlich noch etliche tauſend Ellen Tuch, Sammt, Atlas u. ſ. w. Man ſah hinter dieſen Forderungen allzu deutlich die Abſicht, den Bürgern erſt ihr Geld und ihre Waffen zu nehmen, um die Wehrloſen hintendrein deſto ſicherer unterdrücken zu können. Von der Bürgerſchaft gezwungen, gab der Rath die muthige Antwort: „was die Behauptung betreffe, daß Seine kaiſerliche Majeſtät Geld brauche, ſo könnten ſie ihr nur dann glauben, wenn ſie des Kaiſers Unterſchrift und Siegel ſehen würden; 30,000 Thaler wären ſie übrigens zu zahlen bereit, aber nur gegen hinreichende Bürgſchaft, daß man die Stadt für die Zukunft in Ruhe laſſe." Sparre mochte drohen und fluchen, ſo viel ihm beliebte, mit dieſem Beſcheid und ohne Geld mußte er gehen. Nun zog Arnim immer mehr Volk in die Nähe der Stadt. Während er in ſeinen Briefen an den Rath eine gemäßigte Sprache führte, ließ er den $^{3}/_{13}$. Februar plötzlich den Dänholm beſetzen und Batterien auf dieſer kleinen Inſel aufführen. In der Stadt hatte man Tags zuvor darüber berathſchlagt, ob man den Kaiſerlichen nicht zuvorkommen ſollte; aber während die Bürger ſich beſprachen, handelte Arnim. Deſto entſchloſſener zeigten ſie ſich jetzt, nachdem die Feindſeligkeiten eröffnet waren. Scheunen vor der Stadt wurden angezündet, damit ſie nicht den Kaiſerlichen zur Schutzwehr dienen möchten, und ein bewaffnetes Fahrzeug gegen die kleine Inſel ausgeſchickt; zugleich erhoben die Vorſtädter und das Schiffervolk vom Lande her Gewehrfeuer gegen

---

[1]) Zober, Geſchichte der Belagerung Stralſunds. S. 23. — [2]) Zober a. a. O. S. 31 flg. u. Wallenſtein's Briefe I, 202 flg. — [3]) Man ſehe oben S. 191. Wir benützen dieſe Gelegenheit um einen daſelbſt eingeſchlichenen Fehler zu verbeſſern. Statt 60 ſoll es dort 8 heißen.

die Beſatzung des Dänholm, ein kaiſerlicher Korporal mit 20 Mann fiel in die Hände der Stralſunder [1]). Dem Magiſtrate graute jedoch vor den Folgen der begonnenen Feindſeligkeiten, er ſchickte von Neuem Boten an den kaiſerlichen General, um die letzten Vorfälle zu entſchuldigen. Indeß kamen auch Abgeordnete der pommeriſchen Ritterſchaft und boten ihre Vermittelung an. Aber die Bürgerſchaft mißtraute den Herren vom Adel, weil ſie auf dem letzten pommeriſchen Landtag geäußert [2]): „man müſſe der Stadt Stralſund eine Brille auf die Naſe ſetzen; es ſei ſchon recht, wenn ſie kaiſerliche Beſatzung erhalte.“ Andererſeits ſpannte Arnim, da er die Aengſtlichkeit des Raths bemerkte, ſeine Forderungen noch höher. „Das kaiſerliche Volk,“ ſagte er, „kann für jetzt Ehrenhalber aus dem Dänholm nicht abgeführt werden, hingegen wolle er der Stadt das letzt begangene Vergehen verzeihen, wenn ſie ſogleich 30,000 und in gewiſſen Terminen nachher noch 50,000 Reichsthaler bezahle.“ Den $^{11}/_{21}$. Februar 1628 wurde wirklich ein Vertrag [3]) zu Greifswalde abgeſchloſſen, kraft deſſen der Dänholm von den Kaiſerlichen beſetzt bleiben, und die Stadt eine Abſchlagszahlung von 30,000 Thalern machen ſollte. Ueber eine künftige Räumung des Dänholms verſprach Arnim erſt Befehle von dem Herzog von Friedland einzuholen. Weiter bedang er aus, „daß die ſtralſund'ſchen Schiffe beim Ein- und Auslaufen, zum Beweiſe ihrer allerunterthänigſten Ehrfurcht gegen den Kaiſer, die Segel ſtets tief ſtreichen ſollten.“

Am folgenden Tage (den $^{12}/_{22}$. Februar) erſchien der Oberſt Sparre in der Stadt und nahm die 30,000 Thaler in Empfang. Aber wegen einer andern Forderung brachen neue Mißhelligkeiten aus. Der Vertrag von Greifswalde enthielt die Beſtimmung, daß zwei Feldſtücke den Abgeordneten Arnim's überlaſſen werden ſollten; als nun Sparre dieſelbe in Empfang nehmen wollte, rottete ſich die Menge zuſammen und warf die Kanonen in den Stadtgraben. Das Mißtrauen der Bürger gegen den Rath war aufs höchſte geſtiegen, ſie argwöhnten, der Magiſtrat habe für das Verſprechen perſönlicher Sicherheit die Stadt verrathen. Eine Verſammlung der Bürger wurde daher gehalten und eine Schrift an den Magiſtrat ausgefertigt, in welcher das verſammelte Volk ſeine Mißbilligung der furchtſamen Rathſchläge des Magiſtrats ausſprach, und die Drohung beifügte, Alles gehen und ſtehen zu laſſen, auf die Schiffe zu ſteigen, und anderwärts Heil zu ſuchen, wenn der Rath nicht für die Zukunft im Einklang mit den Anſichten der Bürgerſchaft handle. Mit Mühe gelang

---

[1]) Zober a. a. O. 42 u. 43. u. Wallenſtein's Briefe I, 207. — [2]) Daſ. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 209.

es dem vom Volke verehrten Bürgermeiſter Steinwig, den Zorn der aufgeregten Menge zu beſchwichtigen. Erſt als der Magiſtrat ſich dazu verſtand, daß bei allen Verhandlungen, welche gemeine Stadt beträfen, vier Bürger aus jedem Stadtviertel den Rathsſitzungen beiwohnen ſollten, ward die Ruhe wieder hergeſtellt. Dieſen ihren Sieg benützend, ſetzte die Volkspartei noch durch, daß die ganze Einwohnerſchaft mit Waffen verſehen, und im Gebrauche derſelben geübt werden müſſe. Man ſchloß mit einem Danziger Stückgießer Verträge wegen Lieferung von grobem Geſchütz ab, und Anfang März veranſtalteten die Bürger eine Sammlung von metalliſchen Beiträgen[1]).

Indeſſen hatte ſich Arnim an den Herzog von Pommern gewandt, und von ihm Bändigung der widerſpenſtigen Stadt verlangt. Die Räthe des Herzogs verfielen auf ein ziemlich plumpes Mittel, ſie machten den Stralſundern das Anſinnen, entweder pommerſche Garniſon in die Stadt aufzunehmen, oder ihre Soldaten dem Herzoge Treue ſchwören zu laſſen. Wären die Bürger in die Falle gegangen, ſo hätte Wallenſtein die Stadt in ſeiner Gewalt gehabt, weil der Herzog von Pommern thun mußte, was Friedland verlangte. Die Stralſunder wieſen jedoch den Antrag ab: „es würde ihrer Stadt zur Verkleinerung und ſtetigem Hader gereichen, wenn die Soldaten dem Herzoge zugleich ſchwören ſollten.“ Um dieſe Zeit erhielt die bedrängte Stadt das erſte Verſprechen auswärtiger Hülfe. König Chriſtiern IV. von Dänemark gewahrte mit Vergnügen, daß Stralſund einen Feind beſchäftigte, dem er ſelbſt erlegen war. Er kam den Bitten des Raths zuvor; den $^{5}/_{15}$. März erſchien Dr. Johann Steinberg als ſein Abgeordneter in der Stadt, munterte den Rath zu hartnäckigem Widerſtande auf, und verſprach däniſche Unterſtützung. Bald darauf ſchritt man zum Angriff auf den Dänholm. Durch bewaffnete Fahrzeuge wurde der daſelbſt befindlichen Garniſon, welche bisher die nöthigen Lebensmittel aus der Inſel Rügen erhalten, jede Verbindung abgeſchnitten. Arnim hatte keine Schiffe; wie hoch er ſich auch vermaß, Rache an der Stadt zu nehmen, die Bürger ließen ſich nicht einſchüchtern; den $^{5}/_{15}$. April mußte der kaiſerliche Hauptmann Schellendorf, der auf dem Dänholm den Befehl führte, durch Hunger zur Uebergabe genöthigt, die Inſel räumen; er erhielt freien Abzug nach Rügen[2]).

Unter dem Einfluſſe dieſes glücklichen Erfolgs bereitete man in der Stadt einen jener feierlichen Akte vor, welche ſo geignet ſind in aufgeregter

---

1) Zober 58 flg. Wallenſtein's Briefe I, 210 flg. — 2) Zober a. a. O. 94. Wallenſtein's Briefe I, 219.

Zeit das Gemeingefühl von Bürgerſchaften zu entflammen. Eine Eidesformel [1]) ward in 7 Artikeln aufgeſetzt, welche alle Bewohner der Stadt zum entſchloſſenſten Widerſtande verpflichtete. Den $^{12}/_{22}$. April ſchwuren Rath, Obrigkeit, beſtellte Kriegsoberſte, Hauptleute und Befehlshaber, Aelteſte und Hundertmänner, Zünfte und das ganze Volk zum Banner gemeiner Stadt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit: 1) „in der obſchwebenden Kriegsgefahr bei der wahren Religion augsburgiſchen Bekenntniſſes beharrlich bis ans Ende zu verbleiben, und dafür wie auch für gemeine Freiheit, Rechte und Wohlfahrt der Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu ſtreiten, auch in Allem bloß und allein des Vaterlandes und gemeiner Stadt Beſtes ohne Scheu, Eigennutz und Erſparung Leibes, Guts und Bluts zu wahren; 2) bei dem heiligen römiſchen Reiche getreulich zu verharren, aber auch zugleich 3) nicht zu dulden, daß irgend eine fremde Beſatzung oder Einquartierung in die Ringmauern der Stadt aufgenommen werde, möge dieß fordern wer da wolle; 4) einem ehrbaren Rath, als der von Gott eingeſetzten Obrigkeit, die ſchuldige Ehre zu geben, ſeinen Schlüſſen ſich nicht zu widerſetzen, und alle Widerſpenſtige zur gebührenden Strafe auszuliefern; 5) den Befehlen der beſtallten Obriſten und Hauptleute in Schimpf und Ernſt Folge zu leiſten, bei dem Fähnlein, unter welches jeder geſtellt ſey, bis in den Tod männlich und getreu zu ſtehen und zu fechten, auch den angewieſenen Ort ohne Commando nie zu verlaſſen; 6) die Poſten in eigener Perſon, oder im geſetzlichen Verhinderungsfalle durch einen der Stadt vereideten Stellvertreter zu verſehen, auch ſich des unnöthigen Schießens und überflüſſigen Saufens auf der Wache gänzlich zu enthalten; 7) gegen die Mitbürger ſich friedlich und nachbarlich zu bezeigen, alle Partheiung, Zank, Schmähung wie auch muthwilliges Niederreiſſen, Anzünden oder Verderben der Wälle, Gebäude, Gärten zu meiden, endlich im Falle daß irgend Jemand guten Grund zu Klagen gegen einen ſeiner Mitbürger hätte, keine Händel darüber auf der Wache, oder bei verſammelten Korporalſchaften anzufangen, ſondern ſein Recht vor dem ordentlichen Richter zu ſuchen.“ Zum Schluſſe verbanden ſich noch Alle zuſammen, daß jeder, der wider dieſen Eid handle, ohne Anſehen der Perſon, je nach Erfund ſeines Vergehens an Ehre, Gut und Blut geſtraft werden ſolle.

Noch ehe der Sturm losbrach, kam die verſprochene däniſche Hülfe. Der Rath hatte ſich insgeheim an den König von Dänemark mit der Bitte um ein Anlehen von 100,000 Thalern gewendet [2]). Während die Unterhandlungen über dieſe Sache noch ſchwebten, erſchien die däniſche

[1]) Daſ. 100 u. Wallenſtein's Briefe 219 flg. — [2]) Zober S. 104.

Flotte unſern Rügen, zugleich kamen den $^{3}/_{13}$. Mai zwei Geſandte des Königs in die Stadt [1]), um ihr, wenn es den Bürgern mit der Vertheidigung Ernſt ſei, ein großes Kriegsſchiff, 2 Galeeren, 16 Kanonen mit dem nöthigen Schießbedarf, auch 2 Ingenieure und 5 Conſtabler anzubieten. Nach einigem Bedenken nahm der Rath die Hülfe dankbar an. Die Bürger bewilligten, um die Soldaten und das Schiffsvolk befriedigen zu können, eine Haus- und Kopfſteuer zu vier Gulden für jede Familie. Nur die lutheriſche Geiſtlichkeit, die auch ſonſt während des ganzen Verlaufs der Vertheidigung Stralſunds großen Geiz bewies, verweigerte die Theilnahme an den allgemeinen Opfern [2]). Gegen Arnim führte der Rath nunmehr eine ziemlich hohe Sprache, er verlangte von ihm die Räumung Pommerns [3]). Aber jetzt rückte dieſer am $^{13}/_{23}$. Mai mit 8000 Mann bis unter die Kanonen der Stadt, ſchlug ein Lager in dem ſogenannten Haynholze, und eröffnete die Laufgräben. Um die Mitternachtsſtunde des $^{16}/_{26}$. Mai erfolgte der erſte Sturm auf die Außenwerke. Die Kaiſerlichen nahmen in der Nacht zwei Schanzen, wurden jedoch, als der Tag angebrochen war, von den Stralſundern wieder daraus vertrieben, und verloren 30 Gefangene. Beſſer gelang den Kaiſerlichen ein zweiter Sturm, welcher den $\frac{23.\text{ Mai}}{2.\text{ Juni}}$ ebenfalls bei Nacht ausgeführt wurde. Sie bemächtigten ſich mehrerer Außenwerke. Sogleich begann der Muth des Magiſtrats wieder zu ſinken, er ſchickte ein demüthiges Schreiben [4]) an Arnim, worin der kaiſerliche Feldmarſchall beſchworen wurde, „um des Heilandes und Erlöſers Jeſu Chriſti willen die Feindſeligkeiten gänzlich einzuſtellen, oder doch wenigſtens ſichern Stillſtand zu Fortſetzung der Traktaten zu bewilligen.“ Arnim antwortete: „die ungezähmten Bürger ſeyen ſelbſt an allem Schuld,“ und bereitete in der Frühe des $\frac{25.\text{ Mai}}{4.\text{ Juni}}$ einen dritten Sturm vor. Es war ein Sonntag, die Bürger hatten ſich in die Morgenkirche begeben, ein entſchloſſenes Weib bemerkte die Gefahr, ergrief eine Trommel und ſchlug Lärm, worauf die Bürger herbeieilten.

Am nämlichen Tage landeten 4 Fahnen Schotten und Teutſche unter den Oberſten Heinrich Holk und Hamilton, vom däniſchen Könige herbeigeſchickt. Zugleich faßte die Bürgerſchaft den Beſchluß, Jungfrauen, Weiber und Kinder nach Schweden hinüber zu flüchten [5]). Eine Woche früher, den $^{17}/_{27}$. Mai war die Pulverſendung Guſtav Adolf's eingetroffen, von welcher wir im erſten Buche vorliegenden Werkes berichtet haben [6]). Während der bevorſtehenden Pfingſtfeiertage bewilligte Arnim, der dem Herzoge von Friedland entgegenreiſen wollte, einen Waffenſtill-

[1]) Daſ. 114 flg. — [2]) Zober a. a. O. 116 unten flg. — [3]) Daſ. S. 127. — [4]) Daſ. S. 138 unten flg. — [5]) Daſ. 140. 141. — [6]) Oben S. 193.

ſtand. Schon im April hatte der Rath eine Geſandſchaft zugleich an Wallenſtein und an den Kaiſer abgefertigt. Friedland, der den Stralſunder Abgeordneten am 26. April zu Prag empfing, fuhr [1]) denſelben hart an: „bereits habe er Befehl gegeben, daß noch 15 Regimenter vor die Stadt rücken, er ſelbſt werde dahin aufbrechen, und nicht eher weichen, bis Stralſund kaiſerliche Beſatzung eingenommen haben werde. „Ich will mit der Stadt," fuhr er weiter fort, indem er mit der flachen Hand über den Tiſch ſtrich, „ſo verfahren, daß Nichts mehr von ihr übrig bleibt, und ſollten gleich 100,000 meiner Soldaten vor ihr fallen, oder ich ſelbſt das Leben laſſen müſſen." Milder war der Beſcheid, den der Geſandte von dem Kaiſer erhielt. Ferdinand II. verſprach die Sache nicht aufs Aeußerſte kommen zu laſſen: es ſey ein Mißverſtändniß, und der kaiſerliche Feldhauptmann habe bereits die Weiſung erhalten, glimpflich mit der Stadt zu verfahren. Allein dieſe Antwort war entweder Heuchelei oder wollte des Friedländers aufgeregte Leidenſchaft keine Abmahnung hören. Als der Geſandte mit dem kaiſerlichen Beſcheid in der Taſche dem Herzoge, der ſich bereits in Prenzlau befand, nachgereiſt war, mußte er noch härtere Worte vernehmen. „Wenn Stralſund auch mit eiſernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, ſo müßte es herunter," ſagte [2]) der kaiſerliche Feldhauptmann. Friedland war Mitte Juni aus Böhmen aufgebrochen. Den $^{7}/_{17}$. Juni befand er ſich zu Frankfurt an der Oder, den $^{15}/_{25}$. zu Neuſtadt, den $^{16}/_{26}$. zu Angermünde, den $^{18}/_{28}$. zu Prenzlau den $\frac{22.\ \text{Juni}}{2.\ \text{Juli}}$ zu Ukermünde, den $\frac{23.\ \text{Juni}}{3.\ \text{Juli}}$ zu Anklam, den $\frac{27.\ \text{Juni}}{7.\ \text{Juli}}$ traf er im Lager vor Stralſund ein [3]). Unterwegs beorderte er alle verfügbaren Truppen aus Mecklenburg, Holſtein und den Marken herbei, ſelbſt von Tilly zog er drei Regimenter an ſich. Die Zeughäuſer des Herzogs von Pommern und des Kurfürſten von Brandenburg mußten das nöthige grobe Geſchütz liefern [4]).

Aber auch die Stadt hatte indeß bedeutende Verſtärkung erhalten. Einerſeits zog der Oberſt Holk immer mehr däniſches Volk an ſich und begann den Meiſter zu ſpielen, ſo daß der Magiſtrat ſich genöthigt ſah, Vorſichtsmaaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Man verlangte von ihm Bürgſchaft, daß er künftige Friedensunterhandlungen nicht hindern, ohne Einwilligung des Raths keine weitere Mannſchaft herbeikommen laſſen, wenn dennoch däniſche Soldaten landen würden, dieſelben außerhalb der Stadt in Zelten unterbringen wolle, und endlich daß er ſelbſt mit ſeinem Kriegsvolke gemeiner Stadt einen Eid der Treue ſchwöre [5]). Aus dieſen

[1]) Daſ. 153 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 197. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 238. — [4]) die Beweiſe ebendaſ. 239 flg. — [5]) Zober a. a. O. S. 145.

Forderungen der Bürgerſchaft erhellt, daß ſie den wohlbegründeten Verdacht hegte, der König von Dänemark möchte unter dem Schein des Beiſtandes die Stadt in ſeine Gewalt bringen. Ohne Zweifel wäre dem Dänen ſein Vorhaben gelungen, hätte ihm Guſtav Adolf nicht den Rang abgelaufen. Den $^{20}/_{30}$. Juni trafen 8 Schiffe mit ſchwediſchen Hülfstruppen und einem Geſandten Guſtav's im Hafen von Stralſund ein [1]. Den $\frac{25.\ \text{Juni}}{5.\ \text{Juli}}$ wurde zwiſchen der Krone Schweden und der Stadt das Bündniß abgeſchloſſen, deſſen wir früher gedachten [2]. Tags zuvor waren die Oberſten Fritz Roslabin und Duval in die Mauern eingerückt [3]. Beide, Schweden und Dänen, fanden bald Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen.

Nachs 11 Uhr den $\frac{28.\ \text{Juni}}{8.\ \text{Juli}}$ — alſo einen Tag nach ſeiner Ankunft, ließ Wallenſtein auf 2 Seiten, am Tribſee'ſchen und Frankenthore ſtürmen. Mehrere Schanzen wurden genommen, von den ſchwediſchen Oberſten fiel der eine, Duval, in Gefangenſchaft, der andere, Roslabin, wurde tödtlich verwundet [4]. Ein zweiter Sturm erfolgte den Tag darauf am $\frac{29.\ \text{Juni}}{9.\ \text{Juli}}$ Die Kaiſerlichen bemächtigten ſich ſämmtlicher Werke vor dem Frankenthore. In der Stadt herrſchte Schrecken; viele, beſonders Weiber und Kinder flüchteten. Der Rath bat um eine Unterredung mit dem kaiſerlichen Feldhauptmann. Wallenſtein bewilligte das Geſuch. Freundlicher, als die Geſandten erwarten konnten, nahm er ſie auf [5], bot ihnen Stühle an, und ſagte: „die Herren ſollen Generalpardon haben, ſollen den Dänholm behalten, auch will ich kein Volk in die Stadt legen, allein darauf beſtehe ich, daß ihr euch dem Kaiſer unterwerft, und pommeriſche Beſatzung einnimmt, welche zugleich dem Kaiſer, dem Herzoge von Pommern, dem Kurfürſten von Brandenburg und der Stadt Stralſund Treue ſchwören ſoll.“ Drohend ſchloß er mit dem lateiniſchen Sprichwort, man muß die Gelegenheit am Schopfe faſſen, denn hinten iſt ſie kahl. Nachdem die Geſandten in die Stadt zurückgekehrt, erſtatteten ſie dem Rathe Bericht über die verſöhnliche Geſinnung Friedland's und trugen auf Bewilligung ſeiner Vorſchläge an. Die Mehrzahl der Bürger war hiemit einverſtanden, dennoch kam es nicht zum Abſchluß, weil der däniſche Oberſt Holk hinterliſtiger Weiſe die Feindſeligkeiten wieder zu eröffnen wußte [6]. Um ſich dafür zu rächen, begann Wallenſtein den $^{3}/_{13}$. Juli, 2 Uhr

---

1) Khevenhiller XI, 196. verglichen mit Zober a. a. O. S. 176. — 2) Oben S. 193. Zu vergl. Zober S. 182. — 3) Zober gibt den Tag der Aufnahme des ſchwediſchen Haufens nicht an, wohl aber Khevenhiller, welcher (a. a. O. S. 196) ſagt: den $\frac{24.\ \text{Juni}}{4.\ \text{Juli}}$ wurden 6 Fahnen ſchwediſchen Volks in die Stadt gebracht. — 4) Zober a. a. O. 190 flg. — 5) Daſ. S. 193. — 6) Zober a. a. O. S. 194 flg.

Morgens, die Stadt 24 Stunden hintereinander aufs heftigſte zu beſchießen. Man zählte 1564 Schüſſe [1]). Das Mittel wirkte, den $^4/_{14}$. Juli ward ein Vergleich [2]) aufgeſetzt, kraft deſſen ſich die Gemeinde der Stadt bereit erklärte, eine herzoglich pommerſche Beſatzung von 2000 Mann aufzunehmen, 50,000 Thaler Brandſchatzung zu bezahlen, ſich aller verbotenen Anſchläge zu enthalten, auch nicht zu geſtatten, daß die Feinde der kaiſerlichen Majeſtät und des Reichs Fuß in der Stadt faſſen. In Folge dieſes Vertrags kam es am $^5/_{15}$. Juli zu einem Waffenſtillſtande. Allein als der Rath den geſammten Bürgern ſeine Abſichten mittheilte, erhob die Mehrzahl heftigen Widerſpruch und behauptete, daß ohne Einwilligung der Könige von Dänemark und Schweden nichts abgeſchloſſen werden dürfe. Um dieſelbe Zeit trat ein heftiges Regenwetter ein, das kaiſerliche Lager im Haynholze verwandelte ſich in einen Sumpf, die Soldaten ſteckten, nach dem Ausdrucke einer Chronik, darin „wie naſſe Katzen," ihr Geſchütz mußte verſtummen, weil die Laufgräben mit Waſſer angefüllt waren. Während ſich die Elemente auf dieſe Weiſe gegen die Kaiſerlichen verſchworen zu haben ſchienen, erhielt die Stadt neue Hülfe von Außen. Den $^9/_{19}$. und $^{10}/_{20}$. Juli landeten abermal 400 Dänen, und König Chriſtian IV. erſchien mit ſeiner Flotte vor Rügen [3]). Die Wortführer der Bürgerſchaft ſchöpften neuen Muth, ſie zwangen den Magiſtrat eine nachträgliche Erklärung an die pommerſchen Räthe, welche den Vergleich vermittelt hatten, einzuſenden [4]) des Inhalts: „daß der von der Stadt verſiegelte Vertrag zu Nichts verbinden ſolle, bis die anweſende fremde Hülfe ſich gutwillig zum Abzuge bereit erkläre." Seinen Zorn über dieſe Winkelzüge ſpricht Wallenſtein in einem Briefe [5]) an Arnim vom $^8/_{18}$. aus: „nach des Herrn letzter Meldung glaubte ich, daß mit den Stralſundern Alles in Richtigkeit ſey, nun ſehe der Herr was mir die Böſewichter ſchreiben." Den $^{11}/_{21}$. traf der Herzog von Pommern im kaiſerlichen Feldlager ein, worauf die Unterhandlungen erneuert wurden. Wallenſtein ſpannte ſeine Forderungen [6]) höher: Stralſund ſolle außer den bereits bewilligten 50,000 Reichsthalern noch 70,000 erlegen, die fremden Truppen fortſchaffen, die Feſtungswerke ſchleifen, und von den Königen Chriſtian IV., und Guſtav Adolf Bürgſchaft verlangen, daß ſie den Boden des Reichs nicht betreten wollten. Der Magiſtrat gab ausweichende Antworten, die Feindſeligkeiten wurden wieder eröffnet und zwar nicht zum Vortheil der Kaiſerlichen. Den $^{16}/_{26}$. und $^{18}/_{28}$. landeten 2000 Schweden unter den Oberſten Leslie

---

[1]) Daſ. S. 198. — [2]) Wallenſtein's Briefe I, 244. — [3]) Zober a. a. O. S. 201. — [4]) Wallenſtein's Briefe I, 245. — [5]) Daſ. S. 364 Nr. 220. — [6]) Zober a. a. O. S. 203.

und Brahe[1]). Wallenſtein, am glücklichen Ausgange ſeines Unternehmens verzweifelnd, verließ den $^{18}/_{28}$. das Lager und begab ſich nach Güſtrow. Zwei letzte Stürme, welche Arnim den $^{19}/_{29}$. und $^{21}/_{31}$. Juli verſuchte, mißglückten, den $\frac{\text{22. Juli}}{\text{1. Auguſt}}$ begann er ſein Volk aus dem Lager im Haynholze abzuführen, nachdem im Laufe der Belagerung 12,000 Mann[2]) von Seiten der Kaiſerlichen umgekommen.

Dem Jubel der befreiten Stadt kam nur die Schadenfreude gleich, welche der hohe teutſche Reichsadel über die Demüthigung des verhaßten kaiſerlichen Feldhauptmanns empfand. Von dieſer allgemeinen Stimmung ſeines Standes ließ ſich auch der Pommerfürſt hinreißen. In einem unter dem $\frac{\text{22. Juli}}{\text{1. Auguſt}}$ an Friedland erlaſſenen Schreiben beſchwerte er ſich darüber, daß das kaiſerliche Heer trotz ertheilter Verſprechungen nicht an einem Tage aus allen Schanzen abgeführt worden ſey. Wallenſtein ſchüttet in ſeiner Antwort[3]) den ganzen Aerger gereizten Stolzes über den Pommerfürſten aus. Er giebt ihm geradezu Schuld, mit den aufrühreriſchen Bürgern unter der Decke geſteckt zu haben. „Daß der Abzug ſich etliche Stunden verzogen hat," fuhr er fort, „werden Eure Liebden wohl zurecht zu legen wiſſen, da man die Stücke zuerſt aus den Batterien wegnehmen und etwas Zeit damit zubringen muß, wie denn eine Belagerung aufzuheben und ein Heer anderswohin zu verlegen mehr Mühe erfordert, als wenn man bloß einen Kutſchwagen anſpannen laſſen und ſpazieren fahren will. Auch halten wir Euer Liebden für zu ehrlich und zu witzig, als daß Sie Ihres fürſtlichen Wortes vergeſſen ſollten. Gleicherweiſe ſind Eure Liebden mit hinreichendem Verſtande begabt, um zu erwägen und zu wiſſen, daß wir im nöthigen Falle Mittel genug haben, uns an denſelben zu erholen." Der Herzog von Pommern hielt um dieſe Zeit einen Landtag. Wallenſtein argwöhnte[4]) daß es auf einen Bruch mit dem Kaiſer abgeſehen ſey. Nichts wäre ihm lieber geweſen als dieß, weil er dann Gelegenheit fand, mit Pommern zu verfahren, wie mit den beiden Mecklenburger Herzogen. Doch Bogislas war zu vorſichtig einen ſolchen kühnen Schritt zu wagen, er verſparte ſeine Klagen auf den Regensburger Fürſtentag.

Bald wurde Wallenſtein's Thätigkeit auf einen andern Punkt hingezogen. Nachdem König Chriſtian IV. einen vergeblichen Verſuch gemacht, die Kaiſerlichen aus Rügen zu vertreiben, bemächtigte er ſich der Inſel Uſedom, ſetzte von hier nach Wolgaſt über, eroberte dieſe von

---

[1]) Daſ. S. 214. vergl. oben S. 194. — [2]) Khevenhiller XI, 205. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 385 flg. Nr. 233. — [4]) Brief an Arnim vom $^{1}/_{11}$. Auguſt. Daſ. S. 391. Nr. 239.

wenigem friedländiſchem Volke beſetzte Stadt, und nahm auch die Peenemünder Schanze, ſowie die Anklamſche Fahrt. Bei Wolgaſt verſchanzte ſich Chriſtian mit 13 Fahnen Fußvolk und einigen Reitercompagnien. Alsbald zog Wallenſtein in Greifswalde ſechs Regimenter zu Fuß, 22 Schwadronen Reiter zuſammen, und brach nach Wolgaſt auf. Drei Angriffe ließ er am $^{12}/_{22}$. Auguſt auf die däniſchen Schanzen machen, erſt der dritte gelang. Die Dänen mußten auf ihre Schiffe flüchten, das Schloß von Wolgaſt ergab ſich am folgenden Tag. Chriſtiern IV. ſegelte nach Coppenhagen zurück [1]). Nach dem Falle Wolgaſts rückte Friedland wieder auf ſein Hauptquartier Greifswald, immer noch die Hoffnung hegend, von hier aus Stralſund überfallen zu können. Allein ſeine Verſuche ſcheiterten, die Bürger waren auf ihrer Huth, und noch mehr die Schweden. Graf Nils Brahe, Befehlshaber der 2000 Mann, welche Guſtav Adolf Ende Juli geſchickt, hatte durch ſeine Künſte durchzuſetzen gewußt, daß die däniſchen Hülfstruppen — bis auf 300 entlaſſen wurden [2]). Unter dem Scheine der Großmuth und des Schutzes waren ſomit die Schweden Meiſter der Stadt, und Wallenſtein, der Stralſund lieber in den Händen des ſchwachen Dänenkönigs gewußt hätte, ſah ſeine Plane zum zweitenmale durch den verhaßten Gothen durchkreuzt. Dagegen glückte ihm um jene Zeit ein anderer Schlag. Wismar, das bis in Mai ſeine reichsſtädtiſche Selbſtändigkeit zu bewahren ſuchte, hatte ſich zuletzt gefügt. Aber Roſtock verweigerte noch immer Aufnahme einer kaiſerlichen Beſatzung. Im September erſchien nun Wallenſtein unverſehens vor der Stadt, und nöthigte ſie einen Vertrag anzunehmen, deſſen erſter Artikel die Einlagerung von tauſend Mann vorſchrieb [3]). Nach Roſtocks Unterwerfung rückte Wallenſtein in das Herzogthum Holſtein ein, um das Wenige nachzuholen, was noch dort zu thun übrig war. Hier traf er wieder mit dem Heere der Liga zuſammen. Wir müſſen zunächſt berichten, was indeſſen auf andern Theilen des Kriegsſchauplatzes vorgegangen.

Mit Anbruch des Frühlings 1628 war Tilly vor die Feſtung Stade gezogen, den einzigen Platz, welchen die Dänen dieſſeits der Elbemündungen noch inne hatten. Der Engländer Morgan führte den Oberbefehl über die Beſatzung und vertheidigte ſich mit großer Tapferkeit. Tilly mußte nach und nach alle verfügbaren Streitkräfte vor die Feſtung ziehen, weil er es bald auch mit dem Dänenkönige ſelbſt zu thun hatte. Chriſtian IV. erſchien nemlich Ende April mit 13 Kriegsſchiffen auf der Elbe,

---

1) Khevenhiller XI, 214 unten flg. — 2) Die Beweiſe bei Senkenberg IV, 618. Geijer Geſchichte von Schweden III, 150 oben. — 3) Khevenhiller XI, 223.

um Stade zu entſetzen, überzeugte ſich jedoch bald, daß er gegen die ſtarken Verſchanzungen Tilly's nichts ausrichten könne; unverrichteter Dinge kehrte er wieder um. Da ſomit alle Hoffnung auf Entſatz vereitelt war, unterhandelte Morgan wegen der Uebergabe, welche den $\frac{27.\ \text{April}}{7.\ \text{Mai}}$ erfolgte. Die Beſatzung, noch 2500 kampffertige Streiter ſtark, erhielt freien Abzug gegen das Verſprechen innerhalb der nächſten 6 Monate nicht mehr wider den Kaiſer zu dienen[1]). Seit der Einnahme von Stade finde ich keine weiteren kriegeriſchen Thaten Tilly's aufgezeichnet. Das ihm zugetheilte Land dieſſeits der Elbe war gänzlich von Feinden geſäubert. Ruhig blieb er in ſeinen Quartieren.

Auch auf den nordöſtlichen Ufern von Holſtein und Schleswig hatten indeß einzelne Bewegungen ſtattgefunden. Noch ehe Chriſtian Stade zu Hülfe in die Elbe einlief, benützte er ſeine Ueberlegenheit zur See, um einzelne von den Kaiſerlichen beſetzte Küſtenorte zu überrumpeln. Anfangs März überfiel er die Schleswig'ſche Stadt Eckenförde, worin eine Fahne von des Lüneburger Georg's Volke lag, und nahm dieſelbe gefangen; dann ſchiffte er nach der von 300 Kaiſerlichen beſetzten Inſel Femern, und zwang ſie zur Uebergabe, zerſtreute auf anderen Punkten Fahrzeuge, welche die Friedländiſchen zuſammengebracht[2]). Ende März erſchien er vor Kiel mit 47 Segeln und 100 Feuerſchlünden, forderte die Bürgerſchaft auf, mit ihm, ihrem Landesherrn, gemeine Sache gegen die kaiſerliche Beſatzung zu machen, und beſchoß die Stadt, als dieſe Ermahnung nichts nützte, mehrere Tage lang, zuletzt mußte er abziehen[2]). Daß ihm mit Ausnahme der wirkſamen Hülfe, welche er dem bedrohten Stralſund leiſtete, alle übrigen Unternehmungen mißglückten, haben wir bereits erzählt. Auch die letzte Waffenthat, mit welcher Wallenſtein den Feldzug des Jahres 1628 ſchloß, vermochte Chriſtiern IV. nicht zu hindern. Im Herbſte befand ſich von allen holſtein'ſchen Plätzen nur noch Krempe und Glückſtadt in des Königs Gewalt. Vor erſteren Ort rückte Friedland nach der oben berichteten Einnahme Roſtocks.

Der Vorrath von Lebensmitteln war drinnen auf der Neige; Alefeld, der däniſche Kommandant, glaubte den Sturm, zu dem die Kaiſerlichen Vorbereitungen trafen, nicht aushalten zu können. Er übergab die Feſte, die er auf's rühmlichſte ein Jahr lang vertheidigt, den $^{2}/_{12}$. November 1628; die Beſatzung erhielt freien Abzug „mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, und was des Dings mehr iſt", wie Wallenſtein in einem Briefe[3]) an Arnim ſchreibt. Dagegen bewahrte Glückſtadt, wohin

[1]) Khevenhiller XI, 207 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 210 unten flg. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 402 Nro. 253.

ſich die Garniſon von Krempe zurückzog, die Ehre der Jungfrauſchaft. Allerdings konnten ihr die Zufuhren nicht abgeſchnitten werden, weil die Elbemündung, an der ſie liegt, der däniſchen Flotte offen ſtand [1]). Vergeblich hatte ſich General Aldringen den ganzen Sommer abgemüht, dieſe Feſtung zu erobern. Unbezwungen gieng Glückſtadt in den Lübecker Frieden über.

Von Krempe aus machte Wallenſtein den Lübeckern einen Beſuch, um Schiffe von ihnen zu begehren, mit denen er im folgenden Jahre, wenn ſich etwa Chriſtian IV. nicht zum Frieden verſtände, die däniſchen Inſeln angreifen wollte. Die vorſichtigen Hanſeſtädter giengen jedoch nicht auf die Vorſchläge des Herzogs ein. Alles, was ſie ihm anboten, war das Verſprechen, für Bezahlung Bauholz zu liefern, damit der Kaiſer auf eigene Koſten eine Flotte bauen könne [2]). Wir ſind überzeugt, daß die Forderung Wallenſtein's nur ein Schreckſchuß war, darauf berechnet, den Dänenkönig zum Abſchluß des Friedens zu nöthigen. Friedland legte daher auch kein Gewicht auf die ausweichende Antwort der Lübecker. Ende November reiste er über Boitzenburg, wo er eine Zuſammenkunft mit Tilly hatte [3]), nach ſeiner mecklenburgiſchen Reſidenz Güſtrow. Seine Völker verlegte er wieder, wie im vorigen Jahre, nach den Marken, nach Pommern und Holſtein. Ein Verſuch, dießmal auch die braunſchweig-lüneburgiſchen Lande, welche Tilly nur ſchwach beſetzt hielt, auszubeuten, wurde durch den Kurfürſten von Baiern hintertrieben. Maximilian I. wußte nämlich von dem Kaiſer einen Brief an Wallenſtein auszuwirken, worin Ferdinand II. ſeinem Feldhauptmann auf's nachdrücklichſte Schonung der Länder des Herzogs von Celle empfahl [4]). Die Wallenſteiniſchen Regimenter fanden allerdings in den ſchon vom vorigen Jahre her ausgeſogenen Provinzen ſchlechte Quartiere. Die Noth war unter den Einwohnern auf's höchſte geſtiegen. Wo ſich noch ein Dorf oder ein Städtchen fand, in dem man hoffen durfte, etwas erholen zu können, wurden die Soldaten hinverlegt. Wallenſtein ſchrieb [5]) an Arnim, jedes Regiment möchte ſelbſt einen Bezirk ausſuchen; auf die landesherrlichen Quartierkommiſſäre brauche man nicht zu hören. Noch ſtanden vom vorigen Jahre viele Rückſtände von Brandſchatzungen aus; aber Wallenſtein erkannte ſelbſt die Unmöglichkeit an, Geld von den armen Einwohnern herauszuſchlagen. „Ich habe ſchlechte Hoffnung", ſchrieb [6]) er an

---

[1]) Khevenhiller XI. 219 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 223 oben, verglichen mit Meteranus novus continuatus. (Amſterdam 1640 fol.) III, 596 b. unten flg. — [3]) Wallenſtein's Briefe I, 402 flg. — [4]) Von d. Decken I, 272. — [5]) Wallenſtein's Briefe I, 255. — [6]) Daſ.

Arnim, „daß man die Steuerreſte von den Marken wird auspreſſen können." Zum Beweiſe dafür, wie die unglücklichen Landbewohner auf tauſendfache Weiſe mitgenommen wurden, wollen wir einen eigenhändigen Befehl Wallenſtein's anführen. Auf die Frage, was mit den Artilleriepferden anzufangen ſey, ſchrieb[1]) er an Arnim: „die guten Pferde ſoll man bei den Stücken behalten, die ſchlechten dagegen den Bauern geben, wann der Frühling kommt, muß man dieſelben, oder beſſere, wiederum von ihnen begehren." Abermals beſtand er darauf, daß Mecklenburg möglichſt geſchont werde. „Mit dem Lande Mechelburg", heißt[1]) es in einem ſeiner Briefe, „darf man mir nicht übel umgehen, denn es iſt in guten Händen."

Faſt eilf Jahre hatte nun der Krieg, vier Jahre der däniſche Kampf gedauert. Fürchterlich war das nördliche Teutſchland mitgenommen. Die armen verzweifelten Einwohner dieſer Provinzen, Bauern, Bürger, Adel, Alle ſchrieen nach Frieden. Zum Glücke für ſie ſtimmten auch die hohen Mitglieder der katholiſchen Liga, jene Fürſten und bepurpurten Prieſter auf den prächtigen Schlöſſern an der Iſar, dem Rhein, dem Main, der Moſel, in den Hülferuf des Unglücks ein, freilich aus andern Gründen. Was ſie mit den Waffen erreichen wollten, war erreicht — noch vor dem Abſchluſſe des Lübecker Vertrags unterzeichnete Kaiſer Ferdinand II., wie unten gezeigt werden ſoll, das Reſtitutionsedikt, welches der teutſchen katholiſchen Kirche alle von den Guelfen ſeit 1552 geraubten Güter zurückgab; ſie hatten daher jetzt keine Luſt mehr, länger ihre Schätze zur Fortſetzung eines Kampfes aufzuwenden, der nur noch zur gefürchteten Vergrößerung des Kaiſers und ſeines Feldhauptmanns ausſchlagen konnte. Dringende Geſuche um Beſchleunigung des Friedens müſſen von Seiten der geiſtlichen Kurfürſten und der Biſchöfe in Wien und München eingelaufen ſeyn. Unter dem $\frac{\text{30. Auguſt}}{\text{9. Septb.}}$ 1628 ſchreibt[2]) Wallenſtein an Arnim, „Was des von Cöln und anderer Kurfürſten Meinung iſt, habe ich vernommen, und wenn ich nicht wüßte, daß Ihre kaiſerliche Majeſtät Frieden wünſchen, wollte ich den Kurfürſten (welche demnach vorausſetzten, daß Ferdinand einem Abſchluß entgegen ſey) in Allem Recht geben, aber ich weiß, daß der Kaiſer Friede haben will, und wenn's zum Handeln kommt, wird man bald ſehen, wer eher zum Frieden greift, ich oder der Graf Tilly; denn ſo wahr ich ſelig zu werden begehre, verlange ich den Frieden, und habe auch hiezu den Papſt, den Kaiſer und die kaiſerlichen Miniſter geſtimmt." Der Verdacht, den hier Wallenſtein wider Tilly ausſpricht, iſt unbegründet. Tilly hat während der Lübecker Verhandlun-

[1]) Daſ. S. 255. — [2]) Wallenſtein's Briefe I, 395 unten flg. Nro. 244.

gen durch die That bewieſen, daß es ihm um Frieden zu thun war. Das Nämliche gilt von Tilly's Gebieter, dem Kurfürſten von Baiern. Zu Anfang des Jahres 1629 kam ein franzöſiſcher Geſandter, — derſelbe Charnacé, den wir aus dem letzten polniſchen Feldzuge Guſtav Adolf's [1]) kennen — nach München, um den Kurfürſten aufzufordern, daß er ohne Rückſicht auf den Kaiſer, und für ſich mit Chriſtiern IV. abſchließe und dadurch Ferdinand II. zu Bewilligung günſtiger Bedingungen für Dänemark zwinge. Maximilian von Baiern wies die franzöſiſche Zumuthung keines Wegs zurück, meinte aber, daß Anträge der Art beſſer von Frankreich und Dänemark ausgehen möchten, als von ihm, dem katholiſchen Kurfürſten, indem er das Mißtrauen mancher ſeiner ligiſtiſchen Bundesgenoſſen zu erregen fürchte, wenn er ſich in dieſer Sache voranſtelle [2]). Demgemäß reiste Charnacé von München nach Coppenhagen um da das Geſchäft weiter zu betreiben. Was den Kaiſer betrifft, ſo kann man nicht ſagen, daß Ferdinand Verlängerung des däniſchen Kriegs wünſchte, wohl aber war es ſeine Abſicht, von den beſiegten Dänen einen ſo hohen Preis als möglich für den Frieden zu begehren. Wallenſtein endlich wollte in allem Ernſte den Frieden, aber nur unter einer Bedingung, die er in einem Briefe [3]) an Arnim mit den Worten ausſpricht: „Ich werde zum Frieden mit Hand und Fuß helfen, allein Mechelburg muß ich behalten, ſonſt wird nichts daraus". Chriſtian IV. verſtand ſich am Ende zu Wallenſtein's Forderung. Vergeblich bot Charnacé in Coppenhagen alle Beredtſamkeit auf, den König zu längerer Fortſetzung des Kriegs zu ermuthigen [4]), Chriſtian's Kraft war gebrochen. „Dieſer Fürſt" ſagt [5]) Richelieu, „hatte ſo ſehr den Muth verloren, daß er zufrieden, ſeine Erblande wieder zu bekommen, die teutſchen Verbündeten aufopferte".

Zu Anfang des Jahres 1629 wurden die Friedensverhandlungen [6]) in Lübeck eröffnet. Wallenſtein und Tilly waren mit Vollmachten, jener vom Kaiſer, dieſer vom Kurfürſten in Bayern verſehen, doch erſchien keiner von Beiden perſönlich. Wallenſtein ernannte zu ſeinen Unterhändlern die Herrn Balthaſar von Dietrichſtein, Reinhard von Wallmerode und Dietrich von Schaumburg. Tilly ſchickte den Grafen Gronsfeld und den Generalkommiſſär Rupp. Bekanntlich iſt es eine alte Gewohnheit bei politiſchen Verhandlungen, zuerſt unmäßig zu fordern, um nachher mit Wenigem ſich zu begnügen.

---

[1]) Oben S. 217. — [2]) Memoires de Richelieu (collection Petitot Paris 1823) Vol. V, 110 flg. 113 flg. [3]) Wallenſtein's Briefe I, 281. Nro. 145. [4]) Memoires de Richelieu V, 116. — [5]) Daſ. S. 119. — [6]) Khevenhiller XI, 666 flg. Senkenberg V, 19 flg.

So geſchah es auch hier. Die Dänen eröffneten den Congreß mit dem Begehren, daß Ihrer königlichen Majeſtät von Dänemark alle weggenommenen Landſchaften, Schlöſſer, Städte, Feſtungen, Dörfer, Kanonen, Waffen, Gefangene in gutem Stande wieder zurückgegeben, daß den däniſchen Unterthanen jeder Schade, den ſie durch den Krieg erlitten, kaiſerlicher Seits erſetzt, daß endlich den Ständen des niederſächſiſchen Kreiſes vollkommene Amneſtie bewilligt werden müſſe. Ernſtlicher war die Gegenforderung der kaiſerlichen Geſandten gemeint: „der König von Dänemark ſolle ſich fürder der Einmiſchung in die Händel des heil. römiſchen Reichs gänzlich enthalten, Holſtein, Schleswig, Dittmarſen an den Kaiſer abtreten, allen Rechten auf teutſche Stifter oder Gebietstheile entſagen, Jütland an Kurſachſen ſo lange übergeben, bis aus den Einkünften dieſer Provinz die Pfandſumme, für welche der Kaiſer die beiden Lauſitzen an den Kurfürſten Johann Georg verſetzt habe, getilgt ſey; Chriſtian IV. ſolle ferner alle Kriegskoſten, ſo wie alle Schäden, die der Krieg den teutſchen Ständen verurſacht, erſetzen, den Sund für die Feinde des Kaiſers ſperren und endlich in ſeinen Landen keine Werbungen gegen das heil. römiſche Reich veranſtalten." Vergeblich drohten die däniſchen Geſandten abzureiſen, wenn man nicht gelindere Saiten aufziehe: die kaiſerlichen Bevollmächtigten beharrten auf ihren Forderungen. Nun verſuchte König Chriſtiern Anfangs Mai, während die Friedens-Unterhändler zu Lübeck weilten, noch einmal das Glück der Waffen. Er gab dem General Morgan, der indeß nach Ablauf der 6 Monate, während welcher er nicht gegen den Kaiſer fechten durfte, wieder in däniſche Dienſte getreten war, Befehl, den Kampf zu erneuern. Morgan ſchiffte ſechs Regimenter ein, überfiel die Schleswigſche Inſel Nordſtrand, wo eine kaiſerliche Beſatzung lag, nahm letztere gefangen, und machte auf mehreren Punkten Jütlands glückliche Landungen. Daſſelbe that König Chriſtian; mit einer Flotte von 150 Segeln lief er aus und machte Miene die Stadt Schleswig anzugreifen. Dieſe Drohungen wirkten, beſonders weil auch Tilly und Wallenſtein dem Dänen in die Hände arbeiteten. Gemeinſchaftlich erließen beide Feldherrn unter dem $\frac{\text{26. April}}{\text{6. Mai}}$ an den Kaiſer ein Schreiben[1]), in welchem ſie mit vielen Gründen zu beweiſen ſuchten, daß es gerathen ſey, Chriſtian IV. nicht auf's Aeußerſte zu treiben. Ferdinand II. gab nach. Den $^{12}/_{22}$. Mai 1629 ward der Friede unterzeichnet. Beide Theile leiſteten auf Koſtenentſchädigung Verzicht. Der König von Dänemark verſprach ſich in die teutſchen Angelegenheiten blos noch als Reichsſtand d. h.

[1]) Adlzreiter annales III. 14. 2.

als Herzog von Holſtein, zu miſchen. Der Nebenlinie Schleswig-Holſtein, die es mit dem Kaiſer gehalten, trat er die Inſeln Femern, Nordſtrand und einen Theil der Inſeln Würde und Sylt ab, Beſitzungen, welche früher jener Dynaſtie gehörten. Dagegen erhielt Chriſtian IV. vom Kaiſer alle ſeine verlornen Provinzen zurück. Die kaiſerlichen Völker ſollten aus Jütland, Schleswig, Holſtein abgeführt, alle Gefangene ohne Löſegeld freigegeben werden. Was aber die Hauptſache war: die Herzoge von Mecklenburg und der Exkurfürſt von der Pfalz wurden mit Stillſchweigen übergangen. Chriſtian IV. opferte ſie dem Friedländer und der Liga; ſeine Ehre hatte gelitten, ſein Beſitz dagegen nichts.

Während die Friedensverhandlungen zu Lübeck obſchwebten, hatte ſich Dr. Salvius als ſchwediſcher Geſandter gemeldet und im Namen ſeines Gebieters, des Königs von Schweden, an dem Congreſſe Theil zu nehmen verlangt, vorgeblich um das Wohl der mit Schweden verbündeten Stadt Stralſund zu vertreten. Zwei andere Bevollmächtigte, Gabriel Oxenſtierna, Bruder des Reichskanzlers, und ein Freiherr von Sparre begleiteten den Doctor. Es ſcheint, daß den ſchwediſchen Herren die Ausführung ihres Auftrags ſelbſt nicht ganz geheuer ſchien, denn ſie erwarteten wohlbedächtig in der däniſchen Inſel Langeland die Antwort auf ihre Anmeldung. In der That muß man geſtehen, das Begehren Guſtav Adolf's auf einem Congreſſe mitzuſtimmen, der ihn eigentlich gar nichts angieng, war ſehr ſtark, und mußte die kaiſerlichen Bevollmächtigten empören. Wallenſtein ſah in dem ſchwediſchen Anſinnen nur ein ſchlecht verhülltes Schaugepränge ihres Stralſunder Triumphes und ſchlug das Verlangen der drei Bevollmächtigten trotzig ab. Glaubwürdige Zeitgenoſſen [1]) melden auſſerdem: bei Lebensſtrafe ſei den ſchwediſchen Geſandten verboten worden, nach Lübeck oder nach irgend einem andern Ort in Teutſchland herüber zu kommen. Auch ſolle Wallenſtein verkleidete Offiziere nach Lübeck beordert haben, um jene, wenn ſie ſich dennoch blicken ließen, durchzubläuen, oder in die Trave zu ſtürzen. Nichts deſto weniger hatte Salvius die Kühnheit, ſeinen Sekretär Lehauſen mit einem Schreiben an die kaiſerlichen Bevollmächtigten nach Lübeck zu ſchicken. Er ward an allen Thüren abgewieſen. Nun ſchlich er ſich in das Haus, wo die Zuſammenkünfte gehalten wurden, um ſeinen Brief eigenhändig an Mann zu bringen, doch noch unter der Thüre hörte er einen der anweſenden Geſandten von 100 Stockprügeln

---

[1]) Wicquefort u. Ogier, man ſehe Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 189 unten flg.

reden, die einem gewiſſen „Jemand“ gegeben werden ſollten. Lehauſen wußte nicht genau, ob er oder der Knabe gemeint ſey, der ihn in das Zimmer geführt hatte, jedenfalls hielt er es für gerathen, ſich zu entfernen. Nachdem er ſeinem Gebieter Bericht erſtattet, kam er jedoch noch einmal zurück, und wiederholte ſeine Verſuche auf eine noch zudringlichere Weiſe, aber ohne Erfolg.

Offenbar war es die Abſicht des Schwedenkönigs, die Kaiſerlichen ſo lange zu reizen, bis ſie ſich an den ſchwediſchen Abgeordneten vergreifen würden[1]), was ihm nicht gelang. Dennoch hat Guſtav Adolf ein Jahr ſpäter das Verfahren der Kaiſerlichen wider ſeine Geſandte als einen der Gründe aufgeführt, die ihn zum teutſchen Kriege gezwungen. Es bedurfte der neuen Beleidigung nicht, um Wallenſtein gegen die Schweden zu reizen. Schon im Sommer 1628 war ſein Groll wider Guſtav aufs höchſte geſtiegen, da er dem König und zwar mit Recht das Mißlingen der Eroberung Stralſunds Schuld gab. Aus den Briefen Friedland's geht hervor, daß er im Herbſte es auf einen fürchterlichen Streich gegen Guſtav Adolf abgeſehen hatte. Unter dem 6. September 1628 ſchreibt[2]) er aus Greifswalde an Arnim: „Heute iſt der Schotte bei mir geweſen, er hofft daß es ſeine Wirkung thun wird; der ſo nach Schweden gehen ſoll, muß ſich bald aufmachen, ehe der Winter kommt.“ In einem zweiten Briefe[3]) vom 15. September an denſelben heißt es: „Mit dem Schweden will ich mich in keine Unterhandlung einlaſſen, denn ſeine Sachen ſind alle auf Betrug angeſehen. Ich bitte derowegen den Herrn (Arnim) er wolle ſehen, daß wir bald Jemand hinſchicken, der das verrichten wird; denn es iſt ſchon Zeit, daß er hinreiſe, ehe der Winter kommt. Wann ihn der Herr wird bekommen, ſo ſchicke er ihn zu mir, damit ich ihm das erlege, was der Herr mit ihm wird ausgemacht haben.“ Hiemit iſt zu verbinden eine deutlichere Aeuſſerung in einem Briefe[4]) an denſelben, vom 21. September. Nachdem er hier ſeine feindſelige Geſinnung gegen Schweden abermals ausgeſprochen, fährt er ſo fort: „der Kaufmann iſt bei mir geweſen, welchem ich die 5000 Reichsthaler habe alsbald erlegen laſſen, und dazu verſprochen, wenn das Werk ſeinen Fortgang nimmt, daß ich ihm zu den, von dem Herrn verſprochenen 15,000 Reichsthalern, noch andere 15,000 Reichsthaler geben will; alſo hätte er, wenns ihm glückt, noch 30,000 Reichsthaler zu empfangen. Ich bitte, der Herr gebe ihm alle Anleitung, auf daß Alles

---

[1]) Man ſehe Geijer III, 155 Note 1. — [2]) Wallenſtein's Briefe I, 397 Nro. 246. — [3]) Daſ. S. 398 Nro. 247. — [4]) Daſ. Nro. 248.

wohl angeſtellt wird, und daß er ſich mit ſeinen Leuten unverzüglich dahin begibt."

Bei dieſem geheimnißvollen Handel ſind folgende Punkte ins Auge zu faſſen: Wallenſtein befand ſich in Geldverlegenheit, als er den Schotten miethete, wie aus andern gleichzeitigen Briefen [1]) an Arnim hervorgeht, wo er klagt, daß er ſich ſchier nicht auf 1000 Gulden verlaſſen könne. Fürs zweite iſt die ausbedungene Summe von 35,000 Thalern für jene Zeiten ſehr bedeutend, und Wallenſtein hält ſie ſelbſt dafür, was ein Kenner des menſchlichen Herzens aus der Art abnehmen kann, in welcher er davon ſpricht. Im letztangeführten Briefe führt er zuerſt die verſchiedenen Poſten 5000, dann 15,000, dann wieder 15,000 Thaler einzeln an, zuletzt rechnet er alles zuſammen — noch 30,000 Thaler, — ganz das eigenthümliche Betragen eines Mannes, der überzeugt iſt, daß er eine ungeheure Summe ausgeben will, aber ſich doch wegen der Wichtigkeit des Geſchäfts dazu entſchließt. Ferner das gedungene Werkzeug iſt kein Soldat, ſondern ein Kaufmann, und endlich der Schauplatz ſeiner That ſoll Schweden ſeyn. Wenn er den Unbekannten antreibt, noch vor dem Anbruche des Winters nach Scandinavien hinüberzugehen, ſo liegt dieſer Eile wohl eben ſo ſehr die Ungeduld, den Zweck erreicht zu ſehen, als die Befürchtung zu Grund, daß die bewußte Perſon während des Winters nicht mehr überſetzen könnte, weil die Stürme auf dem baltiſchen Meere um jene Jahrszeit die Ueberfahrt gefährlich machen. Sehr *wichtig* muß der Zweck dieſer ſchwediſchen Sendung geweſen ſeyn, denn ſonſt hätte er keine ſo große Summe ſelbſt aufs Ungewiſſe hin dafür verwendet, da er ja 5000 Thaler zum Voraus erlegt. Man hat, ſo ſcheint es, die Wahl an Verbrennung der ſchwediſchen Flotte oder aber an einen Anſchlag wider das Leben des Königs zu denken. Erſtere Vermuthung wird dadurch begründet, weil Wallenſtein nicht blos im Jahre 1627 mit dem Plane, die ſchwediſchen Schiffe im Sunde anzünden zu laſſen, ſchwanger gieng [2]), ſondern auch 1630 darauf zurückkam [3]). Vielleicht hat aber die andere Annahme noch mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich. Der Plan Wallenſtein's, von welcher Art er auch geweſen ſein mag, wurde nicht vollſtreckt. In den bis jetzt gedruckten Briefen des Herzogs findet ſich weiter keine Spur von der Sache, und es iſt wohl anzunehmen, daß er einem Betrüger in die Hände gefallen war, der mit der vorausbezahlten Summe davon gieng.

Friedland zog die erſte Frucht aus dem Lübecker Frieden. Das

---

[1]) Daſ. S. 399 Nro. 249. — [2]) Wallenſtein's Briefe I, 152 Nro. 81. S. 154 unten Nro. 83. S. 157 Mitte Nro. 86. — [3]) Förſter Wallenſtein Seite 435.

Herzogthum Mecklenburg, das er im Frühling 1628 nur als Pfandſchaft erhalten, wurde ihm jetzt in der Form eines Reichslehen ertheilt. Der kaiſerliche Gnadenbrief iſt datirt $^6/_{16}$. Juni 1629. Herzog Albrecht von Friedland ſammt ſeinen Agnaten wird darin förmlich mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt, und eine Strafe von eintauſend Mark allen Widerſpenſtigen angedroht [1]). Die Stände mußten ihm die Erbhuldigung leiſten, die Einreden der vertriebenen Herzoge wurden nicht geachtet.

Achtes Capitel.

Geheime Geſchichte des Kriegs. Politiſche Plane, dem Kaiſer die Herrſchaft über Teutſchland zu verſchaffen. Die neue Militärariſtokratie. Der Kurfürſt von Bayern muß das Land ob der Ens herausgeben und wird mit der Oberpfalz abgefunden.

Größtentheils hat ſich bis jetzt nur die Außenſeite des däniſchen Krieges vor uns entfaltet: Schlachten, Belagerungen, Unterjochung von Provinzen, Verzweiflung der Einwohner, Verjagung alter Erbfürſten, Einſetzung eines Emporkömmlings, zuletzt ein Friedensſchluß. Jetzt iſt es Zeit das geheime Getriebe dieſer ſtürmiſchen Bewegungen aufzudecken. Sehr groß waren die Schwierigkeiten, welche Wallenſtein zu beſiegen hatte, um ein Fürſt des heiligen römiſchen Reiches zu werden. Nicht blos die Unwahrſcheinlichkeit, daß der König von Dänemark zur Aufopferung der Herzoge von Mecklenburg die Hand bieten werde, nicht blos der Widerſtand Guſtav Adolf's, die Eiferſucht der teutſchen Reichsariſtokratie, namentlich des Kurfürſten von Bayern, der Neid des Wiener Hofes, ſondern auch die eigene Bedenklichkeit des Kaiſers wider einen ſo gewaltſamen Schritt trat Friedland's Wünſchen drohend entgegen. Als Wallenſtein im Winter von 1627 auf 1628 um Ertheilung des eroberten Herzogthums bat, forderte Ferdinand von dem Reichshofrathe ein Gutachten. Zwei verſchiedene Meinungen ließen ſich vernehmen. Die eine Parthei widerrieth [2]) die Erhebung Wallenſtein's aus Gründen, welche weniger auf die Widerrechtlichkeit des Sturzes der Erbherzoge fußten, als vielmehr Neid gegen den Emporkömmling verriethen: „Die Könige aus Dänemark und Schweden, ja alle Kurfürſten würden ſich der vertriebenen Herzoge

---

[1]) Senkenberg IV, 30. — [2]) Khevenhiller XI, 62 flg.

annehmen, wodurch der Friede mit Dänemark geſperrt, der König von Schweden in das Reich gezogen, und das Mißtrauen der Kurfürſten und Stände unfehlbar verſtärkt würde. Ohnedieß mache der Herzog von Friedland durch ſein hochfahrendes Weſen, und weil er des Kaiſers Befehle, wenn ſie nicht nach ſeinem Gefallen ſeyen, gar nicht vollziehe, ſondern Alles nach ſeinem Kopfe durchſetze, die Stände unluſtig, irre und kleinmüthig. Alles werde ſich am Ende wider den Kaiſer empören, und ein unabſehbarer Krieg entſtehen, wenn die Fürſten ſähen, daß Ferdinand ſtatt auf ihre gerechte Klagen zu achten, einen Mann über alles Verdienſt belohne, der bereits ſo hochmüthig geworden ſey, daß er alles Kriegsvolk mit der armen Leute Schweiß und Blut an ſich ziehe und ſeine Kreaturen ſowohl im Heer als am kaiſerlichen Hofe mit den größten Geſchenken überſchütte. Bald werden das ganze h. römiſche Reich und des Kaiſers eigene Erblande zu klein ſeyn, um die wachſenden Begierden des Friedländers zu befriedigen. Gebe man ihm vollends Mecklenburg, ſo werde er dadurch ſo mächtig, daß der Kaiſer nicht mehr im Stande ſey, ihn, wenn er auch noch ſo gerne wollte, wieder abzuſetzen. Es ſey daher rathſam, die Erbfürſten nach erfolgter Unterwerfung wieder herzuſtellen, allenfalls könne man ihnen zu Gunſten des Friedländers eine Geldbuße auferlegen, u. ſ. w."

Anders lautete der Bericht[1]) der Gegenparthei. „Beſtrafung und Belohnung ſey die Seele der Herrſchaft. Die Herzoge von Mecklenburg *hätten* als Hochverräther ihr Land verwirkt, dem Friedländer dagegen gebühre ein Lohn für ſeine Verdienſte. Dieſe ſeyen außerordentlich, indem Wallenſtein von Jugend auf mit Dranſetzung von Gut, Blut und Leben ſchon dem höchſtſeligen Kaiſer Rudolph in Ungarn, und dann ihrer kaiſerlichen Majeſtät im friauliſchen Kriege, wie in der böhmiſchen und mähriſchen Rebellion ſo treu gedient, daß man wenige, ja gar kein Beiſpiel davon aufweiſen könne. Niemals habe man gehört noch geleſen, daß ein Kriegshaupt 100,000 Mann auf die Beine gebracht, ohne Entgeld und Bezahlung aus eigenem Beutel und Gefällen des Kriegsherrn. Der Herzog von Friedland hat Euer kaiſerlichen Majeſtät Königreiche und Länder, ſo jedermann für verloren gehalten, aus des Feindes Gewalt erledigt, ganz Teutſchland zum Gehorſam gebracht, und Ihre Majeſtät zum Herrn vom adriatiſchen bis ans teutſche Meer gemacht, er hat noch dazu aus den Brandſchatzungen, zu allerlei Nothdurften Eurer Majeſtät, Geld nach Hofe geſchickt, und dadurch Mittel verſchafft

[1]) Daſ. S. 65 flg.

Etliche Ihrer Miniſter zu belohnen; er hat die Kriegsoberſten, Befehlshaber und Soldaten durch Gaben und Geſchenke dergeſtalt ermuthigt, daß ſie Ihrer kaiſerlichen Majeſtät vor allen andern Herrn dienen wollen. Er allein hat das Zutrauen, die Liebe und die Furcht ſowohl bei Oberſten und Offizieren als bei dem gemeinen Mann; ſollte er abtreten, ſo würde man Keinen wiſſen, der ſeine Stelle ausfüllen könnte, und es würde ohne Meuterei oder gar gänzlichen Ruin des kaiſerlichen Heeres nicht abgehen u. ſ. w." Das Gutachten ſchloß folgendermaßen: „Aus drei wichtigen Gründen: aus Gewiſſenspflicht, aus Gerechtigkeit, aus Dankbarkeit ſind ihre kaiſerliche Majeſtät verbunden, die mecklenburgiſchen Erbländer dem Herzoge von Friedland zu geben; Gewiſſenshalber, weil die katholiſche Religion hiebei betheiligt iſt und gefördert wird; aus Gerechtigkeit, weil das Böſe beſtraft das Gute belohnt wird; aus Erkenntlichkeit, weil dadurch dem Herzoge von Friedland die ausgelegten Unkoſten zurückgezahlt werden. Wenn Ihre kaiſerliche Majeſtät dieſen gerechten Vorſchlag genehmigt, ſo darf ſie feſt zu Gott hoffen, daß ein ſo heilſames, dem Himmel wohlgefälliges, der Religion und dem gemeinen Weſen nützliches Werk von dem Allmächtigen ſchon hier mit langem Leben und glücklicher Regierung, und dort droben mit der ewigen Glorie hundertfältig vergolten werde."

Daß etliche weltliche Große hierbei im Spiele waren, die Wallenſtein durch Beſtechung gewonnen, geht beinahe aus den eigenen Worten des Berichts hervor, wo von den herzoglichen Geldſendungen die Rede iſt, die es dem Kaiſer möglich gemacht, ſeine Miniſter zu belohnen. Das Meiſte verdankte jedoch Wallenſtein den Jeſuiten, worauf auch der ſalbungsvolle Schluß des Berichtes hindeutet. Khevenhiller giebt uns Aufſchluß darüber: „Man habe damals bei Hofe," ſagt[1]) er, „dem Herzog allein das Placet geſungen. — Hieran ſey beſonders der Eifer etlicher Geiſtlichen, denen Wallenſtein die Wiederherſtellung der mecklenburgiſchen Kirchengüter und Gründung neuer Klöſter und Collegien in dem Herzogthum verſprochen, ſo wie der unermüdliche Fleiß der Friedländiſchen bei Hofe ſchuld geweſen." Der Herzog hatte die Jeſuiten für ſich gewonnen, und zwar nicht bloß durch das von Khevenhiller angeführte Verſprechen, ſondern auch durch frühere Gunſtbezeugungen. Klug berechnend, daß er dieſen mächtigen Orden für ſeine Zwecke brauchen könne, ließ er ihm reiche Gaben zufließen, ſtattete das Collegium zu Olmüz aus, unterſtützte das Profeßhaus zu Prag, ſtiftete

---

[1]) XI, S. 67 u. 145.

in ſeinen Reſidenzen Gitſchin und Sagan Collegien und Seminarien, übergab ihnen die Erziehung der Jugend und verſprach in Zukunft noch mehr zu thun [1]). Allerdings wollten die frommen Väter, nachdem ihnen der Herzog den kleinen Finger gereicht, gleich die ganze Hand. In ihrem Bekehrungseifer erlaubten ſie ſich großen Unfug gegen die Unterthanen des Herzogs auf ſeinen böhmiſchen Gütern. Als dieſe ſich zur Wehre ſetzten und den verhaßten Orden aus dem Lande jagen wollten, verlangten die Väter Unterſtützung der weltlichen Gewalt. Aber Wallenſtein war keineswegs gemeint ihr Begehren zu erfüllen. Unter dem $^{10}/_{20}$. Juni 1626 ſchreibt er [2]) an ſeinen Landeshauptmann in Gitſchin: „Aus Eurem letzten Briefe habe ich vernommen, was für Händel die Unterthanen mit den Jeſuiten gehabt. Es iſt ein altes Sprichwort: wie mans treibt, ſo gehts. Darum miſcht euch nicht drein. Werden's die Jeſuiten gut machen, ſo werden ſie es gut haben, ich will Ihre Anmaßungen nicht mit dem weltlichen Arm vertheidigen, denn ihr Hochmuth iſt unerträglich. — Laßt euch nicht von den Vätern bei der Naſe führen, denn ihr ſeht, was für ſaubere Händel ſie jetzt im Lande ob der Ens angerichtet haben; überall geht es ſo, wo ſie einwurzeln. Könnte ich mit 100,000 Gulden der Stiftung, ſo ich zu ihren Gunſten gemacht, los werden, ſo wollte ichs gerne thun.“ Das war eine vertrauliche Aeuſſerung augenblicklichen Unmuths, aus der man erſieht, daß er die Väter kannte. Allein öffentlich that er ihnen ſchön ins Geſicht, ſo lange er ſie brauchte.

Dennoch war der Einfluß des Ordens nicht mächtig genug, um dem Herzoge allein den Beſitz Mecklenburgs zu verſchaffen. Man muß dieß aus dem Umſtande ſchließen, daß Wallenſtein noch andere Kunſtgriffe beim Wiener Hofe in Anwendung brachte. Namentlich zählen wir hierunter ſeine oft wiederholte Aeuſſerung, daß er nach Beendigung des däniſchen Kampfes die kaiſerlichen Waffen gegen den Türken kehren wolle. Zum erſtenmale ſprach [3]) er dieſen Gedanken im September 1627 aus, alſo 4 Monate ehe er den Pfandbeſitz von Mecklenburg erhielt. Ein halbes Jahr ſpäter hatte er den Kaiſer dafür gewonnen. Unter dem $^{7}/_{17}$. Mai 1628 — 13 Monate ehe er mit dem Herzogthum belehnt ward, — ſchreibt er [4]) an Arnim, der Feldmarſchall möge eilends Citadellen in Roſtock und Wismar anlegen. „Denn der Herr kennt meine Abſicht, daß ich den Krieg wider die Türken kehren

---

[1]) Förſter Wallenſtein S. 349 flg. — [2]) Daſ. S. 351. — [3]) Von d. Decken I, 257. — [4]) Wallenſtein's Briefe I, 335 Nro. 191.

will, auch habe ich allbereits den Kaiſer und alle ſeine Miniſter, wiewohl etliche mit harter Mühe, dazu vermocht.“ Wir glauben recht gerne, daß es eine Lieblingsidee, ein Jugendgedanke des Friedländers war, die Osmanen aus Europa zu verjagen; denn ſo viele andere ausgezeichnete Männer haben in jenen Zeiten, wo der Halbmond noch mit ungeſchwächtem Glanze ſtrahlte, über dieſem Plane geträumt, geſchwärmt, und in ſeiner Ausführung Anſpruch auf ewigen Nachruhm geſehen. Aber noch gewiſſer iſt, daß Wallenſtein in den Jahren 1628—1630 ernſtlich an keinen Türkenkrieg denken konnte. Man müßte ihm ſonſt allen Verſtand abſprechen. Denn wäre es nicht Unſinn geweſen, wenn der Wiener Hof zu einer Zeit, wo der Kaiſer kaum Teutſchland unterworfen hatte, wo der Reichsadel murrend ſeine Ketten trug, und ſeine Augen auf das ferne Ausland warf, wo Schweden ſich, wie Wallenſtein wohl wußte, bereits zum Einfall rüſtete, und Frankreich im Begriffe ſtand, ſich mit Guſtav Adolf gegen den Kaiſer zu verbünden — wenn der Wiener Hof, ſagen wir, in ſolchen Zeitumſtänden auf die muthwilligſte Weiſe auswärtige Händel mit der größten Macht des Oſtens geſucht hätte. Dagegen iſt obige Aeuſſerung Wallenſtein's natürlich, ſo bald man vorausſetzt, daß der kaiſerliche Feldhauptmann ſeinen Gebieter durch die Vorſpiegelung eines nothwendigen Türkenkriegs habe bewegen wollen, den Kampf mit Chriſtian IV. von Dänemark auf ſolche Bedingungen zu beendigen, die dem friedländiſchen Intereſſe zuſagten. Die Türken waren ein gefürchteter Name in Wien. Wenn Ferdinand's II. Feldherr einen Krieg mit ihnen in Ausſicht ſtellte, mußte der Kaiſer darauf ſinnen, vor Ausbruch des neuen Kampfes ſeine ſchwächſte Seite, den bedrohten Norden Teutſchlands zu ſchützen; und wie konnte er dies ſicherer thun, als wenn er Mecklenburg in die ſtarken Hände des Friedländers niederlegte? Sicherlich hat Wallenſtein ſo gerechnet!

Aehnlich war eine zweite Kriegsliſt, die der Herzog von Friedland zu gleichem Zwecke brauchte. Zu Ende des Jahres 1627 hatte Graf Schwarzenberg, damals kaiſerlicher Geſandter bei den Hanſeſtädten, an den Wiener Hof berichtet [1]), daß die däniſchen Reichsräthe, unzufrieden mit ihrem Könige, an eine neue Königswahl dächten. Alsbald benützte Wallenſtein dieſe Nachricht, die wahrſcheinlich auf ſeinen Antrieb nach Wien gebracht worden war. Unter dem $^3/_{13}$. Dez. 1627, alſo kurz vor ſeiner Erhebung zum Herzog von Mecklenburg, ſchrieb [1]) er an Arnim:

---

[1]) Wallenſtein's Briefe I, 162. Nro. 92.

„Ich bin der Meinung, man könnte die Dänen dazu bringen, daß ſie den Kaiſer in Gutem zu ihrem Könige wählen; erobert dagegen der Kaiſer ihr Land mit Gewalt, ſo wird er ihnen Geſetze nach ſeinem Gefallen geben. Würden ſie aber Seine Majeſtät wählen, ſo verſichere ich ſie bei meiner Ehre, daß ſie im Genuſſe ihrer Freiheiten und ungehinderter Religionsübung ſollen erhalten werden“. In einem ſieben Tage ſpätern Briefe aus Brandeis vom $^{10}/_{20}$. Dezember an denſelben bringt er die Sache noch einmal in Anregung und fügt[1]) bei: „wollen die däniſchen Reichsſtände den Kaiſer nicht wählen und müſſen wir ſie mit Gewalt unterjochen, ſo ſind ſie unſere Leibeigene. Richte es aber der Herr ſo, daß es im Guten abgeht u. ſ. w.“ Der Krieg gegen den Kaiſer war ohne Zuſtimmung des hohen däniſchen Adels unternommen, der damals ſehr große Gewalt beſaß. Als nun Chriſtian IV. eine ſchimpfliche Niederlage nach der andern erlitt, iſt es ſehr begreiflich, daß die Ariſtokratie in Bewegung gerieth. Allein wie ſollte ſich der Kaiſer in einem ſo entfernten Reiche halten, er, der kaum erſt ſeiner Erblande ſicher war? Offenbar wollte Wallenſtein auch mit dieſem Anerbieten ſich zunächſt nur Mecklenburg verſchaffen. Denn ſobald Ferdinand irgend daran dachte, nach Dänemark ſeine Hände auszuſtrecken, ſo mußte er ſich auf nahe Freunde zu ſtützen ſuchen, und folglich das an die däniſchen Beſitzungen gränzende Mecklenburg dem Friedländer übergeben. Uebrigens bedarf es hierüber keiner Vermuthungen. Wallenſtein ſelbſt ſpricht ſeine Meinung unverholen aus. Kaum hatte er nämlich die Gewißheit erlangt, daß ihm das erſehnte Mecklenburg zu Theil werden ſolle, ſo ſchrieb[2]) er unterm 3. Januar 1628 an Arnim aus Böhmen: „Man hätte mir Dänemark bei Hofe wohl gegönnt, und auch der Kaiſer ſelbſt, aber ich habe mich gar ſchön bedankt, denn ich könnte mich nicht darin behaupten, will unterdeſſen mit dem Andern (mit Mecklenburg) vorliebnehmen, denn es iſt ſicherer.“ Wie konnte der Kaiſer ein Reich feſthalten, in deſſen Beſitz ſich Wallenſtein zu behaupten nicht getraute. Die Lockung war alſo ein bloßer Kunſtgriff, ein geſchenkter Gaul, den der Herzog ſeinem Herrn vorhielt. Doch ſollte ſie — ein doppelter Keil — nicht nur in Wien, ſondern auch in Kopenhagen wirken.

Sehen wir jetzt, wie er den König von Dänemark dazu vermochte, in ſeine Abſichten einzugehen. Wallenſtein war des neuen Herzogthums ſo lange nicht verſichert, bis Chriſtian IV. in einem Friedensſchluſſe die Mecklenburger Erbherzoge aufopferte. Auf dieſes Ziel ſteuerten

---

[1]) Daſ. I, 168. Nro. 99. — [2]) Daſ. I, S. 258. Nro. 119. Nachſchrift.

daher alle Beſtrebungen des Friedländer's hin. Sämmtliche Beſitzungen des Königs diesſeits der teutſchen See befanden ſich Ausgang des Jahrs 1627 in der Gewalt der Kaiſerlichen. Nun ließ Wallenſtein dem Dänenkönige durch den Grafen von Schaumburg, der Mitte Auguſt 1628 vor Glückſtadt den Dänen in die Hände gefallen war, insgeheim die Rückerſtattung aller ſeiner Provinzen anbieten [1]), wenn er nur die Mecklenburger Herzoge preisgebe. Große Verſuchung, ohne Verluſte an Land, bloß auf Koſten der Ehre aus der gefährlichſten Lage erlöst zu werden! Die Lockung wurde verſtärkt durch die Gefahr einer Meuterei in Chriſtian's eigener Hauptſtadt, durch jenen Vorſchlag, den Kaiſer zum Herrn von Dänemark wählen zu laſſen. So gut war der Handel angelegt, daß dieſer Plan dem Friedländer zugleich an zwei entgegengeſetzten Orten, in Wien und Kopenhagen, dienen mußte. Da Chriſtian IV. noch nicht nachgeben wollte, wurden neue Schreckmittel gebraucht.

Schon früher hatte Wallenſtein einen andern noch kräftigeren Hebel angeſetzt. Längſt war die Hanſe durch den Zerfall unſeres Reichs, durch das Aufblühen engliſcher, holländiſcher, ſkandinaviſcher Seemacht tief geſunken, ohne daß die Kaiſer bisher trotz aller Klagen etwas für ſie zu thun vermocht hätten. Plötzlich ließ Ferdinand II. im Februar 1628 den in Lübeck verſammelten Geſandten der Hanſe einen Vorſchlag machen, der, wenn er zur Ausführung kam, den Handel dieſer Städte zum höchſten Flor emporheben mußte. Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg erſchien als kaiſerlicher Bevollmächtigter auf dem Hanſetage, und überreichte den verſammelten Herrn eine Denkſchrift, welche nach einem Eingange voll Klagen über die böſe Praktiken der geheimen und offenen Feinde, mit denen der Kaiſer ſeit Anfang ſeiner Regierung zu kämpfen gehabt, ſo wie über den Verfall des teutſchen Reichs, ſeines Wohlſtandes und ſeines Handels, alſo [2]) fortfährt: „Seine Majeſtät der Kaiſer dürfe jetzt, nachdem er durch Gottes Gnade über ſeine Widerſacher den Sieg errungen, ſolchem Unfuge nicht mehr länger zuſehen. Denn was könne für eine ſo anſehnliche, volkreiche, ſtreitbare und mächtige Nation, wie die teutſche, ſpöttiſcher ſeyn, als daß ſie von andern Völkern, die ſich mit den Teutſchen gar nicht meſſen dürfen, auf ihren eigenen Meeren und Flüſſen ſich Geſetze vorſchreiben laſſen ſolle, und denſelben nothgedrungen gehorſamen müſſe. — England hat die teutſchen Hanſeſtädte ihrer uralten mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien und Rechte beraubt, und zwar unter einem Vorwande, der nicht nur dem Anſehen und der Ehre

---

[1]) Wallenſtein's Briefe I, 396. Nr. 244 Nachſchrift. V. d. Decken I, 264. Mauvillon histoire de Gustave Adolphe 187. — [2]) Khevenhiller XI. 140 flg.

beſagter Städte hochſchimpflich, ſondern noch dazu alſo beſchaffen geweſen iſt, als hätten die Engländer uns Teutſche wie lauter Kinder angeſehen, was die über dieſe Sache gepflogenen öffentlichen Verhandlungen beweiſen. Hiebei iſt es aber nicht verblieben, ſondern die Engländer ſind von einer Anmaßung zur andern, und endlich ſo weit fortgeſchritten, daß ſie ſich mit ihren verbannten und verdammten Monopolen den Teutſchen mitten ins Neſt geſetzt, den ganzen Tuchhandel und andere Geſchäfte an ſich gezogen, uns Teutſchen dabei das Zuſehen gelaſſen, und dadurch ſo viele Millionen aus unſern eigenen Säcken mit ſich heimgeſchleppt haben, daß ſie jetzt den löblichen Hanſeſtädten, ja dem römiſchen Kaiſer ſelbſt, mit ſolchem unſerem Raube trotzen dürfen.“ Dann auf Dänemark übergehend, fährt die Denkſchrift ſo fort: „Was iſt der Zoll im Sunde anders geweſen, und iſt es noch, als ein ſchändlicher Tribut, den Teutſchland bezahlen muß, ja öffentlich ſprechen es gewiſſe Leute (die Dänen) aus, dieß ſey der rechte Zaum, womit man die teutſchen Hanſeſtädte zollbar machen könne u. ſ. w. Nun ſind Ihre Majeſtät einmal Kaiſer und Haupt des Reichs; würden Sie zu ſolchen Anmaßungen länger ſchweigen, ſo müßte dieß nicht nur kaiſerlicher Majeſtät recht ſchimpflich, ſondern auch vor der Nachwelt kaum zu verantworten ſeyn.“ Nach dieſem Eingang wurde dem Hanſetag folgender Vorſchlag gemacht: „Allein die ſechs wendiſchen Hanſeſtädte Lübeck, Hamburg, Roſtock, Wismar, Stralſund, Lüneburg ſollen in Zukunft unmittelbar nach Spanien handeln dürfen; wenn Schweden, Dänemark, Frankreich, England Waaren hätten, deren man in Spanien bedürftig wäre, ſollten ſie in beſagten Städten verkauft, und einzig von hier aus nach Spanien geführt werden dürfen; deßgleichen ſolle Alles, was aus Spanien in Handel komme, in gemeldete Städte gebracht, und auf ihren Schiffen in vorerwähnte Lande und Königreiche zum Verkauf geſchickt werden; endlich der Handel in Teutſchland ſollte Allen denen verboten ſeyn, welche der neuen Admiralität und Geſellſchaft, die in Spanien aufgerichtet worden, ſich widerſetzen würden.“ Urſprünglich waren dieſe Anträge von Spanien aus dem Kaiſer unterlegt worden [1]). Khevenhiller ſagt [2]): der König von Spanien habe ſich Rechnung gemacht, durch ſolches Mittel allen Seehandel an ſich zu ziehen, und die Hanſeſtädte, die auf der Oſtſee viel vermögen und an Volk und Schiffen mächtig ſeyen, auf ſeine Seite zu bringen, wodurch die Holländer geſchwächt und ihres Seehandels beraubt worden wären. Den Hanſeſtädten bot der Vorſchag außerordentliche Vortheile. Wenn er ausgeführt werden konnte, gab er ihnen das Monopol des teuſchen, des ſpaniſchen, und

[1]) Khevenhiller X, 1509. — [2]) XI, 145.

folglich wegen der ſpaniſchen Colonien in Amerika, auch des weſtindiſchen Handels. Allein eben in der Möglichkeit der Ausführung liegt der Knoten. Es war eine Seifenblaſe, ähnlich den neueſten Planen von Errichtung einer Flotte des Zollvereins. Denn wie ſollte Spanien mit ſeiner geſchwächten Seemacht, wie ſollten die Hanſeſtädte ohne ein einziges Kriegsſchiff, wie ſollte der Kaiſer, der nicht einmal einen Kauffahrer auf dem Meere beſaß, einen ſo gewaltſamen Beſchluß gegen Englands, Hollands, Schwedens, Dänemarks Flotten durchſetzen? Wallenſtein unterſtützte Anfangs die Unterhandlung mit den Hanſeſtädten bereitwillig,[1] weil er vorausſah, daß ſie ſeinen Abſichten auf Mecklenburg dienen werde. Seine Berechnung war richtig! Bald begann der König von Dänemark unruhig zu werden: er fürchtete, ein ſolches Bündniß zwiſchen den beiden Linien von Habsburg und der teutſchen Hanſe möchte dem Handel ſeiner Unterthanen den größten Abbruch thun, und die Hauptquelle ſeines Einkommens verſtopfen. Er knüpfte daher insgeheim mit dem Herzoge von Friedland Unterhandlungen an, und ließ ihm ſagen, daß er erbötig ſey, die Mecklenburger aufzuopfern, wenn nur die Lübecker Anträge krebsgängig würden[2]). Dieß war es, was Wallenſtein gewollt hatte. Plötzlich änderte er den Ton und ſchrieb[2]) an den Kaiſer: „Wenn Ihre Majeſtät nicht den Grafen von Schwarzenberg von dem Handel zu Lübeck abrufen, ſo werde ich nicht mehr zum Heere abgehen.“ Dieſe derbe Drohung wirkte. Graf Schwarzenberg wurde ſchnell zurückgerufen, das ganze Geſchäft abgebrochen.

Die Intrike mit den Hanſeſtädten trug am Meiſten zum ſchnellen Abſchluſſe des Lübecker Friedens bei. Wallenſtein ließ indeß noch einige andere Minen ſpringen. Wir werden ſogleich zeigen, wie er den Dänenkönig in die Enge trieb. Die letzten Bedenklichkeiten Chriſtian's IV. ſoll Wallenſtein, wenn man ſchwediſchen Quellen[3]) trauen darf, dadurch überwunden haben, daß er dem Sohne des Königs, Prinz Ulrich, ſeine einzige Erbtochter mit einem großen Heirathsgute zur Gemahlin zu geben verſprach. Jedenfalls war dieſer Antrag, auch wenn er geſchah, nicht aufrichtig gemeint, wie denn nachher nicht wieder von einer ſolchen Heirath die Rede iſt.

Nächſt dem Könige von Dänemark, ſtand Guſtav Adolf den ehrgeizigen Abſichten Wallenſtein's auf Mecklenburg im Wege. Auch mit dieſem Herrſcher wurde deßhalb unterhandelt. Allem Anſchein nach war

---

[1]) Khevenhiller X, 1510. — [2]) Derſelbe XI, 145. — [3]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe (nach Arkenholz Staatspapieren) S. 188 unten.

es Guſtav Adolf, der die erſten Anträge machte. Unter dem $^{11}/_{21}$. November 1627 ſchreibt [1]) Wallenſtein an Arnim: „Aus des Herrn letztem Schreiben erſehe ich, daß der König von Schweden damit umgeht, ein Bündniß mit dem Kaiſer zu machen. Nun iſt ſolches ſchon im vorigen Jahre durch den Oberſten Fahrenbach vorgeſchlagen worden, warum aber nicht weiter unterhandelt wurde, weiß ich nicht. Meine Meinung iſt, daß man mit ihm ſich in alle Wege einlaſſen ſollte.“ Den Gegenſtand des Antrags berührt Wallenſtein in den nächſten Worten: „Der Schwede will Dänemark auf der andern Seite angreifen, und die zu Dänemark gehörigen Oerter, ſo an Schweden ſtoßen, einnehmen, wie auch Norwegen. Ich vermeine, daß der Kaiſer keine Schwierigkeit machen, und den Frieden zwiſchen Polen und Schweden zu Stande bringen wird. Denn,“ fährt Wallenſtein einige Sätze weiter unten fort, „Seine Majeſtät kann es Gewiſſenshalber als höchſtes Haupt der Chriſtenheit nicht dulden, daß in dem nächſt an uns gränzenden Königreiche (Polen) ein ſolcher Krieg länger daure, in welchen Türken, Tartaren, Moskowiter und andere die Ruhe der Chriſtenheit ſtörende Leute hineingezogen werden.“ Die Unterhandlungen wurden den ganzen Winter 1627 fortgeſetzt, und Wallenſtein dringt ſehr darauf, daß man vorwärts komme. Unter dem $^{14}/_{24}$. November ſchreibt [2]) er an Arnim, „der Herr ſehe auf alle Weiſe, daß die Sache mit dem Schweden kann angeſtellt werden. — Den Schweden will ich gerne zum Freunde haben, aber nur daß er nicht zu *mächtig* wird, denn amor et dominium non patitur socium, [3]) doch die Unterhandlung muß in allweg gehen.“ Am folgenden Tage ſchreibt [4]) er ſchon wieder an denſelben: „Was den ſchwediſchen Handel anbetrifft, ſo ſehe der Herr, daß die Sache vorwärts rückt, und berichte mir darüber aufs eheſte. Heute ſchreibe ich Ihrer kaiſerlichen Majeſtät, daß der Schwede mit uns zu traktiren angefangen, und daß ich ihn aufgefordert habe, billige Bedingungen vorzuſchlagen.“

Die Unterhandlungen waren von beiden Theilen nicht aufrichtig gemeint; jeder ſuchte den andern hinters Licht zu führen. Wallenſtein ſpricht ſich offen darüber gegen Arnim aus. Unter dem 30. November 1627 ſchreibt [5]) er an ihn: „Der Schwede ſucht unſere Freundſchaft nicht aus redlicher Abſicht, ſondern nothgedrungen, daher müſſen wir ihn mit ſchönen Worten bedienen, denn an den Werken zweifle ich, daß er ſich hoch um uns annehmen wird.“ Dieſe Geſinnung bekräftigte er

---

[1]) Wallenſtein's Briefe I, 143. Nr. 76. — [2]) Daſ. S. 152 Nr. 81. — [3]) Lateiniſches Sprichwort: Liebe und Herrſchaft duldet keine Nebenbuhler. — [4]) Daſelbſt S. 154. Nr. 83. — [5]) Daſ. S. 159. N. 89.

durch die That, denn in derſelben Zeit und in denſelben Briefen, wo er Arnim treibt, die Unterhandlung mit Guſtav Adolf in guten Gang zu bringen, befiehlt er dem Feldmarſchall, die ſchwediſche Flotte im Sunde zu verbrennen: „Die ſchwediſchen Schiffe müſſen auf dem einen Weg oder dem andern im Rauch aufgehen.“ Und unter dem 26. November [1]: „der Herr ſehe, daß die ſchwediſchen Schiffe ſofort verbrannt werden, denn je ärmer der Schwede und je kraftloſer er iſt, deſto beſſer für uns; doch muß die Unterhandlung fortbetrieben werden, wobei jedoch immer zu bedenken: Trau, ſchau, Wem?“ Der Vorſchlag, die Eroberung Norwegens den Schweden zu überlaſſen, lief gleichfalls auf Betrug hinaus. Welch ein gutmüthiger Thor wäre Wallenſtein geweſen, wenn er einem Gegner, deſſen Ehrſucht und Thatkraft Friedland ſelbſt fürchtete, zu überaus wichtigen Gebietsvergrößerungen verhalf. Wallenſtein konnte alſo nur die Abſicht haben, durch jenen Vorſchlag den König von Dänemark zu ſchrecken und zum Frieden geneigter zu machen, was er auch erreichte.

Eben ſo wenig ehrlich meinten es die Schweden. Guſtav Adolf hatte die nichtswürdige Fehde mit Polen, wie wir wiſſen, längſt von Herzen ſatt, und ſtrebte nach höhern Dingen; er hoffte nun, auf dem angezeigten Wege durch Vermittelung des Kaiſers von Sigismund los zu werden. Dieß war der Grund, warum er mit den Kaiſerlichen unterhandelte und Miene machte, über die Dänen herzufallen. Wallenſtein merkte ſeine Abſicht. „Ich ſehe wohl,“ ſchreibt er am 26. November an Arnim, „daß der Schwede eine Zwickmühle haben will.“ Dennoch ließ ſich der Kaiſer tiefer ein, als es dem Friedländer lieb war. In dem ebengenannten Briefe ſagt er weiter: „Aus der Beilage kann der Herr erſehen, was mir Ihre Majeſtät ſchreibt wegen der Friedensunterhandlungen, ſo zwiſchen den Polen und Schweden vorgehen. Ich wollte, daß man es nicht gethan hätte, aber unſere Herren bei Hofe ſind eben gar zu furchtſam.“ Wir haben hier den wahren Grund, warum die Friedensgeſchäfte im Herbſte des Jahrs 1627 eifriger als ſonſt in Polen betrieben wurden [2]).

Noch müſſen wir berichten, wie der kaiſerliche Feldhauptmann ſich die Erbfürſten, die beraubt wurden, vom Halſe ſchaffte. Eine ſo tiefe Achtung für geſetzliche Formen iſt in die menſchliche Bruſt geprägt, daß Wallenſtein ſelbſt für den Raub Mecklenburgs einen Schein des Rechts zu erkünſteln ſich abmühte. Nachdem er die Erbherzoge beim Einmarſch in ihr

---

[1]) Daſ. S. 157. Nr. 86 Nachſchrift. — [2]) Oben S. 187.

Land „ſeine lieben Oheime" genannt [1]), nachdem er ihnen die tröſtlichſten Verſicherungen wegen ihres Eigenthums gegeben, ändert er den Ton, ſobald er die hauptſächlichſten Plätze des Landes in ſeiner Gewalt weiß. Jetzt ſucht er einen Vorwand, und ſpricht [2]) in einem Briefe an Arnim „von ſeltſamen Praktiken, hinter die er gekommen." Dieß war erlogen, denn in ſpäteren Schreiben ermahnt [3]) er Arnim, „ſich fleißig zu erkundigen, wie ſich die Herzoge verhalten." Beſonders befiehlt er ihm, „auf des ältern Herzogs (Adolf Friedrich) Anſchläge fleißig Acht zu geben, und darüber zu berichten, denn er hätte es wohl verdienet, daß er geſtraft werde." Weiter fügt er hinzu, „ich bitte, der Herr merke alle die Stückle, ſo der ältere Herzog von Mechelburg gethan hat, denn ich ſehe, daß er nicht gut thun will." Als dieſe Mittel nichts nützten, ſuchte Wallenſtein die Herzoge zu verleiten, daß ſie nach Schweden flüchteten, um ſie nachher als Reichsverräther anklagen zu können. Unter dem $^6/_{16}$. November 1627 ſchrieb [4]) er an Arnim: „will der ältere und auch der jüngere Herzog von Mechelburg ſeinen Weg nach Schweden nehmen, ſo thue der Herr allen Vorſchub dazu, er würde mir einen großen Dienſt leiſten." Durch den Machtſpruch des Kaiſers ihrer Lande verluſtig erklärt, mußten die Erbfürſten fliehen. Sie begaben ſich erſt nach Sachſen, dann nach Magdeburg, Lübeck [5]), überall das Reich mit ihren Klagen erfüllend, und unermüdlich, die Verwendung der Kurfürſten, der Infantin zu Brüſſel, des Königs von Dänemark, ja auch der Krone Spanien anzuflehen. Zuletzt verſuchten ſie es gar, Wallenſtein's ſteinernes Herz zu rühren. Aber dieſer fuhr [5]) den Mecklenburger Redner Dr. Kothmann mit den Worten an: „wenn Ihr mir noch einmal mit ſolchen Anträgen kommt, laſſe ich Euch den Kopf vor die Füße legen."

Auf ſo krummen Wegen hat Friedland das Herzogthum Mecklenburg von Dänemark, von Schweden, von den Jeſuiten, endlich vom Kaiſer ſelbſt theils erſchlichen, theils ertrotzt. Beim erſten Anblick möchte man glauben, daß es ihm hiebei einzig und allein um ſeinen eigenen Nutzen zu thun geweſen. Die Sache verhält ſich jedoch anders. Indem er den Herzogshut auf ſein Haupt ſetzte, handelte er zugleich im wahren Vortheil des Kaiſers und des Reichs. Die friedländiſche Erwerbung Mecklenburgs war blos Theil eines großartigen Planes, der darauf hinzielte, die Verfaſſung Germaniens völlig

---

[1]) Wallenſtein's Briefe I, 105. 107. 109. Nr. 34. 36. 38. — [2]) Daſ. S. 111. Nr. 40. — [3]) Daſ. S. 115. Nr. 45 u. 46. — [4]) Daſ. S. 139. Nr. 71. — [5]) Senkenberg IV, 682. V, 30. 206.

umzugeſtalten. Das niederteutſche Fürſtenthum ſollte gewaltſam verdrängt und durch eine neue Militärariſtokratie erſetzt, das Heer der Liga ſeinem bisherigen Brodherrn abſpänſtig gemacht, dann der höchſte Erbadel des mittleren und ſüdlichen Teutſchlands in die Mitte zwiſchen den Kaiſer und die neuen Emporkömmlinge genommen und gleichfalls zum Gehorſam gebracht, der Kaiſer zum wahren Gebieter Germaniens erhoben, dem teutſchen Volke aber, das, gleich einer Heerde, etliche Dutzende von Herren unter ſich getheilt, ſeine Einheit zurückgegeben werden. Wir berühren hier die wichtigſte, aber auch geheimſte, bisher faſt gänzlich verborgene Seite des 30jährigen Kriegs.

Schon mehrere Jahre vor Friedland's Ernennung zum Feldhauptmann werden da und dort zerſtreute Bauſteine bemerklich, welche auf Entwürfe einer neuen politiſchen Ordnung hinweiſen. Ich komme auf die 1621 erſchienene Flugſchrift zurück[1]), von welcher oben die Rede war. Faſt an allen kirchlichen Partheiungen, welche ſeit dem Augsburger Religionsfrieden entſtanden, hatten die oberländiſchen Reichsſtädte beharrlichen Antheil genommen und zwar ſtets wider den Kaiſer. Namentlich fußte die Union auf dem Seckel der Städte. Die Summen, welche dieſe in die Bundeskaſſen ſteuerten, erregen Erſtaunen und liefern einen glänzenden Beweis vom damaligen Wohlſtande Schwabens und Frankens. Von 1608 — 1617, alſo ehe der Krieg ausbrach, zahlten[2]): Nürnberg 478,800, Ulm und Straßburg je 279,000, Rotenburg a. d. Tauber 117,800, ſchw. Hall 90,834, Speier und Worms je 65,560, Heilbronn 64,480, Winsheim 52,080, Memmingen 51,163, Nördlingen 54,600, Kempten 48,360, Schweinfurt 45,880, Weißenburg im Elſaß 34,720, Weißenburg im Nordgau 31,000, Landau 29,760. Nie, ſagt unſere Quelle, hätten die Städte irgend einem Kaiſer in der größten Türkennoth ſo viel geopfert. Von den namhaften Freiſtädten des Oberlandes traten nur Frankfurt und Augsburg, längſt kaiſerlich geſinnt, der Union nicht bei. Weiter theilt unſer Berichterſtatter die wichtige Nachricht mit: vier der obern Städte hätten eine Art Herrſchaft über die andern geführt, ſo daß Ulm die ſchwäbiſchen Städte Nördlingen, Hall, Heilbronn, Memmingen, Kempten; Nürnberg die fränkiſchen Rotenburg a. d. Tauber, Schweinfurt, Winsheim, Weißenburg am Sande; Straßburg die oberrheiniſchen Worms, Speier, Weißenburg, Landau, endlich Frankfurt die wetterau'ſchen Friedberg, Gelnhauſen, Wetzlar nach ſich zog. Wie oben bemerkt worden, war Vornehmthuerei der Pa-

[1]) S. 468. Secreta secretorum etc. — [2]) Daſ. S. 26 u. 27.

tricier und ihre Sucht, den Fürſten zu gefallen, in ihre hohen Cirkel gezogen, auch im Nothfalle von ihnen gegen die Rache der unterdrückten Zünfte geſchützt zu werden, die Haupturſache, warum die Schätze des Bürgerthums auf eine für das Wohl des Reichs ſo nachtheilige Weiſe verſchwendet wurden. Es iſt natürlich, daß man katholiſcher Seits auf Mittel ſann, dem Uebel abzuhelfen. Der grundgeſcheite und rechtſchaffene Mann [1]), der jenes Buch ſchrieb, ertheilt den trefflichen Rath, durch die Derbheit des Handwerkers den Uebermuth der Stadtjunker zu dämpfen und den politiſchen Fehler, welchen Karl V. durch Einſchränkung der Zünfte beging, wieder gut zu machen. Er ſagt [2]): „Die Bürger werden von den Patriciern hart beſchwert; es iſt als ob zwei Lager in den Städten wären. Der eine Theil (das Patriciat), unterdrückt den andern (die Zünfte) und wird von ſeinem Raube fett. Beſonders übermüthig ſind die Junkherrlein zu Nürnberg, Ulm, Strasburg, Worms, nicht als ob ſie ſich von der Menge durch adelige Geburt unterſchieden, ſie ſind von Haus aus nicht vornehmer als die Handwerker. Ihre Macht beruht darauf, daß ſie die Aemter, daß ſie namentlich die Gerichte und den Säckel der Städte an ſich geriſſen haben. Weil die geſetzgebende Gewalt in ihren Händen iſt, erlaſſen ſie Verordnungen, welche ihnen ſelbſt nützlich, dem Bürger aber nachtheilig, dem Reiche verderblich ſind, ſchließen, um ihre Tyrannei zu befeſtigen, Bündniſſe mit den Fürſten ab, unterſtützen dieſelben mit Geld und wiſſen ihre Monopole zu ſichern. Dieſem Verderben kann nur dadurch geſteuert werden, *wenn man allen Bürgern gleichen Zutritt zum Rathe und zu den Aemtern eröffnet.* Kann es etwas ungerechteres geben, als daß tauſende von Bürgern, unter denen ſich ſehr unterrichtete, dem Vaterland getreue, dem Kaiſer ergebene, auch gelehrte und reiche Männer befinden, wie Geſchöpfe niederer Art vom Rathhauſe ausgeſchloſſen ſeyn ſollen. Weil die Patricier ſich des Richteramtes bemächtigt, iſt das Vermögen Aller in ihrer Hand. Leichter wirſt du gegen den Kaiſer vor dem Reichshofrath, als vor einem patriciſchen Richter gegen einen patriciſchen Beklagten Recht erhalten. Unzählich und ſchreiend ſind die Beſchwerden nicht nur über ungerechte Sprüche, ſondern auch über offene Schinderei, Geſchenkannahme, Rechtsverweigerung, und in den meiſten Städten hat die Unzufriedenheit einen ſolchen Grad erreicht, daß längſt die Patricier gewaltſam verjagt worden wären, wenn nicht Furcht vor den benachtbarten Fürſten und vor dem Kaiſer die Rache der Zünfte

---

1) Bei *Vincentius Placcius*, theatrum anoymorum, Hamburg. 1708 Fol. Band II., S. 131. b. finde ich die Nachricht: der Jeſuite *Stephan Moquot* ſey der Verfaſſer des Buchs. Er ſelbſt tritt unter dem falſchen Namen Theonestus Cogmandolus auf. — 2). Daſ. S. 86 flg.

zurückhielte. Weiter ſollte kaiſerliche Majeſtät entweder alljährlich, oder von Zeit zu Zeit Commiſſarien in den Städten herumſenden, um Klagen des gemeinen Mannes anzunehmen und die Amtsführung der Obrigkeiten zu unterſuchen." Die Geſchichte der freien Städte Germaniens, dieſer Juwelen des alten Reichs, liegt noch in ſolchem Dunkel, daß ich die Frage nicht beantworten kann, ob Ferdinand II. den kerngeſunden Vorſchlägen des Ungenannten irgend welche Folge gegeben hat, dagegen iſt klar, daß etwas geſchehen ſein muß, um die niederſächſiſchen Städte auf des Kaiſers Seite herüber zu ziehen. Wie oben erzählt worden, treten Hamburg, Bremen auch Lübeck, ſo bald es thunlich, von den Dänen zum Reiche über, Goßlar verweigert dem Halberſtädter Chriſtian, obgleich das gemeine Volk für ihn ſchwärmt, den Einzug in ſeine Mauern, Hannover verſtändigt ſich mit Tilly. Selbſt in Stralſund, wo der gemeine Haufe, verführt durch den niederſächſiſchen Religionshaß, welchen die lutheriſche Geiſtlichkeit auf dem Gewiſſen hat, wider den Kaiſer tobt, will der Rath nachgeben und hätte ſich ſicherlich unterworfen, wäre er nicht durch den Pöbel gehindert worden. Und gewiß handelte der Rath vernünftig, denn durch jenen unſinnigen Widerſtand gerieth Stralſund in die Gewalt Guſtav Adolf's und ſank von der Stufe einer freien Hanſeſtadt zu einer ſchwediſchen Landſtadt herab. Die Magiſtrate der niederſächſiſchen Gemeinden begriefen, daß ſie weit weniger vom Kaiſer als von den umliegenden Fürſten zu fürchten brauchten und daß der Anſchluß an ein großes Ganze die ſicherſte Maaßregel für ſie war. Hatte doch erſt im Jahre 1619 und 1620 Herzog Chriſtian der ältere von Celle Hamburg bekriegt[1]), hatte doch 1605 Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel, vereint mit dem Könige Chriſtian IV. von Dänemark, die Stadt Braunſchweig um ihre reichsſtädtiſchen Freiheiten zu bringen geſucht[2]). Sodann muß man bekennen, daß der Kaiſer in dem Vortrage, welchen Graf Georg Ludwig Schwarzenberg 1628 auf dem Hanſetag zu Lübeck hielt, den rechten Ton zu treffen wußte, in welchem man mit dem Handelsſtande reden ſoll. Wenn Teutſchland je wieder zur Einheit kommt, wird die Errichtung einer Flotte die nächſte Folge ſeyn. Dann dient der Oberländer dem Reiche zu Land, der Niederſachſe und der Frieſe zur See, und alsbald wird man, wie Schwarzenberg vorſchlug, mit dem Dänen wegen des Sundzolls, mit dem Engländer wegen ſeiner Monopole, ein Wort reden.

Das zweite Mittel, das der Wiener Hof ergriff, um teutſcher Zerriſſenheit und Vielherrſchaft ein Ende zu machen, war die in Heſſen einge-

[1]) Von der Decken I, 75 flg. — [2]) Daſ. S. 17.

leitete Maaßregel, wodurch der niedere Adel, die Ritterſchaft, damals der Kern unſerer Nation, von den Fürſten losgeriſſen und zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung einer Kriegerkaſte des Reichs zurückgeführt werden ſollte. Merkwürdig bleibt es, daß Tilly bei dieſer Anordnung dem Kaiſer als Werkzeug diente. Sein Gebieter, Kurfürſt Maximilian, mag freilich ſauer genug dazu geſehen haben; denn das Gleiche konnte ja auch in Baiern verſucht werden.

Mit Wallenſtein's Erhebung kommt ein ſichtbarer Schwung in die kaiſerlichen Plane. Bisher iſt man nur leiſe aufgetreten, hat da und dort Einiges gethan, was tiefe Hintergedanken verräth. Jetzt treten Entwürfe ans Tageslicht, welche mit furchtbarem Nachdruck gerade aus zum Ziele führen. Wir müſſen abermals auf eine Flugſchrift hinweiſen. Im Jahre 1629 erſchien, zu Mühlhauſen gedruckt, unter dem bedeutungsvollen Titel: „Willſt du den Kaiſer ſehen? ſo ſiehe hinten in dieſen Brief," ein Bericht [1]), der angeblich von General Aldringen an Ferdinand II. über die jetziger Zeit zu ergreifenden Maaßregeln erſtattet, aber den Gegnern in die Hände gefallen ſeyn ſoll. Die Urheberſchaft Aldringen's iſt meinem Gefühl nach erdichtet, die Unächtheit des Aufſatzes verräth ſich nicht blos durch den frechvertraulichen Ton, welchen der verkappte Aldringen gegen den Kaiſer anſtimmt, ſondern noch mehr durch das leichtfertige Abbrechen am Ende; das Schriftchen iſt ein Nothſchrei, mit welchem der hohe Reichsadel, in Verzweiflung gebracht durch Wallenſtein's neuliche Eingriffe, die öffentliche Meinung wider die Plane aufzureizen ſucht, die man dem Wiener Hofe zutraute. Dagegen ſind die in dem Schriftchen angeführten Verhältniſſe und Sachen richtig und hiſtoriſch wahr. In dieſer Urkunde nun heißt es unter Anderem: „Damit Eure kaiſerliche Majeſtät Ihr Vorhaben, das teutſche Reich unter des habsburgiſchen Hauſes ausſchließliche Gewalt zu bringen, ins Werk ſetzen möge, iſt das erſte Mittel, des Türken Freundſchaft zu ſuchen, damit Oeſterreich von dort aus nicht gehindert werde; das andere, daß Eure Majeſtät durch Oberhand der Juſtiz (welche ein gewaltiger unausſprechlicher Vortheil iſt, jegliche Herrſchaft zu befeſtigen) die alten mächtigen kurfürſtlichen und fürſtlichen Famlilien vorerſt allmälig ausſauge, hernach von der Verwaltung des Reichs ganz verdränge, und an deren Statt neue und fremde Edelleute und andere tüch-

---

[1]) Ich verdanke die Mittheilung dieſes ſehr ſeltenen Büchleins der Güte des Herrn Dr. Wolfgang Menzel hier, der eine ausgezeichnete Sammlung von Flugſchriften aus dem 30jährigen Kriege beſitzt. — [4]) Blatt 18 u. flg. Das Schriftchen hat keine fortlaufende Seitenzahl.

tige Perſonen einſetze. Doch müſſen es der letztern viele ſeyn, damit keiner der Neulinge ſo viel Gewalt überkomme, daß er zum Aufruhr ein Herz faſſen dürfte. Hiezu hat Ihre kaiſerliche Majeſtät erwünſchte Gelegenheit. Sie weiß, wie die Kur- und andere Fürſten, ſo lange dieſe noch im Beſitze Ihrer Hoheit geweſen, das Räuberſpiel gegen die ſchwächeren getrieben; Sie weiß ferner, wie viele Stifter und Klöſter allein ſeit dem Paſſauer Vertrage von den Ketzeriſchen eingezogen worden u. ſ. w. — Ich will Euerer kaiſerlichen Majeſtät zu deſſen Beſtärkung ein wohlzubeachtendes, noch zum Theil friſches Beiſpiel unterthänigſt zu Gemüthe führen. Die Krone Spanien konnte ſich des Königreichs Neapel nicht eher bemeiſtern, bis Don Philipp II. alle mächtigen Stände und den höchſten Adel ſelbigen Reichs von aller Verwaltung verdrängt, Spanier und Andere an deren Statt verordnet, den gemeinen Pöbel, als worin eines Monarchen rechte Stärke beſtehet, wider die Fürſten und Heeren liſtiglich verhetzet und geſchützet, neue Aemter eingeführt und die Geſchlechter und gewaltigen Häuſer um alle ihre Macht gebracht hatte. Auf ſolche Weiſe machten es auch Julius Cäſar, Auguſtus, Tiberius, Nero, Caligula mit dem alten römiſchen Reich."

Den Schmutz abgerechnet, welchen der Verkappte einmiſcht, um den Kaiſer verhaßt zu machen, hat der Wiener Hof und Wallenſtein wirklich nach dieſem Plane gehandelt: teutſche Reichsfürſten wurden aus ihrem Beſitze vertrieben, eine neue Militairariſtokratie eingeſetzt. An die Reihe kamen zuerſt Mecklenburg und die Welfiſchen Lande, zunächſt ſollte folgen Heſſen-Kaſſel und Pommern, wo bereits, dort Tilly hier Friedland, vorgearbeitet. Die neuen und kleinen Edelleute, die an die Stelle der alten und allzumächtigen treten ſollten, wählte man theils an des Kaiſers Hofe und unter Friedland's Völkern, theils und zwar vorzugsweiſe aus dem Heere der Liga. Denn es war zugleich im Werke, dieſes treffliche Heer den katholiſchen Ständen abſpänſtig zu machen und für des Kaiſers und des Reichs Sache zu gewinnen. Seit Anfang des Jahres 1629 werden beharrliche Verſuche angeſtellt, die beſten Offiziere der Liga zu verführen. Im Februar gab der bairiſche Oberſt Gallas, ohne ſich vorher an Tilly zu wenden, direkt ein Entlaſſungsgeſuch ein. Nun wurde Tilly unter dem $\frac{\text{23. Februar}}{\text{5. März}}$ von München aus aufgefordert [1]) ſich darüber zu äußern, was Gallas zu einem ſolchen Schritte veranlaßt haben möge. Schon den 7. März wird dieſer Befehl an Tilly wiederholt mit dem Beifügen, „daß der von Gallas nach München abgeordnete Fähndrich ein gar trotziges Schreiben einbrachte, worin mit dürren Worten ſtehe, daß wenn

[1]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 165 flg.

Jhro kurfürſtliche Durchlaucht den geſuchten Abſchied im Geringſten aufhielte, er, Gallas, ſich die Erlaubniß dazu ſelbſt nehmen werde.“ Weiter ſchrieb der Kurfürſt an Tilly: „Da ſolches unverſchämte Begehren Jhro Durchlaucht zu beſonderem ungnädigſtem Mißfallen gereiche, und da daſſelbe, wenn es ungeahndet bliebe, dem ganzen Heere ein ſehr böſes Beiſpiel geben und hochſchädliche Folgen haben würde: als wolle der Kurfürſt den unziemlichen Vorſatz keineswegs nachſehen, ſondern es ſey Jhro Durchlaucht ernſtlicher Wille und Befehl, daß Tilly beſagten Oberſten Gallas Angeſichts Dieß zu ſich fordere, ihn in Verhaft nehme und darin belaſſe. Werde Gallas dennoch auf ſeinem Vorſatze, ohne Abſchied den bairiſchen Dienſt aufzugeben, beſtehen, ſo ſolle ihn Tilly vor ein Kriegsgericht ſtellen.“ Nachdem hierauf Tilly berichtet, daß von Gallas ſeine Entlaſſung ſchriftlich nachgeſucht worden ſey, und dabei die Bemerkung eingeflochten hatte, wie dieſer Oberſt längſt ſeine Abſichten auf den Kaiſer habe, erließ der Kurfürſt an ſeinen Feldherrn unter dem $^5/_{15}$. April 1629 eine neue Weiſung [1]) welche zeigt, daß er den größten Werth darauf legte, Gallas von Wallenſtein loszureißen. Er meldet, päpſtliche Heiligkeit habe längſt in München um einen tüchtigen Heerführer gebeten: „wolle Gallas dieſe Stelle, in welcher er nur dem oberſten General zu gehorchen brauche, annehmen, ſo ſtehe ſie ihm zu Dienſt.“ Aber der Köder wirkte nicht. Unter dem 8. Mai 1629 berichtet [2]) Tilly: „er habe Gallas den ernſtlichen Befehl des Kurfürſten vorgehalten aber mit Verhaftung nicht einſchreiten können, dieweil derſelbe vom Friedländer Herzoge bereits in kaiſerliche Dienſte als Generalmajor und Oberſter zu Fuß genommen und ins Reich beordert worden ſey.“ Noch müſſen wir nachholen, daß Tilly während dieſes Briefwechſels die Meldung machte [3]): „auch der Graf Gronsfeld wanke und habe mit Abſchied gedroht.“ Ja ein Dritter, der General Graf Anholt fiel wirklich ab, und zwar gieng er nicht blos für ſeine Perſon allein über, ſondern viele Offiziere und Soldaten folgten ihm in den kaiſerlichen Dienſt [4]). Doch Wallenſtein beſchränkte ſich keineswegs auf Verführung untergeordneter Männer, wie Gallas und Anholt, vielmehr hatte er es darauf abgeſehen, die zwei erſten und tauglichſten Kriegshäupter der Liga, den alten Tilly und den jugendlichen Pappenheim, jenen den Kopf und erleuchteten Gedanken, dieſen die ſchlagfertige Fauſt des Heerkörpers, herüberzuziehen. Fürſtenthümer waren der Preis, mit welchen er ſie für des Kaiſers und des

[1]) Daſ. S. 168. — [2]) Daſ. S. 169. — [3]) Daſ. S. 167 gegen unten. — [4]) Stumpf Geſchichte der Liga S. 255. Richelieu memoires VI S. 21 oben. Weſtenrieder Beiträge VIII, 173 Mitte. — [5]) Von der Decken I, 278 flg.

Reiches Sache gewinnen wollte; Tilly ſollte Herzog von Calenberg, Pappenheim Herzog von Wolfenbüttel werden[4]). Trefflich hatte Wallenſtein die Sache eingefädelt. Welch' ängſtliche Spannung mag in den Monaten Januar bis Mai 1629 in der Hofburg zu München geherrſcht, welche Gefühle müſſen die Bruſt des Kurfürſten durchfurcht haben, da mit jedem reitenden Boten, der aus dem Feldlager kam, die Nachricht eintreffen konnte, daß mit Tilly und Pappenheim das Heer der Liga zu Wallenſtein übergetreten ſei, und gemeinſam mit Friedland's Volke die Wiederherſtellung des alten Reichs, die alleinige Herrſchaft Ferdinand's II. ausgerufen habe!

Ueber den wahren Sinn der beſchloſſenen Erhebung Tilly's und Pappenheim's kann kein Zweifel obwalten. Wallenſtein fand es nicht mehr der Mühe werth, ſeine Gedanken, die doch jeder Vernünftige errieth, zu verbergen. Offen ſprach er ſie in einem jener kühnen Sätze aus, die er liebte, und die ſo geeignet ſind die Maſſen hinzureißen. In dem Gutachten, welches die ihm widerwärtigen Mitglieder des Reichshofraths im Januar 1628 bei Erörterung der Frage: ob man ihm das Herzogthum Mecklenburg pfandweiſe übertragen ſolle, gegen Friedland, offenbar beſtochen vom bairiſchen Kurfürſten, abgaben, ſtehen[1]) die Worte, Wallenſtein habe ſich verlauten laſſen: „man braucht keine Fürſten und Kurfürſten mehr, jetzt iſt es Zeit, denſelben das Gaſthütel abzuziehen; wie in Hiſpanien und Frankreich ein König iſt, alſo ſoll auch in Teutſchland nur ein Herr allein ſeyn.“ Wer ſollte es aber glauben, daß Ferdinand II. die Plane ſeines Feldhauptmanns ſelbſt bis zu der äußerſten Spitze, einen guten Theil der den Proteſtanten abgenommenen einſt geiſtlichen Güter als erledigte Lehen zurückzubehalten, verfolgte. Während der oben[2]) berichteten Verhandlungen zu Brüſſel, vernahmen der bairiſche Bevollmächtigte Freiherr von Preyſing und ſeine Genoſſen zu ihrem höchſten Erſtaunen den $^{9}/_{19}$. September 1626 aus dem Munde des kaiſerlichen Geſandten Grafen zu Schwarzenberg den Vorſchlag[3]): Ferdinand möge die neu eroberten geiſtlichen Güter verdienten Miniſtern verleihen. Preyſing entgegnete hierauf: „Dieß ſei gegen die Ehre Gottes, gegen die Abſicht der erſten Stifter und gegen die Willensmeinung der katholiſchen Stände.“ Man muß aus dieſer wichtigen Nachricht den Schluß ziehen, daß Kaiſer Ferdinand II., wenn es ihm gelang, die gewünſchte Herrſchaft im Reiche zu erringen, die allzufetten Pfründen der teutſchen Kirchenhäupter, im Sinne der Proteſtanten, zum Vortheil des Staates beſchnitten haben würde. Im Uebrigen ſcheint es uns unbeſtreitbar, daß

[1]) Khevenhiller XI, 62. — [2]) S. 542. — [3]) Aretin B. a. B. I, 250 unten.

Friedland den einzigen möglichen Weg, das bewußte Ziel zu erreichen, eingeſchlagen hatte. Zu jenen Zeiten, wo das Regiment gut beſoldeter Beamten und ſtehender Heere, zwei Hebel, durch welche man jetzt mit den Waffen bezwungene Länder leicht in Unterwürfigkeit erhält, erſt noch im Keime lagen, konnte man Eroberungen nur dadurch behaupten, daß man eine Klaſſe von Grundbeſitzern ſchuf, deren Vortheil mit dem des aufgedrungenen Herrſchers Hand in Hand gieng. Sodann mußte die neue Ariſtokratie Zug um Zug den alten Erbadel in den benachbarten noch nicht bezwungenen Provinzen zu bewältigen ſuchen, weil zwiſchen ihr und dieſem unverſöhnliche Zwietracht auf Leben und Tod beſtand. Nicht eher durfte ſie ruhen, bis der letzte Erbfürſt fiel. Auch ſtand nicht zu fürchten, daß die Neulinge, die gefürſteten Marſchälle des Reichs, nach gewonnenem Sieg die Rolle des alten nun geſtürzten hohen Adels wider den Kaiſer aufgenommen haben würden, denn Wallenſtein's Syſtem zog unfehlbar eine Auswanderung der vertriebenen Herrn im Großen, eine teutſche Fürſtenkolonie jenſeits der Reichs-Gränzen nach ſich, die mit glühender Rachgier auf die Emporkömmlinge gedrückt hätte. Nur durch rückhaltloſen Anſchluß an den Kaiſer konnten unter ſolchen Umſtänden Letztere ihre Errungenſchaft behaupten. Noch ſey es uns vergönnt einen Satz des verkappten Albringen hervorzuheben. Derſelbe ſpricht davon: „Ferdinand II. ſolle ſich auf den gemeinen Pöbel ſtützen, als worin eines Monarchen wahre Stärke beſtehe.“ Dieſer Ausdruck deutet auf einen Umſchwung in den Geſinnungen der niedern Klaſſen hin, von welchem auch ſonſtige Thatſachen zeugen. Mehr als 100,000 Mann ſtanden damals, durch die verſchiedenen Provinzen Germaniens zerſtreut, unter Friedland's Banner. Haufenweiſe ſtrömten Bürger- und Bauernſöhne ſeinen Fahnen zu. Wäre dieß geſchehen, wenn nicht Friedland's Name angefangen hätte einen beſſern Klang zu bekommen! Hinwiederum iſt letzteres ſehr begreiflich, da nunmehr, nachdem 8 Jahre lang von nichts als gewaltſamer Veränderung des Glaubens die Rede geweſen, plötzlich ganz andere, mit Luſt gehörte Töne laut wurden, wie, daß man die Fürſten, welche bisher das Volk häufig nur als Steuerempfänger, als Gülteforderer, als Geldverſchwender kennen gelernt, abſchaffen, dagegen den Kaiſer, von dem der gemeine Mann faſt nichts gehört, als daß er zwar nicht den rechten Glauben hege, aber doch zuweilen den gefürchteten Herren einen Daumen aufs Auge zu drücken und Unrecht zu verhindern pflege, erhöhen, den teutſchen Namen aber wieder, wie ehemals, über alle Nationen mächtig machen wolle. Die Wahrheit zu ſagen, war der 30jährige Krieg um jene Zeit nicht mehr und nicht weniger als eine Verknüpfung der alten Plane des Bundſchuh und des Ritters Franz v. Sickingen zu einem militäriſch geregelten Ganzen. Bauer

und Bürger einer-, die Ritterſchaft andererſeits, jene als gemeine Streiter, dieſe als Führer im Heere, reichten ſich unter Friedland's Leitung die Hände zum Wiederaufbau des kaiſerlichen Thrones.

Aber bei Ausführung ſeines Planes ſtieß der Herzog auf heftigen Widerſtand. Am meiſten kam ihm die unbeſtechliche Redlichkeit eines von unſern Geſchichtsſchreibern bis heute ſchändlich verläumdeten Mannes in die Quere. Die Uebertragung Mecklenburgs an Friedland ſelbſt gelang nur mit großer Mühe. Zunächſt wurde der Nachlaß des Halberſtädter Chriſtian's an Herren vom kaiſerlichen Hofe vergabt. Die Herrſchaft Hohenſtein erhielt Graf Thun für 60,000, die Grafſchaft Reinſtein Max Wallenſtein, Friedland's Vetter, für 50,000 Gulden, welche an des Kaiſers Kammer bezahlt werden mußten. Die Herrſchaft Blanckenburg war dem Grafen Julius von Merode zugeſichert [1]). Klar erhellt hieraus, daß der Wiener Hof das durch den verkappten Albringen empfohlene Syſtem befolgte, den Raub des alten Adels unter viele Neulinge zu vertheilen. Aber viel ſchwerer fiel dem Friedländer die Ausſtattung der zwei Kriegshäupter, ohne deren Mitwirkung er auch Mecklenburg nicht behaupten konnte. Obgleich das Lüneburger Welfenhaus durch ſeine zweideutige Stellung am meiſten zur Niederlage des Dänen beigetragen, gedachte Wallenſtein dennoch daſſelbe zu ſtürzen. In einer gerichtlichen Unterſuchung, von welcher ſogleich die Rede ſeyn wird, ſagte [2]) ein gefangener Wolfenbütteler Rath aus, mehrmals habe der König von Dänemark geäußert: „ich bin nur durch die wiederholten Klagen Herzogs Chriſtian von Celle über die Bedrückungen Tilly's bewogen worden, mit bewaffneter Hand in Niederſachſen einzufallen.“ Es lag nicht an Wallenſtein, daß keine belaſtendere Zeugniſſe wider die Lüneburger erhoben werden konnten [2]).

Der ſtärkſte Streich galt jedoch dem Haupte der Wolfenbüttler Linie, Friedrich Ulrich. Sein Erbe ſollte die Mittel zur herzoglichen Ausſtattung Tilly's und Pappenheim's, Beziehungsweiſe zur Verführung Beider liefern. Wir müſſen hierüber genaueren Bericht erſtatten.

Schon früher hatte der Kaiſer beſchloſſen, dieſem Fürſten, als einem Reichsverräther, ſeine Länder abzunehmen, aber der Kurfürſt von Baiern trat damals dazwiſchen, und beauftragte Tilly, nach der Schlacht von Lutter einen Vertrag mit Friedrich Ulrich abzuſchließen, wie oben erzählt worden. Auf Wallenſtein's Antrieb wurde der Verſuch jetzt kraftvoller als früher erneuert. Graf Pappenheim war nach Wolfenbüttels Eroberung in dieſer Stadt geblieben [3]), wo er auch den

---

[1]) Von der Decken I, 274. — [2]) Daſ. S. 280. — [3]) Daſ. S. 278 flg.

Herzog Ulrich zurückhielt und wie einen Gefangenen behandelte. Wallenſtein beauftragte den Grafen, ſowohl über die Untüchtigkeit Friedrich Ulrich's zum Regenten im Allgemeinen, als auch über ſeine früheren politiſchen Sünden eine Unterſuchung an Ort und Stelle einzuleiten. Mit einem Eifer, der wohl verrieth, daß ſein perſönlicher Vortheil dabei im Spiele war, vollſtreckte Pappenheim den Auftrag, durchſuchte, um Beweiſe aufzufinden, das Wolfenbüttler Archiv, ließ die Räthe und die Dienerſchaft des Herzogs über das politiſche Betragen ihres Gebieters verhören, belohnte die Untreue Derjenigen, welche gegen Friedrich Ulrich ausſagten, und ſetzte Solche ab, die ihren Herrn nicht blosſtellen wollten. Nachdem die Vorunterſuchung in Wolfenbüttel beendigt war, wurden drei der ehemals vertrauteſten Räthe Friedrich Ulrich's, die man durch Furcht und Hoffnung gekirrt, nach Güſtrow ins wallenſteiniſche Hauptquartier geſchickt, um dort über ihren Herrn eidlich vernommen zu werden. Pappenheim begab ſich ebenfalls dahin. Das Verhör wurde unter Beobachtung aller geſetzlichen Formen angeſtellt. Pappenheim führte den Vorſitz. Um den Braunſchweiger Fürſten ſtürzen zu können, genügte der Beweis, daß er vor der Schlacht bei Lutter feindſelig gegen den Kaiſer gehandelt, keineswegs, denn dieſe alten Vergehungen waren durch den Vertrag mit Tilly gedeckt und vergeben. Es mußte dargethan werden, daß er nachher, als er ſich dem Kaiſer bereits unterworfen, mit geheimen Praktiken umgegangen ſey. So leicht auch Erſteres erhärtet werden konnte, ſo ſehr fehlte für die zweite Anklage, trotz aller angewandten Mittel, jede Begründung. Nichtsdeſtoweniger ſchickte Wallenſtein nach Abſchluß der Unterſuchung den Grafen Pappenheim nebſt demjenigen von den drei Räthen, der am meiſten wider ſeinen ehemaligen Herrn ausgeſagt, an den kaiſerlichen Hof nach Wien. Der Prozeß wurde dort dem Reichshofrath übergeben, aber Wallenſtein machte von Neuem die Erfahrung, daß dieſes Tribunal unter ganz andern Einflüſſen handle, als ihm lieb war. Die Anklage beſagte in ſieben Artikeln: „daß Herzog Friedrich Ulrich den abgeſetzten Pfälzer (Friedrich V.) freundlich aufgenommen, daß er ſich mit ſeinem Bruder Chriſtian (dem Halberſtädter) in hochverrätheriſche Verbindungen eingelaſſen, daß er mit den übrigen Feinden des Kaiſers gemeinſchaftliche Sache gemacht, mit dem Mannsfelder ſich verſchworen, mit dem Kaiſer nur zum Schein unterhandelt habe, und gegen Tilly und den Herzog von Friedland feindſelig verfahren ſey.“ Auf dieſe Klagepunkte gab der Reichshofrath folgenden Beſcheid: „da es erwieſen, daß der Herzog Friedrich Ulrich allezeit der kaiſerlichen Majeſtät zuwidergehandelt habe auch der niederſächſiſchen Kriegsunruhen und Empörungen hauptſächlichſter

Stifter und Urheber geweſen ſei, ſo könne beſagter Herzog und ſein ganzes fürſtliches Haus leicht erachten, daß Ihre kaiſerliche Majeſtät ſich weder an den Tilly'ſchen Vertrag, noch an das ſpäter erfolgte kaiſerliche Verſprechen der Gnade zu halten brauche, ſondern deſſen ungeachtet und von Rechtswegen weiter gehen, und ſich zum Schadenerſatz an allen braunſchweigiſch-wolfenbüttelſchen Landen erholen dürfe. Gleichwohl wolle Seine kaiſerliche Majeſtät es noch zur Zeit bei bereits geſchehener Einziehung etlicher Herrſchaften und neulichſt ergangener Anweiſung zu Gunſten Tilly's bewenden laſſen, indem Sie die Hoffnung hege, daß der Herzog Friedrich Ulrich die hohe kaiſerliche Gnade nach Gebühr anerkennen, und noch weiter darauf ſehen werde, wie er ſich mit kaiſerlicher Majeſtät vollends ausſöhne.

Die Herrſchaften, von denen hier die Rede iſt, ſind die Güter aus dem Nachlaſſe des Halberſtädters, welche, wie oben gezeigt worden, Ferdinand II. an verſchiedene öſterreichiſche Edelleute verſchenkte. Wallenſtein hatte ein ganz anderes Erkenntniß erwartet, ein ſolches, das ihn in Stand ſetzte, die wolfenbüttel'ſchen Erblande an Tilly und Pappenheim auf dieſelbe Weiſe zu übertragen, wie er ſelbſt Mecklenburg bekommen. In der That war der Spruch des Reichhofraths in mehr als einer Beziehung ſeltſam; er war ungeſetzlich, denn was ſoll man von einem Tribunale denken, das die Thatſache des Verbrechens bejaht, aber ſeine rechtliche Folge, die Beſtrafung, verneint; er war unpolitiſch, denn auf welcher ſchwachen Grundlage ruhte die Belehnung Wallenſtein's mit Mecklenburg, wenn der Herzog von Wolfenbüttel bei gleicher Vergehung frei ausgieng? er war eine Achſelträgerei, denn wenn die Richter bloß auf die Stimme des Rechts hören wollten, mußten ſie den Braunſchweiger ganz freiſprechen, weil er nach dem Vertrage mit Tilly Nichts gegen das Oberhaupt des Reiches unternommen; wollten ſie dagegen verfügen, was die Staatsklugheit gebot, ſo mußten ſie Friedrich Ulrich verdammen. Beſtechung und Neid hatte das Urtheil eingegeben. Daß die Richter ein Vergehen Friedrich Ulrich's anerkannten, geſchah aus Rückſicht auf des Kaiſers Vortheil; daß ſie aber die Strafe aufhoben, verdankte Friedrich Ulrich nicht dem Rechtsgefühl der Richter, ſondern den Drohungen des Kurfürſten von Baiern und dem Gelde ſeines lüneburgiſchen Vetters, des Herzogs Georg. Als nämlich der Letztere den Preis ſeines Uebertritts zur kaiſerlichen Parthei, das Erbe des kinderloſen Friedrich Ulrich, in ſo großer Gefahr ſah, hatte er ſich beeilt, ſeinen Einfluß und ſeine Schätze zu Wien am gehörigen Orte wirken zu laſſen [1]).

---

[1]) Daſ. S. 282.

Der Kurfürſt von Baiern ſeiner Seits führte eine kühne Sprache gegen den Kaiſer. Während der ganze Handel noch ſchwebte, ſchrieb er [1]) unter dem $^{2}/_{12}$. April 1629 an Ferdinand: „ich lebe der Zuverſicht und Hoffnung, Seine kaiſerliche Majeſtät werde weder dazu geneigt ſeyn, noch geſtatten, daß dergleichen nachdenkliche und gefährliche Prozeſſe wider vornehme teutſche, Fürſtlichen Geblüts entſproſſene [2]) Stände des Reichs angeſtellt werden; — mein Geſuch iſt, daß die wider den Herzog Friedrich Ulrich geführte Anklage niedergeſchlagen und daß derſelbe bei Leut und Landen geſchützt werde, auch in ſeiner landesherrlichen Regierung keine Beeinträchtigung erfahren möge.“ Noch ſtärker ſprach Maximilian ſeinen Zorn über den friedländiſchen Plan in einem Briefe aus, den er am nämlichen Tage an Pappenheim erließ [3]). Im Tone eines beleidigten Gebieters verweist er dem Grafen aufs nachdrücklichſte, „daß er ſich erkühnt habe, aus fremdem Auftrage wider einen ſolchen vornehmen Fürſten des Reichs eine Unterſuchung anzuſtellen, und einen hochbeſchwerlichen Prozeß wider ihn und ſeine Dienerſchaft einzuleiten. — Pappenheim habe, wenn ihm ein ſolcher Auftrag ertheilt worden ſey, denſelben nicht ohne ſein Vorwiſſen und ohne ſeine Befehle übernehmen dürfen; — habt Ihr ihn dennoch angenommen, ſo ſollt Ihr euch deſſen ſogleich entſchlagen. Wir befehlen Euch hiermit, Ihr ſollt weder am kaiſerlichen Hofe noch anderswo, weder aus eigenem Antriebe, noch aus Auftrag Anderer Euch unterſtehen, den Herzog Friedrich Ulrich oder ſeine Diener in irgend einer Weiſe zu verkleinern, oder in Schaden und Ungnade zu bringen, u. ſ. w.“ Pappenheim, den Maximilian drei Monate zuvor unter dem 5. Januar 1629 zum General des Geſchützes ernannt hatte [4]), offenbar um ihn ſtärker an den bairiſchen Dienſt zu feſſeln, trat zurück, obgleich ihm ein Herzogthum winkte. Er hat in ſolcher Verſuchung die Treue gegen Baiern bewahrt. Seine Geſchichte beweist, daß Habſucht nicht auf ihn wirkte, er ſtarb arm. Aber dieſer ritterliche Mann, die Krone des ſchwäbiſchen Adels, fühlte für ſeines Volkes Sache und das teutſche Reich. Er handelte ſpäter, nachdem durch Guſtav Adolf die Macht der Liga gebrochen worden, als Gibelline.

Wallenſtein mußte vorerſt auf Pappenheim's Erhebung verzichten. Aber er war nicht der Mann, ſeinen Plan ſo leichten Kaufes aufzugeben. Hatte es ihm mit Pappenheim nicht ſogleich geglückt, ſo ſollte Tilly auf des Wolfenbüttlers Koſten zum Fürſten gemacht, und von Kurbaiern losgeriſſen werden. Der Kaiſer ſchuldete Tilly für deſſen

---

[1]) Daſ. 283 und 390 flg. — [2]) Ein Seitenhieb gegen Wallenſtein's niedere Geburt. — [3]) Daſ. 283 flg. u. 391 flg. — [4]) Weſtenrieder, Beiträge VIII, 165.

große Dienſte bedeutende Summen, zu deren Entrichtung jetzt Friedland's Schlauheit in der Perſon Friedrich Ulrich's einen Zähler zu finden wußte, ohne daß ſich etwas dagegen einwenden ließ. Früher wurde erzählt [1]), daß König Chriſtian IV. von Dänemark dem Wolfenbüttler Herzoge die Summe von 300,000 Thalern vorgeſtreckt und dafür ſpäter das Amt Syke als Unterpfand erhalten hatte. Während der Lübecker Friedensunterhandlungen bewog Wallenſtein den König, dieſe Schuld an den Kaiſer abzutreten. Ebenfalls auf des Friedländers Betreiben ſchenkte ſie Ferdinand an Tilly, nachdem er die Summe zuvor um weitere 100,000 Thaler erhöht, die der kaiſerliche Schatz, als Reſt ſeines Guthabens an den Nachlaß des geächteten Halberſtädters, von Friedrich Ulrich anſprach [2]). Wie man ſich denken kann, war es Wallenſtein's Abſicht, daß dieſe Schuld nicht in Geld, ſondern durch Abtretung von Land und Leuten getilgt werden ſolle. Ohnedieß machte die fürchterliche Verarmung des braunſchweigiſchen Gebiets eine ſolche Ausgleichung beinahe nothwendig. Der Herzog von Friedland lud nun Tilly wegen dieſer Sache zu einer Unterredung nach Güſtrow ein, wohin ſich der bairiſche General auch begab. Allein ſo glänzend die Anerbietungen waren, die man ihm dort machte, Tilly gieng nicht recht darauf ein. Er nahm zwar die Schenkung an, zeigte ſich aber ſehr nachgiebig gegen den unglücklichen Herzog von Wolfenbüttel. Unter dem $^{4}/_{14}$. Oktober 1629 kam ein Vertrag [3]) zu Stande, kraft deſſen die beiden Landestheile des braunſchweigiſchen Gebiets, Calenberg und Wolfenbüttel, baar 200,000 Thaler zu bezahlen ſich verpflichteten, als Pfand für die andere Hälfte ſeiner Forderung ſollten dem bairiſchen Feldherrn die Aemter Stolzenau, Syke und Steierberg verſetzt bleiben. Welche ſeltene Redlichkeit! In der That, dieſer Mann hat dem bairiſchen Hauſe treue Dienſte geleiſtet.

Die Gefahr für die Welf'ſchen Fürſten, aus ihrem Erbe verdrängt zu werden, die Gefahr für Baiern und die Liga, ihr Heer verführt zu ſehen, war vorerſt glücklich vorüber. Aber in einem andern nicht weniger wichtigen Punkte hatte Kurfürſt Maximilian ein Jahr früher nachgeben müſſen. Erinnern wir uns, daß der Wiener Hof ſchon auf dem Regensburger Fürſtentage von 1623 Rückerſtattung des verpfändeten Landes ob der Ens gegen Abtretung der Oberpfalz verlangte [4]). Baiern war damals dieſer Forderung entſchlüpft. Aber ſeitdem ſetzte der Kaiſer eine Schraube um die andere an, das erwünſchte Ziel zu erreichen. Der Bauernaufſtand, den Oeſterreich durch ſein unausgeſetztes Dringen auf ge-

[1]) Oben S. 425. — [2]) B. d. Decken I, 290 flg. — [3]) Daſ. S. 193 unten flg. [4]) Oben S. 414.

waltſame Bekehrung des Landes großen Theils verurſacht, machte Baiern mürbe, doch nicht ganz. Deßwegen nahm man zu Wien die Miene an, den Klagen des Pfalzgrafen von Neuburg, der ſchon zu Regensburg die Uebertragung der Kur an Baiern beſtritten hatte, und fortwährend dieſelbe für ſich verlangte auch Vorſchläge wegen Einlöſung des verpfändeten Landes ob der Ens that, gnädig entgegen zu kommen [1]). Man verhetzte ferner die katholiſchen Stände Oberöſterreichs gegen den bairiſchen Statthalter zu Linz [2]), und ſchenkte auch den Beſchwerden der unterdrückten Bauern geneigtes Gehör. Unter ſolchen Umſtänden fand es der Kurfürſt nachgerade räthlich, ſeine Bedingungen zu ſtellen. Er verlangte [3]), erſtlich daß die pfälziſche Kur, welche ihm, kraft der Regensburger Beſchlüſſe, nur für ſeine Perſon zuerkannt worden, ſeinem Hauſe erblich übertragen, zweitens daß die Calviniſten völlig aus dem teutſchen Reiche vertrieben, endlich drittens daß auch die Lutheraner vom Kaiſer angehalten werden, die trotz des geiſtlichen Vorbehalts von ihnen geraubten katholiſchen Kirchengüter zurückzugeben. Freiherr von Preyſing, welcher bairiſcher Seits dieſe Unterhandlung betrieb, war angewieſen [4]), den dritten, namentlich aber den zweiten Punkt, ſo geheim als möglich zu halten, damit wenn es zur Ausführung komme, Rache und Wuth der Calviniſten ſich nicht gegen Baiern (ſondern gegen das Kaiſerhaus) wende. Wir werden tiefer unten ſehen, daß beide Punkte den weſentlichen Inhalt des ſogenannten Reſtitutionsedikts ausmachten, welches der Kaiſer unter dem 6. März 1629 erließ. Ferdinand bewilligte im Dezember 1627 alle von Preyſing eingegebene Forderungen. Dennoch kam der endliche Abſchluß erſt im Februar 1628 zu Stande — ſo ſchwer fiel es Baiern, das ſchöne Land ob der Ens herauszugeben. Ferdinand begann mit „Unfrieden“ zu drohen [5]). Nun wurde unter dem $^{12}/_{22}$. Februar 1628 zu München ein Vertrag [6]) abgeſchloſſen, kraft deſſen Baiern die obere Pfalz ſammt den dieſſeits des Rheins gelegenen Aemtern der untern Pfalz für die Summe von 13 Millionen Gulden übernahm, dagegen das für ebenſoviel verpfändete Land ob der Ens zurückgab und noch die Erblichkeit der Kur in den Kauf erhielt. Maximilian beobachtete jedoch die Vorſicht, ſich den Wiedereintritt in ſeine Rechte auf das Erzherzogthum vorzubehalten, im Falle er aus dem Beſitze der oberen Pfalz verdrängt werden ſollte.

Dieſer Tauſch war nachtheilig für Baiern, denn einmal bekam Maximilian dadurch ein Land, das er bereits thatſächlich beſaß. Seit der Austreibung Mannsfeld's hatte er die Oberpfalz inne und von den

---

[1]) Aretin, B. a. B. I, 278. — [2]) Daſ. S. 272. — [3]) Daſ. S. 274 unten flg. — [4]) Daſ. S. 275. — [5]) Daſ. S. 278. — [6]) Daſ. S. 280.

Ständen die einſtweilige Huldigung empfangen [1]). Zweitens gehörte die Oberpfalz zum Wittelsbach'ſchen Stammgute, über kurz oder lang konnte ſie daher dem bairiſchen Hauſe auf natürlichem Wege zufallen. Fürs Dritte machte ſich der Kurfürſt durch Annahme dieſes trojaniſchen Roſſes für den möglichen Fall, daß die Proteſtanten wieder die Oberhand erlangten, zum Sklaven Oeſterreichs. Seit 7 Jahren wurde der Krieg wegen Wiederherſtellung des Pfälzers Friedrich V. in ſeine Erblande geführt. Siegte je die Gegenpartheі, ſo konnte man vorausſehen, daß ſie nicht eher ruhen werde, bis der Pfälzer befriedigt worden. Folglich traf im vorausgeſetzten Falle die Wuth des Kampfes den durch ſeines Vetters Sturz groß gewordenen Kurfürſten, und Oeſterreich war im Stande, den Baier als Schild vorzuhalten. Dieſe Vorausſetzungen ſind nach kurzer Friſt eingetreten.

Nachdem kaiſerlicher Seits in den Jahren 1627 und 1628 ſo ſchwere Streiche gegen die Liga und gegen Baiern theils verſucht, theils geführt worden, kann man ſich nicht wundern, wenn ein furchtbarer Gegenſtoß erfolgte.

Neuntes Capitel.

Verſchwörung wider den Kaiſer. Das Reſtitutionsedikt, der mantuaniſche Krieg. Kurfürſt Maximilian unterhandelt mit Richelieu. Die Liga faßt drohende Beſchlüſſe. Wallenſtein muß vor Magdeburg abziehen. Verſuche zu ſeinem Sturz. Der Regensburger Fürſtentag. Wallenſtein wird entlaſſen.

Khevenhiller beginnt [2]) ſeine Geſchichte des Jahrs 1629 mit folgender Einleitung: „Als Kaiſer Ferdinand II. im 51. Jahr ſeines Alters an Macht und Gewalt aller Orten ſehr zugenommen, iſt auch der Neid gegen ihn ſo hoch geſtiegen, daß ſich leider ſelbſt Katholiſche, ja ſogar ein Kardinal gefunden, der ein Gutachten ausſtellte, wie man die öſterreichiſche Macht nicht allein verringern, ſondern mit Stiel und Wurzel ausrotten könne. Die Erfahrung lehrt (ſagte der Kardinal), daß das Haus Oeſterreich ein Thier mit vielen Köpfen iſt; wenn man ſchon den einen und andern verletzt oder gar abhaut, ſo werden die übrigen um ſo lebhafter, und ruhen nicht eher, bis ſie den verletzten Theil wieder

---

[1]) Feßmair, Verſuch einer Staatsgeſchichte der Oberpfalz I, 264. — [2]) XI, 427 flg.

geheilt und hergeſtellt haben; daher iſt bisher immer der Verletzer ſelbſt am ſchlechteſten weggekommen, es ſteht deßhalb zu beſorgen, daß dieſes Haus, wenn man nicht die Weiſe des Angriffs ändert, deſto mehr um ſich greifen wird, je mehr man ihm zuſetzt. Daher muß man das Blatt umkehren, mit den Waffen eine Zeitlang ausſetzen, und ſich zweier andern Mittel, der Gottesfurcht und der Frömmigkeit des Kaiſers, zu ſeinem und der Seinigen Sturz bedienen: der Gottesfurcht, weil der Kaiſer keinen größern Ehrgeiz kennt, als die geiſtlichen Güter, den Gottesdienſt und andere Gott wohlgefällige Werke zu mehren; daher ſoll man die allereifrigſten Geiſtlichen in Teutſchland, jedoch ohne ſie etwas von dieſer geheimen Abſicht merken zu laſſen, durch alle mögliche Mittel antreiben, daß ſie von Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die Wiederherſtellung aller Kirchengüter begehren, welche den Katholiſchen ſeit dem Paſſauer Vertrag entriſſen worden ſind. Zum zweiten muß man ſich der Frömmigkeit des Kaiſers dazu bedienen, daß man Ihrer Majeſtät das Gewiſſen rühre, und ſie zum Mitleiden über die fürchterlichen Bedrückungen des Kriegsvolks ſtimme, ſowie daß man dem Kaiſer zu Gemüth führe, wie despotiſch ſein Feldhauptmann, der Herzog von Friedland, über alle Kurfürſten und Stände im heiligen römiſchen Reiche herrſche, unermeßliche Summen Geldes erpreſſe, aus anderer Leute Schweiß und Blut ſeine Größe unterhalte, und ſeine Anhänger aufs herrlichſte belohne. Wenn denn der Kaiſer, als ein gar milder Herr, auf ſolche Vorſtellungen eingeht, ſoll man das Mittel der Abdankung des Generals und ſeines Kriegsvolkes vorſchlagen. Und ob wohl zu erachten ſey, daß Ihre Majeſtät ſich zu der völligen Abdankung nicht verſtehen werde, ſo könne man es doch für den halben oder wenigſtens doch für einen guten Theil durchſetzen. Wenn nun dieſe beiden Mittel gehörig wirken, ſo werde der Kaiſer mit allen proteſtirenden Kurfürſten und Ständen auf einmal tödlich verfeindet, und zugleich ſeine Waffen für gering gehalten werden. Alsdann, nach ſolchem Verluſt der Liebe und der Macht, ſey es Zeit, daß der König von Frankreich das Aeußerſte verſuche, mit Heeresmacht in Teutſchland einziehe, da, wo Gewalt nöthig, Gewalt brauche, wo Geld und dergleichen mehr wirke, keine Summen ſcheue, und mit Verheißungen der Religionsfreiheit zu ſeiner Zeit nicht ſparſam, ſondern höchſt freigebig umgehe. Auf ſolche Weiſe würden die Proteſtanten den König lieben und ihm trauen, und auch die katholiſchen Kurfürſten könnten vermittelſt des von Trier gewonnen werden, da es dieſen Prieſtern gleichgiltig ſey, ob ſie unter dem Kaiſer oder dem Könige von Frankreich die Meſſe leſen, vorausgeſetzt daß ſie bei ihren Würden und Einkünften gelaſſen werden. Sonderlich würden Sie an keinen Widerſtand denken, wenn ſie eine große Kriegsmacht auf dem Halſe hätten.

Bayern könne man den Kurhut laſſen, und das Land ob der Ens dazu. Lieber würde Maximilian dieſen ruhigen Beſitz wählen, als erſt um Eroberungen fechten wollen. Wenn man es nun alſo angreife, wenn man die Unzufriedenen, Verbannten und Feinde der Neuerung aufhetze, ſo könne Frankreich ohne Gefahr und Schwierigkeit die römiſche Königswahl auf ſich ſelbſt lenken, und alsdann Ferdinand dem zweiten, als einem alten abgematteten Herrn, den kaiſerlichen Titel laſſen, während Frankreich Macht und Regiment an ſich reiſſe, auch möge man dann der in den ſpaniſchen Niederlanden eingeleiteten Verſchwörung die Hand bieten; denn wenn die Brabanter, nach Art und Weiſe der Eidgenoſſenſchaft in der Schweiz, ſich mit den Holländern vereinigten, ſeyen ſie ſtark genug, um dem Könige von Spanien ſein Indien entweder gar wegzunehmen, oder doch den überſeeiſchen Handel dergeſtalt zu hemmen, daß Spanien in einen Winkel Europas eingeſchloſſen werde. Damit ſey Oeſterreich vernichtet, und was man ſeit langer Zeit durch Gewalt der Waffen nicht erreichen konnte, erringe man auf einmal durch ſolche Liſt."

Der Cardinal, auf den Khevenhiller hinweist, iſt Richelieu, die Maaßregel die er meint, das ſogenannte Reſtitutionsedikt. Im Uebrigen ſpricht der Bericht nur zur Hälfte die Zwecke aus, welche Frankreich zu erreichen hoffte. Der Kaiſer ſollte durch das fragliche Mittel aufs ärgſte mit den Proteſtanten verfeindet werden, weil man jedem derſelben an ſeinen Beſitz griff, aber die abgenommene Beute dennoch nicht dem Kaiſer, ſondern einem Andern, der es dem Reichsoberhaupt gar nicht dankte, zu gut kommen. Dieß iſt offen geſagt, oder angedeutet. Eine noch gefährlichere Abſicht lag jedoch dem Plane zu Grunde. Richelieu berechnete, daß die Liga, welche bis dahin dem Kaiſer kräftig unter die Arme gegriffen, von dem Augenblicke, da ihr die Kirchengüter zugeſprochen wurden, ſich von Ferdinand trennen werde. Seit Anfang des Kriegs waren Beide mit einander gegangen. Mit Erlaſſung des Reſtitutionsedikts liefen aber die Wege Beider weit, ſehr weit aus einander. Der Kaiſer mußte noch eine gute Strecke zurücklegen, um ſeine Aufgabe, die Verwandlung Teutſchlands in eine Monarchie zu löſen; das Ziel der Liga war erreicht, ihr Schäfchen in's Trockene gebracht. Von nun an ſann ſie auf nichts als zu verhindern, daß der Kaiſer zum Ziel gelange. In der That machten von nun an alle bisherigen Verbündeten Ferdinand's mit unglaublicher Einſtimmigkeit, Biſchöfe, Aebte, Kurfürſten, Mönche, katholiſcher Adel im Allgemeinen, Fronte wider Ferdinand, näherten ſich ſogar den Proteſtanten und ruhten nicht eher, bis ſie durch Wallenſtein's Sturz dem Reichsoberhaupte den rechten Arm abgehauen zu haben glaubten. So hatte es der Cardinal gewollt! Schämen muß man ſich,

daß faſt alle Geſchichtſchreiber des 30jährigen Kriegs das Reſtitutionsedikt als einen Akt kaiſerlicher Willkür und Vergrößerungsſucht hinſtellen, während es dem Kaiſer abgerungen worden iſt. Ferdinand's eigener Vortheil gebot ihm, die katholiſche Parthei ſo lange auf Befriedigung warten zu laſſen, bis er ſelbſt mit ihrer Hülfe vollends erreicht, was er wünſchte und wünſchen mußte. Nur die drohende Stellung der Liga zwang ihn zur Nachgiebigkeit.

Wiederherſtellung der von den Proteſtanten geraubten geiſtlichen Lehen an die katholiſche Kirche war der urſprüngliche Zweck, um deſſen willen die katholiſchen Reichsſtände die Liga abgeſchloſſen, und nun in's 11te Jahr die Waffen geführt auch ungeheure Kriegskoſten aufgewendet hatten. Doch wagten ſie dieſe ihre Abſicht erſt auf einem Kurfürſtentage laut zu äuſſern[1]), der im Octob. 1627 zu Mühlhauſen zuſammentrat, aber von dem Kaiſer nicht beſucht ward. Ferdinand II., der ſich, wie aus der Brüſſeler Verhandlung erhellt, mit der Hoffnung ſchmeichelte, einen großen Theil jener Güter für ſich zu behalten, beſchwichtigte das Anſinnen der Mühlhauſer Verſammlung durch Hinweiſung auf die Dänen, die damals noch nicht völlig beſiegt waren. Zwar wurden im Laufe des Jahres 1627 mehrere proteſtantiſche Reichsſtände, namentlich der Herzog von Württemberg und die freien Städte Nürnberg, ſchw. Hall, Aalen, Colmar, durch Beſchlüſſe der Reichsgerichte aufgefordert und und zum Theil genöthigt, eingezogene Stifter der katholiſchen Kirche herauszugeben[2]) aber eine allgemeine Maaßregel erfolgte nicht. Hingegen fuhren die Mitglieder der Liga, beſonders Kurbaiern, fort, in den Kaiſer zu dringen, daß er zum Werke ſchreite. Kurfürſt Maximilian von Baiern machte, wie wir ſahen[3]), die Erlaſſung des Reſtitutionsedikts zu einer der Bedingungen, gegen welche er das Erzherzogthum ob der Ens dem Kaiſer zurückſtellte. Immer ſtürmiſcher wurden im Jahre 1628 die Aufforderungen an Ferdinand[4]), den Ausſchlag aber gaben zuletzt, wie uns ſcheint, die kühnen auf dem Liga-Tage zu Heidelberg im Februar 1629 gefaßten Beſchlüſſe, von denen wir erſt unten handeln können. Ferdinand fragte Laien und Geiſtliche um Rath. Graf von Colalto, Oberſt in Wallenſtein's Heere, einer der befragten Laien, übergab eine ſchriftliche Aeuſſerung[5]), in welcher er das Edikt widerrieth, weil die Vollſtreckung zu unüberſehbaren Wirren und zu einem Religionskriege führen müſſe. Noch viele andere vornehme Herrn, zu denen auch Khevenhiller gehörte,

[1]) Senkenberg IV, 547 flg. — [2]) Die Beweiſe bei Senkenberg a. a. O. IV, 551 flg. — [3]) Oben S. 637 — [4]) Khevenhiller XI, 183. — [5]) Ebendaſ. 183 unten flg.

ſprachen die gleiche Meinung aus[1]). Aber im entgegengeſetzten Sinn lauteten die Gutachten der katholiſchen Kurfürſten, mit denen der Wiener Hof unterhandelte. Alle, Mainz, Cöln, Trier, insbeſondere jedoch Maximilian von Baiern trugen[2]) auf ſchnelle Erlaſſung des Geſetzes an. Sehr merkwürdig iſt folgende Stelle[3]) in dem kurbairiſchen Bedenken: „Wie wir vernehmen, wird ſeit einiger Zeit darüber berathen, ob nicht Ihre kaiſerliche Majeſtät zum Behufe der Befeſtigung Ihres Anſehens ſowie zu beſſerem Schutze katholiſcher Religion in jeder freien Stadt einen beſonderen Reichsvogt verordnen und etwa zugleich auch den benachbarten katholiſchen Kurfürſten die Oberaufſicht deßfalls anbefehlen möge". Maximilian hält ſeine Meinung zurück, er will nicht entſcheiden, ob die hohe katholiſche Ariſtokratie ihre Einwilligung zu dieſer Maaßregel geben ſolle. Hieraus erhellt nun, daß der Rath, welchen jener Unbekannte in der früher[4]) beſprochenen Flugſchrift vom Jahre 1621 ertheilte, nicht auf ſteinigtes Erdreich fiel, ſowie daß allem Anſchein nach ſeine Stimme nicht die bloſe Meinung eines Privatmanns ausſprach, ſondern daß er eine mächtige Parthei vertrat.

Den 6. März 1629 (n. St.), alſo mehr als zwei Monate vor Abſchluß des Lübecker Friedens, unterzeichnete Kaiſer Ferdinand II. das Reſtitutionsedikt[5]). Der weſentliche Inhalt deſſelben iſt dieſer: bei Strafe der Reichsacht ſollen 1) alle mittelbaren, ſeit dem Paſſauer Vertrage eingezogenen Stifter, Klöſter und andere Kirchengüter jeder Art den Katholiken wieder erſtattet; 2) alle unmittelbaren, gegen den geiſtlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter ſollen wieder mit katholiſchen Prälaten beſetzt werden; 3) die katholiſchen Reichsſtände haben das Recht ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen, oder dieſelben im Falle der Widerſetzlichkeit gegen die geſetzliche Nachſteuer aus dem Lande zu ſchaffen. 4) die Wohlthat des Religionsfriedens genießen fürder nur die Katholiken und diejenigen Reichsſtände, welche der unveränderten augsburgiſchen Confeſſion anhängen; alle andern Sekten (Calviniſten und Zwinglianer) ſind davon ausgeſchloſſen und werden im Reiche nicht mehr geduldet.

Abſichtlich hatte man den Paſſauer Vertrag vom Jahr 1552 und nicht den um drei Jahre ſpäter abgeſchloſſenen Augsburger Religionsfrieden als Friſt angenommen. Denn gerade in dieſem kurzen Zwiſchenraume waren die meiſten Eingriffe in den Nachlaß der katholiſchen Kirche

---

1) Senkenberg V, 5. 6. Khevenhiller XI, 437 unten. — 2) Londorp III, 1045, a. flg. — 3) Daſ. S. 1046 a. gegen unten. — 4) Oben S. 626. — 5) Text bei Londorp III, 1048.

geſchehen, weil der politiſche Wind damals, nach Beſiegung Karls V., für proteſtantiſche Vergrößerungsſucht beſonders günſtig wehte, indem man hoffen durfte, daß der von Karl V. verheißene Frieden alles Geſchehene mit dem Mantel der Geſetzlichkeit bedecken werde. Fürchterlich war der Schlag für die Evangeliſchen, kein einziges größeres proteſtantiſches Fürſtenhaus gab es, deſſen Beſitz nicht dadurch in Frage geſtellt worden wäre. Jetzt ſah man auf einmal, wie tapfer und einſtimmig die hohe teutſche Reichsariſtokratie ihre Vorliebe für Luther oder Calvin und ihre Abneigung gegen den Papſt durch Einſacken Deſſen, was man nur nehmen konnte, bethätigt hatte. Im niederſächſiſchen Kreiſe traf das Edikt zwei Erzſtifter, Magdeburg und Bremen, und fünf Hochſtifter, Minden, Verden, Halberſtadt, Lübeck und Ratzeburg, im oberſächſiſchen Kreiſe und den Marken ſieben Hochſtifter, Meißen, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus und Camin[1]), hiezu kam eine zahlloſe Maſſe alter Abteien im Norden und Süden. Der fetteſte Theil dieſer kirchlichen Beute wurde dem zum Geiſtlichen erzogenen jüngſten Sohn des Kaiſers, Leopold Wilhelm, zugeſchanzt. Leopold Wilhelm hatte ſchon früher von ſeinem Oheim, dem Erzherzoge Leopold, als dieſer wie oben erzählt worden[2]) aus dem Clerus trat, die Bisthümer Straßburg und Paſſau erhalten; jetzt verlieh ihm der Papſt in verſchiedenen Abſätzen auch noch die Erzſtifter Magdeburg und Bremen, ſo wie das Bisthum Halberſtadt und die heſſiſche Abtei Hersfeld[3]). Wir vermuthen, daß ſolche überreiche Ausſtattung des kaiſerlichen Prinzen eine der Begünſtigungen war, welche Ferdinand II. vor Erlaſſung des Edikts für ſich und ſein Haus ausbedang. Doch hegte die Prieſterpartheı ſicherlich noch ihre geheime Abſichten bei der Sache. Durch Abtretung Magdeburgs an ſeinen Sohn wurde nemlich der Kaiſer auf's Bitterſte mit dem Kurfürſten von Sachſen verfeindet. Dieſer Herr hatte bereits im Jahre 1628 nach der unglücklichen Wendung des däniſchen Kriegs, in welchen ſich der bisherige Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ſehr tief eingelaſſen, das Magdeburger Domkapitel zu Abſetzung des Brandenburgers und zur Erwählung ſeines eigenen nachgebornen Sohnes, des Prinzen Auguſt, vermocht. Zwar verweigerte der Kaiſer gleich Anfangs die Beſtätigung der neuen Wahl[4]), doch wurde es mit dem Widerſtreite kurſächſiſcher und öſtreichiſcher Anſprüche erſt ſeit Veröffentlichung des Reſtitutionsedikts Ernſt. Durch dieſes Geſetz nicht blos mit

---

[1]) Khevenhiller XI, 430 flg. — [2]) S. 455. [3]) Khevenhiller XI, 133. 292. 529.
[4]) Damaliger Schriftenwechſel bei Londorp III, 1621 b. unten flg.

Vernichtung der Wahl des Prinzen Auguſt, ſondern auch mit Verluſt der Stifter Meißen, Merſeburg und Naumburg bedroht, welche das Kurhaus ſchon vor einem halben Jahrhundert an ſich gebracht, richtete Johann Georg unter dem $\frac{\text{28. April}}{\text{8. Mai}}$ 1629 ein mit bittern Klagen angefülltes Schreiben[1]) an den Kaiſer, das jedoch keine Erhörung fand. Seitdem rüſtete ſich der beleidigte Kurfürſt auf die Seite der Oppoſition zu treten. Das eben war es, was die Prieſterparthei wollte, denn Sachſens Widerſtand kam nunmehr dem Baier zu gut, der ſeit dem Frühjahre 1629 die Leitung ſämmtlicher dem Wiener Hofe feindſeliger Elemente im Reiche übernahm. Wir bezweifeln, ob der Stuhl Petri, auch wenn der Krieg zu Gunſten der katholiſchen Parthei endete, nach Leopold Wilhelm's Ableben jene nordteutſchen Stifter an einen andern öſtreichiſchen Prinzen verliehen hätte. Allem Anſchein nach waren dieſelben zum Köder beſtimmt, mittelſt deſſen man die benachbarten proteſtantiſchen Fürſtenhäuſer Sachſen, Braunſchweig, Lüneburg, Brandenburg wieder ſanft in den Schooß römiſcher Gemeinſchaft herüberzulocken gedachte. Die ſchlauen Rechner vergaſſen nur eines: daß große geiſtliche Lehen nur mittelſt eines Imperiums, eines Kaiſerthums, behauptet werden können, und hinwiederum daß ein ſolches Kaiſerthum nur dann beſtehen mag, wenn die geiſtlichen Lehensträger dem Reichsoberhaupte, ſey es durch Kriegsmannſchaft wie im Mittelalter, oder — dem Bedürfniſſe der neuern Zeiten gemäß — durch Geld kräftigen Beiſtand leiſten. Ferdinand II. hatte daher wohl Recht, einen Theil der Kirchengüter, die eben den beſiegten Proteſtanten abgenommen werden ſollten, für ſich und den Staat zu fordern. Denn ohne ſolche Zubuße vermochte er die Kaiſerkrone, welche auch die Biſchöfe ſchützte, nicht aufrecht zu erhalten.

Zur Vollſtreckung des Edikts bedurfte man des Beiſtands der bewaffneten Macht. Die Kommiſſarien, welche in den fränkiſchen, ſchwäbiſchen, weſtphäliſchen, nieder- und oberſächſiſchen Kreis abgeſchickt wurden, um die alten Kirchengüter, die das Edikt traf, zurückzufordern, waren angewieſen, im Falle irgend einer Widerſetzlichkeit die nächſt gelegenen kaiſerlichen oder ligiſtiſchen Völker zu ihrer Unterſtützung herbeizurufen[2]). Sehr häufig giengen die Bevollmächtigten weit über den Buchſtaben ihrer Vorſchriften hinaus[3]). Je ſchwächer ein Reichsſtand war, deſto mehr mußte er ſich gefallen laſſen, namentlich in den Reichsſtädten fragte man wenig darnach, ob der evangeliſche Glaube ſchon vor dem Paſſauer Vertrage oder erſt nachher eingeführt worden. In Schwaben kam Augsburg,

---

1) Khevenhiller XI, 450 unten flg. — 2) Khevenhiller XI, 470 unten flg. — 3) Man leſe die Stelle bei Adlzreiter Pars III. lib. XII, cap. 42 flg.

die Wiege des lutheriſchen Bekenntniſſes, zuerſt an die Reihe. Die evangeliſchen Prediger wurden fortgejagt, die ganze Bürgerſchaft der Gerichtsbarkeit des Biſchofs unterworfen; ein vor dem Rathhaus aufgerichteter Galgen und die Androhungen von Todes- und Leibesſtrafen gegen jede Widerſetzlichkeit belehrten die Einwohner, daß es Zeit ſei, wieder an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters in Rom zu glauben[1]). Gleiches Schickſal hatte Kaufbeuren[2]). Im benachbarten Württemberg, wo nach dem im Jahr 1628 erfolgten Tode des Herzogs Johann Friedrich, deſſen Bruder Ludwig Friedrich im Namen ſeines unmündigen Neffen Eberhard die vormundſchaftliche Regierung führte, ſuchte man die über den zahlreichen und, wie der Jeſuite Ablzreiter ſagt[3]), fetten Klöſtern des Landes ſchwebende Gefahr dadurch zu mildern, daß man dem Pater Lämmermann zu Wien eine Ladung köſtlicher Neckarweine verehrte[4].) Dieſes Geſchenk, hinreichend vielleicht zu Beſtechung eines einheimiſchen Gewaltigen, aber zu armſelig für einen kaiſerlichen Beichtvater, fruchtete Nichts. Trotz allen Einreden des Herzogs Vormünders, wie der Landſchaft, wurden die Abteien von katholiſchen Prieſtern und friedländiſchen Reitern in Beſitz genommen, die lutheriſchen Prälaten mußten den Bündel ſchnüren. Eben ſo vergeblich ſträubte ſich Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel gegen Herausgabe des Stiftes Hildesheim, das ihm ein Urtheil des Kammergerichts abſprach. Die einzige Reichsſtadt Magdeburg wagte bewaffneten Widerſtand und zwar mit Glück, doch hievon ſpäter. Eine merkwürdige Rolle ſpielte bei dem ganzen Handel die Geſellſchaft Jeſu. Bei weitem die Mehrzahl der zurückgeforderten Abteien gehörte von Rechtswegen den Benediktinern, einem Orden der ſeit Karls des Großen Zeiten eingeführt, ſich große Verdienſte um das Reich erworben hat. Aber die Jeſuiten ſuchten dieſen rechtmäßigen Erben ſo viel als möglich wegzufiſchen und für ihre Geſellſchaft zu erobern, ein Beiſpiel, dem auch mehrere Biſchöfe nachahmten. Die bedrohten Benediktiner ergriffen daher eine Maaßregel die nicht übel berechnet war. Im Jahre 1630 ſchrieben ſie eine Verſammlung ihres Ordens nach Regensburg aus, um ein allgemeines teutſches Haupt zu wählen, das ihre Rechte in Rom wie in Wien vertreten ſollte. Sie ſtießen jedoch auf unüberwindliche Hinderniſſe. Der Kaiſer, Anfangs den Benediktinern günſtig, ward durch ſeinen Beichtvater umgeſtimmt, ſo daß er ſelbſt den Jeſuiten mehrere der ſtreitigen Klöſter ſchenkte. Der Papſt konnte aus Gründen der Gerechtigkeit nicht gegen die Benediktiner entſcheiden, anderer Seits aber wollte

[1]) Die Beweiſe bei Senkenberg V, 50 flg. — [2]) Daſ. S. 53 flg. — [3]) Pars III. lib. XIV, 40 — [4]) Pfiſter Geſchichte der Teutſchen IV, 485.

er auch die Jeſuiten nicht beleidigen, die dem Stuhle Petri ſo große Dienſte geleiſtet und eigentlich das Reſtitutionsedikt errungen hatten. Er hielt ſein Urtheil zurück, darüber entſtand zwiſchen dem Orden und der Geſellſchaft ein Federkrieg, der bis ins Jahr 1653 währte. In einer Reihe von Schriften ſagten ſich beide die bitterſten Wahrheiten. Mit Schadenfreude ſahen die Proteſtanten dieſem Kampfe im Lager der Feinde zu und lachten in die Fauſt. [1])

Die Vollziehung des Reſtitutionsedikts war das letzte Werk, bei welchem des Kaiſers und der Liga Völker gemeinſam Hand anlegten. Von nun an ſtanden ſie einander drohend gegenüber. Ehe wir jedoch hierüber berichten, müſſen wir eines Zwiſchenereigniſſes [2]) gedenken, das den Kaiſer in einen italieniſchen Krieg verwickelte und auch auf die innern Verhältniſſe Teutſchlands eingewirkt hat. An einem der Weihnachtstage des Jahres 1627 ſtarb Vincentius II. Herzog von Mantua und Montferrat aus dem Hauſe Gonzaga ohne geſetzmäßige Leibeserben. Das nächſte Anrecht auf die Nachfolge hatte von der Schwertſeite eine Nebenlinie, die ein halbes Jahrhundert zuvor nach Frankreich ausgewandert war und dort durch Heirath die Herzogthümer Nevers und Rethel erwarb. Das Haupt dieſer Nebenlinie war Herzog Karl von Nevers, der auf die Kunde von der tödtlichen Krankheit des Vicentius II. ſeinen Sohn, gleichfalls Karl genannt und Herzog von Rethel, nach Mantua abſchickte, um ſich der reichen Erbſchaft zu verſichern. Der junge Karl kam vor dem Tode des Erblaſſers in Mantua an. Noch lebte aber in dieſer Stadt ein Sproſſe aus dem Hauſe der Gonzaga, die Nichte des Herzogs Vincenz, Maria, welche gleichfalls Anſprüche auf das Erbe machte. Um einen Zwieſpalt Beider zu verhindern, hatte man ſchon früher vom Papſte Diſpenſation zu einer Heirath zwiſchen Maria und dem Herzog Karl von Rethel nachgeſucht und erhalten. Deßhalb ließ ſich Letzterer in derſelben Nacht, da Vincentius II. ſtarb, mit Maria trauen und nahm am andern Morgen im Namen ſeines Vaters von der Regierung Beſitz. Bald erhoben ſich jedoch drei Prätendenten gegen ihn: erſtlich der Herzog Ferrante Gonzaga von Guaſtalla, der mit Forderungen auf Mantua hervortrat — allein er war um einen Grad entfernter mit dem verſtorbenen Vincentius verwandt, als der Herzog von Nevers; zweitens Margaretha Gonzaga, Herzogin

---

[1]) Die Beweiſe bei Senkenberg V, 248 flg. — [2]) Le Vassor histoire du regne de Louis XIII. (Amſterdam 1751). Vol. V, b. S. 779 flg. Sonſt vergl. man Senkenberg IV, 626 flg. V, 71 flg. 212 flg.

Wittwe von Lothringen, eine Schweſter des Vincentius II. welche Montſerrat verlangte — allein das Vorrecht des Mannsſtammes ſtand ihr entgegen; drittens Herzog Karl Emmanuel von Savoyen, der alte Anſprüche ſeines Hauſes auf Caſale und andere Theile der mantuaniſchen Verlaſſenſchaft hervorſuchte. Wenn bloß die Erbgeſetze und das Herkommen zu entſcheiden hatten, gehörte der Nachlaß des Verblichenen mit allem Fug dem Herzoge von Nevers; aber die Politik trat ins Mittel, und dieſe hatte andere Rückſichten. Spanien, durch die Doppelkrone von Mailand und Neapel im Beſitz der beiden Gränzgebiete Italiens und ſeine Abſichten auf den Erwerb der ganzen Halbinſel kaum verbergend, konnte es nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, daß ein Vaſalle des Königs von Frankreich eine ſo ſchöne Provinz in Beſitz nehmen ſollte. Denn wie der Herzog von Nevers nur durch den Schutz Ludwigs XIII. Mantua erlangen konnte, ſo ſtand auch zu erwarten, daß derſelbe in Zukunft nur nach den Einflüſterungen handeln werde, die ihm aus Paris zukamen. Spanien ſprach ſich daher zu Gunſten der Prätendenten, namentlich des Herzogs von Savoyen aus, dem ein Theil der Beute verſprochen ward, wenn er mit dem Madrider Kabinet gemeinſame Sache mache. Die übrigen italieniſchen Mächte waren ohne Ausnahme entweder offen oder insgeheim für den Herzog von Nevers, vor Allen Papſt Urban VIII. aus dem Hauſe Barberini. Eiferſüchtig auf die Spanier, die den Kirchenſtaat von zwei Seiten umgarnten, wollte er in der Perſon des Herzogs von Nevers die Franzoſen nach Italien hereinrufen, damit ſie den verhaßten Spaniern das Gleichgewicht hielten. Die beiden Republiken Genua und Venedig, alte Guelfinnen und mit dem Stuhle Petri über die Fortdauer italiſcher Vielherrſchaft einverſtanden, folgten auch dießmal derſelben Richtung. Den Großherzog von Toskana, der von ſpaniſchen Söldlingen umgeben, dieſer Macht ſeine Exiſtenz verdankte, hielt nur Furcht ab, ſich offen für den Herzog von Nevers zu erklären, aber durch Geldunterſtützungen und geheime Umtriebe zu Gunſten deſſelben verrieth er die Wünſche ſeines Herzens. Entſchloſſener Vorkämpfer für ſeinen Vaſallen war der König von Frankreich. Doch hinderte ihn an augenblicklicher Hülfe noch die Belagerung der Stadt Larochelle, die im Jahre 1628 mit allem Eifer betrieben wurde.

Das wichtigſte Wort in der Sache hatte der teutſche Kaiſer zu ſprechen, theils wegen alter Traditionen, und als Oberhaupt des heiligen römiſchen Reichs, deſſen Lehen Mantua war, theils weil er durch Wallenſtein's Völker das Schwert des Brennus in die Wagſchale zu legen vermochte. Allein große Bedenklichkeiten ſtanden der Ausübung des veralteten Lehensrechts entgegen. Erkannte Ferdinand II. die Nachfolge des

Herzogs von Nevers in Mantua nicht an, ſo mußte er auf einen Kampf mit Frankreich gefaßt ſein und zwar ohne einen möglichen Gewinn. Denn geſetzt der Krieg ward auch noch ſo glücklich für den Kaiſer geführt, ſo bekam Oeſtreich doch nichts von der Beute, ſondern Spanien und Savoyen pflückten die Frucht des Baumes, der durch teutſche Waffen gefällt war. Sodann mißrieth die geſunde Vernunft, mit Frankreich zu einer Zeit anzubinden, da der Kaiſer in Teutſchland alle Hände voll zu thun hatte! Nur ſeine teutſchen Feinde, die überwältigten proteſtantiſchen Fürſten und das Haupt der Liga konnten eine ſolche Verſchleuderung der kaiſerlichen Macht gegen das Ausland wünſchen. Noch andere Hebel ſuchten den Kaiſer zurückzuhalten. Sein Beichtvater, der Jeſuite Lämmermann, wirkte der Einmiſchung mit aller Kraft entgegen. Beweis dafür der im elften Band der Khevenhüller'ſchen Annalen abgedruckte Briefwechſel. Der Madrider Hof hatte von der Abneigung des Jeſuiten Wind erhalten, und führte Klage beim Kaiſer gegen Lämmermann. Der Jeſuite vertheidigte ſich hierauf in einem an Khevenhiller gerichteten Briefe[1]). Unverholen geſteht er darin ſeinen Widerwillen gegen die mantuaniſchen Händel, wobei er ſich jedoch nicht auf politiſche, ſondern nach der Weiſe ſeiner Geſellſchaft mehr auf theologiſche Gründe ſtützt: „es ſey eine Sünde wider Gott und ſein Geſetz, wenn rechtgläubige Fürſten, wenn Söhne der katholiſchen Kirche, Spanien, Frankreich und Oeſtreich, ſich unter einander bekämpfen, während ſie ihre Waffen gegen die Ketzer kehren ſollten;“ ferner: „der heilige Vater in Rom habe ihn, den kaiſerlichen Beichtvater, durch ein eigenes Breve aufgefordert, der Einmiſchung des Kaiſers in die mantuaniſchen Händel entgegenzuwirken, und dieſer Ausſpruch des Papſtes ſey ein heiliges Gebot für ihn.“ Auch Kaiſer Ferdinand's zweite Gemahlin Eleonora, welche aus dem Hauſe Gonzaga ſtammte, vereinigte ihre Bemühungen mit denen des Jeſuiten. Ihrer Nichte Maria zugethan, begünſtigte ſie die rechtmäßigen Anſprüche des Herzogs von Nevers, und ließ kein Mittel unverſucht um den Kaiſer zur Schonung zu bewegen[2]). Ferdinand war ein zärtlicher und treuer Ehemann. Starke Mittel müſſen angewendet worden ſeyn, um ihn zu einem Schritte zu bewegen, welchen die Klugheit, die Andacht und ſelbſt die Stimme der Liebe abrieth!

Man begreift daß dem Madrider Hofe Alles daran lag, die Streitkräfte Oeſterreichs für ſeine italieniſchen Vergrößerungsplane zu waffnen. Wirklich ſiegte auch der Einfluß Spaniens[3]), dem Ferdinand II.

---

[1]) Annales XI, 595. — [2]) Daſ. XI, 34. — [3]) Richelieu erklärt an verſchiedenen Stellen ſeiner Mémoires aufs Beſtimmteſte, daß die Spanier und nebenbei der

allerdings für frühere Dienſte großen Dank ſchuldig war. Ferdinand wurde hingeriſſen, doch zögernd, nur mit halbem Herzen. Zuerſt begnügte er ſich die Prätendenten auf Mantua und Montferrat vor ſeinen Richterſtuhl als oberſter Lehensherr zu laden. Als aber der Herzog von Nevers dieſer Aufforderung Trotz bot, als endlich Ludwig XIII. im Frühjahr 1629 mit 25,000 Mann über den Berg Cenis in Italien einfiel, den Herzog von Savoyen bei Suſa ſchlug, und ihn zwang ſich mit Frankreich zu verbinden: mußte der Kaiſer nothgedrungen zu ernſtlicheren Maaßregeln ſchreiten. Wir können hier nur die wichtigſten Ereigniſſe des italieniſchen Kriegs kurz berühren. Im Mai 1629 wurden 20,000 Mann kaiſerlicher Völker, die Wallenſtein hergab, bei Lindau zuſammengezogen. Graf Rombald Colalto erhielt den Oberbefehl über ſie, unter ihm dienten die Generale Altringen, Merode, Gallas, Herzog Georg von Lüneburg, ein Markgraf von Brandenburg und Andere.[1]) Ohne Widerſtand rückte dieſes Heer nach Italien, wo die Sachen ſchnell eine andere Wendung nahmen. Der ſechszehnhundertjährige Waffenruhm der Deutſchen, damals noch nicht geſchmälert, bewährte ſich auch hier. Die Franzoſen und die übrigen Verbündeten des Herzogs Karl von Nevers mußten weichen, und wurden in die Städte Mantua und Caſale eingeſchloſſen. Im Juli des folgenden Jahres liefen Gallas und Altringen Sturm auf Mantua und nahmen es. Drei Tage dauerte das Plündern, eine der blühendſten Städte Italiens wurde zur Einöde. Aber bald darauf zwang Guſtav Adolph's Ankunft in Teutſchland den Kaiſer zur Nachgiebigkeit. Auf demſelben Regensburger Reichstage, wo Wallenſtein fiel, kam ein Friede mit dem Herzog Karl zu Stande, kraft deſſen Karl Mantua und den beſten Theil des Montferrat zurück bekam, der Kaiſer aber das Beſatzungsrecht in den Städten Mantua und Caneto erhielt. Den 13. Oktober 1630 wurde der Vertrag unterzeichnet. Aber Richelieu verweigerte nachher die Beſtätigung, auch Spanien war unzufrieden. So dauerte der Krieg noch bis ins folgende Jahr fort, um durch den Frieden von Chierasco beendigt zu werden. Nur die Franzoſen gewannen. Indem ihnen Savoyen Pignerol, Riva und Perouſe abtrat, erhielten ſie einen Paß nach Italien und ſomit Gelegenheit, ſich

Herzog von Savoyen es waren, die den Kaiſer zum italieniſchen Krieg vermochten (Vol. IV, 47. V, 233. 245. 248). In der erſten Auflage vorliegenden Werks ſprach ich die Vermuthung aus, daß der Kurfürſt von Baiern ſeine Hände dabei im Spiele hatte. Durch des Freiherrn von Aretin Gegengründe (B. a. B. I, Anhang S. 365) belehrt, nehme ich dieſe Vermuthung zurück.

[1]) Khevenhiller XI, 785.

nach Belieben in die Händel der Halbinſel zu miſchen. Der nachmalige Premierminiſter Mazzarini, Richelieus Nachfolger, hat ſein Meiſterſtück bei dieſer Sache gemacht. Herzog Karl, ſonſt im Beſitze ſeines Erbe beſtätigt, mußte einen Theil des Montferrat an Savoyen abgeben, damit letztere Macht ſich die franzöſiſche Erwerbung von Pignerol gefallen laſſe. Spanien und der Kaiſer erhielten keine Entſchädigung für die aufgewandten Kriegskoſten; doch zog Ferdinand II. für ſeine Perſon wenigſtens den Gewinn aus der Verlängerung des Kampfes, daß er einen Theil ſeiner Streitkräfte in dem Jahre 1630 außer Teutſchland beſchäftigen und ſo die Hauptlaſt des teutſchen Krieges auf Maximilian von Baiern wälzen konnte, was, wie wir zeigen werden, ſeinen geheimen Abſichten entſprach.

Nun zur Liga! Kaiſer Ferdinand hatte an den Kurfürſten von Baiern als Bundesoberſten die Aufforderung ergehen laſſen[1]), Vorſorge zu treffen, damit das auf den Gütern der freien Reichsritterſchaft in Franken und Schwaben eingelagerte Volk der Liga weggeführt oder abgedankt werde. Als Antwort hierauf berief Maximilian die Bundesmitglieder Anfangs Februar 1629 nach Heidelberg. Zahlreicher als je wurde dieſe Verſammlung beſucht: die Boten von Mainz, Trier, Cöln, Worms, Speier, Straßburg, Osnabrück, Fuld, Baiern, Salzburg, vom Teutſchmeiſter, von Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Augsburg, Ellwangen, Kempten erſchienen[2]). Seltſame Dinge kamen zur Sprache[3]). Da man dem Kaiſer zumuthen wollte, einen guten Theil ſeiner Völker zu entlaſſen, ſo mußte man ſelbſt, wenigſtens zum Scheine mit gutem Beiſpiele vorangehen. Deßwegen hatte Tilly noch vor Eröffnung des Heidelberger Tags — den Auftrag erhalten, einige Mannſchaft abzudanken. Wie dieß gemeint war, erhellt aus folgender[4]) Urkunde: Nachdem Tilly auf den an ihn ergangenen Befehl, etliche Regimenter von der Reiterei zu entlaſſen, gemeldet, daß es nicht räthlich ſey, ſolches jetzt zu thun, wurde ihm bedeutet, wie man durchaus nicht die Abſicht habe, die gemeinen Soldaten zu Fuß, ſondern nur die überzähligen Offiziere fortzuſchicken, welche wegen der Quartiere die größten Beſchwerniſſe verurſachen. Vollkommen im Einklange mit dieſer geheimen Nachricht wurde in Heidelberg der Beſchluß gefaßt[5]): der bisherige Beſtand von 11 Regimentern Fußvolk ſolle in der Art auf 9 verringert werden, daß man die zwei ſchwächſten unter die übrigen ſtoße. Jedes der

[1]) Khevenhiller XI, 495. — [2]) Daſ. S. 681.— [3]) Die Verhandlungen bei Khevenhiller XI, 492 flg. Stumpf 241 flg. — [4]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 165. — [5]) Stumpf Geſchichte der Liga S. 241.

9 Fußregimenter ſolle aus 10 Compagnien von 300 Mann beſtehen, die ganze Infanterie alſo 27,000 Mann betragen. Gleicherweiſe wurde die Stärke der Reiterei auf 40 Fähnlein, eingetheilt in 4 Regimenter, feſtgeſetzt. Sodann kam man überein, dem Kaiſer zu erklären, daß dieſe ganze Macht (von 33,000 Streitern) ſo lange auf den Beinen bleiben werde, bis kaiſerliche Majeſtät dem Reiche einen dauernden Frieden gegeben habe. Der zweite Hauptbeſchluß war: keine von dem Bundesheere eroberte und beſetzte Landſchaft oder Feſtung, ſie ſey geiſtlich[1]) oder weltlich, herauszugeben oder abzutreten, möge es auch fordern, wer da wolle, es ſey denn dem Bund zuvor für ſeine aufgewandte Koſten wirklicher Erſatz oder wenigſtens hinreichende Bürgſchaft geleiſtet. Der dritte: im Fall ſich des Kaiſers Völker unterfiengen, die Truppen der Liga ohne Vorlegung eines eigenhändigen kaiſerlichen Befehls aus ihren Quartieren zu vertreiben, ſo ſollten letztere Gewalt brauchen. Würde aber wirklich ein eigenhändiger Befehl des Kaiſers vorgewieſen, ſo möge man für den Augenblick nachgeben, aber dem Kurfürſten von Baiern komme es dann unter Beiziehung von Kurmainz zu, zweckdienliche Maaßregeln zu treffen, (das heißt wohl dem Kaiſer Krieg zu erklären). Dieſe drei Beſchlüſſe zielten gegen die Vergrößerung der kaiſerlichen Macht im Allgemeinen. Man vergaß nicht, einen vierten insbeſondere gegen Wallenſtein zu faſſen: „da bei längerer Dauer des Kriegs der Ruin des theuren Vaterlandes unvermeidlich ſey, da alle Stände nach dem Frieden ſich ſehnten, und derſelbe nur unter Beiziehung der natürlichen geheimen Räthe des Kaiſers, der Kurfürſten des heiligen römiſchen Reiches, dauernd abgeſchloſſen werden könne: ſo wolle man ſeine Majeſtät ernſtlichſt erſuchen, daß Sie in kürzeſter Friſt einen Kurfürſtentag zu Gründung eines ſichern Friedens abhalten möchte.“ Sofort wurde eine Geſandtſchaft nach Wien abgefertigt, um dem Kaiſer die Wünſche und Beſchlüſſe der Verſammlung zu überbringen. Den ſtärkſten Nachdruck legten Maximilian und ſeine Genoſſen auf die Bitte um Einberufung des Kurfürſtentages; und zwar war dieß eine Bitte beſonderer Art, denn ſie hatte ein ſchlagfertiges Heer von 6000 Reitern und 27,000 Fußknechten zur Unterlage. Die nachherigen Ereigniſſe haben den Plan, welchen der Baier dabei befolgte, klar dargelegt. Obgleich das Reſtitutionsedikt, das bei der Abreiſe der Geſandtſchaft ſchon erſchienen war, die Proteſtanten mit bitterem Haſſe gegen die Liga erfüllte, ſah Maximilian ganz richtig voraus, daß die lutheriſchen Herrn, um ihre Fürſtenhüte gegen des Kaiſers und ſeines Feldhauptmanns

---

[1]) Hieraus geht hervor, daß Maximilian von Baiern fürchtete, Ferdinand gedenke die den Proteſtanten abgenommenen Kirchengüter für ſich zu behalten.

Eingriffe zu ſichern, mit ihm gemeinſame Sache machen würden. Die ganze katholiſche und lutheriſche Ariſtokratie ſollte daher unter bairiſchem Banner auf dem bevorſtehenden Fürſtentage verſammelt werden, um vereint wider den Kaiſer Sturm zu laufen, und ihm nur die Wahl zwiſchen Krieg gegen das geſammte Fürſtenthum, oder der Abſetzung Wallenſtein's zu laſſen. Im Uebrigen ſpielte bei den Heidelberger Schlüſſen Richelieu mit unter der Decke. Khevenhiller, der ins Feuer hineinſchaute, leitet die Verhandlungen mit folgenden[1] Worten ein: „Alſo iſt man auf dem Wege, welchen der bewußte Kardinal gewieſen[2], weiter fortgeſchritten, und der Kaiſer hat durch das Reſtitutionsedikt nicht nur bei den Proteſtanten die Liebe, ſondern auch bei den Katholiken, die es abriethen, die gute Meinung verloren. Drauf begehrten die Ligiſten vom Kaiſer die Abdankung ſeines Volkes, und dabei ward das Garn ſo fein geſponnen, daß es weder Proteſtanten noch Katholiken gemerkt.“ Wirklich ſtand Maximilian von Baiern mit dem Pariſer Hofe in lebhafter Unterhandlung[3]. Schon war im Frühjahr ein Vertrag zu Papier gebracht, der die Truppenzahl beſtimmte, welche Baiern und Frankreich auf den Fall eines Kriegs wider den Kaiſer einander zu liefern hätten. Der Ehrlichkeit des Kardinals mißtrauend zögerte Maximilian mit der Unterſchrift, und er hatte Recht, denn als zu Ende des Jahrs 1629 der berühmte Maler Rubens zu London über einen Friedensſchluß zwiſchen England und Spanien unterhandelte, verrieth Richelieu, um dieſen Vertrag zu vereiteln, das Geheimniß ſeiner Umtriebe mit Baiern, an den Madrider[3] Hof. Kaum zuvor hatte der Kardinal den Grafen Marcheville nach München geſchickt, um Neutralität der Liga im Kriege wegen Mantua zu verlangen. Auch wurde damals mit Marcheville verabredet, daß eine franzöſiſche Geſandtſchaft auf dem bevorſtehenden teutſchen Fürſtentag erſcheinen ſolle[3].

Nicht blos mit Frankreich knüpfte der bairiſche Kurfürſt ſolche Verbindungen an, er wußte in ſeinen Kreis auch ein Mitglied der kaiſerlichen Familie zu ziehen, das der Prieſterparthei ſchon bei einer ähnlichen Gelegenheit wichtige Dienſte wider den Kaiſer geleiſtet hatte. Wir müſſen abermal auf den oben angeführten Bericht des verkappten Aldringen an Kaiſer Ferdinand verweiſen. „Euere kaiſerl. Majeſtät“ heißt[4] es hier, „wiſſen welch' ehrſüchtiger, mißgünſtiger, unruhiger, liſtiger Kopf Dero Bruder Leopold iſt, auch daß derſelbe einen brennenden Haß gegen Euere kaiſerl. Majeſtät und Dero Sohn heget, nicht minder iſt Euerer Majeſtät

[1] XI, 491 unten flg. — [2] Oben S. 638 flg. — [3] Die Beweiſe bei Aretin B. a B. I, 287 flg. — [4] Blatt 6, b.

bekannt, was Maßen Kurbaiern und Leopold's fürſtliche Durchlaucht theils unter einander theils mit der Krone Frankreich vertraulich und ſtetig correſpondiren, zu welchem Feuer auch Kurtrier fleißig Oel zuſchleppt. Erſt neulich wurde mir durch eine vornehme Perſon unter dem Siegel des Geheimniſſes mitgetheilt, daß Erzherzog Leopold und Kurbaiern — im Fall Euere Majeſtät nicht alsbald einen den Fürſten erwünſchten Frieden ſchafft, — im Bunde mit Frankreich Eure kaiſerl. Majeſtät zu bekriegen entſchloſſen ſind, und auch Venedig hineinzuziehen Hoffnung hegen u. ſ. w." Im Folgenden ſetzt der Unbekannte aus einander, daß Kurbaiern den Erzherzog zu dieſen Umtrieben durch das Verſprechen gewonnen habe, Leopold's Wahl zum römiſchen Könige und Nachfolger Ferdinand's durchzuſetzen, daß aber dieſes Verſprechen bairiſcher Seits nichts weniger als ernſtlich gemeint ſei. Da Erzherzog Leopold ſich ſchon im Jahre 1623, wie oben[1]) erzählt worden, als Werkzeug der Prieſterparthei zu einer Maaßregel brauchen ließ, welche gegen das Kaiſerhaus und Ferdinand II. höchſt feindſelig war, hat die Angabe der Verkappten offenbar hohen Schein der Wahrheit für ſich. Gewiß dagegen iſt, daß der Erzherzog damals nach Kräften am Sturze Wallenſtein's, der den Kaiſer groß gemacht, arbeiten half. Eine Thatſache bürgt dafür. Während die nach Italien beſtimmten Regimenter ſich bei Lindau am Bodenſee verſammelten, waren etliche Soldaten aus dem Lager weggelaufen und hatten eine Kirche und zwei Häuſer auf den erzherzoglichen Gütern beraubt, und einen Bauern todtgeſchlagen. Die Beamten des Erzherzogs trugen ſelbſt einige Schuld an dieſer Unordnung, weil ſie nicht ſchnell genug Brod an die Regimenter austheilten. Allein obgleich Colalto ſonſt die Beſitzungen des Erzherzogs mit größter Sorgfalt verſchonte, obwohl der Oberſtwachtmeiſter Altringen vier von den Thätern hängen ließ, obwohl er der Kirche 150 und der Wittwe des erſchlagenen Bauern 50 Thaler zuſtellte[2]), obwohl endlich alle Betheiligten mit dieſem Erſatz zufrieden waren: dennoch ſchickte der Erzherzog folgendes Klagſchreiben[3]) an den Kaiſer. „Eure kaiſerliche Majeſtät können nicht glauben, wie das Volk auf Durchzügen hauſet. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegsweſen nachgezogen, verſichere aber Eure kaiſerliche Majeſtät, daß ich dergleichen nie geſtattet habe. Freilich mag es nicht ganz ohne Schaden ablaufen, aber Brennen, Weiber ſchänden, die Leute morden, ihnen Naſe und Ohren abſchneiden, Fenſter und Oefen einſchlagen, geſchweige andere Martern, können die Offiziere leicht verhindern. Ich weiß zwar, daß man begehret, Eurer kaiſerlichen Majeſtät dergleichen Sachen auszureden, aber ich verſichere Sie, daß das

[1]) S. 454 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 785 flg. — [3]) Daſ. 786.

was ich ſchreibe, mehr als wahr iſt, denn ich will es mit dem Zeugniß mehrerer Kur- und anderer Fürſten erhärten. Eure kaiſerliche Majeſtät dürfen mir, als dero getreueſtem Bruder, gewiß eben ſo viel Glauben ſchenken, als denen die dabei intereſſirt ſind, und die aus der armen Leute Schweiß und Blut ihren Beutel geſpickt haben. Ich wollte Eurer kaiſerlichen Majeſtät viel vornehme Offiziere nennen, die vor kurzer Zeit ſchlecht aufgezogen, jetzo an die drei oder viermalhunderttauſend Gulden baares Geld beſitzen, und die es nicht von dem Feinde bekommen haben, ſondern das Meiſte von den armen Leuten der katholiſchen Fürſten. Kein Menſch, der ſonſt verſtändig iſt, miſſet Eurer kaiſerlichen Majeſtät die geringſte Schuld zu, wie ich denn (Gott im Himmel weiß es) dieß aller Orten zum höchſten entſchuldigen thue. Aber die Ungeduld fängt an alſo groß zu werden, daß ich in meinem Gewiſſen für gut befunden habe, dieſes Eurer kaiſerlichen Majeſtät gehorſamſt zu berichten. Bedenken doch Eure kaiſerliche Majeſtät, wie jetzo die Leute in Italien hauſen werden, wo ſie Alles vollauf finden, zumal da die meiſten Soldaten Kalviniſten oder Lutheriſche ſind[1]). Helfe Gott den armen Frauenklöſtern, die in ſo großer Anzahl aller Orten ſtehen. Eine gute Anmahnung an den Herzog von Friedland wird nicht ſchaden können. Ich bitte Eure kaiſerliche Majeſtät um Gottes Barmherzigkeit willen und bei ſeinen heiligen fünf Wunden, Sie wollen dieß mein Schreiben in keiner Ungnade von mir aufnehmen. Was ich da geſchrieben, bin ich von vielen anſehnlichen Perſonen oft und vielmal erinnert worden, aber ich habe es nie thun wollen; allein endlich bin ich dazu gedrungen, dieweil ich geſehen, daß es nunmehro mich zum meiſten ſelbſt betreffen wird in Schwaben, der Markgrafſchaft Burgau und in den altenburgiſchen Herrſchaften, von denen ich ſonſt leben muß u. ſ. w."

Dieſe Klage hat erſtlich keinen begründeten Anlaß, denn was will die Ermordung eines einzigen Bauern bei dem Durchmarſch von 20,000 Mann ſagen. Sie geht zweitens ins Blaue hinein, denn ſie vermiſcht Unordnungen, die der Vergangenheit angehören, mit ſolchen, die erſt in Zukunft geſchehen möchten. Drittens ſie ſucht den Kaiſer künſtlich aufzuregen, denn warum anders miſcht Leopold in dieſem Briefe jene Gottesbräute ein, als weil er dadurch das fromme Blut ſeines kaiſerlichen Bruders in Wallung zu bringen hofft? Das Machwerk iſt ganz und gar wider Wallenſtein gerichtet, denn der Erzherzog behauptet ja, an allen jenen Greueln ſey bloß der Muthwille der Offiziere ſchuld, und wiederum

[1]) Dieß die oben S. 504 verſprochene Stelle.

an dieſem Muthwillen die Nachläſſigkeit oder Herrſchſucht Wallenſtein's, der einen derben Verweis verdiene. Selbſt Khevenhiller deutet leiſe[1]) an, daß eine unredliche Abſicht dem Schreiben zu Grunde liege.

Friedland kannte das Netz, das man wider ihn ſchürzte, ſowie auch den verborgenen Jäger. Immer heftiger wird die Spannung zwiſchen ihm und dem Kurfürſten, immer blutigere Plane der Rache, oder Selbſtvertheidigung tauchen auf. Wir laſſen Urkunden reden. Den $^{16}/_{26}$. Juni 1629 einen Monat nachdem Colalto den italieniſchen Zug angetreten, berichtet Tilly ſeinem kurfürſtlichen Gebieter: „Friedland habe vor, mit ſeinem beſten Volk und anſehnlicher großer Rüſtung nach Italien aufzubrechen, welches ihm (Tilly) um ſo viel unverhoffter ſey, weil es in ſolchem Geheimniß gehalten werde.“ Hierauf antwortet[2]) der Kurfürſt unter dem $\frac{30.\ \text{Juni}}{10.\ \text{Juli}}$ „Tilly“ ſolle auf Friedland's Bewegungen und Schritte gute Obacht halten, auch nachforſchen ob nicht unter ſolchem Vorwand eines Zugs nach Italien, andere längſt gemuthmaßte Anſchläge verborgen ſtecken möchten; ſodann ſolle Tilly die an Wallenſtein wider die Magdeburger geliehenen Regimenter alsbald wieder abfordern und ſich auf alle Fälle mit dem Bundesheere gefaßt halten, damit er Ihro kurfürſtlicher Durchlaucht Befehlen jedesmal auf der Stelle nachkommen und ſchnelle Vollziehung leiſten könne.“ Dieſer andere längſt gemuthmaßte Anſchlag, der unter dem Vorwande des italieniſchen Zugs verſteckt ſeyn mochte, kann kaum etwas anderes ſeyn, als ein Handſtreich gegen München und den Kurfürſten. Offenbar wäre es unverſtändig anzunehmen, daß Maximilian ſolche Dinge ohne Grund und ins Blaue hinein ſeinem Feldhauptmanne ſchrieb. Folglich führte Wallenſtein wirklich einen furchtbaren Schlag im Schilde. Und da er ſein Vorhaben dennoch unterließ, muß man den Schluß ziehen, daß der Kaiſer ſeine Zuſtimmung verweigert habe. Aber dieſe — vielleicht nur für den Augenblick beſchloſſene — Verzichtung beſchwichtigte die Beſorgniſſe des Kurfürſten nicht; er ſuchte der drohenden Gefahr durch ähnliche Mittel zuvorzukommen. Unter dem $^{4}/_{14}$. Juni 1629 erhielt Wallenſtein von dem ihm befreundeten böhmiſchen Grafen Slavata eine vertrauliche Mittheilung[3]) folgenden Inhalts: „Ich bin durch vornehme Leute unterrichtet, daß Tilly Befehl hat, Eure Gnaden beym Kopfe zu nehmen und ins Gefängniß zu werfen, im Fall dieß aber nicht gelänge, Eure Gnaden auf andere Weiſe aus der Welt zu ſchaffen.“ In ſeiner Antwort weist der

[1]) 786 in dem letzten Satze, ehe der Brief beginnt. — [2]) Weſtenrieder VIII, 169 unten flg. — [3]) Förſter Wallenſtein S. 141 und 437 und Wallenſtein's Briefe II, 66. flg.

Herzog dieſe Verdächtigungen zurück. „Ich muß mich wundern" ſchreibt[1]) er aus Güſtrow unter dem $^{10}/_{20}$. Juli „wie Ihr Euch mit ſo kindiſchen Sachen befaſſen möget. Mein Herr, der römiſche Kaiſer, iſt ein erkenntlicher Herr, der treue Dienſte auf andere Art lohnet, als Ihr ſchreibt. Desgleichen iſt Tilly ein Cavalier, der es verſteht Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber nicht mit Meuchelmord umgehet." Wallenſtein traute, wie es ſcheint, dem Einſender der geheimen Mittheilung nicht. Daß er aber wirklich für ſein Leben fürchtete, erhellt aus einem Schreiben[2]) des kaiſerlichen geheimen Raths Queſtenberg, der ihm unter dem $\frac{20.\ \text{Febr.}}{2.\ \text{März}}$ 1630 ein vom Herzoge begehrtes Recept zu Bereitung von Gegengift überſendet.

Obgleich das Verhältniß zwiſchen der Liga und dem Herzog von Friedland eine ſo fürchterliche Wendung genommen, blieb der Kaiſer noch immer feſt, d. h. er verzog den verlangten Kurfürſtentag zu bewilligen. Nun wurden aber die ſtärkſten Hebel in Bewegung geſetzt. Die Welt blickte damals mit ängſtlicher Spannung auf Wallenſtein und auf den Kaiſer. Europa zitterte vor dem Gedanken, daß wenn, wie es den Anſchein hatte, das teutſche Fürſtenthum vollends erliege und ganz Germanien unter einen Hut gebracht, einem Willen folge, eine Militärmacht entſtehen müſſe, dergleichen man ſeit der Römer Zeiten nicht mehr geſehen. Dieſes zitternde Europa nun ſuchte Richelieu im Sommer 1629 gegen Teutſchland zu waffnen. Unſere bairiſche Quelle, der wir ſo viel verdanken, meldet [3]) zum Herbſte 1629: „Damals haben Frankreich, Schweiz, Württemberg zuſammen ein Heer, England, Holland, Dänemark, Schweden ein zweites, Bethlen Gabor aber und Kurſachſen ein drittes Heer wider den Kaiſer ausſenden ſollen". Dieſe wichtige Nachricht wird durch anderweitige Thatſachen und Zeugniſſe beſtätigt. Zwar der württembergiſche Geſchichtſchreiber Sattler, welcher aus Archiv-Urkunden arbeitete, weiß nichts von damaligen Unterhandlungen des Herzogs Vormünders Ludwig Friedrich mit der Krone Frankreich, dagegen bringt er eine Thatſache bei, welche keinem Zweifel darüber Raum läßt, daß ſolche Dinge im Werke waren. Auf einem Landtag, berichtet er, welchen Ludwig Friedrich Anfangs Dezember 1629 einberief, hätten Württembergs Stände die ungeheure Summe von 2,600,000 Gulden übernommen, über welchen Betrag der gute Archivar ſein Erſtaunen äußert. Was Anderes konnte der Zweck einer ſolchen Bewilligung ſeyn, als Rüſtung zum

[1]) Förſter Wallenſtein S. 141 und 437 und Wallenſtein's Briefe II, 66 flg.
[2]) Daſ. S. 437. — [3]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 171.

Kriege[1]). In Verzweiflung befand ſich damals Herzog und Landſchaft, das halbe Herzogthum war von friedländiſchen Völkern beſetzt, die andere Hälfte, beſtehend in den ſogenannten Kloſter-Aemtern, durch das Reſtitutionsedikt vom Verband mit dem alten Lande losgeriſſen. Der Herzog Vormünder wollte einen letzten Wurf wagen und lieber mit Ehren untergehen, als ſich unter dem Scheine des Friedens vollends die Kehle zuſchnüren laſſen. Nach andern Seiten hin verbreitet unſere bairiſche Quelle Licht. Unter dem 24. Juni/4. Juli 1629 berichtet[2]) Tilly an ſeinen Kurfürſten: „Schweden ſetzt ſich je länger je mehr in Kriegsverfaſſung, Kurſachſen wirbt und unterſtützt heimlich die Empörung der Magdeburger, (von welcher unten die Rede ſeyn wird) Lübeck und Hamburg werben gleichfalls öffentlich für Schweden und achten des kaiſerlichen Ediktes nicht, wollen vielmehr einen Religionskrieg erzwingen.“ In einem zweiten Berichte[2]) vom 30. Juli/9. Auguſt heißt es: „der König von Dänemark hat ſeinen teutſchen Reichskanzler aus Glückſtadt an mich geſchickt, mit Anbringen wie Ihro Majeſtät mich zu ſehen wünſchte, und daß ich mit Ihro an einem Orte, wohin Sie kommen wolle, zuſammentreffen möchte; ich habe aber in Erwägung, daß ich dem Könige mit Zutrinken und ſonſt wenig dienen kann, ausweichend geantwortet.“ Unter dem 7. Sept. meldet Tilly weiter, daß er einen Vertrauten an den König abgefertigt habe, um ſich wegen ſeines Nichterſcheinens zu entſchuldigen. Man ſieht alſo, eine Erneuerung des däniſchen Kriegs war wirklich im Wurf. Endlich erfahren wir aus ſächſiſchen Archiven, daß Herzog Bernhard von Weimar, der alte Kriegsanſtifter, Anfangs Juli 1629 eine Reiſe zum Prinzen Statthalter von Oranien nach den Niederlanden machte, aber durch Drohungen von Wien aus geſchreckt, ſchnell wieder umkehrte[3]), daß Bernhard's Bruder, Herzog Wilhelm, daran arbeitete eine Verbindung der ſächſiſchen Häuſer gegen Oeſterreich zu ſchließen[4]), daß derſelbe im Dezember 1629 den Kurfürſten Johann Georg aufforderte, mit Hülfe der Niederlande, Frankreichs, Schwedens gegen den Kaiſer loszuſchlagen[5]), und daß der Kurfürſt dieſem Anſinnen günſtiges Gehör ſchenkte[5]). Die Wahrheit jener Nachricht wäre demnach beſtätigt. Nur aus einem Feldzuge Bethlen Gabor's konnte nicht Ernſt werden, weil der Siebenbürger Ende Nov. 1629 ſtarb.

Dieſe Gefahren beugten die Entſchloſſenheit des Kaiſers, er gab dem Kurfürſten von Baiern die gewünſchten Zuſagen. Unter dem 26. Oct./5. Nov. 1629

[1]) Sattler würtemb. Herzoge VII, 17. — [2]) Weſtenrieder VIII, 170 — [3]) Daſ. S. 171. — [4]) Röſe Bernhard I. 134. — [5]) Daſ. S. 136 flg.

thut [1]) Maximilian ſeinem Feldhauptmann Tilly zu wiſſen: „der Kaiſer hat zwar lange dahin gezielt und allerhand Mittel gebraucht, das Bundesheer zu verderben, aber nunmehr hat man vom Wiener Hofe gewiſſe Nachricht, daß Ihro Majeſtät Ihren Irrthum erkennen, und ſich nicht getrauen, ohne Hilfe und Beiſtand der Liga bei jetzigen Verhältniſſen fortzukommen." Sogleich nach Eintreffen dieſer erſehnten Neuigkeit berief Maximilian auf den Dezember 1629 eine zweite Bundesverſammlung in die Stadt Mergentheim. Berathung gemeinſchaftlichen Wirkens auf dem bevorſtehenden Fürſtentage war ohne Zweifel, wie Freiherr von Aretin glücklich vermuthet [2]), eigentlicher Zweck der Mergentheimer Zuſammenkunft. Sonſt wurde einmüthig beſchloſſen, die Beiträge in die Bundeskaſſe zum Unterhalt des Heeres zu vermehren [3]), woraus erſichtlich, daß man noch immer Mißtrauen hegte, obgleich Ferdinand durch einen Geſandten der Verſammlung ankündigte, daß er den verlangten Fürſtentag genehmige und perſönlich erſcheinen werde [4]). Wir müſſen jetzt unſern Blick auf Friedland richten.

Wallenſtein verweilte bis Ende Juli in ſeinem neuen Herzogthum Mecklenburg, meiſt zu Güſtrow [5]). Um dieſe Zeit rief ihn die Vollziehung des Reſtitutions-Edikts vor die Wälle Magdeburgs. Schon im Jahre 1627 hatte die Stadt an Friedland eine Brandſchatzung von 130,000 Thalern bezahlt. Zu Anfang des Jahres 1629 forderte der Herzog Aufnahme eines Regiments. Als der Rath die Zumuthung abwies, erließ er unter dem $^{11}/_{21}$. Februar aus Güſtrow ein drohendes Schreiben [6]) folgenden Inhalts: „Uns iſt die widerſpenſtige Weigerung der Stadt, ein einziges Regiment zu unterhalten, berichtet worden. Dieſe Härtnäckigkeit befremdet uns. Bis jetzt hat Magdeburg zum ſchweren Kriege nichts geſteuert, weder dem Kaiſer, noch dem gemeinen Weſen. Wir wollen die Stadt erinnern, in der Weigerung nicht zu beharren, denn ſie könnte dieß ſehr zu bereuen haben." Die Stadt wollte weder das vorgeſchlagene Regiment aufnehmen, noch die Einlagerung mit 60,000 Thalern abkaufen. Daher ſchickte Wallenſtein Fußvolk und Kroaten, die ſich ſeit dem $^{17}/_{27}$. März in den Vorſtädten Sudenburg, Neuſtadt, ſo wie in dem Dorfe Krakau feſtſetzten und Schanzen aufzuwerfen begannen. Seinerſeits ließ der Rath die Bürgerſchaft muſtern, die junge Mannſchaft zur Fahne ſchwören und rüſtete ſich zu entſchloſſenem Widerſtande, wozu ihn

---

[1]) Weſtenrieder VIII, 171. — [2]) B. a. B. I, 290. — [3]) Stumpf diplomatiſche Geſchichte der Liga S. 263. — [4]) Daſ. S. 261. — [5]) Von dorther ſind eine Reihe von Briefen datirt bei Förſter Wallenſtein's Briefe II, 33 ff. — [6]) Theatr. Europ. II. 53. flg.

insgeheim, wie aus den oben mitgetheilten Nachrichten erhellt, Kurſachſen ermunterte. Um jedoch auch einen friedlichen Ausweg zu verſuchen, rief er die Vermittelung der Hanſeſtädte an. Als dieß Wallenſtein erfuhr, ſandte er noch mehr Volk unter dem Oberſten Becker, zugleich ſchickte Tilly den General Pappenheim zu Hülfe. Die Kaiſerlichen warfen 16 Schanzen auf, die Bürger brannten die Gartenhäuſer um die Stadt nieder und hieben die Bäume in den Gärten ab. Faſt täglich wurden kleine Gefechte geliefert, dazwiſchen aber dauerten die Unterhandlungen fort. Man ſah wohl, daß es dem Herzoge bloß darum zu thun ſey, eine Summe von der Stadt zu erpreſſen. Ende Juli kam Wallenſtein ſelbſt mit ſo viel Kriegsvolk, daß das Belagerungsheer auf 8,000 — 10,000 Mann ſtieg [1]). Zu Wolmirſtädt, in der Nähe Magdeburgs, erſchienen Geſandte der Hanſe wie der belagerten Stadt vor ihm, um zu vermitteln. Wallenſtein ſtimmte [2]) ſeine Forderungen in ſo weit herab, als er bloß verlangte: die Stadt möchte etliches Volk aufnehmen, jedoch gegen das Verſprechen, daß die Bürger keinen Heller zum Unterhalt deſſelben hergeben müßten, der Sold ſollte vielmehr aus den Einkünften des Erzſtiftes beſtritten werden. Weiter verhieß er die Soldaten nicht in die Häuſer der Bürger zu legen, ſondern dieſelben würden ihr Lager auf den Wällen und dem neuen Markte aufſchlagen. Die Magdeburger merkten wohl, daß dieß ſchöne Worte waren, ſie entſchuldigten ſich, in ſo gefährlichen Zeitläuften keine fremde Beſatzung in ihre Stadt aufnehmen zu können. Nun wurden wieder mehrere Wochen lang Scharmützel geliefert, Heerden weggetrieben und Dörfer eingeäſchert, um die Städter mürbe zu machen. Ende Auguſt ließ Friedland durch die Oberſten Pappenheim und Becker neue Anträge thun: „wenn ſie durchaus kein Kriegsvolk aufnehmen wollten, ſo ſollten ſie die Aufhebung der Blockade mit drei Tonnen Goldes erkaufen.“ Der Rath ſah dieſe Annäherung als einen Beweis an, daß Wallenſtein der Belagerung überdrüſſig ſey und antwortete, unmöglich könne die Stadt in ihrer bedrängten Lage ſo viel Geld aufbringen. Nachdem hierauf die Feindſeligkeiten noch eine Zeit lang fortgeſetzt worden, erklärte ſich Wallenſtein Ende September bereit, die Blockade „aus bloßer Gnade“ aufzuheben, der Stadt wieder freie Aus- und Einfuhr zu geſtatten und ſein Kriegsvolk abzuführen; die Bürger ihrer Seits mußten verſprechen, keinen Soldaten zu verfolgen oder zu beleidigen, auch nicht bewaffnet aus den Thoren zu gehen. Den $\frac{\text{29. September}}{\text{9. Oktober}}$ wurden die Regimenter in das halberſtädtiſche Gebiet abgeführt, nachdem

---

[1]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 171 oben. — [2]) Khevenhiller XI, 777. flg.

die Belagerung 28 Wochen gedauert. Sie hatte von Seiten der Kaiſerlichen 2,000 Mann, von Seiten der Stadt nur 136 Bürgern und Soldaten das Leben gekoſtet. Den Tag zuvor, ehe das Belagerungsheer aufbrach, ſtrömten die Bürger der Stadt, in welcher bereits Mangel herrſchte, zutraulich in das kaiſerliche Lager hinaus, und kauften ſich dort allerlei Lebensmittel, Butter, Brod, Kohl, Eier, Korn, ſo wie einzelne Soldaten hineingingen, um ſich mit Waaren zu verſorgen [1]). Man muß hieraus ſchließen, daß beide Theile ziemlich zufrieden ſich trennten. Offenbar iſt es dem Herzog mit Eroberung Magdeburgs nicht ernſt geweſen, ſey es weil er eine Kriegserklärung Kurſachſens fürchtete, ſey es weil er ſein Volk nicht an ein Unternehmen wagen wollte, das doch zunächſt nur der Prieſterparthei, die an ſeinem Sturze arbeitete, zu gut gekommen wäre.

Den Herbſt und den größten Theil des Winters von 1629 auf 1630 brachte Wallenſtein in Halberſtadt zu [2]), wo der katholiſche Kultus, dem Reſtitutionsedikt gemäß, mit vielem Gepräng gewaltſam hergeſtellt wurde [3]). Von Halberſtadt aus traf er auch ſeine Vorkehrungen gegen Guſtav Adolf. Dieſer hatte nach Abſchluß des polniſchen Friedens die Garniſon von Stralſund bedeutend verſtärkt, die Häfen von Roſtock und Wismar geſperrt [4]), ſo daß der neue General des baltiſchen Meeres kein Schiff auslaufen laſſen konnte. Der Herzog ſchickte deßhalb einen Geſandten an den König von Dänemark, und ließ ihn erſuchen, mit ſeinen Kriegsſchiffen den Kaiſer zu unterſtützen, der entſchloſſen ſey, den Schwedenkönig auf der Oſtſee zu dämpfen. Allein Chriſtian IV. antwortete [4]): „Er geſtatte außer ſich ſelbſt und den Schweden ſonſt Niemanden die Herrſchaft auf der Oſtſee; ſo ſich derohalben Jemand Widriger ohne Beider Wiſſen und Willen daſelbſt finden laſſe, werde es ihm übel bekommen.“ Wallenſtein mußte die Pille verſchlucken, er mußte es ſich gefallen laſſen, daß die Schweden während des Winters nach und nach bis auf 9,000 Mann nach Stralſund warfen [5]). Die Herrſchaft über das Meer war ihm verſagt, dagegen ließ er auf der Küſte von Mecklenburg und Pommern Vorkehrungen treffen, um den Schwedenkönig zu empfangen, deſſen Einfall nach Teutſchland für das kommende Jahr als gewiß erwartet wurde. Auch auf die Elbniederungen erſtreckte ſich ſeine Vorſorge. Um den Rüſtungen Einhalt zu thun, welche dort zu Lande, wie die bairiſche Quelle meldet, zum Vortheile Schwedens ſtattfanden, beauftragte Wallenſtein zu Anfang des Jahres 1630 den Oberſten Holk, der aus däni-

[1]) Theatrum Europ. II, 66. b. Khevenhiller XI. 782. — [2]) Viele Schreiben von dort bei Förſter Wallenſtein's Briefe II. 56 flg. — [3]) Das Weitere bei Senkenberg V. 58. — [4]) Khevenhiller XI, 783. — [5]) Daſ. S. 784.

ſchen in kaiſerliche Dienſte übergetreten war, ein Fußregiment von 3,000 Mann anzuwerben. Lübeck und die Grafſchaft Pinneberg in Holſtein ſollte der Sammelplatz ſeyn. Aber der Dänenkönig verweigerte[1]) die Erlaubniß dazu mit Hinweiſung auf den vor einem Jahr abgeſchloſſenen Frieden, was auch Wallenſtein über die Nothwendigkeit der Beſetzung dieſer Länder wegen der von Guſtav Adolf drohenden Gefahr vorbringen mochte. Der Herzog wies nun Hamburg als Muſterplatz an. Aber auch hier ſträubte ſich der Stadtrath auf alle Weiſe dagegen. Dennoch ward das Regiment errichtet. Man ſieht: Friedland gieng dem nahenden Sturm muthig und nicht ohne gute Ausſichten entgegen.

Kaiſer Ferdinand II. hoffte, auf dem bevorſtehenden Fürſtentage, den er endlich nothgedrungen bewilligt, wenigſtens die Erwählung ſeines erſtgebornen Sohnes Ferdinand zum römiſchen Könige durchzuſetzen, wenn auch Friedland dem allgemeinen Haſſe zum Opfer gebracht werden müßte. Seinem Amte als Erzkanzler gemäß, erließ auf des Kaiſers Befehl Kurmainz unter dem 4. März 1630 (n. St.) die Ausſchreiben[2]). Sie lauteten nach Regensburg auf den 5. kommenden Monats Juni. Als Zweck der Verſammlung wurde in den Einladungsbriefen bezeichnet[3]): „daß dermaleinſt das eingewurzelte Mißtrauen wie auch das Blutvergießen im heil. römiſchen Reiche aufgehoben, rechtes Vertrauen und einhellige Eintracht zwiſchen Haupt und Gliedern gepflanzt, die fremden Nationen, ſo aus dieſem herrlichen Reiche eine armſelige Einöde gemacht, ausgerottet, die teutſche Freiheit und Hoheit, welche die Väter mit ritterlicher Hand und tapferem Blut ſo viele Jahre lang zum Schirm ihrer Freunde und zum Schrecken ihrer Feinde behauptet, wieder hergeſtellt, daß endlich der werthe Friede erlangt und eine gute Ruhezeit genoſſen werden möchte.“ Mit ſo wohlklingenden Worten verbarg man die feindſeligen Abſichten, welche das ganze teutſche Reich damals entzweiten. Den $^{17}/_{27}$. verließ der Kaiſer mit einem glänzenden Gefolge ſeine Hauptſtadt und näherte ſich in kurzen Tagereiſen Regensburg, wo er am $^{9}/_{19}$. Juni eintraf[4]). Noch war kein einziger Reichsſtand angekommen, der teutſche Kaiſer befand ſich als der erſte auf dem Platze. Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft ſchickte er Boten an alle Kurfüſten ab, um ſie zur Eile aufzufordern. Beſonders dringend ermahnte er die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg. Das Einladungsſchreiben ſchloß[5]) mit den Worten: „Im Falle ſie nicht kommen würden, verwahre ſich Ihre kaiſerliche Majeſtät feierlich vor Gott und der Welt, wegen alles künftigen Un-

---

1) Khevenhiller XI, 1282 flg. — 2) Londorp IV, 45, b. unten. — 3) Khevenhiller XI, 1016. — 4) Theatrum Europ. II, 174 b. unten. — 5) Khevenhiller XI, 1017.

heils, das aus ſolcher Verſäumniß entſtehen könnte." Sichtlich wollte die teutſche Ariſtokratie ihr Oberhaupt beleidigen. Dieſelben, die den Kurfürſtentag ſo trotzig gefordert, kamen erſt, nachdem der Kaiſer ſchon ſeit etlichen Tagen zugegen war. Regensburg füllte ſich mit vornehmer Geſellſchaft. Perſönlich erſchienen die drei geiſtlichen Kurfürſten und der Baier. Brandenburg und Sachſen beſchränkten ſich, trotz allen kaiſerlichen Ladungen, darauf Geſandte zu ſchicken. Sie wollten den Kaiſer recht tief fühlen laſſen, wie ſehr ſie das Reſtitutions-Edikt mißbilligten, denn die Widerſetzlichkeit der Liga hatte ihren früher ſo zahmen Muth wieder geſtählt. Der größte Theil der übrigen hohen Reichsariſtokratie kam perſönlich, oder ließ ſich durch Bevollmächtigte vertreten. Nicht minder ſchickten die großen fremden Mächte, Frankreich, England, Spanien, der Papſt, auch die italieniſchen Republiken Genua und Venedig, ihre Geſandten [1]). Es war nicht nur eine glänzende Verſammlung, es war eine ſolche, auf welcher über die Geſchicke Europas, wie im Jahr 1814 zu Wien, diplomatiſche Würfel geworfen wurden.

Die zweite Rolle nächſt dem Kaiſer ſpielte dießmal die franzöſiſche Geſandſchaft, um welche ſich alle dem Hauſe Habsburg feindſelige Elemente ſchaarten. Bis zu dieſer Zeit war der römiſche Kaiſer in der Meinung der Welt der erſte Machthaber auf Erden, alle weltlichen Kronen mußten ſich vor dem funkelnden Glanze der kaiſerlichen neigen. Wenn auch unfähige Kaiſer durch perſönliche Schwäche den hohen Charakter, welchen ihnen ihr Amt gab, auf eine Reihe von Jahren herabwürdigten, ſo gehörte nur die Erhebung eines kräftigen Hauptes hinzu, um das alte Verhältniß wieder herzuſtellen. Aber nun brach die Zeit an, wo Habsburg ſeine Rolle auf zwei Jahrhunderte hinaus an die Dynaſtie Bourbon abtreten ſollte. Die Regensburger Verſammlung bildete den Wendepunkt. Der Vorwand, unter dem ſich die franzöſiſche Geſandtſchaft zu Regensburg einſchlich, war der mantuaniſche Krieg, als deſſen Vermittlerin ſie ſich ankündigte. Den erſten Namen bei derſelben führte der Edelmann Brulart, der Nerv des Geſchäfts aber war einem unſcheinbaren Kapuziner übertragen, dem wir einige Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Franz Leclerc von Tremblay, wurde den 4. November 1577 zu Paris geboren [2]). Sein Vater war Johann Leclerc, Herr von Tremblay in der Provinz Anjou, ein hoher Juſtizbeamter des königlichen Hofes, ſeine Mut-

---

[1]) Daſ. S. 1016. — [2]) Quellen: Le veritable Père Ioseph Capucin (par. R. Richard) à St. Jean de Maurienne 1750. 2. vol. Anquetil l'intrigue du Cabinet sous Henry IV. et Louis XIII. Paris 1780. Vol. II, 142, III. 137 flg. Laporte article Joseph in der biographie universelle Vol. XXII, S. 28 flg.

ter ſtammte aus dem Hauſe Lafayette. Nachdem der junge Leclerc ſeine Studien zu Paris mit Auszeichnung beendigt, machte er Reiſen durch Frankreich und Teutſchland, trat dann in Kriegsdienſte, in welcher Eigenſchaft er ſich bei der Belagerung von Amiens hervorthat. Plötzlich aber nahm er einen Standeswechſel vor. Während ſeine Verwandte Hoffnungen auf die kriegeriſchen Eigenſchaften des Jünglings bauten, verließ er 1599 die Welt und ward — Kapuziner. Die geiſtliche Laufbahn führte damals in Frankreich am ſicherſten zum Ziele des Ehrgeizes, beſonders wenn ſie glückliche an Hugenotten verübte Bekehrungen zur Grundlage hatte. Der junge Kapuziner befaßte ſich, ſo bald er konnte, mit letzterem Geſchäfte, er machte den Miſſionär, und brachte auch etliche Hugenotten herüber. Glück in dieſen apoſtoliſchen Feldzügen verſchaffte ihm hohe Stellen in dem Orden, und bald noch viel mehr. Durch ſeine Miſſionsthätigkeit geſchah es, daß er dem nachmaligen Kardinal Richelieu, damaligem Biſchof von Lucon, bekannt wurde. Richelieu zog den Kapuziner an ſich, ſie wurden unzertrennliche Verbündete. Ihre Eigenſchaften ergänzten ſich, in dem Charakter des Kapuziners herrſchte die glückliche Miſchung, daß er bei allem Ehrgeize die Aufträge ſeines Gebieters bereitwillig vollſtrecken und doch auf das Gelüſte, ſelbſt einſt die erſte Rolle zu ſpielen, verzichten konnte. Dadurch entging er der Gefahr, die Eiferſucht des Kardinals zu erregen. Richelieu beutete zuerſt die beichtväterlichen Fähigkeiten ſeines Günſtlings aus. Joſeph wurde Gewiſſensrath der Herzogin Antonia von Orleans. Nachdem Richelieu im Jahr 1616 Staatsſekretär geworden war, ſchickte er den Kapuziner zum heiligen Vater, angeblich um in Rom gewiſſe mönchiſche Geſchäfte in Ordnung zu bringen, in der That, um den Boden der heiligen Stadt auszuforſchen, und Bündniſſe für die weitausſehenden Plane ſeines Gebieters einzuleiten. Joſeph erreichte die Zwecke, wegen deren er gekommen war. Bei ſeiner Abreiſe gab ihm Papſt Paul V. das Zeugniß mit auf den Weg, in ihm den gewandteſten Mann gefunden zu haben, der ihm je vorgekommen ſey. Richelieu wurde bald darauf vom Hofe nach Avignon verbannt. Die Künſte des Paters Joſeph und ſein Einfluß auf den König trugen nicht am Wenigſten dazu bei, daß der Kardinal wieder zurückgerufen und an das Steuerruder von Frankreich geſtellt ward. Seit der Erhebung Richelieu's zum Premierminiſter brachen die glücklichen Zeiten des Kapuziners an. Der Kardinal brauchte ihn, um die letzte Spur von Zärtlichkeit für ſeine Mutter aus dem Herzen des Königs (Ludwig's XIII.) auszureißen und dieſe herrſchſüchtige Florentinerin zu verderben, ſowie um diejenigen Mitglieder der franzöſiſchen Ariſtokratie, welche der Rache des Premierminiſters verfallen waren, zu überwachen. Im Jahre 1628 nahm

Joſeph Theil an der Belagerung von Larochelle. Der Soldat erwachte wieder unter der Kutte und der Kapuziner gab gute militäriſche Rathſchläge. Richelieu faßte kaum einen Plan, bei dem ihm nicht ſeine Rolle angewieſen worden wäre, er ſchien der Familiargeiſt ſeines Hauſes zu ſeyn. Man hat auf Rechnung des Paters manche Grauſamkeiten Richelieu's geſchrieben, aber mit Unrecht, denn der Kardinal zeigte ſich nach dem Tode Joſeph's, der im Jahr 1638 ſtarb, um nichts ſchlimmer noch beſſer, zum deutlichen Beweis, daß Richelieu nur dem eigenen Antrieb folgte. Mehrmals bot er ſeinem Günſtling hohe Beförderungen an, aber Joſeph ſchlug ſie ſtandhaft aus, blieb Kapuziner und bewohnte wie früher ſeine Celle im Kapuzinerkloſter zu Paris, obgleich alle Welt ihm den Hof machte und ihn die „graue Eminenz" nannte. Er kannte keine höhere Befriedigung, als wenn der Kardinal mit allem Gepränge in das Kapuzinerkloſter fuhr und ihn dort beſuchte. Richelieu ſollte durchaus die Ulme ſeyn, an welcher der Ehrgeiz Joſeph's allein aufranken wollte. Wir glauben, daß er durch dieſe Selbſtbeſchränkung ebenſo viel Menſchenkenntniß als Charakterkraft bewies. Der Kern des Kapuziners war eine Despotennatur; wo es die Umſtände erlaubten, ſtreckte er mit ſichtlicher Wonne den Soldaten hervor, herrſchte, ſchreckte, trotzte. Wo die Bigotterie weiter führte, ſpielte er den Kandidaten des Heiligen-Kalenders. Sein ſcharfes Auge erkannte ſogleich die ſchwache Seite des Menſchen, den er mißbrauchen wollte, mit dem Takt eines Feldherrn gieng er darauf los. In der Kunſt des Lügens beſaß er ſolche Erfahrung, daß er ſich ſelbſt während ſeiner ganzen Laufbahn nie von einem Andern täuſchen ließ [1]). Zu Regensburg hat er damals ſein Meiſterſtück gemacht. Die Feinheit, mit welcher er dort die Karten miſchte, erregte die Eiferſucht ſeines Mitgeſandten Brulart. Nach der Rückkunft in die Heimath machte Letzterer eine abſchreckende Schilderung von dem Charakter des Paters: „Joſeph ſey ein grundſchlechter Menſch, von einem Kapuziner habe er nichts an ſich als die Kutte, von einem Chriſten nichts als den Namen; ſein Sinn ſey bloß darauf geſtellt, wie er alle Welt betrügen möge, über der Gunſt des Kardinals verſcherze er Himmel und Hölle." Wir zweifeln, ob Brulart ein beſſerer Chriſt war, als der Kapuziner, aber an Fähigkeiten ſtand er ſicherlich tief unter dieſem. In der That war des Paters Aufgabe zu Regensburg keine kleine noch leichte: er ſollte den Fortſchritt der teutſchen Waffen in Italien hemmen und zugleich hinter des Kaiſers Rücken die Reichsfürſten gegen ihn aufhetzen. Joſeph und Brulart ſchloßen zu Re-

[1]) Khevenhiller macht (XI, 1188) die artige Bemerkung, Pater Joſeph ſey weltkundiger geweſen, als es ſich für einen Kloſterbruder ſchicke.

gensburg wegen der Mantuaniſchen Händel den obenerwähnten Frieden, der dem Kaiſer angenehm ſeyn mußte, weil er ihm unter den damals ſo bedenklichen Umſtänden, da Guſtav Adolf eben Teutſchland überzog, freie Hand in Italien ließ. Khevenhiller berichtet[1]): mehrmals habe der Kapuziner während der Unterhandlungen auf „ſeine Ehre, ſein Gewiſſen und ſeiner Seelen Seligkeit“ verſichert, daß er zu Allem was er vorſchlage ermächtigt ſey und daß in kürzeſter Zeit die Genehmigung ſeines Hofes eintreffen werde. Dennoch war Alles erlogen. Richelieu verweigerte hintendrein die Beſtätigung, angeblich weil die Geſandten ihre Vollmacht überſchritten hätten[2]). Dieſer Gaunerſtreich brachte Frankreich bedeutende Vortheile. Aldringen und Colalto hatten im Sommer 1630 das Uebergewicht in Italien errungen. Ueberdieß ſagt Richelieu[3]), zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Feldhauptmann ſey die Verabredung getroffen geweſen, daß wenn die Franzoſen nicht in Italien nachgäben, Wallenſtein mit dem ganzen Heere alsbald dahin aufbrechen ſollte. Der Ausführung dieſer Drohung traten nun Joſeph's Lügen hemmend entgegen. Durch den Scheinfrieden wurden die Kaiſerlichen hingehalten, bis Guſtav Adolf drohend an der Oder ſtand. Ferdinand II. mußte daher im folgenden Jahre unter viel ungünſtigeren Bedingungen den italieniſchen Krieg beendigen, um ſeine Kräfte gegen den Schweden wenden zu können. Mit noch größerem Glücke führte Joſeph ſeinen zweiten Auftrag aus. Die wichtigſte Vorſchrift, welche Joſeph und Brulart in dieſer Beziehung vom Kardinal erhalten hatte, war folgende[4]): im Fall der Kaiſer die in Regensburg verſammelten Kurfürſten zur Erwählung des jüngeren Ferdinand zwingen wolle, ſollten ſie dieſelben zur muthigen Vertheidigung der teutſchen Freiheit mit dem Verſprechen auffordern, daß ein franzöſiſches Heer in der Champagne zu ihrer Vertheidigung bereit ſtehe, und alsbald unter dem eigenen Befehl des Königs Ludwig XIII. losſchlagen werde. Wie letztere Verheißung wirkte, werden wir ſogleich ſehen. Gewiß hätten die Kurfürſten nicht gewagt, eine ſo kühne Sprache gegen Ferdinand zu führen, wären ſie nicht eines überrheiniſchen Rückhalts verſichert geweſen. Nächſt den weltlichen Großen arbeitete die hohe Geiſtlichkeit und der Papſt den beiden Franzoſen in die Hände, dieſe Geiſtlichkeit, welche laut Khevenhiller's Zeugniß[5]) das Meiſte dazu beitrug, daß dem teutſchen Kaiſer, beinahe ſchon am Ziele, der Sieg entwunden wurde.

---

[1]) Annales XI, 1203. — [2]) Mémoires de Richelieu VI. 359. flg. — [3]) Daſ. S. 281 — [4]) Daſ. S. 280. — [5]) Annal. XI, 1040 unten flg.

Da der Regensburger Fürſtentag der letzte war, der die Einheit der teutſchen Nation vertrat, wollen wir Einiges über die Ceremonien aus Khevenhiller[1]) beibringen. Als der Kaiſer am $^{9}/_{19}$. Juni ſeinen Einzug hielt, empfing die ganze Bürgerſchaft unter dem Gewehre ſtehend das Oberhaupt des Reichs. Der Stadtrath begrüßte ihn mit einer Rede, worauf ſich Ferdinand II. in die Domkirche begab, um dem Hochamte und der Abſingung des te Deum laudamus anzuwohnen. Aus der Kirche ritt er nach dem Biſchofshofe, wo er mit der Kaiſerin und ſeinem Sohne, dem jüngeren Könige von Ungarn, Wohnung bezog. Nachdem die Fürſten in gehöriger Zahl ſich eingefunden, wurden die eigentlichen Verhandlungen den $\frac{23. \text{Juni}}{3. \text{Juli}}$ abermals mit einem kirchlichen Akte eröffnet. Aus dem Dome ritt dann der Kaiſer unter Vortragung der Kleinode des Reichs nach dem Regensburger Rathhauſe, wo er auf dem Throne ſitzend und von der hohen Ariſtokratie umgeben, den Vortrag [2]) halten ließ. Derſelbe umfaßte ſechs Punkte. Erſtlich erklärte Ferdinand II.: man möchte Mittel angeben, wodurch der erſehnte Friede in Teutſchland wieder hergeſtellt und die auswärtigen Feinde gedemüthigt werden könnten. Zweitens, da der geächtete Pfalzgraf bei den Holländern und bei andern fremden Mächten noch immer feindſelige Plane ſchmiede und keine Unterwürfigkeit bezeige, ſo müſſe ihm der Kaiſer als Strafe für ſolche dauernde Widerſetzlichkeit die Gnadenthüre ſchließen. Drittens, weil die Holländer die Unruhen im Reiche nähren, weil ſie den Pfalzgrafen zum Nachtheil Teutſchlands unterſtützen, weil ſie, ohne ſich an die vorgeſchützte Neutralität zu kehren, verſchiedene Landſchaften, Städte und Feſtungen im weſtphäliſchen Kreiſe gewaltſam an ſich geriſſen: ſo müſſe man darauf denken, wie ſie beſtraft, und die geraubten Oerter dem Reiche wieder zugewandt werden könnten. Nicht minder ſeyen viertens gegen den König von Schweden Anſtalten zu treffen, da derſelbe ohne alle Veranlaſſung die Stralſundiſchen Händel zu einem Kriege gegen Teutſchland mißbrauche. Der fünfte Punkt betraf die mantuaniſche Streitfrage. Sechtens verlangte der Kaiſer den Rath der Fürſten darüber, wie es zu machen ſey, um den Krieg, im Falle kein ſicherer Frieden zu Stande komme, mit beſſerer Ordnung und mit weniger Beſchwerung der Unterthanen fortzuführen; denn groß und ſchwer ſeyen die Beſchwerden der Reichsſtände über die bisherige Führung, obwohl manche Uebel aus unvermeidlicher Nothwendigkeit herflößen, während andere Nachtheile ſich vielleicht durch beſſere Kriegszucht heben ließen.

Ferdinand hatte im letzten Artikel ſelbſt die wundeſte Stelle berührt.

---

[1]) Annal. XI, 1016 flg. — [2]) Ausführlich bei Londorp IV. 45 flg.

Ein wüthender Sturm brach in einer Reihe von Beſchwerdeſchriften [1]) los, die ſeit dem $^{6}/_{16}$. Juli, 13 Tage nach dem kaiſerlichen Vortrag, übergeben wurden. Man ſchenkte den fünf erſten Punkten kaum ſo viel Aufmerkſamkeit, als nöthig war, um ſie aufs Ungünſtigſte für den Kaiſer zu deuten, den Pfalzgrafen als ein Opfer habsburgiſcher Herrſchſucht hinzuſtellen, den Schwedenkönig wegen des beabſichtigten Einfalls nach Teutſchland zu entſchuldigen, ſelbſt die Holländer zu rechtfertigen. Dagegen hielt man ſich, den kaiſerlichen Vortrag umkehrend, hauptſächlich an den ſechsten Punkt. Die katholiſchen wie die proteſtantiſchen Mitglieder der hohen teutſchen Ariſtokratie, ſonſt durch bittern Haß entzweit, waren darüber wunderbar einig, daß der Kaiſer den größten Theil ſeines Volkes entlaſſen ſollte, daß vor Allem der Friedländer fallen müſſe. Sämmtliche Kurfürſten vereinigten ſich zu folgender Erklärung [2]) gegen den Kaiſer: „an aller Trübſal, an allen Schanden und Laſtern, gräulichen und unerhörten Kriegsbedrückungen, ſo täglich vorliefen, ſey der neue Herzog von Mecklenburg einzig und allein ſchuld, indem man demſelben ohne Bewilligung der Stände eine Gewalt aufgetragen, wie ſie noch kein Menſch vor ihm beſeſſen hätte. Gleichfalls ſey auch das unſägliche geworbene Kriegsvolk zu nichts dienlich, als das allgemeine Vaterland zu verheeren. Die Reichskontributionen, wozu ſonſt immer die Zuſtimmung der Stände erforderlich geweſen, habe der Herzog nach ſeinem eigenen Wohlgefallen angeſetzt, und in mehr als barbariſcher Weiſe den Leuten abgezwungen und gedrungen; unermeßlich ſey die Pracht, ſo der Herzog ſammt ſeinen Oberſten und Befehlshabern an Kleidung, ſilbernem und goldenem Geräthe, gleichwie an ſchönen und köſtlichen Pferden treibe und verübe.“ Auf ſolche Gründe fußend, verlangten die Kurfürſten Abdankung des kaiſerlichen Kriegsvolks, Verabſchiedung des Herzogs von Friedland. Sie ermahnten den Kaiſer zur Nachgiebigkeit gegen Schweden und Frankreich, ſie mutheten ihm gar noch zu, den Bevollmächtigten des geächteten Pfälzers, der ſich im Gefolge des engliſchen Geſandten befand, vorzulaſſen, und den Holländern fernere Neutralität zu gewähren. Neben dieſen allgemeinen Klagen wurden beſondere erhoben. Niemand ſchrie lauter um Gerechtigkeit, als die Geſandten des Herzogs Bogislas von Pommern. Sie übergaben eine Beſchwerdeſchrift [3]) die 54 Artikel umfaßte. Nur allein im Fürſtenthum Stettin wurden darin die Erpreſſungen auf 10 Millionen Gulden angeſchlagen. Gräßlich lautet die Schilderung der von Wallenſtein's Völkern verübten Grauſamkeiten. „Man nehme den Leuten Alles weg, wenn ſie auch

[1]) Londorp acta publica IV, 52 flg. Khevenhiller XI. 1038 flg.— [2]) Theatrum Europ. II, 182 b. Khevenhiller. XI, 1041 flg. — [3]) Theatr. Europ. II, 184 flg.

kein Hemde auf dem Leibe behielten, ſo habe es namentlich Oberſt Conti in Stargard gemacht. Die ſchrecklichſten Frevel würden durch Verhinderung des Gottesdienſtes, Beraubung der Kirchen, Eröffnung der Gräber begangen, des Herzogs Landeshoheit und ſeine Einkünfte ſeyen ſo geſchmälert, daß er keine fürſtliche Tafel mehr halten könne, während jeder friedländiſche Hauptmann mehr als fürſtlich traktire. Tyranniſcher und barbariſcher Weiſe werde gegen die armen Unterthanen mit Schänden und Nothzüchtigen der Weiber und Jungfrauen, wobei oft ſelbſt die todten Leiber nicht verſchont blieben, deßgleichen mit Prügeln, Brennen und Plündern gewüthet. Durch Entziehung der nothdürftigſten Lebensmittel ſeyen die Leute in der gräslichſten Hungersnoth gezwungen ſich mit unnatürlicher Speiſe, als Trebern, Knospen von Bäumen und Gras, ſelbſt mit dem Fleiſche ihrer eigenen Kinder und anderer Leichname zu ſättigen. Dinge werden von den kaiſerlichen Soldaten verübt, welche ſelbſt von den Türken und Heiden nie erhört worden, ja der leibhafte Teufel aus der Hölle könne es nicht ärger machen." Den Herzog von Pommern hatte allerdings die ſchwerſte Mißhandlung getroffen, denn in ſeinem Lande lagerten auf einmal 31,500 Mann zu Fuß und 7,540 zu Roß [1]). Aber auch andern Ständen war es wenigſtens nicht viel beſſer ergangen. Brandenburg berechnete die erpreßten Brandſchatzungen auf 20 [2]), Heſſenkaſſel auf 7 Millionen [3]). Die würtembergiſchen Geſandten beklagten ſich, daß das Gebiet ihres Herrn monatlich 120,000 Thaler, die Bevollmächtigten der Stadt Nürnberg, daß ſie in derſelben Zeit 20,000 Thaler bezahlen müßten [3]). Alle dieſe Ankläger bezeichneten als das einzige Heilmittel, wodurch dem Untergang des Reichs geſteuert werden könne, die Abſetzung des Herzogs von Friedland.

Oben wurde bemerkt, daß Ferdinand die Hoffnung hegte, auf dem Regensburger Tage, wenn auch Friedland aufgeopfert werden müßte, wenigſtens die Wahl ſeines Sohnes zum römiſchen Könige durchzuſetzen. Schon im Frühjahr, geraume Zeit vor der Zuſammenkunft, hatte der Kurfürſt von Mainz in einem Schreiben [4]) an den Kaiſer erklärt: „ſollte der Diktator des Reichs (ſo nannte er Wallenſtein) auf ſeinem Platze bleiben, ſo werde auf dem beſchloſſenen Fürſtentage wenig ausgerichtet werden," eine Aeußerung, welche eine bedingte Willfährigkeit in Betreff der Wahl des Prinzen zu verrathen ſchien. Als nun aber der Kaiſer wirklich zu Regensburg dieſe Saite berührte und dabei durchblicken ließ, daß er ſich wegen Wallenſtein's nachgiebig zeigen würde, wenn man ihm nur

---

[1]) Daſ. S. 184 b. unten. — [2]) Daſ. S. 182 b. Mitte. — [3]) Daſ. 191. a. — [4]) Theatr. Europ. II, 150 b.

den zweiten Wunſch gewähre, ſtieß er abermals auf entſchloſſenen Widerſpruch. Der Friedländer ſollte fallen, und doch Ferdinand's II. Sohn nicht zum Nachfolger gewählt werden. Die Kurfürſten wollten den Kaiſer durch Verweigerung der Wahl von ſich abhängig erhalten. Bei Gelegenheit der Verhandlungen über letzteren Punkt geſchah es, daß mehrfach von den Kurfürſten geltend [1]) gemacht wurde: die Erwählung Ferdinand's III. ſey darum im gegenwärtigen Augenblicke nicht ausführbar, weil ſonſt der Schein obwalte, als habe der Kaiſer die Wahl durch Waffengewalt erzwungen.

Man ſieht, die Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs waren entſchloſſen, für die Aufopferung Wallenſtein's, welche ſie begehrten, keinen Gegendienſt zu leiſten! Was ſollte nun Ferdinand thun? Das blödeſte Auge konnte einſehen, daß die hohe Ariſtokratie nur deßhalb auf die Abſetzung des Herzogs dringe, um die kaiſerliche Macht zu vernichten, welche Friedland geſchaffen. Beredte Stimmen erhoben ſich im geheimen Rathe Ferdinand's, welche zeigten [2]), daß es die größte Thorheit ſeyn würde, einem ſo hochverdienten General mit Undank, mit Abſetzung zu lohnen. Aber es handelte ſich hier nicht mehr um Gründe. Die Freiheit des Beſchließens war dem Kaiſer durch die Gewalt der Umſtände entriſſen. Die Sachen ſtanden ſo: wenn Ferdinand II. dem vereinten Sturm aller Fürſten des teutſchen Reichs, der lutheriſchen wie der katholiſchen, Trotz bot, wenn er den Friedländer auf ſeinem Poſten ließ, ſo durfte er verſichert ſeyn, daß die ganze Ariſtokratie ſich auf die Seite des Schweden ſchlage, der bereits ins Reich eingerückt war. Der Kaiſer wußte, daß Kurbaiern mit Frankreich Unterhandlungen pflog, daß ein franzöſiſches Heer ſchlagfertig und zum Einfalle in Teutſchland bereit auf der Gränze der Champagne lagerte, daß Richelieu mit der einen Hand den Schweden Guſtav Adolf, mit der andern den Baier und die Liga gegen Habsburg bewaffnete. Die baieriſche Eroberung der Pfalz warf einem Bündniſſe Maximilian's mit dem Reichsfeinde keine unüberſteiglichen Hinderniſſe entgegen, denn entweder konnten Frankreich und Schweden unter Vorausſetzung eines gegenſeitigen Bundes mit Baiern den bereits halbvergeſſenen Kurpfälzer aufopfern, oder mochten ſie den Kurbaier mit einer Entſchädigung auf Koſten der kaiſerlichen Erbländer vertröſten, die mit geſammter Macht Frankreichs, Schwedens und der teutſchen Reichsfürſten

---

[1]) Khevenhiller XI, 1145. Schreiben des ſächſiſchen Kurfürſten vom 27. September 1630 abgedruckt in Londorpius suppletus Frankf. 1741 Fol. Vol. III. 212. Endlich der Bericht des hohenlohiſchen Raths Chriſtian Forſtner, der ſelbſt in Regensburg zugegen war, in der epistola de comitiis electoralibus S. l. 1631. S. 27.
[2]) Khevenhiller XI, 1130.

erobert worden wären. Wenn dagegen Ferdinand II. dem Verlangen der Kurfürſten willfahrte, wenn er durch Entfernung Wallenſtein's ſeine eigene Unmacht unterſchrieb, ſo begieng er einen politiſchen Selbſtmord. Welches Mittel ſollte man wählen?

Wallenſtein bot ſelbſt einen Ausweg an, aber einen fürchterlichen! Wir müſſen ihn wieder ins Auge faſſen. Nachdem er den Winter von 1629 — 30 in Halberſtadt zugebracht, begab er ſich im erſten Monat des Jahres 1630 auf ſeine böhmiſchen Herrſchaften [1]). Hier bereitete er einen Angriff gegen Frankreich vor. Er ſchickte im Frühling denſelben General Anholt, der Jahrs zuvor aus dem Heere der Liga zu ihm übergetreten war, mit vielem Volke nach dem Elſaße [2]). Wir laſſen eine franzöſiſche Quelle reden. Unter dem 28. März 1630 erhielt Kardinal Richelieu von dem Marſchall Marillac aus Troyes einen Bericht [3]) folgenden Inhalts: „im Elſaße, von Breiſach bis Hagenau, lagern 14 — 15,000 Kaiſerliche zu Fuß und 3,000 zu Roß, außer den gewöhnlichen Beſatzungen, und große Magazine werden in Hagenau angelegt, die Bergpäſſe zwiſchen dem Elſaß und der franzöſiſchen Gränze ſeyen beſetzt, Graf Anholt, Wallenſtein's Feldmarſchall, befinde ſich zu Jnſmig (im Metzer Bisthum, an einem Nebenflüßchen der Saar) und ertheile von dort aus ſeine Befehle an die Völker im Elſaß und dieſſeits des Rheines. Denn auch Würtemberg und ganz Schwaben bis nach Memmingen hin liege voll Truppen, die ihre Mannſchaft zu ergänzen ſtreben; in Straßburg wie im Reiche drüben gehe das Gerücht, alle dieſe Kriegsrüſtungen ſeyen wider Frankreich gerichtet.“ Letztere Behauptung iſt der Wahrheit gemäß. Die Macht, welche unter dem Befehle des Feldmarſchalls Anholt ſich ſammelte, war zunächſt dazu beſtimmt, jenem franzöſiſchen Heere die Spitze zu bieten, das von der Champagne aus verhindern ſollte [4]), daß der Kaiſer die in Regensburg verſammelten Kurfürſten zur Erwählung Ferdinand's III. zum römiſchen Könige und zu andern Dingen mehr zwinge. Mitte Mai brach Friedland aus Böhmen auf und begab ſich nach Memmingen, dem Hauptquartiere des eben erwähnten Weſtheeres. Jn der vor Murr veröffentlichten Nürnberger Stadtchronik [5]) heißt es: „den $\frac{\text{23. Mai}}{\text{2. Juni}}$ iſt der kaiſerliche Feldhauptmann Herzog zu Friedland, aus dem Karlsbad kommend, mit 700 Pferden und ſtattlichem Gefolg hier durch nach Memmingen zu ſeinem Volke verreist“. Jn Memmingen angekommen, traf Wallenſtein Maaßregeln, welche eine Verlegung der bis in das Metzer Bisthum vorgeſchobenen

---

[1]) Förſter Wallenſtein S. 140. — [2]) Man vergleiche Weſtenrieder Beiträge VIII, 157. — [3]) Richelieu mémoires VI, 19. unten 20. flg. — [4]) Siehe oben S. 665 — [5]) Murr Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs S. 35 flg. —

Regimenter des Weſtheeres zur Folge hatten. Wirtembergiſche Urkunden mögen jetzt Zeugniß ablegen. Unter dem $^{2}/_{12}$. März ſchickte[1]) der Vormünder Ludwig Friedrich, deſſen Land noch immer furchtbar durch friedländ'ſche Einlagerung beſchwert war, einen Geſandten an den Wiener Hof mit der Bitte: „der Kaiſer möge doch einige Erleichterung der ungeheuren Kriegslaſt gewähren, das Herzogthum Würtemberg werde durch die übermäßige Einlagerung von ſo viel tauſend Mann zu Roß und Fuß gänzlich zu Grunde gerichtet[1]).“ Ferdinand II. verwies die Geſandtſchaft an Friedland, der die Antwort geraume Zeit verzögerte, während welcher Friſt das eingelagerte Volk dem Herzogthum und der Grafſchaft Mömpelgard monatlich 160,000 Gulden koſtete[1]). Endlich ſchickte Wallenſtein den Geſandten mit dem drohenden Beſcheid nach Hauſe: „er könne nicht helfen, ſondern müſſe das Herzogthum ſogar noch mit anderem Volke belegen.“ Und ſo geſchah es wirklich. Im Auguſt 1630 rückten 8,000 Mann friedländiſcher Truppen, aus dem Elſaße kommend, in Wirtemberg ein[2]). Hieraus erhellt nun, daß Wallenſtein einen guten Theil des Heeres, das urſprünglich Frankreich anfallen ſollte und deßhalb im Elſaße lag, für einen andern Zweck beſtimmt hatte. Da er daſſelbe in die Nähe von Memmingen zog, wo der Herzog vom $\frac{30.\ \text{Mai}}{9.\ \text{Juni}}$ bis zum $\frac{23.\ \text{September}}{3.\ \text{Oktober}}$ weilte[3]), ſo muß man annehmen, daß er von dort aus irgend einen Schlag im Schilde führte. So ſah auch der kaiſerliche Generalcommiſſär Oſſa die Sache an, welcher ſich damals in der Gegend von Memmingen befand und das Vorgeben Wallenſteins, er habe das Volk dort verſammelt, um es die Donau hinunter gegen die Türken zu führen, für eine baare Lüge hielt, meinend die Abſicht des Herzogs ſey irgend eine böſe Praktik ins Werk zu ſetzen[4]). Von welcher Art nun dieſes Vorhaben war, verräth ein Blick auf die Landkarte. Memmingen iſt nahe der damaligen Gränze Baierns alſo gelegen, daß man von dort aus die Verbindung zwiſchen München und Regensburg, wo ſich Maximilian das Haupt aller Gegner Wallenſtein's ſeit Mitte Juni befand, mit leichter Mühe abſchneiden, erſtere Stadt in zwei, letztere in vier durch einen Handſtreich nehmen kann. Jetzt wird auf einmal begreiflich, warum die Oppoſition auf dem Regensburger Fürſtentage ſo eifrig hervorhob, ſie könne die Königswahl Ferdinand's III. nicht vornehmen, weil die Verſammlung von kaiſerlicher Waffenmacht bedroht ſey. Auch finde ich, daß Maximilian Vorſichtsmaaßregeln zu treffen für räthlich hielt. Murr's

[1]) Sattler würtembergiſche Herzoge VII, 23. — [2]) Daſ. S. 25. — [3]) Chriſt. Schorer Memminger Chronik, Ulm 1660 S. 135, flg. u. Förſter Wallenſtein 149. Förſter iſt aus Schorer zu verbeſſern. — [4]) Pfiſter Geſchichte der Teutſchen IV, 491 unten 492 oben, aus dem Weingartner Archive.

Nürnberger Chronik meldet gleich hinter den oben angeführten Worten: „den $\frac{22.\ \text{Juni}}{2.\ \text{Juli}}$ iſt General Graf Tilly hier vorüber nach Regensburg marſchirt, ſind auch viele ſeiner Oberſten dahin verſchrieben worden.“ Während Friedland eine Maſſe ſeiner Völker in das öſtliche Schwaben zog, ſammelte der Kurfürſt die ſeinigen um Regensburg.

Von ſelbſt verſteht es ſich, daß Kaiſer Ferdinand das Geheimniß des Memminger Lagers kannte, denn ohne ſeine Zuſtimmung konnte Wallenſtein nicht thun, was er bisher gethan. Aber von nun an trennen ſich die Zwecke Beider. Der Kaiſer wollte, wie der Erfolg bewies, jene Truppen nur als Drohmittel gebrauchen. Wallenſtein's Abſichten giengen weiter, er verlangte dringend daß ihm geſtattet werde zur blutigen That zu ſchreiten. Letzteres erhellt aus einer Thatſache, die anderthalb Jahre ſpäter eintrat. Als er Anfangs 1632 den Befehl zum zweitenmale übernahm, legte er dem Kaiſer Bedingungen auf, welche eine ungeheure Rachgier verriethen. Er glaubte ſich damals berechtigt, mit Ferdinand II. Abrechnung darüber zu halten, daß dieſer ihn zu Regensburg der hohen teutſchen Ariſtokratie aufgeopfert, und den Ausweg, den er angerathen, nicht gutgeheißen hatte. Auch ein Zeuge ſteht uns zu Gebote, zwar nur ein einziger, aber ein ſolcher, der ſchwer wiegt, weil er nicht blos jüngerer Zeitgenoſſe war, ſondern die Berichte des zu Regensburg anweſenden[1]) venetianiſchen Geſandten benützte und überhaupt die beſten Nachrichten[2]) über die geheimen Verhältniſſe des Regensburger Fürſtentags gibt. Baptiſta Nani, Geſchichtſchreiber der Republik Venedig, erzählt[3]): „als die Kurfürſten die Erwählung Ferdinand's III. zum römiſchen Könige verweigerten, und die Abſetzung Friedland's drohend verlangten, habe Wallenſtein dem Kaiſer gerathen, Gewalt zu brauchen und den Vorſchlag gemacht, er wolle mit dem einen Theil des Heeres, das er um Memmingen geſammelt, auf Regensburg losſtürzen, mit dem andern die Gebiete der widerſpenſtigen Fürſten namentlich des Kurbaiers überfallen“. Ich ſetze als bekannt voraus, daß unter allen damaligen Regierungen die Signoria der Lagunenſtadt am beſten durch ihre auswärtigen Geſchäftsträger bedient war. Die von den Geſandten überſchickten Berichte wurden dann von den beſoldeten Geſchichtsſchreibern des Freiſtaats, ſo weit es die Politik des Raths geſtattete, bei Ausarbeitung ihrer Werke benützt. Auf dieſe Weiſe muß auch Nani zu jener

¹) Siehe oben S. 662. — ²) Das Lob das ich hier Nani ertheile, ſoll Khevenhiller keinen Eintrag thun. Man begreift warum Khevenhiller von jenen geheimen Dingen, die er ſicherlich wußte, als Oeſterreicher und kaiſerlicher Beamter, ſchweigt. ³) Dell' historia Veneta libro ottavo S. 470 in dem Sammelwerke istorie delle cose Veneziane, Volume ottavo, Venezia. 1740.

wichtigen Nachricht gelangt ſeyn. Werfen wir noch einen Blick auf den ſcheidenden Feldhauptmann. Als einen außerordentlichen Menſchen hat ſich damals Wallenſtein erprobt. Durch Baiern, durch die ganze Reichsariſtokratie, durch die römiſche Kirche und den Proteſtantismus, durch die Krone Frankreich zugleich bedroht, bietet er allen dieſen Gefahren kühn die Stirne, ſammelt zwiſchen den Vogeſen und der Iller ein mächtiges Heer, das laut den oben mitgetheilten Nachrichten wohl auf 50—60,000 Mann geſchätzt werden darf, und ſtellt daſſelbe ſo auf, daß er mit der einen Fauſt rechts die unzufriedene Reichsariſtokratie niederſchmettern, mit der andern links dem Könige von Frankreich an die Kehle greifen kann. Und wahrlich, ein Krieg gegen die Franzoſen hätte die Stimmung des Volks für ſich gehabt. Wie würden unſere Leute, von Friedland geführt, mit den wälſchen Nachbarn, die uns eine Falle um die andere ſtellten, verfahren ſeyn! Im Uebrigen iſt leicht zu ſehen, daß wenn man nur einen Schritt auf der von Wallenſtein bezeichneten Bahn vorwärts ſchritt, keine Ausſöhnung mehr mit der teutſchen Ariſtokratie, mit Rom, mit dem katholiſchen Europa — Spanien vielleicht ausgenommen — möglich war. Nothgedrungen mußte man dann zur Ausrottung des teutſchen Fürſtenthums ſchreiten und durfte der eigenen Sicherheit wegen nicht eher ruhen, bis eine germaniſche Weltherrſchaft fertig da ſtand.

Wie im Jahre 1629 den Anſchlag Wallenſtein's wider München, ſo hat Kaiſer Ferdinand II. den noch blutigern Plan von 1630 zurückgewieſen. Nani gibt zu verſtehen [1]), der Kaiſer habe ſich geſcheut, auf eine ſo ſchreiende Weiſe die Verfaſſung des Reichs zu verletzen, auch die Hoffnung gehegt, durch ſanftere Mittel ſeinen Zweck zu erreichen. Von welcher Art dieſe ſanfteren Mittel waren, werden wir unten ſehen. Der Kaiſer hatte wohl Recht, den Vorſchlag ſeines Feldhauptmanns auch von der Rückſeite zu betrachten. Wenn es dem Herzoge gelang, den fraglichen Schlag gegen die teutſche Ariſtokratie zu führen, ſo laſtete der Fluch von Teutſchland auf dem Kaiſer, und was noch ſchlimmer, er war dann durch ein Verbrechen an Wallenſtein gekettet. Die Geſchichte der romaniſchen Völker bietet mehrere Scenen, wie die Bartholomäusnacht dar, nicht ſo die teutſche; das Blut der Fürſten war ſtets unſerem Volke heilig. Doch dieß iſt noch eine kleine Schwierigkeit gegen eine andere. Setzen wir den Fall, der Kaiſer hätte ſeine Zuſtimmung zu Wallenſtein's Vorſchlag gegeben, ſo konnte er ſich auf Niemand mehr verlaſſen, als auf dieſen Einen Mann. Wer bürgte aber dafür, daß der Herzog nicht am Ende ſelbſt die bluttriefende Fauſt gegen ſeinen Herrn und Gebieter aufhob,

[1]) Ebendaſ.

nachdem er ihn durch jenes Verbrechen von ſich abhängig gemacht? Wir berühren hier eine der wundeſten Seiten des 30jährigen Kriegs. Umwälzungen wie diejenige, welche damals im Werke war, gelingen nur dann, wenn der Fürſt, zu deſſen Gunſten ſie ausgeführt werden, ſelbſt die oberſte Leitung übernimmt. Wäre Wallenſtein und der Kaiſer Eine Perſon, wäre Friedland wenigſtens Ferdinand's II. Thronerbe geweſen, ſo würden die Sachen anders gegangen ſeyn. Allein Ferdinand II. verſtand nichts vom Krieg, die Erziehung, welche er zu Ingolſtadt und anderswo erhielt, hatte einen Mann des Friedens aus ihm gemacht: Merkwürdige Erſcheinung! Faſt alle teutſche Kaiſer während des Mittelalters waren kriegeriſch. Auch der Herrſcher, mit welchem die neue Zeit beginnt, war es noch. Mit Stolz blickte das Heer, das Georg v. Frondsberg geſchaffen, auf ſeinen Kriegsherrn Kaiſer Karol V. Aber Diejenigen, welche auf Karl V. folgten, ſind bis auf Joſeph II. herab, nicht mehr im Felde erſchienen. Dagegen gehörten alle geborne Fürſten, die ſeit der Reformation kriegeriſchen Ruhm erwarben, die Guſtave, Karle, Friedriche, Bernharde, dem proteſtantiſchen Glauben an! Daß hiebei die Religion im Spiele war, erhellt ſchon daraus, weil jene Waffenſcheue teutſcher katholiſcher Herrſcher genau ſo lang dauerte, als der Einfluß des Jeſuitenordens auf die Erziehung der katholiſchen Prinzen. Jeder Menſch birgt gewiſſe Triebe in ſeinem Innern, welche den Eigenſchaften des Adlers, Geyers, Falken entſprechen. Man begreift nun, daß der hohe katholiſche Klerus ſich damals verſucht fühlen mußte, dieſes Etwas bei Erziehung der Fürſten zu beſeitigen, ſo lange er ſelbſt keinen Rückhalt in der Volksmeinung hatte und nur durch den Schutz der Großen ſein ſchwankendes Anſehen behaupten konnte. Allein anderer Seits iſt klar, wie der Verſuch, wilde Triebe aus den Seelen junger Fürſtenſöhne auszujäten, gar leicht die Folge haben mochte, daß mit dem Unkraut auch der edle Samen der Thatkraft zerſtört ward. Die Jeſuiten haben ſich nicht geſcheut, den erſten Zweck um den Preis des zuletzt angedeuteten Nachtheils zu erreichen. Wir kennen den Lehrplan [1]), welchen ſie für die Erziehung des nachmaligen Kurfürſten Maximilian von Baiern entwarfen. Dieſer Plan war von der Art, daß ein rechtſchaffener bairiſcher Prälat ſich gedrungen fühlte, in einem Schreiben [2]) an den Vater Maximilian's ſeine Stimme dagegen zu erheben. „Xenophon's Cyrus,“ ſagt er, „müſſe man bei der Erziehung junger Fürſten zum Muſter nehmen und nicht gelehrte Träumereien; praktiſche Männer ſoll man aus den Prinzen ziehen, und keine Betbrüder.“ Das

---

[1]) Wolf Maximilian I, 53 flg. — [2]) Daſ. 77 unten 83 flg.

Gutachten ſchloß mit folgenden Worten: „Maximilian wird in der pythagoriſchen Schule erzogen. In dieſer beſteht die höchſte Vollkommenheit darin, ſtill zu ſchweigen und mit zitternder Furcht dem Winke der Lehrer zu gehorchen. Die nothwendige Folge davon kann keine andere ſeyn, als daß auf dieſem Wege der gewöhnliche Lauf des Alters und der Natur gehemmt wird. Geſchieht nun dieſes mit Abſicht und mit wohlüberlegtem Rathe, ſo dürfte es höchſt geeignet ſeyn, zu unterſuchen, ob eine ſolche Abſicht und ein ſolcher Rath nicht etwa von einer Parthei herrührt, die es gefliſſentlich darauf anlegt, daß ſich die trefflichen Geiſtesanlagen unſeres Prinzen nie entwickeln ſollen u. ſ. w." Wie Maximilian, ſo wurden auch Ferdinand II. und viele andere teutſche katholiſche Prinzen erzogen.

Der Sturz Friedland's war unausweichlich. Kaiſer Ferdinand verhehlte nicht, wie viel ihn dieſer Entſchluß koſte. Den Kurfürſten erklärte er [1]), daß er vor Gott und der Welt unſchuldig an dem Unglück ſeyn wolle, das aus Wallenſtein's Abſetzung entſpringen werde. Um dem Herzoge die unangenehme Neuigkeit ſo ſchonend als möglich beizubringen, wurden zwei Hofleute, denen Wallenſtein beſonders wohl wollte, der Hofkanzler Graf Werdenberg und der Kriegsrath von Queſtenberg, Mitte September von Regensburg nach Memmingen geſchickt. Sie waren angewieſen, den Herzog zur Niederlegung des Befehls mit allen möglichen glimpflichen und guten Gründen zu bewegen, und ihn der kaiſerlichen Gnade zu verſichern. Mit klopfendem Herzen, einen wilden Ausbruch des Zornes beſorgend, nahten ſie dem Herzoge; aber ſie fanden eine ganz andere Aufnahme [2]), als ſie befürchtet. Wallenſtein war durch ſeinen Vetter Max, der ſich zu Regensburg befand, bereits von Allem unterrichtet. Das Gefühl, von der Vorſehung zu großen Dingen beſtimmt zu ſeyn, trieb ihn in kritiſchen Augenblicken immer zur Aſtrologie. Mit ſeinem Aſtrologen hat er ſich beſchäftigt, wenige Stunden ehe er ermordet wurde, aus den Sternen ſchöpfte er auch jetzt, im Augenblicke der Abſetzung, Muth. Als die Geſandten unter tauſend Entſchuldigungen ihre Rede anhoben, fiel er ihnen ins Wort, nahm eine lateiniſche Schrift von der Tafel, worauf ſein, des Kaiſers und des Kurfürſten von Baiern Horoſcope verzeichnet waren und ſprach: „Ihr Herrn, aus den Sternen könnet Ihr hier ſehen, daß ich euren Auftrag gewußt, und daß des Kurfürſten aus Baiern Spiritus des Kaiſers ſeinen beherrſcht, daher kann ich dem Kaiſer keine

---

[1]) Khevenhiller XI, 1133. Nani a. a. O. S. 470. — [2]) Daſ. S. 1134 und Nani S. 471.

Schuld geben; wehe jedoch thut es mir, daß ſich Ihre Majeſtät meiner ſo wenig angenommen, ich will aber Gehorſam leiſten.“ Der Herzog zeigte nur freundliche Mienen, gab den Geſandten Feſte, ſchenkte dem Grafen von Werdenberg einen neapolitaniſchen Zelter von ausgezeichneter Schönheit, dem Freiherrn zwei Poſtzüge, jeden von ſechs Pferden. Nicht blos die in Regensburg anweſenden Fürſten frohlockten, ſondern auch der Kaiſer fühlte ſein Herz erleichtert, als die Nachricht eintraf, daß der Herzog ſich ſo geduldig in das Unvermeidliche gefügt. Indeß machte Wallenſtein nach Empfang des Dekrets einen Verſuch wenigſtens ſein Herzogthum Mecklenburg zu retten. Er ſchrieb an den Kaiſer von Memmingen aus einen Brief [1]) folgenden weſentlichen Inhalts: „Er bedanke ſich erſtlich gegen Ihre kaiſerliche Majeſtät unterthänigſt, daß Dieſelbe ihm ihre Hauptarmada anvertraut und ihn darüber zum General geſetzt. Und obwohl er ſich gegen Ihre Majeſtät unterthänigſt verſehen, ſein hohes Amt behalten zu dürfen, wolle er dennoch auf des Kaiſers Begehren vom Kommando abtreten. Weil ferner Ihre kaiſerliche Majeſtät ihn zum Lohne ſeiner treuen Dienſte zu reichsfürſtlichen Würden erhoben und ihn mit Land und Leuten ausgeſtattet hätte, ſo möchte ihn Ihre Majeſtät dabei ſchützen und handhaben, und ihm namentlich, wie jedem andern Reichsfürſten, ſein Herzogthum Mecklenburg mit dem dort ſtehenden Kriegsvolk zu vertheidigen erlauben.“ So wie die Sachen einmal ſtanden, mußte Ferdinand die Antwort auf dieſes Anſinnen den Kurfürſten überlaſſen. Sie gaben folgenden Beſcheid [2]) 1) „daß Friedland ſein Amt Ihrer Majeſtät wieder anheimſtelle, daran thue er ſehr wohl und vernünftig; 2) die Güter in den Erbländern könnte Ihre Majeſtät demſelben laſſen, aber der Glieder des Reiches und der Fürſtenthümer hätten die Kurfürſten ſich anzunehmen, und wenn Mecklenburg nicht nach den Reichsgeſetzen als Majeſtätsverbrecher ſchuldig erfunden würde, könnte das Herzogthum ihm, Friedländern, nicht verbleiben. 3) Wenn Friedländer die Kurfürſten für ſeine Feinde hielte, und der Meinung ſey, daß ſie ihn bei kaiſerlicher Majeſtät verklagt hätten, ſo läugnen ſie ſolches nicht, ſondern begehrten von ihm, als einem Schinder der Reichsfürſten, daß er Alles, was er von ihren Unterthanen erſaugt, wieder herausgebe.“ Man ſieht, die Fürſten, die kaum zuvor vor Wallenſtein gezittert, legten ihre Schadenfreude laut an den Tag und behandelten ihn wie einen todten Hund. Der Titel Herzog wurde ihm verweigert: „Friedland“ oder „Friedländer“ nannten ſie ihn, nicht in dem Sinne, wie

---

[1]) Ebendaſ. — [2]) Daſ. 4136.

ihn die partheiloſe Geſchichte mit dieſem Namen bezeichnet, ſondern wie man einen Handwerker nach dem Orte hieß, woher er ſtammte. So ganz glaubten ſie ihn hinunter gebracht zu haben. Khevenhiller ſagt [1]) die auswärtigen Nationen hätten ſich über die Regensburger Vorfälle höchlich gewundert, und ſogar in Druck ausgehen laſſen, wie Ihre kaiſerliche Majeſtät den Kurfürſten und dagegen Wallenſtein dem Kaiſer unterthan ſey. Im Laufe des nächſten Jahres zeigte ſich jedoch, daß die Sache etwas anders gemeint war.

Noch mußte über die Frage entſchieden werden, wer nach des Herzogs Sturz die oberſte Leitung des bereits begonnenen Kriegs gegen Schweden übernehmen ſolle. Man ſchlug von Seiten der Liga den bairiſchen Kurfürſten zum Generaliſſimus der vereinigten Streitkräfte vor. Dieſes Anſinnen gab jedoch den kaiſerlichen Räthen Anlaß zu den bitterſten Bemerkungen [2]) über Betragen und Abſichten Maximilian's. Dagegen machten ſie das Anſinnen, des Kaiſers Sohn, den König von Ungarn, Ferdinand III. zum Oberfeldherrn beider Heere zu wählen [3]). Aber hievon wollte der Kurfürſt nichts hören. Endlich vereinigten ſich beide Theile über den einzigen Mann, der unter den obwaltenden Umſtänden noch möglich war, über Tilly. Dieſer verdienſtvolle Greis ſollte außer dem Volke der Liga auch das kaiſerliche Heer befehligen [4]), und folglich zwei Herren, dem Kaiſer und dem bairiſchen Kurfürſten dienen. Gewiß keine beneidenswerthe Lage! Gleichwohl beſtanden die Mitglieder der Liga, welche Maximilian während des Fürſtentags gleichfalls nach Regensburg berufen hatte, darauf, daß ihr Heer nicht, wie Ferdinand verlangte, zum kaiſerlichen geſtoßen werde, ſondern für ſich bleibe [5]). Man erſieht hieraus, daß die ſiegreiche Parthei noch immer großes Mißtrauen gegen Ferdinand hegte, und insgeheim argwöhnte, der Kaiſer habe auf ſeine alten Plane nicht verzichtet. Und wahrlich hierin hatte ſie Recht! Maximilian von Baiern und ſeine Genoſſen waren in demſelben Augenblicke, da ſie den Kaiſer niedergerungen zu haben ſchienen, in ihren eigenen Stricken gefangen und überliſtet. Wir müſſen jetzt ein zweites Geheimniß des Regensburger Tages enthüllen.

Dem kaiſerlichen Vorſchlage, beide Heere, das ligiſtiſche und das von Wallenſtein nachgelaſſene, unter Tilly's Befehl zu einem Ganzen zu vereinigen, lag die Abſicht zu Grunde, unvermerkt dem Baier ſeine Kriegsmacht zu entfremden. Die kaiſerlichen Völker waren wenigſtens dreimal ſo ſtark, als die des katholiſchen Bundes, mit gutem Fuge konnte

---

[1]) Daſ. 1136. — [2]) Daſ. S. 1137 flg. — [3]) Daſ. 1138. — [4]) Daſ. 1145. — [5]) Stumpf diplom. Geſchichte der Liga S. 276.

daher der Wiener Hof darauf rechnen, daß wenn beide zuſammenſtöſſen, der ſtärkere Theil den ſchwächern mit fortreißen werde. Tilly war durch die wirklich erfolgte Uebernahme des beiderſeitigen Oberbefehls dem Kaiſer ſo gut verpflichtet, als dem Bundesoberſten der Liga, aber wenn jene Vereinigung zu Stande kam, würde er durch die überwiegenden kaiſerlichen Elemente im Geſammtheere, ſelbſt wider ſeinen Willen, genöthigt worden ſeyn, mehr den Wiener als den Münchner Befehlen zu gehorchen. Doch die Ligiſten rochen Lunten, ſie wichen der geſtellten Falle durch den Beſchluß aus, daß die ligiſtiſchen Völker unvermiſcht mit den kaiſerlichen bleiben ſollten [1]). Aber alsbald grub der Wiener Hof eine andere Mine, in welche der Baier unaufhaltſam ſtürzen mußte und wirklich geſtürzt iſt. Leider ſind, ſo viel ich weiß, keine genauen Muſterrollen der Wallenſteiniſchen Heere aus der Zeit der Abſetzung des Herzogs vorhanden, wohl aber liegen Schätzungen von Zeitgenoſſen vor. Der Italiener Gualdo Priorato, der ſelbſt unter Wallenſtein ſeit deſſen zweiter Feldhauptmannſchaft diente, berechnet [1]) in einer ſeiner Schriften die Stärke der Friedländiſchen Völker bei Beginn des Regensburger Reichstags auf hunderttauſend Streiter; in einem andern Werke ſagt er ſogar [2]), das Friedländiſche Heer habe damals mehr als 100,000 Mann zu Fuß und 30,000 zu Roß gezählt. Dieſelbe Zahl von 130,000 Mann gibt auch der venetianiſche Bericht [3]). Ich für meine Perſon glaube, daß letztere Schätzung der Wahrheit näher kommt als erſtere. Jedenfalls aber iſt klar, daß Friedland's Völker für ſich, ohne Theilnahme der Liga, ſtark genug waren, um das Heer Guſtav Adolf's, das bei der Landung auf Pommerns Küſte nur 15,000 Mann zählte, mit leichter Mühe wieder auf ſeine Schiffe zu jagen, oder in der Oſtſee zu erſäufen. Allein das Volk wurde nach Friedland's Entlaſſung nicht zu dieſem Zwecke verwendet. Zu Anfang des Regensburger Tages hatten die verſchworenen Fürſten zugleich Verabſchiedung des Herzogs und ſeiner übermäßigen Kriegsvölker verlangt. Nachdem die Entlaſſung Friedland's erfolgt war und die Verhandlungen wegen Vereinigung beider Heere ſich zerſchlagen hatten, nahm der Kaiſer die Bittſteller auch wegen des zweiten Punktes beim Worte, er ordnete die Verabſchiedung der Völker in einem Umfange an, welcher ſchwerlich den Ligiſten gefiel. Khevenhiller meldet [4]) blos im Allgemeinen, den Kurfürſten ſei darin willfahrt worden, daß der Kaiſer die unzählige Menge des Kriegsvolks verringerte. In den

---

[1]) Vita Alberti Walstenii. Rostochii 1668. §. 65. S. 94 unten flg. — [2]) Historia delle guerre di Ferdinando II. etc. Geneva 1642. S. 5 gegen unten. — [3]) Nani a. a. O. S. 468 unten. — [4]) Annal. XI. 1136. unten.

Akten der Liga findet ſich die Angabe [1]: man habe ſich kaiſerlicher und bairiſcher Seits dahin vereinigt, daß in Zukunft das Heer des Kaiſers 39,000, das der Liga aber 30,000 zählen ſolle. Demnach müßten, wenn man die obige kleinere Schätzung Gualdos zu Grunde legt und überdieß die noch unter Albringen's Befehl in Italien ſtehenden 20,000 Mann abrechnet, in Folge des Regensburger Reichstags, 41,000 Mann von Wallenſtein's Heere entlaſſen worden ſeyn. Viel genauere Nachrichten verdanken wir jedoch dem venetianiſchen Geſandtſchaftsberichte, welchen Baptiſta Nani benützt hat. Letzterer erzählt [2]: Ferdinand habe zuerſt mit einem Schlage 15,000 Reiter entlaſſen und dann nach und nach, alſo in Zwiſchenräumen, den größten Theil des übrigen Volks, ſo daß unter ſeinen Fahnen nur die Abtheilung Conti's, welche in Pommern ſtand und die erſten Stöße Guſtav Adolf's aushalten mußte, dann der Haufe, der in Italien unter Albringen diente, und ſonſt noch eine mäßige Zahl Truppen blieb. Die Geſchichte des ſchwediſchen Feldzugs von 1630 und 1631 liefert genügende Beweiſe für die Wahrheit dieſer Angabe. Nun beachte man die Umſtände, unter welchen Solches geſchah. Der Kaiſer entließ auf die angegebene Weiſe Friedland's nachgelaſſenes Heer, zu derſelben Zeit, da der Schwedenkönig eine Stadt Germaniens um die andere eroberte. Und wohin liefen die verabſchiedeten Knechte? Nani ſagt [3]: „gewöhnt an die Zügelloſigkeit des Kriegslebens, nahmen die meiſten der entlaſſenen Soldaten Friedland's beim Schwedenkönige Dienſte.“ Daſſelbe bezeugt Richelieu [4]).

Sicherlich würde man gewaltig irren, wenn man dem Kaiſer und ſeinem geheimen Rathe nicht den nöthigen Verſtand zutraute, um eine an ſich ſo wahrſcheinliche und natürliche Folge der Verabſchiedung des Kriegsvolks vorauszuſehen. Dieß zugegeben, iſt klar, daß hinter der fraglichen Maaßregel irgend eine geheime Abſicht verborgen ſein muß. In der That gehört wenig Scharfſinn dazu, um den wahren Zuſammenhang zu errathen. Ferdinand hatte nicht gewagt, auf dem von Wallenſtein vorgeſchlagenen blutigen Wege die widerſpenſtigen Reichsfürſten niederzuſchmettern, aber wie nun, wenn man die Schweden zu demſelben Dienſte verwandte, zu welchem Wallenſtein das Weſtheer angeboten? Dieß ſchien nichts weniger als ſchwer. Nachdem Kurfürſt Maximilian das Reichsoberhaupt zu Entlaſſung des Heeres und des Feldhauptmanns genöthigt, konnte der Baier unmöglich

[1]) Stumpf a. a. O. S. 277. — [2]) A. a. O. S. 470. — [3]) A. a. S. 472. — [4]) Mémoires VI. 422.

ſich der Laſt entziehen, das Reſtitutionsedikt, welches eigentlich ſein Werk war, gegen den eben in Teutſchland eingedrungenen Schwedenkönig zu vertheidigen. Trat aber der Baier in die Lücke, ſo kam jede Niederlage, die er erlitt, nicht blos dem ſchwediſchen Sieger, ſondern in gewiſſem Sinne auch dem Kaiſer zu gut. Guſtav diente dann dem Kaiſer wie ein Mörſer, in welchem der Liga Macht zerrieben wurde. Nur war bei dieſem Spiele doppelte Vorſicht nöthig. Ferdinand mußte für den Fall, daß die Liga dem neuen Feinde völlig erlag, der Möglichkeit verſichert ſeyn, ſchnell einen Feldherrn und ein Heer gegen den Sieger aufſtellen zu können. Hiezu hoffte der Kaiſer, werde der abgeſetzte Friedland die Hand reichen. Fürs zweite mußte Ferdinand, ehe er in Folge der Regensburger Beſchlüſſe den größten Theil des friedländiſchen Volkes vollends entließ, Gewißheit haben, daß Baiern ernſtlich zum Kampfe gegen Schweden ſich ſtelle. Darum heißt es in dem oben mitgetheilten venetianiſchen Geſandtenbericht, Ferdinand habe für gut gefunden, 15,000 Mann Wallenſteiniſcher Reiter ſogleich, die übrigen Truppen aber erſt nach und nach zu verabſchieden. Der Kaiſer entließ die andern Regimenter allmälig, d. h. in dem Verhältniſſe, wie Tilly und die Liga dem Schweden entſchieden die Spitze bot. Auch erklärt ſich jetzt der andere Ausdruck jenes Berichts, Ferdinand habe die Vorſchläge Wallenſtein's zurückgewieſen, weil er mit milderen Mitteln zum Ziele zu gelangen hoffte. Dieſes mildere Mittel war allem Anſchein nach nichts Anderes, als die ſchlaue Art, in welcher Ferdinand den ſchwediſchen Krieg für ſeine Zwecke benützte.

Wir werden im nächſten Buche mit unwiderſprechlichen Beweiſen darthun, daß der Wiener Hof im Laufe der Feldzüge von 1630 — 32 wirklich nach dem eben entwickelten Plane handelte. Seit Guſtav Adolf den Fuß auf den teutſchen Boden geſetzt, war Ferdinand in gewiſſem Sinne, ohne daß irgend eine Verabredung zwiſchen Beiden ſtatt fand, ein ſtiller Verbündeter des Schweden gegen den Baier. Die Macht der Umſtände und eine kluge Politik hatte dem Einen wie dem Andern dieſe Rolle zugetheilt. Eben ſo gewiß iſt, daß Guſtav nur im Vertrauen auf ſolche geheime Sympathien in dem anſcheinend feindlichen Lager den Einfall nach Teutſchland wagte. Als im Jahr 1625 der Kurpfälzer und die Holländer den Plan entwarfen, Guſtav Adolf mit der Führung des teutſchen Kriegs zu beauftragen, forderte Guſtav, wie oben gezeigt worden, nicht weniger als 75,000 Mann, indem er behauptete, ohne eine ſolche Macht könne der Kaiſer und der katholiſche Bund nicht mit Erfolg angegriffen werden, und doch hatte damals Wallenſtein's glänzende Laufbahn noch nicht begonnen, nur der Liga Volk ſtand im Felde. Im Jahre 1630 dagegen, während 100,000 Mann Friedland's Befehlen gehorchen,

während 30,000 verſuchte Soldaten unter Tilly's Banner einherziehen, unternimmt er den teutſchen Zug mit einem Häuflein von 15,000 Mann. Wahrlich verrückt müßte man ſein Unternehmen nennen, hätte er nicht auf ein unheilbares Zerwürfniß unter ſeinen Gegnern gerechnet!

Baiern durchſchaute jedoch die Politik des Kaiſers. Widerſtrebend, zögernd, mit halbem Herzen, ließ ſich Maximilian in den Kampf mit Guſtav ein. Einzig dieſer Unentſchloſſenheit des feindlichen Feldherrn, verdankte es der Schwedenkönig, daß er gegen ein an Zahl weit überlegenes Heer mehr und mehr Boden gewann. Seine Erfolge vom Augenblicke der Landung bis kurz vor der Breitenfelder Schlacht, die ſonſt wie Theaterwunder daſtehen, entſprangen aus den eben berührten Verhältniſſen; die großen Siege dagegen, die er ſeitdem errang, ſind das Werk ſeines Genius, und griefen über die Berechnung des Wiener Hofes hinaus. Wie beengend ja troſtlos die Lage Tilly's war, kann man ſich denken. Nachdem dieſer ruhmvolle Greis bis in ſein 70ſtes Jahr nur Loorbeern errungen, ward er im 71ſten auf das Marterbett eines doppelten Herrendienſts geſtreckt, in welchem er es zweien Gebietern, welche ſich bitter haßten aber ihm gleichmäßig zu befehlen hatten, recht machen ſollte. Ein Zeitgenoſſe berichtet[1]), Tilly habe nach der Regensburger Verſammlung durchaus den Befehl niederlegen und ſich für den Reſt ſeiner Tage in ein Kloſter zurückziehen wollen, nur durch die dringendſten Zuſprachen hoher Theologen ſey er umgeſtimmt worden. Wir halten dieſe Angabe für wahr.

Der Gleichmuth, den Wallenſtein bei ſeiner Entlaſſung zeigte, war, ſo ſcheint es uns, zum Theil Folge berechnender Vorausſicht. Er ahnte, daß bald wieder ſeine Zeiten kommen würden. In Briefen, die er vom 27. Juni bis zum 2. Oktober aus Memmingen ſchrieb[2]), findet ſich keine Spur gereizter Stimmung. Als wäre nichts geſchehen, als verliefen die Wellen ſeines Lebens glatt und ruhig, ordnet er Bauten auf ſeinen Gütern an, befiehlt z. B. ſeinem Landeshauptmann in Gitſchin Sorge zu tragen, daß Heu und Grummet nicht auf einmal gemäht, daß beides gut eingebracht werde, daß die Pferdezucht gedeihlich fortſchreite. Den $\frac{\text{23. Sept.}}{\text{3. Oct.}}$ verließ er Memmingen, und begab ſich langſam nach Böhmen. Abwechſelnd weilte er ſeitdem zu Gitſchin, auf den mähriſchen Schlöſſern oder zu Prag, eine mehr als fürſtliche Pracht entfaltend. In der Hauptſtadt Böhmens hatte er ſich einen Pallaſt erbaut, der noch heute den Geſchmack und den Reichthum des Herzogs beurkundet[3]). Auf der Decke des

---

[1]) Parival abrégé de l'histoire de ce Siécle de fèr, seconde édition. Bruxelles 1655. S. 241. — [2]) Förſter Wallenſtein S. 149 flg. — [3]) Wallenſtein's Briefe II, 73 flg. Förſter Wallenſtein S. 373 flg. Th. Carve itinerarium Maguntiae 1639 S. 89 unten flg.

hochgewölbten Feſtſaales iſt er ſelbſt abgemalt, als Triumphator von vier Sonnenroſſen gezogen, einen Stern über ſeinem lorbeerbekränzten Haupte. Die lang ſich hinſtreckenden Zimmerreihen ſind ſämmtlich mit allegoriſchen Figuren geſchmückt. Wallenſtein brauchte zu dieſen Arbeiten Maler, die er aus Teutſchland, Holland, Italien verſchrieb. Beſonders ſchön iſt ein kleiner runder Saal, ringsum mit mythologiſchen und aſtrologiſchen Bildern, wahrſcheinlich nach ſeiner eigenen Angabe, geziert. Eine geheime Treppe führt von hier hinab in die Badegrotte, die von Tropfſtein gebaut, einen feenhaften Eindruck macht, und für Diana und ihre Nymphen beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Aus dieſer Grotte tritt man in eine hohe Säulenhalle in großem Style, die gleichfalls mit Freskobildern ausgemalt iſt, und eine Ausſicht auf den Park eröffnet. Eine eigene Leibwache ſtand in ſeinem Solde; ein glänzender Hofſtaat von 60 Edelknaben, vier Kammerherren, 12 Rittern umgab ihn. Dreihundert Zug- und Reitpferde ſtanden in ſeinen Ställen und wurden aus marmornen Krippen gefüttert. In Wien hatte er einen eigenen Bevollmächtigten an dem Oberſten Breuner. Sein Vermögen, ſchon früher ungeheuer, war durch den glücklichen Krieg gegen die Dänen noch mehr angeſchwollen. Auſſer den Gefällen, die er aus ſeinen weitläufigen Gütern in Mähren, Schleſien, Böhmen, bezog, hatte er in die Banken von Venedig und Amſterdam große Summen niedergelegt.

Erſt Mitte November löste ſich die Regensburger Verſammlung auf. Der Kaiſer verließ die Stadt am $^{3}/_{13}$. dieſes Monats zu Schiffe und traf den $^{14}/_{24}$. wieder in Wien ein[1]). Aengſtlich harrten die katholiſchen Fürſten, wem der Einmarſch des Schweden gelte, ihnen oder dem Reichsoberhaupte. Die evangeliſchen Stände ſuchten eine dritte Parthei zu bilden. Große Thätigkeit herrſchte nach allen Seiten in Germanien. Guſtav Adolf, der künftige proteſtantiſche Kaiſer, hatte bereits mehrere teutſche Städte genommen. Nach langer aber nothwendiger Abſchweifung, kehren wir jetzt zu unſerem Helden zurück.

---

[1]) Khevenhiller XI, 1241 unten flg.

Guſtav Adolf und ſeine Zeit.

Drittes Buch.

Guſtav's Anfänge in Teutſchland. Kampf und Sieg über die Liga. Feldzüge von 1630 und 1631.

Erſtes Capitel.

Guſtav Adolph's Unterhandlungen mit ſeinen Unterthanen und fremden Mächten. Geringfügigkeit ſeiner Hülfsquellen, Rüſtung zum Krieg. Ankunft in Teutſchland.

Guſtav Adolf war längſt zum Einfall in Teutſchland entſchloſſen. Die Beleidigungen, welche er durch die ſchimpfliche Abweiſung ſeiner Geſandten aus Lübeck, durch die Einmiſchung des Kaiſers in den polniſchen Krieg, durch die gewaltſame Abſetzung ſeiner Verwandten, der Herzoge von Mecklenburg, erfahren zu haben vorgab, mußten vor der Welt als Vorwand dienen. Gegen ſeine Vertraute rechtfertigte er den neuen Krieg durch die Nothwendigkeit, der kaiſerlichen Macht, die unaufhaltſam auf eine Univerſalmonarchie hinarbeite, zur rechten Zeit Gränzen zu ſtecken. Dennoch enthielt auch dieſe Behauptung nicht ſeine eigentlichen Beweggründe. Ehe Guſtav eine einzige Eroberung in Teutſchland machte, hatte Marimilian von Baiern, wie wir ſahen, das Gleichgewicht zwiſchen teutſcher Fürſtenmacht und dem Kaiſerthum wieder hergeſtellt, und ohne den tiefen Riß, welchen die drohende Stellung des Baiern gegen Oeſtreich in Germanien hervorbrachte, durfte es der Schwede mit ſeiner geringen Macht nie wagen, den Fuß auf den Boden des Reiches zu ſetzen. Die ſogenannte Freiheit Teutſchlands, die Selbſtändigkeit Europas konnte er

nicht retten, ſie war ſchon durch einen Andern gerettet. Guſtav ſtürzte ſich vielmehr in den teutſchen Krieg aus derſelben Triebfeder, die 2000 Jahre früher den jugendlichen König von Macedonien, Alexander, zum Angriff auf Aſien hinrieß. — Drang nach kriegeriſchem Ruhme, ein durch den Schimmer religiöſer Ideen verhüllter Geiſt der Eroberung hat den Schweden über die Oſtſee herübergeführt.

Allein alle Klaſſen ſchwediſcher Bevölkerung vom Bauer und Fröhner bis zum Reichsrathe hinauf bebten vor dem Gedanken eines neuen Krieges zurück. Guſtav mußte erſt Alle überreden. Er begann mit Oxenſtierna. In einem Briefe, den er im Sommer 1629 an den Reichskanzler erließ, entdeckte er ihm ſein Vorhaben und frug ihn um ſeine Meinung. Oxenſtierna antwortete [1]): „wenn ich die Schwäche unſerer Hülfsmittel und die Stärke unſerer Feinde in Erwägung ziehe, ſo kann ich unmöglich einen Angriffskrieg billigen. Angenommen auch, Eure Majeſtät ſetzen Ihr Heer in den möglich beſten Stand, ſo bleibt es doch im Vergleich der zahlreichen kaiſerlichen Streitkräfte immer unbedeutend. Und womit ſoll ein ſo wichtiger Krieg beſtritten werden? Der Kaiſer oder ſeine Feldhauptleute erpreſſen von allen teutſchen Reichsſtänden ungeheure Summen, und ihre Soldaten leben auf Koſten der Länder, die ſie in Beſitz genommen. Die unterjochten Stände, welche auf dieſe Art ihre Feſſeln ſelbſt bezahlen müſſen, ſeufzen zwar nach Befreiung, aber ſie ſind unvermögend, das Mindeſte dazu beizutragen. Schweden allein kann ſo große Koſten nicht aufbringen. Ich weiß wohl, daß man für Geld Soldaten genug bekommt, allein wie geneigt ſind dieſelben zu Meutereien, ſobald die Bezahlung des Soldes verzögert wird, oder wenn man ihnen keine gute Winterquartiere verſchafft! Vortheilhafter würde es nach meinem Erachten ſeyn, wenn wir ſo lange warteten, bis wir vom Kaiſer angegriffen würden. Wir ſind zur See mächtig genug und haben für Schweden nichts zu befürchten, unſere Landmacht iſt zur Vertheidigung Preußens hinreichend." Oxenſtierna, deſſen kalte Beſonnenheit das aufblitzende Feuer des Königs oft mäßigte, blieb auch ſpäter der Meinung, daß der teutſche Krieg vielmehr das Werk eines begeiſterten Gedankens, einer Eingebung von Oben, als reifer Ueberlegung geweſen ſey [2]). Damals ſuchte ihn Guſtav Adolf eines Beſſern zu belehren. „Die Macht des Kaiſers," ſchrieb er zurück [3]) iſt freilich ſehr bedeutend, aber ſie ſchreckt mich nicht.

---

[1]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 204. nach den Arkenholz'ſchen Staatspapieren, verglichen mit Rühs (Fortſetzung der allgemeinen Welthiſtorie B. 65). S. 149. — [2]) Geijer Geſchichte von Schweden III, S. 154. — [3]) Mauvillon a. a. O.

Nur das bedaure ich, daß mich dieſer neue Krieg auſſer Stand ſetzt, meinen geliebten Unterthanen die erſehnte Erleichterung der Abgaben gewähren zu können. Es iſt wahr, der Kaiſer hat große Summen von den teutſchen Reichsſtänden gezogen, allein die Hanſe- und Reichsſtädte blieben doch größtentheils verſchont, und von dieſen hoffe ich um ſo mehr Beiſtand, weil ſie nichts ſo ſehr wünſchen, als Befreiung von dem Druck der kaiſerlichen Soldaten, und weil ſie gewiß bei der Ankunft eines Heeres, das für die Freiheit von Teutſchland zu fechten beſtimmt iſt, keinen Anſtand nehmen werden, ſich gegen den Kaiſer zu erklären, ſo wie ſolches auch von vielen teutſchen Fürſten geſchehen wird. Ich ſchmeichle mir auch, daß andere Mächte, denen an Demüthigung Oeſtreichs ſo viel gelegen iſt als mir, mich unterſtützen werden. Sollte der König von Dänemark uns keinen Beiſtand leiſten, ſo hoffe ich doch, er werde uns wenigſtens nicht hinderlich ſeyn, denn es iſt für ihn wie für uns gleich wichtig, den Kaiſer von der Oſtſee zu verdrängen. Der König von Polen wird zwar bei dem geringſten Unfall, der uns zuſtößt, den Waffenſtillſtand brechen, ſind wir aber glücklich, ſo muß er uns in Ruhe laſſen. Preußen bedarf keines Heeres zur Vertheidigung, die daſelbſt herrſchende Hungersnoth reicht für ſich allein hin, Feinde abzuhalten. Alles hängt von einem glücklichen Anfange ab. Redet mir deßhalb nichts mehr von bloßem Vertheidigungskriege vor. Das Meer iſt groß, und wir haben in Schweden ſehr weitläufige Küſten zu bewachen. Entwiſcht uns die feindliche Flotte, oder wird die unſrige geſchlagen, ſo würde es weit ſchwerer ſeyn, Schweden zu vertheidigen, als den Feind in ſeinem eigenen Lande anzugreifen. Erwägt hiebei, daß Alles gewonnen iſt, wenn wir gleich Anfangs einige Vortheile über einen Feind erringen, den wir in ſeinem eigenen Lande aufſuchen, dagegen Alles verloren, wofern wir ihn in Schweden erwarten. Die Erhaltung von Stralſund iſt für uns äußerſt vortheilhaft. So lange uns dieſer Hafen offen ſteht, werden wir auch unſer Anſehen auf der Oſtſee behaupten, und gelingt es uns, das umliegende Land in Beſitz zu nehmen, ſo können wir vermittelſt dieſes Hafens die ganze Nordküſte von Teutſchland in Schrecken verſetzen, mit Schweden offene Verbindung erhalten, und aus dieſem Reiche alle Bedürfniſſe beziehen. Um aber Stralſund zu beſchützen, müſſen wir uns nicht in Schweden verkriechen, ſondern mit einem Heere nach Teutſchland hinübergehen. Seyen wir darauf bedacht, nicht nach engliſcher Weiſe[1]) zu handeln, und unſere Zeit mit Gerede und Geſandtſchaften zu verderben, durch die ſich

---

[1]) Wie König Jakob.

nur Thoren täuſchen laſſen. Nur mit den Waffen in der Hand muß man ſich mit dem Kaiſer zu vergleichen ſuchen." Man vergeſſe nicht, daß dieſer Brief im Sommer 1629, alſo zu einer Zeit geſchrieben wurde, wo Wallenſtein ſich noch mit dem Plane trug, eine Flotte auf der Oſtſee zuſammenzubringen. Die Hoffnung des kaiſerlichen Feldhauptmanns, wie die Befürchtung des Schwedenkönigs erwies ſich ſchon im Jahr 1630 als gleich eitel.

Ausgangs Oktober 1629 wurde die Frage des teutſchen Kriegs im Reichsrathe verhandelt [1]) und gab Anlaß zu lebhaften Erörterungen. Johann Skytte, obgleich ſonſt in Allem Gegenfüßler des Kanzlers Oxenſtierna, hatte doch Hoheit der Geſinnung genug, die Anſichten ſeines politiſchen Gegners zu vertheidigen, indem er ſich mit vielen Andern wider den Zug nach Teutſchland erklärte. Sehr freimüthige Aeußerungen fielen [2]). Skytte ſagte unter Anderem: „wir ſind viel zu ſchwach, um den Kaiſer anzugreifen, Dänemark und Andere werden Parthei für ihn nehmen. Vergeblich hoffe Guſtav auf Beiſtand der proteſtantiſchen Reichsfürſten. Wenn auch die Schweden Vortheile errängen, würden dieſe aus Furcht vor dem Kaiſer ſich doch nicht anſchließen, unterliege aber Guſtav, ſo ſey unzweifelhaft daß jene zu ſeinem Sturze helfen werden". Der Erfolg hat lange Zeit dieſe Vorausſage des ſchwediſchen Senators gerechtfertigt. Indeß machte dieſelbe darum wenig Eindruck, weil nicht nur Guſtav ſelbſt ſondern auch die meiſten ſchwediſchen Großen eine überaus geringe Achtung vor dem lutheriſch teutſchen Fürſtenthum im Allgemeinen hegten. Auf jene Bemerkung Johann Skytte's wurde von Seiten der Kriegsparthei erwiedert: „Siegen wir, ohne daß uns die Reichsfürſten geholfen, ſo iſt es deſto beſſer für uns; denn wir werden dann ihre Güter als gute Beute vertheilen". Man erſieht hieraus, daß die Schweden zum Voraus entſchloſſen waren, ſehr wenig Umſtände mit den teutſchen Herren zu machen. Unter dem $^{20}/_{30}$. Januar 1631 ſchrieb [3]) Adler Salvius, der damals an verſchiedene kleine lutheriſche Höfe geſchickt war, um ſie zum Bunde mit Schweden zu bewegen, an den Reichsrath zu Stockholm: „Die teutſchen Fürſten ſind weichliche, außer dem Kriege in gemächlichem Wohlleben erzogene Herren, die ſelbſt keine Soldaten ſind, auch keine Soldaten in ihrem Rathe haben, ſondern einen Schwarm von Beamten, Schreibern, Juriſten, Leute die Alles mit dem römiſchen Recht ausmachen wollen, auch da wo blos das Recht der Kanonen

---

[1]) Geijer III, S. 158 unten flg. — [2]) Daſ. S. 159. Note 2. — [3]) Daſ. S. 18 Text und Note 1.

entſcheiden kann. Solches Schreiber-Weſen iſt allhier in teutſchen Landen das gemeine Uebel." In der That hatten damals an allen lutheriſchen Fürſtenhöfen des Reichs die Nachfolger der Reformatoren, welche Anfangs durch ihre dienſtbefließene Bereitwilligkeit, das große Erbe der katholiſchen Kirche den Landesherrn in den Sack zu reden, eines gewiſſen Grades von Anſehen ſich erfreuten, längſt ihren Einfluß an die Herrn Juriſten abgetreten, welchem Stand eigentlich, nächſt den Fürſten, die Reformation allein erklecklichen Nutzen getragen hat.

Als König, als Gebieter brachte Guſtav Adolf die Bedenklichkeiten der Reichsräthe zum Schweigen. Eine weit ſchwerere Aufgabe war, wie die Maſſe des ſchwediſchen Volks für den teutſchen Krieg zu gewinnen. Denn eben dieſes Volk, durch die lange Reihe vorangegangener Feldzüge in Liefland, Rußland, Polen, Preußen aufs Tiefſte erſchöpft, verlangte Ruhe. Zwar hatte ein, während des Königs Abweſenheit im Juni 1629 nach Stockholm berufener allgemeiner Reichstag — der letzte in Guſtav's Zeiten gehaltene — vorläufig ſeine Zuſtimmung zum Krieg gegen den Kaiſer ertheilt, aber dieſe Zuſtimmung war nur eine bedingte geweſen. Der unter dem $\frac{\text{29. Juni}}{\text{9. Juli}}$ gefaßte Beſchluß [1]) lautete ſo: „ſie erſuchten den König, daß er, dafern es möglich ſeyn ſollte, die Sache (mit dem Kaiſer) in Güte beizulegen, auch gewünſchte Sicherheit ohne Waffen und Blutvergießen zu erlangen, kein billiges Mittel ausſchlagen möchte. Indeſſen da man vernehmen müſſe, was Geſtalt die Kaiſerlichen ohne allen Anlaß den ſchwediſchen Abgeordneten Zutritt zu der Lübeckſchen Friedensverhandlung ſpöttlich verweigert, auch hernach ein ganzes Kriegsheer wider die Krone Schweden nach Preußen geſchickt, und von Tag zu Tag ſich ſtärker zur See rüſteten: als möge der König ſich zu Waſſer und zu Land gefaßt halten und die Laſt des Krieges lieber auf des Feindes Gebiet wälzen, als dieſelbe in ſeines eigenen Reiches Gränzen erwarten. Ihrer Seits wollten ſie, wie es getreuen und gehorſamen Unterthanen zieme, mit aller Freudigkeit, gutem Willen und Eintracht dem Könige unter die Arme greifen und das Werk nach ihrer äußerſten Macht ausführen helfen." Man ſieht, Schwedens Stände hießen den Krieg nur unter der Vorausſetzung gut, daß alle Mittel friedlicher Unterhandlung erſchöpft ſeyen und daß der Kaiſer einen Angriff zur See erweislicher Maaßen gegen Schweden im Schilde führe. Allein dieſe Vorausſetzungen waren im Winter von 1629 auf 1630 bereits durch die That widerlegt, der Kaiſer oder

---

[1]) Chemnitz teutſcher Krieg. Stettin 1648 Fol. I, S. 24, b. flg. verglichen mit Geijer III, 158. —

vielmehr Wallenſtein hatte auf die Ausrüſtung einer Flotte nothgedrungen verzichtet, Polen der Krone Schweden Frieden bewilligt, und letzteres Reich brauchte auch nicht das Geringſte von Seiten des teutſchen Kaiſers zu befürchten. Mit um ſo größerem Rechte durfte das ſchwediſche Volk jetzt, da keine Gefahr drängte, da der blutigen Lorbeeren genug errungen waren, Erholung von den langen und ſchmerzlichen Anſtrengungen der letzten 18 Kriegsjahre fordern.

Guſtav Adolf fühlte das Gewicht dieſer Gründe ſo vollkommen, daß er es nicht wagte, einen Reichstag zu verſammeln und von den geſetzmäßigen Vertretern der Nation Billigung des teutſchen Zugs, ſo wie es die Verfaſſung Schwedens vorſchrieb, zu begehren. Gleichwohl verzichtete er nicht auf ſeinen Plan, ſondern ſuchte vielmehr Aushülfe in einer jener ſtändiſchen Gaukeleien, auf welche er ſich meiſterlich verſtand. Anfangs November 1629 verſammelte er die ihm ergebenſten Mitglieder des Reichsraths, ſeine beſoldeten Diener, um ihnen Vorlagen zu machen und Beſcheide von ihnen hinzunehmen, welche dann öffentlich verbreitet, die Meinung der Nation umſtimmen, und als Erſatz eines Landtags-Abſchieds dienen ſollten. Der königliche Vortrag [1]) lautete ſo: „Ihr erinnert Euch, daß ich öfters vorausgeſagt, der Krieg in Teutſchland werde nicht eher endigen, bis auch Schweden darein verwickelt ſeyn werde. Was ich vorausſah, iſt im vergangenen Sommer geſchehen. Ein kaiſerlicher Feldmarſchall iſt mit einem anſehnlichen Heerhaufen nach Preußen gezogen, und hat uns in ſolche Noth gebracht, daß wir gewiß unterlegen wären, wenn uns die göttliche Vorſehung nicht auf beſondere Weiſe geſchützt hätte. Ich meiner Seits erinnere mich, daß Ihr mir oft gerathen habt, dem Krieg entgegen zu gehen, ehe er ſich unſern Gränzen nähert. Wir ſtehen im Begriff, dieſen Rath zu befolgen, beſonders jetzt, da die Könige von Frankreich und England mir ein Bündniß wider den Kaiſer antragen und Unſere entſcheidende Antwort erwarten. Ehe Wir Uns jedoch in etwas einlaſſen, haben Wir es für dienlich erachtet, Euch um Euer Gutachten zu befragen, damit man, wenn der Erfolg unſeren Hoffnungen nicht entſpricht, was Gott verhüten möge, nicht wider uns murre, die Regierung tadele und mich der Uebereilung und Vermeſſenheit beſchuldige. Ich will Euch daher die Sache, um die es ſich handelt, ſo kurz als möglich vortragen. Es iſt unläugbar, daß wir mit dem Kaiſer bereits in offenen Kampf verwickelt ſind. Somit fragt es ſich bloß, welches die beſte Art ſey, dieſen Krieg

---

[1]) Arkenholz Staatspapiere bei Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 210.

zu führen. Sollen wir uns auf die Vertheidigung beſchränken, und unſere Küſten zu beſchützen ſuchen, oder ſollen wir mit dem größten Theile unſerer Macht den Kaiſer in Teutſchland angreifen? Dieß muß der Gegenſtand Eurer Berathung ſeyn."

Die Berufenen faßten ein Gutachten[1]) ab, dem man das Beſtreben anſieht, gründlich zu verfahren, offenbar weil es auf die Ueberzeugung Anderer, die nicht in der Verſammlung ſaßen, wirken ſollte. Sie ſtellten zuerſt ſieben Gründe auf, welche den Krieg widerriethen: 1) „das ſchwediſche Volk könne es auffallend finden, daß man einen Waffenſtillſtand geſchloſſen habe, nicht um dem Reiche Ruhe zu verſchaffen, ſondern um ſich in einen neuen Krieg zu ſtürzen. Leicht möchte hieraus Unzufriedenheit und Murren entſtehen, wenn die Sachen nicht gut abliefen. 2) Das Land ſey ſchon durch die vorhergehenden Kriege erſchöpft und entvölkert, wie könne man alſo hoffen, mit einigem Erfolge neue Werbungen vorzunehmen? 3) Ein Krieg führe gewöhnlich zu einem andern, und zuletzt ſtürze man ſich in einen unüberſehbaren Kampf. Der König könne in Teutſchland nicht vorwärts dringen, ohne ſich nach und nach der Oder, der Elbe, der Weſer zu verſichern. Dieß werde den Handel in Unordnung bringen, und dürfte den Holländern und Dänen, ſo wie auch den Engländern Anlaß zu Beſchwerden geben. Der König von Dänemark ſey wachſam und mächtig, er werde es nicht dulden, daß man durch ſein Gebiet ziehe, und doch werde Guſtav Adolf dazu gezwungen ſeyn. 4) Zu einer ſo wichtigen Unternehmung gehöre ein mächtiges Heer, doch brauche man zu gleicher Zeit ein anderes, um Schweden wider die benachbarten Dänen und Ruſſen zu vertheidigen. Gehe man mit geringen Streitkräften nach Teutſchland, ſo ſetze man ſich der Gefahr aus, gleich anfänglich geſchlagen zu werden. Wenigſtens ſeyen 9000 Mann zu Roß und 15,000 Mann Fußvolk zum teutſchen Zuge erforderlich. 5) Aber woher ſolle man die ungeheuren Koſten für eine ſolche Heeresmacht aufbringen, da die Einkünfte der Krone ſchon jetzt leiden, und aufs tiefſte erſchöpft werden müßten, wenn man noch mehr Soldaten werbe. 6) Zwar liegen für den Augenblick der König von Frankreich wie andere Mächte Seiner Majeſtät an, den Krieg zu unternehmen, allein wer bürge dafür, daß dieſe fremden Fürſten Schweden auch ſpäter unterſtützen, wenn das Reich erſt in die größten Unternehmungen verwickelt worden? Endlich 7) habe der König nun volle 18 Jahre im Feldlager zugebracht und ſich den größten Gefahren ausgeſetzt. Es ſey billig, daß er ſich erhole, und für ſich und ſeine

[1]) Daſ. S. 211 flg.

Unterthanen lebe. Ob er denn ſeine theuren Tage und ſein Leben blos für das Ausland aufopfern wolle?“ Dieß waren die Gründe, die gegen einen Angriffskrieg vorgebracht wurden. Den Haupteinwurf, ob der Kampf nothwendig und im Wohle des Reiches und der Krone begründet ſey, hatte Guſtav Adolf, wie man ſieht, durch die erſte Stellung der Frage abgeſchnitten.

Die ſelbſtgemachten Einwendungen wurden ſofort durch folgende Gegenbeweiſe entkräftet: 1) „es ſey ausgemacht, daß der Kaiſer einen unverſöhnlichen Haß gegen Schweden hege, nicht nur weil er gleich allen Katholiken die Ausrottung der Proteſtanten wünſche, ſondern noch viel mehr weil das Haus Habsburg nach der Weltherrſchaft ſtrebe, der ſich Schweden, Frankreich und die vereinigten Niederlande bis jetzt allein zu widerſetzen vermocht hätten. Als eine Folge dieſes Haſſes müſſe der Krieg angeſehen werden, den der Kaiſer ſeit längerer Zeit ohne allen gerechten Grund bald insgeheim bald offen gegen Schweden geführt. Es ſey daher das Beſte, einem ſo erbitterten Feinde entgegen zu gehen, und ihn mit großer Heeresmacht in ſeinem eigenen Lande angreifen, um ſo mehr, da ſich Schweden bei Befolgung dieſes Grundſatzes immer wohl befunden habe. 2) An der Erhaltung Stralſunds liege unendlich viel, und doch könne die Stadt nicht behauptet werden, wenn man ſich blos auf die Vertheidigung von Schweden beſchränke. Könne man Wismar nehmen, was nicht unmöglich, ſo ſey es leicht, den Feind von der Oſtſee zu vertreiben. Deßgleichen werde es nicht ſchwer fallen, ſich der vor Stralſund liegenden Inſel Rügen zu bemeiſtern; bringe man von da weiter vorwärts, wie zu hoffen ſtehe, ſo werde auch Polen nicht mehr wagen, etwas gegen Schweden zu unternehmen. 3) Da der Feind in Pommern und Mecklenburg blos von Raub und Brandſchatzungen lebe, ſo werde ihn bald der Mangel nöthigen, dieſe Länder zu verlaſſen. 4) Setze man nicht mit Heeresmacht nach Teutſchland hinüber, ſo müſſe man es ſich gefallen laſſen, wenn der Feind Stralſund erobere und den Schweden die Herrſchaft auf der Oſtſee ſtreitig mache. 5) Geſetzt auch Schweden laſſe es ſich gefallen, daß der Kaiſer auf der Oſtſee Macht und Anſehen gewinne, ſo würde doch Holland dieß nimmermehr dulden, vielmehr ſtehe zu erwarten, daß die Staaten eine mächtige Flotte abſchicken, was hinwiederum Schweden nicht geſtatten könne, weil die Holländer, wenn auch für den Augenblick Freunde, doch über kurz oder lang Feinde Schwedens werden dürften. 6) Verlaſſe Schweden die unterdrückten proteſtantiſchen Reichsſtände, die ſeine Freunde und Verbündeten ſeyen, namentlich die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, ſo würden dieſe ſich unter das Joch demüthigen und mit den Katholiken vereinigen, wodurch

das ſchwediſche Anſehen in Teutſchland gänzlich untergehen müſſe. 7) Setze hingegen der König mit einem anſehnlichen Heere nach Teutſchland hinüber, ſo dürfe man darauf rechnen, daß alle Feinde des Hauſes Habsburg, deren Zahl ſehr groß, ſich auf die Seite Schwedens ſchlagen, und daß Frankreich thätigen Beiſtand leiſte. Endlich 8) ſollte auch wider Verhoffen die ganze Unternehmung ſo unglücklich ablaufen, daß das Heer zu Grunde gienge, und kein Mann nach Schweden zurückkäme, ſo entſtehe daraus kein größerer Nachtheil, als daß man ſich auf demſelben Punkte befinde, wo man jetzt ſey. Man müſſe dann mit den Kriegsſchiffen das Meer, mit der Landwehr die Küſte zu vertheidigen ſuchen. Erſt dann ſey es Zeit, ſich auf die Vertheidigung zu beſchränken." Das Gutachten ſchließt mit der Aufforderung an den König, den angeführten Gründen geneigtes Gehör zu ſchenken, und das einzige noch übrige Mittel zu ergreifen, das ſeinem Ruhm wie der Ehre und Sicherheit des Reichs zuträglich ſey. Die Verſammelten ſprachen demgemäß die Bitte aus, Seine Majeſtät möchte ſich mit allen Soldaten, die das Reich nur immer entbehren könne, ſo bald als möglich einſchiffen. Dagegen verbürgten ſie ſich den neuen Krieg den Unterthanen auf eine Art darzuſtellen, daß dieſe ſich nicht nur jeder Unzufriedenheit über das Unternehmen entſchlagen, ſondern auch alles Mögliche zum glücklichen Erfolge deſſelben beitragen würden. Die Urkunde iſt datirt $^3/_{13}$. November 1629 und von folgenden Reichsräthen unterzeichnet: Magnus Brahe, Gabriel Oxenſtierna, Joh. Sparre, Abr. Brahe, Clas Horn, Mat. Soop, Carl Carlſon Gyllenhjelm, Joh. Skytte, Peter Baner. Johann Skytte hatte vorher, wie wir ſahen, da es ſich darum handelte, ſeine Meinung ernſtlich zu ſagen, ganz anders im geheimen Rathe geſprochen, dennoch unterſchrieb er mit den Andern. Schon aus dieſem einen Umſtande erhellt, daß der Bericht eine auf den oben berührten Zweck berechnete Spiegelfechterei war.

Solche Mittel mußte Guſtav Adolf brauchen, um auch nur einen Schein zu erkünſtlen, als ob die öffentliche Meinung Schwedens das beſchloſſene Unternehmen billigte. Vergleicht man die Hülfsmittel des Königs mit denjenigen der Macht, welche Guſtav anzugreifen ſich rüſtete, ſo wird erklärlich, warum alle Claſſen ſchwediſcher Bevölkerung dem Kriege entgegen waren und warum Oxenſtierna die teutſche Heeresfahrt ein Werk nicht ruhiger Ueberlegung ſondern höherer Inſpiration nannte. In dem Augenblick, da Guſtav Adolf landete, ſtand noch die ganze Mannſchaft Friedland's und Tilly's unter dem Gewehr, 160,000 Streiter ſchaarten ſich um die Fahnen Beider und dieſe bewaffnete Macht ſtützte ſich auf die Einkünfte eines großen und herrlichen Reiches, deſſen

Kräfte zwar ſchon vielfach angeſtrengt, aber nicht erſchöpft waren. Denn in der That ſind ſie unerſchöpflich. „Teutſchland" heißt es[1]) in einem ſchon früher von uns benützten Berichte aus dem Jahre 1624 „liegt zwiſchen der Oder und der Maas, zwiſchen der Weichſel und dem kleinen Fluße Aa, der bei Grevelingen fleußt, zwiſchen dem baltiſchen und öſtreichiſchen Meer, zwiſchen der teutſchen See und dem Alpengebirge, das Germanien von Italia ſcheidet. Dieſes herrliche Reich iſt gleich lang und breit, 650 Meilen, hat viel Getreide, Vieh, Wein und Fiſche. Die Fruchtbarkeit ward offenbar, da Kaiſer Karl V. bei Wien gelegen mit einem Lager von 90,000 Fußknechten und 35,000 Reitern, dem Türken zu widerſtehen. Später hat Kaiſer Maximilian II. bei Raab wider den Türken ein Heerlager gehabt von 100,000 Fußknechten und 35,000 Reitern. Doch iſt keine Theurung geweſen. Teutſchland iſt reich an Bergwerk von Gold, Silber, vielerlei Erz, und übertrifft darin alle andern Reiche Europas. Die Natur hat dem Lande Brunnen von Salzwaſſer gegeben, alſo daß an Salz kein Mangel. Teutſchland hat auch viel Kaufmanns-Waaren, denn die Einwohner befleißigen ſich der Künſte, und allerlei ſinnreicher Arbeit, hat auch ſchöne Waſſerſtröme, alſo daß die Waaren gar leicht von einem Ort zum andern mögen verführt werden. — Die Reichsſtädte beſitzen großes Einkommen, das gemeiniglich alle Laſten übertrifft. Der Proviant iſt nicht zu erſchöpfen. Das Reich vermag ins Feld zu ſtellen 100,000 Mann zu Roß und Fuß. Unter dem Fußvolk werden für die beſten erachtet die Tyroler, Schwaben und Weſtphalen, unter der Reiterei die Braunſchweiger, Cleviſchen und Franken. Die Teutſchen handhaben am beſten Schwert und Spieß, ſind auch gut zu Feldſchlachten, die Feinde anzugreifen und Widerſtand zu thun. Dazu hilft viel die Ordnung, die ihnen gleichſam angeboren, der langſame, feſte Schritt, auch ihre Waffen die zur Wehr wohl dienen. Sie werden aber für unbequem gehalten, die Städte zu beſchützen. — Teutſchland iſt auch kräftig zur See, denn Emden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Roſtock und andere Städte, ſo am Meere gelegen, haben ſehr viel Schiffe. In Summa das Reich iſt ſo kräftig, daß es keinen Feind fürchtet, **wenn** die Teutſchen **einig ſind**." Daſſelbe ungefähr, doch weit kürzer, ſagt[2]) der venetianiſche Geſandte des Regensburger Reichstags: „Die ausgedehnten Provinzen Germaniens ſind angefüllt nicht blos mit Menſchen, ſondern mit dem ſtreitbarſten Kriegsvolk.

---

[1]) Londorp acta publica III, 720 a. flg. passim. — [2]) Nani a. a. O. S. 470. —

Wie gering und armſelig erſcheint dagegen Guſtav Adolf's Hausmacht. Wir haben über die finanziellen Kräfte Schwedens früher berichtet [1]). Alle Sehnen waren ſchon 1628 aufs äußerſte angeſtrengt, die Hülfsquellen erſchöpft. Von der Ebbe, die bei Ausbruch des teutſchen Kriegs in Guſtav's Schatze herrſchte, zeugen am beſten die Mittel, nach denen er griff. Auf dem Reichstage von 1629, dem Guſtav, wie bereits bemerkt worden, nicht perſönlich anwohnte, hatte er von den Städten unter dem Aushängeſchild einer Schiffbaukompagnie die Ausrüſtung 40 großer mit Kanonen beſetzter Fahrzeuge verlangt, indem er für das aufgewandte Capital monatlich gewiſſe Zinſen zu bezahlen verſprach, und noch ſonſtige Vortheile in Ausſicht ſtellte. Nach langem Zureden verſtanden ſich die Städte dazu, 16 gute Schiffe je von 100—150 Laſten und mit 12 bis 16 Feuerſchlünden jedes, vor Ende des Jahres zu liefern [2]). Guſtav gedachte dieſe kleine Flotte für den teutſchen Krieg zu verwenden. Aber als das Jahr zu Ende lief, war keines der verſprochenen Schiffe vorhanden, vermuthlich weil es den Bürgerſchaften der Seeſtädte ſowohl an Geld als an Vertrauen auf die Verheißungen des Königs mangelte. Nun ſtellte er die Säumigen vor den Reichsrath zu Gericht. In einer Urkunde [3]), welche ſie den $^{9}/_{19}$. Dezember 1629 unterzeichnen mußten, heißt es: „ſintemalen wir unſerem gegebenen Verſprechen ſaumſelig nachgekommen, auch bekennen müſſen, daß wir Strafen und Ungnade Seiner Majeſtät verdient, als nehmen wir zu Bitten unſere Zuflucht und halten unterthänigſt an, Seine Majeſtät wolle das Recht nicht gegen uns ſchärfen.“ Von Neuem machten ſie ſich verbindlich, die Schiffe ſollten bis künftigen Mai 1630 ſegelfertig auf dem Mälarſtrome vor Stockholms Mauern liegen. Aber je näher der Zeitpunkt des Zugs nach Teutſchland rückte, deſto empfindlicher drückte der Geldmangel. Früher iſt erzählt worden [4]), daß Guſtav im Jahre 1627 diejenigen ſeiner Unterthanen, welche etwas beſaßen, unter Verheißung goldener Berge vermocht hatte, ihre Sparpfennige zu Errichtung einer ſogenannten amerikaniſchen Handelskompagnie herzuſchießen. Wirklich waren ziemlich bedeutende Summen bei einander. Plötzlich deckte Guſtav Adolf durch Erlaß vom 20. Mai 1630 a. St. die Hand darauf, indem er erklärte [5]): es ſey rathſam, die Baarſchaft der Südſeekompagnie mit den Geldern der neu errichteten Schiffbaukompagnie für ſo lange zu vereinigen, bis die Umſtände eine abgeſonderte Fortſetzung erſterer Geſellſchaft wieder erlauben würden. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß Einziehung der vorhandenen Baarſchaft das eigentliche Ziel der eben

---

1) S. 138 flg. 174 flg. — 2) Rühs a. a. O. S. 299. — 3) Geijer III, 163
4) S. 174 flg. — 5) Rühs a. a. O. 299 unten flg.

angeführten Worte war. Der Erlaß erregte Schrecken, Unwillen, Verzweiflung unter allen Theilnehmern, die mit einem Streiche ihr Eigenthum und die gehegten Hoffnungen amerikaniſcher Schätze verloren ſahen. Dennoch fleckte auch dieſes gewaltſame Mittel nicht. Als die Flotte, welche ihn nach Teutſchland hinübertragen ſollte, ſchon die See hielt, aber noch durch widrige Winde zurückgehalten wurde, unterhandelte Guſtav Adolf vom Schiff aus mit denſelben Ausſchußmitgliedern der Stände, an welche er ſeine glänzende Abſchiedsrede gerichtet, unaufhörlich wegen weiterer Geldverwilligungen. Die Antwort der ſo ſchwer Beſtürmten lautete verneinend — ſie hatten ſelbſt nichts. Unter dem $^{9}/_{19}$. Juni, 15 Tage vor der Landung auf Pommerns Küſte, erließ der König das letzte Schreiben in dieſer vergeblichen Sache[1]). Auch in den erſten Zeiten des teutſchen Kriegs war die Geldklemme ſo groß, daß Guſtav ſich dazu hergeben mußte, den oberſten Markebenter des Heeres zu machen, d. h. an Löhnungstagen für eigene Rechnung Wein und Bier im Lager auszapfen zu laſſen[2]). Erſt nachdem er durch die Schlacht bei Breitenfeld den Zugang in das Paradies des teutſchen Reichs, das Main- und Rheingebiet geöffnet, begann die lange Ebbe der ſchwediſchen Schatzkammer zu ſchwinden, die Fluth fieng an zu ſchwellen. Beim Tode Guſtav's hatte der Pfalzgraf Johann Caſimir, den Jener mit Verwaltung der Finanzen betraute, acht Tonnen Goldes aufgeſpart[3]). Wie dieß gelingen konnte, weiſen die Schuldbücher mancher teutſchen Städte aus, in deren Rechnungen heute noch große zu Gunſten Guſtav Adolf's gemachte Auslagen laufen. Die Geldklemme der Krone ſowie die Nothwendigkeit zu gleicher Zeit auf verſchiedenen Seiten möglichen Angriffen die Spitze zu bieten, war ſchuld daran, daß Guſtav ein verhältnißmäßig ſo kleines Heer nach Teutſchland hinüberführte. Bereits ſtanden 9000 Mann unter Leßley's Befehlen in Stralſund[4]), das eroberte Preußen deckte der Kanzler Oxenſtierna mit etwa 8000—10,000 Mann[5]), in Schweden ſelbſt blieb die Landwehr zurück[6]) zu Vertheidigung gegen etwaige Anfälle Dänemarks, dem man zu mißtrauen guten Grund hatte. Das Volk, welches Guſtav zur Einſchiffung erübrigte, belief ſich auf 92 Fahnen zu Fuß und 16 zu Pferde, nemlich 1) geborne Schweden: 8 Fahnen ſmaländiſcher Reiter unter dem Grafen Per Brahe, acht dergleichen unter dem Obriſten Erich Soop; dann zu Fuß zwei Fahnen Lichnofsky und Heusler, 4 ſchwediſche Regimenter jedes zu 8 Fahnen unter den Oberſten Nils

[1]) Geijer III, 40. — [2]) Rühs a. a. O. S. 227 oben. — [3]) Daſ. S. 229 und Mauvillon a. a. O. S. 215 Note 3. — [4]) Siehe oben S. 660— [5]) Rühs a. a. O. S. 150. — [6]) Geijer III, 153 Note 1.

Brahe, Georg Johansſon, Lars Kagg, und Carl Hard, drei Squadronen zu 4 Fähnlein jede, unter Joachim Brahe, Axel Lilje und Axel Duval. 2) geworbene Teutſche, die Fußregimenter Dieterich Falkenberg und Claus Diederich, jedes zu 8 Fähnlein, das Regiment des Generalmajors Kniphauſen zu 12, und das des Oberſten Mitſchefal zu 8 Fähnlein, vom Regiment Hall, deſſen Stamm in Stralſund lagerte, zwei Fähnlein; endlich 3) acht Fahnen Schotten unter Oberſt Mackey[1]). Aber obgleich der Geſchichtſchreiber des ſchwediſchen Kriegs die Zahl der Fahnen genau berechnet, ſchweigt er von dem Geſammtbetrage der Mannſchaft, welche anzugeben um ſo verdienſtlicher geweſen wäre, da die Stärke einer Fahne (Compagnie) zwiſchen 100 und 200 Soldaten ſchwankte. Sachverſtändige vermuthen, daß die Heeresmaſſe, welche Guſtav über die Oſtſee führte, höchſtens auf 15,000 Mann geſchätzt werden dürfe[2].) Der König ergriff mehrere Maaßregeln, welche auf die Abſicht hindeuten, vor der Welt die Geringfügigkeit ſeiner Streitkräfte zu verbergen. Während der Unterhandlungen mit Frankreich, von denen gleich die Rede ſeyn wird, wollte er die Zahl der Regimenter, die nach Teutſchland ziehen ſollten, niemals angeben[3]), auch erließ er im Frühling 1630 den Befehl, daß Niemand ohne königlichen Paß das Reich verlaſſen dürfe[3]). Offenbar iſt Geijer's Vermuthung begründet, letztere Anordnung ſey darum getroffen worden, damit das Ausland, nicht ſowohl über die Thatſache ſchwediſcher Rüſtungen — denn ſie war aller Welt bekannt — wohl aber über den Umfang derſelben keine ſichere Nachricht erhalte.

Man begreift, daß Guſtav bei ſolcher Beſchaffenheit der Umſtände auf Unterhandlungen faſt noch größeren Werth legte als auf die Rüſtungen. Dieſe Unterhandlungen ſollten theils Schweden während des teutſchen Kriegs gegen Angriffe von anderer Seite her decken, theils die öffentliche Meinung für den teutſchen Zug gewinnen, theils dem Könige fremdes Geld und fremde Mannſchaft zuführen. In erſterer Hinſicht kam vor Allem Dänemark in Betracht.

Von der feindſeligen Geſinnung Chriſtian's IV. gegen Schweden ſind früher viele Beweiſe angeführt worden. Seine Macht war durch den unglücklichen teutſchen Krieg ſehr geſchwächt worden, aber ſeine Eiferſucht gegen Guſtav Adolf um Nichts gemindert. Noch während die Friedensunterhandlungen zu Lübeck ſchwebten, hatte man eine Zuſammenkunft beider Könige veranſtaltet. Sie trafen ſich den 20. Febr. 1629 (a. St.) auf dem Prieſterhofe Ulfsbeck in Smaland an der ſchoniſchen Grenze. Guſtav Adolf ſchlug vor, ſowohl zu Lübeck als auch nachher gemeine

---

[1]) Chemnitz a. a. O. I, S. 48. — [2]) Geijer III, 163. — [3]) Daſ.

Sache gegen den teutſchen Kaiſer wegen eines feſten Friedens zu machen, und die alten Bündniſſe zwiſchen Dänemark und Schweden zu erneuern. Als Chriſtian IV. auswiech, fragte Guſtav ſeinen Nachbar um guten Rath, wie ein Krieg gegen Teutſchland am Beſten geführt werden möge? Chriſtian IV. antwortete mit der Gegenfrage: „was denn Guſtav mit dem Kaiſer zu ſchaffen habe und warum er ſich in die teutſchen Händel miſchen wolle". Guſtav ſchwieg, Beide trennten ſich in übler Stimmung [1]). Des Dänen Eiferſucht blieb nicht bei ſolchen Aeußerungen ſtehen, allen Oberſten, die in ſeinem Solde gefochten, rieth Chriſtian IV. dringend von dem ſchwediſchen Dienſte ab, und einmal ſagte er [2]) in der Trunkenheit, wenn Guſtav Adolf einen Zug nach Teutſchland unternehme, werde er Schweden in ſeiner Abweſenheit angreifen. Guſtav Adolf, der die Geheimniſſe des Dänenkönigs durch deſſen Geliebte, Chriſtina Munk, erfuhr, welche im Solde Schwedens ſtand, war während des teutſchen Kriegs ſtets wider einen däniſchen Angriff auf der Hut, und ſuchte ſich auf der Stelle zu rächen. Chriſtian hatte, in der Vorausſetzung vom Kaiſer nicht geſtört zu werden, einen Zollſtreit mit Hamburg angefangen. Der König von Schweden munterte nun unter der Hand die Stadt auf, ſich den däniſchen Anmaßungen zu widerſetzen, und bot ihr Beiſtand an. Dänemark war ſo geſchwächt, daß die Hamburger wirklich zu den Waffen griffen, und die däniſche Flotte ſchlugen [3]).

Ein zweite Unterhandlung, ungefähr von gleichem Werth, ward mit dem Kaiſer eingeleitet. Unter Brandenburgs und Dänemarks Vermittlung verſprachen Ferdinand II. und Schweden im Frühling 1630 Geſandte des Friedens wegen nach Danzig zu ſenden. Guſtav Adolf ließ [4]) den Kaiſerlichen folgende Punkte ſchriftlich überreichen: er ſey bereit, auf alle Feindſeligkeit zu verzichten und ſeine Beſatzung aus Stralſund zurückzuziehen, wenn 1) der ober- und niederſächſiſche Kreis von den kaiſerlichen Heeren gänzlich geräumt; 2) die an den Küſten der Oſt- und Nordſee gelegenen Schanzen geſchleift; 3) alle Häfen dem freien Handel wie früher geöffnet würden; 4) wenn der Kaiſer verſpreche, keine Kriegsſchiffe zu bauen, keine Flotte auslaufen zu laſſen, und wo ſchon Orlogſchiffe ausgerüſtet ſeyen, dieſelben abzutakeln; 5) wenn die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, die Grafen von Oldenburg und Oſtfriesland, und alle unterdrückten Stifter und Biſthümer wieder hergeſtellt würden; 6) im Falle der Rath der Kurfürſten und der Reichstag die Herzoge von Mecklenburg für ſchuldig erkennen und ihnen eine Geldſtrafe auferlegen ſollte,

---

[1]) Geijer III, 156. Aus des Königs eigenem Schreiben an Oxenſtierna. — [2]) Rühs a. a. O. S. 148. — [3]) Rühs a. a. O. S. 148 Geijer III, 157 — [4]) Mauvillon S. 208 unten flg. Rühs 147 unten flg. Geijer III, 160 flg.

ſo verbürge ſich die Krone Schweden für gedachte Herzoge bis zur Summe von einer Million Thaler, wogegen aber auch die Wiedereinſetzung ſchleunig und ohne Vorbehalt vor ſich zu gehen habe; 7) die Stadt Stralſund müſſe ihre vorigen Rechte wieder erhalten, auch jeder durch die friedländiſche Belagerung zugefügte Schaden erſetzt werden; 8) der römiſche Kaiſer müſſe verſprechen, den Feinden Schwedens nie und nimmermehr Vorſchub zu thun."

Dieſe Bedingungen lauteten ſo, wie ſie etwa ein Sieger mit dem Schwerte in der Hand nach zwei oder drei gewonnenen Hauptſchlachten dem überwundenen Feinde auferlegen kann. Oxenſtierna, welcher ſchwediſcher Seits mit der Unterhandlung beauftragt war, hegte ſo ganz keinen Zweifel über die Nichtannahme, daß er ſich nicht einmal die Mühe gab, die Poſſe zu Ende zu ſpielen. Er verfügte ſich gar nicht nach Danzig, ſondern ſchrieb von Memel aus an die Friedensvermittler nach Danzig, daß er ihnen hiemit die Anträge ſeines Gebieters überſchicke, von welchen derſelbe um kein Haar breit abweichen werde. Kaiſerlicher Seits erſchien zwar der Burggraf Hannibal von Dohna im April 1630 auf dem Platze der Zuſammenkunft, aber in den Briefen, die er in der Sache wechſelte, gab er Guſtav Adolf nicht einmal den Titel „König von Schweden," folglich konnte er auch nicht abgeſchickt ſeyn, um eine Uebereinkunft zu ermöglichen. Nachdem er bis in den Monat Juni auf die Ankunft ſchwediſcher Bevollmächtigter vergeblich gewartet, verließ er Danzig [1]). Die Sache, die auf Nichts angelegt war, zerrann auch ins Nichts. Eigentlich hatte blos Chriſtian IV. ernſtliche Abſichten dabei gehabt [2]), aber nur in gewiſſem Sinne: er wünſchte, daß die Vermittlung zu Stande komme, damit Guſtav keine Eroberungen in Teutſchland machen könne. Der Kaiſer beabſichtigte den Schwedenkönig durch leere Worte noch eine Weile hinzuhalten, damit er Zeit gewinne, um je nach dem Ausgang des Regensburger Reichstags ſeine Maaßregeln gegen Guſtav zu treffen, und dieſem war endlich daran gelegen, zu den Vorwänden des Kriegs gegen den Kaiſer noch einen neuen der böswilligen Verweigerung angebotenen Friedens beizufügen.

Geldhülfe erwartete Guſtav von Seiten Frankreichs, Englands, Hollands. Derſelbe franzöſiſche Unterhändler Charnacé, der, wie im erſten Buche vorliegenden Werks erzählt worden [3]), nicht wenig zum Abſchluſſe des Altmarker Waffenſtillſtandes beigetragen hatte, war Mitte Nov. 1629 nach Schweden hinübergeſegelt [4]), um Guſtav Adolf

---

[1]) Khevenhiller XI, 1146. — [2]) Mémoires de Richelieu VI, 419 unten
[3]) Oben S. 216 flg. — [4]) Mémoires de Richelieu V, 150 flg.

zu bereden, daß er Unterſtützung vom Pariſer Hofe begehre. Obgleich Guſtav zum teutſchen Kriege feſt entſchloſſen war und Geld bedurfte, empfing er den Franzoſen kalt, um ſeiner Würde nichts zu vergeben. Charnacé reiste gegen Ende des Jahres 1629 nach Coppenhagen ab, wo er jedoch nur kurze Zeit weilte. Im Januar 1630 erhielt er Befehl aus Paris von Neuem mit Guſtav zu unterhandeln. Nun gieng Charnacé zum zweitenmale nach Schweden [1]). In Weſteräs ward er Mitte März 1630 vom Könige empfangen und ſtellte demſelben vor, daß alle Herzen ihm zufliegen würden, wenn er nach Teutſchland hinüberzöge, daß die Teutſchen, müde der unmenſchlichen Herrſchſucht des Kaiſers, ſich nach dem ſchwediſchen Befreier wie die Juden nach einem Meſſias ſehnten, daß Guſtav mit leichter Mühe Pommern von den friedländiſchen Völkern ſäubern, von da Schleſien, Mähren, Böhmen, kurz ſämmtliche öſterreichiſche Erbländer erobern, Ferdinand II. für immer demüthigen könne. Charnacé gieng noch weiter, er eröffnete [2]) dem Schwedenkönige Ausſicht auf — das byzantiniſch-türkiſche Kaiſerthum des Morgenlandes, verſichernd, daß Guſtav, unterſtützt von der reichen und mächtigen Krone Frankreich, die ihm ſtets wohlgeneigt bleiben werde, umſtrahlt von dem hohen Ruhme, den ſeine Tugenden bereits erworben, geliebt und bewundert von aller Welt, jedem Unternehmen gewachſen ſey. Man ſieht, Richelieu ließ durch den Mund ſeines Unterhändlers dem Schwedenkönige Dinge vorſprechen, an welche dieſer gar nicht dachte, ſuchte aber dagegen um ſo vorſichtiger den wahren Wünſchen Guſtav's auszuweichen. Charnacé war mit ſeinen Schmeicheleien nicht an den rechten Mann gekommen. „Guſtav Adolf", heißt es [3]) in den Denkſchriften des Cardinals, „beantwortete Charnacé's Anträge mit ſehr viel Scharfſinn und ſehr viel Würde. Nachdem er für das großmüthige Anerbieten der Krone Frankreich ihm zu ſo großen Dingen zu verhelfen gedankt, fuhr er gegen Charnacé fort: über die Stimmung in Teutſchland habe ich Nachrichten, die mit euren Ausſagen ſchlecht übereinſtimmen, der Kurfürſt von Sachſen hat einem meiner Geſchäftsleute rund heraus erklärt, daß er, wenn ich in Teutſchland einfallen würde, entſchloſſen ſey ſeine Truppen mit denen des Kaiſers zu vereinigen, um mich gemeinſam zu vertreiben, er hat Briefe, die ich an ihn ſchrieb, gar nicht angenommen. Ich weiß ferner, daß, ſobald ich in Teutſchland lande, der Kurfürſt von Baiern mit den Völkern der Liga mir als der Erſte in Weg treten wird; ich bin unterrichtet daß Tilly wiederholt und öffentlich geäuſſert hat, wie er nur darum länger

---

[1]) Daſ. Vol. VI, 598 flg. — [2]) Daſ. S. 402. — [3]) Daſ. S. 403 unten flg.

zu leben wünſche, um mit Schweden bis auf den Tod zu kämpfen und in dieſem Kampf zu ſiegen oder zu ſterben". Guſtav hatte in letzterem Satze den Punkt berührt, über den ſich Frankreich und Schweden nie vereinigen konnten. Beide waren nur in dem einen Wunſche der Demüthigung des teutſchen Kaiſers einig, in allen andern giengen ihre Zwecke weit auseinander. Guſtav wollte als Held und Retter der evangeliſchen Kirche in Teutſchland auftreten und die Herzen des Volkes gewinnen. Als ſolcher mußte er unerſchütterlich auf Wiederherſtellung der vertriebenen proteſtantiſchen Reichsfürſten, namentlich des Kurpfälzers ſowie auf Rücknahme des Reſtitutionsedikts beſtehen. Nun war es der Kurfürſt von Baiern, der das Erbe des Pfälzers an ſich gebracht, und als Vorkämpfer des römiſchen Stuhles jenes furchtbare Geſetz erzwungen hatte. Folglich legten dem Schwedenkönige gebieteriſche Rückſichten der Ehre und des Vortheils die Pflicht auf, ſeine Waffen eben ſo ſehr ja noch mehr gegen den bairiſchen Kurfürſten als gegen den Kaiſer zu kehren. Ganz andere Abſichten hegte Frankreich. Nach Richelieu's Plane ſollte ſich Guſtav, — wie ein Söldner — gegen Ferdinand brauchen laſſen, aber nichts für die evangeliſche, nichts gegen die katholiſche Kirche unternehmen dürfen, namentlich ſollte er ſich zur Schonung gegen den alten Bundesgenoſſen Frankreichs Maximilian von Baiern verbindlich machen[1]). Da der Cardinal wußte, daß der König kein Geld hatte, hoffte er ihn mit einem Solde von 3 Tonnen Goldes zu kirren, er ſuchte überdieß den geſunden Verſtand des Schweden durch jene Luftſchlöſſer eines morgenländiſchen Kaiſerthums zu umnebeln. Wäre Guſtav auf die Anträge eingegangen, ſo würde man ihn ſeiner Zeit als ausgebrauchtes Werkzeug zur Seite geſchoben haben. Aber Richelieu und Charnacé hatten ſich verrechnet. Unter dem $^{17}/_{27}$. März ſchrieb[2]) Guſtav Adolf an den Reichskanzler nach Preußen: „die Urſache, warum Wir dieſes Mal mit Charnacé zu Weſteräs nicht haben eins werden können, iſt, daß wir nicht für gut befunden, uns dreier Tonnen Goldes wegen der Willkühr des Königs in Frankreich zu unterwerfen." Die Unterhandlung wurde abgebrochen. Richelieu ſagt[3]) ſelbſt: „der ſchwediſche König ſtürtzte ſich in den teutſchen Krieg, ohne franzöſiſcher Hülfe verſichert zu ſeyn." Doch ſah Guſtav voraus, daß Charnacé ſchon von ſelbſt wieder kommen würde, eine Vermuthung, welche der Erfolg beſtätigt hat. Wahrlich das Betragen Guſtav's gegen den Franzoſen war eines germaniſchen Herrſchers würdig!

---

[1]) Daſ. S. 598. — [2]) Geijer III, 162 Note 3. — [3]) Mémoires VI, 413.

Einen gleich läßigen Erfolg hatten Guſtav's Unterhandlungen mit Holland und Britannien. Schon im Jahre 1629 ließ er den Generalſtaaten das Anerbieten machen, gegen eine monatliche Hülfe von 100,000 Gulden, 26,000 Mann nach Teutſchland zu führen. Aber die Staaten wieſen damals den Antrag ab, nicht blos weil ſie der Macht, ſondern weil ſie dem Ehrgeize des Königs mißtrauten. Ueber dieſe Beweggründe äußerte ſich [1]) der Prinz Erbſtatthalter, Friedrich Heinrich von Oranien, gegen einen heſſiſchen Abgeordneten, Hermann Wolf, alſo: „große Schwierigkeiten ſtünden einem Bund mit Schweden im Wege, namentlich die Meinung der Niederländer, auf eigenen Füßen ſtehen zu können, wenn auch ganz Teutſchland unterjocht werde, ihr Mißtrauen gegen die teutſchen Fürſten, deren Stand nicht mit ihrer (bürgerlichen und kaufmänniſchen) Ariſtokratie zuſammenpaſſe, endlich die Beſorgniß, daß wenn Guſtav mit ihrer Hülfe ſiege, ſie ſich ſelbſt das Schickſal von Carthago bereiten würden." Letztere Befürchtung war keineswegs übertrieben. Mochte der Kaiſer Herr in Teutſchland werden, oder Guſtav Adolf, mochte die römiſche Kirche ſiegen, oder die lutheriſche, jedenfalls, wenn Germanien unter einen Hut kam, würde man mit jenen abgefallenen Niederteutſchen ein Wort darüber geſprochen haben, ob ſie zum Reiche zurückkehren wollen, ob nicht? Aus dem Zeugniſſe, das wir ſogleich anführen werden, erhellt, daß Guſtav während des teutſchen Kriegs ziemliche Summen aus Holland bezogen hat. Was England betrifft, ſo hatte der brittiſche Geſandte, Thomas Roe, der nicht nur zu Altmark, ſondern auch im Frühjahr 1630 bei den vergeblichen Unterhandlungen in Danzig für die Schweden ſeine Beredtſamkeit aufwandte, keine Vollmacht, wegen engliſcher Geldzuſchüſſe abzuſchließen [2]). Später kam jedoch ein Vertrag zu Stande. Guſtav erhielt während des teutſchen Kriegs aus England Geld und Volk. Im Allgemeinen verſichert [3]) Guſtav's Tochter, die Königin Chriſtina, ihr Vater ſey von England und Holland ebenſo gut als von Frankreich mit Geld unterſtützt worden. Eine Nachricht [4]), welche mir jedoch nicht beglaubigt und genau ſcheint, ſchätzt die Geſammtſumme der Subſidien, welche der Schwedenkönig während des teutſchen Kriegs jährlich von Frankreich und England bezogen haben ſoll, auf 7 Tonnen Goldes.

Aus Teutſchland konnte Guſtav vorerſt keine Zuſchüſſe erwarten, theils weil alle proteſtantiſchen Länder fürchterlich durch den Krieg ausgeſogen waren, theils weil die Fürſten vor des Kaiſers Uebermacht bebten.

---

[1]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 82. — [2]) Man vergl. den Brief von Sir Thomas bei Mauvillon S. 209 unten flg. — [3]) Mémoires concernant Christine III, 18. — [4]) Ebendaſ.

Das unglückliche Schickſal derer, die mit Dänemark gemeine Sache gemacht, ſtand wie ein drohendes Geſpenſt auch vor Denen, welche ſich ſonſt gerne für die ſogenannte teutſche Freiheit erhoben hätten. Um wenigſtens für einen künftigen Anſchluß den Weg anzubahnen, ſchickte der König ſeinen Hofmarſchall Dietrich v. Falkenberg nach Teutſchland voraus. Falkenberg beſuchte insgeheim die Höfe von Kaſſel und Weimar[1]). Der Landgraf von Heſſen, ſo wie die Weimarer Herzoge, in Verzweiflung getrieben durch die Uebermacht des Kaiſers und der Liga, gaben die beſten Verſicherungen, der ſchwediſchen Sache beizutreten, wenn Guſtav Adolf eine hinreichende Macht entfalten werde. Allein die größern regierenden Herren im Reiche, die etwas zu verlieren hatten, namentlich die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, zogen ſich ſcheu zurück. Herzog Bogislav von Pommern, als deſſen Befreier ſich Guſtav Adolf ankündigte, beſchwor, wie unten gezeigt werden ſoll, den König in dem Augenblicke da er zu Schiffe ſteigen wollte, um Himmels Willen zu Hauſe zu bleiben. Kurz mit welcher Sehnſucht auch das proteſtantiſche Volk im nördlichen Teutſchland auf die verheißene Ankunft der nordiſchen Befreier harren mochte, von den Fürſten durfte Guſtav Adolf nicht eher etwas erwarten, bis er durch Siege das Recht auf Zutrauen erworben. Zwar hatte er Verſuche gemacht, Zwietracht zwiſchen den mächtigſten Gliedern der hohen Ariſtokratie und dem Kaiſer auszuſäen, indem er ſchon im Laufe des Jahres 1629 mehrmals an die Kurfürſten ſchrieb[2]), ſich bei ihnen über den Kaiſer beſchwerte, und ſie aufforderte, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Allein er erreichte ſeine Abſicht nicht. Aus Furcht vor Ferdinand II. beantwortete das kurfürſtliche Kollegium Guſtav Adolf's Briefe mit leeren Ausflüchten, und verweigerte ihm ſogar den königlichen Titel, was den König zu Klagen veranlaßte. In einem Briefe[3]) vom $^{7}/_{17}$. April 1630 ſagt er: „entweder aus Vorſatz oder Verſehen hätten die Kurfürſten den königlichen Titel in ihrem letzten Schreiben ausgelaſſen, einen Titel, den er nur Gott, ſeinem Degen und ſeiner gerechten Sache verdanke, und den er bis ans Ende ſeines Lebens zu vertheidigen wiſſen werde, ſo wie er es ſchon ſeit zwanzig Jahren gethan; er würde auch den Brief nicht eröffnet haben, wenn er nicht geglaubt hätte, daß man vielleicht auf Abſtellung ſeiner gegründeten Beſchwerden Bedacht nehme; allein da er in demſelben durchaus keine Vorſchläge zu einem gerechten Vergleiche gefunden, ſo könne man es auch nicht mehr übel auslegen, wenn er nunmehr ſein Recht durch andere Mittel, als durch vergebliche Unter-

---

[1]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 88. — [2]) Richelieu Mémoires VI, 414. — [3]) Londorp. IV, 77. Geijer III, 172, Note 2.

handlungen zu erhalten ſuche u. ſ. w.“ Man ſieht, zur Zeit, da er auf teutſchem Boden landete, konnte Guſtav blos auf ſein Schwert und — auf das zwiſchen dem Kaiſer und der Liga ausgebrochene tödtliche Zerwürfniß bauen.

Eröffnet wurden die Feindſeligkeiten Ende März 1630 von Stralſund aus, drei Monate, ehe Guſtav Adolf zu Schiffe ſtieg. Die Inſel Rügen, welche Stralſund beherrſcht, befand ſich noch immer in der Gewalt der Kaiſerlichen. Allein es fiel denſelben ſchwer ſich zu halten, weil die Umgegend ausgeraubt war, und weil die ſchwediſche Garniſon zu Stralſund die Zufuhr vom feſten Lande her erſchwerte. Auch ließ ſich vorausſehen, daß Guſtav Adolf Allem aufbieten werde, um ſich des Eilandes zu bemächtigen. Deßhalb wurde eine Intrike angezettelt. Auf des Kaiſers Verlangen bot der Grundherr von Rügen, Herzog Bogislas von Pommern, der ſich vor dem fremden Helfer um ſo mehr fürchtete, je näher ſeine erwartete Ankunft heranrückte, die Inſel dem Könige von Dänemark um eine große Summe zum Kaufe an [1]). Chriſtian IV. gieng auf das Anerbieten ein, das kaiſerlicher Seits ſehr gut berechnet war; denn da Guſtav Adolf Rügens bedurfte, um Stralſund behaupten zu können, ſo wäre er, wenn der Verkauf vor ſich gieng, in einen Krieg mit Dänemark verwickelt worden. Währenddem die Unterhandlung wegen des Kaufes noch ſchwebte, gab Guſtav Adolf ſeinem Befehlshaber in Stralſund, Leßley, Befehl, ſich der Inſel mit Gewalt zu bemächtigen. Leßley ſetzte in den letzten Tagen des Märzmonats hinüber, und vertrieb die Kaiſerlichen aus einigen Schanzen, doch blieben zwei andere in ihrer Gewalt bis Anfang Juni, wo ſie gänzlich vertrieben wurden und ſich nach Greifswalde zurückzogen [2]).

Im Mai 1630 waren die Rüſtungen vollendet. Guſtav berief die Stände des Reichs, wiewohl nicht alle, ſondern nur die, welche entweder zunächſt wohnten, oder auf deren Zuſtimmung zum teutſchen Kriege er rechnen durfte, nach Stockholm. Den $^{19}/_{29}$. Mai nahm er Abſchied von der Verſammlung und — auch von ſeinem Heimathlande, das er nicht mehr ſah. Wie ein Mann, der dem Tod entgegengeht, hatte er ſein Haus beſtellt. Zuerſt ließ er die anweſenden Stände ſeiner Tochter Chriſtine den Eid der Treue ſchwören, als künftiger Königin und Regentin des Reichs, im Fall er, der König, mit Tod abgehen ſollte. Der frühere Reichstagsbeſchluß, durch den die junge

---

[1]) Man vergl. Geijer III, 157 Note 1. — [2]) Chemnitz a. a. O. I, 43 flg.

Prinzeſſin zur rechtmäßigen Thronfolgerin in Schweden erklärt worden war, wurde abgeleſen und aufs neue beſtätigt, dann erfolgte die Vorleſung ſeines letzten Willens, wie es während ſeiner Abweſenheit oder der Minderjährigkeit ſeiner Tochter mit der Regierung gehalten werden ſollte. Alle Geſchäfte blieben vermöge dieſer Anordnung in den Händen des Reichsrathes; die Königin ward ausdrücklich von aller Theilnahme ausgeſchloſſen. Hierauf nahm er ſeine Tochter in die Arme und empfahl ſie den Ständen mit ſo rührenden Worten, daß die ganze Verſammlung bewegt wurde; er mußte einige Zeit nach Faſſung ringen, um ſeine letzte Rede zu halten [1]). Zuerſt dankte er den Ständen für die Bereitwilligkeit, mit der ſie genehmigt hätten, was zur Sicherheit des Reichs für nöthig erachtet worden. Dann auf die Urſachen des teutſchen Zuges übergehend, fuhr er fort: „Niemand glaube, daß ich mich in dieſen neuen Krieg leichtſinniger Weiſe und ohne gute Gründe ſtürze. Ich rufe den allmächtigen Gott, in deſſen Gegenwart ich rede, zum Zeugen auf, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Man hat mich vielmehr wiederholt dazu gezwungen. Der Kaiſer hat mich in der Perſon meines Geſandten aufs tiefſte beleidigt, er leiſtet meinen Feinden Vorſchub, verfolgt meine Glaubensbrüder, die teutſchen Proteſtanten, die unter dem Joche des Papſtes ſeufzen, und Hülfe flehende Hände nach uns ausſtrecken. Wenn es Gott gefällt, ſoll ihnen die Hülfe auch zu Theil werden. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgeſetzt ſeyn wird. Je öfter ich mich denſelben bloßſtelle, deſto weniger darf ich hoffen, ihnen in die Länge zu entgehen. Zwar hat mich die göttliche Vorſehung wunderbar behütet, aber ich werde endlich doch in der Vertheidigung des Vaterlandes ſterben. Deßhalb empfehle ich Euch alle, ehe ich von hinnen ſcheide, dem Schutze des Allmächtigen, ich flehe Ihn an, über Euch ſeinen zeitlichen und ewigen Segen auszuſchütten, damit wir uns nach dieſem kurzen Erdenleben in der Ewigkeit wiederſehen mögen.“

An Euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerſt. Gott erleuchte Euch, damit Ihr fortfahren möget, Eurem hohen Berufe würdig und zum Wohlgefallen des Höchſten obzuliegen, der einſt von allen unſern Handlungen Rechenſchaft fordern wird. Er erfülle Euch mit Weisheit in der Führung Eures Amtes. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Zeigt Euch immerdar als würdige Enkel jener alten Gothen, deren Ruhm einſt ſo hell ſtrahlte, wenn er auch jetzt im Auslande in Vergeſſenheit gerathen iſt. Beweiſet künftig denſelben Muth, von dem Ihr während meiner Regierung ſchon ſo viele Beweiſe abgelegt habt, und ſeyd

---

[1]) Franzöſiſch bei Mauvillon S. 216. Wo der Text ſchwediſch gedruckt ſteht, zeigt Rühs a. a. O. S. 150.

verſichert, daß Ehre und jeder andere Lohn der Tugend Euch nicht entgehen wird. Euch, Ihr Diener der Kirche, ermahme ich zur Eintracht und Verträglichkeit, ſchärfet meinem Volke, deſſen Herz Ihr beſitzet, jede geiſtliche und bürgerliche Tugend ein, und haltet es an zum Gehorſam gegen die Obrigkeit. Gebet ſelbſt durch unſträflichen und frommen Wandel ein Vorbild der Sittenreinheit, die Ihr prediget. Fahret fort, die reine Lehre des Evangeliums zu verkündigen, hütet euch vor Hochmuth und Geiz, ſeid demüthig, mitleidig und beſcheiden, dadurch werdet Ihr Eure Gemeinden im Frieden erhalten. Euch, Ihr Deputirte des Bürger- und Bauernſtandes, wünſche ich, daß Gott die Arbeit Eurer Hände ſegnen, Eure Felder fruchtbar machen, Eure Scheunen mit Gütern anfüllen möge. Ich ſchicke für alle abweſende wie gegenwärtige Unterthanen dieſes Reichs die aufrichtigſten Wünſche zu Gott empor. Ich rufe Euch mein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer! vielleicht ſehen wir uns jetzt zum letzten Male."

Thränen drangen in die Augen Guſtav Adolf's bei den letzten Worten. Alle Anweſende waren tief gerührt, das Gefühl machte ſich durch Schluchzen Raum. Guſtav Adolf ſchloß nach einigem Stillſchweigen mit einem Gebet aus dem 90ſten Pſalm: „Herr, kehre dich wieder zu uns und ſey deinen Knechten gnädig. Ueberſchütte uns frühe mit deiner Gnade, ſo wollen wir dich rühmen und fröhlich ſeyn unſer Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern, der Herr unſer Gott ſey uns freundlich und fördere das Werk unſerer Hände, ja, das Werk unſerer Hände wolle er fördern. Amen!" Um den Segen des Himmels für ſein Unternehmen zu erflehen, hatte Guſtav ſchon zuvor im ganzen Reiche drei große allgemeine Buß- und Bettage auf den erſten Freitag in den Monaten Julius, Auguſt und September angeordnet, damit alles Volk ſich beim Gottesdienſt einſtelle, und den Tag mit Faſten und Beten begehe. Lange Zeit nach Guſtav Adolf's Tode dauerte dieſer fromme Gebrauch fort [1]).

Die Einſchiffung des Heeres erfolgte zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag. Acht und zwanzig Fregatten und viele kleine Transportſchiffe, ſtanden zur Aufnahme der Truppen bereit. Außer großen Vorräthen an Kugeln, Schießbedarf, Schanzzeug, Hacken, Spaten, Schaufeln, wurde eine Maſſe leichter Geſchütze an Bord gebracht, die im Laufe des teutſchen Kriegs den Schweden treffliche Dienſte leiſteten. Khevenhiller ſagt [2]): „der König hatte eine Menge kleiner ſchöner Regimentsſtücke, damit er ſo geſchwind zu ſchießen wußte, daß er wohl achtmal feuerte, ehe ein Musketir

---

[1]) Chemnitz I, 49. — [2]) Annales XI, 1290 oben.

ſechsmal zum Schuſſe kam.“ Oberſt über das Geſchütz war Lenhard Torſtenſohn, der ſich ſeitdem hohen Ruhm erwarb. Während der Einſchiffung erſchienen Geſandte des Herzogs von Pommern [1]); ſie flehten im Namen ihres Gebieters, Guſtav Adolf möchte doch in Pommern nicht landen, weil dieſe bereits ſchon ſo ſchwer verheerte Landſchaft ſonſt der Sitz des Krieges würde. Dieſe Bitte war, wie man ſich denken kann, vergeblich, Guſtav Adolf wies die Redner mit Vorwürfen über die Zaghaftigkeit ihres Herrn ab. Er erhielt hier den erſten Vorgeſchmack von Unannehmlichkeiten, die ihn drüben in reichem Maaße treffen ſollten. Ende Mai wurden die Anker gelichtet, aber widrige Winde hielten die Flotte bis in Juni auf. Am 24. dieſes Monats (a. St.) erſchien Guſtav Adolf während eines heftigen Donnerwetters auf der Höhe der Inſel Uſedom vor der Peenemündung [2]). Es war das Johannisfeſt und merkwürdigerweiſe derſelbe Tag, an dem 100 Jahre zuvor die Lutheraner zu Augsburg ihr Glaubenbekenntniß dem Kaiſer und Reich übergeben hatten. Die Ausſchiffung geſchah auf flachen Böten, deren jedes 200 Mann und 2 Feldſtücke faßte. Nachdem Guſtav Adolf Teutſchlands Boden betreten, ſtürzte er nieder auf die Kniee, und dankte dem Himmel für die glückliche Fahrt in einem Gebete, das Khevenhiller [3]) und Andere wörtlich kennen wollen. Im Uebrigen vergaß er ob dem Dank gegen den Himmel irdiſche Vorſichtsmaßregeln nicht, er ergriff eigenhändig einen Spaten und warf Erde auf, um ſeinen Soldaten ein gutes Beiſpiel zu geben. Eine kleine Schanze ſtand am Ufer, welche die Dänen im Jahre 1628 errichtet hatten; man ſetzte ſie eilends in Stand, und dehnte die Arbeiten nach und nach bis über das Dorf Peenemünde hinaus. Am Abend des 25. Juni war das ganze Heer nicht nur gelandet, ſondern auch verſchanzt; die eine Hälfte der Regimenter hatte unaufhörlich in der Erde gewühlt, während die andere mit den Waffen in der Hand die Arbeitenden ſchützte. In den zwei folgenden Tagen wurden Pferde, Geſchütz, Schieß- und Mundvorräthe ausgeſchifft, dann ſchickte der König die Flotte fort, um Lebensmittel aus Schweden zu holen, denn das Land war von den Kaiſerlichen völlig ausgeraubt. Guſtav vertröſtete [4]) ſeine Soldaten wegen des knappen Unterhalts mit der Ausſicht auf künftigen Ueberfluß, den ſie ſich durch Waffenthaten erobern müßten. „Er werde dafür ſorgen,“

[1]) Chemnitz I, 30. — [2]) Der alte Irrthum, daß Guſtav auf Rügen gelandet ſey, wird durch die beſten Quellen, namentlich aber durch einen von Geijer (III, 168 Note 1) angeführten Brief Guſtav's vom 29. Juni widerlegt, wo er ſagt: „Wir ſind glücklich angekommen und haben ohne Widerſtand auf Uſedom gelandet.“ — [3]) Annal. XI, 1305 flg. — [4]) Chemniz I, 56 flg.

ſagte er, „daß ſie bald mit dem Feinde zuſammenträfen, der das Land ausgeſogen und bei dem ſie Geld und Gut genug finden würden. Am Siege ſey nicht zu zweifeln, denn ſie hätten dieſelben Kaiſerlichen vor ſich, die den ſtarken Arm der Schweden vor einem Jahre in Preußen empfunden.“ Wenige Kroaten ausgenommen, welche mit leichter Mühe verjagt wurden, zeigte ſich kein Feind. Die Kaiſerlichen waren davon gezogen, nicht ohne vorher die Dörfer und Höfe abzubrennen. Guſtav Adolf hielt ſtrenge Mannszucht. Etliche Tage nach der Landung ließ er unter Trommelſchlag im Lager ausrufen [1]), daß kein Soldat bei Todesſtrafe ſich unterſtehen ſolle, ein Haus abzubrechen oder anzuzünden, irgend einen Bauer zu beleidigen, oder ihm ſein Gut unter irgend welchem Vorwande zu rauben.

Es ſey uns vergönnt, vorliegenden Abſchnitt mit einigen Bemerkungen über den Schriftſteller zu ſchließen, der für den ſchwediſchen Krieg Hauptquelle iſt. Bogislas Philipp Chemnitz, Sohn des Rechtslehrers und Kanzlers der Univerſität Roſtock, Martin Chemniz, wurde 1605 zu Stettin geboren. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien trat er erſt in holländiſche, ſpäter in ſchwediſche Dienſte, ſtieg zum Hauptmann auf, wurde aber ſeitdem vielfach zu diplomatiſchen Geſchäften verwendet. Die Königin Chriſtine erhob ihn in den Adelſtand, und ernannte ihn zum Geſchichtſchreiber Schwedens. Als ſolcher verfaßte er eine Geſchichte des teutſchen Kriegs in ſechs Büchern, von denen jedoch nur zwei im Druck erſchienen ſind. In welchem Geiſte er dieſe Aufgabe löste oder vielmehr löſen mußte, erhellt aus folgender Nachricht, die Geijer [2]) dem ſchwediſchen Reichrathsprotokolle entnimmt: „Im Jahre 1642 wurde Chemnitio der Auftrag ertheilt, die Aktenſtücke, welche während des teutſchen Kriegs ausgegangen, nach des Reichskanzlers Warnungen zu berichtigen.“ Man ſieht, Chemnitz war nicht beſtellt, eine wahre ſondern eine ſchwediſchen Zwecken dienliche Darſtellung des Krieges dem teutſchen Volke aufzutiſchen. Daher muß man ſein Werk mit Vorſicht benützen. In der That iſt es hauptſächlich Chemniz, der vom Charakter des Schwedenkönigs jenes Bild in Umlauf geſetzt hat, nach welchem Guſtav als ein Mittelding zwiſchen einem Soldaten und einem lutheriſchen Heiligen, Pfarrer oder gar Studenten erſcheint. Uebrigens fand ſich Chemniz ſehr leicht in die angewieſene Rolle. Die Teutſchſlaven, denen er angehört, haben ſich mit Vorliebe als begeiſterte Fürſtendiener zu Deklamationen gegen das Kaiſerthum, zu gehäſſigen Angriffen gegen die Religion des alten Reichs brauchen laſſen, während die ſogenannten Reichsländer, deren germaniſches Blut ungemiſcht, der Mehrzahl nach — Ausnahmen gibt es freilich genug — auch nach der unglücklichen Kirchentrennung und

[1]) Daſ. 58. — [2]) III, 194 Note.

bis zur völligen Auflöſung des Reichs, Ehrfurcht vor kaiſerlicher Majeſtät, auch eine gewiſſe Achtung vor dem Glauben ihrer *katholiſchen* Stammgenoſſen bewahrten. Chemniz hat ſeine *gute ſchwediſche* und ſeine ſchlimme teutſche Geſinnung auch außerdem dadurch bewährt, daß er unter dem falſchen Namen **Hippolytus a Lapide** gegen das Kaiſerhaus ein wüthendes Buch ausgehen ließ, welches den Titel führt: de ratione status imperii romano-germanici. Chemniz ſtarb auf dem ſchwediſchen Gute Hallſtädt, das ihm Chriſtine geſchenkt, im Februar 1678.

Zweites Kapitel.

Kriegsmanifeſt. Guſtav Adolf erobert Pommern. Verhandlungen mit dem Herzog Bogislas. Verſuch auf Mecklenburg.

Juni — Dezember 1630.

Da *Guſtav Adolf* ſeinen Kampf mit dem teutſchen Kaiſer ſchon durch die vorjährige Abſendung der Hülfstruppen unter *Arnim* nach Polen für eröffnet anſah, erachtete er es unnöthig, *Ferdinand* II. den Krieg noch beſonders zu erklären, denn er fand es ſeinem Vortheile gemäß, ſich als den angegriffenen Theil darzuſtellen. Hingegen wurde ſchwediſcher Seits um dieſe Zeit in lateiniſcher und teutſcher Sprache unter dem Titel, „Urſachen wodurch der König von Schweden, *Guſtav Adolf*, endlich gezwungen, mit einem Kriegsheer ſich auf teutſchen Boden zu begeben,“ eine Schrift verbreitet, welche der Sache des Königs den Beifall der öffentlichen Meinung verſchaffen ſollte. Dieſes Aktenſtück [1]) iſt zu lang, um ganz mitgetheilt zu werden. Wir begnügen uns ſeinen Hauptinhalt anzugeben: „Es iſt ein altes Sprüchwort, daß Niemand länger Frieden genießen kann, als ihm ſeine Nachbarn vergönnen. Die Wahrheit dieſes Satzes hat der König von Schweden ſeit mehreren Jahren zu ſeinem Nachtheile empfunden, und empfindet ſie noch täglich. Wiewohl ihm während ſeiner Regierung nichts ſo ſehr am Herzen lag, als mit allen ſeinen Nachbarn und beſonders mit den Ständen des teutſchen Reichs in gutem Frieden zu leben: ſo iſt es ihm doch nicht möglich geweſen, gewiſſen Störern der Ruhe zu entgehen, die zuerſt ganz Teutſchland mit Blut und Mord überſchwemmt haben, und ſpäter auch die Sicherheit des ſchwediſchen Reiches antaſteten. Der König von Schweden hat Alles gethan, um den Ausbruch von Feindſeligkeiten zu verhüten, er hat den

1) Abgedruckt bei Londorp IV, 73. Khevenhiller XI, 1290.

dringenden Hülferufen ſeiner teutſchen Glaubens- und Blutsverwandten lange kein Gehör gegeben, weil er die Hoffnung hegte, daß ſich der Kaiſer eines Beſſern beſinnen und aufhören werde, Unſchuldige zu verfolgen. Aber alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos, und ſo ſah ſich der König von Schweden endlich durch die ſtärkſten Beweggründe genöthigt, mit den Waffen in der Hand diejenige Genugthuung zu verlangen, die ſeinen Bitten hartnäckig verweigert worden iſt. 1) Die Kaiſerlichen haben die Briefe, welche der König von Schweden an den Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, ſchrieb, aufgefangen, erbrochen, deren Inhalt bekannt gemacht, und überdieß noch den Boten wie einen gemeinen Verbrecher mißhandelt. 2) Der Kaiſer hat den Zwiſt zwiſchen den Kronen Polen und Schweden heimlich unterhalten, den Frieden hintertrieben, und dem Könige Sigismund große Vorräthe an Korn geſendet, er hat 3) zwei Heere, das eine im Jahre 1627 unter dem Herzog Adolf von Holſtein, das zweite im Jahre 1629 unter dem Feldmarſchall Arnim, nach Polen geſchickt, um dort offen gegen die Schweden zu fechten. 4) Ohne vorgängige Unterſuchung und wider alles Recht hat der Kaiſer zwei Vettern des Königs von Schweden, die Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albert von Mecklenburg, ihrer Länder beraubt und ihr Eigenthum dem General Wallenſtein widerrechtlich geſchenkt. 5) Der Kaiſer hat ſich zum Herrn der Oſtſee machen wollen, und zu dieſem Zwecke viele Seehäfen in Niederſachſen und Pommern beſetzt, eine beträchtliche Zahl Schiffe ausgerüſtet und die Admiralitätswürde auf jenem Meere vergeben. Dieß waren eben ſo viele Eingriffe in die Rechte der Schweden, denen von Alters her die Herrſchaft über die baltiſche See in Gemeinſchaft mit den Dänen gebührt. 6) Man hat die Unterthanen des Königs in verſchiedenen Häfen mißhandelt, ihre Schiffe und Waaren mit Beſchlag belegt, ihren Handel nach dem teutſchen Reiche unterbrochen. 7) Die Stadt Stralſund iſt von dem kaiſerlichen Feldhauptmann aus keiner andern Abſicht belagert worden, als um ein Seeräuberneſt daraus zu machen. Ebenſoſehr das Wohl der Krone Schweden als alte Bündniſſe mit der Hanſa nöthigten den König Guſtav Adolf dieſer Stadt zu Hülfe zu kommen. 8) Man hat die vom Könige nach Lübeck geſchickten Geſandten wider alles Völkerrecht aufs ſchimpflichſte mißhandelt, und ihnen verboten, ſich auf teutſchem Boden ſehen zu laſſen. 9) Unter dem Vorwande, Aufrührer zu beſtrafen und das Kirchengut wieder herzuſtellen, hat der Kaiſer alle Fürſten und Stände des Reichs zu unterdrücken und unter das habsburgiſche Joch zu bringen geſucht. Endlich 10) hat der Kaiſer neuerdings alle Vorſchläge zum Frieden verworfen. Aus dieſen Gründen iſt dem Könige

von Schweden kein anderes Mittel übrig geblieben, als ſich mit den Waffen Genugthuung zu verſchaffen."

In der Schrift finden ſich, außer der Rechtfertigung des ſchwediſchen Angriffs im Allgemeinen, Andeutungen zerſtreut, die auf beſondere Zwecke hinweiſen. So heißt es unter Anderem: „Ihre königliche Majeſtät hätte das beſte Zutrauen zu den Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs gehegt, daß ſie den Streit zwiſchen dem Kaiſer und der Krone Schweden beilegen möchten, auch hätten dieſelben viel in dieſer Sache ausrichten können, wenn die alte Freiheit der Stände des Reichs noch aufrecht ſtünde, und wenn die Gewalt des Böſen nicht ſchon ſo tief eingewurzelt wäre, daß alle friedlichen Mittel nicht anſchlagen." Das Aktenſtück ſchließt mit den Worten: „Seine Majeſtät von Schweden erkläre feierlich, daß ſie die Waffen keineswegs zum Nachtheile des teutſchen Reichs, mit dem ſie immer in Freundſchaft gelebt, ergriffen habe, ſondern einzig und allein um ſich und die Ihren ſo wie um die allgemeine Freiheit zu ſchützen, und damit ihre Nachbarn und Freunde wieder in den Stand geſetzt würden, worin ſich Alle vor dieſem Kriege befunden" u. ſ. w.

Da Guſtav Adolf nicht blos als Verfechter der allgemeinen Freiheit auftritt, ſondern namentlich die Rechte der Kurfürſten zu vertheidigen behauptet, muß er es damals für möglich gehalten haben, daß dieſe Häupter der teutſchen Ariſtokratie ſich auf ſeine Seite ſchlagen, oder wenigſtens ihn insgeheim gegen den Kaiſer unterſtützen dürften. Man erſieht hieraus, wie gut Guſtav Adolf den damaligen Stand der teutſchen Angelegenheiten kannte. Denn der Regensburger Reichstag, der eben angefangen, mußte darüber entſcheiden, ob Baiern und die katholiſchen Kurfürſten es mit dem Kaiſer oder gegen ihn halten würden. Nachdem die Frage durch die Abſetzung Wallenſtein's gelöst war, griff Guſtav Adolf ohne Zögern die Liga an.

Zunächſt zog die Schrift einen kleinen Federkrieg zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige nach ſich. Ferdinand II. ſchrieb unter dem $^{8}/_{18}$. Auguſt von Regensburg aus einen Brief [1]) an Guſtav Adolf, worin er ihm den königlichen Titel verweigerte und ſein Staunen darüber ausdrückte, daß „ſeine Liebden" von Schweden ohne vorläufige Kriegserklärung das heilige römiſche Reich angefallen habe, während ihm zu keiner Widerwärtigkeit oder Mißtrauen, viel weniger zu öffentlichen Feindſeligkeiten, der geringſte Anlaß gegeben worden. Guſtav Adolf

---

[1]) Im Auszuge bei Khevenhiller XI, 1163, ganz bei Senckenberg Geſchichte des teutſchen Reichs V, 704 flg.

zahlte mit gleicher Münze, er redete den Kaiſer in ſeiner Antwort [1]) ſchlechtweg mit „Euer Liebden“ an, erklärte ſich für unſchuldig an allem Blut, das vergoſſen würde, und lud die Verantwortlichkeit des Kriegs auf das Haupt ſeiner Gegner. Wir führen dieſe Briefe nur kurz an, weil ſie beiderſeits nicht aufrichtig gemeint waren und Nichts zur Sache thun.

Es iſt Zeit die Streitkräfte ins Auge zu faſſen, welche dem Schwedenkönig im Augenblick der Landung gegenüber ſtanden. Daß der Italiener Torquato Conti mit dem Titel eines kaiſerlichen Feldmarſchalls den Oberbefehl über die friedländiſchen Beſatzungen längs der baltiſchen Küſte und in den nächſt gelegenen Provinzen Pommern, Mecklenburg, Schleſien, den Brandenburgiſchen Marken führte, melden die Quellen einſtimmig. Ebenſo erfahren wir aus dem früher mitgetheilten Bericht [2]) des venetianiſchen Geſandten, daß Ferdinand zur Zeit des Regensburger Fürſtentags kein anderes Heer im nördlichen Teutſchland hatte als die von Conti befehligte Abtheilung. Denn die Hauptmaſſe wallenſteiniſcher Völker lagerte damals, wie wir wiſſen, zwiſchen den Vogeſen und dem Lech, bereit, je nach Erfund der Umſtände, entweder auf Regensburg und die dort verſammelten Reichsfürſten oder gegen Frankreich loszubrechen. Dagegen kann ich durchaus keine ſichere Nachricht [3]) über die Stärke des baltiſchen Heeres unter Conti finden. Muthmaßliche Schätzungen müſſen deßhalb die Stelle urkundlicher Angaben erſetzen. Nachdem Conti vom Juli bis Dezember 1630 eine Maſſe Leute durch Hunger, Ausreißen, Seuchen, ſo wie durch feindliche Gewalt verloren und aus Verzweiflung den Befehl in die Hände Schaumburg's niedergelegt hatte, ſchrieb [4]) letzterer an Tilly: daß ſein Volk gänzlich ruinirt und nur noch 4000 Reiter und 8000 Fußknechte ſtark ſey. Schwerlich wird ſich nun etwas Gegründetes gegen die Annahme einwenden laſſen, daß Conti's Abtheilung vor den gehäuften Unglücksfällen der letzten 6 Monate, oder zur Zeit der Landung Guſtav's das Doppelte und etwas darüber, 24—30,000 Mann gezählt haben dürfte. Allein dieſes allerdings den Schweden bedeutend überlegene Heer war nicht blos in vielen kleinen und größeren Garniſonen vertheilt, ſondern befand ſich auch in einem Zuſtande großer Unordnung. In Folge der Verheerung des Landes während der vorher-

---

[1]) Khevenhiller XI, 1166. — [2]) S. 679. — [3]) W. Harte kennt allerdings (teutſche Ausgabe ſeiner Geſchichte Guſtav Adolfs I, 500 flg.) den Betrag der kaiſerlichen Völker genau; aber was er ſagt, ſind lauter unerwieſene unwahre Dinge. — [4]) Khevenhiller XI, 135 flg.

gehenden Jahre herrſchte ſolcher Mangel unter den Kaiſerlichen, daß viele Soldaten bettelnd herumſtreiften, und daß Die, welche ſolches zu thun ſich ſchämten, oft mehrere Tage kein Brod zu eſſen bekamen [1]). Das Auge des Oberfeldherrn wachte nicht mehr über ſeiner Schöpfung, denn Wallenſtein ſtand ja ferne im Süden. Auch müſſen Conti und ſeine Offiziere die Unſicherheit der Stellung Friedland's gekannt haben. Da ſie nicht wußten was kommen werde, ſorgte jeder, unbekümmert um das Ganze, nur für ſich ſelber, und ſo geſchah es, daß die Anführer ſchmählig ihre Pflicht verletzten. Khevenhiller ſagt [2]) von der Zeit kurz nach Guſtav's Landung: „die Kaiſerlichen waren ohne Haupt und wußten nicht wohin ſie weichen ſollten, auch gaben zur Flucht der gemeinen Soldaten etliche kaiſerliche Oberſte ſelbſt Anlaß, denn obwohl ihnen die Pflicht oblag das Land zu vertheidigen, machten ſie ſich bei Zeiten aus den Orten, da ſie etwa einen Angriff beſorgten, davon und überließen geringeren Offizieren den Befehl." Ganz das Bild eines Heeres, das, weil der Feldherr fehlt und weil Hohe und Niedere nicht wiſſen, woran ſie ſind, der Auflöſung zueilt. Endlich hatte Conti ſo gut als keinen Rückhalt. Wenn ihm ein Unfall zuſtieß, konnte er von Niemand Hülfe erwarten als vom Heere der Liga. Dieſes aber ſtand hundert und fünfzig Meilen ſüdweſtwärts. Gualdo Priorato gibt [3]) folgende wichtige Nachricht: Tilly ſey damals mit dem beſten Theile ſeines Volkes in der (obern) Pfalz und in Baiern geſtanden, was trefflich zu der früher angeführten Stelle der Nürnberger Chronik ſtimmt. Der ligiſtiſche Oberfeldherr mußte ja Regensburg und München gegen einen etwaigen Anfall Wallenſtein's decken. Aus den urkundlichen Belegen, welche wir ſpäter beibringen werden, erhellt, daß Tilly nichts mehr wünſchte, als gegen die Schweden zu ſchlagen, aber auch daß ihn ein mächtigerer Wille zurückhielt. Kein Ligiſte hat ſich von Anfang Juli bis Ausgang des Jahres 1630 in Guſtav's Nähe gezeigt. Erſt im Januar 1631 rückten ſie heran, aber noch immer zögernd, gleichſam mit gebundenen Händen und Füßen.

Man ſieht, Guſtav Adolf hätte den Zeitpunkt ſeines Angriffs auf den Kaiſer gar nicht glücklicher wählen können. Zum Verſtändniß ſeiner erſten kriegeriſchen Thaten ſind einige geographiſche Vorbemerkungen nöthig. Die Oder erweitert ſich am Ende ihres Laufs zu einem großen Süßwaſſer-See, das friſche Haff genannt. Zwiſchen die-

---

[1]) Theatr. Europ. II, 235, b. Mitte, vergl. Khevenhiller XI, 1349. — [2]) Annal. XI, 1307. unten flg. — [3]) Historia delle guerre di Ferdinando. Geneva 1642. S. 18 unten.

ſem Landſee und dem benachbarten baltiſchen Meere liegen zwei Inſeln, Uſedom und Wollin, die durch drei Ausflüſſe des Haff von einander und dem feſten Lande geſchieden werden. Der weſtliche derſelben, zwiſchen Uſedom und der pommerſchen Küſte durchbrechend, heißt die Peene, der mittlere, welcher Uſedom und Wollin von einander trennt, wird die Swine genannt, der öſtliche Ausfluß endlich, welcher Wollin von der Oſtküſte Pommerns ſcheidet, trägt den Namen Divenow. Dieſe Flußarme ſind an den meiſten Stellen nicht ſehr breit, am ſchmalſten iſt die Peene gegenüber von Wolgaſt, die Swine unfern des gleichnamigen Städtchens Swinemünde, die Divenow bei dem mit der Inſel gleichnamigen Orte Wollin. Daher hatten die Kaiſerlichen an dieſen drei Punkten Schanzen aufgeworfen. Eine Brücke über die Divenow verband die Inſel Wollin mit dem feſten Lande. Nachdem Guſtav Adolf die Nordküſte von Uſedom beſetzt, wandte er ſich weſtlich gegen die Schanze, welche gegenüber von der Stadt Wolgaſt auf obiger Inſel aufgeführt war. Die Kaiſerlichen verließen das Werk beim Anrücken der Schweden in ſolcher Eile, daß mehrere Kroaten beim Beſteigen der Schiffe in die Peene fielen und erſoffen. Guſtav Adolf konnte von der gewonnenen Schanze aus das gegenüberliegende Wolgaſt mit ſeinen Kanonen beſtreichen, die Belagerung des Platzes wurde vorbereitet, der Oberſt Kniphauſen blieb mit 1000 Mann zu dieſem Zwecke zurück. Guſtav Adolf ſelbſt eilte auf die Swinemünder Schanze los. Auch hier flohen die Kaiſerlichen, ſobald ſie die feindlichen Fahnen gewahrten, und ſuchten ihr Heil in Wollin. Guſtav Adolf folgte ihnen auf dem Fuße um ihren Schrecken zu benützen. Obgleich das Städtchen Wollin von 13 Kompagnien zu Roß und zu Fuß beſetzt war, hielten die Kaiſerlichen doch nicht Stand, ſondern legten Feuer an den Ort, zogen über die Divenower Brücke nach dem Feſtlande Pommerns hinüber und warfen ſich nach Camin. Die Brücke wurde von ihnen verbrannt, Guſtav Adolf ließ dieſelbe in aller Eile herſtellen und erſchien vor Camin, das die Kaiſerlichen noch vor ſeiner Ankunft verließen, doch erſt nachdem ſie es ausgeplündert und halb zerſtört hatten. Die Stadt wurde ſogleich von den Schweden beſetzt. Guſtav Adolf befand ſich jetzt im Beſitze der drei großen pommerſchen Inſeln, Rügen, Uſedom und Wollin. Sein Rücken war gedeckt [1]).

Kurz vor des Königs Ankunft in Teutſchland hatte Feldmarſchall Conti verſchiedene Verſuche gemacht, den Herzog Bogislas von Pommern mit Güte oder Gewalt zu bewegen, daß er kaiſerliches Volk in ſeine

[1]) Chemniz I, 58.

Hauptſtadt Stettin aufnehme, wo eine Beſatzung von 1500 pommerſchen Soldaten unter dem Oberſt Damiz lag. Aber die Anträge des Feldmarſchalls waren vom Herzoge beharrlich zurückgewieſen worden [1]. Nachdem nun Guſtav Adolf in den beiden Inſeln des Haffs ſich feſtgeſetzt, zog Conti ſeine Regimenter nach Garz an der Oder und nach Anklam an der Peene zuſammen [2], und machte von Garz aus neue Anſtrengungen, um ſich Stettins zu bemächtigen [3]. Aber Guſtav kam ihm zuvor. Auf der Swinemündung brachte er ſo viele flache Oderböte zuſammen, als aufzutreiben waren, fuhr mit günſtigem Wind über das friſche Haff hinüber und erſchien den $^{10}/_{20}$. Juli, zwei Wochen nach der Landung, mit ſeinem Heere vor den Mauern Stettins [4]. Dieſe Stadt liegt auf dem weſtlichen Ufer der Oder, die ſich hier in drei Arme, die Parniz, die große und kleine Reglitz, verzweigt. Gegenüber von Stettin auf der Oſtſeite ſteht das Städtchen Damm an einem See gleichen Namens. Nicht nur die Oder und ihre Arme, ſondern auch ein tiefer Moraſt trennt letzteren Platz von Stettin, aber ein über den Sumpf führender langer Damm, durch mehrere Brücken unterbrochen und an den ſchwächſten Stellen durch zwei ſtarke Thürme geſchützt, ſtellte die Verbindung zwiſchen beiden Orten her, ſo daß ſie eine einzige Feſtung ausmachten. Stettin war damals wie heute noch von großer Wichtigkeit. Wer die Stadt beſaß, beherrſchte die Oder, und hatte freien Zugang nach Vor- wie nach Hinterpommern. Herzog Bogislas befand ſich ſelbſt in der Stadt.

Guſtav Adolf kündigte ſeine Ankunft der erſtaunten Bevölkerung, die ihn nicht ſo ſchnell erwartet, durch einige Kanonenſchüſſe an, ſetzte ſein Volk ſammt etlichen Regimentsſtücken ans Land, und ſtellte es auf dem ſogenannten Bleichplatze in Schlachtordnung. Oberſt Damiz, der, wie wir ſagten, in Bogislas Dienſten die pommeriſche Beſatzung befehligte, ſchickte ſogleich einen Trommler hinaus, um zu fragen, weſſen ſich die Stadt zu verſehen hätte, zugleich ließ er drohen, Feuer zu geben, wenn die Schweden ſich noch mehr nähern würden. Guſtav Adolf erklärte dem Abgeſandten, er ſey nicht gewohnt mit einem Oberſten durch Vermittelung von Trommlern zu unterhandeln, Damiz ſolle ſelbſt herauskommen. Dieß geſchah. Der Oberſt erſchien, begleitet von mehreren fürſtlichen Räthen. „Ich bin gekommen," ſagte Guſtav Adolf zu dieſen Herren, „um mich

---

[1] Daſ. S. 47. — [2] Chemnitz I, 59, a. verglichen mit Khevenhiller XI, 1308, Soldat suedois S. 16 unten. Fälſchlich ſagt Chemniz, zu Stolpe an der Peene ſey eines der beiden Lager gebildet worden. Statt Stolpe muß Anklam geſetzt werden, denn es gibt keine Stadt jenes Namens an der Peene. — [3] Chemniz I, 60, a. — [4] Dieß und das Folgende nach Chemniz I, 60 flg. Khevenhiller XI, 1309 flg. —

Stettins zu verſichern, weil die Regeln des Kriegs und die Nothwendigkeit mir dieß vorſchreiben. Da ich dieſen Heereszug nicht zu eigenem Vortheil, ſondern zum Wohle des teutſchen Reichs und zu Gunſten des unterdrückten Pommerfürſten unternommen habe, ſo verlange ich in Güte eingelaſſen zu werden. Wo nicht, ſo werde ich mit Hülfe dieſer Leute — indem er auf ſeine Soldaten wies — den Schlüſſel zu der Feſtung finden." Damiz brachte allerlei Einwendungen von den Pflichten ſeines Gebieters gegen den teutſchen Kaiſer vor, worauf Guſtav Adolf entgegnete: ſeine herzogliche Gnaden möchten ſich ſelbſt herausbemühen, damit man ſich leichter verſtändige, da er keine Zeit zu verlieren habe. Mit dieſem Beſcheide zogen die Abgeordneten wieder in die Stadt. Indeſſen war eine Menge Bürger herausgeſtrömt, gute Proteſtanten, welche dem Könige zum Voraus wegen ſeines Glaubens gewogen waren, und ihm in neueſter Zeit um ſo eifriger anhingen, weil man befriedigende Nachrichten von der Mannszucht im ſchwediſchen Lager vernahm. Guſtav Adolf miſchte ſich unter die Leute, ſprach aufs freundlichſte mit ihnen von der Tyrannei des Kaiſers, von Befreiung des teutſchen Reichs, vom wahren Glauben, von ſeinen guten Abſichten. Die Stettiner waren die erſten teutſchen Bürger, die aus dem Taumelbecher des Enthuſiasmus für den ſchwediſchen Helden tranken, der ſich in der That auf alle Künſte der Volksgunſt meiſterlich verſtand. Indeſſen kam Herzog Bogislas heraus in ſeiner Sänfte getragen [1]). Guſtav Adolf umarmte ihn, aber es wurde dem armen Pommer darum nicht leichter ums Herz. Er brachte eine Menge furchtſamer Gründe vor, von denen er hoffte, ſie würden den König rühren, während ſie doch den ſchwediſchen Abſichten durchaus entgegen waren. Guſtav Adolf betheuerte, daß er bloß dazu gekommen ſey, um die Teutſchen zu befreien, zugleich ließ er einfließen, daß er die Schwäche der Feſtung wohl kenne, und im Nothfall auch wider den Willen des Herzogs Eingang zu finden wüßte. Man ſah vom Bleichplatze aus, wo dieſes vorgieng, das herzogliche Schloß, deſſen Fenſter mit neugierigen Frauen beſetzt waren. Guſtav Adolf deutete lächelnd dorthin: „nicht drei Minuten," ſagte [1]) er, „würden alle dieſe ſchöne Beſchützerinnen gegen eine einzige Fahne meiner dalekarliſchen Fußknechte aushalten." Bogislas forderte einige Augenblicke Bedenkzeit, um ſich mit ſeinen Räthen zu beſprechen. Sie ward ihm bewilligt. Von Neuem bat er, bebend vor dem Beiſpiele der Mecklenburger Herzoge, um Neutralität. Guſtav Adolf erwiederte zornig: wer nicht für mich iſt, iſt wider mich. Nun denn

---

[1]) Dieſe Einzelnheiten nach Harte (teutſche Ueberſetzung I, 354 flg.) der ſonſt höchſt ungenau, hier engliſchen und ſchottiſchen Berichten von Augenzeugen folgt.

in Gottes Namen, ſchloß der Herzog mit beklommenem Herzen. Guſtav Adolf dankte ihm, und verſicherte, daß er den Schritt nie bereuen werde. „Nur Eins“, ſetzte[1]) er lachend hinzu, „muß ich Euer Liebden noch ſagen, daß Sie ſich in Ihrem Eheſtande beſſer aufführen, ſonſt könnte ich in Verſuchung kommen, Euer Liebden Adoptiv-Sohn zu werden.“ Dieß war ein Scherz, hinter dem ſich Ernſt verbarg. Bogislas ſtand damals im 50ſten Lebensjahre, und hatte zwar längſt geheirathet, aber noch keine Kinder gezeugt. Guſtav Adolf ließ[1]) die Sänfte des Herzogs durch eine Ehrenwache von 200 Schotten wieder zurück in die Stadt begleiten. Dieſe Soldaten hatten noch einen zweiten Auftrag; ſie mußten eines der Thore beſetzen, um möglicher Reue zuvorzukommen. Gleich darauf rückten die Schweden unter dem Jubel des Volks in die Stadt und bezogen die Wälle. Dieß geſchah Sonnabends den $^{10}/_{20}$. Juli. Guſtav Adolf quartierte ſeine Soldaten nicht bey den Bürgern ein, ſie mußten in Zelten liegen. Auch er ſelbſt bezog nicht die Zimmer im Schloſſe, welche man für ihn zubereitet hatte, ſondern er ſchlief am Bord eines Schiffes auf der Oder. „Denn“, ſagte[1]) er, „ein mit Pelz gefütterter Mantel für den General und Stroh für den Soldaten ſind treffliche Betten für die Unterthanen eines Königs, der in einer Hängematte ſchlafen kann.“ Guſtav Adolf unterließ es nicht, am folgenden Tage — Sonntags — drei verſchiedene Predigten mit anzuhören. Die Befeſtigung der Stadt lag ihm zunächſt am Herzen. Montags ließ er die fürſtlichen Beamten rufen, und ſtellte ihnen vor, daß Stettin durch neue und beſſere Werke gegen einen plötzlichen Anfall der Kaiſerlichen geſchützt werden müſſe, die Zeit dränge, und überlaſſe man die Arbeit den Bürgern, ſo werde es zu langſam gehen. Er verſprach daher ſeine Soldaten zu dieſem Zwecke zu verwenden, wenn die Bürger eine mäßige Summe herſchießen würden. Die Bürgerſchaft verſtand ſich zu der Laſt, welche Furcht vor der Rache des Kaiſers erleichterte. Mit unglaublichem Eiſer wurde das Werk von dem ſchwediſchen Heere gefördert. Der König verſtand es, ſeinen Soldaten die Arbeit in eine Art von Luſtbarkeit zu verwandeln. Wer in einem Tage 20 Karren Erde herbeiſchaffte und aufführte, bekam Danziger oder Bremer Bier. Innerhalb vier Tagen wurde Stettin mit einem Syſtem neuer Erdſchanzen umgeben[2]), das lange für ein Muſter galt.

Noch am erſten Tage ſchloß Guſtav mit Bogislas einen Vertrag folgenden Inhalts ab: 1) Pommern und Schweden geloben miteinander in beſtändiger Freundſchaft und gutem Vernehmen zu leben, nichts

---

[1]) Daſ. — [2]) Khevenhiller XI, 1313. Harte I, 357.

Feindſeliges gegen einander vorzunehmen, noch zu geſtatten daß ſolches von Andern geſchehe, ſondern ſich vielmehr gegenſeitig bei ihren Rechten, Freiheiten und Würden wider alle Gewalt zu ſchützen, und inſonderheit den Handelsverkehr zu fördern. Dieſe Vereinigung ſoll nicht blos für die nächſten Jahre ſondern auf ewige Zeiten gelten, und von Jahrzehend zu Jahrzehend erneuert werden. 2) Zweck derſelben iſt vorerſt nur Vertheidigung gegen unrechtmäßige Gewalt, und es ſoll auch in Zukunft dabei bleiben, es wäre denn daß die Nothwendigkeit beide Theile zwänge, andere Maßregeln zu ergreifen, in welchem Fall Einer dem Andern nach äusserſten Kräften beizuſtehen verſpricht. 3) Dieſer Bund ſoll weder den Verhältniſſen des Herzogs zum Kaiſer und römiſchen Reiche oder zum niederſächſiſchen Kreiſe, dem er verwandt bleibt, noch ſeiner Landeshoheit und andern Gerechtſamen und eben ſo wenig den Rechten und Freiheiten der pommerſchen Landſtände nachtheilig ſeyn. Vielmehr beabſichtigt derſelbe 4) nur die Aufrechthaltung des weltlichen und geiſtlichen Friedens, und die Befreiung des Herzogthums Pommern von den unchriſtlichen Drangſalen, denen es ſeit drei Jahren unſchuldiger Weiſe ausgeſetzt war. 5) Alle Städte und Plätze in Pommern, welche der König von Schweden bereits erobert hat, oder noch erobern wird, ſollen dem Herzoge ohne Abforderung irgend einiger Unkoſten eingeräumt werden, wogegen der Herzog verbunden iſt, von ſeinen Landen, namentlich von dem Fürſtenthum Rügen nichts zu veräuſſern, auch treue, dem ſchwediſchen Staate ergebene Beamte einzuſetzen, die Privilegien der Stadt Stralſund und ihr Bündniß mit dem Könige zu beſtätigen und ihren Beſchwerden abzuhelfen. 6) Beide Theile verpflichten ſich, das lutheriſche Bisthum Camin und ſein Kapitel bei freier Wahl und allen Würden und Rechten zu erhalten. 7) Soll kein Theil, ohne Vorwiſſen und Einwilligung des andern aus dieſem Bunde treten, namentlich darf der Herzog von Pommern ſich mit Niemand in irgend eine Verbindung einlaſſen. Sollte dagegen der König zum Beſten des Landes irgend etwas ausführen, ſo muß er ſolches dem Herzoge zuvor bekannt machen, und ihn auf Verlangen Theil daran nehmen laſſen. 8) Allen chriſtlichen Mächten ſteht es frei, dieſem Bunde beizutreten, jedoch ohne Nachtheil für Pommern oder Schweden. 9) Keine vorherige Allianz kann dieſen Bund aufheben oder beeinträchtigen. 10) Im Fall einer von beiden Theilen wegen dieſes Bundes bekriegt wird, ſo verſprechen beide ſich allen möglichen Beiſtand zu leiſten, und auch die übrigen ſpäter in den Bund aufzunehmende Mächte zu gleicher Hülfe zu bewegen. 11) Die pommerſchen Unterthanen ſollen in Schweden, wie die ſchwediſchen in Pommern das Bürgerrecht genießen. 12) Zur Beförderung des gegenſeitigen Handels ſoll die ſchwediſche Münze in Pommern und umgekehrt die

pommerſche in Schweden gelten. 13) Etwa entſtehende Irrungen werden in Güte nach Maßgabe des im Jahr 1570 abgeſchloſſenen Stettiner Traktats beigelegt."

Vorliegende 13 Artikel ſprechen blos die allgemeine Thatſache eines ewigen Bundes zwiſchen Schweden und Pommern aus. Die Rechte beider Theile ſind gleich, und man ſieht ſonſt nichts Beſonderes darin, als das Beſtreben des Herzogs, die neuen Obliegenheiten in einen künſtlichen Einklang mit ſeinen älteren Pflichten gegen kaiſerliche Majeſtät zu bringen. Allein Guſtav Adolph hatte noch gewiſſe tiefer liegende Abſichten, die ein wenig über den Grundſatz „gleiche Rechte gleiche Pflichten" hinausgriefen. Er wollte Pommern nach dem vorauszuſehenden kinderloſen Tode des Herzogs an ſich ziehen. Dieſem Plane ſtand jedoch eine aus dem 15ten Jahrhundert ſtammende Erbverbrüderung zwiſchen Pommern und dem brandenburgiſchen Churhauſe entgegen. Durch einen kleinen Kunſtgriff kam Guſtav zum Ziele, ausdrücklich behielt er ſich vor, daß die Uneigennützigkeit ſeiner Verdienſte um den Herzog (die großmüthige und unentgeldliche Befreiung des Landes vom kaiſerlichen Joche) nur für Bogislas ſelbſt und ſeine männliche Nachkommenſchaft, — die freilich dem Laufe der Natur gemäß nicht mehr zu erwarten war — gelten ſollte, nicht aber für anderweitige Erben. Der 14te Artikel des Vertrags beſagt: „Sollte der Herzog von Pommern ohne männliche Nachkommen das Zeitliche geſegnen, ehe und bevor der Kurfürſt von Brandenburg als muthmaßlicher Erbfolger dieſe Vereinigung beſtätigt, und das Herzogthum eingelöst hätte, oder ſollte dem Kurfürſten die Nachfolge von Andern beſtritten werden: ſo nehme ſeine Majeſtät von Schweden für ſich und ihre Nachfolger das Recht in Anſpruch, die Landſchaft Pommern ſo lange in Pfand behalten zu dürfen, bis die ſtreitige Erbfolge ausgeglichen und alle Kriegskoſten an die Krone Schweden zurückerſtattet wären." Noch wurde beigefügt, daß von Pommern im bezeichneten Falle kein Heller zu Bezahlung dieſer Koſten erhoben werden dürfe. Letzterer Klauſel lag die Abſicht zu Grund, eine künftige Ablöſung der Pfandſchaft zu erſchweren, weil ſie Kurbrandenburg hinderte, die nöthige Summe als Landesſchuld auf das Herzogthum Pommern ſelbſt zu wälzen. Dieß iſt der erſte handgreifliche Beweis, daß Guſtav Adolf nicht bloß um der Religion willen nach Teutſchland herüberkam, woran man freilich nie hätte zweifeln ſollen. Der Plan war übrigens gut ausgedacht, und führte, wie die ſpätere Geſchichte zeigt, zum erwünſchten Ziele. Die pommerſchen Landſtände beſtätigten im Frühjahr 1631 den Stettiner Staatsvertrag. So ungerne Herzog Bogislas den Vergleich unterſchrieben haben mag, ſo ſuchte er ſelbſt oder ſeine Räthe den möglichſten Vortheil daraus gegenüber von ehemaligen

Unterthanen zu ziehen. Man ſtellte das Anſinnen, daß Stralſund wieder ebenſo, wie vor dem Krieg, ſich der Botmäßigkeit des Herzogs unterwerfe. Kaum erhielten die Stralſunder (wahrſcheinlich durch Guſtav Adolf ſelbſt) Nachricht von dieſem Verlangen der pommerſchen Räthe, als ſie aufs ſtärkſte ſich dagegen erklärten, und alle Schuld ihres gezwungenen Abfalls von Pommern auf die Nachläßigkeit des Herzogs wälzten. Der König war nicht gemeint, weder alte treue Bundesgenoſſen einem unerprobten neuen aufzuopfern, noch dem Herzoge zu größerer Macht zu verhelfen. Deßhalb gab er der pommerſchen Regierung, ſo oft jener Antrag wiederholt wurde, ausweichende Antworten. Er verſprach die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, wenn es dem Herzog anders Ernſt ſey, die Mißhelligkeiten mit Stralſund beigelegt zu ſehen. In der That gab ihm der fünfte Artikel des Stettiner Vergleichs ein gewiſſes Recht zu ſolchen Winkelzügen, denn die Beſtimmung, daß die Privilegien der Stadt und ihr Bündniß mit der Krone Schweden vom Herzoge beſtätigt und die Beſchwerden der Bürgerſchaft abgeſtellt werden ſollten, hob die in den erſten Sätzen jenes Artikels ausgeſprochene Rückgabe aller ſchwediſchen in Pommern gemachten Eroberungen an den Herzog ſo ziemlich wieder auf. Die Sache blieb auch, trotz wiederholter Verſuche der pommerſchen Räthe, beym Alten[1]).

Der Stettiner Staatsvertrag hatte noch einige beſondere Unterhandlungen zur Folge, die theils Geldverwilligungen, theils das Kriegsweſen betrafen. Die Stadt Stettin verpflichtete ſich, 50,000 Thaler zur Unterhaltung des ſchwediſchen Heeres zu bezahlen, die gleiche Summe übernahm das ganze Herzogthum. Außerdem ſollten von allen Zöllen zu Waſſer und Land vierthalb vom Hundert auf ſchwediſche Rechnung erhoben werden. Ferner kam man überein, daß die Stadt Stettin fortwährend eine Beſatzung von drei Regimentern oder 4000 Mann, deren Unterhalt dem König zufiel, in ihren Mauern behalten ſolle. Die bürgerliche und polizeiliche Verwaltung der Stadt blieb dem Herzog und ſeinen Behörden, die militäriſche ward dem ſchwediſchen Befehlshaber überantwortet, doch mußte derſelbe dem Herzoge Handtreue leiſten. Auch gelobte Bogislas ſeinem königlichen Verbündeten alle und jede Plätze, Städte und Feſtungen in Pommern zu öffnen, und demſelben die Landesvertheidigung allein zu überlaſſen. Endlich übernahmen Herzog und Stände die Anwerbung etlicher Regimenter für den Dienſt des Königs. Seiner Seits erließ Guſtav Adolf ſtrenge Vorſchriften über die Mannszucht ſeines Kriegsvolks. Die Offiziere wurden für jede Räuberei der Soldaten verantwortlich

[1]) Chemnitz I, 65 flg.

gemacht, ſie ſollten den Schaden erſetzen. Unerbittliche Strafen bedrohten jede Unordnung. Genau wurden die Leiſtungen geregelt, welche die Hauswirthe ihren Quartiersmännern abgeben mußten. Und es blieb nicht blos bei der Vorſchrift, ſondern ſie wurde auch gehalten[1]. Bogislas befand ſich durch dieſe Anordnungen ganz in des Königs Gewalt. Er hatte keineswegs Freiheit gegen Knechtſchaft, ſondern nur einen milden Oberherrn gegen einen harten eingetauſcht. Aber noch immer ängſtigte ihn das Schreckbild kaiſerlichen Zorns. Um einigermaßen gut zu machen, was er durch ſeine Unterwerfung ſchlimm gemacht zu haben fürchtete, erließ er unter dem $^{14}/_{24}$. Juli ein Entſchuldigungsſchreiben[2] an den Kaiſer. Daſſelbe beginnt mit Wehklagen über die unmenſchlichen Grauſamkeiten, welche die kaiſerlichen Völker ſeit Jahren in Pommern verübt, geht dann über zu einer Erzählung des unvermutheten ſchwediſchen Einfalls und der ſchnellen Fortſchritte des Königs, wovon alle Schuld auf die Nachläßigkeit der kaiſerlichen Feldherren gewälzt wird. Weiter betheuert der Herzog ſeine unwandelbare Anhänglichkeit an Ihre kaiſerliche Majeſtät und das heil. römiſche Reich, und ſchließt endlich mit der Bitte, der Kaiſer möchte den alten Beſchwerden abhelfen und alle ſeine Völker aus Pommern zurückziehen. Man muß in der That erſtaunen, daß der Herzog von ſolchen Mitteln noch Erfolg erwartete. Dagegen konnte der Herzog aus der Behandlung, die ſein Land ſeit Guſtav's Aufnahme in Stettin von Seiten der Völker Conti's erfuhr, ermeſſen, wie ſehr ihm die Kaiſerlichen grollten. Ueberall wurden Dörfer und Häuſer verbrannt, die Mühlen zerſtört, die Getraide-Vorräthe, welche man nicht fortſchleppen konnte, vernichtet, das Vieh weggetrieben, die Bauern todtgeſchlagen[3]. Conti gab ſogar Befehl[4] keines pommerſchen Soldaten in Guſtav Adolf's Dienſte zu ſchonen, wenn einer gefangen würde; als Rebellen wider den Kaiſer ſollten ſie ſterben. Zur Wiedervergeltung ließ Gußav alle gefangenen Kroaten als Räuber niederſtechen. Dieß wirkte. Die Kaiſerlichen verſtanden ſich, je mehr das Glück die ſchwediſchen Waffen begünſtigte, wieder zur Beobachtung der Geſetze des Kriegs.

Das ſchwediſche Heer erhielt indeß bedeutenden Zuwachs. Noch auf der Inſel Uſedom ſtieß Oberſt Leßley von Stralſund aus mit zwei Regimentern zu Guſtav[5]. In Stettin nahm Damiz mit ſeiner Mannſchaft ſchwediſche Dienſte. Dieſes ehemals pommerſche Regiment hieß von nun an, wegen der Farbe ſeiner Fahnen, das weiße[6]. Aus dem

---

[1] Khevenhiller XI, 1320. Chemniz I, 71. — [2] Khevenhiller XI, 1321. [3] Khevenhiller XI, 1324. — [4] Chemniz I, 70 a unten. — [5] Chemniz I, 56, a. — [6] Daſ. S. 63, b.

benachbarten Preußen ſchickte der Reichskanzler Oxenſtierna im Herbſte auf Guſtav's dringendes Verlangen[1]) Verſtärkungen. Mit anderen erhielten ſieben hundert Schotten unter dem Oberſt Robert Monro vom Kanzler Befehl nach Pommern hinüberzuſchiffen. Sie fuhren von Pillau ab, litten aber unterwegs bei Rügenwalde Schiffbruch. Pulver, Munition und Gepäck verſank, die Mannſchaft wurde gerettet, aber keine andern Waffen blieben ihr übrig, als Picke und Schwerdt, auſſer wenigen naſſen Musketen. Eine kaiſerliche Beſatzung lag in Rügenwalde, das Land ringsum war in feindlicher Gewalt, der König mehr als 16 Meilen entfernt. In dieſer peinlichen Lage verlor Monro den Muth nicht. Er wußte, daß in Rügenwalde ein pommerſcher Statthalter wohnte, der den Kaiſerlichen abgeneigt war. An dieſen ſchickte er insgeheim einen Boten, und lud ihn ein, während der nächſten Nacht ein kleines Thor in der Stadtmauer zu öffnen. Der Beamte that dieß, worauf die Schotten, begünſtigt von der Dunkelheit einer nordiſchen Herbſtnacht eindrangen, die Kaiſerlichen im Schlafe überfielen, Viele erſtachen, die Andern verjagten. Obgleich von den umliegenden Garniſonen angefallen, hielt ſich Monro neun Wochen in Rügenwalde, bis er von Guſtav Adolf verſtärkt wurde und nun angriffsweiſe verfahren konnte. Er nahm ſpäter Theil an der Belagerung von Colberg[2]).

Von Stettin aus machte Guſtav raſche Fortſchritte. Das Städtchen Damm, mit Stettin, wie oben geſagt worden, durch Dämme und Brücken verbunden, wurde am nämlichen Tage mit der pommerſchen Hauptſtadt beſetzt. Stargard, ein anſehnlicher Ort fünf Meilen von Stettin, war das nächſte Ziel. Oberſt Damiz ſollte hier mit ſeinen Pommern die erſte Probe ablegen. Ein Bürger aus Stargard erbot ſich zum Führer, und verhieß eine von der kaiſerlichen Beſatzung nicht beachtete Pforte gegen den Fluß Ihna hinaus, an welchen die Stadt ſich lehnt, zu öffnen. Sieben Fahnen kaiſerlichen Fußvolks unter dem Befehle des Oberſten Dufour lagen in dem Orte. Damiz zog den $^{13}/_{23}$. Juli von Stettin aus, erreichte jedoch, durch unerwartete Hinderniſſe aufgehalten, Stargard erſt am 24ten nach Tagesanbruch. Obgleich von den Feinden bemerkt und mit Musketenfeuer empfangen, drang er durch die Waſſerpforte in die Stadt. Die Beſatzung zog ſich in einen Thurm, S. Johanns Thurm genannt, und auf das Gewölbe der Hauptkirche des Ortes zurück, von welchem herab ſie ein ſtarkes Gewehrfeuer erhob. Als jedoch Damitz die

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 131. — [2]) Harte I, 378 flg. nach Monro's Denkwürdigkeiten.

Dächer der benachbarten Häuſer von ſeinen Musketiren beſetzen und in die Kirche 3 Tonnen Pulvers bringen ließ, das auf ſeinen Wink angezündet werden konnte, verlangte Dufour zu kapituliren. Er erhielt freien Abzug mit Sack und Pack, aber ohne die Ehre der brennenden Lunte, und begab ſich in das Lager zu Garz. Die Schweden fanden in Stargard, das den Kaiſerlichen zum Magazin gedient, 4000 Scheffel Korn, 1317 Tonnen Mehl, mehrere Kanonen, Pulver und Kugeln. Die Eroberung der Stadt war um ſo wichtiger, weil dadurch die Verbindung zwiſchen dem Lager in Garz und den kaiſerlichen Garniſonen in Hinterpommern, namentlich zu Kolberg, wo nicht abgeſchnitten doch ſehr erſchwert wurde [1]).

Nach Stargards Fall rückte Guſtav gegen das Lager von Garz vor. Doch kam es zu keinem ernſtlichen Angriff, vermuthlich weil der König den Feind zu ſtark fand. Geheime Gefahren umlauerten ihn damals. Aus den einſtimmigen Ausſagen der beſten Quellen muß man den Schluß ziehen, daß der Feldmarſchall Conti damit umgieng, den König durch Verrath zu verderben. Aber über die Art und Weiſe, wie dieß bewerkſtelligt werden ſollte, ſind ſie nicht einig. Wir theilen eine aus den Berichten Mehrerer [2]) zuſammengeſetzte Erzählung mit, ohne jedoch ihre ſtrenge Wahrhaftigkeit verbürgen zu können. Ein katholiſcher Offizier, dem die meiſten den Vornamen Quint oder Quintin geben, war neulich in ſchwediſche Dienſte getreten und genoß des Königs Vertrauen, unterhielt aber insgeheim Verbindungen mit dem feindlichen Lager. Quintin erfuhr, daß Guſtav Adolf von wenigen Reitern begleitet, wie es ſeine Gewohnheit war, nächſtens zum Recognosciren ausreiten werde, und zeigte es dem kaiſerlichen Feldmarſchall an. Der König ritt wirklich zur beſtimmten Zeit mit 70 Dragonern aus, doch hatte er die Vorſicht, 200 finniſche Reiter von Ferne folgen zu laſſen. Dieß war ſein Heil, denn

---

[1]) Chemniz I, 68 flg. — [2]) Chemniz (I, 76. b.) weiß nichts von dem Ueberfall durch die Küraſſiere, ſondern erzählt blos, Quintin habe vorgehabt, den König entweder zu ermorden, oder den Kaiſerlichen in die Hände zu ſpielen, ſeine Schuld ſey aber durch einen im ſchwediſchen Lager ertappten Spion an den Tag gekommen, worauf er ſich aus dem Staube gemacht habe. Die Mitſchuld und Beſtrafung des Rittmeiſters berichtet er wie oben. Das Theatr. europ. (II, 245) und dieſer Quelle folgend, Khevenhiller (XI, 1326) erzählen den Ueberfall, legen aber die Aeußerung: „oft habe ich die Abſicht gehabt“, Quintin in den Mund. Der ſchwediſche Soldat, der ſchon 1634 im Druck erſchien, und gut unterrichtet iſt, ſtellt den Ueberfall ſo dar, wie oben, nur kürzer. (S. 19 flg.) Auch über Quintin's Geſchlechtsname und Nationalität herrſcht Uneinigkeit. Mehrere ſagen, er habe de Ponte geheißen — was Italieniſchen Urſprung verräth; Andere wie Burgus und Chemniz nennen ihn Brück, überdieß verſichert Burgus ausdrücklich, er ſey ein Teutſcher geweſen. Man ſehe Senkenberg V, 129. Note 1.

plötzlich wurde er mit ſeiner kleinen Begleitung von einer Ueberzahl feindlicher Küraſſiere, die in einem Verſtecke lagen, überfallen. Vergeblich leiſteten die Schweden tapfern Widerſtand. Guſtav Adolf ſah einen ſeiner Begleiter um den andern niederſinken, zuletzt ward ſein Pferd erſchoſſen, er ſelbſt ſchwebte in größter Gefahr der Gefangenſchaft oder des Todes. In dieſem Augenblick ſprengten die Finnen, durch das wiederholte Schießen aufgeſchreckt, mit verhängten Zügeln heran, und befreiten den König. Die Schuld Quintin's erwies ſich theils aus andern Anzeigen, am klarſten dadurch, daß er am nämlichen Tage zu den Kaiſerlichen floh. Sein Name wurde zu Stettin durch den Schinder an den Galgen geſchlagen. Einen Mitverſchworenen ereilte die wirkliche Strafe. Quintin war, ſo lange er bei Guſtav Adolf gedient, in vertraulichem Verkehr mit dem Rittmeiſter Johann Baptiſta, einem Italiener, geſtanden. Man zog dieſen ein; er geſtand die Mitwiſſenſchaft an jenem Verbrechen, und legte noch ein zweites Bekenntniß ab. „Oft", ſagte Baptiſta im Verhör, „habe ich die Abſicht gehabt, den König zu erſchießen, doch iſt mir das Herz allezeit ſchwer geworden, und die Hand, wenn ſie nach der Piſtole greifen wollte, gleichſam erſtarret, daß ich ſolch' Vorhaben nicht in's Werk ſetzen konnte." Baptiſta wurde auſſerhalb der Stadt Stettin aufgehängt. Chemniz ſagt, noch im Jahr 1648 ſey der Galgen, an dem Baptiſta endete, „zum Gedächtniß der abſcheulichen Verrätherei aufrecht und unverletzt geſtanden." Der eben genannte ſchwediſche Geſchichtſchreiber ſucht Quintin's That in Zuſammenhang mit Jeſuitiſchen Umtrieben zu bringen, indem er weiter erzählt: Der König ſey damals durch „gutherzige Leute aus Regensburg" benachrichtigt worden, daß ſich ein gewiſſer Jeſuite unter der Maske eines verbannten lutheriſchen Predigers, — deren es damals viele im teutſchen Reiche gab — einſchleichen werde, um ihm ein vergiftetes Evangelienbuch zu übergeben. Würde der König daſſelbe öffnen, ſo ſey er des Todes. Auch habe man Guſtav vor fremden Offizieren gewarnt, die früher unter dem Kaiſer gedient und unter dem Vorwand, abgedankt zu ſeyn, im ſchwediſchen Lager Dienſte ſuchen würden. „Hieraus gehe hervor," fährt Chemniz fort, „daß man ſchon damalen feindlicher Seits nicht ermangelt habe, dem Könige durch allerlei Argliſt vom Brode helfen zu wollen." Doch will Chemniz nicht für die Wahrheit der aus Regensburg mitgetheilten Nachricht einſtehen. Gewiß iſt, daß Guſtav ſelbſt um jene Zeit ſich durch Jeſuiten bedroht glaubte. Unter dem $\frac{\text{31. Juli}}{\text{10. Aug.}}$ 1630 ſchrieb[1]) er

---

[1]) Geijer III, 172.

aus dem Feldlager zu Stettin an den Reichsrath nach Stockholm: „man ſolle auf Jeſuitiſche Sendlinge achten, welche laut Nachrichten, die ihm aus Holland zugekommen, Gelegenheit gefunden hätten, nach Schweden einzuſchleichen.“

Da Guſtav das Lager bei Garz nicht zu ſtürmen wagte, bereitete er ein Unternehmen in Mecklenburg vor, zu deſſen Anbahnung der Feind erſt aus etlichen Plätzen in Vorpommern vertrieben werden mußte. Die Kaiſerlichen hatten die Städte Uckermünde und Anklam, als offene unhaltbare Plätze, Mitte Juli freiwillig verlaſſen, aber Wolgaſt und Greifswalde hielten ſie beſetzt. In erſterer Stadt führte der Hauptmann Schlechter, in letzterer der Herzog Savelli den Befehl. Guſtav Adolf beorderte den Generalmajor Knipphauſen zum Angriff[1]). Dieſer rückte Ende Juli vor Wolgaſt, und überſtieg nach kurzer Gegenwehr die Mauern der Stadt, worauf ſich die Kaiſerlichen in das Schloß zurückzogen, das auf einer kleinen Felſeninſel in der Peene lag. Nachdem die Schweden Batterien errichtet hatten, begannen ſie das Schloß Mitte Auguſt zu beſchießen, den $^{6}/_{16}$. dieſes Monats forderte Knipphauſen den Hauptmann Schlechter zur Uebergabe auf. Er antwortete: „die Beſatzung habe dem Kaiſer den Eid der Treue geſchworen, und ſey entſchloſſen denſelben zu halten, die Schweden möchten nur einen Sturm wagen.“ Knipphauſen näherte ſich nun dem Fluſſe unter dem Schutze von Faſchinen, und arbeitete an einer auf Flößen ruhenden, gedeckten Brücke über den Peenearm, der das Schloß vom Lande trennt. Mehrmal zerſtörte der Feind die angefangenen Werke, dennoch mußte der Befehlshaber Ende Auguſt kapituliren, weil die Lebensmittel im Schloſſe ausgingen. Er erhielt freien Abzug mit der aus 250 Mann beſtehenden Beſatzung. Es waren, wie Chemniz ſagt, die erſten Kaiſerlichen, die ſich ſeit der Ankunft des Königs in Teutſchland als Soldaten erwieſen. Nicht ſo gut glückte es Knipphauſen mit einem Verſuch auf Greifswalde, den er wenige Tage nach dem Falle des Wolgaſter Schloſſes unternahm. Er hatte Einverſtändniſſe in dieſer Stadt angeknüpft, und hoffte ſich derſelben durch einen nächtlichen Ueberfall zu bemächtigen, aber ſeine Truppen wurden durch unerwartete Hinderniſſe — man fand eine Brücke abgebrochen — unter Wegs aufgehalten, und kamen erſt nach Tagesanbruch vor den Mauern an. So entſtand Lärm in der Stadt, und die Schweden mußten wieder abziehen. Noch ſchlimmer gieng es einer Abtheilung, die Knipphauſen nach dem Städtchen Paſſewalk

---

[1]) Chemniz I, 72.

ſchickte. Seit dem Jahre 1627 war dieſer Ort fürchterlich mitgenommen worden. Zu der Zeit, als Guſtav Adolf landete, lag der Oberſt Götz darin, der jedoch Mitte Juli von Conti Befehl erhielt, das Lager in Garz zu verſtärken. Vor ſeinem Abzuge aus Paſſewalk forderte Göz von den armen Einwohnern 18,000 Thaler Brandſchatzung; die Bürger erhoben Einſprache und ſtellten ihre völlige Erſchöpfung vor. Sie predigten tauben Ohren. Göz ſchickte von Garz aus, wo er indeß angekommen war, drei Fahnen zu Roß und Fuß nach der Stadt zurück. Die eine Hälfte dieſer Räuber riß den Bürgermeiſter ſammt 17 der angeſehenſten Einwohner aus ihren Häuſern heraus, und ſchleppte ſie unter den ſchwerſten Mißhandlungen in das kaiſerliche Lager, wo ſie in Ketten gelegt wurden. Die andere Hälfte blieb in Paſſewalk zurück, und wandte alle erſinnlichen Martern an, um die verlangte Summe zu erpreſſen. Nun brachten die verzweifelten Bürger Alles, was nur an Geld und Geldeswerth im Orte aufzutreiben war, Speck, Butter, Bier, Kupfer, Blei, Eiſen, Schuldbriefe zuſammen, und ſchickten es unter dem Geleite der zurückgebliebenen Räuber nach Garz. Die Summe war dennoch nicht voll, die Einwohner ſchwebten zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob ſie der Plage los ſeyn und die Befreiung ihrer gefangenen Mitbürger erlangen würden. In dieſem Augenblicke kam die oben erwähnte ſchwediſche Streifparthie von Knipphauſen's Regiment, 140 Mann ſtark, vor den Ort und drang ungehindert ein, weil die Thore in Abweſenheit der Obrigkeit sperrweit offen ſtanden. Die Schweden fingen ſogleich an, ſich zu verſchanzen, da ſie einen Angriff der Kaiſerlichen erwarteten, der auch nur zu ſchnell erfolgte. Sobald nämlich Göz von der Einnahme des Orts durch die Schweden Nachricht erhielt, erſchien er mit 3000 Mann vor Paſſewalk, das ſogleich erſtürmt wurde. Nun ereignete ſich eine der ſchändlichſten Greuelſcenen des 30jährigen Kriegs mit Würgen, Schänden, Plündern, Morden. Nicht Geſchlecht, nicht Alter, nicht Stand fand Erbarmen. Nachdem alles bewegliche Eigenthum ausgeraubt war, zündeten die Kaiſerlichen den Ort an [1]).

Wir müſſen jetzt berichten, was Guſtav Adolf in Mecklenburg vorhatte. Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, ſeit der unglücklichen Wendung des däniſchen Kriegs, wie wir früher berichteten, aus ſeinem lutheriſchen Bisthum Magdeburg vertrieben, konnte das reiche Stift nicht vergeſſen. Nach Veröffentlichung des Reſtitutionsediktes war er nach Schweden gereist, hatte ſich dem Könige empfohlen und

---

[1]) Chemniz I, 80. Theatr. Europ. II, 246 flg.

ihm zum Kriege gegen den Kaiſer gerathen. Mit allgemeinen Verſicherungen entlaſſen, begab er ſich nach Hamburg, damals dem gewöhnlichen Sitz gefallener Herrlichkeiten, und unterhielt von dort aus einen lebhaften Briefwechſel mit Schweden. Plane über Plane zur Eroberung Teutſchlands wurden von ihm dem Könige überſchickt [1]). Kurz ehe Guſtav Adolf ſein Reich verließ um nach Pommern herüberzuziehen, erſchien Johann Stahlmann als Abgeſandter des Markgrafen mit folgendem Antrage in Stockholm: „nicht nur die Bürger der Stadt Magdeburg, ſondern auch die Bewohner des ganzen Erzſtiftes fühlten das aufrichtigſte Verlangen nach dem Markgrafen, als ihrem alten Herrn, auch hätten ſie verſprochen, ihn nach äußerſten Kräften zu unterſtützen, ſobald er mit hinreichendem Volk in's Erzſtift kommen würde. Chriſtian Wilhelm ſey daher entſchloſſen, 3000 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk anzuwerben, auch habe er bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, damit dieſe Werbungen in der Stille ohne Vorwiſſen der Kaiſerlichen veranſtaltet werden könnten, nur fehle es dem Markgrafen an dem nöthigen Gelde; Se. Maj. der König von Schweden möchte daher auf jeden anzuwerbenden Reiter 20, auf jeden Fußknecht 4 Thaler Handgeld, außerdem als erſte Monatlöhnung für die Reiter 18, für die Fußgänger 7—8 Thaler ſammt den nöthigen Waffen, Geſchütz und Zugehör vorſchießen. Auf den Fall, daß Guſtav Adolf dieſen Vorſchlag genehmige, verſprach Chriſtian Wilhelm ſein Heer bald bis auf 20,000 Mann zu vermehren und daſſelbe ohne weitere ſchwediſche Zuſchüſſe zu erhalten, denn 1,600,000 Säcke Getreide ſeyen im Erzſtifte aufgehäuft, und leicht könne man ſich dieſer Vorräthe ſo wie auch der bedeutenden Schätze bemächtigen, welche kaiſerliche Offiziere in den kleinen Feſten des Landes niedergelegt hätten. Gelinge der Plan, ſo werde der Krieg mit einem Schlage von der Oder an die Elbe verſetzt, und halb Teuſchland ſey dann für Guſtav Adolf gewonnen. Die Ausführung habe er ſicher vorbereitet, an einem beſtimmten Tage würden ſich ſeine Anhänger im Erzſtifte erheben, die kaiſerlichen Garniſonen überfallen, das gemeine Kriegsvolk niedermachen, die Anführer gefangen nach Magdeburg bringen.“ Dieß waren die Anträge des kampfbegierigen lutheriſchen Biſchofs. Der König hegte jedoch Bedenklichkeiten theils wegen der Sache ſelbſt, theils wegen des Mannes, der einen ſo ſchwierigen Plan zu vollſtrecken übernahm. Unmöglich ſchien es ihm, daß ein Fürſt, der nicht einen Schuh breit Erde ſein eigen nennen konnte, ein Heer von 12,000 Mann mitten unter kaiſerlichen Garniſonen

---

1) Dieß und das Folgende nach Chemniz I, 74 flg.

anwerben ſollte. Zweitens war der Markgraf ganz auf die Geldmittel beſchränkt, die er vom König erwartete, denn er ſelbſt beſaß nichts; und die Summe von mehr als 200,000 Thalern, welche er verlangte, einem Andern anzuvertrauen, wäre ſelbſt dann gewagt geweſen, wenn dieſer Dritte weit größere Fähigkeiten beſeſſen hätte, als die waren, deren ſich der Markgraf rühmen durfte. Dieſe Gründe beſtimmten den König, auf den Antrag nicht einzugehen. Doch wollte er den Prinzen auch nicht durch gänzliche Abweiſung vor den Kopf ſtoßen. Er rieth ihm, ſich mit den benachbarten teutſchen Fürſten in Verbindung zu ſetzen, und bei reichen Leuten Geld aufzunehmen, vor Allem aber forderte er ihn auf, nicht eher loszuſchlagen, bis das ſchwediſche Heer in Teutſchland Fortſchritte gemacht haben würde. Damit es nicht den Anſchein habe, als beſchränke er ſeinen Beiſtand auf guten Rath, übernahm Guſtav Adolf eine Bürgſchaft von 100,000 Thalern, im Fall Chriſtian Wilhelm die Summe würde entlehnen können. Mit dieſem Beſcheid kam der Abgeordnete Stahlmann zu ſeinem Gebieter nach Hamburg zurück. Allein der Markgraf war zu ungeduldig, um länger zu warten. Sobald er die Landung Guſtav Adolf's vernahm, machte er ſich verkleidet mit wenigen Leuten auf den Weg, und erſchien den 27. Juli a. St. in Magdeburg, wo er indeß durch ſeine Anhänger einen günſtigen Empfang vorbereitet hatte. Bis zum letzten Juli blieb er verborgen, aber am 1. Auguſt frühe begab er ſich auf das Rathhaus in die Verſammlung des Magiſtrats. Dort wurde er als Adminiſtrator anerkannt, und zugleich ein Bündniß zwiſchen der Stadt und dem König von Schweden abgeſchloſſen. Ein te Deum laudamus in der Domkirche bekräftigte die Feierlichkeit. Wiewohl Rath und Bürgerſchaft der Stadt Magdeburg der erſte teutſche Stand war, der einen freien Anſchluß an die Krone Schweden wagte, ſah ſich der Magiſtrat dennoch wohl vor, nicht zu weit zu gehen. Die Stadt und der Markgraf verfolgten von vornherein ſehr verſchiedene Zwecke. Dieſer wollte mit Hülfe der Magdeburgiſchen Mannſchaft und auf Koſten der Bürger ſein lutheriſches Bisthum wieder erringen, jene dagegen gedachten die Gelegenheit zu benützen, um auf die Gefahr des Adminiſtrators hin ihre Freiheiten eben ſo ſehr als ihren Beſitz auszudehnen. Zum voraus erklärten ſie, daß die ganze Unternehmung der Stadt keine Koſten verurſachen dürfe. Außerordentlich vorſichtig waren daher ihre Bedingungen: „Magdeburg müſſe nicht allein bei den vorigen Privilegien gelaſſen, ſondern auch mit neuen Rechten und Gütern begabt werden. Namentlich verlangten ſie Wiederherſtellung der alten Freiheiten, welche einſt Otto und andere teutſche Kaiſer der Stadt verliehen; Alles was ihr die römiſche Kirche oder andere Perſonen im Laufe der Zeiten widerrechtlich entzogen hätten, müſſe

zurückerſtattet, aller Schaden, welcher der Stadt aus dem Bündniſſe mit dem Adminiſtrator erwachſen könnte, erſetzt werden, wofür die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Generalſtaaten und die Hanſeſtädte die Bürgſchaft zu übernehmen hätten; endlich wenn irgend ein Bürger Magdeburgs gefangen genommen oder ſonſt gefährdet würde, ſolle er auf Koſten des Markgrafen wieder eingelöst und befreit werden. Man ſieht, die Magdeburger rechneten auf die Kaſſe des Markgrafen, und dieſer umgekehrt auf die ihrige. Jene wollten, dieſer konnte nichts geben, weil er keine Mittel beſaß. Es mußte daher bald zu Zwiſtigkeiten kommen. Zwar Anfangs gieng es noch ziemlich gut. Die Stadt lieh dem Adminiſtrator das wenige geworbene Volk, das in ihren Dienſten ſtand. Er ſelbſt brachte auf Kredit einen Haufen Soldaten zuſammen, und eroberte mit denſelben etliche kleinere Plätze, ſogar die Stadt Halle, deren Thore ihm durch die Salzarbeiter geöffnet wurden. Aber ein Verſuch, den er gegen die Morizburg machte, mißlang, und bald mußte er auch Halle wieder räumen. Denn Pappenheim war im Anmarſche.

Der König von Schweden mißbilligte das voreilige Losſchlagen ſeines Verbündeten, doch konnte er ihn, nachdem der Würfel einmal gefallen war, nicht verlaſſen. Er beorderte ſeinen Hofmarſchall Dieterich von Falkenberg nach Magdeburg, um die Unerfahrenheit des Markgrafen durch ſeine Einſicht zu unterſtützen. Zugleich beſchloß Guſtav ſelbſt einen Einfall in Mecklenburg, um von dort aus dem Adminiſtrator die Hände zu bieten. Noch eine zweite Bewegung, die um jene Zeit an der untern Elbe vorging, zog die Aufmerkſamkeit des Königs nach Mecklenburg. Die abgeſetzten Herzoge dieſes Landes hatten gleich nach Guſtav's Landung den Entſchluß gefaßt, ſich ihm in die Arme zu werfen [1]). Ihre Verwandten und die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen warnten ſie jedoch. „Sie möchten ſich," hieß es, „nicht übereilen, und keine Parthei vor der Zeit ergreifen, ſondern die Schweden fechten laſſen, und indeß ihre Sache in Regensburg im Wege der Güte betreiben; vielleicht werde der Kaiſer aus Furcht oder aus gerechter Rückſicht auf ihre Mäßigung nachgeben." Die Herzoge befolgten Anfangs dieſen Rath. Wir haben oben gezeigt, daß die hohe teutſche Ariſtokratie ſich ihrer auf dem Reichstage in ſo weit annahm, als das Herzogthum dem Friedländer entriſſen wurde. Allein die Wiedereinſetzung erfolgte nicht. Nun erſt beſchloſſen ſie durch Gewalt zu erringen, was ſie durch Unterhandlungen nicht erreichen konnten, und machten daher insgeheim ein Bündniß mit dem Könige. Guſtav Adolf verpflichtete ſich ſchwediſche Werbpatente für

---

¹) Chemniz I, 83 flg.

Kriegsvölker auszuſtellen, die ſie auf ihre Koſten aufbringen wollten. Bald bot ſich ihnen ein vornehmer Herr als General an, Herzog Franz Karl von Sachſen-Lauenburg, ein nachgeborner Prinz, deſſen Bruder regierender Herr im eben genannten Ländchen war. Franz Karl brachte wirklich einiges Volk zuſammen, und bemächtigte ſich im September der Städte Boizenburg, Lauenburg und Neuhaus an der untern Elbe. Wenn dieſe freilich mit kleinen Hülfsmitteln begonnene Unternehmung verſtärkt und mit dem zu Magdeburg angeſponnenen Gewebe in Verbindung gebracht werden konnte, verſprach ſie wichtige Folgen.

Dieß waren die Gründe, welche den König bewogen, ſich von den Odermündungen nach Mecklenburg zu wenden. In Stettin blieb Oberſt Teufel[1]) mit hinreichender Mannſchaft zurück, um die Stadt gegen etwaige Angriffe Conti's zu decken. Anfangs September begab ſich Guſtav nach Wolgaſt, wo er mit einem großen Theile ſeines Heeres zu Schiffe gieng und nach Stralſund fuhr. Den $^{10}/_{20}$. September gelangte er daſelbſt an[2]), den $^{14}/_{24}$. ſchiffte er ſich wieder ein in der Abſicht, Roſtock oder Wismar von der Seeſeite her anzugreifen; aber widrige Winde hielten die Flotte bis zum $\frac{\text{21. Sept.}}{\text{1. Oct.}}$ auf. Deßhalb änderte der König ſeinen Plan, ſetzte ſein Volk an's Land, und zog Ende September auf Dammgarten, ein Städtchen an der Reckeniz, welche Pommern von Mecklenburg ſcheidet. Ein ſtarker Thurm, um welchen die Kaiſerlichen Schanzen aufgeworfen hatten, deckte den Ort. Die Beſatzung vertheidigte ihn mit großer Tapferkeit, aber endlich drangen die Schweden ein und hieben zur Vergeltung der Paſſewalker Greuel alles nieder. Sofort wurde die Brücke erobert, welche in das Mecklenburgiſche hinüberführt. Am folgenden Tage rückten die Schweden vor Ribniz, das gegenüber von Dammgarten liegt, und nahmen die Stadt nach kurzer Gegenwehr. Die Beſatzung wurde größtentheils gefangen, viele Gemeine nahmen bei den Schweden Dienſte, die Offiziere blieben in Haft. Von Ribniz aus erließ Guſtaf Adolf eine Proklamation an die Mecklenburgiſchen Stände, worin er ſie aufforderte, ſich ihren rechtmäßigen Herrn, den alten Herzogen des Landes, wieder zu unterwerfen, bewaffnet ins ſchwediſche Lager zu kommen, und alle Diejenigen, welche in Wallenſtein's Dienſten ſtehen oder ihm Hülfe leiſten und anhängen, als Räuber und Feinde Gottes, als Verfolger der evangeliſchen Kirche gefangen zu nehmen, auszuliefern, oder im Falle des Widerſtandes todt zu ſchlagen und zu vertreiben. Zugleich

---

1) Brief Guſtav's aus Wolgaſt vom $^{7}/_{17}$. September an Oxenſtierna Lettres de Gustave Adolphe S. 132. — 2) Chemniz I, 80 b. unten. Khevenhiller XI, 1326 flg.

drohte er mit den härteſten Strafen, wenn die Stände ſeiner Aufforderung nicht Folge leiſten würden. Dieſer Aufruf brachte darum die beabſichtigte Wirkung nicht hervor, weil die Kaiſerlichen durch ſchnelles Handeln einem möglichen Abfall der Mecklenburger zuvorkamen. Guſtav Adolf's eigentliche Abſicht war, wie wir oben andeuteten, auf Roſtock gerichtet, an deſſen Bürgerſchaft er eine ähnliche Proklamation erließ. Dieſe Stadt genoß das Recht der Quartiersfreiheit, das die kaiſerlichen Feldherrn auf Wallenſtein's Befehl bisher geachtet hatten. So bald ſie aber den Anmarſch Guſtav Adolf's erfuhren, erſchien eine ſtarke Abtheilung Reiter vor Roſtock, und begehrte Durchzug unter dem Vorwande, Demmin gegen die Schweden zu decken. Der Stadtrath bewilligte das Geſuch mit der Bedingung, daß ſie in kleinen Haufen durchziehen ſollten. Als der erſte Zug bis auf den Markt gekommen war, machte er, ſtatt zum entgegengeſetzten Thore hinaus zu gehen, plötzlich Halt, worauf die andern noch vor der Stadt befindlichen Reiter nachſtürmten, die Thore beſetzten, die Wälle einnahmen, die Ketten, durch welche die Straßen abgeſperrt waren, ſprengten. Sogleich wurde die ganze Bürgerſchaft entwaffnet, jeder Einwohner mußte beſchwören, daß er kein Gewehr mehr in ſeinem Hauſe habe. Jetzt konnte Roſtock, wenn es auch gewollt hätte, nichts mehr für die Schweden thun. Guſtav Adolf's eigentlicher Plan war alſo verfehlt, denn die Stadt erhielt eine ſtarke Beſatzung. Doch lieferte der König dem Italiener Savelli, der unter Conti's Oberbefehl Mecklenburg vertheidigte, zwiſchen Ribnitz und Roſtock ein Gefecht, das zum Vortheil der Schweden endete. Conti hatte nämlich dieſem ſeinem Untergebenen von Garz aus eine Verſtärkung von zwei Regimentern mit dem Befehl zugeſchickt, das Glück der Waffen gegen den König zu verſuchen [1]). Savelli war dem Feinde an Mannſchaft überlegen, er trug daher kein Bedenken, ein Gefecht anzubieten, welches Guſtav Adolf annahm. Daſſelbe ſcheint unweit Roſtock ſtatt gefunden zu haben. Savelli ſtellte ſein Volk nach italieniſcher Manier auf, d. h. er dehnte ſeine Linien ſo weit als möglich aus, um den Feind zu überflügeln, und deckte ſein Geſchütz nur mit weniger Reiterei. Der König dagegen rückte in einer Colonne an, ſchwenkte dann, als man dem Feinde nahe genug gekommen war, ſchnell rechts und links ab, fiel den Kaiſerlichen in die Flanken, bemächtigte ſich ihres Geſchützes, und brauchte daſſelbe mit ſolchem Erfolg gegen das feindliche Fußvolk, daß Alles in Unordnung gerieth. Groß war der Verluſt des Feindes an Todten und Gefangenen, das ganze Geſchütz, das Gepäck und eine gute Zahl von Fahnen fiel den Schweden in die

[1]) Khevenhiller XI, 1350 unten flg.

Hände. Savelli rettete ſich mit dem Reſt ſeiner Leute nach Roſtock[1]). Dieſes Gefecht fand jedoch erſt Ende Oktober ſtatt, die Zeit zwiſchen demſelben und der Einnahme Dammgartens wie des benachbarten Ribniz hatte Guſtav Adolf in Stralſund zu Unterhandlungen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, ſo wie zur Befeſtigung beider eroberten Städte verwendet.

Daß nun der König nach dieſem glücklich ausgeführten Schlage nicht weiter in Mecklenburg vordrang, daran waren drei verſchiedene Urſachen Schuld: erſtens die völlige Unterdrückung der Unruhen an der untern Elbe, zweitens die ſchlimme Wendung, welche die Angelegenheiten in Magdeburg nahmen, endlich wiederholte Angriffe Conti's auf das Lager vor Stettin. Herzog Franz Karl von Sachſen-Lauenburg ſpielte ſeine Rolle eben ſo ſchnell aus als er ſie begonnen[2]). Um den Aufruhr im Keime zu erſticken, wurde Pappenheim mit 6000 Mann gegen ihn beordert. Alsbald verließ der Herzog die Städte Boitzenburg und Lauenburg, warf eine kleine Beſatzung nach Neuhaus, und zog mit dem Reſt ſeiner Leute nach Ratzeburg, der Reſidenz ſeines Bruders Auguſt. Mit Gewalt bemächtigte er ſich dieſer Stadt, aber das Schloß wollte ihm ſein Bruder nicht übergeben, doch verſprach er daſſelbe auch dem Feinde nicht zu öffnen. Die Stadt Ratzeburg liegt auf einer Inſel in dem ziemlich beträchtlichen und tiefen See gleichen Namens. Sie hat nur zwei Zugänge, auf der einen Seite über eine lange hölzerne Brücke, auf der andern über einen Damm, der durch das feſte Schloß gedeckt und gekrönt wird. Pappenheim folgte dem flüchtigen Lauenburger auf dem Fuße, die Beſatzung von Neuhaus ergab ſich unerwartet ſchnell. Plötzlich ſtanden die Kaiſerlichen unweit Ratzeburg. Pappenheim theilte ſein Volk in zwei Haufen, mit 3000 Mann nahm der Oberſte Reinacher eine Stellung vor der hölzernen Brücke, während Pappenheim ſelbſt mit der andern Hälfte das Schloß berannte. Nach der erſten Aufforderung ergab ſich die Beſatzung deſſelben, ſei es weil der regierende Herzog das Unternehmen ſeines Bruders mißbilligte, ſei es daß er durch die Drohungen des kaiſerlichen Feldherrn geſchreckt wurde. Herzog Franz Karl war jetzt völlig eingeſchloſſen. Unmöglich konnte er ſich mit 600 Mann gegen 6000 in dem Städtchen halten, er ließ um Stillſtand bitten. Pappenheim bewilligte ihm bloß 15 Minuten Bedenkzeit, welche der

[1]) Chemniz weiß von dieſem Gefechte nichts, wohl aber Khevenhiller, (XI, 1351) der jedoch weder Ort und Zeit, noch die Zahl der Kämpfenden auf beiden Seiten angibt; desgleichen der ſchwediſche Soldat. Indeß berichtet letzterer S. 23 nur in allgemeinen Ausdrücken darüber. — [2]) Chemniz I, 84, b. flg. Khevenhiller XI, 1368 flg.

Herzog benützte, um auf einem Kahne über den See zu entwiſchen. Allein die Kaiſerlichen feuerten vom Schloß aus mit ſo gutem Erfolg auf ihn, daß er zurückkehren und ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Dreihundert Mann Fußvolk und 160 Reiter ſtreckten das Gewehr, dem Herzoge ſelbſt gab Pappenheim das Verſprechen, daß er weder vom Kaiſer noch durch den Kurfürſten von Bayern mit ewigem Gefängniß oder am Leben geſtraft werden ſolle. In der That kam er bald darauf wieder los, und forderte ſogleich von ſeinem Bruder, dem regierenden Herzog, weil er ihn in's Unglück gebracht habe, 12,000 Thaler Schadenerſatz. Die Herzoge von Mecklenburg wurden durch dieſes Unglück ihres vornehmen Heerführers auf eine empfindliche Weiſe bloßgeſtellt. Ein Rüſtwagen mit Pulver, den ſie dem Lauenburger zugeſchickt, fiel unterwegs den Kaiſerlichen in die Hände. Sie konnten jetzt ihre Theilnahme an dem Unternehmen, an der freilich Niemand zweifelte, auch gerichtlich nicht mehr läugnen. Schon fürchteten die Einwohner von Lübeck, wo ſich die beiden Herzoge aufhielten, für die Schuld ihrer Gäſte büßen zu müſſen, ſie ſuchten ihnen daher durch laute Aeußerungen des Haſſes den fernern Aufenthalt in ihrer Stadt zu verbittern. In der That riefen die beiden Prinzen, für ihre Tage fürchtend, den Schutz des Königs von Schweden an, der eines ſeiner Schiffe auf der Trave zu ihrer Verfügung ſtellte.

Auch das Unternehmen des Markgrafen Chriſtian Wilhelm im Erzſtifte Magdeburg ließ ſich nicht viel beſſer an als die Verſuche des Lauenburgers[1]). Die Urſachen, warum die Stadt ihren ehemaligen Adminiſtrator ſo wenig unterſtützte, ſind oben angegeben worden. Im Verein mit einem Bürgerausſchuſſe von 50 Perſonen, beſaß der Magiſtrat die Macht in der Stadt. Letzteres Collegium, aus den reichſten Einwohnern beſtehend, wäre geneigt geweſen, etwas Erkleckliches für den Markgrafen zu thun, weil dieſe Herren, wenn das Unternehmen gelang, die Früchte des Siegs mit dem fremden Prinzen zu theilen rechneten. Aber der Ausſchuß widerſetzte ſich allen Vorſchlägen des Magiſtrats. Nicht zufrieden, keinen Heller zur Anwerbung von neuem Volke zu bewilligen, duldete derſelbe lange Zeit nicht einmal, daß die Soldaten des Adminiſtrators in die Stadt gelegt wurden, und als Mangel an Schießbedarf entſtand, gab man trotz wiederholten Bitten kein Geld zum Ankauf von Pulver und Kugeln her. Der Markgraf verſuchte es nun mit Hülfe der Geiſtlichkeit, die, wie in andern alten teutſchen Reichsſtädten, auch in Magdeburg eine gewichtige Stimme auf dem Rathhauſe beſaß, die Halsſtarrigkeit der Gemeinde

[1]) Dieß und das Folgende nach Chemniz I, 104 b. unten flg.

zu beſiegen. Auch der Magiſtrat drang in die Geiſtlichen, ſie möchten die gute Sache unterſtützen und dem Rath an die Hand gehen. Aber nun erinnerte ſich die Cleriſei gewiſſer alter Rechte, die ihr der Magiſtrat im Laufe der Zeiten entzogen hatte; ſie hielt den gegenwärtigen Augenblick, wo der Rath ihrer bedurfte, für günſtig, um das Verlorne wieder zu erpreſſen; demnach machte ſie ihre Unterſtützung von der Rückgabe jener alten Rechte abhängig, was zur Folge hatte, daß gar nichts geſchah. Denn der Magiſtrat wollte ſich von der Geiſtlichkeit nicht überliſten laſſen. Seiner Seits vergrößerte Markgraf Chriſtian Wilhelm die Noth durch eigne, ſelbſtverſchuldete Fehler. Als ein Fürſtenkind gewohnt von Andern unbedingte Dienſtfertigkeit zu verlangen, ſetzte er ſich in den Kopf, daß Guſtav Adolf von Rechtswegen bloß zur Wiederherſtellung des Magdeburger Erzſtiftes nach Teutſchland herübergekommen ſey. Von ſolchem Wahne ausgehend, fühlte er ſich ſchwer dadurch gekränkt, daß der König nicht alle ſeine Geldforderungen befriedigt hatte, und auch jetzt nicht ſogleich mit Heeresmacht vor den Wällen Magdeburgs erſchien. Und dieſe ſeine gereizte Stimmung war er aufrichtig oder geſchwätzig genug, vor allem Volk laut werden zu laſſen. Oeffentlich jammerte er über das Ausbleiben der ſchwediſchen Hülfe, was die Bürger eben nicht zu größern Anſtrengungen begeiſtern konnte, weil ſie fürchten mußten, das gefährliche Unternehmen des Adminiſtrators ſey bereits verunglückt. Und weil hochgeſtellte Perſonen durch Nichts ſoſehr in den Augen der Menge verlieren, als wenn ſie des ſchützenden Nimbus vergeſſen, ſo geſchah es bald, daß Chriſtian Wilhelm gar kein Anſehen mehr bei den Magdeburgern genoß. Zu dieſen politiſchen Fehlern kamen noch militäriſche hinzu. Guſtav Adolf hatte dem Adminiſtrator gerathen, ſeine Streitkräfte nicht zu zerſtreuen, ſondern auf die Beſetzung der Hauptſtadt Magdeburg zu beſchränken, auch alle Vorräthe, die ſich auf dem platten Lande fänden, nach der Stadt zu bringen. Weil aber ſeine Ungeduld den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er in den vollen und ungetheilten Beſitz ſeiner lutheriſchen Pfründe wieder eintreten ſollte, ſchlug Chriſtian Wilhelm den guten Rath des Königs in den Wind. Er ſchickte ſein weniges Volk da und dorthin, um die zum Erzſtift gehörigen Ortſchaften zu beſetzen. Hiedurch gab er ſeine Macht vielfach blos. In dem Städtchen Kalbe das auf ſeinen Befehl eingenommen worden war, wurden 700 markgräfliche Soldaten von den Kaiſerlichen niedergehauen oder gefangen genommen. Große Maſſen Vorräthe, die in den verſchiedenen Plätzen des Stiftes aufgehäuft lagen, und die man gleich zu Anfang der Bewegung in die Stadt zu bringen verſäumt hatte, fielen dem Feinde wider in die Hand. Anderes Mißgeſchick muß auf Rechnung der leeren Kaſſe des Markgrafen geſchrieben

werden. Denn da er kein Geld beſaß, um das neugeworbene Volk zu bezahlen, ſo traten Abentheurer in ſeine Dienſte, die den markgräflichen Namen benützten, um ſich ſelbſt bezahlt zu machen, d. h. den Krieg in ein Raubgewerbe zu verwandeln. Natürlich konnte er von ſolchen Menſchen weder pünktlichen Gehorſam noch ſtrenge Mannszucht verlangen. Ein gewiſſer Oberſt Bock hatte auf den Namen des Adminiſtrators 2000 Mann zu Roß und zu Fuß zuſammengebracht. Chriſtian Wilhelm wies ihn, ſobald die Mannſchaft vollzählig war, an, nach Magdeburg zu ziehen. Allein ſtatt dieſem Befehle Folge zu leiſten, rückte Bock auf Halle, wahrſcheinlich um dort den erſten Monatsſold zu ſuchen und nahm die Stadt ein. Aber ſchnell ſammelte ſich der Feind und war nahe daran, den Oberſten in Halle aufzuheben. Bock gewann kaum Zeit, die Stadt zu verlaſſen; die Kaiſerlichen folgten ihm auf der Ferſe, worauf das markgräfliche Fußvolk nach Merſeburg floh und dort auseinander lief, Die Reiter flüchteten nach Querfurt, wurden aber daſelbſt von Pappenheim erreicht und zerſtreut. Ein ganzer Heerhaufen, auf den Chriſtian Wilhelm große Hoffnung geſetzt, war vernichtet. Letzteres geſchah Mitte Oktober zu der Zeit, da Pappenheim nach der untern Elbe zog, um dem Anſchlage des Lauenburgers Einhalt zu thun. Nachdem er ſein Unternehmen glücklich ausgeführt hatte und wieder in das Magdeburgiſche zurückgekehrt war, ergieng es dem Adminiſtrator noch ſchlimmer. Ausgang Dezember überfiel Pappenheim 1000 Mann markgräflicher Truppen, die kurz zuvor Neuhaldensleben eingenommen, in dieſem wohlbefeſtigten Orte. Die Beſatzung mußte das Gewehr ſtrecken, erhielt jedoch freien Abzug gegen das Verſprechen, nie mehr gegen den Kaiſer dienen zu wollen. Waffen, Gepäck, Pferde, Mund- und Kriegsvorrath blieben dem Sieger.

So ſtanden die Angelegenheiten im Erzſtifte. Die dringendſten Aufforderungen ergiengen an den König, mit geſammter Macht zu Hülfe zu eilen. Guſtav Adolf hätte ſolches Begehren nur dann erfüllen können, wenn er nicht nur die Stellung an der Oder und das eroberte Pommern, ſondern auch ſeine Verbindung mit dem benachbarten Preußen, von wo er fortwährend Verſtärkungen theils erhielt, theils erwartete, gänzlich aufgab. Der König fand dieſen Preis zu hoch, er begnügte ſich für den Augenblick, dem Adminiſtrator einige Summen in Wechſeln auf Hamburg zu ſenden. Ohnedieß nahm Pommern ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Seit ſeinem Abmarſche von Stettin nach Mecklenburg hatte Conti mehrere Verſuche gemacht, die Hauptſtadt von Pommern während des Königs Abweſenheit zu überrumpeln [1]). Er wurde jedoch zurückgewieſen. Als

[1]) Chemniz I, 79 a. 87 a. unten flg.

der kaiſerliche Feldherr ſah, daß Stettin allzugut bewacht ſey, beſchloß er, das von den Schweden belagerte Kolberg zu entſetzen. Dieſe Stadt war die einzige Feſtung, welche die Kaiſerlichen noch an der Küſte von Hinterpommern inne hatten. Nicht bloß ihre natürliche Feſtigkeit ſondern auch die großen Schätze, die ſie in ſich ſchloß — denn aller Raub des Landes fand ſich dort aufgehäuft — beſtimmten Conti, etwas für Kolberg zu wagen. Der Oberſt Franz v. Mörs lag mit 1500 Mann Beſatzung darin. Mit der Belagerung hatte Guſtav Adolf den Oberſten Claus Dieterich — oder mit ſeinem adeligen Namen, Speerreuter beauftragt, zu welchem Zweck ihm außer einer kleinen Abtheilung ſchwediſcher Soldaten 1000 Mann pommerſches Landvolk und 200 Reiter zugetheilt worden waren. Seine Streitkräfte reichten nicht zu einer regelmäßigen Berennung hin, Speerreuter mußte ſich auf Blockade beſchränken. Anfangs Oktober ſchickte nun Conti 300 Reiter von Garz nach Kolberg ab, ſey es um die dortige Garniſon zu verſtärken, oder weil er, wie Andere vorgeben, ſeine Schätze aus dem bedrohten Orte abholen und nach Garz in Sicherheit bringen wollte. Der Plan wurde den Schweden in Stettin verrathen. Eine hinreichende Abtheilung Reiterei erhielt Befehl, die Kaiſerlichen unterwegs zu überfallen. In Schiefelbein angekommen, erfuhren jedoch Letztere den Anmarſch der Feinde, und traten eilends wieder ihren Rückzug nach Garz an, ohne daß es dießmal zu einem Gefechte kam. Bald darauf erhielt Conti Nachricht, daß eine Abtheilung ſchwediſchen Volks aus Preußen nach dem Lager in Stettin heranziehe. Er ſchickte ſofort 4000 Mann ab, mit der doppelten Weiſung, die preußiſchen Regimenter abzuſchneiden und das belagerte Kolberg zu entſetzen. In Stettin war kurz zuvor Feldmarſchall Guſtav Horn aus Preußen angekommen, hatte den Befehl über das ſchwediſche Heer übernommen und den Generalmajor Knipphauſen beordert, den anrückenden Truppen nach Hinterpommern entgegenzugehen, und ſie nach Stettin zu geleiten. Horn wußte bei Abſendung Knipphauſen's noch nichts von Conti's Anſchlage; ſobald er davon Kundſchaft bekam, warnte er den Generalmajor auf ſeiner Hut zu ſeyn, und rückte ſelbſt mit 1200 Reitern und 1400 Fußknechten nach dem Städtchen Greifenberg an der Rega, wo er ſich mit Knipphauſen vereinigte. Beide zogen auf eine Stunde Wegs vor Kolberg. Aber auch die Kaiſerlichen waren indeß bis in die Nähe der Feſtung vorgedrungen, deren Beſatzung einen Ausfall machte, um den Neuangekommenen die Hand zu bieten. Doch da letztere den Anmarſch Horn's erfuhren, kehrten ſie wieder um. Der ſchwediſche Feldherr folgte ihnen auf dem Fuße. Es kam Mitte November zu einem

Gefecht zwiſchen der beiderſeitigen Reiterei, das aber keinen Erfolg hatte, weil ein dichter Nebel Angriff und Widerſtand gleich unſicher machte. Mehrmals ſchoßen Schweden gegen Schweden, Kaiſerliche gegen Kaiſerliche, und als endlich das ſchwediſche Fußvolk der Reiterei nachgerückt war, hatte der Feind bereits unter dem Schutze der Nacht das Weite gewonnen. Das einzige Reſultat des Unternehmens war, daß Kolberg ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Die Kaiſerlichen machten ſeitdem keinen Verſuch mehr zum Entſatz, obgleich die Feſtung, aufs tapferſte von ihrem Kommandanten vertheidigt, erſt mehrere Monate ſpäter fiel [1]).

Auf die Nachricht von dieſen Bewegungen in Hinterpommern, eilte Guſtav Adolf, der ſich noch immer in Stralſund befand, nach Greiſenberg, wo Horn, Knipphauſen und der Oberſt Baudiſſen ihm umſtändlichen Bericht erſtatteten. Es ſcheint, daß Guſtav Adolf mit dem Benehmen ſeiner Generale nicht ganz zufrieden war. Sperreuter verlor den Befehl über die Abtheilung, welche Kolberg belagerte, an ſeine Stelle trat der Oberſt Boetius. Die aus Preußen angekommenen Truppen wurden in die Plätze von Hinterpommern längs dem Haffe verlegt. Der König begab ſich nicht mehr nach Stralſund zurück, ſondern gieng nach Stettin. Das Kommando der eroberten Orte auf der mecklenburgiſchen Gränze wurde dem General Baner übergeben, Wismar und Roſtock durch die ſchwediſche Flotte blokirt. Der ſchwediſche Admiral Blume verfolgte das kaiſerliche Kriegsſchiff, König David, von 40 metallenen Kanonen, welches ſich aus dem Wismarer Hafen herausgewagt hatte, bis in die Mündung der Trave, wo es von den Schweden beinahe weggenommen worden wäre; es verdankte ſein Heil blos der Weigerung des Lübecker Rathes, der trotz widerholten Aufforderungen des ſchwediſchen Admirals, das Schiff nicht herausgeben wollte. Ueberhaupt zeigten dieſe Hanſeſtädter aus Mißtrauen gegen die geringe Macht Guſtav Adolf's und aus Furcht vor dem Kaiſer wenig Vorliebe für die Schweden. Sie erſchwerten die Werbungen in ihrem Gebiet, und machten dem ſchwediſchen Bevollmächtigten Salvius große Unluſt, was zu wiederholten Beſchwerden Anlaß gab [2]).

Guſtav Adolf bereitete im Dezember einen Schlag gegen das Lager von Garz vor. Die Zuſendungen aus Preußen hatten ſein Heer, engliſches Geld, das er um jene Zeit erhielt [3]) ſeine Kaſſe geſtärkt. Ueber-

---

[1]) Chemniz I, 88 flg. Khevenhiller XI, 1347 flg. — [2]) Chemniz I, 91. b. flg. — [3]) Soldat suedois S. 27. Spanhemius ſpricht von 60,000 Pfund Sterling, welche Guſtav zugekommen ſeyn ſollen; ich finde dieſe Summe ein wenig hoch.

dieß ermuthigte ihn der Zuſtand des kaiſerlichen Heeres zum Angriff. Conti erlag dem dreifachen Nachtheil früherer Ausſchweifungen ſeiner Völker, der ſtrengen Jahrszeit, der Gleichgiltigkeit Tilly's. Fürchterlich rächte ſich jetzt an den Kaiſerlichen die Verwüſtung des Landes. Was ſie früher im Uebermuth verdorben, entgieng nun dem dringenden Bedürfniß, es fehlte im kaiſerlichen Lager zu Garz an Brod, an Futter für die Pferde, an Kleidern, ſelbſt an Munition. Täglich trieb der Hunger Schaaren von Ausreißern zu den Schweden. Der Winter war mit ungewohnter Strenge angebrochen und legte dem kaiſerlichen Feldherrn noch die Laſt auf, ſeine Soldaten gegen die Wuth der Jahrszeit zu ſchützen. Für die Schweden dagegen hatte ein teutſcher Winter Nichts drückendes. An nordiſche Kälte durch ihr Vaterland gewöhnt, waren ſie überdies durch eine zweckmäßige Kleidung geſchützt; denn Guſtav Adolf ließ unter ſeine Leute Schaafpelze vertheilen [1]. Conti verſuchte es, durch Unterhandlungen dem kaiſerlichen Volke Ruhe zu verſchaffen. Er ſchickte von Garz aus etliche Offiziere halbwegs Stettin, wohin er ſchwediſche Bevollmächte unter dem Vorwande von Friedensanträgen beſchieden hatte. Die Kaiſerlichen empfingen ihre Gäſte auf's ſtattlichſte und bewirtheten ſie köſtlich. Nach der Tafel rückten ſie mit dem Antrage heraus: „Obwohl ſie keinen Feind ſcheueten, auch mit hinreichendem Volk und Vorräthen ausgerüſtet ſeyen, wünſchten ſie doch der ſtrengen Jahreszeit halber Winterquartiere zu beziehen, und lebten der Hoffnung, daß die Schweden ihre Ruhe während des Winters nicht ſtören würden. Man dürfe kaum zweifeln, daß in den nächſten Monaten ein guter annehmbarer Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Schweden zu Stande komme. Sollte dieß auch wider Erwarten nicht der Fall ſeyn, ſo würden ſie im kommenden Frühling den Krieg als tapfere Soldaten fortſetzen." Die Bevollmächtigten Guſtav Adolf's gaben folgende lakoniſche Antwort: „die Schweden ſeyen im Winter ſo gute Soldaten als im Sommer, auch durchaus nicht gewohnt in Quartieren zu liegen und die armen Leute auszuziehen. Die Kaiſerlichen möchten daher thun, was ihnen gut dünke, ſie, die Schweden, gedächten während des Winters nicht zu feiern." Mit dieſem Beſcheide kamen Conti's Geſandte wieder in das Lager von Garz zurück. Da unter ſolchen Umſtänden der Untergang des kaiſerlichen Heeres in Pommern vorauszuſehen war, dankte Conti ab. An ſeiner Stelle übernahm den Befehl Haimbald von Schaumburg, der um ſeinem ſchlimmſten Feind, dem Hunger zu begegnen, einen großen Theil der kaiſerlichen Völker nach Piritz und den benachbarten Orten der Neu- und Ucker-

[1]) Khevenhiller XI, 1349 flg.

Mark in die Winterquartiere verlegte [1]). Greifenhagen blieb mit 2,500 Mann [2]), meiſt Fußvolk beſetzt, in Garz ſelbſt lagerte Schaumburg mit der Hauptmacht.

Guſtav Adolf war von dieſen Umſtänden genau unterrichtet. Nach Abhaltung eines allgemeinen Buß- und Bettags zog er den 23. Dezember a. St. 12 Regimenter Fußvolk und 85 Cornet Reiterei bei Damm zuſammen. Viele Kanonen, von Musketiren gedeckt, wurden auf flachen Booten die Oder hinaufgeführt, das Fußvolk und die Reiterei folgte am Ufer. Der König hatte erwartet, daß die Kaiſerlichen ihm eine Schlacht anbieten würden, aber kein Feind zeigte ſich. Ungehindert erſchien er am Abend des 24. Dezember vor Greifenhagen. Während der Nacht wurden die Kanonen ausgeſchifft und Batterien errichtet; am Chriſttage Morgens frühe 3 Uhr begann das Feuer aus 80 Feuerſchlünden. Die Schweden rüſteten ſich zum Sturme, den jedoch der kaiſerliche Kommandant Ferdinand v. Capua nicht abwartete. Schon Tags zuvor hatte er, am Glücke verzweifelnd, ſeine Fahnen nach Garz hinübergeſchickt, was nicht wenig dazu beitrug, den Muth der Garniſon zu ſchwächen. Während die Schweden auf der Nordſeite der Stadt eindrangen, verließ er ſie durch das weſtliche nach Garz führende Thor; den Rückzug deckte er ſelbſt, wurde verwundet und mit 3 vornehmen Offizieren und etwa 100 Soldaten gefangen genommen. Die übrige Beſatzung rettete ſich nach Garz [3]). Die Schweden fanden in Greifenhagen mehrere Kanonen, worunter drei aus Bronz. Guſtav Adolf ſchenkte die gefangenen Offiziere dem Oberſten ſeines Leibregiments, Teufel; denn vornehme Gefangene mußten ſich damals durch ein ihrem Rang und Reichthum entſprechendes Löſegeld freikaufen, was für den Sieger keine unbedeutende Einnahmquelle war. Don Ferdinand v. Capua ſtarb bald darauf an ſeinen Wunden in Stettin. In den Tagen des Glücks hatte er ſich öfters vermeſſen, dieſe Stadt zu erſtürmen, die Bevölkerung für ihre Anhänglichkeit an den König mit Feuer und Schwert züchtigen, und die Schweden in die Oſtſee ſtürzen zu wollen. Der Aberglaube jener Zeiten fand es darum bedeutſam, daß er gerade in Stettin als Gefangener ſein Ende finden ſollte. Der Haß des ganzen Landes, den er ſich durch ſeine Räubereien zugezogen, folgte ihm ins Grab. Ferdinand war, wie ſein Landsmann Conti, ein braver Soldat, aber eben ſo räuberiſch und habgierig wie dieſer [4]).

---

[1]) Chemniz I, 93, b. unten flg. — [2]) Chemniz I, 94 b. gegen oben. — [3]) Chemniz I, 94, b. Khevenhiller XI, 1352. — [4]) Die Beweisſtelle aus Lansberg bei Harte Leben Guſtav Adolf's I, 412 Note 2. Vergl. Theatr. Europ. II, 262 a. oben und 342 b.

Am Tage nach Greifenhagens Fall berannten Guſtav's Reiter die Schanzen bei Marwiz, wo die Kaiſerlichen den halben Sommer über ihr Lager gehabt. Dieſes Werk war trefflich befeſtigt, nichtsdeſtoweniger verließ es der Feind bei Annäherung der Schweden, und der König bemächtigte ſich ſo ohne einen Piſtolenſchuß der Hauptbrücke über die Oder. Als die Schweden am 27. Dezember vor Garz erſchienen, hatte Schaumburg bereits dieſe Stadt geräumt, vorher aber wurden auf ſeinen Befehl das Rathhaus und einige Thürme in die Luft geſprengt, die Stadt angezündet, alles vorhandene Getreide in die Oder geworfen. Die Kaiſerlichen zogen ſich in größter Eile nach Landsberg und Frankfurt an der Oder zurück. Guſtav Adolf traf in Garz nur die nackten Wälle, die Häuſer waren bis auf 40 ſammt der Kirche niedergebrannt. Während der letzten Tage des Jahres 1630 verfolgte das ſiegreiche Heer den fliehenden Feind, ohne Widerſtand zu finden. In Piritz lagen 1400 kaiſerliche Reiter. Sobald dieſe vom Rückzuge Schaumburg's hörten, jagten ſie davon. Oberſt Baudiſſen folgte ihnen auf der Ferſe, nahm über 300 Proviantwägen und tödete eine Menge Leute. Eine andere Abtheilung wurde bei Bärwalde überfallen, nur die Teutſchen erhielten Gnade, die Kroaten wurden niedergeſtoßen. Ein dritter Haufe hätte gleichfalls Frankfurt an der Oder nicht mehr erreicht, wäre ihm nicht auf Befehl des Kurfürſten von Brandenburg die Feſtung Küſtrin geöffnet worden. Wenige Stunden nachdem die Kaiſerlichen dort ihr Heil gefunden, trafen auch die Schweden vor den Mauern Küſtrins ein, und forderten gleiche Begünſtigung wie der Feind, allein dieſe Forderung wurde von dem Brandenburgiſchen Kommandanten abgeſchlagen. Die Schweden mußten zuſehen, wie die Ueberbleibſel des kaiſerlichen Heeres ſich durch Vorſchub des Kurfürſten nach Frankfurt retteten [1]).

Glänzend ſchloß das Jahr 1630 für Guſtav Adolf's Waffen. Die ganze Provinz Pommern, mit alleiniger Ausnahme der beiden Feſtungen Kolberg und Greifswalde und ein guter Theil der Neumark befand ſich in ſchwediſcher Gewalt. Am Neujahrstage wurden dieſe Erfolge von den Schweden zu Stettin mit einem allgemeinen Dankfeſt gefeiert. Indeſſen hatte der König in einem 6 monatlichen Feldzuge nur das eine der beiden Heere, welche den Kampf gegen ihn beſtehen ſollten, überwunden, das andere und viel größere dagegen, welches Tilly befehligte, noch gar nicht zu Geſicht bekommen. Auch jenes war nur darum unterlegen, weil es von dem zweiten bisher wiederholter Aufforderungen unerachtet keine Unterſtützung erhielt. Bald nach der Flucht aus Garz

[1]) Theatrum Europ. II, 262. Khevenhiller XI, 1353. — Chemniz I, 95.

erließ Feldmarſchall Schaumburg ein Schreiben [1]) folgenden Inhalts an Tilly: „Abermals müſſe er die Klagen wiederholen, die er ſchon früher vorgebracht, wenn nicht ſchnelle Hülfe komme, ſtehe er für nichts mehr, ſeine Leute ſeyen theils durch Hunger und Kälte, theils in Folge des Rückzugs nach Frankfurt auf die Hälfte herabgeſchmolzen. Zwar habe er noch 80 Kornet Reiterei beiſammen, aber dieſelben könnten kaum mit 4000 Pferden ins Feld ziehen. Das Fußvolk betrage höchſtens 8000 waffenfähige Männer; an Mundvorrath mangle es ihm gänzlich, ebenſo an Schießbedarf, kaum ſeyen 8 — 9 Centner Pulver und etwa 300 Centner Lunten übrig; ſein ganzes Geſchütz beſtehe aus 2 halben Karthaunen, 2 Quartierſchlangen und 8 kleineren Stücken, zur Fortführung derſelben beſitze er keine Pferde mehr, vom Lande könne man keine bekommen, denn die Dörfer ſtehen leer und verödet da, die Bauern hätten ſich mit ihren beſten Habſeligkeiten in die feſten Plätze geflüchtet.“ Der Brief ſchließt mit dem Geſtändniß, daß Landsberg und Frankfurt unmöglich in die Länge behauptet werden könne, wofern Tilly nicht wenigſtens drei Regimenter ſende.

Wie nun? wenn Tilly und Pappenheim ſich an Schaumburg's Trümmer anſchloßen und ernſtlich dem Könige entgegentraten. Dann ſtand die Sache nicht viel beſſer als im Augenblicke der Landung. Guſtav hatte bis dahin noch keinen irgend bedeutenden teutſchen Anhang gewonnen. Uebergetreten waren bis jetzt der Fürſt von Pommern, und zwar dieſer gezwungen, ſodann der Herzog Franz Karl von Sachſen-Lauenburg, der Markgraf Chriſtan Wilhelm v. Brandenburg, die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, letztere vier ſolche Verbündete, die ſelbſt nichts beſaßen, folglich auch den Schweden nichts nützen konnten, ſondern vielmehr des Königs Kaſſe in Anſpruch nahmen. Zu den eben genannten fünf Fürſten kam als der ſechſte Herzog Georg von Lüneburg, den wir von den Feldzügen Mannsfeld's und dem Dänenkriege her kennen. Nachdem dieſem Herrn alle Früchte, die er aus ſeinem Abfall von der proteſtantiſchen Parthei zu ziehen gehofft, unter den Händen entſchlüpft waren, nachdem er den mantuaniſchen Feldzug in des Kaiſers Dienſt ohne den erſehnten Lohn ſeiner Geſchmeidigkeit eine Zeitlang mitgemacht, gieng er im Herbſte 1630 zur ſchwediſchen Parthei über. Es war das drittemal, daß er die Farbe wechſelte. Unter dem 26. Oktober a. St. wurde im Lager zu Stralſund ein Patent ausgefertigt [2]), kraft deſſen ihn Guſtav Adolf in ſeine Dienſte nahm. Der Herzog

[1]) Theatrum Europ. II, 263, b. unten flg. Khevenhiller XI, 1357. flg. — [2]) Von der Decken I, 304.

brauchte abermal den alten Kunſtgriff, ſich vorzubehalten, daß er nicht gegen das heilige römiſche Reich teutſcher Nation fechten zu müſſen verpflichtet ſein ſolle, dagegen verſprach er, im Falle die Krone Schweden mit Polen oder andern benachbarten Mächten Krieg führen würde, und auch ſonſt jeder Zeit dem Könige Guſtav Adolf nach vorgängiger Aufforderung entweder mit einem ganzen Heere teutſchen Kriegsvolks oder auch nur mit etlichen Regimenter zu Fuß und Roß beizuſtehen. Für dieſe Verpflichtung bedang er ſich einen Jahrsgehalt von 5000 Reichsthalern aus, welche ihm durch den ſchwediſchen Reſidenten in Hamburg ausgezahlt werden ſollten. Der Vertrag war, wie man ſieht, von beiden Seiten auf Schrauben geſtellt. Dennoch traute Herzog Georg dem Glücke der ſchwediſchen Waffen noch ſo wenig, daß er den verlangten Gegenſchein, der dem Vertrag erſt förmliche Gültigkeit gab, nicht eher als im April 1631 unterſchrieb, nachdem der König Frankfurt an der Oder erobert, die Beſetzung Mecklenburg begonnen, und an dem Könige von Frankreich einen mächtigen Verbündeten erhalten hatte.

Die regierenden Herrn dagegen, welche etwas zu verlieren hatten, traten ſcheu vor einem Bunde mit Schweden zurück, als der erſte derjenige, deſſen Anſchluß Guſtav am ſicherſten erwarten mochte, — ſein Schwager, der Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg. Keineswegs war es eine Veränderung im Verfahren des teutſchen Kaiſers, was den Brandenburger zu ſolcher Zurückhaltung gegen Guſtav Adolf vermochte, ſondern einzig der Einfluß des Grafen Schwarzenberg. Die alten Bedrückungen durch friedländiſche Völker dauerten bis zu der Schweden Ankunft fort, wie denn die Schadenberechnungen, welche Kurbrandenburg auf dem Regensburger Fürſtentage eingab, nicht die kleinſte Ziffer aufwieſen. Noch im Frühjahr 1629 mußte die Umgegend von Berlin eine Abtheilung von nahe an 12,000 Mann erhalten. Klagen, welche die Einwohner deßhalb erhoben, gaben Anlaß zu amtlichen Erklärungen, die über den Charakter der brandenburgiſchen Hauptſtadt merkwürdiges Licht verbreiten. Der Kanzler Bruckmann ſchrieb [1]) unter dem 30. Mai 1629 an den Kurfürſten: „Die Bürgerſchaft in beiden Städten (Berlin und Cölln an der Spree) gibt ſelbſt Urſache (zu ſolchen Bedrückungen); denn da wird von Pracht und Hoffart nicht abgelaſſen (er ſpricht von falſchen goldenen Ketten und anderem Prunk) und die das Wenigſte haben und all das Ihrige am Leibe herumtragen, treiben es am ärgſten. Die Stadt, (welche ſelbſt keine Einlagerung hatte) liegt immer voll Offizieren, die gerathen darüber auf den Gedanken, als ſey allhier (zu Berlin) alles Gold was

[1]) Cosmar Anhang S. 53 flg.

da gleißet, laſſen auch wohl ſolche Worte fahren: beide Städte ſeyen allein genügend, das ganze Regiment auf ein Jahr zu unterhalten. Wehe aber uns, wenn es dahin kommt.“ Der brandenburgiſche Kanzler ſagt im Folgenden, daß es der geheime Rath nicht an Verboten thörichten Prunks fehlen laſſe: „man mahnet an, wo man kann und mag, von der verfluchten Hoffart, an welcher weder Gott noch Menſchen Gefallen haben, abzuſtehen, allein weit die allerwenigſten nehmen es ſich zu Herzen.“ Dieſer lächerliche und erlogene Luxus in einer Zeit ſchwerer Noth gibt vom halbſlaviſchen Charakter jener Hauptſtadt Zeugniß. Der eigentliche Teutſche iſt von Natur zur Sparſamkeit geneigt und legt ſein erworbenes Geld gerne in die Truhe oder auf nutzbringende Weiſe an, hält viel auf gut Eſſen und Trinken aber wenig auf Prunk. Der Teutſch-Slave dagegen liebt über ſeine Mittel hinaus Flitterſtaat, und zwackt ſich den Biſſen am Mund ab, um dieſen Hang zu befriedigen, ſeinem Sprüchworte gemäß: „man ſieht mir wohl auf den Kragen, aber nicht in den Magen.“

Die Landung Guſtav's an der pommerſchen Küſte zog eine Bewegung der proteſtantiſchen Reichsfürſten nach ſich, an deren Spitze auf Schwarzenberg's Betrieb ſich Kurbrandenburg ſtellte, ohne ſpäter die Rolle durchführen zu können. Der Graf durchſchaute vollkommen die geheimen Abſichten des Schwedenkönigs, er ſah, daß die Luſt, welche mehrere Mitglieder des teutſchen Adels anwandeln mochte ſich blindlings dem Schweden in die Arme zu werfen, zum Nachtheile der Fürſten ausſchlagen müſſe. Denn ſiegte Guſtav mit ihrer Hülfe, ſo war nichts gewiſſer, als daß die hohe Ariſtokratie ſtatt eines einheimiſchen einen fremden und noch dazu viel beſchwerlichern Gebieter eintauſchte, unterlag aber der König trotz ihres Beiſtandes, ſo brach des Kaiſers Rache verderblich über ſie herein. Schwarzenberg's Scharfſinn fand einen Ausweg. Er hat zuerſt Hand an die Ausführung eines Planes gelegt, der nachher zum Leipziger Convent führte und darin beſtand, alle evangeliſchen Stände des Reichs zu einer dritten Parthei zu vereinigen, welche ſich vom Kaiſer wie vom Schweden Neutralität ertrotzen ſollte und durch ihre Macht im Stande geweſen wäre, den Ausſchlag zu geben. Wirklich vereinigten ſich eine Zeitlang ſämmtliche 4 Partheien im Reiche, wovon zwei (Kaiſer und die Proteſtanten) freiwillig, zwei andere (Liga und Guſtav) nothgedrungen, aufrichtig aber nur eine, auf der Grundlage dieſes Gedankens zu einem Friedensverſuche. Erinnern wir uns zunächſt, daß bei der Unterredung, welche die Offiziere Guſtav's und Conti's im November 1630 zwiſchen den beiden Lagern von Garz und Stettin hielten, die Kaiſerlichen geäußert hatten: in den nächſten Monaten werde vorausſichtlich ein guter Friede zu Stande kommen. Dieſe Aeußerung

weiſt auf einen Umſtand hin, der von Chemniz und den andern Geſchichtsſchreibern des Kriegs verſchwiegen wird, nemlich daß zwiſchen dem Kaiſer und dem Schweden damals Unterhandlungen gepflogen wurden. Wirklich verhielt ſich die Sache ſo. Einer franzöſiſchen Quelle verdanken wir die wichtige Nachricht, daß der Wiener Hof den Kurfürſten von Brandenburg ermächtigt hatte[1]), in des Kaiſers Namen Friedensunterhandlungen mit Guſtav Adolf anzuknüpfen, und zugleich für die Proteſtanten oder für jene dritte Parthei, welche gebildet werden ſollte, von Seiten Schwedens Neutralität zu begehren. Zum Voraus wollen wir bemerken, daß dieſe von Ferdinand ertheilte Vollmacht keineswegs einem ernſtlichen Verlangen nach Frieden ihren Urſprung verdankte, ſondern daß der Kaiſer die Abſicht hegte, durch Errichtung einer teutſch-proteſtantiſchen Parthei, die jedoch nach Ferdinands Wunſche nicht zur vollen Reife gedeihen durfte und auch wirklich baufällig geblieben iſt, den Kurfürſten von Baiern und die Liga zum Kampfe wider den Schweden zu nöthigen. Der Kaiſer oder vielleicht noch richtiger, Wallenſtein, hat auch, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, dieſen Plan, ein wahres Meiſterſtück feiner Staatsklugheit, durchgeführt.

Schon im Oktober eröffnete der Berliner Hof die Unterhandlungen mit Schweden. Während Guſtav im Lager zu Ribniz weilte, erſchien[2]) ein kurbrandenburgiſcher Geſandter, Neutralität für ſeinen Herrn und deſſen Lande begehrend. Der Antrag war dem Könige in hohem Grade unangenehm, denn er ſah voraus, daß wenn er einwillige, die übrigen proteſtantiſchen Reichsfürſten alsbald dieſelbe Forderung ſtellen würden. Aber er konnte das Anſinnen nicht abſchlagen, weil er ſich ſonſt von Vorneherein in eine feindliche Stellung zu einer mächtigen Parthei verſetzt hätte, ohne deren Beiſtand er in Teutſchland nicht vorwärts zu kommen vermochte. Guſtav ertheilte eine Antwort, welche wenigſtens für den Augenblick die Erfüllung des brandenburgiſchen Wunſches vereitelte: er erklärte nämlich ſeine Bereitwilligkeit, die verlangte Neutralität zu gewähren, aber nur unter folgender Bedingung: „entweder ſolle der Kurfürſt beide Theile auf ganz gleichem Fuße behandeln, und alſo dem König eben ſo gut als den Kaiſerlichen die brandenburgiſchen Päſſe öffnen, das ſchwediſche Heer mit Geld und Mundvorrath unterſtützen, und demſelben Sammel- und Werbplätze anweiſen; oder aber möge Georg Wilhelm das kaiſerliche Volk aus ſeinen Päſſen, Veſtungen, Städten vertreiben, und ihm ſo wenig als dem Könige Zufuhr, Winterquartiere und Laufplätze geſtatten." Da die brandenburgiſchen Erblande unmittelbar an Pommern, den damaligen

[1]) Mémoires de Richelieu VI, 537 unten. — [2]) Chemniz I, 63, a.

Schauplatz des Krieges gränzten, und da folglich der Kampf gegen Guſtav kaiſerlicher Seits nur von den Marken aus fortgeſetzt werden konnte, war es undenkbar, daß Ferdinand im Augenblicke zu Abführung ſeiner Völker aus dem Gebiete des Kurfürſten ſich verſtehe. Aber wie dann? wenn der Kaiſer ſpäter ſein Heer aus der Mark zurückzog, was ja wirklich geſchehen iſt. Dann war Guſtav von Kurbrandenburg und vorausſichtlich von ſämmtlichen proteſtantiſchen Ständen getrennt. Der König machte keinen Hehl daraus, wie nahe ihm dieſe Verhältniſſe giengen. Guſtav wußte, daß es Schwarzenberg war, der dem Kurfürſten den für die ſchwediſchen Plane ſo verderblichen Rath gegeben; ſein ganzer Zorn wandte ſich nun gegen den Grafen, auf jede Weiſe ſuchte er denſelben entweder zu verderben oder zu beſtechen. Durch ſeine Spione in Berlin verſchrie er Schwarzenberg beim Kurfürſten als einen Verräther, der in des Kaiſers und der Jeſuiten Sold ſtehe, er drohte den Grafen um Hab und Gut zu bringen und ließ wirklich die Beſitzungen deſſelben unbarmherzig verheeren; er verſprach endlich dem Grafen goldene Berge, wenn dieſer den Kurfürſten vermöge, ſich für Schweden zu erklären [1]). Aber Schwarzenberg blieb taub gegen die Lockungen und widerlegte die Beſchuldigung öſtreichiſchen Soldes durch die That.

Als die geſchlagenen kaiſerlichen Völker auf der Flucht von Garz nach Frankfurt arge Unordnungen in den Marken begiengen, erſchien plötzlich ein kurbrandenburgiſcher Erlaß [2]) folgenden weſentlichen Inhalts: „Wir Georg Wilhelm haben zu unſerer größten Betrübniß vernommen und unſere Unterthanen wiſſen es aus Erfahrung, daß ſeit geraumer Zeit und ſonderlich erſt kürzlich von einigen, durch unſere und die benachbarten Lande ziehenden, oder darin liegenden kaiſerlichen Kriegsvölkern mit allerlei Bedrängniß, Aengſtigung, Plündern, Beſchatzung, Prügeln, Todtſchießen, Verwüſtung der Häuſer, Nothzucht, ſelbſt an den heiligſten Orten, der gräulichſte und entſetzlichſte Unfug getrieben wird, alſo daß es auf keinerlei Art und Weiſe länger zu dulden oder zu verantworten iſt, auch in Feindes Landen nicht ärger gemacht werden könnte. Dieſem barbariſchen Unweſen haben wir lange genug mit großem Verdruſſe zugeſehen, unſere armen Unterthanen zur Geduld ermahnt, und uns darauf beſchränkt, bei geeigneter höherer Behörde unſere Beſchwerden vorzubringen. Es ſind auch von Zeit zu Zeit ernſtliche Verordnungen dagegen ergangen, und die kaiſerlichen Offiziere haben Alles gethan, um dergleichen Grauſamkeiten zu verhindern; allein wie wir vermerken, iſt der Ungehorſam des gemeinen Soldaten ſo groß, und derſelbe hat ſich an das Plagen und Plündern ſchon ſo ge-

---

[1]) Mémoires de Richelieu VI, 341. — [2]) Khevenhiller XI, 1355 flg.

wöhnt, daß faſt gar keine Kriegszucht mehr beobachtet wird. Damit nun dieſem Uebel Gränzen geſteckt werden, und unſere getreuen Unterthanen Schutz bei uns, ihrem ordentlichen Landesfürſten, finden, haben wir nicht länger umhin gekonnt, Vorkehrung gegen ſolchen Unfug zu treffen. Wir befehlen daher allen unſern Unterthanen, diejenigen Soldaten, welche plündern oder ſonſt Ausſchweifungen begehen, zu verfolgen, anzugreifen, gefangen zu nehmen, oder wenn ſie ſich widerſetzen, todt zu ſchlagen und alſo Gewalt mit Gewalt abzutreiben.“ So mild die gewählte Form iſt, hatte doch jetzt der Kurfürſt, oder vielmehr ſein Statthalter, Graf von Schwarzenberg, unumwunden an den Tag gelegt, daß es ihm mit der Neutralität nicht nur gegenüber dem Schweden, ſondern auch in Bezug auf den Kaiſer Ernſt ſey. Gefallen war der Würfel, jetzt mußten Kurbrandenburg und die übrigen evangeliſchen Stände ſich vereinigen, und eine bewaffnete proteſtantiſche Macht aufſtellen. Thaten ſie dieß mit dem gehörigen Nachdruck, ſo waren ſie im Stande, dem Kaiſer und der Liga zu erklären: „nehmet das Reſtitutionsedikt zurück, gebt für Freiheit des Gewiſſens hinreichende Bürgſchaft und gewähret dem Reiche ſichern und ehrenvollen Frieden — oder wir vereinigen uns mit dem Schweden und dann ſeyd Ihr verloren.“ Gewiß hätte Kaiſer und Liga unter ſolchen Umſtänden nachgegeben. Gelang aber dieß, ſo kam der zweite noch erfreulichere Akt. Man konnte dann zu dem Schweden alſo ſprechen: „Ihr habt bei eurem Einmarſch ins Reich erklärt, daß ihr nichts für Euch ſuchet, ſondern blos Uebung der evangeliſchen Religion und die teutſche Freiheit wiederherſtellen wollet; wohlan, was Ihr ohne unſere Aufforderung bezwecktet, iſt erreicht, für eure Mühwaltung habt Ihr hier ein Stück Geld; führt Ihr aber weitere Dinge im Schild, ſo wiſſet, daß wir teutſche Proteſtanten, vereint mit dieſen unſern Reichsgenoſſen, den teutſchen Katholiken, entſchloſſen ſind, euch Ihr Schweden, wo Ihr geht und ſtehet, todtzuſchlagen, niederzumachen, in der Oder, im Haff, in der Oſtſee zu erſäufen. Darum, ihr Fremdlinge, ſcheert euch in Gutem fort, oder es geht euch ſchlimm.“ Wirklich war es der Plan des Grafen von Schwarzenberg, daß die Proteſtanten ſo verfahren ſollten, auch legte er ſogleich Hand ans Werk. Der Leipziger Convent, oder der Verſuch, eine bewaffnete proteſtantiſche Mittelmacht zu bilden, hat von ihm den erſten Antrieb erhalten. Daß der Entwurf zuletzt an der kläglichen Unfähigkeit proteſtantiſcher Fürſten ſcheiterte, fällt dem Grafen nicht zur Laſt. Hätte man ſeinem Rathe gefolgt, ſo würden dem teutſchen Volke 17 Jahre der fürchterlichſten Kriegsnoth erſpart worden ſeyn. Ein glänzendes Zeugniß zu Gunſten des Grafen iſt auf uns gekommen. Richelieu ſagt [1]) in ſeinen

[1]) Memoires VI, 541.

Denkwürdigkeiten: „Viele argwöhnten, daß Schwarzenberg im Solde des Kaiſers ſtand, ich aber glaube, daß er ein treuer Diener ſeines Herrn war, denn die Kaiſerlichen haßten ihn ebenſoſehr als die Schweden.“

Zwei Monate, nachdem ſich die brandenburgiſchen Geſandten zu Ribnitz eingefunden, erſchienen Bevollmächtigte der Grafen von Oldenburg und Oſtfriesland im ſchwediſchen Lager, auch für ihre Herren Neutralität fordernd. Guſtav ſprach ſeinen Aerger über das Geſuch noch unumwundener gegen die Oldenburger aus, als früher gegen die Geſandten ſeines Schwagers. „Unter allen Mitteln, dem Unheile des Kriegs vorzubeugen,“ antwortete er, „ſey keines verkehrter, als die vorgeſchlagene Neutralität. Der Kaiſer werde ſich nicht im geringſten daran kehren, die Geſchichte des teutſchen Reichs beweiſe es an tauſend Beiſpielen, daß ſolche Maaßregeln immer als Schlinge gedient haben, um Schwache zu unterdrücken. Gleichwohl erbiete er ſich den Wunſch der Grafen zu erfüllen und ſie mit Neutralitätsurkunden zu verſehen, wenn 1) die kaiſerlichen und bairiſchen Völker aus Oldenburg abgeführt, alle von dieſen beſetzten Plätze und Veſtungen den Grafen wieder eingeräumt, und mit keinem Quartier mehr, unter was Namen und Schein es auch ſein möge, in Zukunft belegen würden; 2) wenn die Grafen und ihre Unterthanen ſich nicht nur wahrhaft neutral gegen den König und den Kaiſer bewieſen, die Gegner Schwedens auf keinerlei Weiſe offen oder insgeheim unterſtützten, ſondern auch ſich verpflichteten, auf den Fall, daß irgend Jemand ſie zum Bruche dieſer Neutralität zwingen oder bereden wollte, gegen dieſen Dritten Gewalt zu brauchen und des Königs Hülfe zu ſolchem Zwecke anzurufen. Endlich 3) müßten ſie genugſame Urkunden vom Kaiſer und der Liga beibringen, kraft deren ſie ihrer Pflicht gegen das Reich entlaſſen wären, auch ihre Lande in ſolchen Stand der Vertheidigung ſetzen, daß der König verſichert ſeyn könne, die Neutralität werde kaiſerlicher Seits unverbrüchlich gehalten werden.“ Mit dieſem Beſcheid zogen die Geſandten Mitte Dezember 1630 wieder nach Hauſe [1]).

Unter allen regierenden Herrn Teutſchlands ließ ſich nur der Landgraf Wilhelm von Heſſenkaſſel tiefer mit dem Schwedenkönige ein. Wir haben oben berichtet, wie Moritz die Regierung niederlegte und wie Wilhelm dieſelbe übernahm. Hart war Wilhelm's Anfang. Im Jahre 1628 laſtete auf dem reinen Einkommen ſeines Fürſtenthums, das zu 200,000 Gulden berechnet war, eine jährliche Ausgabe von 100,000 Gulden Zinſe für die von ſeinem Vater gemachten Schulden, von 50,000 Abtrag an die von Moritz auf den vierten Theil des Geſammtlandes an-

---

[1]) Chemnitz I, 93. Vergl. Mémoires de Richelieu VI, 541 unten.

gewieſenen Söhne zweiter Ehe, von 32,000 Gulden Ausgeding für Moritz, ſeine Gemahlin Juliane und deren Töchter, ſo daß für den Hofhalt des jungen Landgrafen und alle Regierungsanſtalten nur 18,000 Gulden übrig blieben [1]). Weil Wilhelm das Ausgeding nicht zahlen konnte, gerieth er in Streit mit dem Vater [2]) und noch mehr mit der Stiefmutter Juliane, welche ſich ſo weit vergaß, das Einſchreiten des Kaiſers gegen ihr eigenes Haus hervorzurufen und auf dieſem Wege ihre Anſprüche durchſetzte [3]). Im Frühjahre 1628 machte Wilhelm eine Reiſe nach Prag zum Kaiſer, um Erleichterung der Bürden ſeines Landes zu erlangen. Die Schilderung dieſer Reiſe [4]) iſt wichtig für die Sitten- und Culturgeſchichte des 17. Jahrhunderts. Man findet darin, wie ans Hoflager eine Maſſe hohen teutſchen Adels mit allerlei Bittgeſuchen ſtrömte, wie im kaiſerlichen Vorzimmer Beichtväter, Jeſuiten, Miniſter und jene ſtolzen Hauptleute, die den Kaiſer groß gemacht, Friedland, der kahlköpfige Iſolani, der ſtrenge Colalto mit den evangeliſchen Reichsfürſten zuſammentrafen, welche von letztern ausgeplündert worden waren und doch ihren Groll verbeißen und den Gehaßten freundlich thun mußten; wie der Hof mit allerlei Luſtbarkeiten, Bären- und Ochſenhetzen, Ball- und Kartenſpielen, italieniſcher Oper ſich ergötzte. Wilhelm von Heſſen theilte mit dem neuernannten Herzoge von Mecklenburg und den Erbfürſten von Holſtein, Sachſenweimar, ſo wie mit dem jungen König von Ungarn, Ferdinand's Sohne, die Ehre, dem Kaiſer und der Kaiſerin bei Tafel aufzuwarten und das Handtuch zum Waſchen zu reichen. Geiſtliche, durch Jeſuitenzöglinge aufgeführte Komödien, in welchen die Siege der katholiſchen Waffen über Dänemark, Niederteutſchland und Böhmen gefeiert wurden, wechſelten ab mit dem Geräuſche durchziehender Kriegsvölker, mit kirchlichen Umzügen und Feſten, aber auch mit grauſamer Beſtrafung widerſpänſtiger Neugläubiger. Wilhelm ſah mit an, wie einigen öſtreichiſchen Bauern, die ſich der gewaltſamen Bekehrung widerſetzt, Naſen und Ohren abgeſchnitten und dann die rechten Hände an das Prager Rathhaus angenagelt wurden. Auch ermangelte der Religion- oder Dienſteifer etlicher hoher öſtreichiſcher Herren und Frauen nicht, an ihm ſelbſt Bekehrungsverſuche zu machen, die jedoch vergeblich waren. Den Hauptzweck ſeiner Reiſe erreichte Wilhelm nicht; er ward mit ſchönen Worten entlaſſen, aber die That blieb aus. Noch im Jahre 1629 lagerten, aller Vertröſtungen Ferdinand's II. Wallenſtein's und des

---

[1]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen III, 732. — [2]) Daſ. 740 flg. — [3]) Daſ. S. 732. — [4]) Rommel IV, 50 flg.

Kurfürſten von Baiern unerachtet das Leibregiment und das Geſchütz Tilly's, 3000 Fußknechte und die Reiterhaufen Lindeloh's im Fürſtenthum Heſſen-Kaſſel [1]). Durch das Reſtitutionsedikt wurde daſſelbe ſchwer getroffen [2]). Wilhelm dachte im Ernſt daran, die keinen Genuß gewährende, ſondern hartdrückende, nichts als Aufopferung fordernde Regierung niederzulegen. Unter ſolchen Nöthen brach das Jahr 1630 an, und erſcholl endlich die Nachricht von der Landung des Schwedenkönigs. Schon ſeit 1629 ſtand Wilhelm mit Guſtav Adolf in Briefwechſel. Im Sommer deſſelben Jahres hatte er eine geheime Reiſe nach Holland an den Hof des abgeſetzten nun faſt verſchollenen Kurpfälzers gemacht, wo er mit dem ſchwediſchen Oberſten Dietrich von Falkenberg zuſammentraf und Verabredungen pflog [3]). Wilhelm wartete noch ab, bis der Regensburger Fürſtentag, auf welchen er einige Hoffnung ſetzte, zur Hälfte abgelaufen. Als auch dieſe Verſammlung keinen Troſt brachte, beſchloß er als der erſte aller Reichsfürſten ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Schweden anzubahnen. Ende Auguſt ſchickte er den Beamten Hermann Wolf in das Lager des Königs ab. Wolf ward durch einen teutſchen Geheimſchreiber, Philipp Sattler den $\frac{\text{23. Oktober}}{\text{2. November}}$ 1630 dem König zu Stralſund vorgeſtellt; er entledigte ſich ſeines Auftrags [4]), welcher darin beſtand, zu erklären, daß in gegenwärtiger Noth Heſſen-Kaſſel ſich blos dazu erbieten könne, die Hauptfeſten des Landes, Ziegenhain und Kaſſel, der Liga und andern Widerwärtigen zu verſchließen, aber den Schweden zum Beſten des gemeinen evangeliſchen Weſens zu bewahren und zu öffnen, ſpäter dagegen, ſobald es thunlich ſey, dem Könige die eigenen und anderer gleichgeſinnter evangeliſcher Stände Streitkräfte zuzuführen. Seiner Seits möge der König verſprechen, daß er ohne Abhülfe der geiſtlichen und weltlichen Beſchwerden Heſſens keinen Frieden eingehen, daß er dem Kaßler Hauſe mit Güte oder Gewalt zu ſeinem Rechte verhelfen, daß er daſſelbe in den Stand, in welchem es vor den böhmiſchen und pfälziſchen Unruhen geweſen, wiederherſtellen, und Heſſen im Falle einer Ueberziehung durch feindliche Völker alsbald ſchützen wolle. Man ſieht, der Landgraf bot für jetzt unter ſchönen Worten ſoviel als gar nichts — denn in ſeine Feſtungen hatte es bisher weder kaiſerliche noch ligiſtiſche Völker aufgenommen, forderte aber ſehr viel vom König. Ganz aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilte der Schwede den heſſiſchen Antrag. Guſtav erwiederte [5]): an den gewünſchten Beiſtand müſſe er die Bedingung

---

[1]) Daſ. S. 58. — [2]) Daſ. S. 63 flg. — [3]) Daſ. S. 80 flg. — [4]) Daſ. S. 89 flg. — [5]) Daſ. S. 93.

gegenſeitiger und ſchneller Hülfe knüpfen. Er für ſeine Perſon ſey entſchloſſen zu ſiegen oder ritterlich zu ſterben. Daſſelbe müßten aber auch die teutſchen Fürſten thun, jetzt oder nie, ſintemal ein verſpäteter Beſchluß im Fall einer Niederlage ſie Alle unwiederbringlich ins Verderben ſtürzen werde. Aber zu ſolchen kühnen Vorſchlägen hatte Wolf keine Vollmacht. Der König mußte ſich daher begnügen, den Landgrafen für künftige Fälle feſtzuhalten.

Unter dem 9/19. November wurden vorläufig die Bedingungen eines Bündniſſes entworfen [1]), in welches der Landgraf die proteſtantiſchen Reichsſtände Südteutſchlands, den Herzog von Württemberg, den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, die Wetterauſchen Grafen, die Städte Nürnberg, Frankfurt und Straßburg, und namentlich auch die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar hereinzuziehen gelobte. Guſtav Adolf behielt ſich die unumſchränkte Leitung des Kriegsweſens vor, bedang ſich die Aufnahme ſeiner Perſon und ſeiner Heere in die Länder und Veſtungen der verbündeten Stände, ſobald dieß die Noth erheiſchen werde, endlich verlangte er, daß dieſelben ein Heer von mindeſtens 10,000 Mann aufſtellen, wozu Heſſen wegen der großen Anzahl ſeiner befeſtigten Städte die Werbplätze herzugeben verhieß. Dagegen verbürgte die Krone Schweden den Verbündeten Wiederherſtellung in alle Rechte und Freiheiten, die ſie vor Ausbruch des Krieges beſeſſen, und Schutz für ihre Beſitzthümer. Guſtav gieng noch weiter, er ſuchte Heſſen-Kaſſel und andere evangeliſche Stände durch einen derberen Köder anzufeuern. Der 6. Artikel des Vertrags beſagt, daß die Verbündeten im Beſitze aller Eroberungen, welche ſie mit eigenen Truppen in den Landen der Liga machen würden, vom Könige aufrecht erhalten werden ſollten. Von der Reformation an bis auf Napoleon herab haben alle fremden Eroberer den übermäßigen Reichthum der teutſchen Kirche als Lockſpeiſe gebraucht, um Reichsſtände in ihr Netz zu ziehen, und dieſelben gegen ihr Vaterland zu bewaffnen. Auch Guſtav machte es ſo. Doch trug ihm die Unterhandlung mit Heſſen vor jetzt gar keine Früchte. Nach Wolf's Rückkehr machte zwar Landgraf Wilhelm Miene zu rüſten, aber der Anmarſch des Grafen Johann von Naſſau-Siegen, der vom Kaiſer beauftragt war, Kaſſel mit 10,000 Mann einzuſchließen, ſetzte ihn in Schrecken [2]). Er trat nun zu der oben geſchilderten dritten Parthei über und erſchien zu Leipzig auf dem Konvente. Erſt nachdem durch kurſächſiſche Nachläßigkeit die dritte Parthei ſich aufgelöst hatte, ſchloß Wilhelm im Auguſt 1631 mit Guſtav Adolf zu Werben ab.

[1]) Man vergl. Chemniz I, 87, der Text des vorläufigen Vertrags bei Senkenberg V, 707 flg. — [2]) Rommel a. a. S. 102 flg.

Man begreift, daß unter ſolchen Umſtänden der König trotz jener Siege über Conti und Schaumburg nicht ohne ſchwere Sorgen der Zukunft entgegenſah. Vor Allem drückte ihn Geldmangel. Fünf verſchiedene Poſten [1]) ſchwediſcher Gelder waren für den teutſchen Krieg beſtimmt worden: erſtens 429,145 ſchwediſche Thaler (zu $^2/_3$ heutigen Species einer) aus Grundgefällen, zweitens eine für den König gemachte Anlehe von 202,781 Thalern, drittens 1711 Schiffspfund Kupfer, das Salvius in Hamburg zu verſilbern angewieſen war, viertens 12,000 Tonnen Getreide, das man für verkaufte Krongüter zu erhalten rechnete, fünftens 3646 Schiffslaſten finniſches Korn. Dieſe Mittel ſollten in gewiſſen Friſten vor Ende des Jahres 1630 nach Teutſchland geliefert werden. Aber ſie kamen nur unregelmäßig oder gar nicht. Unter dem $\frac{\text{31. Juli}}{\text{10. Auguſt}}$ ſchrieb Guſtav Adolf aus Stettin an den Reichsrath: „Ihr wiſſet, daß Wir, ſeit wir unſer Reich verließen, von da kein Geld trotz unſerer Anordnungen empfingen, auch hier haben wir keine Beiſteuer zu erwarten, weil wir dem Herzoge von Pommern bei Staat und Regierung wie früher zu verbleiben bewilligen mußten." Abermal ſchrieb er aus Stettin unter dem $^3/_{13}$. September 1630: „Wir haben trotz aller Befehle und Ermahnungen noch wenig oder keine Hülfe aus Schweden erhalten. Obgleich wir jetzt durch Einnahme dieſer Stadt einigen Beiſtand bekommen, ſind doch unſere Ausgaben ſo übermäßig groß, daß es wenig verſchlägt, da wir jeden 10ten Tag allein zum Unterhalte des Fußvolks über 30,000 Reichsthaler bedürfen." Guſtav konnte meiſt die Knechte nicht bezahlen, und um ſie dennoch bei gutem Muthe zu erhalten, mußte er der Soldateska förmlich den Hof machen, aber auch die derbſten Späße und Vertraulichkeiten hinnehmen. Bei der Rückkehr nach Kaſſel berichtete [2]) der heſſiſche Bevollmächtigte, Hermann Wolf, ſeinem Gebieter unter Anderem folgendes: „Wegen des Geldmangels hält Guſtav Adolf den Soldaten, denen übrigens an Commisbrod, Schuhen und Kleidern nichts abgeht, ſehr Vieles zu gut, ſobald nur keine Klagen von Seiten der Bürger wegen begangenen Unfugs einlaufen; er zieht den Hut vor ihnen ab, er nennt ſie Brüder, ermahnt ſie wegen mangelnder Zahlung zur Geduld, verſpricht ihnen, wenn ſie männlich fechten, gute Quartiere, läßt ſich von ihnen dutzen, und wenns hoch kommt, Herr König heißen, hört es auch wohl an, wenn ſie ſagen, daß es mit dem Dickkopf und dem Schmeerbauch [3]) nichts als Aufſchneiderei ſey, begegnet ihnen darauf mit Lachen und Scherzen. Ich habe aber auch von den Soldaten

---

[1]) Geijer III, 173 Note. — [2]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 101 flg. Note. — [3]) Guſtav war damals ſehr wohlbeleibt.

ſelbſt gehört, daß wenn ſie nur Brod und Schuhe hätten, ſie ſolchen tapfern und ſiegreichen König nicht verlaſſen könnten.“ Man muß Guſtav zugleich bedauern und bewundern, da er mit ſo geringen Mitteln ſo Außerordentliches leiſtete. Um dem Geldmangel abzuhelfen, wurde um jene Zeit in Schweden der Vorſchlag gemacht, allen Getraidehandel in ein Monopol der Krone zu verwandeln [1]). Guſtav wies Anfangs beharrlich den Antrag zurück, theils weil er ſah, daß derſelbe an ſich dem Bauer verderblich werden müſſe, noch mehr weil er Unterſchleiſe und Betrügereien der niedern Beamten fürchtete. Als aber Oxenſtierna ſich der Sache anzunehmen verſprach, gieng der König darauf ein. In einem Briefe [2]) vom $^4/_{14}$. Dezember 1630, welcher ein merkwürdiges Zeugniß von der Stellung des Königs zu Oxenſtierna ablegt, ſagt Guſtav dem Kanzler Dank, und haucht zugleich die damalige Stimmung ſeiner Seele aus. Wir theilen die Urkunde ganz mit. Golnow den $^4/_{14}$. Dezember 1630. „Mein lieber Kanzler, ich habe Euer Gutachten über die Kriegsunternehmungen für das nächſte Jahr erhalten, und betrachte es als einen neuen Beweis Eurer Treue gegen mich und das Vaterland. Wer am Leben bleibt, wird den Erfolg ſehen, und Ruhm bei der Nachwelt muß Euch zu Theil werden, wofern Ihr über die Ausführung Eurer weiſen Rathſchläge mit dem gewohnten Eifer und Fleiße wachet. Es wäre zu wünſchen, daß ich viele ſolche Diener hätte, welche die Staatsgeſchäfte mit demſelben Geſchick und derſelben Redlichkeit wie Ihr zu betreiben verſtünden. Viel beſſer würde es dann um das Wohl des Vaterlandes ſtehen. Allein der allmächtige Gott theilt ſeine Gaben ſehr ungleich aus, und die Menſchen ſind der Erbſünde wegen großen Fehlern unterworfen, welche Erfahrung ich an vielen meiner Diener machen muß. Manche derſelben beſorgen die anvertrauten Staatsgeſchäfte ſo ſchlecht, daß ich oft an dem glücklichen Ausgange verzweifeln möchte, wofern uns Gott nicht in der Noth, wo keine menſchliche Hülfe mehr ausreicht, auf wunderbare Weiſe beiſteht. Fahrt deßhalb fort, Eure Pflicht zu erfüllen, und werdet nicht müde, in meinem und des Reichs Dienſt zu arbeiten. Bemühet Euch inſonderheit Euren Vorſchlag in Betreff des Kornhandels zur Reife zu bringen, denn Euer Rath gilt mir mehr, als der aller Uebrigen. Ich hatte den Plan, mir durch das Getraidegeſetz Geld zu verſchaffen, bereits aufgegeben, nicht ſowohl weil ich die Vortheile überſah, die mir daraus erwachſen könnten, als weil ich Niemand kannte, von dem ich nicht fürchten müßte, daß er das Mehl für ſich behalten, und mir die

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 227. — [2]) Lettres de Gustave Adolphe. 144 ffg. im Auszuge auch bei Geijer III, 174.

Kleie übrig laſſen werde. Da ich nun aber weiß, daß Ihr Euch dieſes Geſchäftes annehmen wollet, ſo freue ich mich darüber, weil ich gewiß bin, an Euch eine Stütze zu finden, welche die Laſt auf meinen Schultern erleichtern wird."

„Läßt uns der Allmächtige nur den Winter glücklich überſtehen, ſo vertraue ich, daß es uns durch Eure Geſchicklichkeit künftigen Sommer beſſer gehen ſoll. Ich flehe zu Gott, der uns bisher ſeinen Segen, wiewohl mit manchen Leiden vermiſcht, ſchenkte, daß Er uns ferner gnädig ſey, und unſerer gerechten Sache, zu ſeines allerheiligſten Namens Ehre, zum Frieden ſeiner heiligen Kirche und zu unſerem zeitlichen und ewigen Heile den Sieg verleihe. Ich würde Euch unſere ganze Lage ſchildern, wenn es der Zuſtand meiner Hand geſtattete, die noch von den zu Dirſchau erhaltenen Wunden erſtarrt iſt. Dennoch muß ich Euch zu wiſſen thun, daß der Feind, obgleich für den Augenblick ſchwächer an Reiterei und Fußvolk als wir, in einer günſtigeren Verfaſſung iſt. Denn ganz Teutſchland ſteht zu ſeiner Verfügung. Gegenwärtig ziehe ich am Strome [1]) meine Völker zuſammen, in der Abſicht den Feind anzugreifen und ihn aus ſeinen Quartieren zu verjagen. Obwohl nun die Gerechtigkeit und die gute Sache auf unſerer Seite ſteht, ſo iſt doch der Sünde wegen der Ausgang des Kriegs ungewiß. Auch darf man nicht auf das Leben eines Menſchen rechnen. Daher ermahne und beſchwöre ich Euch, den Muth nicht ſinken zu laſſen, wenn nicht Alles nach Wunſche gehen ſollte. Ich bitte Euch, daß Ihr Euch mein Andenken und das Wohl meines Hauſes empfohlen ſeyn laſſet, und Dasjenige an Mir und den Meinigen thut, was Ihr wünſchen müßtet, daß ich an Euch und den Eurigen thäte, und was ich Euch ſicherlich thun werde, wenn es anders Gott gefällt, daß ich Euch überben ſollte und die Eurigen meiner Hülfe bedürften. Es ſind nun bereits 20 Jahre, daß ich dem Vaterlande nicht ohne große Beſchwerden, aber auch, Gott ſey es gedankt, mit Ruhme diene. Ich habe den Staat und meine Unterthanen geliebt und geehrt, ich habe für ſie meine Ruhe, mein Vermögen, mein Blut aufgeopfert, und in dieſer Welt nichts Anderes geſucht als die Erfüllung der Pflichten des Standes, in welchem mich Gott geboren werden ließ."

„Sollte mir etwas Menſchliches begegnen, ſo verdienen die Meinigen ſowohl meinetwegen als auch aus andern Gründen Eure ſorgſame Theilnahme. Es ſind blos zwei Frauen, eine Mutter ohne Rath und eine junge unerzogene Tochter. Beide ſind unglücklich, wenn ſie ſelbſt regieren, und von Gefahren bedroht, wenn ſie regiert werden. Die natürliche

---

1) An der Oder.

Zärtlichkeit eines Gemahls, eines Vaters macht, daß ich mich frei ausſpreche über dieſe Dinge gegen Euch, der Ihr ein Werkzeug ſeyd, das mir Gott geſchenkt hat, um mich nicht blos in großen Staatsgeſchäften zu unterſtützen, ſondern auch gegen die Wechſelfälle der Zukunft Vorkehrung zu treffen, und Sorge zu tragen für die Perſonen, die meinem Herzen am theuerſten ſind. Indeſſen überlaſſe ich mich, die Meinigen und Alles, was Er mir gegeben hat, Seinem heiligen Willen, und getröſte mich in dieſer Welt des Beſten, in Hoffnung auf ewige Ruhe, Freude und Seligkeit in jenem Leben, welches ich Euch ebenfalls zu ſeiner Zeit und Stunde wünſche."

Nicht bloß Beſorgniſſe wegen der Zukunft, ſondern auch Vorgefühle eines frühen Todes tönen aus dieſem Briefe hervor. Was die kriegeriſchen Unternehmungen betrifft, von denen er im Eingang ſpricht, ſo hatte er den Plan, im nächſten Jahre mit fünf abgeſonderten Heeren ins Feld zu rücken. Das erſte, deſſen Befehl er ſelbſt übernehmen wollte, ſollte aus 21,600 Mann Fußvolk und 6,300 Pferden beſtehen, und war dazu beſtimmt, in Teutſchland vorzudringen. Die zweite Abtheilung, 15,600 Mann Fußvolk und 2600 Reiter ſtark, ſollte unter dem Kommando des Feldmarſchalls Guſtav Horn Pommern behaupten. Ein drittes Korps von 12,000 Mann beabſichtigte Guſtav Adolf während des Winters in Hinterpommern bei Stolpe und Rügenwalde zu errichten, es war dazu beſtimmt, die Verbindung mit Preußen offen zu halten. Ein viertes Heer ſollte unter dem Schutze der Wälle Magdeburgs zuſammengezogen werden. Chriſtian Wilhelm, der lutheriſche Biſchof dieſes Stiftes, hatte verſprochen, während des Winters 11,000 Mann zu Fuß und 1000 Pferde aufzubringen und zu bezahlen, 6000 Mann im Solde des Königs ſollten ihn, unter dem Kommando des Hofmarſchalls Dietrich von Falkenberg unterſtützen. Endlich wollte Guſtav Adolf noch ein fünftes Heer aus Schweden kommen laſſen, das auf drei ſchwediſche und zwei finniſche Fußregimenter und 2000 Pferde berechnet und dem das Erzſtift Bremen als Sammelplatz angewieſen war. Hülfstruppen, welche der König von England verheißen hatte, ſollten es verſtärken.

Der König verhehlte ſich die ungeheuren Schwierigkeiten nicht, welche die Anwerbung einer ſo großen Maſſe Volks koſten würde. In einem Briefe [1]) an den Kanzler vom $^1/_{11}$. Oktober, aus welchem wir dieſe Nachrichten über ſeine Plane für das kommende Jahr entnehmen, geſteht er ſelbſt, daß die Einkünfte ſeines Königreichs bei Weitem nicht zu ſolchen Ausgaben hinreichen. Doch ſpricht er zugleich die Hoffnung aus, daß die beſetzten Provinzen den

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 134 flg.

größten Theil der nöthigen Summen aufbringen könnten. Pommern ſagt er, ſey noch nicht ganz erſchöpft, und Mecklenburg in unerwartet guter Verfaſſung. Es gelang ihm bloß die beiden erſten Heere in vollkommenen Stand zu ſetzen, die Errichtung des Magdeburgiſchen wurde durch Tilly und Pappenheim vereitelt, die beiden andern blieben weit unter der oben angegebenen Zahl. Im Uebrigen ſieht man, daß der König vor Allem Geld bedurfte.

Drittes Kapitel.

Der Bärwalder Vertrag. Weiterer Verlauf des Kriegs. Glückliche Fortſchritte Guſtav's in Mecklenburg. Der Leipziger Convent. Johann Georg von Sachſen. Tilly's Zögern. Der Kurfürſt von Baiern muß ſich zum ernſtlichen Kriege gegen Schweden entſchließen. Erſtürmung Frankfurts an der Oder.

Die vier erſten Monate des Jahres 1631 zeichneten ſich ebenſoſehr durch politiſche Unterhandlungen als durch kriegeriſche Ereigniſſe aus. Wir beginnen mit den erſteren.

Guſtav hatte zu Anfang des Jahres 1631 ſein Hauptquartier in dem kleinen Orte Bärwalde, nördlich von Küſtrin, jenſeits der Oder. Hier erſchien [1]) der franzöſiſche Bevollmächtigte Charnacé, Geld und Wiederanknüpfung des im Sommer unterbrochenen Bündniſſes mit Frankreich anbietend. Da Guſtav Geld ſehr nöthig bedurfte, ſo kam auch der Vertrag zu Stande, aber nicht ohne neue Schwierigkeiten, und nicht ohne daß der Franzoſe in zwei weſentlichen Punkten nachgeben mußte. Der erſte betraf eine Titulatur. Schon bei den früheren Unterhandlungen hatte Charnacé aus Auftrag des Kardinals verſucht, Guſtav Adolf den Namen König zu verweigern. Denn die Krone Frankreich war bis dahin gewohnt, dieſen prächtigen Titel allen denjenigen gekrönten Häuptern zu verſagen, welche nicht durch Geburt ſondern durch die Wahl der Stände ihre Throne inne hatten, wie die Herrſcher von Dänemark, Polen, Schweden. Aber das Selbſtgefühl des Gothen wies ſchon im Sommer 1630 die Zumuthung des Celto-Galliers mit gerechtem Unwillen

---

[1]) Mémoires de Richelieu VI, 530 unten flg.

zurück. In einem Briefe [1]), den Guſtav unter dem $^{17}/_{27}$. Sept. 1630 von Stralſund aus an Ihro Majeſtät von Frankreich erließ, gab er Deroſelben zu verſtehen, daß Charnacé nicht mehr vor ſeinem Angeſicht erſcheinen möge, wenn er beauftragt ſeyn ſollte, ferner dem Beherrſcher Schwedens den gebührenden Ehrennamen zu verweigern. „Obwohl die Frage wegen des Titels," ſchrieb er damals unter Anderem, „an ſich unbedeutend iſt, da ſie weder zur Verminderung noch zur Vergrößerung der Macht beider Kronen beiträgt, ſo ſind Wir doch überzeugt, daß einem König die Pflicht obliegt, Nichts zu vernachläßigen, was ſeine hohe Würde betrifft. Eher wollten wir die Unterhandlung abbrechen, als daß wir zum Nachtheil dieſes Amtes, das wir von Gott und unſern Vorfahren erhalten haben, das Geringſte geſchehen ließen." Dieſe würdige Sprache wirkte. Charnacé kam zu Bärwalde nicht mehr auf die alte Forderung zurück, dagegen verlangte er jetzt, daß in beiden Urſchriften des abzuſchließenden Vertrags, der ſchwediſchen ſowohl als der franzöſiſchen, der Name des Königs von Frankreich vorangeſtellt werden ſolle. Aber auch hierzu verſtand ſich Guſtav nicht. Man kam endlich überein, daß in der ſchwediſchen Urkunde Guſtav's, in der franzöſiſchen Ludwig's XIII. Namen die erſte Stelle einnehmen möge.

Weit wichtiger war der zweite Streitpunkt, den wir mit den Worten des Kardinals anführen wollen. „Charnacé," heißt es [2]) in Richelieu's Denkwürdigkeiten, „machte die größten Anſtrengungen um zu bewirken, daß Guſtav Adolf der katholiſchen Liga und dem Herzoge von Baiern Neutralität in ſehr weitem Umfange bewillige. Allein der König wollte nicht einmal mehr das gewähren, was er im verfloſſenen Jahre zugeſtanden, denn das Glück ſchwediſcher Waffen hatte ſeinen Muth gehoben. Doch war er bereit Bedingungen einzugehen, mit denen der Herzog von Baiern ſich hätte begnügen können." Unter dem $^{13}/_{23}$. Januar 1631 wurde zu Bärwalde der Vertrag [3]) zwiſchen den Kronen Schweden und Frankreich abgeſchloſſen. Er lautet ſo:

1) „Gegenwärtiger Bund der Könige von Schweden und Frankreich hat den Zweck, ihre gemeinſchaftlichen Freunde zu ſchützen, die Sicherheit der Oſtſee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte der unterdrückten oder bedrängten Stände des heiligen römiſchen Reichs wieder herzuſtellen, die an beiden Meeren und im Lande Baltelin und Graubündten errichteten Veſtungen zu zerſtören, und überhaupt Alles wieder in den Stand zu ſetzen, in welchem

---

[1]) Dumont traitez V. b. 615. — [2]) VI, 531 unten flg. — [3]) Der Text in teutſcher Ueberſetzung bei Londorp IV. 129.

es vor Ausbruch des teutſchen Krieges geweſen iſt. 2) Weil die feindliche Parthei ſich bis auf dieſen Tag geweigert hat, billige Genugthuung für zugefügtes Unrecht zu geben, ſo ſoll nunmehr mit bewaffneter Hand zum Wohle der gemeinſchaftlichen Freunde eingeſchritten werden. 3) Zu dieſem Ende führt der König von Schweden ein Heer von 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß nach Teutſchland, und unterhält es dort auf ſeine Koſten. Dagegen zahlt die Krone Frankreich an den König von Schweden jährlich eine Million Livres, von welcher Summe die eine Hälfte den 15. Mai, die andere den 15. November in Paris oder Amſterdam, je nach Gutbefinden des Königs von Schweden, unfehlbar erlegt werden ſoll. 4) Beide Theile geſtatten einander in ihren Gebieten freie Werbung von Kriegs- und Seevolk, Ausfuhr von Schiffen und Kriegsvorräthen; den Feinden dagegen wird der Zugang verweigert. 5) Verbrecher und Ausreißer werden gegenſeitig ausgeliefert. 6) Gefällt es dem Allmächtigen, die Waffen des Königs von Schweden zu ſegnen, ſo ſoll derſelbe in allen eroberten Orten nach den Reichsſatzungen verfahren, und die Ausübung der katholiſchen Religion nirgends abändern, wo er ſie antrifft. 7) Dieſem Bündniſſe können andere Stände und Fürſten in und außer Teutſchland beitreten; aber dann müſſen ſie ſich verpflichten, weder heimlich noch offen dem Feinde zu helfen, nichts was den Königen von Schweden und Frankreich oder dem gemeinen Weſen hinderlich ſein könnte, zu thun, ſondern vielmehr die nöthigen Beiträge als Verbündete zu leiſten. 8) Mit dem Herzoge von Baiern und der katholiſchen Liga ſoll Freundſchaft, oder doch Neutralität gehalten werden, ſofern dieſelben ein Gleiches zu thun ſich erbieten. 9) Kommt es zu Friedensverhandlungen, ſo ſoll hiebei nach allgemeinem Rath und unter Beiziehung der Verbündeten verfahren werden. Keiner darf ohne Wiſſen oder Willen des Andern etwas thun, am wenigſten Frieden ſchließen. 10) Gegenwärtiges Bündniß gilt fünf Jahre vom Tage der Unterzeichnung an bis zum 1. März 1636. Kommt während dieſer Zeit kein ſicherer Frieden zu Stande, ſo ſoll es nach Ermeſſen der Betheiligten verlängert werden. 11) Weil jedoch ſchon im vorigen Jahre über dieſen Vertrag unterhandelt wurde, ſo ſoll er eigentlich angeſehen werden, als gälte er ſechs Jahre. Und da Seine Majeſtät der König von Schweden ſchon viele Koſten auf den gegenwärtigen Krieg verwendet hat, ſo werden demſelben für das vorige Jahr am Tage der Unterzeichnung von Frankreich 300,000 Livres in Wechſeln erlegt, ohne daß dieſe Summe von den Beiträgen für die kommenden Jahre abgerechnet werden kann."

Es iſt leicht zu ſehen, welche von dieſen Artikeln zu Gunſten der Schweden, welche zum Vortheil der Franzoſen, welche endlich des Baiers

und der Liga wegen eingeſchoben wurden. Der erſte und der letzte kommt durchaus Schweden zu gut. Den achten, welcher Neutralität für den Kurfürſten von Baiern ausbedingt, hatte Charnacé wider den Willen Guſtav Adolf's erpreßt, aber er iſt ein elender Nothbehelf ohne Wirkung. Maximilian von Baiern konnte zwar jeden Augenblick Waffenruhe von Seiten des Schweden verlangen, aber nur auf die Grundlage des erſten Artikels hin, welcher beſtimmt, daß in Teutſchland Alles wieder in den Stand geſetzt werden ſolle, in welchem die Dinge vor dem Jahre 1618 waren. Wenn folglich Maximilian die von den Franzoſen ſo eifrig für ihn begehrte Neutralität annahm, ſo mußte er vorher erſtlich den Kurhut von ſeinem Haupte nehmen, auch die obere und den ihm zugeſchiedenen Theil der untern Pfalz herausgeben, und beides ſeinem geſtürzten Stammesſippen Friedrich V. zurückſtellen; er mußte zweitens in Widerruf des Reſtitutionsedikts willigen und in dieſem Falle ſich auf einen tödtlichen Bruch mit der Curie, mit den Jeſuiten, mit der ganzen katholiſchen Parthei, bisher ſeinen treueſten und nützlichſten Verbündeten, gefaßt machen; mit einem Worte er mußte auf Alles verzichten, was er ſeit 12 Jahren mit ſo großem Aufwand von Blut, von Geld, von Liſt, von Verſtand errungen hatte. Damit dieſe Logik des erſten Artikels noch deutlicher hervortrete, ertheilte die Vertragsurkunde dem Baier nicht den Titel Kurfürſt, was er damals war, ſondern blos Herzog, was er vor Anfang des Krieges geweſen. Wahrlich eine ſchlimme Neutralität!

Charnacé hatte den Wunſch ſeines Hofes ausgedrückt, daß der Bärwalder Vertrag vorerſt geheim gehalten werden möge. Guſtav war anderer Meinung, er ließ die Urkunde ohne Rückſicht auf die Einſprache des Geſandten ſogleich auf einer Winkelpreſſe abdrucken[1]) und weit herum verbreiten, denn er berechnete, daß die Nachricht eines Abſchluſſes zwiſchen Schweden und Frankreich den teutſchen Proteſtanten Muth machen und ſie ins ſchwediſche Lager locken werde. Der Botſchafter gerieth noch wegen einer andern Sache in die Klemme. Durch franzöſiſche Hugenotten, ſeine geheimen Spione am Pariſer Hofe, war dem Könige gemeldet worden, daß Charnacé Vollmacht bei ſich trage, mehr Geld, als er wirklich im Vertrage angab, zu bewilligen, namentlich für das verfloſſene Jahr 750,000 Livres ſtatt 300,000 und für die folgenden je 1,200,000 bis 1,300,000 ſtatt der in die Urkunde aufgenommenen Million. Guſtav beſchied Charnacé zu ſich, richtete ſein durchdringendes Auge auf den Franzoſen, hielt ihm die Sache vor, und drohte ihm mit unerbittlicher Rache, wenn er nicht die ganze Summe hergebe, zu der er ermächtigt ſey. Unglücklicher

[1]) Richelieu Mémoires VI, 538.

Weiſe ſprach der König zu lange, ſo daß Charnacé, Anfangs betreten, Zeit erhielt ſeine Geiſter zu ſammeln. Er log ſich hinaus, denn wirklich war die dem Könige zugekommene Nachricht wenigſtens ihren Hauptzügen nach begründet[1]).

Nachdem Charnacé dem Könige einen Wechſel von 300,000 Livres eingehändigt hatte, reiste er ab. „Dieſes Geld“, ſagt[2]) Richelieu „war Guſtav Adolf ſehr erwünſcht, weil die Holländer mit Bezahlung der Summe, welche ſie den Schweden verſprochen, im Rückſtande blieben“. Charnacé verſuchte zunächſt, den Herzog von Baiern und die Liga zur Annahme der ſchwediſchen Neutralität zu bewegen. Doch war ſchon damals wenig Anſchein vorhanden, als ob ihm dieß je gelingen würde. Tilly hatte kurz vor Abſchluß des Bärwalder Vertrags in ſeiner Eigenſchaft als kaiſerlicher Obergeneral bei den Schweden auf einen viermonatlichen Waffenſtillſtand angetragen, weil, wie er verſicherte, der Kaiſer geneigt ſei, wegen des Friedens zu unterhandeln. Letztere Behauptung war zwar nicht aufrichtig, vielmehr wollte Tilly nur Zeit gewinnen, dennoch fürchtete Richelieu, Ferdinand möchte geſchreckt durch die letzten Fortſchritte der Schweden wirklich nachgeben; auch der König von Schweden hätte nicht ungerne das Geſuch Tilly's bewilligt, weil er dadurch die Stadt Magdeburg, die ſchon damals in großer Gefahr ſchwebte, zu retten hoffte. Aber Charnacé arbeitete, ſeinen vom Kardinal empfangenen Vorſchriften gemäß, dieſem Waffenſtillſtand mit aller Macht entgegen. Er beſchleunigte ſo ſehr als möglich die Unterzeichnung des Bärwalder Vertrags, damit der König von Schweden einmal gebunden nicht mehr zurückgehen könne, ſondern den Kampf gegen den Kaiſer fortſetzen müſſe[3]). Wirklich ertheilte Guſtav nach Abſchluß des Vertrags dem kaiſerlichen Obergeneral in Betreff des Waffenſtillſtandes eine abſchlägige Antwort[4]). Tilly hatte ſchon zuvor auf die kläglichen Berichte hin, die von Schaumburg einliefen[5]), den am Niederrhein, in Oſtfriesland, in Schwaben und Franken zerſtreuten ligiſtiſchen Beſatzungen Befehl ertheilt, in Niederſachſen zu ihm zu ſtoßen[6]). Jetzt nach Empfang der abſchläglichen Entſcheidung des Königs brach er — jedoch nur mit 4 Regimentern — aus dem Halberſtädtſchen, wo er bisher lagerte, nach dem bedrohten Frankfurt an der Oder auf, kam daſelbſt vor Ende Januar an, und traf ſogleich Vorkehr, die Stadt mit Mund- und Schießvorräthen zu verſehen[6]). Chemniz und der Verfaſſer des Theatrum melden einſtimmig, der kaiſerliche

---

1) Daſ. 535 flg. — 2) Daſ. S. 538. — 3) Ebendaſ. S. 533. — 4) Den Beweis bei Senkenberg V, 255 unten flg. — 5) Siehe oben S. 739. — 6) Theatr. Europ. II, 347 a. Chemniz I, 125 b. Mémoires de Richelieu VI, 539 unten.

Kriegskommiſſär habe gleich nach Tilly's Ankunft 400,000 Gulden zu Bezahlung der Soldaten hergegeben. Wir vermuthen, daß Tilly die Einhändigung dieſer Summe zur Bedingung ſeines Zugs nach Frankfurt gemacht haben dürfte. Jedenfalls ſahen die Befehle, welche er an die ligiſtiſchen Völker ertheilte, und der Zug nach Frankfurt ſelbſt kriegeriſch genug aus. Nichts deſto weniger muß der König von Schweden durch ſeine geheimen Kundſchafter ſichere Nachricht erhalten haben, daß Tilly, wenn ihn auch der Kaiſer vorwärts treiben ſollte, durch ſeinen zweiten Gebieter in München an jedem ernſtlichen Unternehmen gehindert werden würde. Denn nachdem der bairiſch-kaiſerliche Oberfeldherr in Frankfurt angekommen war, ſchwenkte Guſtav Adolf, wie wir gleich zeigen werden, ganz ruhig rechts ab, und wandte ſich nach Mecklenburg, um die in dieſem Herzogthum liegenden kaiſerlichen Beſatzungen anzugreifen, gleich als ob kein Feind zu Frankfurt ihm im Rücken ſtünde.

Den kleinen Krieg hatten die Schweden auch in der Zeit zwiſchen dem Falle von Garz und dem Abſchluſſe des Bärwalder Vertrags ohne Raſt fortgeſetzt. Er war lohnend beſonders gegen die kaiſerlichen Croaten. Dieſes räuberiſche Volk, erzählen die Schriftſteller [1]), ſei mit gar reichem Schmuck und ſchönen Waffen verſehen geweſen, Viele hätten mit Silber und Gold gefüllte Gürtel um den Leib getragen, die Knöpfe an ihren Wämſern ſeien von Silber, Pferdezäume, Sättel, Piſtolen und Säbel mit demſelben edlen Metalle beſchlagen geweſen, Andere hätten gar maſſiv goldene und ſilberne Platten auf der Bruſt geführt, eine reizende Beute, die „manchem redlichen Lanzknechte, der es beſſer anzulegen wußte, wohl zu Statten kam.“ Auch bedeutendere Unternehmungen wurden in den erſten Tagen des Jahres ausgeführt. Das Schloß Löckeniz, drei Meilen von Stettin in der Uckermark gelegen, war noch in der Gewalt des Kaiſers, und mit 100 Musketiren beſetzt, welche die vom Schloſſe beherrſchte Stadt gleichen Namens und die Umgegend beläſtigten. Daher zog den $^{8}/_{18}$. Januar Oberſt Leßley von Stettin mit 300 Fußknechten und vier Stücken Geſchütz dorthin ab, und forderte den Kommandanten des Schloſſes auf, ſich zu ergeben. Dieſer, ein Franzoſe von Geburt, Namens Gramboy, machte Anfangs Miene zum Widerſtand, nachdem aber 7—8 Kanonenſchüſſe auf das Schloß abgefeuert worden waren, bequemte er ſich zur Uebergabe [2]). Viel mehr als die Garniſon des kleinen Schloſſes von Löckenitz beunruhigte die Beſatzung von Landsberg das umliegende Land. Im Hinblick auf den Anmarſch Tilly's nach Frankfurt begnügte ſich Guſtav

[1]) Theatrum Europ. II, 342 a. unten flg. Chemniz I, 115 b. unten flg. —
[2]) Theatrum Europ. II, 342 b. Chemniz I, 116.

vorerſt einige Regimenter in die Nähe der Feſtung zu verlegen, welche auch die Kaiſerlichen von ferneren Streifzügen abhielten. Nachdem die Provinz durch dieſe Maaßregel einiger Maaßen beruhigt war, verſuchte es Guſtav dem Menſchen leeren Lande ſeine entflohenen Bewohner zurückzugeben. Eine königliche Aufforderung erſchien des Inhalts: die entwichenen Unterthanen möchten zu ihren Häuſern und Gütern zurückkehren, dieſelben ohne Furcht beſitzen, bebauen, ihrer Nahrung pflegen, und verſichert ſeyn, daß ſie dem ſchwediſchen Soldaten nicht mehr geben müßten, als was zu ſeinem nothdürftigen Unterhalt nöthig ſei. Alle, welche ſich nicht einſtellten, drohte der König als Feinde des Vaterlands zu behandeln, und ihre Güter wie ihre Perſonen mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Wirklich kamen auf dieſe Aufforderung hin täglich Viele vom Adel und gemeinen Volke nach ihren Gütern. So groß war das Vertrauen, welches man damals auf die Kriegszucht des ſchwediſchen Heeres und auf den Edelmuth des Königs ſetzte [1]).

Und nun bereitete Guſtav den oben erwähnten Schlag gegen Mecklenburg vor. Feldmarſchall Guſtav Horn erhielt den Befehl über Pommern und die eroberte Neumark, er blieb mit ſo viel Mannſchaft zurück, als nöthig ſchien um das Land wider einen möglichen Einfall von Frankfurt an der Oder her zu vertheidigen. Zugleich wurde der Heerhaufe verſtärkt, welcher Colberg belagerte. Der König ſelbſt zog den $\frac{\text{23. Jan.}}{\text{2. Febr.}}$ 1631 bei dem Städtchen Damm 16,000 Mann zuſammen, gieng bei Stettin über die Oder, und brach von dort in die Uckermark ein. Die Stadt Prenzlow fiel in den letzten Tagen des Jänners in ſeine Hände; am $^{1}/_{11}$. Februar erſchien er mit ſeinem Heere vor Neubrandenburg. Sechshundert Mann zu Fuß und Roß bildeten die Beſatzung dieſes Orts unter dem kaiſerlichen Oberſten Franz Marazin. Während der Nacht wurden Batterien errichtet, und mit Tagesanbruch etliche Kugeln hineingeſchickt. Alsbald erbot ſich der feindliche Befehlshaber zur Uebergabe. Er erhielt freien Abzug mit Sack und Pack und brennenden Lunten. Dagegen mußte er für ſich und die Garniſon verſprechen, innerhalb drei Monaten nicht wider die Krone Schweden zu dienen. Außerdem erklärte der König die Capitulation für gebrochen anzuſehen, wenn ein Soldat beim Auszuge, wie es bei den Kaiſerlichen Sitte war, irgend etwas den Bürgern ſtehlen, oder dieſelben beſchädigen würde. Die Garniſon erhielt freien Laufpaß nach Berlin, aber auch dieß nur unter der Bedingung, daß ſie auf der Landſtraße bleibe, und unterwegs keinen Unterthan mit Raub und Gewalt beläſtige [2]). Dieſe bei jeder Gelegenheit wiederholte Vorſorge für das Volk

---

[1]) Chemniz I, 116, b. — [2]) Chemniz I, 118.

macht eben ſo ſehr dem Verſtande als dem Herzen des Schwedenkönigs Ehre. Er wollte die Gemüther der Bürger und Bauern gewinnen, weil er vorausſah, daß er einſt ihre Fäuſte nöthig haben werde.

Von Neubrandenburg, wo eine ſchwediſche Garniſon von etlichen hundert Mann zurückblieb, gieng der Marſch auf Klempenow, das ſich ſogleich ergab, auf Treptow, welchen Ort die Kaiſerlichen noch vor Ankunft der Schweden räumten, dann auf das Schloß Loitz. Den Befehl in letzterem führte der Spanier Peter Peralta, ein Maulheld, deſſen Feigheit faſt alle Geſchichtſchreiber des dreißigjährigen Krieges verewigen. Guſtav Adolf hatte einen Offizier dem Heere vorangeſchickt, um Loitz aufzufordern. Peralta warf ſich gegen dieſen ſchwediſchen Geſandten in die Bruſt, ſchwur hoch und theuer, daß er kein Hundsfott ſei wie die Kommandanten von Klempenow und Treptow, ſondern als ein ehrenfeſter, dem römiſchen Kaiſer treu ergebener Ritter ſeinen Poſten bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen werde. Nachdem er den Schweden mit dieſer ſtattlichen Erklärung fortgeſchickt, ließ er ſich ſeine Rüſtung anſchnallen, und ſtieg ſtolzen Schritts herab in den Saal, wo eine Schaar adeliger Frauen verſammelt war, vor denen er ſein Gelübde wiederholte. So ſprach er den Tag zuvor, ehe das ſchwediſche Heer vor den Wällen ſeines Schloſſes ankam. Als er aber am andern Morgen die Banner der Feinde entfaltet ſah und ihre Lunten roch, ward ſein tapferes Gemüth umgeſtimmt. Die Thränen der Damen, welche ihn vor Blutvergießen warnten, fanden Eingang. Peralta war feig genug dem Verlangen des Königs, daß er vor das Schloß herauskommen ſolle, Folge zu leiſten. Guſtav Adolf ſchrieb eine Capitulation vor, wie es ihm gut dünkte. Der Spanier trug eine ſchwere goldene Kette um den Hals. Ein Edelmann aus des Königs Umgebung bat um die Erlaubniß, dieſelbe ihm nehmen zu dürfen. Um ſeine Verachtung an den Tag zu legen, geſtattete Guſtav Adolf dieſe Demüthigung, welche ſich Peralta, ohne eine Miene zu verziehen, gefallen ließ [1]).

Eine Meile von Loitz liegt am Zuſammenfluß der Peene, der Trebel und Tollenſee die Stadt Demmin, ein Platz, den die Kaiſerlichen wegen ſeiner Wichtigkeit gut befeſtigt hatten. Mit zwei Regimentern hielt ihn der Herzog Savelli beſetzt. Hinter der Stadt ſtand das feſte Schloß Mitten in einem Sumpfe, den man mittelſt eines langen und ſchmalen, von mehreren Brücken unterbrochenen Dammes überſchreiten mußte. Der Angriff hätte daher im Sommer große Schwierigkeiten dargeboten, allein der ſtrenge Froſt, welcher damals herrſchte, bot

[1]) Chemnitz I, 118 b. Theatrum Europ. II, 343, b.

einen guten Weg über das dichte Eis ſelbſt für das Geſchütz bar. Noch größeren Vorſchub als dieſe Gunſt der Jahrszeit verhieß der Charakter des Befehlshabers. So tief Savelli an Charakterſtärke und kriegeriſcher Fähigkeit unter Conti ſtand, kam er ihm im ſchmuzigſten Geize gleich. Man erzählt in dieſer Beziehung Züge von ihm, die an das Unglaubliche gränzen. Nachdem er den Bewohnern jener Gegend unter dem Namen von Kriegsſteuern den blutigen Heller abgepreßt hatte, nahm er den Bauern noch ihr letztes Mittel des Unterhalts die Ackerpferde ab. Kein Menſch wollte für die abgetriebenen verhungerten Thiere etwas bieten. Jetzt befahl Savelli die Mähren niederzuſtechen, und verkaufte die abgezogenen Häute für ein Lumpengeld an den Schinder. Alle ſeine geſtohlenen Schätze hatte er in Demmin zuſammengehäuft, und ſeine einzige Sorge war, ſich durch eine fügſame Capitulation den Beſitz derſelben zu erhalten, was auch die ſchnelle Uebergabe dieſes Orts, der ſich ſonſt mehrere Wochen hätte halten können, herbeiführte. Gleich in der erſten Nacht auf ſeine Ankunft in Demmin ließ Guſtav Adolf Batterien errichten, die Stücke aufpflanzen und rückte bis hart an die Werke der Belagerten vor. Am andern Morgen lief der Oberſt Teufel Sturm auf einen halben Mond, verjagte die Kaiſerlichen daraus, und ſchlug mehrere Ausfälle ab, welche den Zweck hatten, das Werk wieder zu nehmen. Während dieß auf der Stadtſeite vorging, griff Knipphauſen, der von Stralſund aus kommend mit 2000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern vor Demmin zum Könige geſtoßen war, das Schloß an. Hinter dieſem feſten Gebäude ſtand noch ein alter Thurm mit ſehr dicken Mauern, der überdieß von einer ſtarken Schanze umgeben war. Knipphauſen rückte mit ſeinem Fußvolk über das Eis des Moraſtes bis in die Nähe des Schloſſes, bemächtigte ſich dann des Dammes, ließ die von den Kaiſerlichen abgebrochene Brücke wieder herſtellen, und brachte nun auch grobes Belagerungs-Geſchütz hinüber. Hierauf wurde das Schloß von vier Fahnen angegriffen; ohne Widerſtand verließen es die Kaiſerlichen, nachdem ſie zuvor Feuer eingelegt, und zogen ſich in die Schanze um den alten Thurm zurück, aber bald wurden ſie auch aus dieſer vertrieben und in den Thurm zuſammengedrängt. Die Mauern waren zu dick, als daß der König von der Wirkung der Kanonen einen ſchnellen Erfolg hätte erwarten können, er gebot daher eine Mine anzulegen, welche während einer Nacht zu Stande kam. Nun ergab ſich die Beſatzung, 7 Fähnlein ſtark, auf Gnade und Ungnade. Guſtav Adolf befahl die eroberten Feldzeichen auf ſeinen gegen die Stadt gerichteten Werken aufzupflanzen, und dem Feinde den erfochtenen Sieg durch Paucken- und Trompetenſchall zu verkünden. Alsbald verlangte Savelli zu kapituliren und erhielt gute Bedingungen. Den $^{15}/_{25}$. Februar, am

vierten Tage nach Anfang der Belagerung, zog er mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, mit fliegenden Fahnen und zwei Stücken Geſchütz aus. Tilly hatte ihm vorher befohlen, Demmin wenigſtens drei Wochen zu halten, und wenn er je kapituliren müſſe, ſich nach Roſtock zurückzuziehen [1]). Letzterem Befehl lag die Vorausſetzung zu Grunde, daß Guſtav Adolf nach der Einnahme Demmins den Krieg nach Mecklenburg verſetzen werde. Savelli ſollte alſo nach der Anſicht des Oberfeldherrn dem Könige noch länger die Spitze bieten. Hatte nun der Italiener mit Hintanſetzung des erſtern Befehls ſeinen Platz ſchon nach vier Tagen übergeben, ſo achtete er den zweiten noch viel weniger. Statt ſich in die Feſtungen Mecklenburgs zu werfen, zog er mit ſeinen Regimentern nach der mittleren Elbe. Tilly gerieth in den heftigſten Zorn über dieſen Ungehorſam, er gebot dem italieniſchen Herzoge das Heer augenblicklich zu verlaſſen, um ſich zur Verantwortung nach Wien zu ſtellen. Zugleich bat er den Kaiſer ſchriftlich, an dem meuteriſchen Generale ein abſchreckendes Strafbeiſpiel zu geben. Savelli gieng nach Wien, ohne Furcht, auf ſichern Rückhalt rechnend. Denn wenn auch der Geiz oder der Wunſch, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen, die hauptſächliche Triebfeder war, warum er Demmin ſo ſchnell übergab, ſchützte ihn anderer Seits eine kaiſerliche Vorſchrift, die ihn anwies, ſein Volk nicht ohne die dringendſte Noth aufzuopfern. Der Italiener kannte die wahre Stellung des Wiener und Münchener Hofes, er wußte, daß einer dem andern eine Falle graben wolle. Voll Vertrauen auf dieſe geheimen Verhältniſſe erſchien er am Hofe, und der Erfolg rechtfertigte ſeine Erwartung. Nach einer kurzen, wahrſcheinlich nur um des Anſtandes willen verhängten Haft, wurde er freigeſprochen, mit Gunſtbezeugungen überſchüttet, und ferner zu wichtigen Dienſten gebraucht. Tilly beſchwerte ſich bitter über dieſe Verachtung ſeiner Klagen, aber vergeblich. Man wollte ihn zu Wien empfinden laſſen, daß er über ſeiner Anhänglichkeit an Kurbaiern die höheren Pflichten gegen den Kaiſer vernachläßigt habe. Guſtav Adolf durchſchaute den wahren Zuſammenhang. Als Savelli aus der Stadt abzog und an den Schweden vorüberritt, empfing ihn der König mit verſtellten Schmeicheleien: „er wünſche ſich Glück, in ihm einen Mann zu finden, der den ſchönen Himmel Italiens verlaſſen habe, um in Teutſchland Waffen zu tragen.“ Nachdem aber der tapfere Mann aus dem Geſichte war, ſagte Guſtav Adolf zu ſeiner Umgebung: „ich möchte meinen Kopf nicht mit dem Savelli's vertauſchen, hätte er dieß in meinem Dienſte gethan, ſo müßte er ſterben, doch wird ihm nichts geſchehen, weil dieſe Leute

[1]) Khevenhiller XI, 1763.

ſich gar zu ſehr auf die Frömmigkeit des Kaiſers verlaſſen dürfen.“ Er ſah alſo voraus, daß es ohne Strafe abgehen werde, unterlegte aber dieſer Vorausſicht eine Deutung, wie ſie für ſeinen Vortheil am paſſendſten war. Denn ſicherlich wußte er, daß der Kaiſer ſeinen Feldherrn nicht aus Frömmigkeit ſondern aus andern Gründen verſchonen werde [1]).

Die Sieger fanden in Demmin 500 Wispel Getreide, 440 Centner Pulver, 36 Stücke Geſchütz, ſammt einem großen Vorrath anderer Dinge. Der Verräther Quintin war vor der Belagerung Oberſtlieutenant in Savelli's Regiment geweſen, hatte ſich aber noch ehe das ſchwediſche Heer anzog aus dem Staube gemacht, ohne Zweifel weil er vorausſah, daß Tilly den Platz nicht entſetzen und daß Demmin alſo fallen würde. Seinen zurückgelaſſenen Rüſtwagen fanden die Schweden vor; man rieth dem Könige die Capitulation nicht auf das Eigenthum des Verräthers auszudehnen, allein er verwarf den Vorſchlag mit Verachtung, und Quintin erhielt ſein Gepäck wieder. Während der Belagerung wurde ein kühner Streich gegen die benachbarte Feſte Malchin ausgeführt, wo zwei Fahnen kaiſerlicher Dragoner in Beſatzung lagen. Der Rittmeiſter Moltke, ein geborner Mecklenburger und der Gegend kundig, erbot ſich den Ort durch einen Handſtreich zu nehmen. Er erhielt 36 Reiter, zog bei Nacht aus dem Lager vor Demmin ab, und bot unterwegs alle Bauern auf, die er zuſammen bringen konnte. In der Nähe des Städtchens angekommen, ließ er auf einem langen Damme, der über Sümpfe führte, durch die Bauern eine Menge Feuer anmachen, brennende Lunten an den Bäumen aufhängen, und ſchickte Morgens frühe, ehe der Tag anbrach, einen Trompeter hinein mit der Aufforderung, die Garniſon ſolle ſich ergeben, denn der König und das ſchwediſche Heer ſeien im Anmarſche. Die Beſatzung ließ ſich ſchrecken, und verſtand ſich zur Capitulation. Sogleich meldete Moltke wieder hinein, der König habe ihn beauftragt abzuſchließen, ſie ſollten, wenn ihnen ihr Leben lieb ſei, ohne Verzug unbewaffnet herauskommen. Dieß geſchah, worauf Moltke die erſtaunten Kaiſerlichen mit ſeinen Reitern umringte, und als Gefangene nach dem königlichen Lager abführte. Sie nahmen ſämmtlich bei den Schweden Dienſte [2]).

Der Befehl in Demmin wurde dem General Baner anvertraut, welcher, nachdem die kleinen Plätze der Umgegend vollends geſäubert waren, die Beſatzung von Greifswalde zur Uebergabe aufforderte. Baner

---

[1]) Khevenhiller XI, 1763 flg. Chemnitz I, 119. Theatrum Europ. II, 343 flg. — [2]) Chemnitz I, 120 b.

ſchickte an den Befehlshaber dieſer Stadt einen Brief, worin er zu beweiſen ſuchte, daß alle Hoffnung auf Entſatz abgeſchnitten ſei, und daß die Vernunft gebiete, jetzt ehrenvolle Bedingungen anzunehmen, indem die Beſatzung bei längerem Widerſtand ſich auf die unnachſichtlichſte Strenge gefaßt machen müſſe. Zu gleicher Zeit lud er den Kommandanten ein, von den ſchändlichen Ausſchweifungen mit Sengen und Brennen, denen ſich bisher ſein Kriegsvolk ergeben, für die Zukunft abzulaſſen. Der kaiſerliche Oberſt Franz Peruſi — ſo hieß der Kommandant — war bei dem Landvolk auſſerordentlich verhaßt, theils wegen ſeiner Erpreſſungen, theils weil er die lutheriſchen Prediger hart verfolgte [1]). Dieſen Haß ſuchte Baner durch ſeine Aufforderung noch mehr zu entflammen, indem er ihn in einem amtlichen Aktenſtücke rechtfertigte. Ohne Zweifel hoffte er dadurch den feindlichen Oberſt zu ſchrecken und zur Uebergabe geneigter zu machen. Aber Peruſi blieb feſt. In einem hochtrabenden Schreiben erklärte er, „daß er ein unerſchütterliches Vertrauen in die große Macht des Kaiſers ſetze, welche wegen der Gerechtigkeit ihrer Sache bisher immer vom Glücke begleitet worden ſei, und alle Widerſacher niedergeworfen habe. So lange ein warmer Bluttropfen in ſeinem Herzen ſchlage, ſo lange er athmen könne, werde er die anvertraute Feſtung nicht übergeben. Was die Anklage wegen ſchlechter Kriegszucht betreffe, ſo habe er ſich Nichts vorzuwerfen. Allerdings ſeien einige Häuſer in Brand geſteckt worden, aber nur aus Noth, und weil die Rückſicht auf die Sicherheit der Stadt Greifswalde Solches geboten habe. Ohnedieß werde der Kaiſer den Schaden aus angeborner Milde wieder erſetzen.“ Peruſi ließ es nicht bei dieſen Worten bewenden. Mit größtem Eifer wurden die Befeſtigungsarbeiten fortgeſetzt, und ſo ſchöne Werke um die Stadt aufgeführt, daß der König, wie Chemniz ſagt [2]), ſelbſt dem Oberſt das Zeugniß gab, er habe nichts Vollkommeneres von Kriegsbaukunſt in ganz Pommern geſehen. Weil es an Gelde gebrach, ließ Peruſi zinnerne Münzen mit dem Gepräge necessitas gryphiswaldensis ſchlagen, und verſchaffte ihnen Umlauf. Dem Mangel des Salzes half er dadurch ab, daß er einen alten, längſt verfallenen Salzbrunnen innerhalb der Werke wieder herſtellte. Die Vorräthe, welche in der Stadt waren, nahm er unter eigene Verwaltung, und hielt ſparſam Haus. Die Kranken und das unnütze Geſindel wurden hinausgeſchafft. Mit einem Worte, Peruſi verſäumte kein Mittel, den anvertrauten Poſten bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen, und in der That genoß er die Ehre, der letzte unter allen kaiſerlichen Befehlshabern in den baltiſchen Landen geweſen zu ſeyn, der ſeine Feſtung

[1]) Khevenhiller XI, 1768. — [2]) I, 121.

übergab. So ſchlug der Verſuch auf Greifswalde fehl, wohl aber fiel das wichtige Kolberg um dieſelbe Zeit. Nach dreimonatlicher Belagerung fing der Kommandant letzterer Feſtung, Franz von Mörs, Ausgangs Februar an, mit dem ſchwediſchen Oberſten Boetius wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Hunger und Mangel zwang ihn dazu. Doch war es ihm mit ſeinen Anträgen nicht recht Ernſt, er hoffte einige Tage Zeit zu gewinnen, denn er wußte, daß Tilly den kaiſerlichen Befehlshaber in Wismar beauftragt hatte, um jeden Preis Lebensmittel nach Kolberg zu ſchaffen. Allein der ſchwediſche Admiral auf der Oſtſee hieb einen Theil der Matroſen, welche in Wismar zuſammengezogen worden, nieder, und hinderte die Schiffe aus dem dortigen Hafen zu laufen. Nun mußte Franz von Mörs, nachdem er die Unterhandlungen einige Tage hingezogen, wider ſeinen Willen Ernſt machen. Er erhielt freien Abzug mit allen Ehren. Ihrer Seits bedangen ſich die Schweden aus, daß eine früher von den Kaiſerlichen eroberte Standarte zurückgegeben werde, und daß den Bürgern Kolbergs vom Augenblick der Capitulation an keine Gewalt irgend einer Art mehr geſchehe. Der Oberpfarrer in Kolberg hatte die Klage angebracht, daß ihm ſeine Bücher und gewiſſe Aktenſtücke von kaiſerlichen Soldaten geſtohlen worden ſeien; ſie mußten auf Boetius Verlangen zurückgegeben werden. Gleicherweiſe ſetzte er es durch, daß alle dem Herzoge oder den Ständen Pommerns gehörigen Urkunden, Schuldverſchreibungen u. dgl., welche ſich unrechtmäßiger Weiſe in den Händen der Garniſon befanden, an die Eigenthümer wieder erſtattet wurden. Den $^2/_{12}$. März Morgens 7 Uhr zog die kaiſerliche Beſatzung ſechs Fahnen zu Roß, neun zu Fuß ſtark, — im Ganzen 1500 Mann Kerntruppen — mit Ober- und Unter-Gewehr, brennenden Lunten, Sack und Pack — 40 Wagen waren ihnen bewilligt zur Abführung des Eigenthums — zwei Vierpfündern, auf denen das Wappen des Herzogs von Friedland prangte, und einer Tonne Pulvers aus. Chemniz behauptet[1]), auch die Ehre der fliegenden Fahnen ſei dem Feinde bewilligt worden, Burgus dagegen läugnet[2]) es. Trotz aller Bitten ſagt er, hätten ſie die Feldzeichen nicht mitnehmen dürfen. Wir ſchenken dießmal ausnahmsweiſe dem Burgus mehr Glauben, aus Gründen, die wir gleich anführen werden. Die Capitulation beſtimmte, daß eine ſchwediſche Reiterei die abziehenden Truppen bis in die Umgegend der nächſten kaiſerlichen Feſtung geleiten ſolle. Oberſt Sperreuter erhielt mit 230 Pferden dieſen Auftrag. Er brachte ſie bis nach Schiefelbein. Dort wurden ſie unerwartet zurückgehalten, ohne daß die wahre Urſache von den Geſchichtſchrei-

---

[1]) I, 122, a. unten. — [2]) Mars Sueo-germanicus. Colon. 1644. S. 81. —

dern angegeben wäre. Chemniz berichtet, man habe ſie deßhalb feſtgenommen, weil ſie unterwegs gedroht hätten, an dem ſchwediſchen Geleite ihr Heil zu verſuchen, ſobald ſie nur über die Grenze und in Sicherheit gekommen wären. Eine ſolche Drohung würde beweiſen, daß die ganze Beſatzung kampfbegierig und entſchloſſen war den Krieg gegen Guſtav fortzuſetzen, welche Vorausſetzung durch Thatſachen widerlegt wird. Andere deuten an[1]), die Nachricht von dem Neubrandenburger Gemetzel ſei damals eben in Schiefelbein angekommen, und die Schweden hätten an der Kolberger Garniſon das Recht der Wiedervergeltung ausüben wollen. Allein eine ſolche — wie ſoll man ſagen — Dummheit oder Schändlichkeit lag fern von des Königs Charakter, und wie mochte ein Unterbefehlshaber es wagen, eine That zu begehen, von der er vorausſehen konnte, daß ſie ihm den Kopf koſten würde? Ohne Zweifel gibt uns Chemniz[2]) den Schlüſſel zu dem Räthſel, indem er Folgendes berichtet: „über dem Verzuge in Schiefelbein ſind gleichwohl bei 400 Mann von der Kolberger Garniſon, meiſt Fußgänger, bei den Schweden eingetreten.“ Die Beſchränktheit ſeiner Mittel nöthigte den König, gefangene Feinde in Dienſt zu nehmen. Schon oft hatte er dieſes mit Glück gethan, warum ſollte er es nicht auch an der Kolberger Beſatzung verſuchen, die aus trefflichem friedländiſchem Volke beſtand! Aber dieſe Soldaten wollten — ſo ſcheint es — dem Kaiſer treu bleiben. Alſo wandte man Schreckmittel an, um ihre Anhänglichkeit zu erſchüttern, ſtreute das Gerücht von Wiedervergeltung aus, machte Miene ſie als Gefangene in die Keller des Schloſſes Schiefelbein zu werfen. Aus demſelben Grunde hielt man ohne Zweifel auch die Feldzeichen zurück. Denn der Kultus der Fahne wirkte mit ungeſchwächter Kraft auf die Einbildungskraft der Menſchen jener Zeit. War die Fahne in des Feindes Gewalt, ſo konnte der Soldat ohne Eidbruch übertreten, im entgegengeſetzten Fall nur mit Schande. Dieß iſt auch der Grund, warum wir oben der Angabe des Burgus Glauben geſchenkt haben. Nachdem der König ſeinen Zweck durch den Uebertritt von 400 Mann wenigſtens theilweiſe erreicht hatte, gab er Befehl, die Uebrigen zu entlaſſen.

Drei Tage nach erfolgter Einnahme der baltiſchen Feſtung erſchienen mehrere Schiffe mit Proviant und friſcher Mannſchaft, von Wismar und Roſtock kommend, auf der Kolberger Rhede[3]). Durch widrigen Wind längere Zeit aufgehalten, kamen ſie zu ſpät. Vier Tage früher hätte ihre Ankunft jenen Platz dem Kaiſer erhalten. Als ſie die ſchwediſchen

---

[1]) J. B. Burgus a. a. O. 82 unten. — [2]) I, 122, b. — [3]) Daſelbſt I, 122, b. —

Banner auf den Wällen erblickten, machten ſie ſich auf die Flucht und erreichten Wismar wieder. Die Schweden fanden in Kolberg 54 Stücke Geſchütz, 400 Centner Pulver, 177 Granaten und eine große Menge Kugeln. Die Feſtigkeit des Orts, ſeine Lage an der baltiſchen See, die nur wenige Häfen hat, verlieh der Eroberung große Wichtigkeit. So lange Kolberg in des Kaiſers Gewalt war, konnte der Feind die ſchwediſchen Beſatzungen in Hinterpommern nach Belieben beunruhigen und Völker aus den mecklenburgiſchen Häfen dorthin bringen. Jetzt beſtritt kein äußerer Feind mehr dem Könige den Beſitz dieſer ausgedehnten Provinz. Er verlor keine Zeit ſie ſich auch nach Innen zu ſichern, indem er die Liebe der Einwohner gewann. Die tiefe Erſchöpfung des Landes — eine Folge des langen Krieges und der Erpreſſungen des kaiſerlichen Volkes — forderte ſchützende Maaßregeln, nicht minder als die gerechte Beſorgniß, daß die Maſſe verabſchiedeter friedländiſcher Soldaten, welche nach und nach in ſchwediſche Dienſte getreten war, von der alten Gewohnheit des Raubens nicht ablaſſe. Nur die ſtärkſten Strafen, Galgen und Schwert, konnten dieſe Menſchen bezähmen. Alſo erließ Guſtav Adolf im März eine Quartiersordnung[1]), welche wir im Auszuge mittheilen wollen: „Kein Soldat ſoll ſich bei Todesſtrafe an Kirchen, Schulen, Spitälern oder Geiſtlichen vergreifen, noch dieſelben mit Quartier oder Schatzung beſchweren, oder irgend Jemand in Ausübung des Gottesdienſtes ſtören. Die Einlagerung des Volks in Städten ſteht den Magiſtraten zu, jeder Soldat und Offizier hat ſich mit der Wohnung zu begnügen, die ihm angewieſen wird. Der Quartiersmann iſt dem Kriegsvolke, Soldaten wie Offizieren, nichts weiter zu geben ſchuldig, als Lagerſtätte, Holz, Licht, Eſſig, Salz. Wer mehr verlangt, mag es bezahlen. Offiziere außer Dienſt und Bediente haben keinen Anſpruch auf freies Quartier, ſondern die Perſonen, bei welchen ſie ſich befinden, ſollen für ihren Unterhalt ſorgen. Kein Offizier darf außer dem Quartier, das er wirklich bewohnt, ein zweites oder drittes verlangen, eben ſo wenig iſt er befugt, den Bürgern Sauvegarden wider ihren Willen aufzubringen (womit bei den Kaiſerlichen großer Unfug getrieben wurde.) Wirklich verlangte Sauvegarden erhalten nichts weiter als das, was jeder Soldat von ſeinem Quartiersmann zu fordern hat (Holz, Licht, Lager, Eſſig, Salz.) Nur dienſtthuende Soldaten können Quartiere verlangen. Kein Offizier, Soldat oder Markedenter hat das Recht, ohne baare Bezahlung von den Bauern Pferde, Fuhren oder Zehrung zu fordern, es wäre denn, daß der König oder ſeine Generale beſondere Scheine deßhalb ausgeſtellt hätten. Kein Soldat darf ſich ohne

---

[1]) Chemnitz I, 123.

einen Paß ſeines Oberſten außer dem Standort ſeiner Fahne aufhalten, noch fremde Garniſonen, Laufpäße oder die Dörfer beſuchen. Die Landleute wie die andern Einwohner ſind befugt, jeden Uebertreter dieſer Vorſchrift feſt zu nehmen und in die nächſte Garniſon zur gebührenden Beſtrafung abzuliefern. Auch diejenigen Soldaten, welche mit Päſſen verſehen ſind, ſollen dieſelben nicht mißbrauchen. Erlaubt ſich ein Solcher Mißhandlungen der Landleute an ihrer Perſon oder ihrem Eigenthum, ſo ſind die Bauern ermächtigt, ihn zu verhaften und an die nächſte Garniſon abzuliefern. Offiziere, welche mit Päſſen reiſen, dürfen die Fuhren nur bis zur nächſten Station mitnehmen. Wer dieſe Vorſchrift übertritt und dem Bauer ſein Vieh länger entzieht, muß Schadenerſatz leiſten. Fürſtliche und adelige Häuſer ſollen von Quartierlaſt ganz befreit ſeyn, im Fall die Kriegsregeln nicht das Gegentheil vorſchreiben. Offizieren und Soldaten iſt es bei Leib= und Lebensſtrafe verboten, fürſtliche Beamte, Edelleute, Magiſtrate in den Städten, Bürger und Bauern ins Gefängniß zu werfen, oder ſonſt zu mißhandeln. Reiſende dürfen in keiner Weiſe aufgehalten, beleidigt oder beſchazt werden. Den Bauer ſoll man bei ſeinen ländlichen Beſchäftigungen ſchützen. Kein Offizier darf ſich erdreiſten, an den Thoren von Garniſonsſtädten irgend einen Zoll auf Waaren oder Perſonen zu erheben. Wer beim Abmarſche ſeines Regiments zurückbleibt, darf kein Quartier mehr fordern, ſondern ſoll ſtreng beſtraft werden. Jede Vergehung gegen dieſe Kriegsartikel ſoll den Offizieren angezeigt werden, und dieſelben haben dafür Sorge zu tragen, daß Erſatz geſchehe für zugefügte Beſchädigungen."

Dieſe ſchöne Verordnung nützte dem königlichen Heere ebenſoſehr als den beſetzten Provinzen. Der Soldat ſollte Alles bezahlen; die nöthigen Summen verſchaffte ſich der König dadurch, daß er mit den Ständen einer jeden eroberten Landſchaft über eine jährliche Kriegsſteuer Verträge ſchloß. Hiedurch wurde eine regelmäßige Verwaltung möglich. Der Druck des Krieges traf nicht mehr bloß die einzelnen Städte und Dörfer, welche die Regimenter auf ihrem Marſche berührten, ſondern alle Einwohner gleichmäßig, und wurde dadurch erträglicher und gerechter. Ueber die Beobachtung ſeiner Vorſchrift wachte der König mit Strenge, oft ließ er böswillige Uebertreter vor ſeinen Augen aufknüpfen. Doch glaube man nicht, daß das Uebel ſchnell oder auch völlig ausgerottet ward. Trotz allen Strafen kamen fortwährend grobe Ausſchweifungen vor, was den König nöthigte, ſeine Mandate von Zeit zu Zeit zu wiederholen, und immer ſchärfer zu ahnden[1]. Guſtav Adolf hatte den Willen und auch die

---

[1]) Man vergleiche z. B. Chemniz I, 127, b. unten flg.

Macht das Volk zu ſchützen. Erſt nach ſeinem Tode iſt die Mannszucht bei den Schweden eben ſo tief zerfallen als bei den kaiſerlichen Heeren.

Während das Glück auf dieſe Weiſe die ſchwediſchen Waffen an den Gränzen Pommerns begünſtigte, erſchienen wieder oldenburgiſche und oſtfrieſiſche Geſandte mit der unerwarteten und dem König ſehr mißliebigen Nachricht[1]), daß der Wiener Hof ſich bereit erklärt habe, ſeine Völker aus Oſtfriesland und Oldenburg abzuführen, und beide Grafſchaften für immer mit Einquartierungen und anderen Kriegsbeſchwerden zu verſchonen ſobald der König ſich gleichfalls verpflichte, die von den Kaiſerlichen verlaſſenen Plätze nie mit ſeinen Truppen zu beſetzen. Die Geſandten wieſen eine kaiſerliche Urkunde vor, in welcher dieſe Zuſicherungen unterzeichnet ſtanden. Guſtav Adolf war in ſeinen eigenen Worten gefangen, denn die Bedingungen wurden ja geleiſtet, welche er im vorigen Jahre an die Oldenburgiſche Neutralität geknüpft hatte. Er ſuchte ſich[1]) durch künſtliche Deutungen aus der Schlinge zu ziehen. „Jene Urkunde," antwortete er den Geſandten, „ſei nicht vom Kaiſer ſelbſt, ſondern nur von einem Kanzleibeamten, dem Kriegsſekretär Arnold von Klarſtein, unterſchrieben, binde alſo zu Nichts. Denn leicht möge Ferdinand II., ſobald dieß ſeinem Vortheile zuſage, das Wort eines Beamten aufopfern. Zweitens ſei die kaiſerliche Verſicherung nicht unbedingt, ſondern an ein „Wenn" geknüpft, was der König ſich nicht gefallen laſſen dürfe. Denn er, Guſtav Adolf, ſei der beleidigte Theil und darum könne man von ihm mit Recht nicht fordern, daß er den erſten Schritt thue. Der Kaiſer müſſe vor Allem ſeine Völker aus den beiden Grafſchaften zurückziehen, dann erſt laſſe ſich weiter über die Sache reden. Aber drittens, wenn die gewünſchte Abführung auch erfolge, müſſe der König noch vollkommene Sicherheit von den Grafen bekommen, daß die feindlichen Völker nie wieder nach Oldenburg und Oſtfriesland zurückkehren. Denn was nütze es auch wenn ſie für den Augenblick giengen, um ſogleich wieder zu kommen? Erſt wenn dieſe Bedingungen erfüllt ſeien, könne er die verlangte Neutralität gewähren."

Ende Februar war indeß mit Guſtav's Genehmigung ein pommerſcher Landtag zu Stettin zuſammengetreten[2]). Die Stände führten eine Sprache, welche bewies daß ſie der ſchwediſchen Helfer bereits müde waren,

---

[1]) Chemniz I, 124, b. flg. — [2]) Chemniz, der überhaupt nie wunde Seiten der ſchwediſchen Sache berührt, ſchweigt von dieſem pommerſchen Landtage, und ſpricht nur im Allgemeinen von eingelaufenen Klagen über Ausſchweifungen des Kriegvolks I, 127 b. unten flg. Der wahre Hergang ergibt ſich aus der Vergl. von Burgus S. 78 und den Denkwürdigkeiten Richelieu's VI, 553 mit Khevenhiller XI, 1771 unten flg. und Theatrum europ. II, 348, b.

und den König bewog, aus dem Lager bei Treptow, das er nach Demmins Falle bezogen, ſich perſönlich nach Stettin zu begeben. Schwere Klagen wurden über Unfug und Ausſchweifungen der königlichen Völker vorgebracht und die Stände verlangten geradezu Guſtav möge jetzt, nachdem die Provinz vom Feinde geſäubert ſey, die Wohlthat der Befreiung dadurch vollenden, daß er gleichfalls ſein Heer abführe. Der König ſtellte ihnen vor: dieſer thörichte Antrag werde zu ihrem eigenen Verderben ausſchlagen, denn wenn die Schweden giengen, würden augenblicklich wieder die Kaiſerlichen ins Land rücken. Nach längern Verhandlungen machten zuletzt die Stände das Anerbieten zur Vertheidigung Pommerns 10,000 Mann anzuwerben, welche zugleich dem Könige, dem Herzoge Bogislas und den Ständen verpflichtet werden ſollten. Guſtav erklärte ſich mit dieſem Vorſchlage einverſtanden und verſprach, ſobald das Pommerſche Volk beiſammen ſeyn würde, ſeine eigenen Beſatzungen aus der Provinz zu ziehen. Ohne Zweifel war es ſeine Abſicht zunächſt Mecklenburg vollends zu erobern. Aber jetzt erſcholl die Nachricht, daß Tilly mit geſammter kaiſerlicher und ligiſtiſcher Heeresmacht gegen den König im Anmarſche ſei.

Wir müſſen uns jetzt zum feindlichen Oberfeldherrn wenden. Alle Schritte dieſes Mannes, der ſonſt ſo viel Kühnheit bewies, verriethen die größte Unentſchloſſenheit. Nachdem er, wie früher gemeldet worden, Frankfurt an der Oder mit Vorräthen verſehen, und einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, die in der Nähe von Landsberg lagernden Schweden zu vertreiben, brach er den 5/15. Februar faſt mit geſammter Macht, ungefähr 20,000 Mann [1]) und 26 Geſchützen, von Frankfurt auf. Nicht nur die 4 ligiſtiſchen Regimenter, die er von Halberſtadt dorthin geführt, ſondern auch der größte Theil des kaiſerlichen Volks unter Schaumburg's Befehl mußten ihm folgen. Nur 1500 Mann blieben in der Feſtung zurück [2]). Letztere Maaßregel nöthigt zu der Vorausſetzung, daß er im Augenblick des Abzugs aus Frankfurt einen Schlag gegen Guſtav im Sinne hatte, denn nur zu ſolchem Zwecke konnte er den kaiſerlichen Heerhaufen aus der Feſtung wegführen. Aber der Weg, den ſofort Tilly einſchlug, widerſpricht der eben genannten Annahme, die man doch vorausſetzen muß. Tilly rückte nemlich von Frankfurt über Fürſtenwalde nach Brandenburg an der Havel. Man nehme nun eine Karte zur Hand. Brandenburg liegt auf der geraden Straße von Frankfurt nach Magdeburg, woher Tilly gekommen war, und wohin er ſich nach dem Abſtecher, den

---

[1]) Auf ſo viel Mann ſchätzt Burgus das Heer Tilly's a. a. O. S. 77. — [2]) Chemniz I, 126, a. Khevenhiller XI, 1769. Theatr. Europ. II, 347, a.

wir ſogleich beſchreiben werden, wieder zurückzog. Brandenburg bildet ferner mit Frankfurt, als dem Ausgangspunkte, und der Gegend von Demmin, wohin er Ende Februar abſchwenkte, ein nahezu rechtwinkliges Dreieck. Unmöglich ſcheint es daher anzunehmen, daß Tilly während der 14 Tage, die er auf dem Marſche von Frankfurt nach Brandenburg zugebracht haben muß, an einen Einfall nach Mecklenburg dachte. Gleichwohl verläßt er, in Brandenburg angekommen, plötzlich die weſtliche Richtung, wendet ſich rechts nach Norden und verfährt zum erſtenmale Angriffsweiſe gegen die Schweden. Hier ſind Räthſel zu erklären. Die gewünſchte Löſung findet ſich theilweiſe in den Denkwürdigkeiten des franzöſiſchen Cardinals. Richelieu erzählt [1]): „während Tilly zu Frankfurt verweilte, ängſtigte ihn fortwährend die Beſorgniß, der Kurfürſt von Brandenburg möchte ermuthigt durch die reißenden Fortſchritte der ſchwediſchen Waffen, zu Guſtav Adolf übergehen. Tilly bearbeitete daher mit allem Fleiße den Kurfürſten, ſich für den Kaiſer zu erklären und dem Schweden keinen freien Eintritt in ſeine Lande zu gewähren, zuletzt bot er ihm von Seiten des Kaiſers Neutralität an und forderte ihn auf den Frieden zu vermitteln. Georg Wilhelm ſchickte auch deßhalb ſeinen Kanzler an Guſtav Adolf [2]), aber der König wollte nichts von Neutralität hören, ſondern ſagte [2]) dem brandenburgſchen Kanzler rund heraus: der Kurfürſt, ſein Gebieter, müſſe ſich an ihn anſchließen und ihm Küſtrin öffnen, dann wolle er ihm nicht allein die Wiederherſtellung in alle ſeine Beſitzungen verbürgen, ſondern dem Kurhauſe ganz Jülich und Cleve, ja auch Pommern nach dem Tode des Herzogs Bogislas verſchaffen. Dieſe Verſprechungen machten Eindruck auf den Kurfürſten. Von Herzen gerne hätte er dem Könige zugeſagt, aber noch immer ſchreckten ihn die Waffen des Kaiſers und die Nähe Tilly's. Auch hielt ihn der Rath des Grafen Schwarzenberg zurück." Aus vorſtehender Stelle erklärt ſich der Abzug des kaiſerlich-bairiſchen Oberfeldherrn aus Frankfurt und ſein langſamer Zug von der Oder nach Brandenburg, das heißt von einem Ende des Kurſtaats zum andern, hinreichend. Man begreift warum Tilly ſo lange auf dieſer Straße weilte, an welcher Berlin und Spandau, die zwei wichtigſten Plätze des Kurſtaats lagen. In der That war der Zug das beſte Mittel um etwaige Gelüſte Georg Wilhelm's zum Anſchluß an Schweden zu dämpfen. Aber noch bleibt Tilly's raſcher Entſchluß eines Einfalls in Mecklenburg zu erklären übrig. Unmöglich konnte er dieſen Schritt ohne Einwilligung Maximilian's von Baiern thun, denn mit demſelben waren

[1]) VI, 540. — [2]) Von dieſen Verhandlungen ſpricht auch Chemniz in ſeiner Weiſe I, 113 flg.

alle Unterhandlungen über Neutralität, welche bisher obſchwebten, abgebrochen und der Krieg zwiſchen Baiern und Schweden erklärt. Wir müſſen daher den nächſten Anlaß zu Tilly's That in München ſuchen. Auch hierüber geben die Denkwürdigkeiten des Cardinals einigen Aufſchluß. Richelieu fährt[1]) fort: „nachdem der Bärwalder Vertrag unterzeichnet war, ſchickte der Pariſer Hof Geſandte an den Herzog von Baiern, und ließ nichts unverſucht, denſelben zu bewegen, daß er die von Schweden angebotene Neutralität annehme. Namentlich ſtellte man ihm vor, daß er, wenn er die Neutralität verwerfe, die ganze Laſt des ſchwediſchen Kriegs auf ſich lade, und daß wenn dieß geſchehe, Friedland jeden Unfall, der den Waffen der Liga zuſtoße, benützen werde, um Baiern vollends zu verderben[2]). Der Herzog von Baiern fühlte das Gewicht dieſer Gründe wohl, allein die den Teutſchen angeborne Unentſchloſſenheit hinderte ihn ſich raſch zu entſcheiden, nach einiger Zeit verwarf er die Neutralität und erklärte den Geſandten, daß er die Sache des Kaiſers nicht verlaſſen könne; doch that er auch dieß nur ſchwankend und mit halbem Herzen."

Was hat nun aber den Baier beſtimmt, dieſen für die Geſchichte des Kriegs und Teutſchlands ſo entſcheidenden Entſchluß zu faſſen, auf welchen der Kaiſer und noch mehr Wallenſtein ſeit mehr als einem halben Jahre hingearbeitet? Ohne Frage war es der Leipziger Convent und Das, was damals in Sachſen vorgieng. Wir haben oben gezeigt, daß auf dem Regensburger Fürſtentage Proteſtanten und Katholiken, bisher bittere Feinde, gemeinſam am Sturze Wallenſtein's und an Erniedrigung der zu hoch geſtiegenen kaiſerlichen Macht arbeiteten. Nur ein einziger Punkt entzweite damals beide guelfiſche Partheien: das Reſtitutionsedikt, das den proteſtantiſchen Häuſern bereits eine Maſſe ehemals geiſtlicher Güter gekoſtet hatte, oder ſie doch mit dem nahen Verluſte derſelben bedrohte. Allein noch während der Regensburger Verſammlung wurde von Seiten der zwei mächtigſten evangeliſchen Großen ein Verſuch gemacht, auch über dieſen letzten Streitpunkt ohne eigene Opfer, wohl aber auf Koſten der kleineren evangeliſchen Mitſtände hinwegzukommen. Die Geſchäftsträger der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen überreichten den katholiſchen Häuptern eine Denkſchrift[3]), welche den Grundſatz des Reſtitutionsedikts, daß alle ſeit dem Paſſauer Vertrage von den Proteſtanten eingezogene mittelbare und unmittelbare Stifter rechtmäßiges Eigenthum

---

[1]) VI, 542, 544, 547. passim. — [2]) Ganz der Plan, den wir oben dem Wiener Hofe zuſchrieben. Unſere Darſtellung iſt alſo gerechtfertigt. — [3]) Londorp IV, 103, b. flg. Vergl. auch Senkenberg V, 201 flg.

der katholiſchen Kirche ſeien, vollkommen anerkannte, dagegen den Vorſchlag machte, bei Vollſtreckung des Edikts jetzt ſchon gewiſſe in 35 Punkten gefaßte Milderungen und Beſchränkungen zu genehmigen, insbeſondere aber den beiden Kurhäuſern Sachſen und Brandenburg diejenigen geiſtlichen Güter, welche ſie bisher inne gehabt, auf weitere 50 Jahre ungekränkt zu belaſſen. Da Guſtav Adolf um jene Zeit ſeine erſten Siege in Pommern errang, giengen die katholiſchen Häupter auf dieſen Antrag inſoferne ein, als den $^2/_{12}$. November, unmittelbar vor dem Schluſſe des Reichstags, ein von den 4 katholiſchen Kurfürſten, Mainz, Cöln, Trier, Baiern unterzeichneter Erlaß[1]) erſchien, in welchem ſie erklärten: zwar könnten ſie weſentliche Abänderungen des Reſtitutionsedikts nimmermehr gut heißen, um jedoch ihr friedliebendes Gemüth zu zeigen, ſeien ſie nicht entgegen, daß man über etwaige, bei Vollſtreckung des Edikts vorgekommene Unbilden ſo wie über die andern bisher mitgetheilten Punkte einen gütlichen Vergleich anſtelle, und ſie laden daher die proteſtantiſchen Stände ein wegen ſolcher Sache auf den 3. Febr. (n. St.) nächſtkünftigen Jahrs mit ihnen in der Reichsſtadt Frankfurt eine Zuſammenkunft zu halten. Die wahre Abſicht dieſer Erklärung iſt nicht ſchwer zu errathen. Kurfürſt Maximilian und ſeine Genoſſen hofften, Brandenburg und Sachſen als die zwei mächtigſten evangeliſchen Häuſer durch kleine Zugeſtändniſſe, mit denen man ſie zu begnadigen gedachte, von den übrigen proteſtantiſchen Reichsſtänden loszutrennen, und dadurch ebenſowohl die Vereinigung ſämmtlicher Proteſtanten mit dem Schweden, als die Errichtung einer dritten ſelbſtändigen Parthei zu verhindern. Von dem Gelingen des Plans hieng die zukünftige Stellung Maximilian's von Baiern, ja auch Guſtav Adolf's ab. Giengen die beiden Häupter der proteſtantiſchen Parthei in das Netz und ſchloſſen ſie ihren Frieden mit der Liga, ſo hatte der Schwedenkönig weder die Macht noch einen genügenden Vorwand, einen Religionskrieg in Teutſchland zu führen. Nur gegen den Kaiſer konnte er dann noch ſeine Waffen tragen, und Baiern war nun in der Lage, vorerſt die vom Pariſer Hofe vermittelte, von Schweden angebotene Neutralität anzunehmen, und einſtweilen ruhig zu erwarten, um welchen Preis der Kaiſer bairiſche Hülfe in ſeinem Kampfe mit Schweden erkaufen werde. Alles hieng zunächſt von der Stimmung des ſächſiſchen Kurfürſten als des Haupts der evangeliſchen Stände ab, und dieſe ſchien günſtig, denn der ſächſiſche Geſandte auf dem Regensburger Reichstage Brandenſtein hatte im Namen ſeines Gebieters erklärt, daß Johann Georg die

[1]) Londorp IV, 110 flg.

Frankfurter Verſammlung beſchicken werde. Aber bald liefen anders lautende Nachrichten aus Dresden ein. Wie ſchmerzlich dieß Maximilian empfand, erhellt aus den Maaßregeln, welche er zu treffen für gut fand. Der eigene Schwiegerſohn des ſächſiſchen Kurfürſten, Landgraf Georg von Darmſtadt, wurde in Bewegung geſetzt, um Johann Georg wieder umzuſtimmen. Georg ließ ſich herab, an den Dresdener Hofprediger Hoe von Hohenegg einen Brief[1]) zu ſchreiben, worin er ihn beſchwor, den Kurfürſten zu bereden, daß er doch den Frankfurter Vergleichstag befördern möge, für welchen, wie er verſicherte, ſeine heſſiſchen Räthe bereits die Hauptpunkte aufgeſetzt hätten. Allein Hoe antwortete[1]): „tief werde es den Kurfürſten ſchmerzen, daß ſich die Räthe ſeines Tochtermanns ſo weit eingelaſſen, das Wohl von Millionen Seelen ſtehe in dieſer Sache auf dem Spiel. Die Einberufung eines evangeliſchen Convents ſey beſchloſſen.“ Mit der Sinnesänderung des Kurfürſten von Sachſen verhält es ſich nun ſo: daß Johann Georg noch gegen Ende des Regensburger Tages geſonnen war, mit der Liga ſich auf die ebenerwähnten Bedingungen hin zu vertragen, beweist nicht blos die Erklärung Brandenſtein's, die nimmermehr ohne Vollmacht abgegeben worden ſeyn kann, ſondern noch viel deutlicher jene vorläufige Denkſchrift, welche, wie wir oben zeigten, von Sachſen und Brandenburg ausgegangen, die Anberaumung des Frankfurter Vergleich-Verſuchs hervorrief. Allein theils die ſchnellen Fortſchritte der Schweden, von denen Johann Georg ſehr gut begriff daß ſie ſich dazu benützen ließen, von den Katholiken ganz andere Zugeſtändniſſe, als er auf dem Frankfurter Tage erwarten konnte, zu erpreſſen, theils die Zureden der erneſtiniſchen Herzoge[2]) brachten ihn allmählich auf andere Gedanken. Den Ausſchlag aber gab eine Unterhandlung mit dem Kurfürſten von Brandenburg, denn nach dieſer Unterredung hat Johann Georg den entſcheidenden Schritt gethan. Hieraus erhellt abermals, daß der Plan zur Aufſtellung einer dritten Parthei und bewaffneter Neutralität von Berlin d. h. von dem Grafen Schwarzenberg ausgegangen iſt. In der That war dieſer Katholike der einzige politiſche Kopf unter den größeren teutſchen proteſtantiſchen Herrn. Ende November oder Anfangs Dez. 1630 hielt Johann Georg eine Zuſammenkunſt mit Georg Wilhelm von Brandenburg zu Annaberg[3]). Gleich darauf erklärte der Kurfürſt, daß ſein Geſandter auf der letzten Regensburger Verſammlung Brandenſtein die ihm ertheilten Vollmachten durch Billigung des angeſonnenen Frankfurter Vergleichs überſchritten habe[3]), und

---

[1]) Khevenhiller XI, 1252. — [2]) Röſe „Bernhard“ I, 137 flg. — [3]) Theatr. Europ. II, 270 flg. Khevenhiller XI, 1250 flg.

berief ſofort die ſächſiſchen Stände zu einem Landtage nach Torgau. Die Punkte, welche er ihnen vorlegte betrafen alle die Frage, ob es räthlich ſey, eine allgemeine Tagſatzung der evangeliſchen Stände des teutſchen Reichs zu veranſtalten und im Nothfall fernere Bedrückungen der Liga und des Kaiſers mit Gewalt abzutreiben. Der Beſcheid lautete bejahend. Nun ſchrieb Johann Georg, nachdem er ſich zuvor des Beitritts der meiſten Proteſtanten durch geheime Unterhandlungen verſichert [1]), unter dem 29. Dez. (a. St.) 1630 einen Convent der Evangeliſchen auf den 6. Febr. bevorſtehenden Jahres in ſeine Stadt Leipzig aus. Zur feſtgeſetzten Friſt — d. h. einen Tag nachdem Tilly von Frankfurt an der Oder aufgebrochen — erſchienen die Evangeliſchen in ſehr großer Anzahl zu Leipzig. Den $^{10}/_{20}$. Februar — während Tilly ſich auf dem Marſche nach Brandenburg befand — wurden die Sitzungen eröffnet, und ſogleich zeigte es ſich daß die Verſammelten auf Errichtung einer dritten bewaffneten Macht hinarbeiteten, welche zwar vorerſt gegen den Kaiſer und die Liga wie gegen Guſtav Adolf Neutralität erklären, aber im Nothfalle die Schweden benützen werde, um den Widerruf des Reſtitutionsedikts, die Wiederherſtellung der alten Verhältniſſe zu erzwingen. Mit einem Schlage war dadurch die Stellung des Kurfürſten von Baiern verändert. Entweder mußte er jetzt auf ſein mühſames Werk — das Reſtitutionsedikt — verzichten, und alle die Nachtheile ertragen, von welchen wir oben geſprochen, oder ſich ermannen und in den Waffen ſein Heil ſuchen. In letzterem Falle konnte nur ein raſcher Schlag gegen Guſtav Adolf das drohende Ungewitter beſchwören, denn es war voraus zu ſehen, daß die Leipziger Verſammlung, ſobald die Schweden unterlägen, wieder zu Kreuze kriechen würde. Die Unentſchloſſenheit, welche Tilly auf dem Marſche von Frankfurt nach Brandenburg verrieth, dauerte ungefähr ſo lange als ein Eilbote braucht, um von letzterem Orte nach München, und von da wieder zurück zu reiten. Die Loſung, welche aus München kam, muß auf Abbruch der bisherigen Unterhandlungen wegen bairiſcher Neutralität und auf Krieg gelautet haben. Denn Tilly erhob ſeine Fahnen, und rückte über Fehrbellin und Ruppin nach Mecklenburg, wo Guſtav Adolf ſtand. Sein Plan war vortrefflich und eines ſo glorreichen Feldherrn würdig. Er wollte ſich zwiſchen Feldmarſchall Horn und den König werfen und dann beide vereinzelt ſchlagen. Den $^{3}/_{13}$. März nahm das katholiſche Heer das Schloß Felsberg im Sturm und hieb die kleine dort liegende ſchwediſche Beſatzung bis auf den letzten Mann nieder.

---

1) Röſe „Bernhard“ I, 139 flg.

Den $^4/_{14}$. erſchien Tilly vor Neubrandenburg [1]), welcher Ort kurz zuvor von den Schweden erobert, nicht viel beſſer als ein unummauerter Flecken war. 2000 Mann unter Knipphauſen machten die Beſatzung aus, welche nicht einmal Kanonen zu ihrer Vertheidigung beſaß. Guſtav Adolf hatte dem Generalmajor auf die Nachricht vom Anmarſch der Feinde den Befehl zugeſchickt, ſich zurückzuziehen, aber unglücklicher Weiſe war der Bote in die Hände der Kaiſerlichen gefallen. Knipphauſen, welcher wie es ſcheint glaubte, daß er ſelbſt auf die Gefahr des Untergangs hin den Feind aufhalten, und ſeinem Könige Zeit gewinnen müſſe, bereitete ſich zur entſchloſſenſten Vertheidigung. Der erſte Anlauf der Kaiſerlichen wurde abgeſchlagen. Drei Stürme waren erfolglos. Am dritten Tage forderte Knipphauſen 24 Stunden Bedenkzeit, weil er hoffte, Guſtav Adolf werde während dieſer Zeit zum Erſatz heranrücken. Tilly ſchlug das Geſuch ab. Indeſſen war die Mauerlücke weit genug. Noch eine Viertelſtunde vor dem letzten Sturme bot der kaiſerliche Feldherr den Schweden Quartier an; ſie ſchlugen es aus. Jetzt erfolgte am $^9/_{19}$. März der Sturm mit ſolcher Wuth, daß die Schweden trotz des hartnäckigſten Widerſtandes erlagen. Mann für Mann wurden die tapfern Vertheidiger auf der Mauerlücke, in den Straßen und Häuſern erſtochen. Knipphauſen hatte ſich mit Gemahlin, Tochter, Sohn und etlichen andern Frauen von Stand auf das Rathhaus zurückgezogen [2]). Dort wurde er mit etwa 60 Fußknechten gefangen. Es waren die einzigen, die von der ganzen Beſatzung mit dem Leben davon kamen. Während der Belagerung ſetzten ſich die kaiſerlichen Garniſonen, welche noch in verſchiedenen mecklenburgiſchen Plätzen lagen, in Bewegung um zu Tilly zu ſtoßen, woraus zu ſchließen iſt, daß der Oberfeldherr die Abſicht hatte, dem Könige mit möglichſt großen Streitkräften entgegenzutreten, aber der Verſuch mißlang durch die Wachſamkeit Baner's, des neuen Kommandanten von Demmin. Der Oberſt Wingersky, der mit 1000 Pferden von Roſtock ausgezogen war, wurde bei Plauen von dem Rheingrafen aufs Haupt geſchlagen und erreichte mit genauer Noth Roſtock wieder. Eine andere Abtheilung unter Oberſt Kronberger trieb Baner ſelbſt zurück [3]).

Tilly hatte in Neubrandenburg den Fall Colbergs, den er unterwegs erfuhr, blutig gerochen, aber ſeine Hauptabſicht, die Verbindung zwiſchen Guſtav Adolf und dem Feldmarſchall Horn zu ſprengen, erreichte er nicht. Letzterer bewies große Geſchicklichkeit. Sobald der feindliche

---

1) Chemniz I, 126, b. flg. Theatr. Europ. II, 347. Khevenhiller XI, 1769 flg. Burgus S. 77. — 2) Harte nach engliſchen Quellen I, 443. — 3) Chemniz I, 127. a. u. ſ. w.

Oberfeldherr von Frankfurt aufbrach, verlegte Horn, möglichen Angriffen vorbeugend, ſein Fußvolk und Geſchütz nach Piritz, die Reiterei bis Stargard zurück [1]). Nach eingegangener Kundſchaft, daß der bairiſche Oberfeldherr von der Havel aus gegen Norden vorgebrochen ſey, beorderte Guſtav Adolf den Marſchall zum Rückzug an die Peene, hieß ihn bei Anklam ein befeſtigtes Lager ſchlagen, und die Päſſe bei Gutzkow, Triebſees und andern Orten beſetzen [2]). Während der Belagerung von Neubrandenburg zog der König, der eben aus Stettin vom pommerſchen Landtage zurückkam, ſelbſt ſeine Macht in der Gegend von Paſſewalk zuſammen, und war Anfangs entſchloſſen, der bedrohten Beſatzung zu Hülfe zu eilen, woran ihn nur der ſchnelle Fall des Ortes hinderte. Wäre nun Tilly weiter vorgerückt, und hätte er etwa Anklam berannt, ſo würde ihm Guſtav Adolf in den Rücken gefallen ſeyn und den Kaiſerlichen die Zufuhr abgeſchnitten haben [3]). Unter dieſen Umſtänden blieb dem feindlichen Oberfeldherrn nichts Anderes übrig, als entweder eine Schlacht anzubieten, oder umzukehren. Tilly, wahrſcheinlich durch neue Befehle aus München gebunden, wählte das Letztere. Schon den $^{13}/_{23}$. März wandte er von Neubrandenburg wieder um, aber nicht mehr nach Frankfurt, ſondern nach Magdeburg, in den erſteren Ort aber ſchickte er die kaiſerlichen Völker zurück [4]), die er bisher mit ſich geführt. Der Rückzug konnte dem Kaiſer unmöglich gefallen. Ferdinand's II. Anſicht von der Sache finden wir ausgeſprochen in der milden Behandlung, welche Savelli zu Wien erfuhr. Indem man dieſen Italiener belohnte, ſtatt ihn zu beſtrafen, gab man dem Obergenerale zu verſtehen, daß es ſeine Sache geweſen wäre, Demmin zu entſetzen.

Sobald Tilly nach der Elbe abgezogen war, rüſtete ſich Guſtav Adolf zur Eroberung Frankfurts. In Stettin wurden zwei Schiffbrücken, eine größere und eine kleinere, verfertigt und die Oder hinauf nach Schweedt gebracht. Ein befeſtigtes Lager, das eine Meile Wegs einnahm, und von einem Oderarm umſchlungen war, erhob ſich bei Schweedt, und bot dem Könige eine treffliche Rückzugsſtätte, im Fall ſeine beſchloſſene Unternehmung gegen Frankfurt und Landsberg nicht gelingen ſollte. Ende März waren die Arbeiten beendigt, 15,000 Mann in dem Lager zuſammengezogen [5]). Tilly machte einen ſchwachen Verſuch, den König aus dieſer Stellung zu vertreiben. Vom Marſche nach Magdeburg weg ſchickte er den Grafen Colloredo mit 25 Fahnen Reiterei nach Schweedt. Colloredo fand jedoch die ſchwediſchen Linien bereits ſo feſt, daß er

[1]) Chemniz I, 126, a. — [2]) Daſ. 127, a. — [3]) Daſ. 127 b. — [4]) Daſ. 129 a. — [5]) Khevenhiller XI, 1771.

unverrichteter Dinge wieder zurückkehrte, bei Fehrbellin ſich mit Tilly vereinigte und in Gemeinſchaft mit ihm vor Magdeburg rückte [1]). Nachdem ſo der Lauf der Oder dem Könige preisgegeben war, verließ er den $\frac{25.\ \text{März}}{4.\ \text{April}}$ das Lager zu Schwedt. Das ſchwere Belagerungsgeſchütz wurde zu Schiffe den Strom hinaufgeführt, das kleinere, bei 200 Regimentsſtücke, auf Wagen geladen. Auf dem einen Ufer zog der König an der Spitze von 1000 Mann zu Fuß und einem Dritttheil der Reiterei, auf dem andern der Feldmarſchall Guſtav Horn, der ſogleich nach dem Verſchwinden der Gefahr aus Vorpommern zurückgerufen worden war, mit dem Reſt des Fußvolks und der Reiter. Die Schiffbrücke wurde mitgenommen, um in jedem Augenblick die Verbindung zwiſchen beiden Ufern herſtellen zu können. Zur Bewachung des Lagers von Schwedt blieben etliche Fußregimenter zurück. Unterwegs eroberten ſchwediſche Streifparthien die kleinen Orte Fürſtenwalde und Zedenik. In letzterem trafen ſie drei Kompanien Kroaten. Hundert fünfzig von ihnen wurden niedergehauen, die Uebrigen retteten ſich mit Hinterlaſſung des Gepäcks durch die Flucht. Selten erhielt ein Kroat Gnade; die wenigen Gefangenen von dieſem Raubgeſindel, welche Ueberdruß am Schlachten oder Ermüdung verſchonte, mußten nach Schweden in die Kupferbergwerke wandern [2]).

Den $^{2}/_{12}$. April Mittags erſchien der König vor den Wällen Frankfurts. Tags zuvor, am berüchtigten 1. April, hatte dieſe Stadt einen andern Befehlshaber in der Perſon des kaiſerlichen Feldmarſchalls von Tiefenbach erhalten. Schaumburg, längſt mit ſeiner Stellung unzufrieden, genoß das Glück, am Vorabende des Unfalls, der die Waffen ſeines Gebieters treffen ſollte, durch einen Andern erſetzt zu werden. Unzufrieden mit den Zurüſtungen ſeines Vorgängers, ließ Tiefenbach alle Häuſer und Keltern in den benachbarten Weinbergen zerſtören, die Vorſtädte niederbrennen, die Thore verrammeln. Er hatte etwa 7000 Mann unter ſeinem Kommando, aber ſo ſtattlich auch dieſe Beſatzung war, ängſtigte ihn die Ahnung eines Unglücks. Mitten im Hagel der feindlichen Stücke, welche unausgeſetzt von den Wällen herunter donnerten, gruben ſich die Schweden während der Nacht vom 2. auf den 3. April (a. St.), ſo emſig ein, daß ſie am andern Morgen gegen das Feuer des Feindes geſchützt waren. Ein Ausfall, welchen die Beſatzung am 2. April durch das Gubner Thor machte, wurde mit Verluſt zurückgeſchlagen. Die Frühſtunden des 3. April — es war der Palmſonntag — begieng das ſchwediſche Heer mit Gottesdienſt. Nach Beendigung der Predigt wurden die Stücke auf die Batterien geführt, wobei der König ſelbſt Hand anlegte. Weil das

[1]) Daſ. u. Chemnitz I, 129 a. — [2]) Khevenhiller XI, 1773 oben.

Feuer während des Gottesdienſtes eine Weile ausgeſetzt wurde, geriethen die Kaiſerlichen auf den Wahn, der Feind fühle ſich zu ſchwach zum Angriffe. Mit Spottreden machten ſie ſich über ſeine vermeinte Feigheit luſtig, und hingen unter Anderem eine Gans über den Wall heraus. Sie ſollten bald eines Andern belehrt werden. Gegen Mittag waren die Schweden mit den Laufgräben bis nahe an das Gubenſche Thor vorgerückt. Plötzlich ſtieg dort eine Batterie von 12 groben Stücken aus der Erde empor. Guſtav Adolf richtete die Kanonen theilweiſe ſelbſt. Die Kaiſerlichen wurden ſchnell aus ihren Außenwerken an jenem Thore in die Stadt hineingejagt, die Batterie begann auf den Thorthurm zu ſchießen. Während nun die Luft mit Rauch und Qualm angefüllt war, während der kaiſerliche Kommandant eben 2000 Mann auf dem Marktplatze zum Behufe eines Ausfalls zuſammenzog und deßhalb etliche Außenwerke von Mannſchaft entblöste, erſah eine kleine Schaar von 100 verwegenen Musketieren, einen teutſchen Lieutenant, Andreas Auer von Pegau im Meißenſchen, an der Spitze, die gute Gelegenheit und erſtieg auf Sturmleitern den Wall. Der Lieutenant hatte den kühnen Streich auf eigene Fauſt und ohne Befehl gewagt, denn Guſtav Adolf wollte den Sturm bis zur Nacht verſchieben. Als der König aber den glücklichen Erfolg wahrnahm, ließ er der Kampfwuth ſeiner Soldaten freien Lauf. Ein Fußregiment drang um das andere auf dem Wege nach, den der Sachſe gewieſen. Schnell wurden die Kaiſerlichen von dem Walle hinab in den Raum zwiſchen den äußern und innern Thoren und von da in die Stadt hineingejagt. Zu gleicher Zeit drangen die Schweden noch von zwei andern Seiten ein, das Gubener Thor ward von Innen durch das Fußvolk geſprengt, und nun brach auch die Reiterei mit verhängten Zügeln hinein. Bald dachten die Kaiſerlichen nicht mehr an Rettung der Stadt, ſondern ihrer Perſon. Fußknechte, Reiter, Geſchütz, Gepäck, Alles ſtürzte in wilder Flucht nach der Oderbrücke, um auf dem jenſeitigen Ufer Heil zu ſuchen. Hier war es, wo das kaiſerliche Volk den größten Verluſt erlitt. Von Wägen, die mit ſcheuen Pferden in einander rannten, von gefallenen Roſſen und umgeworfenen Kanonen unterbrochen, ſtockte das Gedränge auf der Rettungsbrücke. Man konnte nicht mehr fortkommen, und hinten drängten die Schweden nach. Es war ein ſchreckliches Würgen. Chemnitz ſagt [1]), in den Straßen zunächſt der Brücke ſeyen die Leichen ſo hoch übereinander gelegen, daß man nicht mehr habe durchwandeln können. Viele, welche das Schwerdt nicht erreichte, ſtürzten über die Brücke hinab, und fanden ihren Tod in den Fluthen des Oderſtromes. Sieben Regi-

[1]) Daſ. I, 131. a.

menter zu Fuß und eines zu Pferde koſtete dieſer Tag den Kaiſer. Alles Geſchütz, 21 Stücke an der Zahl, 24 Fahnen, 900 Centner Pulver, eine große Menge Kugeln und Blei fielen den Siegern in die Hände [1]).

Jenſeits der Brücke ſtand eine Schanze mit anſehnlicher Beſatzung. Als die Flüchtlinge, die ſich retten konnten, herüber waren, richtete das in der Schanze liegende Volk ſeine Kanonen gegen die Brücke, ſchoß ſie zuſammen, warf dann die Stücke in den Strom, zündete Hütten und Häuſer rings um an, und floh den Andern nach. Erſt in Glogau machte Tiefenbach mit den kläglichen Trümmern, die er zuſammen bringen konnte, wieder Halt. Hätten die nacheilenden Schweden über die Oder ſetzen können, ſo würde er dieſen Ort nicht erreicht haben. Auch die andern, oberhalb Frankfurt am Strom gelegenen Brücken wurden von den Kaiſerlichen während der Flucht abgeworfen. Gegen 2000 Todte deckten Straßen und Wälle Frankfurts, faſt die Hälfte dieſer Zahl ertrank in der Oder. Pardon bewilligten die Schweden in der erſten Wuth gar nicht. Mehr als einmal gaben die Kaiſerlichen während des Sturms mit der Trommel das Zeichen, daß ſie ſich zu ergeben bereit ſeyen, man hörte ſie nicht. Wenn ein Einzelner um Gnade flehte, ſchnaubten ihm die Sieger entgegen „neubrandenburgiſch Quartier" und ſtreckten ihn nieder. Erſt zu Ende, als die Wuth erlahmte oder die Stimme der Menſchlichkeit das Uebergewicht erhielt, machten ſie 800 Gefangene. Guſtav Adolf mußte ſeinen Soldaten eine dreiſtündige Plünderung der Stadt geſtatten. Dieſe Erlaubniß ward jedoch mißbraucht, und über die beſtimmte Zeit arger Muthwillen getrieben. Nun ſchritt Guſtav Adolf ein. Auf ſeinen Befehl fielen die Offiziere mit Prügeln über die Ungehorſamen her, und der König ließ etliche der Wildeſten aufknüpfen. So wurde die Ordnung wieder hergeſtellt, aber Nachts 8 Uhr brach wahrſcheinlich durch die Schuld unzufriedener Plünderer Feuer aus, das 16 Häuſer verzehrte [2]). Sechs Regimenter blieben während der Nacht in der Stadt, in manches Haus wurden 20—30 Mann gelegt, und da viele Familien ohne Brod waren, befahl Guſtav Adolf die Getreidevorräthe, welche die Kaiſerlichen zurückgelaſſen, unter Bürger und Soldaten auszutheilen.

Auf die Nachricht, daß Tilly von Magdeburg heranrücke, ließ der König die Feſtungswerke von Frankfurt eilends wieder herſtellen, alle Oderkähne in der Umgegend wegnehmen und nach Frankfurt in Verwahrſam bringen. Vierzehntauſend Mann blieben als Beſatzung in der Stadt zurück, Guſtav Adolf ſelbſt ſetzte ſich mit nur 2000 Mann gegen Landsberg in Bewegung. Dieſer feſte Platz liegt an der Warthe, und iſt

---

[1]) Daſ. I, 131. — [2]) Khevenhiller XI, 1776.

von Moräſten umgeben. Auf einer mitten im Sumpfe aufſteigenden Anhöhe, eine kleine Strecke von der Stadt, hatten die Kaiſerlichen ein Werk aufgeworfen, welches den Namen Kuhſchanze führte. Aus 3000 verſuchten alten Soldaten beſtand die Beſatzung der Stadt, 300 lagen in der Kuhſchanze. Den Befehl führte Johann Philipp Kratz der jüngere, Oberſtwachmeiſter der kaiſerlichen Reiterei. Der erſte Angriff erfolgte auf die Kuhſchanze, die mit 2 Kanonen beſchoſſen wurde. In der Nacht vom $^{14}/_{24}$. auf den $^{15}/_{25}$. April ſetzte Guſtav Adolf mit 200 Musketiren und eben ſo vielen Reitern mittelſt einer Floßbrücke über die Warthe, um einen Handſtreich auszuführen. Seine Abſicht war, mit dieſer Handvoll Leute ſich zwiſchen der Schanze und der Stadt im Moraſte feſtzuſetzen. Ein entflohener Bürger aus Landsberg, ſeines Handwerks ein Schmid, der die Gegend ſehr gut kannte, hatte ſich dem König zum Führer angeboten. Dieſer Mann geleitete den König auf Stegen, die Niemand als ihm bekannt waren, durch den Sumpf zwiſchen die Kuhſchanze und die Stadt hinein. Das Dunkel der Nacht verdeckte die geringe Anzahl der Leute des Königs. Sogleich wurde die Schanze im Rücken angefallen. Als die im Lager zurückgebliebenen Schweden aus dem Abfeuern der Gewehre vernahmen, daß der König den Angriff von hinten ausführe, fielen ſie die Schanze auch von vornen an. Zwar machte nun Kratz einen Ausfall aus der Stadt, aber er wurde von einer der erſten Kugeln niedergeſtreckt, worauf die ausgefallene Mannſchaft ſich wieder in die Stadt zurückzog. Nun ſtreckte die Beſatzung der Kuhſchanze das Gewehr und ergab ſich auf Gnade und Ungnade. Da Landsberg nach dem Falle der Schanze, welche die Stadt beſtrich, kaum mehr zu halten war, boten die Kaiſerlichen am folgenden Tage (den 16. April) die Kapitulation an, welche ihnen auch mit günſtigen Bedingungen bewilligt wurde. Sie zogen mit allen kriegeriſchen Ehren und vier Stücken Geſchütz aus. Eine Abtheilung ſchwediſcher Reiterei geleitete ſie bis etliche Meilen von Glogau. Vorher mußten ſie ſchwören, innerhalb der nächſten acht Monate nicht mehr wider den König zu dienen. Bei dieſem glücklichen Ereigniſſe beunruhigte den König nur ein Umſtand. Er wußte nicht, wie er ſeine Leute beim Vorüberziehen der Beſatzung aufſtellen ſolle, um ihre geringe Anzahl zu verbergen; denn er hatte im Ganzen nur 2000 Mann bei ſich, während jene aus 3000 beſtand. Die Ankunft etlichen Volks, das er in aller Eile herbeirief, und das wenige Stunden vor dem Auszug der Kaiſerlichen in ſeinem Lager eintraf, rieß ihn aus der Verlegenheit [1].

---

[1]) Chemnitz I, 133.

Nach Landsbergs Fall gieng Guſtav Adolf wieder auf Frankfurt zurück. Der Lauf der Oder von ihrer Mündung faſt bis nach Glogau hinauf war in ſeiner Gewalt, Rücken und Flanke geſichert. Kroſſen hatten die Schweden gleich nach der Erſtürmung Frankfurts eingenommen [1]). Guſtav Adolf that ſeine neuen Siege von Frankfurt aus den noch immer in Leipzig verſammelten Proteſtanten und insbeſondere dem Kurfürſten von Sachſen durch zwei Schreiben kund. In der That waren dieſe Fortſchritte ſchwediſcher Waffen für die evangeliſche Parthei ebenſo wichtig, als für Guſtav ſelbſt, weil jene, wenn ſie nur wollte, unter dem Einfluſſe des erſten Schreckens, welchen Frankfurts Eroberung in Wien und München hervorbringen mußte, leicht umfaſſende Rüſtungen anordnen konnte.

Mit gutem Fuge darf man ſagen, daß das Schickſal Teutſchlands damals in den Händen der Leipziger Verſammlung lag. Wenn ſie ſich jetzt zu einer kühnen Rolle ermannte, wenn ſie ein bedeutendes Heer aufſtellte, und ebenſowohl gegen Schweden als gegen den Kaiſer das Banner bewaffneter Neutralität erhob, war ſie ohne Frage im Stande, Ferdinand und die Liga zur Rücknahme des Reſtitutionsedikts und zu einem guten Frieden zu nöthigen, den Siegeslauf des Schweden dagegen zu hemmen und Guſtav zu baldigem Rückzug aus Teutſchland zu vermögen. Dennoch trug der Leipziger Konvent nur taube Früchte und zwar hauptſächlich durch die Schuld Johann Georg's von Sachſen. Es iſt Zeit, daß wir den Charakter dieſes Fürſten, dem wir ſchon ſo oft begegneten, genauer ins Auge faſſen. Eine verkehrte theologiſche Erziehung hatte dazu beigetragen, die von Natur aus keineswegs glücklichen Anlagen Johann Georg's zu verkümmern. Noch zeigt man zu Dresden ein Buch, in welches ſein Hofmeiſter Leonhard die Strafen hineinzeichnete, welche er wegen unbedeutender Vergehen über den fürſtlichen Knaben verhängte. Bisweilen ward der Prinz zur Strafe an den Ofen gebunden, oft „durch den ſchwarzen Mann" geängſtigt [2]). Bei aller Strenge vergaß jedoch der fürſtliche Lehrer nicht ſeinem Zöglinge ſchwindelnde Anſichten von der Größe ſeines Hauſes, von der Würde ſeiner Perſon beizubringen, Anſichten, die einen fruchtbaren Boden fanden. In der That bildete neben Schlaffheit der Willenskraft, die den roheſten Neigungen Zügel und Zaum ſchießen ließ, neben einer Heuchelei, welche ſtets die treuherzigſten Redensarten, namentlich [3]) „teutſches Gemüth" im Munde führte, aber jeden Augenblick bereit war die Kirche, deren Beſchützer zu ſeyn er vorgab, und die

---

[1]) Khevenhiller XI, 1785. — [2]) Böttiger Geſchichte von Sachſen II, 80.
[3]) Faſt in allen Schreiben des Kurfürſten gebraucht, z. B. Khevenhiller XI, 1569.

Glaubensgenoſſen ſeinem Vortheile aufzuopfern, endlich neben angeborner Härte des Herzens, die ihn zum Despoten ſeiner Familie machte[1]), fürſtlicher Stolz den Grundzug im Charakter des Kurfürſten. Dieſer Stolz offenbarte ſich in ſehr verſchiedenen, ſcheinbar entgegengeſetzten Wirkungen: er machte ihn abhängig von den Schmeicheleien anerkannt höherer von hiſtoriſchem Glanze umſtrahlter Perſonen, wie des teutſchen Kaiſers, er verleitete ihn, ſich hervorzudrängen, und eine Rolle ſpielen zu wollen, zu der er keine Fähigkeiten beſaß, er machte ihn zum ſcheelſüchtigen Neider und Feinde ſolcher Männer, vor deren Größe ſich ſeine Unbedeutendheit beugen mußte; er flößte ihm endlich eine unerſättliche Ländergier ein. Von den hochadeligen Laſtern ſeiner Zeit war Johann Georg in einem hohen Grade angeſteckt. Dem Waidwerk fröhnte er, wie vielleicht kein anderer teutſcher Große in einer Zeit, wo es ſo viele Nimrode gab. Während einer 42jährigen Regierung von 1611 — 1653 hat er 113,629 Stücke Wild (worunter 28,000 wilde Schweine, 208 Bären, 3543 Wölfe, 200 Luchſe, 18,967 Füchſe), entweder ſelbſt mit kurfürſtlicher Hand erlegt, oder vor ſeinen Augen umbringen laſſen[2]). Die Freuden der Tafel liebte er, nach der gewöhnlichen Weiſe von Männern, in deren großen Leibern ein ſchwacher Geiſt wohnt, aber den Trunk in einer Ausdehnung, die ſelbſt damals zu den beißendſten Nachreden Anlaß gab. Am Dresdener Hofe wurde ſo unmäßig gezecht, daß Kurfürſt und Räthe gewöhnlich von der Tafel weggetragen werden mußten, oder vom Stuhle fielen. Und zwar war nicht Wein, ſondern ſtarkes Merſeburger Bier Lieblingsgetränke des Kurfürſten. Maximilian von Baiern beſtellte ein Gemälde, in welchem Johann Georg als Bachus auf einem großen Bierfaß reitend dargeſtellt war[3]). Im ganzen Reiche nannte man ihn den „Biergörgel.“ Wer etwas bei ihm ausrichten wollte, kam am beſten zu, wenn er ſich durch Zechen empfahl. Graf Schwarzenberg, der kurbrandenburgiſche Rath, ſchreibt[4]) über eine Geſchäftsreiſe, die er 1628 nach Dresden machte: „ich fürchte, daß ich bei Seiner kurfürſtlichen Durchlaucht und Ihrem Herrn Bruder wohl zehn Jahre von meinem Leben habe abſaufen müſſen.“ Die fremden Geſandten trieben ihren Spott mit der kurfürſtlichen Völlerei. Den 21. Februar 1630 feierte Johann Georg die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzoge Friedrich von Holſtein Gottorp. Darüber bemerkt[5]) nun der kurpfälziſche Geſchäftsträger L. Camerarius in einem Briefe an

---

[1]) Man vergl. Röſe „Bernhard“ I, 70. — [2]) Böttger a. a. O. S. 132.
[3]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 1 Note. — [4]) Cosmar a. a. O. S. 128. — [5]) Rommel a. a. O. IV, 85. Note 99.

Oxenſtierna: „Von der neulichen Hochzeit in Dresden habe ich bis jetzt nichts Gewiſſes erfahren können, als daß Niemand dabei vor Durſt geſtorben iſt. Sicherlich haben ſie beim Becher kühne Plane gefaßt zur Bekämpfung Alexander's, aber ob ſie am andern Morgen, nachdem der Dampf verflogen, eben ſo kühn geweſen, muß der Erfolg lehren. Manche meinen, wir dürften für die Zukunft Beſſeres erwarten vom Kurfürſten. Ein wahres Wunder wäre es, wenn er ſich aus der ewigen Trunkenheit herausreißen könnte.“ Man kann ſich denken, daß dieſe Leidenſchaft von allerlei Ränkeſchmieden liſtig benützt wurde. Der Franzoſe Maubert erzählt [1]), „Johann Georg ſey Morgens kleinlaut und unentſchloſſen, Abends aber ſtarrköpfig und trunken geweſen.“ So lange die Nachwehen des geſtrigen Rauſches dauerten, konnte er ſich zu Nichts entſchließen, der Muth ſtieg wieder des Nachmittags mit den geleerten Flaſchen. Wollte man daher irgend einen Plan krebsgängig machen, ſo mußte man den Kurfürſten des Morgens, wenn man ihn vorwärts treiben wollte, des Abends bearbeiten. Stärker aber als Stolz, Bier und Jagdluſt, wirkte auf Johann Georg die Triebfeder der Furcht. Am meiſten beherrſchte ihn dieſes Gefühl gegenüber dem teutſchen Kaiſer, doch war es zugleich mit einer Anhänglichkeit gepaart, die aus der Politik ſeines Hauſes, aus der alten Bevorzugung der Albertiner von Seiten Habsburgs entſprang. Faſt eben ſo viel als den teutſchen Kaiſer fürchtete Johann Georg den Gott der lutheriſchen Dogmatik. Und ſintemalen die politiſche Laufbahn des Kurfürſten ſeit dem Ausbruche des 30jährigen Kriegs bis zum Jahr 1630 viele Sünden gegen das Lutherthum aufwies, ſo mußte der Abſtand zwiſchen That und Pflicht auf künſtlichem Wege ausgefüllt werden. Dieſe Rolle übernahm der kurfürſtliche Hofprediger Hoe von Hohenegg, ein geborner Wiener Proteſtant, aber trotz allen Religionsverfolgungen dem Hauſe Habsburg mehr ergeben, als es für den Kurfürſten gut war [2]). Denn Goldkörner aus Peru, die dem ſächſiſchen Beichtvater von Wien zugeſchickt wurden, verwandelten die Bitterkeit ſeines lutheriſchen Haſſes in Honig um.

Nächſt Hoe übte damals den größten Einfluß auf Johann Georg der uns wohlbekannte Georg von Arnim, welcher, wie früher gezeigt worden [3]), im Jahr 1629 das kaiſerliche Heer verlaſſen und einige Zeit auf ſeinen Gütern zugebracht hatte, aber Anfangs 1631 als kurſächſiſcher Feldmarſchall in Johann Georg's Dienſte getreten war. Arnim theilte die Anſicht des Grafen von Schwarzenberg, daß es jetzt Zeit ſey,

---

[1]) Die Stelle im Urtexte angeführt bei Böttiger II, 132 Note. — [2]) Man ſehe das eigene Geſtändniß Hoe's bei Harte I, 471. Note. — [3]) Oben S. 215.

ein dritte Parthei mit dem Kurfürſten von Sachſen an der Spitze zu bilden, aber Arnim gieng weiter als Schwarzenberg. Während er in Leipzig und Dresden für bewaffnete Neutralität ſprach und zu wirken ſchien, ſtand er mit dem kaiſerlichen Hofe, oder vielmehr mit Wallenſtein in einer geheimen Verbindung, welche, wenn wir uns nicht ganz täuſchen, das Schickſal des Leipziger Konvents entſchieden hat. Der ſchwediſche Geſchichtſchreiber Chemniz ſagt[1]) im Allgemeinen: Arnim ſey es geweſen, der die Pfeile befiederte, welche damals (im April und Mai 1631) geſchoſſen wurden. Wir ſind durch Urkunden in Stand geſetzt, den dunkeln Sinn dieſer hingeworfenen Worte aufzuhellen. Durch Schreiben[2]) vom $^{19}/_{20}$. Dezember 1630 ertheilt Wallenſtein dem Oberſten Wingersky Befehl, gewiſſe Güter nebſt Gefällen (wahrſcheinlich im Mecklenburgiſchen) dem Feldmarſchall Arnim einzuräumen. Der Feldmarſchall hatte folglich, kurz ehe er in ſächſiſche Dienſte trat, ſich kaiſerlicher Seits eine Gnade ausgebeten. Noch andere Bande knüpften ihn an den Wiener Hof. Aus zwei Briefen[3]) Wallenſtein's vom $^{18}/_{28}$. und $^{19}/_{29}$. Januar 1631 geht hervor, daß Arnim kaum zuvor den Herzog von Friedland erſucht haben muß, Sorge zu tragen, daß ihm 264,050 Gulden rückſtändigen Soldes ausbezahlt werden. Wallenſtein antwortete ihm willfährich, er meldete ihm, daß er ſich beim Wiener Hofe wegen kaiſerlicher Beſtätigung einiger von Arnim erworbenen Güter ſo wie auch wegen Erledigung jener Soldreſte verwendet habe. Der Feldmarſchall ſtand alſo im Augenblick, da er den Sachſen ſeinen Degen vermiethete, in doppelter Abhängigkeit von Friedland theils wegen jener neu geſchenkten Ländereien, theils wegen der Hoffnung auf eine gewiß nicht unbedeutende Summe von zwei Tonnen Goldes. An dieſer Leine hat der treffliche Jäger Friedland ſein altes Windſpiel meiſterlich zu führen gewußt. Unter dem $\frac{28.\ \text{Juli}}{7.\ \text{Aug.}}$ 1631, zu einer Zeit, da der Bruch des Kaiſers mit Kurſachſen bereits entſchieden war, ſchreibt[3]) Friedland an Arnim, dieſer möge in Zukunft ſeine Briefe an ihn nach Sagan ſchicken; endlich zwei Monate ſpäter, nach der Schlacht bei Breitenfeld, läßt[4]) Ferdinand bei Wallenſtein anfragen, ob er mit dem kurſächſiſchen Feldmarſchall auch jetzt noch Briefwechſel pflege? Die Fortdauer eines ſteten Einverſtändniſſes zwiſchen dem ſächſiſchen General und dem kaiſerlichen Feldhauptmann iſt demnach erwieſen, und wahrlich jene Schuld von 264,000 Gulden hat dem Kaiſer auf dem Leipziger Konvent reiche Zinſe getragen.

---

[1]) I, 168 b. unten. — [2]) Wallenſtein's Briefe II, 166 unten. — [3]) Daſ. S. 167. — [4]) Brief Queſtenberg's an Wallenſtein vom 8. Oktober 1631. Ebendaſ. S. 168.

Wie wir ſchon oben geſagt, fanden ſich die proteſtantiſchen Stände in großer Zahl zu Leipzig ein. Perſönlich erſchienen die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Herzoge Johann Philipp von Sachſen-Altenburg, Bernhard und Wilhelm von Weimar, Johann Kaſimir von Koburg, die Markgrafen Chriſtian von Baireuth, Friedrich von Baden, der Pfalzgraf Auguſt von Sulzbach, der Landgraf Wilhelm von Heſſenkaſſel, Fürſt Auguſt von Anhalt, die Grafen Johann Georg und Ernſt Ludwig von Mannsfeld, Friedrich von Solms. Durch Geſandte waren vertreten: der Herzog Johann Ernſt von Eiſenach, die Herzoge von Braunſchweig, ſowohl der Celliſchen als der Wolfenbütteler Linie, die Herzoge von Mecklenburg, der Markgraf von Anſpach, der Pfalzgraf Georg Guſtav zu Veldenz, der lutheriſche Erzbiſchof von Bremen, die Aebtiſſin von Quedlinburg, die evangeliſchen Stände des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſes, die Grafen von Stolberg, von Barby, von Waldeck, von der Lippe, von Schwarzburg, die Herren von Schönberg, von Reuß, die Städte Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Lübeck, Bremen, Braunſchweig, Hildesheim, Nordhauſen, Mühlhauſen, die evangeliſche Gemeinde von Augsburg. Eingeladen waren aber nicht kamen: Pfalzgraf Ludwig Philipp, Bruder des geſtürzten Friedrich V., das Haus Holſtein, der Herzog von Pommern, der Landgraf von Darmſtadt, die Grafen von Oldenburg und Friesland (dieſe vermuthlich, weil ſie bereits Neutralität vom Kaiſer erhalten hatten), die Städte Regensburg, Hamburg, Dortmund, Herford [1]). Den $^{10}/_{20}$. Februar eröffnete Hoe von Hohenegg die Verſammlung mit einer Gift und Flamme gegen die Katholiken athmenden Schmähpredigt über den Pſalm 83, 1. 2. „Gott ſchweige doch nicht alſo und ſey nicht ſo ſtille, Gott halte doch nicht ſo inne, denn ſiehe die Feinde toben, und die dich haſſen, richten den Kopf auf, ſie machen liſtige Anſchläge und rathſchlagen wider deine Verborgenen. Wohl her, ſprechen ſie, laßt uns ſie ausrotten, daß ſie kein Volk ſeyen.“ Nach der Predigt wurde mit Paucken und Trompeten geblaſen und die Lieder angeſtimmt: „wo Gott der Herr nicht bei uns wär“ und „erhalt uns Herr! bei deinem Wort.“ Der Kurfürſt hatte außerordentliche Maaßregeln getroffen, um das Eindringen von Spionen zu verhindern [2]). Kein Fremder durfte in die Stadt hinein, Niemand daſelbſt bleiben, deſſen Geſchäfte man nicht kannte. Mit durchzogenen Ketten wurden die Straßen des Nachts abgeſperrt, ſtarke Wachen an die Thore gelegt, und jeden Abend mußte der Stadthauptmann die

---

[1]) Die Beweiſe bei Senkenberg V, 262 flg. — [2]) Gleichzeitiger Geſandtſchaftsbericht über den Leipziger Konvent, engliſch bei Harte II, Anhang S. 106.

Schlüſſel dem Kurfürſten überbringen, der ſie neben ſeinem Bette verwahrte. In einem weitläufigen Vortrage, den er durch ſeinen Kanzler halten ließ, bezeichnete er gemeinſame Berathung wegen der Kriegsbeſchwerden, namentlich wegen des Reſtitutionsedikts, als Zweck der Verſammlung. Es fehlte im Laufe der Verhandlungen nicht an Stimmen, welche zu entſchloſſenen Maaßregeln riethen. Herzog Bernhard von Weimar ſprach, unterſtützt von ſeinem Bruder Wilhelm, für ein enges Bündniß der evangeliſchen Stände, ähnlich dem, das einſt die Väter in Schmalkalden geſchloſſen. „Gut und Blut," rief er, „müſſe man daran ſetzen, damit die unterdrückte politiſche und Glaubensfreiheit gerettet werde. Denn das viele Schreiben an Kaiſer und katholiſche Stände führe zu gar nichts." Viele erhoben ſich in gleichem Sinne. Einige meinten, die Reichsabſchiede ſeyen abgeſchieden, Andere ſagten, man müſſe einmal die Augen auf und die Fäuſte zu machen [1]). Aber Johann Georg wußte den übermäßigen Eifer zu dämpfen. Die wohlbekannte Verwahrung, daß nichts gegen das heilige römiſche Reich, nichts gegen das Oberhaupt deſſelben vorgenommen werden ſolle, wurde wieder hervorgeſucht. Der Kurfürſt erklärte, daß die Abſchließung eines engen Bündniſſes der Reichsverfaſſung zuwider wäre, nur wenn der Kaiſer alle Vorſtellungen abweiſen, wenn die katholiſche Liga erneuerte Vergleichsanträge verwerfen würde, dann erſt ſolle zur allgemeinen Bewaffnung geſchritten werden. Die Mehrzahl der Anweſenden trat theils aus Geiz, theils aus wirklichem Geldmangel, meiſt aus Furcht den von Sachſen vorgeſchlagenen halben Maaßregeln bei. Alſo war nicht mehr von einem wirklichen Bündniſſe, ſondern nur von der Möglichkeit eines ſolchen die Rede. Wenn der Kaiſer auch dießmal nicht nachgebe, verſprach jeder Stand Kriegsvolk nach Kräften zu werben. Nach geſchehener Rüſtung ſollte dann ein Ausſchuß zuſammentreten, um über die Art und Weiſe der Kriegführung zu berathen. Von der Wahl eines Befehlshabers verlautete kein Wort. Die neuerdings aus den Archiven hervorgezogenen geheimen Akten des Leipziger Konvents beſagen [2]) unter Anderem Folgendes: 1) Ein Bündniß jetzt ſchon aufzurichten, ſey gefährlich und dem Wohl der Evangeliſchen hinderlich. 2) Sollten aber künftig andere Maaßregeln nöthig ſcheinen, ſo habe der Ausſchuß darüber zu wachen. 3) Kurſachſen verpflichte ſich, drei Regimenter zu Fuß, jedes von 3000 Mann, und zwei zu Roß, jedes von 1000 Pferden zu werben, Kurbrandenburg 1000 Pferde und 4000 Mann zu Fuß. Deßgleichen ſtellen Heſſen und die übrigen Stände und Fürſten des weſtphä-

[1]) Röſe Bernhard I, 141 unten flg. — [2]) Röſe a. a. O. S. 356 unten flg. Nr. 114.

liſchen Kreiſes die achtfache Reichshülfe; der ſchwäbiſche Kreis bringt 3000 Pferde und 12,000 Mann zu Fuß auf, Straßburg 1500 Mann Landvolk, der rheiniſche Kreis 1000 Pferde, 4000 zu Fuß, deßgleichen an Landvolk 1000 Roſſe und 4000 Fußknechte. 4) Binnen vier Wochen ſollen die, welche noch nicht beigetreten, ihre Erklärung dem Kurfürſten von Sachſen einſenden. 5) Wenn das Volk zuſammengeführt werden muß, ſoll ein jeder Stand Geſchütz und Munition nach dem Verhältniß der übernommenen Truppenzahl ſchaffen, oder das Geld dafür ohne Verzug erlegen. 6) In dem Ausſchuſſe ſollen ſitzen, außer den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, Pfalzgraf Auguſt bei Rhein, ein erneſtiniſcher Fürſt, der Markgraf Chriſtian von Baireuth, der Herzog von Württemberg, der Landgraf zu Heſſen-Kaſſel, Herzog Chriſtian von Braunſchweig-Lüneburg, der König von Dänemark wegen Holſteins, zwei aus dem Grafenſtande, von den Reichsſtädten Straßburg, Nürnberg, Ulm u. ſ. w. Endlich 7) die beſchloſſene Schutzverfaſſung ſoll jeglichem Stande, der unrechtmäßige Bedrückung leidet, zu Gute kommen. Wird eines der Mitglieder gewaltſam an der Werbung gehindert, ſo verſpricht ihm Kurſachſen auf Anſuchen „Handbietung" aber nur verantwortliche. — Kaum traut man ſeinen Augen, indem man Letzteres liest. Alſo auch für den nothwendigſten, ſo leicht vorauszuſehenden Fall nichts als Hinterthüren. Der evangeliſche Convent zeichnete ſich noch durch eine andere Lächerlichkeit aus. Angeblich um die Eintracht zwiſchen beiden proteſtantiſchen Partheien, den Lutheranern und Kalviniſten, welche gleichmäßig auf der Verſammlung vertreten waren, noch feſter zu ketten, hatte man für weiſe erachtet, in Leipzig auch ein Religionsgeſpräch zu veranſtalten. Während die adeligen Herren von Geldhülfe, von Landsknechten, Pferden, Kanonen und Pulver redeten, ſchwatzten die mitgebrachten beiderſeitigen Theologen von dem heiligen Abendmahl und dem freien Willen des Menſchen. Seit dem Falle des Kurpfälzers galten der Kurfürſt von Brandenburg und der Landgraf von Heſſenkaſſel als die Häupter der Reformirten. Ihre Hofprediger vertraten das kalviniſche, der ſächſiſche ſammt zwei Leipziger Profeſſoren das lutheriſche Dogma. Wie vorauszuſehen war, konnten ſie ſich auch dießmal nicht vereinigen, doch verſprachen die Redner, für die Zukunft werde eine Parthei der andern chriſtliche Liebe erzeigen. Nach 20tägigen Geſprächen trennten ſie ſich, Verſöhnung auf der Zunge, Haß im Herzen [1]).

Trotz des kurfürſtlichen Verbots, daß während des Konvents kein Fremder Leipzig betreten dürfe, fand Guſtav Adolf Mittel, mehrere

[1]) Chemnitz I, 137.

geheime Unterhändler (unter welchen auch ein Chemniz [1]), vielleicht der Geſchichtſchreiber des Kriegs), in die Stadt zu ſchaffen. Dieſe Geſandte hatten folgende [2]) Vorſchrift: Entweder ſollten ſie die verſammelten Stände bewegen, ſich offen für den König zu erklären und in Gemeinſchaft mit ihm den Krieg fortzuführen; oder wenn dieſer Vorſchlag den Betheiligten zu kühn ſcheine, möchten letztere immerhin äußerlich ihre Neutralität erklären, gleichwohl aber den König unter der Hand mit einer namhaften Summe Geldes unterſtützen, ſeine Waffen begünſtigen, und dagegen dem Kaiſer Zufuhr, Geld und Werbeplätze verweigern. Würden ſie ſich auch hiezu nicht verſtehen, ſo waren Guſtav's Geſchäftsleute beauftragt, mit den in Leipzig verſammelten Ständen einzeln zu unterhandeln, und namentlich Geld von denſelben zu verlangen. Es zeigte ſich bald, daß nur auf letzterem Wege etwas zu erreichen ſey. Chemniz machte ſich zuerſt an den Kurfürſten von Sachſen als den Mächtigſten, deſſen Beitritt die Andern nachziehen würde. Kein Mittel, welches die Beredtſamkeit darbot, blieb unverſucht: der unfehlbare Ruin der teutſchen Freiheit wie des Glaubens, wenn man den König nicht unterſtütze, Hervorhebung der guten Abſichten Guſtav's, der durchaus nichts an der teutſchen Verfaſſung zu ändern ſondern nur jeden Stand in die alten Rechte wieder einzuſetzen beabſichtige, und für ſich ſelbſt gar nichts als das Wohl Aller ſuche, endlich auch glänzende Verſprechungen auf den Fall, daß der Feind durch gemeinſames Handeln überwunden werde. Alles war vergeblich. So lange Chemniz von den guten Abſichten ſeines Gebieters ſprach, ſchien der Kurfürſt voll Bewunderung für Guſtav, lobte die gottſelige und wohlmeinende Geſinnung des Königs über die Maaßen und verſicherte, daß er für ſeine Perſon entſchloſſen ſey, das Aeußerſte für die Aufrechthaltung des wahren Glaubens als ein evangeliſcher getreuer Patriot zu thun. So wie aber der ſchwediſche Botſchafter die Saite eines Bündniſſes berührte, wich Johann Georg aus und entſchuldigte ſich mit ſeinen Pflichten gegen Kaiſer und Reich. Glücklicher war die Geſandtſchaft in ihren Unterhandlungen mit kleineren Reichsſtänden. Obwohl es auch mit keinem von dieſen zum völligen Abſchluſſe kam, wurde doch in Leipzig der ſpätere Uebertritt vorbereitet. Auch gelang es Chemniz und ſeinen Genoſſen, von etlichen reichen Privatleuten ein namhaftes Anlehen zu erhalten.

Den $^3/_{13}$. April, nach zweimonatlichem Stillſitzen, begann der Konvent

---

[1]) Engliſcher Bericht bei Harte II, Anhang 106 Mitte und Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 109. Chemniz ſagt nichts davon, daß er ſelbſt, oder ein Verwandter gleichen Namens in Leipzig geweſen ſey. — [2]) Chemniz I, 137 b. flg.

ſich aufzulöſen [1]). Mehrere Mitglieder, namentlich Herzog Bernhard von Weimar und Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, waren ſchon 4 Wochen früher abgereist, voll Aerger über den erbärmlichen Erfolg der Verſammlung [2]). Unter dem $^{18}/_{28}$. März hatte der Konvent an den Kaiſer ein Schreiben [3]) erlaſſen, worin ihm vom Zwecke der Zuſammenkunft Nachricht gegeben und die Beſchwerden der Proteſtanten vorgelegt wurden. Bei aller äußerlichen Ehrerbietung gegen das Reichsoberhaupt führte der Brief eine ſtarke Sprache und Drohungen waren unter ſalbungsreiche Bilder des in Teutſchland herrſchenden Elends gemiſcht. Den Tag nach Auflöſung der Verſammlung überſandte ſofort Kurfürſt Johann Georg von Sachſen unter dem $^{4}/_{14}$. April dem Kaiſer den für die Oeffentlichkeit beſtimmten Text der gefaßten Beſchlüſſe, ſammt einem Begleitungsſchreiben [4]), in welchem er Ferdinand rührend beſchwor: „das billige und gerechte Verlangen der Stände zu befriedigen, ohne weitere Verzögerung den Drangſalen abzuhelfen, die teutſche Freiheit in ihre vorige Blüthe herzuſtellen, und ſolche Vorkehrungen zu treffen, daß Kurfürſten und Stände bei Würden und Vorrechten verbleiben, daß Konſtitution und Grundgeſetze erhalten, alles Mißtrauen aufgehoben, und endlich die Irrungen, zu welchen die geiſtlichen Güter Anlaß gegeben, durch gütliche Mittel beigelegt werden möchten.“ Der Brief ſchloß mit der Verſicherung ſeines aufrichtigen teutſchen Gemüths und gränzenloſer Ergebenheit gegen das kaiſerliche Haus. Ueber die wahren Abſichten des Kurfürſten, kann, ſo däucht uns, kein Zweifel obwalten. Johann Georg wollte keineswegs Ernſt gegen den Kaiſer machen, ſondern die Leipziger Verſammlung zum Schreckmittel brauchen um ſeine Privatzwecke zu erreichen. Die übrigen Proteſtanten, oder nach dem Ausdruck den er ſelbſt aufbrachte, die Leipziger Schlußverwandten, ſollten ihm zu demſelben Mittel dienen, zu welchem vor einigen Jahren König Chriſtian IV. von Dänemark die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes hatte benützen wollen, nämlich als Mauerbrecher gegen Oeſtreich und die Liga. Hätte ihm der Kaiſer den ſichern Beſitz der durch das Reſtitutionsedikt bedrohten drei ſächſiſchen Bisthümer Meißen, Merſeburg, Naumburg und überdieß für ſeinen Prinzen Auguſt das Magdeburger Erzſtift gewährleiſtet, ſo würde Johann Georg ohne Bedenken die übrigen teutſchen Proteſtanten preisgegeben haben.

Nicht minder gewiß iſt, daß auch der Kaiſer in Bezug auf den Leipziger Konvent ein doppeltes Spiel trieb, und zwar ein trefflich angelegtes,

[1]) Engliſcher Bericht, Harte II, Anhang S. 106. Khevenhiller XI, 1567 unten. — [2]) Röſe Bernhard I, 142. — [3]) Londorp IV, 136, b. flg. — [4]) Daſ. S. 143 b. unten flg.

kühnes, glückliches. Aus den früher angeführten Umſtänden erhellt zuvörderſt, daß der erſte Gedanke einer bewaffneten Neutralität, welche folgerecht zu einer Berathung der Proteſtanten führen mußte, vom Grafen Schwarzenberg ausgieng, und zweitens daß der Graf ſeine erſten Schritte mit Bewilligung des Kaiſers, ja im Auftrage deſſelben gethan hat. Letztere Thatſache ſchließt die Annahme aus, als ſey der Wiener Hof einer allgemeinen Verſammlung der Proteſtanten entgegen geweſen. Wie hätten auch dieſe Herrn wider den ernſtlichen Willen des Kaiſers in Leipzig zuſammentreten können, da in dem benachbarten Halle eine kaiſerliche Beſatzung lag, ſtark genug, um die Schlußverwandten jeden Augenblick auseinander zu ſprengen. Ferdinand verrieth ſeine geheime Gedanken noch durch eine andere Maaßregel, die deutlich genug iſt. Johann Georg hatte den Leipziger Konvent den 29. Dezember (a. St.) 1630 ausgeſchrieben, die Zuſammenkunft ſelbſt begann den $^6/_{16}$. Februar 1631. Zwiſchen dem Ausſchreiben und der Eröffnung des Konvents liegen alſo 40 Tage. Als Kaiſer, als Katholike und der Liga wegen mußte Ferdinand irgend etwas thun, um die Verſammlung, wenn auch nur zum Scheine zu verhindern; er that es auch, aber erſt nachdem es zu ſpät war. Den $^5/_{15}$. Februar 1631, alſo Tags zuvor ehe die Proteſtanten in Leipzig eintrafen, erließ er aus Wien an Kurſachſen ein Schreiben [1]), welches in liebreichen Worten von der Verſammlung abmahnte. Da die Urkunde erſt 5 bis 6 Tage nach Eröffnung des Konvents in Leipzig eintreffen konnte, war ihr Zweck vorausſichtlich verfehlt. Was beabſichtigte nun aber der Kaiſer mittelſt des Leipziger Konvents? Antwort: er wollte den Kurfürſten Maximilian von Baiern durch das Schreckmittel eines allgemeinen Aufſtandes der Proteſtanten zwingen, daß dieſer ſich einem Feinde ſtelle, dem er bisher ängſtlich ausgewichen, daß er in allem Ernſte den Krieg gegen Guſtav Adolf auf ſeine Schultern nehme und ſich von den Schweden zerreiben laſſe. Kühn war das Mittel, denn es hätte, wenn der Kurfürſt von Sachſen Muth und Verſtand bewies, leicht auch zu des Kaiſers Demüthigung ausſchlagen können; aber der Wiener Hof kannte ſeinen Mann und führte nicht überdieß Wallenſtein den Rathgeber Johann Georg's, Arnim an der Leine! Wußte man aber letzte Gefahr abzuwenden, ſo kam man ſchnurgerade zum Ziele. Beides iſt gelungen. Kurſachſen gieng nicht weiter, als dem Vortheile des Wiener Hofs diente, und Baiern wurde zum Kriege gegen Schweden gezwungen. Schon der Marſch Tilly's im Februar 1631 war eine nothgedrungene Wirkung des

---

[1]) Londorp IV, 131, b. flg.

Leipziger Konvents und von nun an mußte die Streitmacht der Liga auch fürder ans Meſſer.

Aber im Laufe der letzten 9 Monate hatte der Schwede ſo um ſich gegriffen, daß jetzt der Kampf gegen ihn ein gewagtes Spiel war. Hätte Maximilian im letzten Herbſte ſeinem Feldherrn Befehl ertheilt, das kaiſerliche Heer in Pommern mit den Streitkräften der Liga ohne Rückhalt zu unterſtützen und mit vereinter Macht auf den Schweden loszugehen, ſo würde es gelungen ſeyn, denſelben aus dem Reiche zu vertreiben. Aber Maximilian zögerte damals und ließ die Kaiſerlichen im Stich, theils weil er ſich an Ferdinand II. rächen und ihn durch den Schweden ſchwächen wollte, noch mehr weil er auf das Verſprechen der Franzoſen baute, Guſtav Adolf zu aufrichtiger Neutralität gegen Baiern zu vermögen. Jetzt rächte ſich dieſes Vertrauen auf das Wort des Kardinals ſchwer an ihm. Maximilian war zugleich von den Franzoſen verrathen, vom Kaiſer überliſtet. Er lief überdieß Gefahr, ſeinen Feldherrn zu verlieren.

Erinnern wir uns an die oben mitgetheilte Aeußerung Guſtav Adolf's gegen den franzöſiſchen Geſandten, wie er Nachricht habe, daß Tilly nichts Anderes wünſche als ſein Leben im Kampfe gegen Schweden zu beſchließen. Dieſe Behauptung war begründet. Tilly wollte gleich Anfangs Ernſt aus dem ſchwediſchen Kriege machen, mit größtem Widerſtreben ließ er ſich zu dem ſeinem Ruhme ſo nachtheiligen Zögerungsſyſteme brauchen, und zuletzt drohte er mit Niederlegung des Befehls. Die bairiſche Quelle, welche ſo treffliche Aufſchlüſſe gibt, ſetzt uns in Stand, auch über dieſes und andere verwandte Verhältniſſe Licht zu verbreiten. Wir müſſen etwas zurückgehen. Ende November 1630 war Tilly in Hameln, ohne Zweifel um die in niederſächſiſchen Plätzen zerſtreuten Regimenter der Liga zum Kampfe gegen Guſtav Adolf zu ſammeln. Von dort aus berichtet [1]) er unter dem $\frac{28.\ \text{November}}{8.\ \text{Dezember}}$ nach München, daß er ſo eben den neuangekommenen Feldmarſchall Grafen Pappenheim mit einer Abtheilung Volks den Kaiſerlichen zu Hülfe gen Magdeburg geſchickt habe. Der Ereigniſſe wegen, von welchen tiefer unten die Rede ſeyn wird, iſt es wichtig zu ermitteln, in welchem Sinne der Titel Feldmarſchall, den hier Tilly dem Grafen Pappenheim ertheilt, zu verſtehen ſey. Pappenheim war unter dem 5. Januar 1629 zum bairiſchen General des Geſchützes ernannt worden [2]). Mit der Erhebung zum Feldmarſchall aber muß es ſich anders verhalten, denn nach der Eroberung Magdeburgs erſtattete Pappenheim, wie unten gezeigt werden ſoll, an den Wiener Hof einen Bericht, in welchem er den Kaiſer ſeinen Kriegsherrn nennt.

[1]) Weſtenrieder Beiträge VIII, 174. — [2]) Daſ. 165.

Hieraus geht klar hervor, daß der neue Feldmarſchall entweder ausſchließlich oder doch theilweiſe dem Kaiſer verpflichtet und folglich ganz oder theilweiſe von des Kurfürſten Fahne zu der des Kaiſers übergetreten war. Wir ſprechen mit gutem Bedacht von der Möglichkeit eines zwiſchen dem Kaiſer und der Liga oder dem Kurfürſten von Baiern getheilten Dienſtes, denn das außergewöhnliche Verhältniß, in welchem Tilly ſelbſt und das Heer der Liga ſeit Wallenſtein's Abſetzung zu Ferdinand ſtand, gibt jener Vermuthung, die ſonſt allerdings widerſinnig wäre, guten Grund. Allem Anſchein nach hatte Ferdinand, als er ſich bequemte Friedland zu entlaſſen, die Bedingung daran geknüpft, daß Pappenheim, damals nächſt Tilly der fähigſte Mann im teutſchen Heere, dem kaiſerlichen Dienſte ſich verpflichte [1]). Nun weiter: unter dem 9. Januar (n. St.) 1631 berichtet [2]) Tilly nach München: „der Schwede iſt nunmehr als offenbarer Feind mit 16,000 Mann losgebrochen und hat Greifenhagen weggenommen.“ Als Tilly dieſes ſchrieb, hatte Guſtav bereits 6 Monate lang ſiegreiche Waffen gegen das kaiſerliche Heer unter Conti und Schaumburg getragen, auch letzteres aus Pommern verjagt. Wenn Tilly dennoch jetzt erſt den König als einen offenbaren Feind bezeichnet, ſo muß er vorher vom Kurfürſten die Weiſung erhalten haben, den Krieg zwiſchen Guſtav und Conti als eine Angelegenheit zu betrachten, welche Baiern nichts angehe. Dieſes Räthſel wird durch die Verhandlungen erklärt, die vor Abſchluß des Bärwalder Vertrags zwiſchen Frankreich, Schweden und Baiern ſtattfanden. Aber auch jetzt ſoll Tilly, ſo gebieten es die aus München zugeſchickten Weiſungen, den Schweden aus dem Wege gehen. Unter dem $^{19}/_{29}$. Januar 1631 empfängt [3]) er den Befehl, „nichts zu wagen.“ Zugleich wird bemerkt, daß Tilly's Heer damals außer den Beſatzungen, die in verſchiedenen Plätzen lagen und außer dem Haufen, der zur Umſchließung Magdeburgs beordert war, 18,000 Mann zu Fuß und 36 Fahnen Reiter, wie der Bericht ſagt, lauter altes verſuchtes Volk zählte. Den $^{4}/_{14}$. Februar trat Tilly, wie wir wiſſen, den Marſch von Frankfurt nach Alt-Brandenburg und ſofort gegen das ſchwediſche Lager auf den mecklenburgiſchen Gränzen an. Unter demſelben Tage aber erhält er aus München den Auftrag [4]), von ſeinem Heere 6000 Mann nach Magdeburg zur Unterſtützung des Feldmarſchalls Pappenheim abzuſchicken. Dieſer Befehl kann nur den Sinn haben, Tilly durch Schwächung ſeiner Streitkräfte

---

[1]) Ich bedaure ſehr, daß mir über die für die Geſchichte ſehr wichtige Frage der kriegsrechtlichen Stellung Pappenheim's keine urkundlichen Beweiſe vorliegen. — [2]) Weſtenrieder VIII, 176. — [3]) Daſ. — [4]) Daſ. 176 unten flg.

von einem beſchloſſenen Unternehmen abzuhalten. Zugleich ſieht man, daß der Kurfürſt gegen ſeinen General nicht mehr offen mit der Sprache herausgeht, ſondern Vorwände gebraucht. Auch wird hierdurch begreiflich, warum Tilly ſobald wieder den Rückzug aus Mecklenburg antrat — er durfte auf keine Unterſtützung hoffen. Nachgerade findet aber jetzt der greiſe Feldherr ſeine Stellung unerträglich. Wir laſſen eine Urkunde [1]) reden: „Den $^{12}/_{22}$. März hat Tilly abermal über den armſeligen Stand des Heeres berichtet mit Anhang: er müſſe ſehen, wie es Leute gebe, welche ſich unterſtehen das ganze Weſen durch Verweigerung der ſo hochnothwendigen Hülfe zu lähmen und auf die lange Bank zu ſchieben. — Der Ausgang werde nur allzufrühe weiſen und an den Tag bringen, welche Früchte aus ſolchem Zögern hervorwachſen müſſen. Obgleich er jeder Zeit entſchloſſen geweſen, ſein Leben daran zu ſetzen, könne man es ihm, da er verſpüren müſſe, daß es dergeſtalt hergehe, und daß ihm gar nicht unter die Arme gegriffen werde, auch nicht mehr verdenken, wenn er hiemit um ſeinen Abſchied und Entlaſſung ſeines Amtes unterthänigſt bitte.“ Dieſe Drohung wirkte, doch nur ſtückweiſe. Unter dem $^{9}/_{19}$. April übermachte man ihm 200,000 Gulden zur Bezahlung des Volks, aber mit dem Bedeuten, er ſolle nichts wagen noch ſich mit dem Feinde in ein Haupttreffen einlaſſen, bis er größere Verſtärkung erhalten haben werde. Eine andere höchſt merkwürdige Nachricht iſt beigefügt [2]): „weil Wir hier in Erfahrung gebracht, wie etliche Italiener, auch ſonſtige Ausländer ſich am kaiſerlichen Hofe ſtark bemühen, daß ſie bei den vorhandenen Werbungen angeſtellt und teutſchen Oberſten vorgezogen werden möchten, und wie ſie auch von ihren Gönnern hiezu gute Vertröſtung empfangen hätten: als möge Tilly beim kaiſerlichen Hofe des gemeinen Beſten wegen, doch unvermerkt des Kurfürſten von Baiern, Gegenvorſtellungen machen, daß dem Heere mit ſolchen unerfahrenen Offizieren ſchlecht gedient ſey, und daß die Reiter und Knechte, ſo mehrentheils Teutſche oder doch wenigſtens [3]) keine Italiener wären, kein Herz und keine Achtung für ſolche Anführer trügen.“ Nun empfängt auf einmal eine Thatſache Licht, die ſonſt räthſelhaft genug erſchien, nämlich daß die kaiſerlichen Befehlshaber, mit welchen Guſtav bisher in Pommern und Mecklenburg zu thun hatte, die Torquato Conti, Peruſi, Peralta, Marazan, lauter Romanen, Spanier, Franzoſen, zumeiſt aber Italiener ſind. Auch die wahre Abſicht Derer, welche durch Umtriebe am Wiener Hofe dieſe romaniſchen Fremdlinge in teutſche Kriegsdienſte einzu-

[1]) Daſ. S. 177. — [2]) Daſ. S. 179. — [3]) Welche Geringſchätzung der Italiener liegt in dem Wörtchen „wenigſtens.“

ſchwärzen ſuchten, ſcheint uns unzweideutig. Der Kampf, deſſen erſte 14 Jahre wir beſchreiben, war Anfangs ein Religionskrieg, durch Wallenſtein aber erhielt derſelbe, wie wir oben zeigten, einen andern Charakter, er wurde ein teutſcher, ein kaiſerlicher, ein nationaler Krieg. Dieß gefiel jedoch einer gewiſſen Macht in Italien nicht, ſie wünſchte den Kampf wieder in einen kirchlichen zu verwandeln. Nun kann Niemand läugnen, daß der Teutſche tiefes Gefühl für Religion beſitzt, denn durch eine falſche Richtung, die man dieſem Gefühle gab, hat man unſer Volk um Einheit, Macht, Selbſtbewußtſeyn und Geltung in der Welt gebracht. Aber ſinnlich andächtig, wie die Romanen, iſt Gottlob! der Teutſche und insbeſondere unſere junge Mannſchaft nicht, noch läßt ſich unſer Soldat gerne am geiſtlichen Seile führen. Dieß beweiſen die Jahre 1626—30. So wie Wallenſtein ſein Banner erhob, erwachte der Nationalgeiſt in unſerem Kriegsvolke, teutſche Proteſtanten und Katholiken reichten ſich die Hand, um erſt dem Kaiſer die ihm gebührende Macht zurückzugeben und dann die alte Religion wieder herzuſtellen, auf welche das teutſche Reich urſprünglich gebaut war, und auf welche allein es auch in Zukunft — wenn anders Solches im Rathe der Vorſehung beſchloſſen ſeyn ſollte — wieder gebaut werden kann. Um nun dennoch jenen Zweck zu erreichen, gab es kein beſſeres Mittel, als den Geiſt des Heeres zu entteutſchen, zu verwälſchen. Man hat es gewählt. Während Wallenſtein's Abſetzung wiſſen feindſelige aber ſehr geſchäftige und mächtige Hände ſtatt der teutſchen Officiere aus dem Ritterſtande, zu dem der gemeine Mann ein Herz trägt — denn die Ritterſchaft iſt die natürliche Vorſteherin des Bauernſtandes — Fremde, Italiener, geborne Söldner des römiſchen Stuhles an die Spitze der Regimenter zu bringen. Dieſe Fremdlinge waren es auch, welche 3 Jahre ſpäter den Herzog von Friedland ermordet haben. Es bleibt ein letzter trauriger Troſt, daß wenigſtens kein Teutſcher zu der blutigen an dem Feldhauptmann verübten That ſich hergegeben hat. Noch erhellt aus obiger Nachricht erſtlich, daß Kurfürſt Maximilian von Baiern der Anſtellung von Italienern nicht entgegen war, zweitens daß aber in ſeinem Kriegsrathe zu München eine der teutſchen Sache insgeheim ergebene Parthei ſaß und drittens, daß dieſe Parthei Tilly zu den Ihrigen zählte. Denn derſelbe wird ja aufgefordert, die gewünſchten Gegenvorſtellungen in Wien unvermerkt des Kurfürſten, d. h. ohne ſein Wiſſen anzubringen. Andererſeits muß Tilly die Zumuthung, welche man ihm machte, für ſehr gefährlich, die Macht, welche er antaſten ſollte, für ſehr furchtbar gehalten haben, denn er ertheilt [1])

---

[1]) Daſ. S. 180.

unter dem $^{16}/_{26}$. April eine zwar nicht verneinende aber doch ausweichende Antwort: „es laſſen ſich viele Dinge leichtlich ſchreiben und vorſchlagen aber ſchwer ins Werk ſetzen; ihm als einer einzigen Perſon ſey es unmöglich, daß er ſich aller Orten befinden, und alle Sachen allein verrichten könnte."

Faſſen wir die Schlüſſe, zu welchen die geheime Korreſpondenz der bairiſchen Kriegskanzlei mit Tilly berechtigt, kurz zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes Bild. Die Landung Guſtav's auf Uſedom und ſeine erſten Fortſchritte in Pommern wurden nur dadurch möglich, daß der Wiener Hof die Laſt des Kriegs auf Baiern wälzen wollte, und daß Maximilian Anfangs, wider den Willen ſeines Feldherrn, ins Feuer zu gehen ſich weigerte. Dennoch riß theils die Drohung Tilly's den Befehl niederzulegen, theils die Meiſterſchaft, mit welcher der Wiener Hof den Leipziger Konvent benützte, den bairiſchen Kurfürſten in den Kampf hinein. Aber in dem Maaße, wie er ſich hiezu entſchließen muß, wie folglich auch die doppelte Möglichkeit hervortritt, daß die bairiſche Macht der ſchwediſchen unterliege, und daß dann hinter erſterer wieder ein kaiſerliches Heer auf dem Schauplatz erſcheine, ſucht eine fremde, mit faſt übermenſchlicher Klugheit ausgerüſtete Gewalt eben dieſem kaiſerlichen Heere den nationalen Charakter, den es früher erprobte, zum Voraus zu entziehen, und daſſelbe durch Einſchwärzung romaniſcher Hauptleute für teutſche volksthümliche Zwecke untauglich zu machen. Endlich Tilly und ſein Kriegsvolk iſt kampfluſtig: Feldherr und Mannſchaft will gegen den ins Reich eingedrungenen Schweden fechten, und ſiegen oder ſterben; aber beide verlangen von Seiten des Kriegsherrn ernſtliche Unterſtützung.

Noch ein drittes Aktenſtück ſteht den bis jetzt angeführten Urkunden zur Seite. Auf die Nachricht von Guſtav Adolf's Marſche gegen Frankfurt war Tilly aus dem Magdeburgiſchen mit ſeinem Heere aufgebrochen, um die bedrohte Stadt wo möglich zu retten. In Jüterbogk angekommen, erfuhr er jedoch den Fall Frankfurts und kehrte voll Gram, zu einer ſo kläglichen Rolle verdammt zu ſeyn, wieder gegen Magdeburg um[1]). Indeſſen erließ Pappenheim, der während Tilly's Abweſenheit die Belagerung Magdeburgs leitete, folgendes Schreiben[2]) an den Kurfürſten von Baiern: „Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Eure kurfürſtliche Durchlaucht ſich eine wahre Vorſtellung von dem gegenwärtigen Stande unſerer Sache machen möchte. Der

[1]) Chemniz I, 132. b. Khevenhiller XI, 1782 unten flg. Letzterer ſagt, Tilly ſey damals nur bis Alt-Brandenburg gekommen. — [2]) Khevenhiller XI. 1783.

König von Schweden hat aus Stralſund und Preußen ſo anſehnliche Verſtärkungen erhalten, daß er uns weit überlegen iſt. Bereits belagert er Frankfurt. Die zu Leipzig verſammelten Stände haben Werbungen beſchloſſen, in wenig Tagen werden ſie ein ſtarkes Heer auf den Beinen haben. Die engliſchen Hülfstruppen des Königs ſollen ſchon eingeſchifft ſeyn, die Holländer werden auch nicht ſchlafen, und das ganze Land wartet nur auf einen guten Rückhalt, um einen allgemeinen Aufſtand zu wagen. Es iſt zu beſorgen, daß ein Entſatz Frankfurts bereits nicht mehr möglich iſt. Verſetzen wir den Krieg nach der Oder, ſo geben wir den Proteſtanten freies Spiel, um ihre Werbungen zu vollenden und Magdeburg zu befreien; auch werden ſie dann den Kaiſerlichen die Elbe verſchließen und ſie vom Reiche abſchneiden. Machen wir dagegen keinen Verſuch zum Entſatze Frankfurts, ſo ſieht dieß gar ſeltſam aus; ein guter Theil kaiſerlichen Volks geht verloren, auch werden dann dem Feinde die Päſſe nach Schleſien und Böhmen geöffnet. Ziehen Tilly und ich dem Feinde in die Erbländer nach, ſo geben wir nothwendig das Reich preis, bleiben wir aber im Reiche, ſo ſind die Erbländer aufgeopfert. Kurz wenn Gott nicht ein Wunder thut, ſo ſtehen die Sachen ärger, als faſt nie ſonſt, außer an der Brücke zu Wien[1]). Oft habe ich dieſe Unfälle vorausgeſagt und treulich gewarnt, muß aber zuletzt fürchten als ein überläſtiger Unglücksprophet angeſehen zu werden. Nichts thut mir bei der Wendung, welche unſere Sachen genommen haben, ſo wehe, als daß viele chriſtgläubige Seelen in dieſen Landen, welche die Süßigkeit des Katholicismus ſchon zu empfinden begannen, jetzt wieder abfallen werden[2]). Mögen Eure kurfürſtliche Durchlaucht und die Stände des katholiſchen Bundes das Heilmittel gegen unſere Schäden nicht vom kaiſerlichen Hofe erwarten. Euer Durchlaucht ſind der Nerv des ganzen Kriegs. Ihnen und den Gliedern der Liga kommt es zu, das Aeußerſte zu thun. Je länger man damit wartet, deſto ſchlimmer und gefährlicher wird unſer Zuſtand werden. Außer den nöthigen Beſatzungen bedürfen wir durchaus zweier ſtarken Heere für den Felddienſt, ſonſt iſt es unmöglich den Krieg mit einigem Erfolg fortzuſetzen."

Dieſes Schreiben führt den damaligen Stand teutſcher Angelegenheiten auf den kürzeſten Ausdruck zurück, und beſtätigt vollkommen unſere

---

[1]) Zu Anfang des Kriegs, als Bethlen und Thurn die Kaiſerſtadt belagerten. — [2]) Dieß iſt auf den Glaubenseifer des Kurfürſten berechnet. Wir glauben aber daß Pappenheim aufrichtigen Herzens ſo ſpricht; denn er war ein guter und rechtſchaffner Katholike.

Darſtellung der geheimen Geſchichte des Kriegs. Die Bitten und Drohungen Tilly's und Pappenheim's, unterſtützt durch den Drang der Umſtände, wirkten. Ende Mai oder Anfangs Juni berief Maximilian die Mitglieder der Liga zu einem Bundestage nach Dinckelsbühl. Hier wurde in Beziehung auf die Vorſchläge des Leipziger Konvents der Beſchluß[1]) gefaßt, von der Grundlage des Paſſauer Vertrags keinen Finger breit abzuweichen, dagegen das Bundesheer mit 9000 neugeworbenen Fußknechten und 2000 Reitern zu verſtärken. Alſo Krieg! Doch werden wir ſehen, daß der Kurfürſt auch nachher noch auf ſein früheres Syſtem des Zögerns, wiewohl vergeblich, zurückkam. Abermals hatte die Liga ihre Entſchloſſenheit bewieſen.

Noch müſſen wir zeigen, wie der kaiſerliche Hof das Kindlein des Leipziger Konvents, bei deſſen Geburt er hülfreiche Hand geleiſtet, nachher als es ihm nicht mehr dienen konnte, wieder erſtickte. Auf das oben mitgetheilte Schreiben Johann Georg's antwortete Ferdinand II., daß er ihm ſeine Meinung durch einen Geſandten wiſſen laſſen werde. Der Reichshofrath Johann Ruprecht Hegenmüller wurde zu dieſer Sendung erkoren[2]). Im Mai reiste derſelbe nach Torgau zum Kurfürſten, und beklagte ſich im Namen ſeines Gebieters über die Leipziger Zuſammenkunft und die von den Ständen gefaßten Beſchlüſſe. Johann Georg entgegnete mit den alten Wehklagen über Erpreſſungen und den Ruin der teutſchen Freiheit. Die öffentlichen Schriften, die bei dieſer Angelegenheit gewechſelt wurden, theilt Khevenhiller mit. Sie führten zu nichts. In der That wollte der Kaiſer den Kurfürſten nur hinhalten, welcher Zweck auch erreicht wurde. Bald war das Geheimniß, daß der Leipziger Konvent eine todte Geburt ſey, aller Welt klar. Zwei Monate nach der Verſammlung fragten die Herzoge von Eiſenach und Coburg bei Johann Georg an, ob die Leipziger Schlüſſe noch gültig ſeyen und als Tilly Einfälle in das Gebiet von Heſſenkaſſel und Weimar machte, verſagte der Kurfürſt beiden ſchlußverwandten Höfen die begehrte Hülfe[3]). Mit den kleinen südteutſchen Reichsſtänden, welche den Leipziger Tag beſchickt hatten, machte der Wiener Hof kurze Umſtände. Im Juni kam der kaiſerliche Generalwachtmeiſter, Graf Egon Fürſtenberg, nach Beendigung des mantuaniſchen Kriegs aus Italien zurück. Unterwegs beſchäftigte er ſich damit, die ſchlußverwandten Reichsſtädte zu züchtigen. Memmingen mußte die angeſtellten Werbungen mit 30,000, Kempten mit 80,000 Gulden büßen. Ein Anſchlag auf die Stadt Ulm, deren ſich Fürſtenberg

---

[1]) Chemniz I, 141 b. unten flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1570 flg. — [3]) Röſe Bernhard I, 143.

durch Verrath bemeiſtern wollte, mißlang. Etliche Katholiken, die in der Stadt wohnten, hatten ſich anheiſchig gemacht, einen Pulverthurm, in welchem 200 Centner Pulver lagen, eines Sonntags in der Frühe unter der Predigt in die Luft zu ſprengen. Während der Verwirrung, welche die Exploſion zur Folge haben würde, ſollten die Kaiſerlichen hereinbrechen. Der Plan kam jedoch heraus, und die Schuldigen wurden verhaftet. Nun zog der kaiſerliche General nach Württemberg, und nöthigte den Vormünder dieſes Landes vom Leipziger Schluß abzutreten. Das angeworbene Volk mußte entlaſſen werden und nahm zum Theil bei den Kaiſerlichen Dienſte. Jetzt nachdem ſeine Flanke durch den Rücktritt Württembergs entblöst war, unterwarf ſich auch der Ulmer Magiſtrat. Die Einlagerung von 14 Fahnen zu Fuß und drei zu Roß in das Gebiet der Stadt, ſo wie eine ſtarke Geldſumme war die Sühne, mit welcher er die Gnade des Kaiſers wieder erkaufte. Auch die proteſtantiſchen Stände des fränkiſchen Kreiſes, wohin Fürſtenberg nach der Beruhigung Schwabens zog, hatten kein beſſeres Schickſal. Eben tagten ſie in Nürnberg, als das kaiſerliche Heer unter Fürſtenberg drohend heranrückte. Sie ſchickten ihm eine Geſandtſchaft entgegen, erklärten ihre Reue, ſagten dem Leipziger Schluſſe ab, und zahlten 72 Römermonate[1]).

Der Kaiſer zog auf dieſe Weiſe einen doppelten Vortheil aus dem verſuchten Aufſtande der ſüdteutſchen Verwandten des Leipziger Schluſſes. Sie mußten ſeine Kaſſe füllen, und gaben ihm zugleich Gelegenheit, das aus Italien zurückkehrende Heer noch eine Zeit lang unter gutem Vorwande von der Vereinigung mit Tilly abzuhalten. Das proteſtantiſche Fürſtenthum aber hatte von Neuem einen Beweis ſeiner Unfähigkeit zu gemeinſamen politiſchen Schöpfungen geliefert.

Viertes Capitel.

Guſtav Adolf zwingt Kurbrandenburg zur Einräumung Küſtrin's und Spandau's. Der König will Magdeburg entſetzen. Die Stadt wird im Sturme genommen und zerſtört.

Die Gefahr Magdeburgs wurde mit jedem Tage größer. Von Landsberg nach Frankfurt an der Oder zurückgekommen, ſchrieb[2])

[1]) Chemnitz I, 181 flg. — Khevenhiller XI, 1653 flg. — [2]) Chemnitz I, 142, flg.

der König an die Bürgerſchaft: „er ſtehe im Begriff ſein Heer, ſo abgemattet daſſelbe auch ſey, zuſammenzuziehen, um die Stadt zu entſetzen, dafern, wie er hoffe, die Verbindung mit Kurſachſen und Brandenburg zu Stande komme. Sie möchten ſich daher nur noch drei Wochen halten und keinen Vergleich eingehen, denn er ſey verſichert, daß Alles nach Wunſch ablaufen werde, wenn nur auch Andere ihre Schuldigkeit thäten.“ Guſtav Adolf geſtand, wie man ſieht, offen, daß er ohne eine Uebereinkunft mit Brandenburg und Sachſen nichts thun könne. Dieß war keine zu weit getriebene Aengſtlichkeit, ſondern von der Noth gebotene Vorſicht. Denn wenn er die Oder verließ und nach der Elbe zog, ohne ſich vorher eines feſten Rückhalts in den beiden Kurländern verſichert zu haben, ſo mußte er unter den Wällen Magdeburgs ſchlagen; verlor er aber die Schlacht, ſo war es aus mit ihm. Sicherlich hätten dann die beiden Kurfürſten dazu beigetragen, die Trümmer des ſchwediſchen Heeres vollends zu vernichten; aus zweideutigen Freunden wären ſie ſchnell offene Feinde geworden, weil ſie nur durch eine ſolche Aufopferung des beſiegten Schweden ihre bisherigen Freiheitsplane bei dem ſiegreichen Kaiſer einigermaßen zu entſchuldigen hoffen durften. Die Vernunft gebot dem Könige in einem Lande, wo ihn überall unſichere Freunde oder offene Feinde umgaben, nur Schritt vor Schritt vorwärts zu gehen. Deßhalb hatte er gleich nach Eroberung Frankfurts neue Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von Brandenburg wegen Abtretung der beiden Veſten Küſtrin und Spandau angeknüpft. In einem Schreiben vom $\frac{26.\ \text{April}}{6.\ \text{Mai}}$ erklärte Georg Wilhelm ſeine Geneigtheit, Küſtrin unter gewiſſen Bedingungen den Schweden zu öffnen, aber von Spandau wollte er nichts hören. Guſtav beſchloß an der Spitze des Heeres die Unterhandlung fortzuſetzen, er zog zehn Fußregimenter und die ganze Reiterei in Fürſtenwalde zuſammen, und erſchien den 1. Mai (a. St.) in Köpenik. Der Feldmarſchall Guſtav Horn, begleitet von dem Hofrath Steinberg, wurde nach Berlin geſchickt und der frühere Antrag dringender wiederholt. Der König ließ ſeinem Schwager dieſelben Bedingungen eines Bündniſſes anbieten, die im vergangenen Jahr dem Landgrafen von Heſſenkaſſel vorläufig bewilligt worden waren; „weil jedoch die Gefahr Magdeburgs keinen Verzug dulde, möchte ſich der Kurfürſt ungeſäumt zur Einräumung der beiden Feſtungen entſchließen.“ Guſtav Adolf verſprach dieſelben unverweigerlich zurückzugeben, ſobald die Gefahr vorüber ſey, auch in des Kurfürſten Landen nichts wider ſeinen Willen zu ändern. Am andern Tage ertheilte Georg Wilhelm die Antwort: „alle feſten Plätze wolle er ſogleich übergeben, nur Spandau und Küſtrin nicht, doch ſey er erbötig einen körperlichen Eid zu leiſten, daß er auch dieſe

beiden Veſten dem königlichen Heere öffnen wolle, aber nur auf den einzigen Fall, wenn daſſelbe geſchlagen, vom Feinde verfolgt, einer ſichern Zufluchtsſtätte bedürfe. Die Lüge lag am Tage, denn wer wird ein geſchlagenes Heer in eine Feſtung aufnehmen, die man ebendemſelben, als es noch in voller Kraft daſtand, verweigert hatte! Guſtav Adolf verlangte jetzt eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten. Sie ward bewilligt, wahrſcheinlich weil Guſtav im Weigerungsfalle einen Beſuch mit dem ganzen Heere durchblicken ließ. Den $^3/_{13}$. Mai brach der König mit drei Schwadronen, 1000 Musketiren und fünf Regimentsſtücken von Köpenik nach Berlin auf. Eine Viertelmeile von der Stadt empfing ihn ſein Schwager, umgeben von einem Theile ſeines Hofſtaates. Die Unterredung fand in einem Wäldchen ſtatt. „Ich habe," ſagte er zum Kurfürſten, „die Kaiſerlichen gezwungen, den größten Theil der kurbrandenburgiſchen Länder zu verlaſſen; ich werde ihnen auch ferner die Rückkehr verwehren. Dieſer Dienſt iſt wohl eine Erkenntlichkeit werth. Meine Soldaten werden die ſtrengſte Mannszucht halten und den Bewohnern der Marken nichts von den Drangſalen zufügen, welche dieſelben von den kaiſerlichen Heeren erdulden mußten. Wird aber Magdeburg vom Feinde erobert, ſo iſt Alles verloren. Die Kaiſerlichen werden mit erneuerter Wuth nach den Marken zurückkehren, und Tilly verſetzt dann den Krieg in die Kurlande." Wie vor einem Jahre der Herzog von Pommern, bat ſich der Kurfürſt einige Minuten Bedenkzeit aus, um die Meinung ſeiner Räthe einzuholen. Während dieſes Zwiſchenakts unterhielt ſich der König mit der Pfalzgräfin Wittwe, der Mutter des unglücklichen Königs von Böhmen, und mit der Gemahlin des Kurfürſten. Georg Wilhelm kam mit der Erklärung zurück, daß es ihm unmöglich ſey, einen andern Beſchluß zu faſſen. Alsbald wollte Guſtav Adolf nach Köpenik zurückeilen, um das Heer dort zu holen, nur die Bitten der kurfürſtlichen Frauen hielten ihn zurück. Er änderte ſeinen Entſchluß und gieng mit ſeinen 1000 Musketiren nach Berlin, wo er übernachtete. Mittwoch den $^4/_{14}$. Mai wurden die Unterhandlungen fortgeſetzt. Sey es, daß die Thränen der Frauen den Kurfürſten umſtimmten, ſey es, daß der Anblick des ſchwediſchen Heeres, das während der Nacht vom $^3/_{13}$. auf den $^4/_{14}$. von Köpenik aufgebrochen und in der Nähe von Berlin angekommen war, ſeinen Widerſtand brach: er verſtand ſich endlich dazu, die Forderungen des Königs zu bewilligen, aber nur nach dem heftigſten Sträuben. Khevenhiller berichtet[1]), Guſtav Adolf habe gegen ſeine Umgebung geäußert: „Ich kann dem Kurfürſten ſeine Traurigkeit nicht verdenken, denn daß ich

[1]) XI, 1786.

gefährliche Sachen verlange, iſt wohl gewiß. Allein was ich begehre, begehre ich nicht zu meinem Vortheil, ſondern zum Beſten des Kurfürſten, ſeiner Lande und Leute, ja der ganzen Chriſtenheit." Zum Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der den König nach Berlin begleitet hatte, ſoll er geſagt haben: „Mein Marſch geht auf Magdeburg, um dieſe Stadt zu entſetzen. Will mir Niemand beiſtehen, ſo trete ich ſogleich den Rückzug an, biete dem Kaiſer den Frieden, und gehe heim nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiſer ſoll einen Vergleich eingehen, wie ich begehre. Aber am jüngſten Tag werdet Ihr Evangeliſche dann angeklagt werden, daß Ihr Nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier ſchon wird es Euch vergolten werden; denn wird Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, dann ſehet zu, wie es Euch gehen wird."

Von Morgens frühe bis Abends neun Uhr dauerte die Unterhandlung, erſt um dieſe Stunde der Nacht wurde man einig. Der Kurfürſt behielt ſich ſeine Hoheitsrechte über Stadt und Feſtung Spandau, ſo wie für den Fall der Noth eine Zufluchtsſtätte in derſelben vor. Seinerſeits verſprach der König Spandau ſogleich wieder an den Kurfürſten zu übergeben, ſobald Magdeburg entſetzt, die Elbe geſchloſſen; oder auch das ſchwediſche Heer in ſolcher Lage ſey, daß es keinen Rückzug mehr zu befürchten brauche. Gleich nach erfolgtem Abſchluſſe floh Graf Schwarzenberg aus der Mark. Er begab ſich erſt nach Holland, ſpäter nach Preußen. Seiner Aemter wurde er nicht förmlich entlaſſen, aber an den Hof durfte er nicht mehr kommen. Erſt 3 Jahre nach Guſtav's Tode, errang er ſeinen alten Einfluß wieder [1]). Den $^{5}/_{15}$. Mai brach das königliche Heer nach Spandau auf, welches die brandenburgiſche Beſatzung räumte. Oberſt Axel Lillia wurde mit 1000 Mann hineingelegt. Am $^{6}/_{16}$. rückten die Schweden bis nach Potsdam. Alsbald verließen die kaiſerlichen Garniſonen in Brandenburg, Rathenau und andern Orten dieſſeits der Elbe ihre Poſten, und zogen ſich nach Magdeburg zurück. Auch der Oberſte Kratz, der bisher mit einer Abtheilung Reiterei in und um Zerbſt gelagert hatte, gieng über die Elbe hinüber. In den Schanzen bei Deſſau wurden Vorkehrungen getroffen, daß die dortige Elbebrücke auf die erſte Annäherung der Schweden zerſtört werden konnte [2]). Dem Könige ſtand der gerade Weg von Potsdam über Altbrandenburg und Möckern nach Magdeburg offen. In zwei Tagen konnte er ſeine Banner vor der bedrohten Stadt entfalten. Guſtav

---

1) Cosmar a. a. O. S. 57 unten flg. Chemnitz I, 163. — 2) Chemnitz I, 144 b.

Adolf that dieß nicht. In der Vertheidigungsſchrift, welche er nach dem Falle Magdeburgs veröffentlichte, behauptet er deßhalb der Stadt nicht geraden Wegs zu Hülfe gezogen zu ſeyn, weil die erſchöpften Marken ſeinem Heere keinen Unterhalt hätten gewähren können. Dieſer Grund beweist zu viel, und darum Nichts. Denn ernährte der König ſein Heer nicht ſeit acht Tagen in ebendenſelben Marken, und warum konnte man die nöthigen Vorräthe nicht aus Berlin, Spandau und Potsdam nachführen? Blieb nicht das ſchwediſche Heer nach dem Falle Magdeburgs noch mehr als einen Monat in derſelben Gegend ſtehen? Der Erfolg hat die wahren Beweggründe des Königs enthüllt. Er wollte die Gefahr Magdeburgs, die vorausſichtlich dem Kurfürſten von Sachſen eben ſo nahe gieng, wie den Schweden, als Keil gebrauchen, um Johann Georg zum Beitritt zu nöthigen. Er brach von Potsdam in der Richtung von Witteberg auf, und wiederholte unterwegs ſeine ſchon früher dem Kurfürſten gemachten Vorſchläge aufs dringendſte. Sie lauteten[1]) ſo: „das ganze ſchwediſche Heer werde auf die Deſſauer Schanze losgehen, dagegen möge der Kurfürſt auf dem linken Ufer der Elbe mit allen ſeinen Streitkräften bis an die Muldabrücke vorrücken. Mit vereinter Macht könnten ſie dann den Feind leicht von Magdeburg vertreiben; weil jedoch der König von ſeinen Magazinen bereits zu weit entfernt ſey und Mangel an Artillerie-Pferden habe, ſolle der Kurfürſt das ſchwediſche Heer von Witteberg oder ſonſt aus ſeinen Landen mit Geſchütz und Mundvorrath verſehen, wofür Guſtav Adolf baare Bezahlung in Amſterdam oder Hamburg leiſten werde.“ Johann Georg ſchlug alle dieſe Zumuthungen rund ab[1]): „ſein Volk könne er nicht zu den Schweden ſtoßen laſſen, weil dieſe Maaßregel ſeinen Pflichten gegen das heilige römiſche Reich zuwider wäre, und des Kaiſers Zorn auf ſein Haupt laden würde; überdieß bedürfe er ſeine Kriegsmacht ſelbſt, weil die Kurlande durch den Anmarſch des italieniſchen Kriegsheeres bedroht ſeyen. Den Durchmarſch der Schweden durch ſein Gebiet dürfe er nicht geſtatten, weil dadurch leicht der Krieg nach Kurſachſen verſetzt und ſeine Unterthanen in das größte Unglück geſtürzt werden könnten. Was die gewünſchte Zufuhr betreffe, ſo ſey er außer Stands, dieſelbe einem fremden Monarchen zu gewähren, da er ſie dem teutſchen Kaiſer neulich verweigert habe.“ Man ſieht, der Kurfürſt hielt an ſeinem Plane einer dritten Parthei feſt, auch kam noch eine andere geheime Triebfeder ins Spiel. Wir haben oben erzählt, daß Johann Georg nach Vertreibung des Adminiſtrators Chriſtian Wilhelm Mittel gefunden hatte, ſeinen Sohn Auguſt zum lutheriſchen Biſchof wählen

[1]) Chemniz I, 145.

zu laſſen. Durch die Unterſtützung, welche Guſtav Adolf dem Brandenburger gewährte, wurde der ſächſiſche Prinz zurückgedrängt, und wenn es auch gelang Magdeburg zu retten, ſo kam dieſes Wagniß nicht dem Sohne des Kurfürſten ſondern einem gehaßten Nebenbuhler, dem Brandenburger Chriſtian Wilhelm, zu Gute. Guſtav empfand jetzt, daß ſeine Verbindung mit letzterem ihm nachtheilig ſey; in ſeiner Bedrängniß erklärte er ſich bereit den Brandenburger aufzuopfern. Ein Brief[1], den er auf die eben angeführte abſchlägige Antwort an den Kurfürſten erließ, ſchloß mit den Worten: „Seyen Eure kurfürſtliche Durchlaucht verſichert, daß ich Ihnen und Ihrem Hauſe, namentlich Ihrem Sohne in Behauptung ſeiner Anſprüche auf das Erzſtift Magdeburg die beſten Dienſte leiſten werde." Dieſes Verſprechen machte ſo wenig Eindruck auf den Kurfürſten, als die vorangegangenen Drohungen. Selbſt wenn Johann Georg nachgegeben hätte, würde es nichts mehr genützt haben, denn Magdeburg war während dieſer Unterhandlungen den $^{10}/_{20}$. Mai gefallen.

Oben wurde berichtet, was um die Stadt während des Winters und in den erſten Monaten des Jahres 1631 vorgieng. Die Magdeburger hielten ihre Verbindung mit Sachſen offen, woher ſie auf ſonderbaren Umwegen[2]) Zufuhren bekamen. Der Kurfürſt von Sachſen ließ Korn und Pulver nach Barby und in ein benachbartes ſächſiſches Amtshaus auf der Gränze ſchaffen, wo dann die Vorräthe von der Magdeburger Garniſon unter dem Scheine gewaltſamen Raubes abgeholt wurden. Pappenheim konnte die Stadt nicht enge einſchließen, weil es ihm an hinreichender Mannſchaft gebrach, überdieß lähmte Eiferſucht des Grafen Wolf von Mannsfeld, der neben Pappenheim befehligte, die Fortſchritte des kleinen Heeres. Ein Verſuch des Feldmarſchalls, die Feſtung durch Verrath zu nehmen, ſcheiterte an der Treue des ſchwediſchen Commandanten Dietrich von Falkenberg. Pappenheim hatte dieſem Offizier durch einen Trompeter, der unter einem falſchen Vorwande in die Stadt geſchickt wurde, eine hohe Bedienung im kaiſerlichen Heere, den Grafentitel und 400,000 Reichsthaler anbieten laſſen, wenn er die anvertraute Feſtung übergäbe. Falkenberg war von anderem Schrot, als in unſeren Tagen der preußiſche General Kleiſt. Er zwang den Trompeter, vor Zeugen und Notaren ſeine geheimen Aufträge zu wiederholen. Dann ſchickte[3]) er ihn mit folgender Antwort ins kaiſerliche Lager zurück: „wenn Pappenheim einen Schelmen und Verräther finden wolle, ſo möchte er ihn nicht bei Falkenberg, ſondern in ſeinem eigenen Buſen ſuchen. Sollte ſich in Zukunft ein Bote mit ähnlichen Aufträgen in die Stadt wagen, ſo habe derſelbe einen Strick um den Hals als Belohnung zu gewärtigen." Eine ernſte Wendung nahmen die Dinge zu Ende März, als Tilly mit dem Heere aus Mecklenburg zurückkam. Im Laufe des Aprilmonats wurden die Belagerten nach

[1]) Chemnitz I, 147 b. — [2]) Chemnitz I, 140 a. u. 149 b. — [3]) Chemnitz I, 149.

und nach aus ſämmtlichen Außenwerken zuletzt aus den Vorſtädten, vertrieben. Falkenberg ſah ſich genöthigt, die Vorſtädte Sudenburg und die Neuſtadt zu verlaſſen, jedoch erſt nachdem ſie zuvor angezündet und zerſtört worden waren. Man hat den ſchwediſchen Feldherrn wegen dieſer Maaßregel getadelt, allein ſie wurde im vollen Kriegsrath und mit Zuſtimmung der erfahrenſten Offiziere beſchloſſen. Die Umſtände nöthigten dazu. Jetzt rächten ſich die früher begangenen Fehler des Adminiſtrators. Nur 2000 Mann dienſttaugliches Fußvolk, nur 250 Reiter waren in der Stadt. Wie hätte man mit dieſer geringen Mannſchaft, die kaum für den Hauptwall hinreichte, die weitläufigen Außenwerke vertheidigen können? Mehr als 10,000 Mann hatte der Adminiſtrator nach und nach auf die Beine gebracht, noch mehrere konnten angeworben werden, wenn Geld vorhanden geweſen wäre. Allein die wirklich geworbenen Truppen wurden in jenen kleinen Unternehmungen zerſplittert, von denen oben die Rede war, und die Bürger gaben nicht nur kein Geld her, ſondern trieben ſogar auf Gefahr ihrer Stadt ſchändlichen Wucher. Das Bier, das man den Soldaten reichte, ſoll laut Khevenhiller's Zeugniß [1]) ſo ſchlecht geweſen ſeyn, daß der Genuß die Ruhr und den Tod zur Folge hatte. Selbſt mit dem Pulver wurde Falkenberg betrogen. Gegen Ende der Belagerung gab die Commiſſion, welche den Schießbedarf zu beſorgen hatte, an, daß blos noch 200 Centner von dieſer unentbehrlichen Waare vorhanden ſeyen. Die Kanonen auf den Wällen wurden deßhalb nur ſparſam bedient, und doch ſollen die Sieger nach erfolgter Einnahme in Privatkellern noch Pulver genug gefunden haben, das verheimlicht worden war. Uneinigkeit herrſchte ſchon von Anfang an unter der Bürgerſchaft. Der Ausſchuß ſtand, wie wir oben erzählten, mit dem Stadtrathe in Oppoſition. Weil dieſer ſich für die Sache des Adminiſtrators erklärt hatte, hielt es erſterer für gerathen, auf alle Weiſe die Wünſche des Markgrafen zu durchkreuzen. Viele Bürger verhehlten ihre Anſicht nicht, daß man ſich dem Kaiſer unterwerfen ſollte.

Falkenberg mußte zuletzt wegen der geringen Anzahl ſeiner Soldaten den bewaffneten Dienſt der Einwohner anſprechen. Dieſer verzweifelte Ausweg vermehrte das Uebel. Außerdem daß Bürger gewöhnlich ſchlechte Soldaten ſind, wuchs dadurch die Zwietracht. Der Dienſt war ſtreng bei Tag und Nacht. Die Reichen ließen ſich daher durch ihr Geſinde oder durch Taglöhner vertreten. Dieß that den Aermeren wehe. Laut klagten ſie, daß man ihnen alle Laſten aufbürde und die Reichen verſchone, welche ſich zu Hauſe gütlich thäten, während ſie den härteſten Arbeiten und dem Tode ausgeſetzt ſeyen. Auch fehlte man darin, daß man die Poſten wenig wechſeln ließ, ſondern einem und demſelben Stadtviertel gewöhnlich dieſelbe Stelle zu bewachen gab, wobei abermal die Aermeren zu kurz kamen, indem man ihnen die gefährlichſten Punkte anwies. Während

---

[1]) XI, 1796.

die Bürger auf dem einen Poſten dem Tode trotzen mußten, lagen die Wächter eines andern, wenig ausgeſetzten, ruhig auf den Wällen, und handhabten ſtatt des Doppelhackens die mitgebrachten Flaſchen. Manche erſchienen auf den Wällen, nicht um zu fechten, ſondern blos um die Neugierde, oder was noch ſchlimmer war, gar ihre Schadenfreude zu befriedigen. Und mitten unter der Zwietracht ſchlich der Verrath herum. Die Feinde draußen waren unterrichtet von Allem, was in der Stadt vorgieng. Dennoch thaten viele Einwohner und alle Hauptleute der Stadt ihre Schuldigkeit, namentlich der königliche Commandant Dietrich von Falkenberg.

Nachdem die Außenwerke gefallen waren, berief dieſer tapfere Offizier den 24. April a. St. alle Befehlshaber auf das Rathhaus. Hier wurden die Rollen ausgetheilt. Falkenberg übernahm die Vertheidigung der Heydecker Baſtei der Sudenburg gegenüber bis ans Kröker Thor. Dem Generalmajor Karl Huno Amſterroth wurden die Werke vom Kröker Thor bis ans Fiſcherufer anvertraut. Das Fiſcherufer wollten die Schiffleute mit einer Anzahl Bürger bewachen. Der Oberſtlieutenant Troſt mußte für die Elbebrücke und das dortige Thor Sorge tragen, der Adminiſtrator übernahm die Aufſicht über das hinter dem Dom angelegte neue Werk, die Bürgerſchaft erhielt ihren Platz auf dem obern Walle. Des Nachts mußten alle 18 Stadtviertel, bei Tage die Hälfte wachen. Die Soldaten wurden in den Zwinger und den untern Wall vertheilt. Der Oberbefehl blieb dem Stellvertreter Guſtav's, Dietrich von Falkenberg. Dieſe Anordnung war das Teſtament der Vertheidiger Magdeburgs, ſie bezeichnete die Stelle, wo jeder ſterben ſollte.

Anfangs Mai hatte ſich Pappenheim in den Trümmern der Neuſtadt nahe am Stadtgraben feſtgeſetzt, und drei Batterien errichtet, aus denen ein heftiges Feuer eröffnet wurde, fünf andere ſtiegen an drei entgegengeſetzten Orten aus der Erde empor. Wäre es den Belagerern gelungen, einen Thurm an der ſogenannten hohen Pforte ſchnell in Grund zu ſchießen, ſo hätte der Sturm früher ſtattgefunden. Erſt den $^{8}/_{18}$. Mai ſtürzte der Thurm zuſammen, aber er fiel nicht, wie Pappenheim gehofft hatte, in den Stadtgraben, ſondern erhöhte den Wall mit ſeinen Trümmern. Ein Sturm war daher um Nichts ausführbarer. Tilly hatte ſchon früher einigemale Trompeter mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Stadt geſchickt, aber abſchlägige Antworten erhalten. Den letzten ſandte er am $^{8}/_{18}$. Mai. Die Belagerten behielten ihn bis zum $^{10}/_{20}$. in der Frühe zurück, wo die Stadt eingenommen wurde. Ohne Zweifel konnte man ſich nicht über den Beſcheid vereinigen, der ihm gegeben werden ſollte. Denn eine Parthei war der Meinung, daß Magdeburg ſich nicht länger halten könne. Uebrigens wußten die Belagerten ſo gut als Tilly, daß Guſtav Adolf zum Entſatze herannahe, obgleich die Briefe, welche der König früher an die Stadt geſchrieben, von den Kaiſerlichen aufgefangen worden waren. Dieſe Nachricht gab den Belagerten Muth noch einige Tage länger auszuhalten, während ſie den feindlichen Feldherrn

zur Eile beſtimmte, aber auch zugleich zu dem Entſchluſſe vermochte, die Belagerung aufzuheben, wenn der Wurf nicht in der nächſten Zeit gelinge. Das Feuer aus allen Batterien dauerte den 7., 8. und einen Theil des 9. Mai unausgeſetzt fort. Am $^9/_{19}$. Nachmittags wurde es ſchwächer und verſtummte allmählig. Noch war keine Mauerlüke vorhanden, obgleich Tauſende von Schüſſen die Stadt überſchüttet hatten. Das alte Werk am Heideck beſaß eine ſolche Zähigkeit, daß keine Kugel ein größeres Loch ſchlug, als ſie ſelbſt war, ja daß mehrere Bälle auf einander ſtecken blieben. Die Mauer an einem Werk gegenüber von der Neuſtadt war zwar zuſammengeſchoſſen, doch ragte hinter ihr der Erdwall unbeſchädigt empor. Auch die Feuerkugeln, deren man etliche hundert in die Stadt geworfen, thaten wegen der guten Löſchanſtalten die gehoffte Wirkung nicht. Doch hatte Pappenheim auf der Seite, wo er lag, ſich nicht nur ſeit drei Tagen und Nächten mit unſäglicher Anſtrengung in dem Stadtgraben feſtgeſetzt, ſondern auch durch ſeine Fußknechte Einſchnitte zum Hinanſteigen in den Wall hauen und Alles zum Sturme bereiten laſſen.

Den $^9/_{19}$. Nachmittags gebot Tilly mehrere grobe Geſchütze von den Schanzen abzuführen, welcher Befehl keine andere Deutung zuläßt, als daß er zum Abmarſche entſchloſſen war. So ſahen es auch die Belagerten an, welche ein Vorzeichen nahender Erlöſung darin erblickten. Hielt nun der Obergeneral wirklich den Sturm für unmöglich? oder gab er jenen Befehl aus Eiferſucht gegen Pappenheim, der bei der Belagerung faſt Alles gethan und auch jetzt ſich für ſicheren Sieg verbürgte? Die Ereigniſſe des folgenden Tages ſprechen für letztere Anſicht. Doch wollte Tilly die Verantwortlichkeit des Abmarſches nicht über ſich nehmen. Spät Abends hielt er Kriegsrath in ſeinem Zelte. „Sehr zweifelhaft,“ erklärte er, „ſcheine ihm das Gelingen eines Sturms.“ Pappenheim widerſprach, andere Befehlshaber ſchlugen ſich auf ſeine Seite. Als ein hoher Offizier das Beiſpiel Maſtrichts anführte, welche Feſtung früh Morgens erſtürmt worden ſey, weil ſich die Vertheidiger, keine Gefahr mehr ahnend, zur Ruhe begeben hätten, ward beſchloſſen, den $^{10}/_{20}$. Mai nach Aufgang der Sonne einen allgemeinen Sturm zu wagen. Pappenheim ſollte mit drei Regimentern, dem Gronsfeldiſchen, Wanglerſchen und Savelliſchen, das große Werk gegenüber der Neuſtadt, Herzog Adolf von Holſtein die Schanze am Krökerthor, Graf Wolf von Mannsfeld den Heydek, endlich Tilly ſelbſt mit drei kaiſerlichen Regimentern und etlichem ligiſtiſchen Volk das neue Werk bei der Elbebrücke anfallen. Sobald das Zeichen mit der Kanone gegeben würde, kam man überein, an allen vier Orten zugleich Sturm zu laufen. Pappenheim hatte den günſtigſten Poſten; der Graben vor ihm lag trocken, Stufen und Einſchnitte waren an dem nicht ſehr abſchüßigen Walle bereits angebracht. Während der Nacht vom 9. auf den 10. ließ er vollends Alles rüſten, Leitern wurden herbeigeſchleppt, die Paliſaden ausgeriſſen. Morgens ſtand ſein Volk zum Sturme bereit, auf das Zeichen zum Angriff wartend, der manchem tapfern Soldaten das Leben

koſten ſollte, als Tilly die Befehlshaber unerwartet noch einmal zum Kriegsrathe berief. Er wiederholte die Zweifel von geſtern. Abermal drang er nicht durch, die Uebrigen beharrten auf ihrer Meinung. Zwei Stunden, von fünf bis nach ſieben, giengen durch dieſe Zögerung verloren. Dieſelbe war, ohne daß Tilly daran dachte, das Verderben Magdeburgs und ſeiner Bewohner. Bis fünf Uhr hatte die ganze Bürgerſchaft auf den Wällen Wache gehalten; weil während der Nacht nichts geſchah, weil man geſtern die Stücke im Tilly'ſchen Lager von der Schanze hatte abführen ſehen, weil die Annäherung des Königs bekannt war und Entſatz ganz natürlich ſchien, gab man ſich der Hoffnung hin, daß nichts mehr zu fürchten ſey; alſo gieng die Hälfte der Bürger ſammt einem Theil der Soldaten nach 5 Uhr in die Stadt zurück, um der Ruhe zu pflegen. Falkenberg, von demſelben Wahne verſtrickt, ritt nach dem Rathhauſe, um den Tilly'ſchen Trompeter, der noch in der Stadt war, abzufertigen. Die auf den Poſten zurückgebliebenen Soldaten und Bürger waren ſchlaftrunken, gedankenlos.

Nach 7 Uhr Morgens ſetzte Pappenheim an. Die Dragoner und Küraſſiere ſtiegen ab und miſchten ſich unter die Fußknechte. Mit dem Feldgeſchrei „Jeſus Maria“ fielen ſie auf einen kleinen Poſten von 15 Mann, der am Fuße des oberen Walles über dem Stadtgraben ſtand. Alle wurden niedergeſtreckt, ohne Lärm machen zu können. Dann gings in einer Furie den obern Wall hinauf. Schnell wurde die Bruſtwehr überſtiegen, aber hier fanden die Kaiſerlichen kraftvollen Widerſtand durch die herbeieilenden Wachen. Zu gleicher Zeit mit Pappenheim ſtürmte der Herzog von Holſtein die hohe Pforte, und wurde bald Meiſter, weil die Bewachung dort ſehr ſchlecht beſtellt war. Ueber den Wall herunter rannten die Stürmenden nach dem innern Theil des Thores, als Falkenberg auf dem Kampfplatze erſchien. Aufgeſchreckt durch den Lärm war er vom Rathhauſe fortgeeilt, und hatte unterwegs alle verfügbare Mannſchaft aufgerafft. Indeſſen ertönten auch die Sturmglocken, das Praſſeln der Gewehre, das Dröhnen des groben Geſchützes trieb die eingeſchlafenen Bürger aus ihren Häuſern, alles eilte dem Orte zu, woher der Lärm ſich hören ließ. Nun wurde von 8—10 Uhr wüthend gefochten. Wie Ebbe und Fluth wogte der Kampf unentſchieden durch die Gaſſen an der innern Mauer, am Fuße des Walles, und ſelbſt dieſen hinauf. Kaiſerliche Offiziere geſtanden nachher, wenn der Feind nur 500 Reiter gehabt hätte, würden ſie aus der Stadt zurückgeſchlagen worden ſeyn. Das ganze Gewicht des Kampfes lag auf Pappenheim und dem Herzog Adolf. Kein Tilly, kein Mannsfeld erſchien. Man ließ die Beiden ſchändlich ſtecken, unverkennbar war die Abſicht, Pappenheim aufzuopfern. Dieſer ſah 1000 ſeiner bravſten Soldaten um ſich fallen. Mit unſäglicher Mühe brachte er endlich die Roſſe ſeiner Küraſſiere über den pickentiefen Graben und den Wall in die Stadt hinunter. Die Reiter ſaßen nun auf, und machten durch die Wucht ihres Anfalls Raum. So

ſehr Pappenheim den Gefahren Trotz bot, hatte er das Glück, unverletzt zu bleiben. Nicht ſo gut gieng es den Magdeburgern. Schon zu Anfang des Sturmes wurde Falkenberg erſchoſſen. Die Verwirrung, welche ſein Tod hervorbrachte, ſtellten Amſterroth, die Oberſten Wudrich, Troſt, der Hauptmann Schmid und etliche andere tapfere Offiziere wieder her. Aber auch dieſe erlagen nach und nach oder mußten ſchwer verwundet weggetragen werden. Endlich nach 10 Uhr brach Tilly, weil die Ungeduld ſeiner Leute keine längere Zögerung geſtattete, durch eine kleine Oeffnung und mit wenigem Volk in die Stadt. Zugleich wurde eines der Thore geöffnet, durch welches mit den Kroaten auch das Geſchütz hereinwogte. Die Kanonen begannen die Straßen zu fegen. Jetzt war kein Widerſtand mehr möglich. Verzweifelt flüchteten die am Leben gebliebenen Bürger und Stadtſoldaten in ihre Wohnungen. Mit den Waffen in der Hand waren die Einwohner überwältigt worden. Folglich galt nach Kriegesſitte keine Schonung. Eine fürchterliche Scene begann, welche freilich unter ſolchen Umſtänden ſich faſt überall wiederholen wird. Kein Mann erhielt Pardon, noch ſchlimmer gieng es dem ſchwächeren Geſchlecht, das viehiſchen Lüſten fröhnen mußte. In der Katharinenkirche hieben die Kroaten 53 Weibsperſonen die Köpfe ab. Zwei Soldaten von dieſem Geſindel fanden einen ſchreienden Säugling auf der Gaſſe liegen; ſie faßten ihn, der Eine an dieſem der Andere an jenem Schenkel, und riſſen das Kind mitten entzwei. Weiber, die ſie zuvor geſchändet, warfen ſie ins Feuer. Etliche edle Frauen entgiengen ihrer Wuth durch heroiſchen Tod. Ein Mädchen ſprang, um ihre Ehre zu retten, in einen Brunnen, andere ſuchten ihr Heil im Feuer. Auf den Straßen ſah man Kinder neben ihren ermordeten Eltern liegen, welche aufs kläglichſte ſchrien. Wir wollen ſolche herzzerreißende Bilder nicht länger ausmalen [1]).

---

[1]) Die ſchlichte Erzählung eines Augenzeugen, die uns übrig geblieben iſt, verdient mitgetheilt zu werden, weil ſie ein treueres Bild vom Unglück der Stadt Magdeburg gibt, als allgemeine Schilderungen zu geben vermögen. Der Prediger an der Katharinenkirche, Chriſtoph Thodänus, welcher zur Zeit des Sturmes in Magdeburg war, und Gelegenheit fand ſich zu retten, berichtet ſeine Schickſale (S. H. Calvisius „das zerſtörte und wieder aufgerichtete Magdeburg.“ Magdeburg 1727. 4to. S. 110 flg.) folgendermaßen.

„Nachdem ich Dienſtags den 10. Mai 1631 meine gewöhnliche Wochenpredigt gehalten, und mich nach Hauſe begeben hatte, brachten mir einige Leute aus der Jakobspfarrei die Nachricht, der Feind ſey ſchon auf dem Wall und in der Stadt. Wir erſchracken darüber heftig und wollten es anfänglich nicht glauben; allein es war leider nur allzuwahr. Voll Angſt ließ ich mein Haus offen ſtehen und gieng mit meiner Frau und der Magd zu meinem Kollegen, dem Herrn Senior und Pfarrer zu Katharinen, Malſius. Wir trafen hier ſchon mehrere Perſonen an. Wir beteten mit einander, empfahlen unſere Seelen dem treuen Gott und erwarteten mit Furcht und Zittern, wie es uns nach dem göttlichen Willen ergehen werde. Wie viel bittere und heiße Thränen, beſonders von den wehmüthigen Frauen, damals vergoſſen, und wie viel Seufzer gen Himmel geſchickt wurden, weiß der barmherzige Gott am allerbeſten!“

„Ich konnte hier nicht lange bleiben, weil ich zu einem Oberſten von den Unſrigen, der ſehr gefährlich verwundet worden war, in den Gaſthof zum langen Hals gerufen wurde. So ſehr mich auch meine Frau bat, ſie nicht zu verlaſſen: ſo war mir doch nicht möglich, die Pflichten meines Amtes hintanzuſetzen. Ich gieng mit dem betrüb-

Das Plündern dauerte übrigens nicht lange, ein ſtärkeres Element that der Wuth des Soldaten Einhalt. Während der Kampf in der Stadt noch ſchwankte, hatte Pappenheim, um die fechtenden Bürger zu entmuthigen, Befehl zu Anzündung der nächſten Häuſer gegeben. Ein heftiger

---

teſten Herzen und mit der Vorſtellung, daß wir uns in dieſem Leben nicht wieder ſehen würden, von ihr. Auf dem breiten Wege umringten mich viele Frauen und Jungfern, die mich ängſtlich fragten, was ſie thun ſollten. Ich konnte ihnen keinen andern Rath geben, als im Gebet zu Gott ihre Zuflucht zu nehmen. Ich erreichte endlich den Gaſthof, und traf in der vorderſten Stube den Verwundeten auf der Erde liegend, in der äußerſten Schwachheit an. Ich ſprach ihm Troſt zu, ſo gut als ich es damals in dem allgemeinen Schrecken konnte; denn der Feind trieb ſchon das arme Volk wie eine Heerde Vieh auf dem breiten Wege vor ſich her, und feuerte auf ſie. Wer getroffen wurde, der lag, wer laufen konnte, der that es. Mitten unter dieſer Verwirrung kam meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube hereingetreten. Sie zog mich mit Gewalt aus dieſem Zimmer, das voller Gewehre hing, vor und deſſen Fenſtern die Feinde ſchon ſo heftig feuerten, daß daſſelbe ganz mit Rauch angefüllt war. Wir giengen in die nach dem Hofe zu liegende hintere Stube; kaum waren wir daſelbſt angelangt, als die feindlichen Soldaten an der verriegelten Thüre mit aller Gewalt anſchlugen. Auf Befehl des Wirths mußte ſie geöffnet werden, und die Feinde drangen nunmehr mit Macht herein. Sie verlangten ſogleich Geld von mir. Ich hatte ein Schächtelchen, worin ſich ungefähr 6 oder 7 Thaler befanden, bei mir, und ich gabs dem Einen; weil aber kein Gold dabei war, ſo drang er in mich, ihm ſolches zu verſchaffen. Doch er hörte meine Entſchuldigung an, nahm das Silbergeld und gieng davon. Unterdeſſen wurde in der Stube und Kammer Alles aufgeſchlagen und fortgeſchleppt. Unter dieſen Soldaten war ein junger Menſch, der nicht fühllos zu ſeyn ſchien, und den meine Frau um Gotteswillen bat, uns zu ſchützen; allein er gab ihr zur Antwort: „Liebe junge Frau, das können wir nicht thun; wir müſſen unſere Feinde verfolgen.“

„Die erſte Angſt war alſo glücklich überſtanden, und wir ſchmeichelten uns mit der Hoffnung, daß nun Alles vorbei ſeyn würde. Wie ſehr betrogen wir uns! — Es dauerte nicht lange, ſo kam aufs Neue eine Rotte, die Geld von uns verlangte, und die wir mit zwei Thalern und zwei ſilbernen Löffeln, die unſere Magd eingeſteckt hatte, befriedigten. Dieſer folgten ſogleich einige andere nach, worunter ſich beſonders Einer befand, der fürchterlich ausſah, zwei Musketen trug, im Maul zwei Kugeln hatte, und mit ſchrecklicher Stimme zu mir ſagte: „Pfaffe, gib Geld.“ Ich ſtellte ihm mein Unvermögen, und daß ich in dieſes Haus nicht gehöre, vor. Meine Entſchuldigungen rührten ihn nicht; er richtete vielmehr eine ſeiner Musketen auf mich, blies die Lunte an, und ſchoß los. Zum Glück für mich hatte meine Frau ſo viel Muth und Gegenwart des Geiſtes, daß ſie die Muskete in die Höhe ſchlug, wodurch die Kugel mir über dem Kopf in die Wand flog. Er beſtand noch immer darauf, Geld oder Silberwerk von uns zu haben. Meine Frau ſchnitt endlich die ſilbernen Hacken von ihrem Bruſtleibchen ab, und gab ſie ihm. Ein Anderer forderte auch Geld von mir: und da ich noch drei alte böhmiſche Groſchen in meiner Taſche fand, ſo legte ich ſie ihm auf den Tiſch, und verſicherte ihn, daß ich weiter nichts beſäße. Er ſchien meinen Worten zu glauben, nahm das Geld und verließ uns. Endlich kamen noch vier oder fünf Soldaten mit Partiſanen, die aber, weil ſie mich in einer prieſterlichen Kleidung ſtehen ſahen und die Urſache meines Hierſeyns hörten, von uns nichts begehrten, ſondern zu mir ſagten: wir wollen ſehen, ob du Pfaffe wirſt Fuß halten.“

„Um nicht noch mehreren Anfällen und Plackereien ausgeſetzt zu ſeyn, beſchloſſen wir, aus der Stube zu gehen, und auf dem oberſten Boden Sicherheit zu ſuchen. Hier blieben wir auch einige Zeit verſchont; aber, o Gott! wie groß war unſere Furcht, und welche Todesangſt mußten wir ausſtehen, da wir auf der Straße den ſchrecklichen Lärm der feindlichen Soldaten, das Geſchrei und Wehklagen der Bürger, und im Hauſe unter uns die größten Gewaltthätigkeiten verüben hörten. Zu einigem Troſt gereichte es uns doch, daß noch lauter teutſch geſprochen wurde.“

„Nachdem im Hauſe und auf dem mittlern Boden Alles aufgebrochen war, kamen die feindlichen Soldaten auch zu uns herauf. Wir ſtellten uns dicht an die Treppe, damit ſie uns gleich ſehen ſollten. Unter der erſten Rotte war Einer, der mich mit einer

Wind fachte das Feuer bald zur lichten Flamme an. Gegen Mittag brannte die Stadt an allen Ecken, von den Kirchendächern, die zum Theil mit Blei oder Kupfer gedeckt waren, rann das Metall in glühenden Tropfen herunter. Man konnte es vor Hitze in der Stadt nicht mehr aushalten,

---

großen ſpitzigen Keule zu Boden ſchlagen wollte: ſein Kamerad verhinderte ihn aber daran und ſagte zu ihm: Was willſt du machen? Du ſiehſt ja, daß es ein Prediger iſt. Dieſe Vorſtellung that bei ihm eine ſo gute Wirkung, daß er von ſeinem Vorhaben abließ und von uns gieng. Kaum hatte uns dieſer verlaſſen, ſo kam ein Anderer mit einem bloßen Degen in der Hand die Treppe heraufgerannt, brachte mir einige gefährliche Wunden am Kopfe bei, und forderte mit Ungeſtüm und unter den entſetzlichſten Drohungen Geld, und weil meine Frau über die mir angethane harte Beleidigung äußerſt wehklagte, ſo wollte er auch ſie ſeine Wuth empfinden laſſen und würde ſie gewiß durchſtochen haben, wenn nicht der Degen abgeglitten wäre. Ich blutete unterdeſſen ſehr heftig, und mein weißer Prieſterkragen, wie auch mein Rock war voll Blut. Dieß ſowohl, als unſere Geduld ſchien ihn zu rühren. Ich benützte dieſe Gelegenheit, ihm die Veranlaſſung, wie ich in dieſes Haus gekommen ſey, zu ſagen, und ihn zu bitten, mit uns in unſere Wohnung zu gehen, wo wir ihm Alles, was wir noch beſäßen, geben wollten. Er nahm unſern Vorſchlag an, und ſagte in gebrochenem Teutſch — denn er konnte dieſe Sprache nicht recht — zu mir: Nun ſo komm, Pfaff, gib mir dein Geld, will dirs Wort ſagen; Jeſus Maria iſt das Wort: wenn du das ſagſt, thut dir Soldat nichts mehr. Meine Frau hielt ſich an ſeinem Mantel, und ſo wanderten wir mit einander fort."

„Auf dem breiten Wege, der voll Leichname lag, wurde uns ein vornehmer Offizier gewahr: „Kerl, machs ſo mit den Leuten, daß es zu verantworten iſt." Gleich darauf aber ſprach er zu meiner Frau: faſſet meinen Steigbügel, nehmt euren Herrn bei der Hand und führt mich in euer Haus; Ihr ſollt Quartier haben. Zu mir ſagte er mit etwas leiſerer Stimme und mit der Hand winkend: Ihr Herren, Ihr Herren, Ihr hättet es auch wohl anders machen können. Ich wußte aber nicht, was er darunter verſtand. Wie wir vor unſerem Hauſe ankamen, fanden wir es mit Soldaten angefüllt, die ſich mit Plündern beſchäftigten. Auf Befehl des Offiziers mußten ſie ſogleich daſſelbe räumen, und um uns vor ferneren Anfällen in Sicherheit zu ſetzen, gab er uns zwei von ſeinen Leibſchützen zur Wache, und befahl meiner Frau, für mich Sorge zu tragen, daß ich verbunden würde. Er verließ uns, jedoch mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. Unſere Wache hatte genug zu thun, die Soldaten, die mit aller Gewalt in unſer Haus dringen wollten, abzuhalten: und ließen ſie ſich endlich gleich durch die Nachricht, daß der Oberſtwachtmeiſter vom Savelliſchen Regimente hier ſein Quartier habe, abweiſen, ſo bezeugten ſie ſich doch darüber ſehr unwillig, und fragten: ob das auch Recht ſey? Tilly hätte geſagt: drei Tage plündern, rauben und todtmachen. Indeß blieben wir doch verſchont, und weil uns unſere Wache zu verſtehen gab, daß ihre Kameraden eine anſehnliche Beute machen würden, während ſie hier müſſig ſtehen müßten: verehrten wir einem jeden zwei Roſenobel, womit ſie auch vollkommen zufrieden waren."

„Unſer Oberſter kam ſeinem Verſprechen gemäß bald zu uns zurück, hielt ſich aber nicht lange auf, ſondern eilte wieder fort, um zu ſehen, ob nicht zu Löſchung des Feuers einige Anſtalten gemacht werden könnten. Kaum war er bis auf den breiten Weg geritten, als er ſchleunigſt wieder bei uns eintraf, und zu meiner Frau ſprach: Frau, nehmt mein Pferd beim Zaum, und euren Herrn bei der Hand und führt mich zur Stadt hinaus, oder wir müſſen Alle verbrennen. Denn das Feuer hatte ſchon gewaltig über Hand genommen, und hinter unſerer Kirche auf dem breiten Wege ſahen wir einen ſtarken ſchwarzen Rauch aufſteigen. Wir warfen Alles, was noch vorhanden war, in den Keller, beſchütteten die Thüre mit Erde, und ich, meine Frau mit einem Prieſterrock auf der Achſel, und unſere Magd mit des Nachbar Krüger's Kinde auf dem Arm, traten nunmehr unſere traurige Wanderſchaft an. Meine Frau mußte des Oberſten Pferd beim Zaume führen, und weil alle Thore in vollem Feuer ſtanden, ſo nahmen wir unſern Weg nach dem Fiſcherufer zu. Es war dieß für uns ein ſchrecklicher Gang. In der Peters- und Johannis-Pfarrei wütheten die Flammen, die Straßen waren mit todten Körpern beſäet, durch viel tauſend Soldaten muß-

die Sieger zogen ſich auf den Wall zurück, ganze Schaaren von gefangenen Weibern und Kindern mit ſich führend. Manche der Plünderer, welche ſich durch Saufen um die Beſinnung gebracht und zurückgeblieben waren, verbrannten mit den Einwohnern. Von Mittag bis Nachts zehn Uhr — ſo lang dauerte die Feuersbrunſt — ſank die reichſte Stadt Mitteldeutſchlands in Schutt und Trümmer zuſammen. Nur etwa 140 kleine Hütten am Fiſcherufer, einige Häuſer um den Dom, dieſer ſelbſt und das Liebfrauenkloſter blieben ſtehen. Letzteres ward durch die Thätigkeit der Mönche gerettet, welche etliche hundert Soldaten vermochten, dem Feuer zu wehren. Als Katholiken fanden ſie bei Katholiken Gehör. Gefangen wurden außer drei Bürgermeiſtern der Generalmajor Amſterroth, dieſer

ten wir uns hindurchdrängen, und die Kroaten wollten immer auf mich hauen, ſchießen und ſtechen; ich würde gewiß, ſo wie viele Andere, ein Opfer ihrer Grauſamkeit geworden ſeyn, wenn mich nicht unſer Oberſter beſchützt und ſeine Bedienten uns umgeben hätten. Wir langten endlich bei der hohen Schanze an, wo wir hinunter mußten, ob uns gleich bei dem Anblicke der Tiefe ſchwindelte; aber es half nichts, wir mußten hinunter, und ſo kamen wir endlich im feindlichen Lager bei Rothenſee an. Indem wir durch das Lager giengen, mußten wir viele Läſterung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören; nur ein Offizier ſagte zu mir in lateiniſcher Sprache: Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae confessioni: (ich habe Mitleiden mit dem Herrn, denn ich bin auch ein augsburgiſcher Confeſſionsverwandter.) Ich trug Bedenken, ihm zu antworten."

„Sobald wir in das Zelt unſers Oberſten getreten waren, fragte er uns, was für eine Vergeltung er erhalten würde, nachdem er uns unſer Leben errettet habe? Wir antworteten ihm, daß wir ihm jetzt Nichts geben könnten, wir verſprächen ihm aber alles das Unſrige, was wir an Gold und Silber vergraben hätten, getreulich zu überliefern. Den folgenden Morgen ſchickte er einige ſeiner Bedienten mit der Magd in die Stadt, um unſer Hab und Gut abholen zu laſſen; allein ſie brachten nichts mit, weil es ihnen wegen des noch anhaltenden Feuers unmöglich geweſen war, in den Keller zu kommen. Indeſſen wurden wir von dem Oberſten ungemein liebreich behandelt, und ſehr gut verpflegt. Deſſenungeachtet ſehnten wir uns nach einem ruhigeren Leben. Meine Krankheit vergrößerte dieſe Sehnſucht bei meiner Frau, und ſie bat daher den Oberſten inſtändig um einen Paß und um die Erlaubniß zu unſerer Abreiſe. Er ſchlug dieſe Bitte ab, weil er noch kein Löſegeld von uns erhalten hatte. Endlich überbrachte unſere Magd alle unſere Koſtbarkeiten, die dem Oberſten ſogleich zugeſtellt wurden. Er ſchüttete alles auf den Tiſch und es waren manche ſchöne alte Thaler darunter, die ich ſelbſt lange Zeit nicht geſehen hatte. Er gab meiner Frau ihre neuen ſilbernen Hacken und einen Thaler als Zehrgeld zurück, und behielt alles Andere an baarem Geld und etliche ſilberne Becher. So ſauer es uns auch geworden war, ſolches zu erwerben: ſo gönnten wir es ihm doch gern, weil wir ihm nächſt Gott unſer Leben zu danken hatten. Auf unſer nochmaliges Anſuchen ließ er nunmehr den Paß ausfertigen, in welchem er ſich unterſchrieb: K. K. M. des löblichen fürſtlichen Savelliſchen Reg. beſtellter Oberſtwachtmeiſter und Hauptmann D. Joſeph de Aynſa. Wir traten ſogleich auf Anrathen des Herrn von Potthauſen unſere Reiſe nach Olvenſtädt an, wo wir von dem lutheriſchen Feldprediger des Holkiſchen Regiments, Herrn Jakob Schwanenberg, aufs liebreichſte empfangen wurden. Dieſer würdige Mann erzeigte uns und vielen andern Magdeburgern, beſonders aber mir, der ich noch immer ſehr krank war, viele und große Wohlthaten, und wir blieben bis zum Sonnabend bei ihm, an welchem Tage uns der Herr von Potthauſen nach Garleben ſchaffte. Von da giengen wir nach Salzwedel, und kamen endlich nach vielem ausgeſtandenem Ungemach in Hamburg an. Hier wollte ich einige Wochen bleiben und den Ausgang der Sache erwarten; allein Gott fügte es, daß ich bald darauf von dem Rath und der ganzen Gemeinde zu Rendsburg im Holſteiniſchen zu dem damals erledigten Diakonat berufen wurde, welchen Ruf ich auch annahm!"

tödtlich verwundet, die beiden Oberſten Uslar und Boie, ſammt der ganzen Reiterei, welche vor dem Dom auf dem neuen Markt aufgeſtellt war. Auch der Adminiſtrator fiel nach verzweifelter Gegenwehr in Feindes Hand. Gegen Mannsfeld, dem es nicht Ernſt war mit ſeinem Angriffe, hielt er den angewieſenen Poſten noch inne, als Pappenheim ſich bereits der Stadt bemeiſtert hatte. Dann wurde er im Rücken angefallen, in den Schenkel geſchoſſen und überwältigt. Ein Soldat brachte ihm mit der Partiſane eine ſchwere Wunde am Kopfe bei, Andere zerbläuten ihn mit Gewehrkolben. Den gänzlich ausgeplünderten und bis auf die Haut entblößten ſetzten ſie auf ein Pferd, und führten ihn den abſchüſſigen Wall hinab ins Pappenheimiſche Lager. Tilly überhäufte ihn dort mit bitteren Vorwürfen. Man brachte ihn zuerſt nach Wollmirſtädt, ſpäter nach Wolfenbüttel. So kam der Anſtifter des Magdeburgiſchen Unglücks, während alles Volk ſtarb, mit dem Leben davon. Am Morgen des folgenden Tages eilten die Soldaten wieder in die rauchenden Trümmer zurück, um in den Gewölben Nachforſchung zu halten. Sie machten große Beute an Silber und Gold, Kleidern, Lebensmitteln aller Art und Getränken; denn die Bürger hatten ihr beſtes Eigenthum in die Keller gebracht. Drei Tage lang wurden die eroberten Vorräthe im Lager verpraßt. Die trunknen Soldaten nannten ihre Schlemmerei nach dem alten Bilde, das nie eroberte Feſtungen mit Jungfern, gefallene mit Frauen vergleicht, die Magdeburger Hochzeit. Nach der Domkirche waren während des Sturmes gegen 1000 Perſonen, meiſt Weiber, Jungfrauen und Kinder, nebſt wenigen Bürgern und etlichen Soldaten geflohen. Dort blieben ſie faſt drei Tage in Todesangſt, erſtickender Hitze und ohne Nahrung. Den $^{12}/_{22}$. kam Tilly in die Stadt, ließ die Kirche öffnen, den Unglücklichen Gnade ankündigen, und Soldaten-Brod unter ſie austheilen. Erſt den $^{14}/_{24}$. hielt er ſeinen Siegeseinzug, wobei ihm die eroberten Fahnen zu Füßen gelegt wurden. Nach Khevenhiller's Zeugniß ſoll er bei dieſer Gelegenheit ſein tiefes Bedauern über das Schickſal der unglücklichen Stadt ausgeſprochen haben. Die Greuelſcene ſchloß am $^{15}/_{25}$. mit einem feierlichen „Herr Gott dich loben wir," das unter Kanonendonner im katholiſch gemachten Dome abgeſungen wurde. Außer den gefangenen Weibern und Kindern blieben etwa 400 Bürger am Leben. Vielleicht 20,000 Einwohner hatte der Tod durch Schwerdt oder Feuer dahingerafft [1]). Auch die Geretteten verſchonte weniger Menſchlichkeit, als Habſucht, weil man von ihnen hohes Löſegeld zu erpreſſen hoffte. Doch fand der größte Theil Gelegenheit, während einer im Tilly'ſchen Lager entſtandenen Feuersbrunſt in der Nacht des $^{14}/_{24}$. Mai zu entfliehen. Unter denſelben war auch Johann Stahlmann, ein Agent Guſtav Adolf's, den die Sieger in der Stadt gefangen genommen und mit großer Härte behandelt hatten.

Vorliegende Schilderung vom Untergange Magdeburgs iſt nach den

---

[1]) Die Zahl iſt ungewiß, man ſehe Senkenberg V, 296 Note b. —

beſten Quellen, Chemniz [1]) Khevenhiller [2]) Spanhemius [3]), endlich nach dem Berichte Pappenheim's an den Kaiſer entworfen. Von ſelbſt ergibt ſich daher, daß jene Erzählung von Tilly's Grauſamkeit, daß namentlich die Theaterſcene „kommt in einer Stunde wieder, der Soldat muß Etwas haben für ſeine Arbeit," Mährchen ſind. Letztere Aeußerung ſetzt voraus, daß Tilly es war, der Magdeburg eroberte, und daß die Soldaten die ſchönſte Muße zum Plündern fanden. Aber das Eine iſt ſo falſch, wie das Andere. Pappenheim nahm die Stadt und nach zweiſtündigem Plündern hatte der Brand ſchon ſo furchtbar um ſich gegriffen, daß es Niemand mehr drinnen aushalten konnte. Grauſam war das Schickſal, das Magdeburg erfuhr, aber nicht gegen die damalige Gewohnheit. Man muß keinen allgemeinen Maßſtab weder an Menſchen, noch Ereigniſſe, noch Thaten legen, ſondern jede betrachten nach ihrer Zeit. Eine außerordentliche Grauſamkeit iſt eine ſolche, die ein einzelner Unmenſch gegen die gewöhnliche Handlungsweiſe der Mitlebenden begeht. Als eine ſolche hat man die Zerſtörung Magdeburgs gebrandmarkt, aber mit Unrecht. Die Einwohner verſchoſſen ihre letzte Patrone, ehe ſie vom Walle wichen, nach einem zweiſtündigen verzweifelten Kampfe hatte Pappenheim die Fechtenden überwunden. Der Bürger übernahm die Rolle des Soldaten, alſo mußte er ſich auch gefallen laſſen, wenn er als bewaffneter Feind behandelt wurde. Hiezu kommt, daß der Partheihaß damals eine fürchterliche Höhe erreicht hatte. Dieſes Magdeburg war bekannt als eine alte Rebellin gegen Kaiſer und Reich, als eine widerſpenſtige Guelfin. Schon Kaiſer Karl V. mußte vor ihren Wällen abziehen, und erſt zwei Jahre früher unter Wallenſtein's Kommando Pappenheim ſelbſt. Jetzt war die hartnäckige Feindin in ſeinen Händen nach dem wüthendſten Kampfe, alſo keine Schonung: „hie Guelfen, hie Gibellinen, wie Ihr mir gethan hättet, wenn ich unterlegen wäre, ſo geſchehe es Euch." Unentſchuldbar bleiben freilich die gegen Weiber, gegen Kinder begangenen Scheußlichkeiten, aber dieſer Vorwurf trifft nicht die Generale, nicht Tilly, nicht Pappenheim, ſondern die menſchliche Natur oder die Rohheiten und die ſchlechten Einrichtungen jener Zeit. Es war das Unglück des Kaiſers, daß er ſolche Bluthunde füttern, daß er ſie, weil es ihm an Geld zur regelmäßigen Bezahlung gebrach, nicht unter der ſtrengen Ruthe der Mannszucht halten konnte. Befohlen hat weder Tilly noch Pappenheim die vom gemeinen Kriegsvolke verübten Greuel. Dieſelben zu verhindern, als einmal das Blut in Wallung war, ſtand außer ihrer Macht. Guſtav Adolf, den man gewöhnlich als beſchämenden Gegenſatz neben die beiden kaiſerlichen Generale hinſtellt, mußte ſeinen Soldaten eine dreiſtündige Plünderung Frankfurts geſtatten, und doch waren es dort Proteſtanten, die von Proteſtanten beraubt wurden, es waren

---

[1]) I, 157 flg. — [2]) XI, 1806 flg. — [3]) Soldat Suedois S. 52 flg.

ruhige Bürger, die keinen Finger gegen die Schweden erhoben, ſondern im Gegentheil ihre Wünſche für das Wohl des Königs zum Himmel emporſchickten. Hätten ſie ſich gegen die Schweden gewehrt, wie die Magdeburger gegen Pappenheim, was würde dann aus Frankfurt geworden ſeyn? Sicherlich ein Schutthaufen, wie Magdeburg auch. Wir ſagen dieß nicht, um Grauſamkeiten zu entſchuldigen oder gar den König von Schweden herabzuſetzen, ſondern unſere Abſicht iſt, den Charakter zweier Waffenhäupter zu retten, welche Partheigeiſt ſchändlich verläſterte. Teutſche Geſchichtſchreiber haben Beide wegen Magdeburgs Fall um die Wette mit Koth beworfen, und nicht eher geruht, bis Tilly namentlich ſchwärzer als der Teufel hingeſtellt war. Das Schlimmſte iſt noch, daß die Grauſamkeit, welche man dem ligiſtiſchen Oberfeldherrn Schuld gibt, wie faſt immer, zugleich den Vorwurf des Unverſtands in ſich ſchließt. In der That, wie thöricht hätte Tilly gehandelt, wenn er eine Stadt, aus welcher er die größten Geldſummen ziehen konnte, muthwilliger Weiſe zerſtörte, und dadurch ſich ſelbſt aller dieſer Hülfsmittel beraubte! So handelt ein Mann nicht, der ohne Verwandte, ohne Geburt ſich auf dem rauhen Pfade des Verdienſts vom Soldaten bis zum Feldhauptmann emporſchwang.

Aber ein anderer gerechter Vorwurf trifft Tilly, der, daß er ſeinen Mitfeldherrn aufopfern wollte und ihn dem Tode geweiht hatte. Aufs beſtimmteſte behauptet dieß Pappenheim in einem Berichte, den er unter dem $^{5}/_{15}$. Auguſt 1631 aus Tangermünde an den Kaiſer erſtattete[1]. „Schändlich,“ dieß ſind ſeine eigenen Worte, „habe man ihn in größter Gefahr ſtecken laſſen.“ Tilly ſey daran Schuld, „daß Seiner kaiſerlichen Majeſtät und des ganzen römiſchen Reichs Untergang oder Aufnahme in die zwei Stund auf einer zweifelhaften Spitze geſtanden, und daß ich meiner Seits bei tauſend ausbündiger Soldaten einbüßte.“ Als Zeugen führt er die angeſehenſten Offiziere des Heeres an. Nur ſeinen Gefährten gebühre die Ehre des Tags. Dieſem Satze gibt er folgende ſchöne, ritterliche Wendung. „Ich und meine redlichen tapferen Spießgeſellen haben bei dieſem großen von Gott ſo wunderbar verliehenen Siege Nichts Anderes zu bedauern, als daß wir Euere kaiſerliche Majeſtät und dero Frauen nicht ſelbſt zu Zuſchauern gehabt, damit ſich Niemand dieſer That unwürdig rühme, ſondern der Preis und Ritterdank Denen, ſo es mit Gefahr und Ehre verdienet, allein verbleiben möge.“ Obgleich der Bericht drei Monate nach dem Falle der Stadt verfaßt iſt, athmet er noch die volle Leidenſchaft beleidigten Rechtgefühles. Zum Schluſſe ſagt Pappenheim, daß er ſogleich von Tilly gerichtliche Unterſuchung verlangt, aber nicht erreicht habe, „deßhalb komme es dem Kaiſer zu, den Prozeß anzuordnen und als gerechter Kriegsherr das Böſe zu beſtrafen, das Wohlverhalten zu begnadigen.“ Im Grunde ſagen auch Chemniz und Khevenhiller Daſſelbe, was Pappenheim behauptet, nur drücken ſie ſich weit vorſich-

[1]) Abgedruckt in Wallenſtein's Briefen von Förſter II, 91 flg.

tiger aus. War es nun bloß jene Eiferſucht, die zwiſchen zwei ehrgeizigen Generalen ſo häufig vorkommt, was Tilly zu einer ſo traurigen That verleitete? oder liegt der Grund tiefer? Wir glauben das Letztere. Er mußte eines ſtarken Rückhalts bei ſeinem ältern Gebieter verſichert ſeyn, um etwas zu wagen, was ihn der größten Verantwortung gegenüber ſeinem neuen Herrn, dem Kaiſer, ausſetzen konnte. Wir haben oben die Gründe auseinandergeſetzt, welche zu der Annahme nöthigen, daß Pappenheim ſeit dem Regensburger Reichstage den bairiſchen Dienſt mit dem kaiſerlichen vertauſcht haben muß. Als kaiſerlicher Feldmarſchall war er nicht blos berechtigt, ſondern auch verpflichtet, die Liga an die Schuld zu erinnern, die ſie ſeit Wallenſtein's erzwungener Entlaſſung gegen Ferdinand II. abzutragen hatte, und den ligiſtiſchen Feldherrn unaufhörlich zum Kampfe gegen Schweden anzutreiben. Pappenheim that dieß, als ein läſtiger Mahner ſtand er Tilly zur Seite. Daher der Wunſch des letztern, ſich den Verhaßten vom Halſe zu ſchaffen und ihm im Nothfalle eine Grube zu graben. Eingedenk der Irrwege, in welche Allgewalt der Umſtände auch einen guten Menſchen verwickeln kann, wollen wir über Tilly wegen ſeiner böſen Abſichten gegen Pappenheim nicht den Stab brechen. Sie waren eine Frucht der Nothwendigkeit, zweien Herren mit entgegengeſetzten Intereſſen dienen zu müſſen, in welche man ihn zu Regensburg verſetzt hatte. Durch die Bande der Dankbarkeit wie der Neigung, vielleicht auch durch religiöſe Gelübde und Ordenspflicht — es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Tilly den Jeſuiten angehörte — an den einen früheren Gebieter, den Kurfürſten von Baiern, gekettet, konnte er dem andern nicht treu dienen. Vergeſſen hat ihm Pappenheim das Magdeburger Unrecht nie, er fand Gelegenheit vier Monate ſpäter auf den Gefilden Leipzigs mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Es iſt der Mühe werth, auf die tieferen Urſachen des Falles der Stadt Magdeburg einzugehen. Eine Vergleichung mit Stralſund führt zur Wahrheit. Beide Städte waren ungefähr in gleicher Lage, beide von gleich ſtarken Feinden angefallen, beide beſaßen ungefähr dieſelben Hülfsmittel. Denn wenn Stralſund den Vortheil der freien See und Zufuhr voraus hatte, hob ſich dieſer wieder in ſofern auf, als in Magdeburg kein Mangel herrſchte, und die Feſtungswerke dort viel ſtärker waren, als in der baltiſchen Stadt. Woher nun die Verſchiedenheit im Erfolge! Auch innerlich zeigt ſich ein großer Unterſchied. In Stralſund war es die Gemeinde, welche auf die hartnäckige Vertheidigung, war es der Magiſtrat, der auf Nachgiebigkeit drang. In Magdeburg fand gerade das umgekehrte Verhältniß ſtatt. Und hiemit löst ſich, glauben wir, das Räthſel des verſchiedenen Ausgangs. Entſchloſſenheit der Gemeinde rettet eine bedrohte Stadt viel eher, als der einſeitige Wille des Magiſtrats und weniger Reichen. Dort iſt, weil die Leidenſchaft Vieler aufgeregt wird, Thatkraft und Schwung. Es gilt kein Unterſchied, der Reiche muß ſich hergeben wie der Arme.

Manche, die im gewöhnlichen Geleiſe des Lebens Nichts zu ſagen hatten, und gehorchen mußten, finden Gelegenheit ſich auszuzeichnen, und über Männer, die durch Reichthum oder Geburt ein früher beneidetes Anſehen genoſſen, emporzuſteigen. So erhält das Wohl des Ganzen zwei mächtige Verbündete: den Ehrgeiz Vieler, und den immer wachenden Neid der Armen gegen die Glücklichen. Mag auch der Magiſtrat, wie in Stralſund, insgeheim den Abſichten der Menge widerſtreben: er iſt die Minderzahl, und wird von zu vielen eiferſüchtigen Augen bewacht, als daß er durchdringen könnte. Freilich mußte, ſo ſcheint es, die Gemeinde Magdeburgs eben ſo ſehr Rettung der Stadt wünſchen, als der Magiſtrat, denn mit der Stadt ſtand oder fiel das Volk. Dieß iſt wahr. Aber ein drittes, das Zuſammenwirken ſtörende, Element hatte ſich eingedrängt — wir meinen den Adminiſtrator. Der Rath unterſtützte dieſen, weil er durch das Aufkommen deſſelben eigene Intereſſen zu befördern hoffte. Anders die Gemeinde. „Sollen wir uns in Lebensgefahr ſtürzen, ſollen wir unſere Beutel angreifen, oder nur die Hand rühren, um einem fremden Prinzen, der uns gar Nichts angeht, der den Bürger gering achtet und ſeine Freiheiten beneidet, Land und Leute zu erwerben!“ So mag man auf den Zunftſtuben geſprochen haben. Abneigung gegen die gemeinſame Sache war die Folge davon, bald gewöhnte man ſich, ſie als eine fremde zu betrachten. Der Rath handelte ſeiner Seits, wie ariſtokratiſche Körperſchaften immer thun. Er nahm unzählige Rückſichten. Daher geſchah es, daß die Reichen ſich auf den Wällen durch Taglöhner vertreten laſſen durften, daß derſelbe Poſten immer demſelben Stadtviertel angewieſen wurde, nämlich der am mindeſten gefährliche dem reichſten, und ſo in einer Abſtufung fort bis zum bedrängteſten, der den armen Leuten blieb. Denn der Magiſtrat hatte ſeine Verwandte, die man billig ſchonen mußte; ſonſt gab es Familienzwiſte. Falkenberg mußte die Augen zudrücken bei dieſem Unfuge, weil er ganz von der Unterſtützung des Rathes abhing. Hieraus entſtand neuer Anlaß zu Klagen. Allmählich ſah das Volk die Vertheidigung der Stadt Magdeburg als ein Glücksſpiel an, das der fremde Prinz und ſein Verbündeter, der Magiſtrat, auf Rechnung eigener Ländergier trieb. Man hielt es für billig, an die Spekulation des großen Herrn eigene kleinere anzuknüpfen, die freilich ſehr ſchändlich und der Stadt nachtheilig waren. Eine Menge Zwiſchenträger verriethen dem Feinde draußen Alles, was in der Stadt vorgieng. Und hiemit kommen wir auf einen zweiten Punkt. Alle Quellen geben zu verſtehen, daß der Kaiſer eine ziemlich ſtarke Parthei in der Stadt hatte, die lieber zum Reiche halten, als Gut und Blut für einen Markgrafen von Brandenburg in die Schanze ſchlagen wollte. Und wahrlich wir möchten nicht ſagen, daß die Anſicht dieſer Leute unrichtig war. Im Uebrigen liefert dieſes Beiſpiel einen neuen Beleg der Politik des Wiener Hofs, die Städte in ſeine Intereſſe zu ziehen.

Die Nachricht vom Falle Magdeburgs erregte tödtlichen Schrecken im proteſtantiſchen Teutſchland. Guſtav vernahm ſie mit großem Schmerz.

Da er fürchten mußte, daß man ihn als Mitſchuldigen anklagen werde, weil er keinen Entſatz verſucht, erließ er eine öffentliche Vertheidigungsſchrift [1]). Er zeigte darin, daß ſeiner Seits vor Eroberung Frankfurts unmöglich etwas für die Stadt habe geſchehen können, ohne Alles aufs Spiel zu ſetzen, daß er nachher in Eilmärſchen zum Erſatz herbeigerückt, aber durch das Zögern Kurbrandenburgs und noch mehr durch die Weigerung des Kurfürſten von Sachſen an der Ausführung ſeines Planes verhindert worden ſey. Auch die eigenen Fehler der Magdeburger, ihr Geitz und ihre Gleichgültigkeit, wurden nach Gebühr aufgedeckt. Den Haupteinwurf dagegen, den man ihm machen konnte, warum er nach Beſetzung Spandaus nicht geradezu auf Magdeburg losgieng, ſondern einen Umweg über Wittenberg oder Deſſau machte, berührte er nicht. Magdeburg liegt bekanntlich auf dem linken Ufer der Elbe, aber ein Theil der Werke erſtreckte ſich auf das rechte, und wenn Guſtav Adolf auf dieſem, gegenüber der Stadt, erſchien, ſo konnte er die Verbindung leicht herſtellen. Jedenfalls mußte dann Tilly entweder abziehen, oder den Schweden eine Schlacht liefern. Aber letzteres wollte Guſtav Adolf nicht, weil er an Mannſchaft ſchwächer war als Tilly und Pappenheim zuſammen. Daher ſein Wunſch, nicht ohne den Kurfürſten von Sachſen den Entſatz oder vielmehr die Schlacht zu wagen, welche die Stadt befreien ſollte. Dieſen Beweggrund, der ein ſeinem Anſehen nachtheiliges Bekenntniß enthalten hätte, durfte er nicht ausſprechen. Daher wird derſelbe in der Vertheidigungsſchrift mit Stillſchweigen übergangen.

Die erſchreckten Proteſtanten erwarteten, daß Tilly den erſten Eindruck des Sieges benützen würde, um ſich auf die Schweden zu ſtürzen und dem Kriege ein Ende zu machen. Aber ſtatt zur raſchen That zu ſchreiten, ließ ſich die Liga und der Kurfürſt von Baiern wieder unter franzöſiſcher Vermittlung mit den Schweden in Unterhandlungen ein, welche abermals zu nichts führten. So kam es, daß aus dem Ruin jener Stadt nicht für Baiern, ſondern für Guſtav Adolf Loorbeere erblühten.

---

[1]) Khevenhiller XI, 1813 flg.

Fünftes Capitel.

Der Kurfürſt von Brandenburg wird mit Waffengewalt zum ſchwediſchen Bündniſſe genöthigt. Tilly zieht nach Heſſen. Guſtav Adolf geht nach Pommern, indem er ſein Heer an der Elbe zurückläßt. Greifswalde fällt. Wiedereinſetzung der Herzoge von Mecklenburg. Lager bei Werben.

Mitte Mai bis Auguſt 1631.

Auf die Nachricht vom Untergange Magdeburgs verlegte Guſtav Adolf ſein Heer von Potsdam nach Spandau zurück und ließ unter den Feſtungswällen ein Lager ſchlagen. Hier erſchienen Mitte Mai wieder Geſandte des Landgrafen Wilhelm V. von Heſſenkaſſel, begleitet von Bevollmächtigten des Herzogs Wilhelm von Weimar, welchen der Landgraf gewonnen. Die Verhandlungen vom vorigen Jahre wurden wieder aufgenommen und der Reiſe näher gebracht [1]). Der Herzog von Weimar erhielt dieſelben Zuſicherungen von Seiten des Königs wie der Landgraf. Er ſollte Kriegsoberſter im ſächſiſchen Kreiſe ſeyn und Vollmacht haben, auf Guſtav Adolf's Namen Summen zur Anwerbung von Kriegsvolk aufzunehmen. Auch verſprach der König, die beiden Fürſten für den Fall, daß ſie wegen des ſchwediſchen Bündniſſes von Land und Leuten vertrieben würden, zu entſchädigen, und ihnen eine Zuflucht in Schweden ſammt ſtattlichem Unterhalt zu gewähren. Nur Guſtav's Geldmangel [2]) war Schuld daran, daß dieſe Unterhandlung nicht zur völligen Reife gedieh. Aber während der König auf ſolche Weiſe zwei neue Verbündete an ſich zog, lief er Gefahr, einen älteren zu verlieren. Wie wir oben erzählten, hatte Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg ſeine Veſtung Spandau nur für ſo lange an die Schweden abgetreten, bis Magdeburg befreit ſeyn würde. Durch den Fall der Stadt war die Befreiung unmöglich, der bedungene Zweck unerreichbar geworden, alſo forderte der Kurfürſt die Feſtung zurück. Guſtav Adolf, der Spandau jetzt nöthiger brauchte als früher, war entſchloſſen, ſie nicht heimzugeben, jedoch ohne Aufopferung ſeines Wortes. Er verſuchte zuerſt eine Liſt. „Ich finde keine Ausdrücke," ſchrieb [3]) er dem Kurfürſten, „um den Schmerz zu ſchildern, welchen der Untergang Magdeburgs meinem Herzen gemacht hat. So viele tauſend unſchuldige Seelen ſind der Tyrannei des Feindes erlegen, und auch der Adminiſtrator (des Kurfürſten Oheim) gerieth in die Hände ſeiner erbittertſten Gegner. Gerne hätte ich, Gott weiß es, den Unglück-

[1]) Chemniz I, 162 b. — [2]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 110 flg. — [3]) Chemniz I, 163, b.

lichen geholfen, wäre ich nicht von Leuten daran verhindert worden, die ſich meine Freunde nennen, und von denen ich es am allerwenigſten erwartete. Weil ich hieraus ſchließen muß, daß meine Anweſenheit gewiſſen Perſonen hier zu Lande gar nicht willkommen iſt, werde ich meinen Rückzug antreten, und meinem Worte gemäß Spandau Euer Liebden wieder zurückgeben. Ich hoffe durch dieſe gewiſſenhafte Erfüllung meines Verſprechens jenen mißgünſtigen und grundböſen Menſchen den Mund zu ſtopfen, welche ſich nicht ſchämen auszuſprengen, als hätte ich bei Einräumung Spandaus und andere Veſten etwas ganz Anderes als die Sicherheit meiner Perſon und das Gedeihen der evangeliſchen Sache beabſichtigt. Von Herzen gerne gönne ich es dem Kurhauſe, wenn es ſich ohne Beſchwerde und ohne meinen Beiſtand aus den Nöthen dieſes Kriegs erretten kann." Dieſe Drohung wirkte. Der Kurfürſt fürchtete, wenn die Schweden ſich aus der Mark zurückzögen, werde Tilly ſogleich einmarſchiren, und die Kurlande möchten dann aus dem Regen unter die Dachtraufe gerathen. Alſo ſchickte er den $^{17}/_{27}$. Mai zwei ſeiner Räthe an Guſtav Adolf, und ließ ihn dringend bitten, länger zu bleiben. Der König, der die günſtige Stimmung raſch benützen zu müſſen glaubte, forderte nun ein enges Bündniß und eine runde Antwort.

Allein dieſelbe fiel anders aus, als der König erwartete. Der erſte Schrecken war bereits in Berlin verflogen, und der alte Plan einer dritten Parthei wieder rege geworden. Georg Wilhelm erwiederte [1]) auf Guſtav Adolf's letzte Botſchaft: „Ein Bündniß mit dem Könige einzugehen, ſey ihm nichts weniger als zuwider. Nur möchte er ſich von den andern evangeliſchen Ständen nicht trennen. Gerne auch werde er dem Könige den oberſten Befehl in Kriegsſachen überlaſſen. Doch müſſe er ſich die Verfügung über ſein eigenes geworbenes Volk vorbehalten, und auf Räumung der abgetretenen Feſtungen dringen. Hiemit möchte ſich der König beruhigen, oder wenigſtens ſo lange warten, bis der Kurfürſt von Sachſen um ſeine Meinung befragt, und der Rath des größeren Ständeausſchuſſes, den man eben einberufe, angehört ſey. Man überlaſſe es des Königs eigenem Ermeſſen, ob er länger bleiben oder ſich zurückziehen wolle. Entſcheide er ſich für Letzteres, ſo werde der Kurfürſt mit Hülfe Sachſens ſeine Lande zu ſchützen oder vom Kaiſer eine redliche, beſtändige Neutralität zu erlangen ſuchen. Bleibe er, ſo ſey man erbötig, das ſchwediſche Heer wie bisher nach Möglichkeit aus den Marken mit Proviant zu verſehen."

Da Guſtav Adolf aus dieſer Antwort ſah, daß ſeine Drohung eines ſchnellen Abmarſches nicht mehr auf den Kurfürſten wirkte, zog er gelindere Saiten auf und begnügte ſich, die Fortdauer des gegenwärtigen Zuſtandes zu verlängern. „Er ſey erbötig," war [2]) ſein neuer Antrag, „die bisher gepflogenen Unterhandlungen ſchweben zu laſſen, bis der Kur-

[1]) Chemniz I, 164. b. — [2]) Daſ. 165 b.

fürſt von Sachſen ſeine Beiſtimmung erklären würde. Inzwiſchen möchte Georg Wilhelm den Vertrag in Betreff Spandaus auf ſo lange verlängern, bis das ſchwediſche Heer entweder an die Oder zurückgeführt, oder der Feind außer Stand geſetzt ſey, die Stellung des Königs in den kurbrandenburgiſchen Landen ernſtlich zu bedrohen." Anfangs gieng Georg Wilhelm auf den ermäßigten Vorſchlag ein, und Alles ſchien am 23. Mai (a. St.) zur Zufriedenheit beider Partheien beendigt, als der Unſtern des Königs den ſächſiſchen Feldmarſchall Arnim nach Berlin führte. Nun wurde das mühſam angezettelte Gewebe wieder aufgelöst. Die Räthe des Kurfürſten deuteten den letzten Beſcheid ihres Herrn dahin, daß auch ein längeres Verweilen der Schweden in Spandau von der Zuſtimmung des Kurſachſen abhängig ſeye und die Veſte ſogleich geräumt werden ſolle. Guſtav Adolf klagte ſeinen Schwager des Wortbruchs an. Dieſer antwortete mit immer bitterern Beſchwerden, und forderte gewiſſenhafte Erfüllung des gegebenen Wortes. Nun nahm der König eine drohende Sprache an, worauf der Kurfürſt zwar die früheren Ausdrücke milderte, aber am Ende auf ſeinem Verlangen in Betreff Spandaus beſtand. Faſt einen ganzen Monat war die Sache hin- und hergezerrt worden. Endlich riß dem Könige die Geduld, den $^{8}/_{18}$. Juni erklärte [1]) er dem Feldmarſchall Arnim, der ins ſchwediſche Lager geſchickt worden war um Guſtav Adolf mit glatten Worten zu beſänftigen, rund heraus: „Morgen frühe zwiſchen 7 und 8 Uhr ſolle Spandau von ſeinen Truppen geräumt werden, der Kurfürſt möge die Veſte beſetzen, wenn es ihm beliebe, aber zugleich alle gewechſelten Papiere zurückgeben. Die Freundſchaft zwiſchen Schweden und Brandenburg ſey hiemit aufgekündigt."

Den $^{9}/_{19}$. Juni Morgens zog die ſchwediſche Beſatzung aus Spandau [2]). Sogleich ſetzte ſich das ganze Heer in Marſch nach Berlin. In Schlachtordnung ward es vor den Thoren der brandenburgiſchen Hauptſtadt aufgeſtellt, alle Regimentsſtücke geladen, auf die Fronte geführt und gerade gegen das kurfürſtliche Schloß gerichtet. Ein Trompeter ritt nach der Stadt mit der Aufforderung, augenblicklich die Thore dem Könige von Schweden zu öffnen. Wo nicht, ſo möge ſich die Stadt alles aus ihrer Weigerung entſtehende Unheil, Mord und Plünderung ſelbſt zuſchreiben. Was gute und harte Worte nicht vermocht, das bewirkte der Anblick blitzender Waffen. Wie zu Anfang Mai, mußten wieder die Damen des Hofes die Vermittlung übernehmen. Sie kamen heraus, die verwittwete Pfalzgräfin Mutter an der Spitze. Beflügelt eilten jetzt die Verhandlungen vorwärts. Am $^{11}/_{21}$. war das Bündniß [2]) zwiſchen Schweden und Brandenburg unterzeichnet. Daſſelbe beſagt erſtlich in Betreff Spandaus: „der Kürfürſt überläßt dieſe Veſtung den Schweden auf die ganze Dauer des Krieges. Im Uebrigen gilt die frühere Kapitulation in allen Punkten." Zweitens wegen Küſtrins: „der Durchzug durch dieſe Veſte iſt den Schwe-

[1]) Chemnitz I, 170 a. — [2]) Daſ. I, 170 b. flg.

den ſowohl mit ganzer Heeresmacht als mit kleineren Abtheilungen erlaubt, Brandenburg verpflichtet ſich Küſtrin bis aufs äußerſte gegen alle Feinde des Königs zu vertheidigen. Der König hat das Recht, in dringenden Nothfällen Küſtrin mit ſeinen eigenen Leuten zu beſetzen. Der brandenburgiſche Feſtungskommandant, alle Offiziere und Soldaten, welche jetzt darin liegen, ſchwören dem Könige einen körperlichen Eid, daß ſie ihn in die Veſte aufnehmen werden, ſobald er es verlangt. Hat der König die Aufnahme gefordert, ſo muß der brandenburgiſche Kommandant ſeine Leute mit den einrückenden Schweden vereinigen, und ſich unter des Königs Kommando fügen.“ Drittens was den Kurfürſten ſelbſt und ſein ferneres politiſches Betragen betrifft: „ſo ſteht es ihm frei, dem Leipziger Bunde treu zu bleiben, auch auf eigene Rechnung Volk anzuwerben. Jedoch verpflichtet er ſich, dem Könige keine Soldaten abſpänſtig zu machen, und ſolche, die etwa den ſchwediſchen Dienſt mit kurbrandenburgiſchem vertauſchen wollten, abzuweiſen und zur Beſtrafung an die betreffenden Regimenter abzuliefern. Endlich übernehmen die Kurlande eine monatliche Zahlung von 30,000 Reichsthalern zu Gunſten des königlichen Heeres. Etliche Kreiſe ſammt der Uker- und Mittelmark ſteuern bloß zum Unterhalt des kurfürſtlichen Hofes, und ſind deßhalb von jeder Lieferung befreit. Die ſchwediſche Reiterei bezieht das Benöthigte aus Pommern und Mecklenburg.“ Dieſe Bedingungen ſind ſo überaus drückend für den Kurfürſten, und ſo überaus günſtig für den König, daß ſie wohl durch geheime Verſprechen, deren gleichzeitige Schriftſteller nicht erwähnen, verſüßt worden ſeyn mögen. Arkenholz theilt aus den ſchwediſchen Archiven die Nachricht mit [1]), daß Guſtav Adolf damals den Plan einer Heirath zwiſchen ſeiner Tochter Chriſtina und dem Sohne Georg Wilhelm's, demſelben Prinzen, der ſich den Namen des großen Kurfürſten erwarb, zur Sprache brachte. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen.

Zur Feier der „glücklichen Verſöhnung“ wurde am $^{11}/_{21}$. Juni Abends ein Freudenfeſt im Berliner Schloßgarten gegeben, welchem der König bis nach Mitternacht anwohnte. Morgens 2 Uhr fuhr er in einem Kahne über die Spree, und gebot ſeinen Konſtablern, den Jubel des Tages mit Abfeuerung der Stücke zu krönen [2]). Die Kanonen ſtanden noch immer gegen das Schloß gerichtet, auch vergaß man ſonderbarer Weiſe die Ladung herauszunehmen. Alſo ſchoßen von 90 Stücken — ſo viel waren es im Ganzen — 40 ſcharf auf die Stadt. Sechs Dreißigpfünder ſchlugen theils im Schloſſe theils in den benachbarten Häuſern ein. Doch ward kein Menſch beſchädigt. Guſtav Adolf entſchuldigte den Vorfall bei dem Kurfürſten als ein Verſehen der Kanoniere. War es aber wirklich ein bloßes Verſehen? Der Genueſe Burgus, der ſelbſt im 30jährigen Kriege focht, gibt eine andere Erklärung. Er meint [3]) nämlich: „das

[1]) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe. S. 449. — [2]) Khevenhiller XI, 1823. — [3]) Mars Sueo-germanicus S. 116 unten.

Ganze ſey eine Komödie geweſen, zu der ſich Guſtav Adolf auf Bitten ſeines Schwagers verſtand, denn der Kurfürſt habe den Schein von Gewaltthat erkünſtelt wiſſen wollen, um ſich deſto leichter beim Kaiſer wegen ſeines Abfalls entſchuldigen zu können.“ Wirklich erließ Georg Wilhelm unter dem 25. Juni (a. St.) ein Schreiben [1]) an Ferdinand II., worin er ſein Bündniß mit dem Schwedenkönig als eine Frucht „aufgepflanzter Stücke,“ als eine Folge der dringendſten Noth rechtfertigte. Auch an den Kurfürſten von Sachſen ſchrieb [2]) er in gleichem Sinne und betheuerte zugleich ſein unwandelbares Feſthalten an dem Leipziger Schluſſe. Unſerer Meinung nach hat Burgus mit ſeiner Behauptung zum Theil Recht, zum Theil Unrecht. Das ſcharfe Schießen halten wir für eine abgekartete Poſſe, aber die vorangegangene Weigerung des Kurfürſten können wir nicht als ſolche anſehen. Für ein bloßes Spiel dauerte die Sache viel zu lange. Auch haßte und beneidete Georg Wilhelm ſchon von früher her ſeinen Schwager mit voller Seele, und zwar nicht ohne Grund.

Den $^{12}/_{22}$. Juni brach das ſchwediſche Heer wieder nach Spandau auf, beſetzte das dortige Schloß, ſo wie die umliegenden Städte Rathenau und Brandenburg. Der König ſelbſt gieng nicht mit, vielmehr ſchiffte er ſich, nach Beendigung der Berliner Geſchäfte, zu Freienwalde auf der Oder nach Stettin ein [3]). Der Schlüſſel zu dieſer Reiſe iſt im Lager Tilly's zu ſuchen. Nach der Eroberung Magdeburgs fiel der feindliche Oberfeldherr wieder in ſein altes Zögern zurück, das ſich nur durch Befehle aus München erklären läßt. Unter franzöſiſcher Vermittlung müſſen wieder die alten Verhandlungen wegen bairiſcher Neutralität zwiſchen Maximilian und dem König angeknüpft worden ſeyn. Zwar ſchweigt Richelieu hievon in ſeinen Denkwürdigkeiten, indem er nur im Allgemeinen ſagt [4]): der Kurfürſt von Baiern habe nach ſehr langem Zaudern den Entſchluß gefaßt, auf des Kaiſers Seite zu bleiben. Aber unſere bairiſche Quelle läßt uns auch hier nicht im Stiche. Sie meldet [5]): „unter dem 8. Juli (n. St.), ſey aus München an Tilly der Befehl ertheilt worden, im Fall franzöſiſche Geſandte durch ſeine Quartiere kommen ſollten, denſelben nicht nur freien Paß ſondern auch alle mögliche Unterſtützung zu gewähren.“ Hieraus erhellt klar, daß Unterhandlungen im Werke waren. Während derſelben wichen Tilly und Guſtav Adolf einander aus. Erſterer wandte ſich nach Norden und Weſten, um die kleineren Leipziger Schlußverwandten zu entwaffnen, welche eben Kriegsvolk zu ſammeln anfiengen. Guſtav begab ſich in der Abſicht nach Pommern, die letzte Hand an die Belagerung der Stadt Greifswalde zu legen. Wir beginnen mit Tilly's Bewegungen. Nachdem die Werke des zerſtörten Magdeburgs wieder in Vertheidigungsſtand geſetzt waren, ſchickte er den Oberſten

---

[1]) Khevenhiller XI, 1824 flg. — [2]) Chemniz I, 171, b. — [3]) Chemniz I, 171, b. — [4]) Mémoires VI, 544 und 547. — [5]) Weſtenrieder VIII, 180 unten.

Reinacher mit einer kleinen Abtheilung Volks gegen den lutheriſchen Biſchof von Bremen, der am Leipziger Schluſſe Theil genommen und Rüſtungen gemacht hatte. In einem hohen Tone wurde derſelbe zum Gehorſam aufgefordert. Zu ſchwach, um Widerſtand zu leiſten, übergab er dem Oberſten ſeine angeworbenen Truppen und entſagte dem Leipziger Bunde [1]). Die Reihe ſollte nun auch an die Mächtigeren kommen. Den $^{3}/_{13}$. Juni brach Tilly ſelbſt aus dem Lager vor Magdeburg auf, zu deſſen Schutz Pappenheim mit nur 4000 — 5000 Mann zurückblieb. Die Kriegszucht des ligiſtiſchen Heeres war durch den magdeburgiſchen Raub tief geſunken. Khevenhiller erzählt [2]), heſſiſche Kriegsleute hätten bei Rotenburg 7 Tilly'ſche Reiter, worunter 2 Fähndriche, die übrigen Gemeine waren, niedergeſchoſſen, und bei den Getödteten die Summe von 24,000 Reichsthalern in Gold und Kleinodien gefunden. Reiche Soldaten taugen Nichts. Eine wüthende Gier, die geraubten Schätze zu vermehren, beſeelte das Tilly'ſche Volk. Der Zug gieng über den Harz nach Thüringen, um zuerſt die Erneſtiniſchen Herzoge und dann Heſſenkaſſel zu züchtigen. Aber in den Schlünden des Harzes verlor Tilly durch die Wuth der Bauern ſehr viele Soldaten. Jeder, der ſich vom dem Hauptkorps entfernte, wurde ohne Gnade todtgeſchlagen. Der bairiſche Oberfeldherr ſah ſich genöthigt, ein Regiment zurückzuſchicken, um einen Wagenzug mit Kriegsvorräthen, der von Wolfenbüttel aus dem ligiſtiſchen Heere nachgeſchickt worden war, durch die Päſſe zu geleiten. Dieſe Soldaten fanden die Wege voll Todter, es ſah nicht anders aus, als wäre eine Schlacht im Harze geliefert worden [3]). Die Bevölkerung Thüringens mußte für die Gewaltthätigkeiten der Harzbewohner büßen. Weil die Fürſten von Weimar und Schwarzburg ihre Stimme in Leipzig beſonders laut erhoben hatten, traf die Rache ihre Unterthanen am ſtärkſten. Die Kornfelder wurden niedergetreten, die Dörfer in Brand geſteckt. Daſſelbe Schickſal hatte auch die Stadt Frankenhauſen. Sie wurde zuerſt geplündert, dann angezündet. Nachdem Tilly bei Artern einige Tage geraſtet, rückte er auf Erfurt, die wichtigſte Veſtung in Thüringen. Nicht nur lagen dort ſehr bedeutende Vorräthe an Korn und Wein, Erfurt beherrſchte auch den Verkehr zwiſchen Heſſenkaſſel und den erneſtiniſchen Herzogthümern, zweien Ländern, deren Fürſten die entſchiedenſten Feinde des Kaiſers waren. Setzte ſich Tilly in Erfurt feſt, ſo war der Heſſenkaſſler Landgraf von Sachſen abgeſchnitten. Außerdem bildete die Stadt eine natürliche Vormauer der Biſthümer am Mainſtrome, auch konnte man von hier aus die widerſpenſtigen Reichsſtädte und den Adel des fränkiſchen Kreiſes im Zaume halten: — in der That Gründe genug, um Erfurt mit allem Nachdruck anzugreifen. Dennoch wollte Tilly keine Belagerung wagen. Er begnügte ſich mit einer Summe Gelds und Vorräthen von Lebensmit-

---

[1]) Theatrum Europ. II, 393. — [2]) XI, 1842. — [3]) Khevenhiller XI, 1839.

teln, welche ihm der Rath zukommen ließ [1]). Er brach ſofort nach Mühlhauſen auf. Von dort ſchickte er Geſandte an den Landgrafen von Heſſenkaſſel, und forderte ihn auf, ſich als Freund oder Feind des Kaiſers zu erklären, ſein geworbenes Volk abzudanken, drei kaiſerliche Regimenter in ſein Land aufzunehmen, ihnen die Städte Kaſſel und Ziegenhain einzuräumen und Kriegsſchatzung an den Kaiſer zu entrichten. Die Antwort lautete lakoniſch. „Ich bin weder Freund noch Feind," ſagte [2]) Wilhelm zu den Offizieren Tilly's. „Fremde Soldaten in meine Veſtungen, zumal in meine Hauptſtadt Kaſſel aufzunehmen, liegt nicht in meiner Abſicht. Mein Kriegsvolk brauche ich ſelbſt. Greift man mich an, ſo werde ich mich zu vertheidigen wiſſen. Fehlt es dem baieriſchen Obergeneral an Lebensmitteln oder Geld, ſo gebe ich ihm den Rath, nach München zu ziehen, wo er Beides im Ueberfluſſe finden wird." Um ſich für dieſen ſpitzigen Beſcheid zu rächen, ſchickte Tilly den Oberſten Kratz, freilich nur mit 6 Fahnen Fußvolks nach Schmalkalden und Fach, zu gleicher Zeit marſchirte Colloredo auf Salzungen und Kreuzburg. Es kam zu mehreren Gefechten zwiſchen heſſiſchen und kaiſerlichen Abtheilungen. Die Landbewohner verließen Haus und Heerd, ſo daß die Dörfer auf 6—7 Meilen Wegs leer da ſtanden, weshalb die Kaiſerlichen ſchlechten Unterhalt fanden. Tilly ſelbſt verlegte ſein Hauptquartier nach Eſchwege, und traf hier Vorbereitungen zu einem Angriffe auf Kaſſel, woran er jedoch durch die Nachricht von Guſtav Adolf's Anmarſche verhindert ward. Wir müſſen uns jetzt zum Könige wenden.

Den $^{14}/_{24}$. Juni war Guſtav Adolf mit kleinem Gefolge in Stettin angekommen. Ein ruſſiſcher Geſandter, Fedor Andreowitz, erwartete ihn daſelbſt [3]). Der wahre Grund ſeiner Reiſe iſt nicht bekannt. Aeltere Geſchichtſchreiber melden [4]), der Moskowiter Großfürſt habe ihn abgeſandt, um dem Könige von Schweden ruſſiſche Hülfe anzubieten, die jedoch von Guſtav Adolf abgelehnt worden ſey. Puffendorf dagegen erzählt [5]), Andreowitz ſey gekommen, um im Namen ſeines Gebieters die Erlaubniß des Ankaufs von Waffen in Schweden und der Anwerbung teutſcher Völker zum Kriege gegen Polen zu erbitten. Letzteres iſt viel wahrſcheinlicher. Jedenfalls verfehlte die Unterhandlung ihren Zweck. Der Geſandte ſelbſt ſtarb im Auguſt zu Stettin an einem bösartigen Fieber [4]). Guſtav Adolf brach von Stettin auf, um die Belagerung der Stadt Greifswalde in eigener Perſon zu leiten. Noch unterwegs bekam er die Nachricht, daß ſie erobert ſey. Der General Ake Tott war mit der Belagerung beauftragt worden. Zufall oder Verrath ſchaffte ihm den tapfern Kommandanten Peruſi vom Halſe. Den $^{11}/_{21}$. Juni erſchienen etliche ſchwediſche Reiter in der Nähe von Greifswalde und feuerten ihre Piſtolen ab. Alsbald entſtand Lärm in der Stadt, man blies zum Aufſitzen, und Peruſi

[1]) Khevenhiller XI, 1840. — [2]) Daſ. 1841. — [3]) Chemnitz I, 173, b.
[4]) Man ſehe Harte I, 524.

ritt mit einigen Schwadronen Kroaten heraus. Kaum hatte er ſich ein wenig von der Feſtung entfernt, als ſich drei Haufen ſchwediſcher Reiter zeigten. Seine Begleiter baten den Oberſten wieder umzukehren. Die Gefahr verachtend, drang jedoch Peruſi vorwärts und verfolgte den ſichtbaren Feind. Allein plötzlich kamen andere Reiter aus einem Hinterhalt hervor und ſchnitten ihm den Rückweg ab. Die Kroaten dachten nur an ihre eigene Rettung, und ließen ihren Anführer im Stich. Peruſi ward umringt, ein erſter Schuß, der ihn traf, verwundete ihn nur leicht, aber der zweite ſtreckte ihn todt vom Pferde. Die Zeitgenoſſen hielten [1]) ihn für „gefroren.“ Die Sache ſieht aus wie Verrath, und Das, was ſpäter geſchah, iſt nicht geeignet dieſen Verdacht zu zerſtreuen. Etwa eine Stunde nach dem Tode des Oberſten umringte Ake Tott die Stadt mit Fußvolk und Reiterei. Zwei Batterien wurden errichtet und einige Kugeln hineingeſchickt; zugleich forderte ein ſchwediſcher Trompeter die Beſatzung auf, ſich zu ergeben. Hauptmann Drachſtädt hatte das Commando übernommen, er gab die Antwort: der Tod des Kommandanten ändere Nichts, die Garniſon ſey entſchloſſen ſich aufs Aeußerſte zu wehren. Den $^{13}/_{23}$. Juni machte er einen Ausfall mit der ganzen Beſatzung und brachte das ſchwediſche Fußvolk in Unordnung, doch ward er zuletzt durch die Reiterei zurückgetrieben. Dieß war indeß der letzte Verſuch. Nach einer erneuerten Aufforderung erklärte ſich Drachſtädt bereit zu kapituliren. Günſtige Bedingungen wurden bewilligt Vollſtändig bewaffnet und mit allen kriegeriſchen Ehren zog die Beſatzung den $^{16}/_{26}$. Juni aus. Eine Schwadron Reiterei unter des Rittmeiſters Schmidt Befehl geleitete ſie bis nach Loitz, von wo ſie laut der Kapitulation nach Roſtock ſich zurückziehen ſollte. Aber nun wiederholte ſich daſſelbe Schickſal, das der Kolberger Garniſon widerfahren, nur blutiger. Die Geſchichtſchreiber erzählen: Drachſtädt ſey mit ſeinen Leuten von Loitz, ſtatt nach Roſtock, gegen Havelberg marſchirt, und habe alſo die Kapitulation gebrochen. Gewiß iſt, daß der ſchwediſche Oberſt Hall in der Priegnitz-Mark die Rückziehenden überfiel, nicht wenige Reiter, worunter auch den Hauptmann Drachſtädt ſelbſt, niedermachte, und das ganze 1500 Man ſtarke Fußvolk entwaffnete. Der größte Theil deſſelben nahm nachher gezwungen bei den Schweden Dienſte. Lauter war die Sache nicht, wie aus Chemnizens eigenem Zeugniß [2]) erhellt. „Der König ſey über den Vorfall ſehr unzufrieden geweſen,“ berichtet derſelbe, „und habe befohlen, daß der Rittmeiſter Schmidt, der das Geleite befehligte, und beſchuldigt worden ſey, bei dem Ueberfall ſelbſt Hand mit angelegt zu haben, ſammt ſeinen Offizieren verhaftet, und lebendig oder todt ins königliche Lager abgeliefert werden ſolle.“ Auch wurden auf Guſtav's Befehl alle Offiziere und Soldaten, die nicht freiwillig bei den Schweden geblieben, auf freien Fuß geſtellt und konnten hingehen wohin ſie wollten;

[1]) Chemniz ſagt I, 174: „An Peruſi, welcher gefroren war, wollte der erſte Schuß nicht haften. Der andere war beſſer gepfeffert, gieng durch und gab ihm ſo viel, daß er eines Mehreren nicht bedurfte.“ — [2]) I, 174, b. unten flg.

nur mußten ſie zuvor eine Verwahrung unterſchreiben, daß ſie ihr Recht wider Solche, von denen ſie beleidigt worden zu ſeyn vermeinten, beim Könige verfolgen, und ſich indeſſen aller ungünſtigen Reden gegen die königliche Sache enthalten wollten. Stände dieſer Fall vereinzelt da, ſo wäre man in Verlegenheit ihn zu erklären. Da aber mit der Kolberger Beſatzung dasſelbe vorgieng, ſind alle Zweifel gehoben. Allem Anſchein nach verhält ſich die Sache ſo: die ſchwediſchen Offiziere kannten den Wunſch ihres Königs, die abziehenden Kaiſerlichen unter ſeine eigene Regimenter zu ſtecken. Da dieſe ſich nicht gutwillig dazu verſtanden, verſuchte man künſtliche Mittel. Der Himmel weiß, durch welche Ränke Rittmeiſter Schmidt die Greifswalder Garniſon vermocht haben mag, von dem vorgeſchriebenen Wege abzuweichen. Man fiel nun über ſie her, als hätte ſie den Vertrag gebrochen. Aber Guſtav Adolf's Ehrgefühl ſträubte ſich gegen ein ſo gewaltſames Verfahren. Der königliche Zorn fiel auf Schmidt's Haupt. Doch dieſer roch, wie Chemniz ſagt, den Braten, oder vielmehr er war davon benachrichtigt was ihm bevorſtehe, und machte ſich aus dem Staube. Guſtav Adolf kam ſelbſt nach Greifswalde. Voll Bewunderung ſah er die trefflichen Befeſtigungswerke, ein bleibendes Denkmal, das ſich Peruſi geſetzt. Hinreichende Mundvorräthe auf 4 Monate, und 200 Tonnen Pulver nebſt vielem Geſchütz fand man in der Stadt. Wäre Peruſi nicht von Ungefähr gefallen, ſo hätten ſich die Schweden noch lange vor Greifswalde's Wällen abarbeiten können.

Nachdem durch die Eroberung dieſer Stadt vollends das ganze Land vom Feinde geſäubert worden, feierten die Einwohner Pommerns Dankfeſte für ihre Befreiung vom kaiſerlichen Joche und zum Andenken an die vor einem Jahr erfolgte Ankunft des Königs. Auch in Schweden wurden um dieſelbe Zeit Feſtlichkeiten begangen. Zu Stockholm trug man die in Teutſchland eroberten Fahnen — 46 an der Zahl, — welche Guſtav Adolf nach Hauſe geſchickt, im Triumphe herum [1]. Noch andere Dinge giengen in Schweden vor, welche theils auf den teutſchen Krieg, theils auf Dänemark Bezug hatten. Den $^{4}/_{14}$. Juni trat ein Ausſchuß der Reichsſtände zuſammen [2], um über folgende zwei vom Könige vorgelegte Fragen zu berathen: „ob man ſich auf den Fall, daß der Kaiſer den Frieden anböte, begnügen ſolle, wenn Pommern, Mecklenburg und die Seeſtädte in die vorige Freiheit wieder eingeſetzt würden, oder ob die gänzliche Wiederherſtellung des proteſtantiſchen Glaubens zur unabweisbaren Bedingung gemacht und der Krieg ſo lange fortgeſetzt werden ſolle, bis dieſer Punkt bewilligt ſey." Die zweite Frage betraf das Verhältniß Schwedens zu Dänemark, deſſen König allerlei verdächtige Bewegungen gemacht. Das Gutachten des Ausſchuſſes lautete ſo: „Allerdings wäre es zu wünſchen, wenn ſämmtliche evangeliſche Reichsſtände Teutſchlands ihrer Gewiſſensfreiheit ſo verſichert würden, daß ſie für die Zu-

[1]) Chemniz I, 175 b. Mauvillon S. 341. — [2]) Man vergl. Rühs S. 155. 173. Geijer III, 157 flg.

kunft nichts mehr von den Katholiken zu fürchten hätten, allein dieſe Sache gehe eigentlich Niemanden an, als die gedachten Stände ſelbſt, demnach könne auch vom Könige nicht verlangt werden, daß er die Laſt des Krieges allein trage. Genug und mehr als genug habe er bereits ſein theures Leben den größten Gefahren ausgeſetzt. Sollten daher Diejenigen, für deren Wohlergehen der Krieg geführt werde, in Zukunft keine beſſeren Geſinnungen an den Tag legen, als bisher, ſo überlaſſe hiemit der geheime Ständeausſchuß ſeiner Majeſtät dem Könige die freie Wahl, den Krieg fortzuſetzen oder Frieden zu ſchließen; im letzteren Falle ſey zu wünſchen, daß Pommern und Mecklenburg in den vorigen Stand wieder eingeſetzt, und die Seeſtädte unter ſchwediſchen Schutz geſtellt werden. Was den König von Dänemark betreffe, ſo erhelle aus vielen Umſtänden, daß man ſich nichts Gutes zu ihm verſehen dürfe. Nicht nur habe derſelbe auf dem Ruden einen Zoll angelegt, als ob ihm der Staatsvertrag zwiſchen Pommern und Schweden unbekannt wäre, ſondern er ſuche auch auf der Inſel Rügen gewiſſe geiſtliche Rechte an ſich zu reißen. So beleidigend nun auch ſolche ungerechte Eingriffe ſeyen, ſo möchte ſeine Majeſtät doch vorerſt den Weg gütlicher Unterhandlung einſchlagen. Werde der König von Dänemark nicht darauf achten, ſo würden die getreuen ſchwediſchen Stände die nöthigen Maaßregeln zur Aufrechthaltung der Würde des Reichs zu ergreifen wiſſen. Dennoch ſeyen ſie der Meinung, daß Ihre Majeſtät vorher Alles verſuchen ſollte, um dieſe Mißhelligkeit zu heben, ehe es zum offenen Kriege mit dem nächſten Gränznachbar Schwedens käme.“

Dieſe Verhandlung der ſchwediſchen Stände kann bloß den Zweck gehabt haben, die teutſchen Proteſtanten durch die vorgehaltene Möglichkeit eines Friedens zwiſchen Guſtav Adolf und dem Kaiſer zu ſchrecken und ſie deſto ſchneller zum Abſchluſſe eines Bündniſſes mit dem Könige anzutreiben. Die Geſchichte Guſtav Adolf's beweist daß es nicht ſeine Art war, durch die Landſtände ſich den Weg vorzeichnen zu laſſen, den er einſchlagen wollte. Ebenſowenig fühlte Guſtav Adolf Luſt, den Krieg zu beendigen. Vielmehr ſollte, wie geſagt, die Hindeutung auf den Frieden wie Waſſer, das man auf glühende Kohlen gießt, dem Feuer des Kampfes Nahrung geben. Auch gegenüber dem Könige von Dänemark erreichte Guſtav Adolf ſeine Abſichten vollkommen. Chriſtian IV. wurde in einem ſo entſcheidenden Tone um den Zweck ſeiner Rüſtungen befragt, daß er die gewünſchten Bürgſchaften gab, obwohl der Wiener Hof kein Mittel unverſucht ließ, den König gegen ſeinen beneideten Nachbar aufzuhetzen [1]). Guſtav Adolf konnte jetzt den größten Theil der Truppen, die ſeither in Pommern ſtanden, zu dem Hauptheere nach der Mark ſchicken. Der Reſt blieb unter Ake Tott's Befehl zurück, um

[1]) Man ſehe Wallenſtein's Briefe von Förſter II, 156.

im Verein mit den vertriebenen Herzogen Mecklenburg zu erobern.[1]) Auch dieſer Plan gelang nach Wunſche, wie wir ſpäter zeigen werden. Guſtav Adolf ſelbſt begab ſich Ausgangs Juni wieder zum Heere nach Brandenburg.

Dort war inzwiſchen während des Königs Abweſenheit nichts Bedeutendes geſchehen. Beide Theile thaten ſich durch Streifpartheien Abbruch. Unter Anderem ſetzten der General Baudiſſen und der Graf Ortenburg mit ihren Reitern über die Elbe, welche wegen der großen Dürre des Sommers damals ſehr ſeicht war, und überfielen 200 Kaiſerliche, die in dem Städtchen Werben lagen. Viele Feinde wurden niedergemacht, die andern gefangen genommen. Doch fehlte wenig, daß dieſer glückliche Schlag beiden ſchwediſchen Anführern das Leben gekoſtet hätte. Von der Hitze des Tages erſchöpft, badeten Baudiſſen und Ortenburg in der Elbe, und thaten darauf einen ſtarken Trunk. Beide erkrankten ſogleich. Ortenburg ſtarb einige Tage ſpäter in Berlin, wohin er ſich hatte bringen laſſen. Den General Baudiſſen rettete ſeine ſtarke, durch langjährige Kriegsübung abgehärtete Natur, nachdem er in großer Gefahr geſchwebt. — Auch den befeſtigten Domhof zu Havelberg nahmen die Schweden um dieſe Zeit ein, die Stadt ſelbſt, welche vom Dome abgeſondert liegt, blieb in den Händen der Kaiſerlichen. Eine andere Parthei überfiel das unweit Magdeburg gelegene Städtchen Burg, wo ein kaiſerlicher Hauptmann beim Banquet aufgehoben wurde. Dagegen erlitten die Schweden eine Schlappe auf der Oderſeite. Den 29. Juni a. St., um Mitternacht überrumpelte Oberſt Hans Götze mit ſeinem Küraſſierregimente die Stadt Kottbus, jagte das neugeworbene ſchwediſche Volk, das unter dem Oberſten Bock daſelbſt lag, auseinander und machte große Beute. Einige Tage ſpäter rächten ſich die Schweden durch einen unerwarteten Angriff auf Grüneberg, wo 800 feindliche Reiter überfallen und zum Theil niedergemacht, zum Theil gefangen wurden[2]). Dieſe kleinen Gefechte hatten wenig Einfluß auf den Gang des Kriegs.

Mit größerem Nachdruck wurden die Waffen geführt nach der Rückkunft des Königs. Den 26. Juni a. St. zog Guſtav Adolf ſeine Streitkräfte um Alt-Brandenburg zuſammen und hielt Heerſchau. Das rechte Elbeufer bis nach Magdeburg hinauf war in ſeiner Gewalt, es galt jetzt auch das linke während Tilly's Abweſenheit zu gewinnen. Der größte Theil des Fußvolks blieb bei Brandenburg zurück, mit dem Befehl, die bereits begonnenen Werke um dieſe Stadt zu vollenden. Den 28. Juni (a. St.) brach Guſtav mit 2000 auserleſenen Musketiren und faſt der ganzen Reiterei in der Richtung nach der Elbe auf, und erreichte am 29. Abends Städtchen und Kloſter Jerichow, das am Strome liegt. Um den Feind über den wahren Punkt, wo er den Uebergang zu bewerkſtelligen gedachte, zu täuſchen, ließ er das Fußvolk in Jerichow, berannte

[1]) Chemniz I, 176 b. — [2]) Chemniz I, 175 b. flg.

am folgenden Tage mit der Reiterei die Strecke zwiſchen dem Kloſter und der Magdeburger Brücke, und zwang den Feldmarſchall Pappenheim, der mit einigem Volke noch auf dem rechten Ufer ſtand, hinüber zu flüchten. Während er ſo den Feind mit der Reiterei im Athem hielt, ſetzte in der Nacht des $^{1}/_{11}$. Juli eine kleine Abtheilung ſeines in Jerichow zurückgelaſſenen Fußvolks auf Kähnen über die Elbe nach dem jenſeits gelegenen Städtchen Tangermünde und überrumpelte die feindliche Wache am Ufer. Doch konnten die Schweden nicht verhindern, daß Mehrere entrannen und in dem Orte Lärm machten, worauf die Beſatzung — ſie war nur 120 Mann ſtark — ſich in das Schloß zurückzog. Guſtav Adolf's Soldaten drangen nach und ſtürmten das Schloß von drei Seiten. Durch eine angehängte Petarde wurde das Thor geſprengt; vierzig von den Feinden fielen als Opfer der erſten Wuth, die übrigen erhielten das Leben geſchenkt. So faßten die Schweden den $^{1}/_{11}$. Juli 1631 feſten Fuß auf dem linken Ufer der Elbe. In größter Eile wurden alle Fähren und Schiffe in der ganzen Umgegend zuſammengebracht, am $^{3}/_{13}$. ſtand eine Schiffbrücke fertig. Nun rückte Guſtav Adolf mit der Reiterei, dem Reſte ſeiner 2000 Musketire und dem Geſchütze hinüber, und ließ die Schanze wieder herſtellen, welche der däniſche General Fuchs im Jahr 1626 bei Tangermünde angelegt hatte. Das Fußvolk wurde in die Stadt gelagert, wo Guſtav Adolf ſelbſt ſein Quartier nahm, die Reiterei in die Nähe verlegt, und auf Streifpartheien ausgeſendet. Sie eroberte die Städtchen Stendal und Arneburg und ſäuberte das umliegende Land von den kleinen kaiſerlichen Garniſonen, die ſich nach Gardelegen und von da auf Magdeburg zurückzogen. Den $^{9}/_{19}$. Juli fiel auch das wichtige Havelberg, das der König, der ſchon die Stellung von Werben im Auge hatte, mit aller Macht angreifen ließ. Von dem früher eroberten Domhof aus drang Oberſt Winkler über die Havel nach der Stadt hinüber; trotz eines heftigen Feuers und obgleich das Waſſer ſeinen Soldaten bis unter die Arme gieng, erſtieg er das Ufer, und hieb nieder, wer ſich zur Wehre ſetzte. Die Andern flohen nach dem Kirchhof, warfen dort die Waffen nieder und baten um Quartier, das bewilligt wurde. Die Zahl der Gefangenen betrug 440, die der Getödeten 110 Mann [1]).

Guſtav hatte Anfangs die Abſicht auf Magdeburg loszugehen, aber die Nachricht von Tilly's Anmarſch brachte ihn auf andere Gedanken. Er rief die um Brandenburg zurückgelaſſenen Regimenter herbei, und bezog nun mit dem ganzen Heere die berühmte Stellung bei Werben, welche nach dem Urtheile Sachverſtändiger eine der ſtärkſten in ganz Teutſchland ſeyn ſoll [2]). Werben liegt auf dem linken Ufer der Elbe, nur durch eine kleine Strecke vom Fluſſe getrennt. Gegenüber auf dem rechten Ufer mündet die Havel in die Elbe ein. Das Städtchen ſteht ſomit auf der Spitze

---

1) Chemnitz I, 178 Khevenhiller XI, 1849. — 2) Bülow, Guſtav Adolf in Teutſchland (Berlin 1808) S. 256 flg. —

eines Dreiecks, das beide Ströme bilden, und beherrſcht Elbe wie Havel. Seine Lage iſt mit Mainz zu vergleichen. Den Rücken des neuen königlichen Lagers deckte die Elbe, welche hier in einem ſanften Bogen von Oſten nach Weſten umbeugt, auch die rechte und linke Flanke ſtützte ſich auf den Strom. Die Fronte endlich war unangreifbar, denn ſie wurde auf der einen Seite oder rechts durch die Stadt Werben, die mit doppelten Gräben, Mauern und Thürmen verſehen war, wie durch eine Baſtei beſtrichen; links deckte ſie ein ſtarker Elbedamm, der ſeit alten Zeiten da ſtand, um das Land gegen die Ueberſchwemmungen des Stromes zu ſchützen. Guſtav Adolf hatte denſelben in einen Wall mit Schießſcharten verwandelt, Oeffnungen zu Ausfällen anbringen, und vornen einen Graben ziehen laſſen. Vor der Fronte des Lagers dehnten ſich Sümpfe, welche aus alten Durchbrüchen der Elbe entſtanden, den Zugang faſt unmöglich machten. Die Südſeite der Werke ſchloß ein ziemlich tiefer Graben, den Guſtav Adolf, weil er um dieſe Jahrszeit trocken lag, mit Musketiren beſetzte. Dieſer Graben reichte gegen Oſten bis zur Elbe gegen Weſten bis zur Stadt, mit deren ſüdlicher Mauer er ungefähr parallel lief. Vor demſelben lag ein Gebüſch, der Thiergarten genannt. Innerhalb der Werke war Raum genug für das ganze ſchwediſche Heer, um nicht nur zu lagern, ſondern auch Bewegungen auszuführen. Lebensmittel verſchaffte die freie Fahrt auf der Havel und ihren Nebenflüſſen, wie auf einem Theile der Elbe. Dieß waren die Befeſtigungen auf dem linken Ufer des Stromes, dieſelben erſtreckten ſich jedoch auch auf das rechte. Hinter dem Lager und durch daſſelbe gedeckt, führte die Schiffbrücke, welche Guſtav Adolf von Tangermünde herunterbringen ließ, auf das rechte Ufer hinüber. In dem Dreieck, das dort die Einmündung der Havel bildet, war eine mächtige Schanze aufgeworfen, die noch heute den Namen Schwedenſchanze trägt. Durch den Beſitz der Stadt Havelberg und der Höhen nördlich von ihr, namentlich des Domhofs, erhielt dieſes im Winkel der beiden Flüſſe befindliche Werk eine unangreifbare Feſtigkeit. Ruhig konnte Guſtav Adolf, bei Werben eingegraben, dem Anmarſche des größten Heeres trotzen. Die Gründe, weßhalb er ohne den Beitritt der mächtigſten teutſchen Reichsfürſten keine Schlacht liefern wollte und ſich in die unüberwindliche Stellung zurückzog, ſind oben entwickelt worden. Der anrückende Tilly war ihm an Mannſchaft bedeutend überlegen. Das vereinigte kaiſerlich-ligiſtiſche Heer zählte damals 26,000 Mann, das ſchwediſche unter des Königs Befehl nur 12,000 [1]). Dieſes Mißverhältniß könnte auffallen, weil Guſtav ſeit ſeinem Einmarſch in Teutſchland ſchon zahlreiche Verſtärkungen aus Preußen und Schweden erhalten, und Tauſende teutſcher Soldaten angeworben hatte. Aber einmal für allemal ſey es geſagt, daß ihn jeder Schritt vorwärts viele Leute koſtete, weil er alle genommenen feſten Plätze — und das damalige Teutſchland wimmelte von

---

1) Geijer III, 188 flg.

ſolchen — beſetzen mußte. Daher kam es, daß er deſto mehr Soldaten brauchte und ſcheinbar ſchwächer an Mannſchaft war, je weiter er vordrang [1]).

Durch Pappenheim's Eilboten herbeigerufen, war Tilly mit ſeinem Heere den $^{9}/_{19}$. Juli von Mühlhauſen wieder aufgebrochen. Er zog über Mannsfeld und Aſchersleben auf Magdeburg, wo er den $^{15}/_{25}$. eintraf.[2]) Nach kurzer Raſt rückte er den $^{17}/_{27}$. gen Wollmirſtädt. Nach ſeiner Entfernung von der heſſiſchen Gränze brachen die Truppen des Landgrafen ſogleich hervor, befreiten die Orte, welche Tilly früher beſetzt hatte, verjagten die zurückgelaſſenen Beſatzungen, und ſäuberten das ganze Land. Den $^{20}/_{30}$. Juli wurde in Heſſen ein allgemeiner Feſttag zum Danke für die Befreiung vom kaiſerlichen Joche gehalten. Indeſſen ſtand Guſtav Adolf auf der Lauer, ob er den heranziehenden Feind nicht während des Marſches überfallen könne. Tilly war gewohnt, ſeine Reiterei in ziemlicher Entfernung von dem Fußvolk voranziehen zu laſſen. Hierauf baute der König einen Plan, der vollſtändig gelang. Während Tilly ſich der Hoffnung hingab, die Schweden aus ihren, wie er glaubte, noch unvollendeten Verſchanzungen bei Werben zu vertreiben, ward er durch eine Schlappe, welche ſeine Reiterei traf, daran erinnert, daß Guſtav Adolf nicht bloß zum Widerſtande, ſondern auch zum Angriffe bereit ſey. Den $^{16}/_{26}$. Juli zog der König 3000 Mann meiſt leichte Reiter ſammt einigen hundert Musketiren bei Arneburg zuſammen, brach Abends neun Uhr auf, marſchirte die ganze Nacht, bis eine Meile hinter Tangermünde, wo er in dem Dorfe Beldingen Halt machte. Es war ein Sonntag, den Guſtav Adolf als Chriſt zum Gottesdienſt, als Feldherr zum Einziehen von Nachrichten über den Feind anwandte. Vormittags erfuhr er, daß die Tilly'ſche Vorhut nur 4 Meilen entfernt ſey. Sogleich ſchickte er den Major von ſeinem Leibregiment mit zwei Schwadronen Reiter auf Kundſchaft aus. Abends kam derſelbe mit fünf Gefangenen und dem Berichte zurück, daß nur zwei Meilen von da die Regimenter Montecuculi, Bernſtein und Holk in den Dörfern Burgſtall, Reindorf und Angern lagern. Alsbald brach der König auf und kam mit einfallender Nacht eine Meile von Burgſtall an. Hier theilte er ſein Volk in drei Haufen; mit dem erſten ſollte Baudiſſen das Regiment Montecuculi in Burgſtall, mit dem dritten der Rheingraf Otto Ludwig die Holkiſchen Dragoner in Angern überfallen. Den Angriff auf die Mitte

---

[1]) Beſetzt war damals von den Schweden Preußen, Hinter- und Vorpommern, ein Theil von Mecklenburg und Schleſien, endlich die Marken. Größere Garniſonen ſtanden in Kolberg, Stralſund, Greifswalde, Stettin, Landsberg, Frankfurt, Spandau, Brandenburg, Demmin, Wolgaſt, Ribnitz, außer einer Maſſe kleinerer Beſatzungen in Schlöſſern und unbedeutenden aber ummauerten Städtchen. Beſondere Heeresabtheilungen fochten in Schleſien unter Horn gegen Tiefenbach, in Mecklenburg unter Tott gegen die Kaiſerlichen, die ſich in jenem Herzogthume noch immer hielten. —[2]) Khevenhiller XI, 1850 flg. Chemnitz I, 184, b, flg.

behielt ſich der König ſelbſt vor. Zuerſt brach Baudiſſen auf Burgſtall los. Die Reiter Montecuculi's gewannen nicht Zeit zu Pferde zu ſteigen. In den Quartieren wurden ſie niedergeſtoßen oder gefangen. Das ganze Gepäck ſammt den Roſſen fiel den Schweden in die Hände, nur Wenige entrannen. In der Mitte zwiſchen Burgſtall und Angern ſteht Reindorf, wo das Bernſtein'ſche Reiterregiment lag. Dieſem galt der Anfall des Königs. Als Guſtav Adolf heran kam, fand er das Regiment, aufgeſchreckt durch das Schießen in dem benachbarten Orte, bereits vor dem Dorfe aufgeſtellt. Anfangs wehrten ſich die Kaiſerlichen; ſie ließen den Feind bis auf etliche Mannslängen herankommen, worauf ſie ihre Piſtolen abfeuerten, und nach damaliger Sitte rechts und links abſchwenkten, um dem Hintermanne Raum zum Schießen zu laſſen. Bald aber wurden ſie geworfen und galoppirten nun hinter dem Dorfe hinweg querfeldein. Guſtav Adolf ließ das Dorf anzünden, aus Furcht ſeine Leute möchten ſich beim Plündern aufhalten. Die Verfolgung dauerte nicht lange, weil der Schleier der Nacht die Flüchtigen ſchützte. Außer vielen Reitern blieben der Oberſt von Bernſtein und ein junger Herr von Kollowrat auf dem Platze. Noch glücklicher lief der dritte Angriff ab, welchen der Rheingraf auf die Holkiſchen Dragoner im Dorfe Angern ausführte. Er ſandte eine kleine Abtheilung voran, um das Dorf zu unterſuchen, während er ſelbſt draußen wartete. Die Vorausgeſchickten fanden nichts mehr im Dorfe als das Gepäck, denn Holk hatte ſich bereits hinter Angern in Schlachtordnung aufgeſtellt. Nun drang der Rheingraf ein, nach kurzem Gefecht wurde das Holkiſche Regiment auseinander geſprengt. Die Schweden eroberten zwei Standarten, wovon die eine den Sinnſpruch führte „ſeyd unverzagt," und mit dem Bilde der Glücksgöttin geziert war. Auf der andern prangte ein bloßes Schwerdt, von einer Schlange umwunden, mit der Umſchrift his ducibus. Außerdem gewannen die Sieger viele Pferde und anſehnliche Beute an Geld, obgleich der Rheingraf, um Unordnungen zu vermeiden, gleich zu Anfang des Gefechts das Dorf Angern anzünden ließ. Der Verluſt der Schweden war gering, doch fiel ein teutſcher Fürſt, den Guſtav tief betrauerte. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig von Lauterek, der unter des Rheingrafen Befehl als Freiwilliger focht, hatte einen Holkiſchen Cornet vom Pferde heruntergeſchoſſen, ward aber dafür von dem Waffenbruder[1]) des Getödteten mit zwei Kugeln ſchwer verletzt; er ſtarb trotz der ſorgfältigſten Pflege etliche Tage ſpäter im Lager bei Werben[2]).

Gegen tauſend Mann koſtete dieſes nächtliche Gefecht dem feindlichen Heere. Der König zog ſich langſam wieder auf ſein Lager in Werben zurück. Tilly hielt den $^{20}/_{30}$. Juli Heerſchau und brach dann, um ähnlichen

[1]) Gewöhnlich führte im 30jährigen Krieg jeder Cüraſſier einen oder zwei Burſchen bei ſich, die mitfochten und ihren Herrn vertheidigten. Ebenſo hatten Offiziere und Fähndriche ihre Secondes oder Waffenbrüder. Der Träger der Reiterſtandarte hieß, wie dieſe ſelbſt, Cornet. — [2]) Chemniz I, 185.

Ueberfällen auszuweichen, in Schlachtordnung gegen **Werben** auf. Sechs Tage dauerte der Marſch, ſtets beunruhigt durch die ſchwediſche Reiterei, welche die Flügel der Kaiſerlichen umſchwärmte und neckte. Den 26. a. St. erſchien das **Tilly**'ſche Heer im Angeſicht des feindlichen Lagers. Unter Plänkeln, kleinen Gefechten und einer Kanonade gieng der Tag hin, ebenſo ein guter Theil des folgenden. Aber auf die Nacht des 27. Juli ward ein Sturm beſchloſſen. **Tilly** hatte Gelegenheit gefunden, etliche Einwohner aus **Werben**, vielleicht auch einige Soldaten des Königs zu beſtechen, daß ſie die Stadt anzünden, die Kanonen auf den äußerſten Schanzen der Schweden vernageln ſollten. Dieſer Plan wurde dem Könige verrathen, der die Schuldigen verhaften ließ. Um den Feind ins Verderben zu locken, traf **Guſtav Adolf** ſeine Maaßregeln ſo, daß **Tilly** glauben mußte, Alles gehe nach ſeinem Wunſche. Abends loderte ein Holzſtoß in **Werben** empor, es ſah nicht anders aus, als ſtände die Stadt im Brand. **Tilly** war indeß zum Sturme ausgerückt. Als er das Feuer ſah, gab er Befehl zum Angriff. Kein Laut ertönte Anfangs innerhalb der ſchwediſchen Schanzen; die Angreifer ſollten im Wahne beſtärkt werden, daß die ſchwediſchen Kanonen vernagelt ſeyen. Aber als ſie ſich dem Graben näherten, empfing ſie ein Hagel aus grobem Geſchütz, vermiſcht mit dem Feuer der Musketire, welche, im Graben liegend, ihren Mann aufs Korn nahmen. Da die Stürmenden in gedrängten Maſſen anrückten, mußte die Wirkung mörderiſch ſeyn. Auf die gelichteten Reihen brach nun auch die ſchwediſche Reiterei ein, welche **Guſtav Adolf** außerhalb des Lagers in einen Hinterhalt gelegt hatte. Die Kaiſerlichen verloren viele Leute und der abgeſchlagene Sturm wäre zur Niederlage geworden, wenn **Tilly** nicht die Vorſicht gehabt hätte, eine gute Reſerve von Reiterei aufzuſtellen, welche den Rückzug deckte[1]).

Den 28. Juli a. St. in der Frühe machte die ſchwediſche Reiterei,

---

[1]) Auffallend iſt es, daß weder **Chemniz** noch **Khevenhiller** von dieſem abgeſchlagenen Sturme berichten. Der ſchwediſche Soldat erzählt (S. 81 unten flg.) ihn gerade wie oben. Wir folgten ihm um ſo getroſter, weil auch andere Gründe für die Wahrheit ſeines Berichtes ſprechen. Denn kann man glauben, daß **Tilly**, außer einer nutzloſen Kanonade, gar keinen Verſuch auf des Königs Lager machte? und warum zog er ſchon am 29ſten wieder zurück, wenn er nicht eine Schlappe erlitten hatte. Dieſer eilige Rückzug beweist, daß ihm ein Angriff mißglückt ſeyn muß! Und daß der Rückzug bereits am 29ſten erfolgte, darüber ſind alle Geſchichtſchreiber einig. Obgleich indeß **Khevenhiller** von dem Sturme ſchweigt, berichtet er doch Einiges, was auf einen Unfall hindeutet, der dem kaiſerlichen Heere am 27ſten widerfahren ſeyn muß. Unter Anderem erzählt er (XI, 1859), **Tilly** habe an dieſem Tage Befehl zum Angriff auf das feindliche Lager gegeben, die Ausführung ſey aber durch einen dichten Nebel verhindert worden, nichts deſtoweniger hätten **Tilly**'s Reiter großen Schaden erlitten durch die ſchwediſchen Kanonen. Wie konnten ſie dieß, wenn nicht ein Angriff unternommen und abgeſchlagen wurde? Denn das ſchwediſche Geſchütz reichte nicht bis ins kaiſerliche Lager. Eben hierauf weist hin, was er unter dem folgenden Tage erzählt: **Tilly** habe am 28. befohlen, keinem Schweden Pardon zu geben und die kaiſerlichen Soldaten und Feldſcheerer hätten die Leichen der Feinde aufs ſchändlichſte verſtümmelt. Woher dieſe Grauſamkeit, wenn ſie nicht durch den Zorn über eine am vorigen Tage erlittene Schlappe hervorgerufen war?

mehrere tauſend Mann ſtark, einen Ausfall gegen die Kroaten=Wache und trieb dieſelbe bis hart ans feindliche Lager zurück. Jetzt entſtand Lärm in demſelben, die Küraſſiere ſaßen auf, die Kanonen in den Schanzen machten ein wirkſames Feuer gegen die Schweden, die ſich zu weit vorgewagt. Das Treffen war hartnäckig, blieb aber unentſchieden. Beide Theile hatten ungefähr 300 Todte. Der General Baudiſſen wäre beinahe gefangen worden. Mit einer Kampfluſt, die mehr einem gemeinen Reiter als einem Anführer ziemt, ſtürzte er unter die Feinde, rannte einem kaiſerlichen Offizier den Degen durch den Leib, daß die Klinge faſt ganz ſtecken blieb. Nur das Gefäß und einen Spanne langen Theil des Stahles zog er wieder heraus. Eine Kugel ſchlug ihm das Sporenrad vom Fuße weg, eine andere nahm den Sattelknopf, ſein Pferd wurde von vier Kugeln getroffen, er ſelbſt blieb unverletzt. Aber ſchon hatten zwei kaiſerliche Reiter Hand an ihn gelegt, um ihn fortzuſchleppen, als ſein Leibburſche, ein Edler von Wildenſtein, den einen Feind niederſtreckte, worauf ſich Baudiſſen, als ein gewandter Reiter, ſelbſt von dem andern losmachte. Auch Herzog Bernhard von Sachſen=Weimar, der kurz zuvor im königlichen Lager eingetroffen war, nahm als Freiwilliger an dieſem Gefechte Theil und bewährte ſeinen Muth. Die Kaiſerlichen fochten mit der größten Erbitterung. Tilly hatte Befehl gegeben, keinem Schweden das Leben zu ſchenken. Die Wuth des Soldaten erſtreckte ſich, als das Gefecht beendigt war, ſelbſt auf die Leichen. Laut Khevenhiller's Zeugniß [1]) wurden die nackten Leichname der gefallenen Schweden von den kaiſerlichen Feldſcheerern [2]) ſchändlich verſtümmelt, und dann erſt auf dem Wahlplatze verſcharrt. Dieſer harte Befehl des Feldherrn beweist, daß die Kaiſerlichen einen Unfall am Tage zuvor erlitten hatten, denn ſonſt könnte man eine ſolche Wuth kaum begreifen. Guſtav war mit dem Betragen ſeiner Leute unzufrieden. Sein Unwille traf beſonders die Anführer, namentlich den General Baudiſſen, der nicht einmal zum Angriff kommandirt geweſen war. Chemniz ſagt [3]) „es habe beim Könige nachher nichts als Filze (Vorwürfe) gegeben.“

Tilly hatte die Erfahrung gemacht, daß er nicht ſtark genug ſey, den König aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Noch eine andere Laſt drückte ihn. Bitterer Mangel herrſchte im kaiſerlichen Lager. Während um Werben geſtritten wurde, ſetzten ſchwediſche Streifpartheien über die Schiffbrücke nach dem rechten Ufer der Elbe über, zogen hinauf gegen Jerichow, giengen dort über den ſeichten Strom, erſchienen im Rücken des feindlichen Heeres und ſchnitten alle Zufuhr ab, die von Magdeburg, Halberſtadt und andern Orten kam. An Einem Tage nahmen ſie 12 große

---

1) XI, 1859. — 2) Feldbarbieren ſagt Khevenhiller, d. h. Menſchen, welche den Bart der Soldaten zu beſorgen hatten und auch kleine wundärztliche Dienſte leiſteten. Es iſt daher ein Irrthum, wenn man behauptet, daß es bei den kaiſerlichen Heeren bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kein Perſonal für den Geſundheitsdienſt gab. — 3) I, 187, b.

mit Mundvorräthen beladene Wägen weg. Die Strecke zwiſchen Tangermünde und dem Tilly'ſchen Lager wurde ſo unſicher, daß im erſteren Orte 30,000 Commisbrode durch die Hitze verdarben, weil die Commiſſäre den Muth nicht hatten, ſie weiter führen zu laſſen [1]). Fütterung für die zahlreiche Tilly'ſche Reiterei war beinahe nicht mehr aufzutreiben, bis auf acht Meilen mußten die Reiter ſtreifen, um noch Heu für ihre abgetriebenen Thiere zu finden. Es fehlte an Brod, ja bei der drückenden Julihitze ſelbſt an Waſſer. Unter Gefahren mußte man es aus der Elbe holen, und um Geld ward es im Lager verkauft. Aus dieſen Gründen ſah ſich Tilly zum Aufbruch genöthigt, der den 29. Juli a. St. frühe Morgens angetreten ward. Das Fußvolk zog voran, die Reiterei blieb hinten, um den Rückzug zu decken, doch ward ſie von den nacheilenden Schweden auf dem Marſche beläſtigt und verlor viele Pferde und Menſchen. Samſtag den 30. Juli a. St. erreichte Tilly Tangermünde wieder, wo er ſich in den folgenden Tagen eingrub und eine Brücke, zum Theil auf Holzböcken, an den tiefſten Stellen auf kleinen Kähnen über die Elbe ſchlug. Bis zum $^{11}/_{21}$. des Auguſtmonats blieb er daſelbſt niedergeſchlagen, rathlos ſtehen. Die Fertigung der Brücke beweist, daß er Anfangs daran dachte, auf das rechte Ufer hinüberzuſetzen. Aber bei reiferer Ueberlegung zeigte es ſich als unthunlich; denn gieng er mit dem ganzen Heere hinüber, ſo fand er drüben ein verödetes, keinen Unterhalt gewährendes Land, deſſen feſte Plätze ſich ſämmtlich in Guſtav Adolf's Gewalt befanden. Ueberdieß wäre der König dann auf dem linken Ufer hinaufgerückt und hätte ihn von Magdeburg abgeſchnitten. Setzte er dagegen nur einen Theil ſeiner Streitkräfte über, ſo durfte er verſichert ſeyn, daß die Schweden über die Zurückgelaſſenen herfallen werden [2]). Aber auch im Lager zu Tangermünde trat derſelbe Mangel ein, wie vor Werben. Vom lutheriſchen Landvolke, das den nahenden Ruin ſeiner Dränger mit Schadenfreude ſah, unterſtützt, ſchwärmten die feindlichen Reiter auf allen Seiten und erſchwerten die Zufuhr. Khevenhiller ſagt [2]) in zwei und drei Tagen habe mancher Soldat keinen Biſſen Brod geſehen. Haufenweiſe riſſen ſie daher zu den Schweden aus, und der Ausbruch einer Meuterei ſtand zu befürchten, deren Vorzeichen ſchon verlauteten. Deßhalb brach Tilly den $^{11}/_{21}$. Auguſt wieder auf, zog ſeine Garniſonen aus den kleinen Plätzen der Altmark und verließ dieſe Provinz, die er ſechs Jahre lang inne gehabt, für immer. Den $^{12}/_{22}$. erreichte er Wolmirſtädt im Erzſtifte, von wo er vor einem Monat mit großen Hoffnungen ausgezogen war. Es blieb ihm nun Nichts mehr übrig, als entweder nach Thüringen und den Landen der Liga zurückzuziehen, oder die Mittel des Unterhalts mit Gewalt in Kurſachſen zu ſuchen.

Der Rückzug Tilly's war die erſte Folge der trefflichen Stellung,

---

[1]) Chemniz I, 187 b. Khevenhiller XI, 1859 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1861. Vergl. Chemniz I, 188.

welche Guſtav bei Werben bezogen, die zweite Frucht war die Eroberung Mecklenburgs. Von Tilly völlig abgeſchnitten, konnte ſich das kleine kaiſerliche Heer, das noch immer dieſes Herzogthum beſetzt hielt, nicht mehr behaupten. Der Angriff erfolgte auf zwei Seiten. Während Ake Tott mit einigen tauſend Schweden von Oſten her über die Peene eindrang, brach Herzog Adolf Friedrich mit 1100 Mann, die er in der Stille zu Lübeck geworben, von dieſer Hanſeſtadt nach ſeinen Erbländern auf. Den $^{17}/_{27}$. Juli nahm er ohne Widerſtand Gadebuſch ein, zog dort 12 Fahnen Reiterei an ſich, welche ihm die Oberſten Zacharias Pauli, Breitenbach und Relinger zuführten, rückte dann auf Stadt und Schloß Schwerin, wo einige hundert Mann Kaiſerliche in Beſatzung lagen. Die Stadt wurde ohne Mühe erobert, das Schloß hielt ſich bis zum 29. Julius a. St., an welchem Tage die Garniſon gegen freien Abzug nach Wismar kapitulirte. Während deſſen hatte Ake Tott, bei dem ſich der andere mecklenburgiſche Herzog, Hans Albrecht befand, die Städte Güſtrow, Bützow, Plauen, Mirow eingenommen. Anfangs Auguſt befand ſich, mit Ausnahme der drei Feſtungen Roſtock, Wismar und Dömitz, das Herzogthum wieder in den Händen ſeiner alten Herrn [1]). Alles Kriegsvolk konnte nun gegen dieſe Feſtungen verwendet werden. Die Herzoge wünſchten, daß man zuerſt mit geſammter Macht auf Dömitz losgehe, weil ſie von der Land-Seite her Gefahr fürchteten. Aber der König wollte vor Allem Meiſter der Seeſtädte ſeyn, da Roſtock und Wismar ihm zur Communikation mit Schweden trefflich gelegen waren. Sein Wunſch überwog. Beide Städte wurden enge eingeſchloſſen und regelmäßig belagert. Doch fiel Roſtock erſt im Oktober, Wismar ſogar erſt im Januar des folgenden Jahres. Das minder wichtige Dömitz begnügte man ſich zu bloquiren.

Die Wiedereinſetzung der alten Herzoge ward im Auguſtmonat zu Güſtrow mit großen Feſtlichkeiten begangen, welche Guſtav Adolf durch ſeine Anweſenheit verherrlichte. Die Feier begann unter dem Geläute aller Glocken mit einem glänzenden Einzuge in die Reſidenzſtadt. Voran giengen die Geiſtlichen und Schulmeiſter, welche Triumphlieder hören ließen, dann folgte Rath und Bürgerſchaft von Güſtrow, wie auch ein Ausſchuß von Bürgern aus den andern Städten des Herzogthums. Darauf zogen 800 Adelige zu Pferd einher mit acht Fahnen, hinter dieſen zwei in blauen Sammt gekleidete Herolde der beiden Fürſtenthümer Schwerin und Güſtrow auf Hengſten, welche mit grünen und weißen Federn geſchmückt waren. Dann folgte Herzog Hans Albrecht in ſchwarzer Tracht, umgeben von 36 Trabanten, welche große Schlachtſchwerter trugen, hinter dieſen ſechs Keſſelpauken und 36 Trompeter in dreierlei Livree, blau grün und weiß. Dann kam der König von Schweden in grünem Jagdkleide mit ſchwarzem Hut, auf dem eine blaue und weiße Straußenfeder

[1]) Khevenhiller XI, 1854 flg. Chemnitz I, 190 flg.

wallte, er war umgeben von 24 Trabanten und 36 Reitern. Ihm folgte Herzog Adolf Friedrich in blauen Sammt gekleidet. Die Herzoge Bogislav von Pommern, Wilhelm von Kurland und der Prinz Ulrich von Dänemark bildeten ſein Gefolge. Den Zug ſchloſſen 131 Kutſchen, in welchen die adeligen Töchter des Landes einherfuhren, und 1800 Küraſſiere. Zuerſt gieng man in die Kirche, wo über den Text Pſalm 126 geprediget wurde: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ärndten.“ Von der Kirche bewegte ſich der Zug aufs Rathhaus, dort fand die Huldigung ſtatt, nachdem vorher die Privilegien des Landes beſtätigt worden waren. Ein ſchwediſcher Geſandter hielt eine Rede, in welcher er die Unterthanen zur Treue gegen ihre wieder eingeſetzten Herren ermahnte und vom Gehorſam gegen Wallenſtein entband. Das Herzogthum war nemlich bis zur Eroberung auf des Friedländers Rechnung verwaltet worden, obgleich der Regensburger Reichstag ihm daſſelbe abgeſprochen hatte. — Auch das gemeine Volk wurde nicht ganz vergeſſen. Auf dem Markte theilte man Brod, das aus zwanzig Wispeln Getreide gebacken war, ſo wie zwanzig Faß Wein und vierzig Faß Bier aus [1]). Nach kurzem Aufenthalt in Güſtrow kehrte Guſtav Adolf wieder in das Lager von Werben zurück.

Während er noch daſelbſt ſtand, erhielt er zwei anſehnliche Verſtärkungen. Mitte Juli landete ſeine Königin in Wolgaſt mit etlichen tauſend Schweden, die ſie ihm aus dem Erbreiche zuführte [2]). Eine Abtheilung derſelben wurde ſogleich zur Eroberung von Mecklenburg verwendet, die andere Hälfte ſtieß zu den Engländern unter dem Markgrafen Hamilton, welche die zweite der ebengenannten Verſtärkungen bildeten. Daß Guſtav Adolf vor ſeinem Zuge nach Teutſchland mit England wegen Geldhülfe unterhandelte, wurde oben erzählt. König Karl I. zeigte ſich jedoch ſehr lau, ſey es aus Furcht vor dem Kaiſer, oder aus Geldmangel. Was der Monarch nicht unternehmen wollte, wagte ein reicher engliſcher Unterthan, der Markgraf Jakob Hamilton, freilich unter der Hand von ſeinem Könige mit Geld unterſtützt. Hamilton ſchloß den 31. Mai a. St. 1630 mit Guſtav Adolf einen Vertrag, worin er ſich verpflichtete, auf eigene Koſten für den ſchwediſchen Dienſt 6000 Mann in England anzuwerben und ſelbſt dem Könige zuzuführen. Guſtav Adolf behielt ſich den Oberbefehl vor, und verſprach dem Markgrafen, der eine neue Art von Kanonen erfunden haben wollte, eine beſtimmte Maſſe Roheiſen und Hämmer in Schweden zur Bearbeitung deſſelben, ſo wie das nöthige Pulver und Kugeln zu liefern. Ferner ſollten 4000 Schweden zu dem Heere des Markgrafen ſtoßen und wie die mitgebrachten Engländer unter ſeinem Befehle ſtehen. König Karl I. von England betrachtete dieſen Heereszug ſeines Unterthan's als ein kluges Mittel, weil er dadurch möglichen Vorwürfen des Kaiſers, als hätte ſich

[1]) Khevenhiller XI, 1855 flg. — [2]) Chemniz I, 188 b. unten.

die Krone England in den ſchwediſchen Krieg eingelaſſen, zu entgehen und doch ſeine Hände in dem teutſchen Weſen zu haben auch für den vertriebenen Kurpfälzer, ſeinen Schwager, etwas bewirken zu können rechnete. Noch zufriedener war Guſtav Adolf, weil er gegen Hamilton keine läſtige Verbindlichkeit eingehen mußte. Denn in dem Vertrage ſtand kein Wort von der Wiederherſtellung des ehemaligen Kurfürſten von der Pfalz, obgleich man es engliſcher Seits verſucht hatte, dieſe Saite zu berühren. Die Werbungen fanden während des Winters und im Frühjahr 1631 ſtatt, und der Markgraf brachte wirklich vier Regimenter zu zehn Compagnien, jede von 150 Soldaten, im Ganzen volle 6000 Mann wohlgekleidetes und trefflich genährtes Volk zuſammen. Als Alles zur Abfahrt gerüſtet war, gab Guſtav Adolf dem Markgrafen Befehl, nach Bremen zu ſegeln, um von dort aus an der untern Weſer den Krieg gegen Tilly zu führen. Schon waren in Hamburg und Bremen bedeutende Vorräthe an Brod und Bier auf ſchwediſche Rechnung für die britiſchen Gäſte aufgehäuft, aber dem lutheriſchen Biſchof von Bremen, einem holſteiniſchen Prinzen, der mit Guſtav Adolf ein Bündniß geſchloſſen hatte und die dem Markgrafen verſprochenen 4000 Mann anwerben ſollte, gelang es nicht, ſo viele Leute zuſammenzubringen. Hamilton erſchien mit vierzig Fracht- und zwei großen Kriegs-Schiffen an der Mündung der Weſer. Als er jedoch erfuhr, daß kein ſchwediſches Volk da ſey, um ihn zu empfangen, fürchtete er, ſeine 6000 Mann möchten ohne Beihülfe der verſprochenen 4000 überwältigt werden, kehrte um, fuhr durch den Sund, und erſchien den 26. Juli a. St. in der Peenemündung. Seinen Einzug hielt er in Stettin mit einer Pracht, die an Wallenſtein's frühere Größe erinnerte, und um ſo lächerlicher war, weil des Markgrafen Unternehmung ein ſo klägliches Ende nahm. Er ſaß in einer mit rothem Sammt und goldenen Treſſen ausgeſchlagenen, und auswendig ſchwer vergoldeten Kutſche. Seine Bedienten waren in rothen Sammet gekleidet, und trugen auf Bruſt und Rücken das von Gold geſtickte Wappen ihres Herrn. Vierzig Edelknaben, 36 Hellebardenträger und eine Leibwache von 200 Mann geleiteten ihn [1]).

Der König ſah es ſehr ungern, daß Hamilton eigenmächtig von dem vorgeſchriebenen Plane, an der Weſermündung zu landen, abwich, dennoch ließ er ihn gut empfangen, und beorderte die Engländer nach Frankfurt an der Oder mit der Weiſung, dem kaiſerlichen Heere, das unter Tiefenbach in Schleſien ſtand, die Spitze zu bieten. Guſtav Horn hatte ſeither dort den Befehl geführt. Da er jetzt mit ſeinem Volke verfügbar war, berief ihn Guſtav Adolf zu ſich an die Elbe. Von den Truppen, welche die Königin mit ſich gebracht, erhielt, wie geſagt, die Hälfte Befehl, zu den Engländern zu ſtoßen. Letztere ſpielten, am Orte ihrer

[1]) Chemniz I, 192 flg. Harte Leben Guſtav's teutſche Ausgabe I, 560 flg. Mauvillon S. 352 flg.

Beſtimmung angekommen, eine klägliche Rolle. Es fehlte in dem verödeten Lande an den vollen Fleiſchtöpfen, unter der unglücklichen Bevölkerung wütheten Seuchen, von welchen die Ankömmlinge bald angeſteckt wurden. Mannszucht beobachteten ſie ohnedieß keine. Zu Ende des Sommers waren die 6000 bereits auf 1000 herabgeſchmolzen. Chemniz ſagt [1]: „ſie ſeyen zergangen (wie Eis an der Sonne) und gleichſam verſchwunden.“ Hamilton warb im Winter 1631 mit des Königs Vorſchub neue Truppen und gieng nach Magdeburg, das Baner belagerte; dort ſtritt er ſich mit dem ſchwediſchen Feldherrn um den Vorrang, mußte jedoch weichen, was ſeinen Stolz ſchwer beleidigte. Je mehr das Volk, auf das er ſein gutes Geld verwendet, zu nichte ward, deſto höher ſpannte er ſeine Anſprüche. Zuletzt verſteckte er ſich hinter den engliſchen Geſandten, Heinrich Vane, der als Bevollmächtigter Karls I. ſich nach der Schlacht von Leipzig bei Guſtav Adolf eingefunden hatte. Dieſer Vane war ein aufgeblaſener, rechthaberiſcher, dürrer, boshafter Höfling von beſchränktem Verſtand, den Guſtav Adolf nicht ausſtehen konnte. Vane hatte die Kühnheit, den König fortwährend an Herausgabe der Pfalz zu mahnen, und ließ ſich ſogar eines Tages die Drohung entſchlüpfen: wenn nicht mehr als bisher für den vertriebenen Kurpfälzer geſchehe, ſo ſehe ſich die engliſche Regierung genöthigt, den Markgrafen Hamilton mit ſeinen Truppen zurückzurufen. Guſtav Adolf antwortete bitter: „es befremdet mich, daß man mir auf eine ſolche Weiſe zuſetzt, da doch der König von England gar Nichts zum Beſten des Kurfürſten von der Pfalz, ſeines Schwagers, thun will. Ihr droht, man werde die engliſchen Truppen zurückziehen. Gut! Hamilton mag gehen, ich wünſche ihm glückliche Reiſe.“ Hamilton gieng wirklich. Mit ungefähr 300 ſeiner Engländer und ſehr wenigen Loorbeeren kehrte er nach Hauſe zurück. Wir ſind hier abſichtlich der Geſchichte vorangeeilt, um ſpäter von dieſen Engländern Nichts mehr ſagen zu müſſen.

So großen Nutzen auch die Stellung bei Werben dem Könige verſchaffte, gehörten doch die Tage, welche er im dortigen Lager verlebte, zu den ſorgenvollſten und bedrängteſten ſeiner kriegeriſchen Laufbahn. Geldklemme war die Urſache dieſer Verlegenheiten. Er hatte auf große Summen, welche die Viehſteuer und das neu eingeführte Getreidemonopol der Krone abwerfen ſollte, ſo wie auf Zuſendungen aus Preußen vom Kanzler gerechnet: aber faſt nichts gieng ein. Unter dem $^{18}/_{28}$. Juli ſchrieb [2]) Guſtav aus dem Lager von Werben an Oxenſtierna: „Wir haben Euch oft genug unſern Zuſtand zu erkennen gegeben, wie Wir mit großer Armuth, Beſchwerde und Unordnung uns und dem Heer dieſe Zeit durchhelfen mußten, indem wir von allen unſern Dienern verlaſſen ſind und einzig aus dem Raube zum Schaden und Verderben aller unſerer Nachbarn den Krieg führten, was bis auf dieſe Stunde fortdauert, ſo

[1]) a. a. O, 193, a. — [2]) Geijer III, 187.

daß wir Nichts haben, die Leute zu befriedigen, außer was ſie ſelbſt mit unleidlichem Plündern an ſich reißen. Nun hatten wir auf Euch vor Anderen unſere Hoffnung geſtellt, allein auch Das ſchlägt uns fehl und wir müſſen hier vor dem Anmarſche des Feindes ein feſtes Lager aufſchlagen." Hinwiederum ſchrieb [1]) er einige Zeit ſpäter an denſelben: „Ungeachtet Ihr, Herr Kanzler! mittelſt eurer eigenen Vorſchläge uns monatlich gewiſſe Summen zugeſagt, haben wir gleichwohl davon nicht mehr erhalten als ungefähr 100,000 Thaler — und vernehmen nun zum Ueberdruß durch Euer Schreiben aus Elbing vom 11. Juli gegen alle unſere Erwartung, daß nichts mehr vorhanden iſt. Das Heer hat ſeit ſechzehn Wochen keinen Pfenning bekommen. Jedermann weiß, daß wir von Euch die Bezahlung erwartet, darauf haben ſowohl Offiziere als Gemeine das Vertrauen geſetzt. Nebſt dieſer Hoffnung haben wir nur Commisbrod zu ihrem Unterhalte gehabt, das wir von den Städten erpreßten, allein nun hat auch Das ein Ende. Mit den Reitern, die ſich damit nicht begnügen wollten, hat man keine Ordnung halten können, ſie lebten blos von ungebührlichem Plündern. Einer hat dadurch den Andern zu Grunde gerichtet, ſo daß nichts mehr zu fangen iſt weder für ſie ſelbſt noch für die Fußknechte, in den Städten oder auf dem Lande. Hätten wir bekommen, was Ihr für dieſe Monate liefern ſolltet, ſo hätten wir Hoffnung gehabt, wenigſtens Oder und Elbe zu vertheidigen und die Oſtſee ſäubern zu können, wenn auch ſonſt dieſes Jahr nichts mehr auszurichten geweſen wäre. Allein nun müſſen wir einen ſchädlichen Rückzug befürchten u. ſ. w."

Endlich kam auswärtiges Geld und zwar von zwei Seiten. Durch Beſchluß [2]) vom 31. Mai 1631 erklärten ſich die Generalſtaaten bereit, für die 3 Monate Juli, Auguſt, September an den König je 50,000 Gulden alſo im Ganzen 150,000 zu bezahlen. Durch einen zweiten Beſchluß [3]) vom 4. Dezember deſſelben Jahres wurden noch weitere 100,000 bewilligt. Auch Frankreich machte damals, gemäß dem Bärwalder Vertrage, die erſte Zahlung. Guſtav Adolf hatte Benedikt Oxenſtierna nach Frankreich geſchickt, um das Geld in Empfang zu nehmen. Trotz aller Ränke, welche der kaiſerliche Geſandte Freiherr von Kurz und ein bairiſcher Geſchäftsträger verſuchten, um die Auszahlung zu verhindern, erreichte Benedikt Oxenſtierna ſeinen Zweck [4]). Sogleich meldeten ſich auch zwei teutſche Reichsfürſten um einen Antheil an dem eingegangenen Mammon. Wir haben oben berichtet, daß Guſtav ſeit faſt einem Jahre mit Heſſen-Kaſſel unterhandelte, jetzt kam der Abſchluß zu Stande. Den $^{12}/_{22}$. Auguſt 1631 unterzeichneten Guſtav und Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel eine Uebereinkunft [5]), deren Bedingungen wir an einem andern Orte nur kurz berührten, hier aber genauer angeben wollen, weil dieſer Heſſiſche Vertrag das Muſter war, nach welchem ſich ſeither viele teutſche proteſtantiſche

---

[1]) Daſ. — [2]) Londorp acta publica IV, 215. — [3]) Daſ. — [4]) Chemniz I, 193 a. — [5]) Londorp IV, 216, b. flg. Chemniz I, 194 a. flg.

Stände mit dem Schweden verbündeten. 1) Der König von Schweden nimmt den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel in ſeinen Schutz, behandelt deſſen Feinde als ſeine eigene, unterſtützt ihn mit allem Nachdruck und verſpricht nie ein Bündniß einzugehen, welches dem gegenwärtigen nachtheilig ſeyn könnte. Wird dem Landgrafen ein Theil ſeines Gebiets entriſſen, werden ſeine Veſtungen belagert, ſo läßt der König kein Mittel unverſucht, ihm wieder zu ſeinem Beſitze zu verhelfen. Der König gelobt, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis der Landgraf und ſein Haus wieder in die Rechte und Güter eingeſetzt iſt, die Heſſen-Kaſſel vor den böhmiſchen Unruhen beſaß. Erfordert es die Nothwendigkeit, daß ſchwediſche Waffen in des Landgrafen Feſtungen und Städte gelegt werden, ſo kann dieß ſeiner Landeshoheit auf keine Art nachtheilig ſeyn. Die beſetzten Orte müſſen ſogleich geräumt werden, ſobald jene Nothwendigkeit verſchwunden iſt. Geſchütz und Waffen, welche der Landgraf dem Könige leiht, müſſen nach erfolgtem Gebrauche wieder zurückgegeben werden. Dem König ſteht der Oberbefehl über den Landgrafen und ſeine Völker zu. Kann er das Kommando in eigener Perſon nicht führen, ſo ernennt er einen tauglichen Stellvertreter. Dieſer Stellvertreter iſt ein für allemal während des Königs Abweſenheit der Landgraf ſelbſt. Der König ſetzt dem Landgrafen einen Kriegsrath zu Seite. Ebenſo ernennt der Landgraf einen Bevollmächtigten an des Königs Hoflager. Dagegen 2) verpflichtet ſich der Landgraf den König nie zu verlaſſen, mit ſeinen Feinden keinen Vertrag einzugehen, nach Kräften die ſchwediſchen Waffen mit Geld und Volk zu unterſtützen, dem Könige ſeine Feſtungen und überhaupt ſein ganzes Land zu öffnen. Doch müſſen ſchwediſche Völker, die in das heſſenkaſſelſche Gebiet verlegt werden, dem Landgrafen zuvor Treue ſchwören. Der Landgraf errichtet ferner ſogleich ein Heer von etlichen tauſend Mann auf eigene Koſten, verjagt die Feinde des Königs aus Heſſen und thut ihnen allen möglichen Schaden und Abbruch. Der Landgraf bietet ſeine Vaſallen auf und ſtellt ſie zu des Königs Dienſt, ſo oft es dieſer verlangt. Kein Theil rechnet dem andern Kriegskoſten auf, oder fordert Vergütung, ſondern Alles ſoll aus gemeinſchaftlicher Kaſſe beſtritten werden. Auch geht vorliegendes Bündniß allen andern Verträgen vor, die Heſſen je mit andern Mächten geſchloſſen hat. Findet es der König angemeſſen, heſſiſche Veſtungen zu erweitern, ſo geſtattet dieß der Landgraf nicht nur, ſondern hält auch ſeine Unterthanen an, bei den nöthigen Arbeiten zu helfen. Im Falle der König ſeine Völker in das heſſiſche Gebiet führt und dort einlagert, dürfen Fußgänger bloß Holz und Licht, die Reiter außerdem Stroh und Futter von den Wirthen verlangen. Der Landgraf errichtet ſchwediſche Werbeplätze in ſeinem Lande. Iſt Heſſen außer Gefahr und bringt der König in das habsburgiſche Gebiet oder andere Länder ein, ſo unterſtützt der Landgraf die Schweden mit ſo viel Truppen, als er entbehren kann. Ein ſolches Hülfskorps muß auf gemeinſchaftliche Koſten unterhalten werden. Jeder Theil liefert dem andern Miſſethäter und Ausreißer zur Beſtrafung ab."

Wenn Guſtav Adolf durch dieſen Vertrag den Landgrafen beinahe zu ſeinem Vaſallen machte, ſo räumte er ihm anderer Seits Vergünſtigungen ein, kraft deren ſich das heſſenkaſſelſche Haus für Alles, was es Schweden zugeſtand, auf Koſten Anderer in reichem Maaße entſchädigen konnte. Die wichtigſte Beſtimmung in dieſer Hinſicht enthielt folgender in den Vertrag aufgenommene Artikel: ſollte der Landgraf mit ſeinen eigenen Truppen im Gebiete von Mitgliedern der Liga Eroberungen machen, ſo wird der König dieſelben, nicht anders als wenn er ſie ſelbſt gemacht hätte, gut heißen und den Landgrafen mit aller Macht im Beſitze des Errungenen beſchützen. Hiemit wurde der Kampf, der vor 13 Jahren im Namen der Religion begonnen, und in den ſich Guſtav Adolf ſelbſt als Verfechter des Glaubens gemengt hatte, zum Eroberungskrieg geſtempelt. Guſtav Adolf übernahm dieſelbe Rolle, welche 170 Jahre ſpäter Napoleon ſpielte, als er die Stände des einſtürzenden teutſchen Reiches durch die Lockſpeiſe des Ländererwerbs gegen einander bewaffnete. Auch darin gliechen ſich beide Fälle, daß es zunächſt auf den Raub geiſtlicher Ländereien abgeſehen war. Denn unter den Gebieten katholiſcher Stände, welche der Landgraf erobern mochte, ſind die Bisthümer in Weſtphalen, am Rhein und dem Maine zu verſtehen. Guſtav Adolf geſtand dem Landgrafen dieſe Ausſicht zur Vergrößerung auf Koſten der Katholiken zu. Nicht minder begünſtigte er ihn gegenüber von den Proteſtanten. Ein weiterer Artikel beſagte: „der Landgraf ſolle Vollmacht haben, andere Fürſten, Grafen, Freiherrn und Städte in das Bündniß aufzunehmen. Aber nur wer vor Ablauf der nächſten drei Monate beitrete, habe dieſelben Bedingungen, wie Heſſen, zu genießen. Solche, welche den Ausgang abwarten, und erſt nach beſtandener Gefahr ſich dem Schweden anſchließen würden, dürfen nicht auf gleiche Begünſtigungen rechnen, ſondern müſſen um beſondere Verträge bitten." Der Landgraf wurde durch dieſen Artikel zur Mittelsperſon zwiſchen den teutſchen Proteſtanten und dem Könige von Schweden, eine Stellung, die großen Einfluß verhieß. Eben ſo günſtig war für ihn die Zeitbeſchränkung. Denn hätten alle ſpäter beitretenden Proteſtanten auf ihre Rechnung Eroberungen machen dürfen, ſo blieb, bei der vorauszuſehenden großen Concurrenz von Liebhabern, für Heſſen ſicherlich wenig übrig. Endlich ließ der König ſeinem Verbündeten in Werben eine bedeutende Summe Geldes ausbezahlen, welche zu neuen Werbungen verwendet werden ſollte [1]). Allerdings ſetzte ſich der Landgraf für den Augenblick keiner kleinen Gefahr aus. Tilly, der von der Reiſe Wilhelm's und ihrem Zweck genau unterrichtet war, veröffentlichte ſogleich eine Erklärung an die heſſiſchen Unterthanen, worin er ſie aufforderte, von ihrem Landesherrn, als einem Empörer gegen Kaiſer und Reich, abzufallen. Zugleich erhielt Graf Otto Heinrich Fugger, welcher einige neu errichtete

[1]) Chemniz I, 198, a.

ligiſtiſche Regimenter führte, von Tilly Mitte Auguſt Befehl, in Heſſen einzubrechen, um mit Feuer und Schwerdt die Untreue des Landgrafen zu züchtigen. Auch Fugger ſuchte die Unterthanen aufzuwiegeln, es gelang ihm jedoch ſo wenig als dem Obergeneral. Seine Angriffe wurden abgeſchlagen durch die Truppen des Landgrafen [1]) und durch einen Verbündeten, den Guſtav Adolf ebenfalls im Lager von Werben gewonnen hatte, den Herzog Bernhard von Weimar.

Der Landgraf von Heſſenkaſſel, hatte mit dieſem Fürſten, den wir von früher her kennen, gemeinſames Anſchließen an die Sache des Königs verabredet. Gegen Ende Juli erſchien Bernhard im Lager bei Werben, und ward von Guſtav Adolf mit größter Auszeichnung empfangen. Der König ſchmeichelte ihm ſchon damals mit dem Beſitz der Bisthümer Bamberg und Würzburg, die er ihm unter dem Titel Herzogthum Franken zu geben verhieß. Er ernannte ihn ferner zum Oberſten ſeines Leibregiments zu Pferd, und bezahlte ihm die nöthigen Summen zu Anwerbung von drei Regimentern, welche der Herzog dem Landgrafen von Heſſenkaſſel zuführen ſollte. Bernhard gieng mit dem Gelde nach Weimar und ließ dort die Werbetrommel rühren, aber ſeine Rüſtungen waren erſt angefangen, als er die Nachricht vom Einfalle des Grafen Fugger in Heſſen erhielt. Sogleich eilte er nach Kaſſel, traf die nöthigen Anſtalten zur Gegenwehr, und zwang den Feind zum Weichen, ob ihm gleich Anfangs nur 3000 Mann Fußvolk, vier Fahnen Reiter, ſammt vier Kanonen zu Gebote ſtanden. Nachdem er die Kaiſerlichen über die Gränzen getrieben, eroberte er Fritzlar, das damals kurmainziſch war, und unterwarf mehrere zu demſelben Erzſtifte gehörige Städte auf dem Eichsfelde, dann wandte er ſich gegen die Abteien Hersfeld und Fulda, bezwang ſie, erpreßte 60,000 Gulden Brandſchatzung, und führte 300 mit Beute beladene Wägen aus denſelben nach den Veſtungen Ziegenhain und Kaſſel. Bei Rothenburg ſchlug er hierauf ein feſtes Lager, und erwartete die Folgen der Vereinigung des kurſächſiſchen Heeres mit dem ſchwediſchen [2]). Nach der Schlacht von Breitenfeld werden wir wieder auf ihn ſtoßen.

Nach ſolchen Erfolgen, und durch ſolche neue Freunde verſtärkt, verließ Guſtav Adolf das Lager bei Werben. Mit großer Anſtrengung hatte er ſich bisher gegen einen überlegenen Feind gehalten und Boden gewonnen. Kümmerlich ſchlich der Krieg fort. Jetzt aber nahen die Tage des Triumphes und zwar ſind dieſelben nicht ein Geſchenk des blinden Glücks, ſondern das Werk der vortrefflichen Anordnungen des Königs. Das Lager bei Werben bildet nach unſerer Anſicht den Wendepunkt des Krieges. Dieſe Stellung hatte zur Folge, daß ſich zwei proteſtantiſche Fürſten, Heſſen und Weimar, dem Schweden in die Arme warfen, daß Mecklenburg für den Kaiſer verloren gieng, daß Tilly Kurſachſen angreifen mußte, was wiederum nothwendig die

[1]) Derſ. I, 194 a. u. 198. — [2]) Röſe Bernhard I, 153 flg.

Vereinigung des Kurfürſten mit dem Könige nach ſich zog. Man nehme die Karte zur Hand. Seit Guſtav Adolf Werben ſiegreich behauptete, ſeit das Bündniß mit Weimar und Heſſen zu Stande kam, war Tilly von der untern Elbe und Mecklenburg abgeſchnitten, und konnte keine Vorräthe mehr dorther beziehen, denn Guſtav Adolf hatte ſich ja mitten zwiſchen ihn und jene Länder hineingedrängt. Zur Rechten Tilly's gegen Oſten lag die Mark Brandenburg, eine Wüſte, deren ſämmtliche Plätze ſchwediſchen Hauptleuten gehorchten, und aus der das katholiſche Heer keine Hülfsmittel nehmen konnte. Auf ſeiner linken Flanke oder gegen Weſten loderte der heſſiſche Aufſtand empor, und bedrohte die Zufuhr, die ihm aus Franken oder Weſtphalen geſchickt wurde. In ſeinem Rücken lag endlich der Kurſtaat, ein Land, deſſen Gebieter ſich für neutral erklärte, und gutwillig keinen Scheffel Korn, kein einziges Haupt Schlachtvieh verabfolgen ließ, und doch gab es dort allein noch die für Tilly's Soldaten nöthigen Lebensmittel. Wollte ſich Tilly länger in Mittelteutſchland behaupten, ſo mußte er nothwendig ſeine Exiſtenz aus Sachſen ſichern, alſo den Kurfürſten zur Verzichtung auf ſeine bisher behauptete Neutralität zwingen. Abgeſchnitten von der untern Elbe und der Weſer durch Guſtav Adolf, von Franken, Baiern, Weſtphalen und dem Rhein durch die neuen Verbündeten des Königs, die Fürſten von Weimar und Heſſen, von Schleſien durch die märkiſche Wüſte und das Heer, das dort unter Hamilton ſtand, endlich von Böhmen und den Erbländern durch den Kurfürſten von Sachſen, konnte Tilly nur zwei Auswege wählen: entweder geblieben, und folglich den Krieg auf Koſten des ſo lange verſchonten Sachſens fortgeſetzt, oder Mittelteutſchland ohne Schwerdtſtreich geräumt, und den Rückzug rechts nach Schleſien oder links nach Franken angetreten. Dieſe bedrängte Lage Tilly's war nun eine Frucht der Maaßregeln des Königs. Mit großer Feinheit hatte Guſtav Adolf Knoten um Knoten geſchürzt, bis das Netz vollendet da ſtand. Ohne Sachſens Beiſtand wollte er nicht ſchlagen, weil ſeine Erbmacht zu gering war. Mit guten Worten den Kurfürſten zu gewinnen, war ihm trotz vieler Verſuche mißlungen. Gewalt durfte er wegen ſeiner eigenthümlichen Stellung nicht brauchen, weil er als Freund der Proteſtanten nach Teutſchland kam, und weil ſchwediſche Thätlichkeiten den Kurfürſten in die Arme des Kaiſers geführt hätten. Alſo blieb dem König nur der Ausweg übrig, den Feind als Werkzeug ſeiner Plane zu gebrauchen, und ihn auf Kurſachſen zu werfen, wodurch Johann Georg gezwungen ward, ſchwediſche Hülfe anzurufen und auf ſeine bisherigen Plane einer ſelbſtſtändigen Rolle zu verzichten. Dieß iſt mit großer Kunſt geſchehen. Auf drei Seiten, vornen rechts und links, wurde dem Feind der Weg verrammelt, und nur die Hinterpforte offen gelaſſen, durch die er ausbrechen mußte. Man begreift nun auch, warum der König ſo ſehr darauf drang, daß Hamilton mit ſeinen Engländern ſich an der Weſer feſtſetzen und dem lutheriſchen Biſchof von Bremen die Hände bieten ſollte. Denn wenn dieß geſchah, ſo wurde

Tilly auch der Hülfsmittel, die er aus dem Weſer Gebiet ziehen mochte, beraubt, und mußte um ſo gewiſſer auf Sachſen losgehen. Die Unfähigkeit Hamilton's vereitelte dieſen Plan und zwang den König ſeine rechte Flanke oder Heſſen zu verſtärken, was ungefähr dieſelbe Wirkung hervorbrachte.

Wäre es nun nach Tilly's oder vielmehr nach des Kurfürſten von Baiern Wunſche gegangen, ſo glauben wir, daß der Obergeneral lieber Mitteldeutſchland, wo er keinen Unterhalt mehr fand, geräumt und ſich nach Franken zurückgezogen hätte. Aber der Kaiſer ſchritt ein, und bewirkte, daß dieß nicht geſchah. Wie? werden wir im nächſten Capitel zeigen.

Sechstes Capitel.

Tilly greift Kurſachſen an. Vereinigung des Kurfürſten mit dem Könige. Schlacht bei Breitenfeld.

Da es längſt Plan des Wiener Hofes war, die bairiſche Macht durch die ſchwediſche zu zerreiben, ſo forderte Ferdinand's wohlverſtandener Vortheil gebieteriſch, daß Tilly gezwungen werde, eine Entſcheidung, der er bisher ausgewichen, herbeizuführen. Zu dieſem Zweck gab der Kaiſer dem Oberfeldherrn Befehl, der Neutralität des Kurfürſten von Sachſen ein Ende zu machen. Tilly's Bericht über die ſpäter erfolgte Breitenfelder Schlacht beginnt[1] mit den Worten: „dieweil Euere kaiſerliche Majeſtät mir allergnädigſt befohlen haben, Kurſachſen zur Niederlegung der Waffen und zur Verzichtung auf die Leipziger Schlüſſe zu beſtimmen.“ Dieſe Ausdrücke laſſen keine andere als obige Deutung zu. Khevenhiller ſagt[2] zwar: „Ferdinand II. habe ſich über Tilly's Einfall in Sachſen nicht wenig bekümmert, weil er den Kurfürſten gar liebte“ u. ſ. w. Ferner: „Ihre kaiſerliche Majeſtät ſey durch allerlei geheime Ränke wider Willen und Meinung zu dieſem Bruche verleitet worden.“ Aber die erſtere Angabe bleibt darum unerſchüttert. Entweder wußte der öſtreichiſche Geſchichtſchreiber in dieſem Punkte die Wahrheit nicht recht, vielleicht hielt er es auch für Pflicht, einen kaiſerlichen Befehl, den er gelobt haben würde, hätte derſelbe glückliche Folgen gehabt, wegen ſpäter eingetretener verhängnißvoller Ergebniſſe mit gemüthlichen Redensarten zu umhüllen; oder iſt anzunehmen, daß den Kaiſer wirklich eine Hofparthei, der er gewiſſermaßen widerſtrebend folgte, vorwärts trieb, und zur Unterzeichnung des Marſchbefehls an Tilly vermochte. Dieſe Parthei kann kaum eine andere als die Friedländiſche geweſen ſeyn.

---

[1]) Wallenſtein's Briefe von Förſter II, 111. — [2]) XI, 1866.

Gewiß dagegen iſt, daß der Kurfürſt von Baiern anderer Meinung war, und daß ſomit Tilly in einen ſchweren Widerſtreit der Pflichten gegen ſeine beiden Gebieter gerieth. Unter dem $^{10}/_{20}$. Auguſt 1631 ſchrieb [1]) Kurfürſt Maximilian einen Brief an Tilly folgenden Inhalts: „Es wäre mir lieb, wenn Ihr den Rathſchlag des Kurfürſten von Mainz (der ebenfalls verneinend lautete) früher zu Geſicht bekommen. Da aber dieß nicht geſchehen, ſo hättet Ihr doch leicht aus unſern vorigen Verhaltungsbefehlen die ſtarken Beweggründe erſehen mögen, warum gegen den Kurfürſten von Sachſen, ſo lange er nicht ſelbſt den Anfang zu Feindſeligkeiten macht, oder durch Vereinigung mit dem Schweden den Frieden zuerſt bricht, Nichts Gewaltſames unternommen werden darf. Denn dieſe Sache iſt, wie es auch der Kurfürſt von Mainz mit Mehrerem erwieſen, von der Art, daß wir, wenn förmlicher Krieg daraus entſteht, nicht bloß einen einzigen Feind weiter haben, ſondern alle übrigen Proteſtanten, die ſich bisher noch ruhig verhielten, auf den Hals bekommen werden. Ich hätte daher gewünſcht, daß die Unterhandlungen mit dem Kurfürſten Johann Georg nicht abgebrochen, ſondern daß gelindere Wege in Betreff ſeiner eingeſchlagen worden wären u. ſ. w.“

Wie kam es nun, daß Tilly, der ſeit der Landung Guſtav Adolf's den Vortheil Oeſterreichs meiſt dem bairiſchen hintangeſetzt, dießmal ohne Rückſicht auf den Widerſpruch des Kurfürſten dem Kaiſer gehorchte? Die Schmach, ohne eine Schlacht ſeinem Gegner halb Teutſchland preiszugeben, die Furcht vor den Vorwürfen der jüngeren Heerführer, die unter ihm dienten, mag viel dazu beigetragen haben. Der Hauptgrund aber iſt wo anders zu ſuchen. Unter dem 4. Septbr. n. St. wird von München aus an Tilly geſchrieben[2]): „daß der Kaiſer zum Krieg gegen die Krone Frankreich entſchloſſen ſcheine und deßhalb ein Heer nach dem Elſaß ſchicken wolle.“ Dieſes Heer war dasjenige, welches nach Beendigung des mantuaniſchen Kriegs unter Egon v. Fürſtenberg und Aldringen aus Italien herüberkam. Tilly erhält neben der eben mitgetheilten Nachricht zugleich den Auftrag, dem Kaiſer Vorſtellungen zu machen, wie unpaſſend es ſeyn würde unter den jetzigen Verhältniſſen Händel mit Frankreich zu ſuchen. Kein vernünftiger Menſch wird nun glauben, daß der Wiener Hof nicht die Ungereimtheit einer ſolchen Maaßregel ſelbſt ſehr gut einſah. Folglich kann dieſelbe nur ein Vorwand geweſen ſeyn. Auch war das Räthſel bereits gelöſt, als das Schreiben im Feldlager eintraf. Tilly verweilte nämlich bis zum $^{18}/_{28}$. Auguſt in Wolmirſtädt, brach an dieſem Tage mit geſammter Heeresmacht nach Eisleben auf[3]), wo Graf Egon von Fürſtenberg mit dem größten Theil des wallenſteiniſchen Heeres, das um Mantua gefochten, etwa 15,000 Streiter ſtark — es waren 32 Kornet Reiter und 45 Fahnen zu Fuß —

[1]) Adlzreitter annal. boici Pars III, lib. XVI, cap. 63. — [2]) Weſtenrieder VIII, 181. — [3]) Khevenhiller XI, 1698.

zu ihm ſtieß [1]). Auch General Aldringen, der ebenfalls aus Italien zurückkam, war mit 8000 Mann im Anmarſche, um ſich mit Tilly zu vereinigen [2]). Zu gleicher Zeit hatte Tiefenbach mit dem ſchleſiſchen Heere ſeinen bisherigen Standpunkt an der Oder verlaſſen und näherte ſich durch die Lauſitz dem Kurſtaate [3]). Dieß war lauter kaiſerliches Volk, das mit Tilly vereinigt, den Stand ſeines Heeres auf 60,000 Mann gebracht hätte. Schon nach der Ankunft Fürſtenberg's zählte Tilly 40,000 Streiter. Man ſieht nun, daß es dem Kaiſer mit der Behauptung, ſein Volk nach dem Elſaß wider Frankreich zu ſchicken, nicht Ernſt war. Vielmehr verhielt ſich die Sache ſo: unter dem Beding eines ungeſäumten Angriffs auf die Schweden hatte Ferdinand dem bairiſchen Oberfeldherrn den Befehl über dieſe bedeutenden Verſtärkungen angeboten. Im entgegengeſetzten Falle aber, d. h. wenn Tilly, den Befehlen des Kurfürſten von Baiern folgend, nach Franken zurückzog, wäre Fürſtenberg unter dem Vorwand eines franzöſiſchen Kriegs nach dem Elſaße aufgebrochen und hätte wahrſcheinlich auch Pappenheim das bairiſche Lager verlaſſen. Bei einem ſolchen „Entweder Oder" konnte Tilly unmöglich ſchwanken. Alſo wurde der Angriff beſchloſſen. Nun forderte die geſunde Vernunft, keine Zeit mehr mit unnützen Unterhandlungen zu verderben, ſondern friſch zur That zu ſchreiten; d. h., Tilly mußte ſogleich eine Stellung zwiſchen dem kurſächſiſchen Heere und den Schweden nehmen, oder vielmehr über erſteres herfallen und es entweder zu gutwilligem Beitritt auffordern, oder vernichten. Dieß war es auch, was Pappenheim [4]) forderte, und leicht konnte der Plan ausgeführt werden. Die Sachſen ſtanden bis zum $^{21}/_{31}$. Auguſt etwa 18,000 Mann ſtark bei Leipzig, waren alſo in der Nähe des Tilly'ſchen Heeres und weit von Guſtav Adolf entfernt [5]). Mit geringer Mühe würde das unter den Waffen ergraute katholiſche Volk dieſe Neulinge, die nicht einmal unter ſchwediſchem Schutze bei Breitenfeld Stand hielten, zerſchmettert haben. Dennoch that dieß Tilly nicht, er verſchmähte Pappenheim's Rath. Der Verfaſſer dieſes Buches iſt keineswegs ſo eitel, dem alten Feldherrn eine gute Lehre geben zu wollen, oder zu glauben, daß Tilly kein tüchtiger Heerführer war, weil er eine Maaßregel nicht ergriff, die jeder Unbefangene als die richtige anſehen wird; vielmehr ſind wir der Meinung, daß Tilly aus Rückſicht auf den Kurfürſten von Baiern nicht anders handeln konnte. Dem Kaiſer hatte er nachgegeben, inſofern der Angriff beſchloſſen ward, den Kurfürſten mußte er, als Empfänger ſo entſcheidend mißbilligender Befehle, wie der oben angeführte, dadurch zufrieden ſtellen, daß er es nicht gleich zum Aeußerſten kommen ließ, ſonſt hätte er Maximilian's

---

1) Khevenhiller a. a. O. ſchätzt Fürſtenberg's Abtheilung auf 25,000 Mann, was uns zu hoch erſcheint. Chemniz I, 200, b. gibt die im Texte angeführte Zahl der Fahnen und Kornet. — 2) Wallenſtein's Briefe II, 99. — 3) Soldat suedois S. 92. — 4) Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 366. — 5) Chemniz I, 201, a.

Gunſt für immer verſcherzt. Freilich war es nun im vollen Umfange des Worts eine halbe Maaßregel, aber handelt anders, wenn euch das Schickſal verdammt hat, zweien Herren zu dienen!

Schon am $^{14}/_{24}$. Auguſt ſchickte Tilly aus dem Lager von Wollmirſtädt den Mainzer Domherrn Johann Reinhard von Metternich, der für Erzherzog Leopold das Stift Halberſtadt verwaltete, ſammt dem Feldzeugmeiſter Otto Friedrich von Schönburg an den Kurfürſten als Geſandte ab. Der kurze Inhalt ihres in einem langen Wortſchwall verſteckten Auftrags war: Johann Georg möchte dem Kaiſer ſein Land öffnen, ſein Heer mit dem kaiſerlichen vereinigen und Lebensmittel liefern, oder gewärtig ſeyn, daß er als Feind behandelt werde. Der Kurfürſt, der ſich damals in Merſeburg befand, nahm die Geſandten mit großer Artigkeit auf und bewirthete ſie köſtlich. Als der Nachtiſch aufgetragen war, ſagte er zu ihnen [1]): „Ich ſehe nun wohl, daß man das ſächſiſche, ſo lange aufgeſparte, Konfect endlich auch zu verzehren geſonnen iſt. Aber hütet Euch, meine Herren, daß Ihr die Zähne nicht verderbet, denn es werden dabei allerlei Nüſſe und Schaueſſen aufgetragen, welche ſchwer zu beißen ſind.“ Man ſieht, daß Johann Georg auch witzig ſeyn konnte. Am folgenden Tage entließ er die Bevollmächtigten mit dem Beſcheide: er könne das Verlangte nicht gewähren, und erſuche Tilly, ſein Land und ſeine ohnedieß zu Grunde gerichteten Unterthanen mit Einquartierungen zu verſchonen. Während deſſen war der Oberfeldherr von Wollmirſtädt nach Eisleben aufgebrochen und hatte dort die Vereinigung mit Fürſtenberg bewerkſtelligt. Nach Empfang der kurfürſtlichen Antwort zog er den 4. September n. St. gen Halle, und forderte von hier aus den Kurfürſten noch einmal auf, ſich in Güte zu ergeben, zugleich verlangte er vom ſächſiſchen Stiftshauptmann in Merſeburg tägliche Ablieferung einer großen Maſſe von Mundvorräthen. Als dieſer zögerte und ſich darauf berief, daß er erſt die Meinung ſeines Gebieters des Kurfürſten einholen müſſe, erhielt Pappenheim Befehl, mit 6000 Mann und 8 Stücken Merſeburg anzugreifen. Pappenheim brannte die Vorſtädte nieder und forderte dann den Kommandanten zu ſchneller Uebergabe auf, der auch ſogleich kapitulirte, mit ſeinen 400 Sachſen auszog und die Stadt den Kaiſerlichen überließ. Von Merſeburg aus durchſtreifte Pappenheim's Volk die umliegenden ſächſiſchen Landſchaften, brandſchatzte, ſengte und brennte. Die Dörfer giengen in Rauch auf, vornehme kurfürſtliche Beamte wurden halb todt geprügelt, geſchnürt und mit Daumenſchrauben gepeinigt, um Geld von ihnen zu erpreſſen [2]). Den 8. September n. St. begehrte Tilly auch von der Stadt Leipzig Lebensmittel und drohte bei der geringſten Weigerung in eigener Perſon zu kommen. Als der Stadtrath zur Antwort gab, daß ohne Bewilligung des Kurfürſten nichts geliefert werden könne, ließ Tilly Leipzig durch die Reiterei berennen,

[1]) Khevenhiller XI, 1693. — [2]) Chemnitz I, 201.

Wachpoſten vor die Thore ſtellen und auf drei Meilen rings um Alles ausplündern. Zugleich verlangte er nun auch Einlagerung in die Stadt und ſchnellen Entſchluß. Neue Entſchuldigungen des Magiſtrats! Nun brach Tilly den $^{2}/_{12}$. September mit geſammter Heeresmacht von Halle auf, übernachtete vom $^{2}/_{12}$. auf den $^{3}/_{13}$. September in Schkeuditz und erſchien am $^{3}/_{13}$. frühe vor Leipzig. Mit den Geſandten der Stadt, welche auf ſein Verlangen herauskamen, ſprach er freundlich und bewilligte ihnen Bedenkzeit. Doch wurden indeſſen die nöthigen Anſtalten zum Sturme nicht verſäumt. Anfangs machte der ſächſiſche Kommandant Miene zum entſchloſſenſten Widerſtande, erhob ein heftiges Feuer von den Wällen, — ein Offizier ward an Tilly's Seite von einer Kanonenkugel zerſchmettert — und brannte am $^{4}/_{14}$. Morgens die ſchönen Vorſtädte nieder. Tilly verſuchte es, dem Brande Einhalt zu thun, aber das Feuer hatte, vom Winde angefacht, ſchon zu ſehr um ſich gegriffen, und die löſchenden Soldaten wurden durch die aus der Stadt geſchickten Kugeln vertrieben. Den $^{4}/_{14}$. Nachmittags erwiederten auch die Kaiſerlichen das Feuer aus etlichen Batterien, während der Nacht wurden eine Menge Granaten und glühende Kugeln hineingeworfen. Tilly vermaß ſich mit ſchweren Flüchen, es ſolle Leipzig bei längerem Widerſtande ergehen wie Magdeburg, und man werde des Kindes im Mutterleibe nicht verſchonen. Jetzt kroch der ſächſiſche Befehlshaber Hans von der Pforten zu Kreuz und kapitulirte den $^{5}/_{15}$. Mittags. Die Beſatzung erhielt freien Abzug mit allen Ehren, der Stadt wurden alle ihre Freiheiten und Rechte gewährleiſtet. Die Behandlung war außerordentlich mild und überraſchte die Bürger um ſo mehr, weil ſie das Aergſte erwartet hatten. Tilly begnügte ſich, am $^{6}/_{16}$. September 1000 Mann unter dem Oberſt Wangler in die Stadt zu legen. Das Schloß von Leipzig, die Pleißenburg genannt, hielt ſich bis zum $^{7}/_{17}$., an welchem Tage der Kommandant, Johann Voppel, ohne Noth, oder wie Chemniz ſagt[1], „lüderlicher Weiſe" mitten unter dem Getümmel der Breitenfelder Schlacht ſeinen Poſten übergab.

Wir müſſen uns jetzt nach dem Könige von Schweden und dem Kurfürſten von Sachſen umſehen. Nach Empfang der erſten Geſandtſchaft Tilly's hatte Johann Georg eingeſehen, daß ſein Heer, das um Leipzig lagerte, nicht die beſte Stellung habe und leicht von den Kaiſerlichen überfallen werden könne. Deßhalb gab er dem Fußvolk Befehl, am 22. Auguſt a. St. über Eilenburg nach Torgau aufzubrechen. Die Reiterei folgte mit 10 Stücken; auf der Elbe wurde von Dresden her viel Geſchütz in das befeſtigte Lager nachgeſchickt, welches das kurſächſiſche Heer bei Torgau bezog[2]. Zu gleicher Zeit, während Johann Georg dieſe vorſichtigen Anſtalten traf, ſandte er ſeinen Feldmarſchall Arnim an den König mit dem Auftrag, um jeden Preis ſchwe-

[1] Daſ. 202, b. — [2] Daſ. 201, a.

biſche Hilfe zu erflehen. Guſtav Adolf ſtand ſeit 10 Tagen nicht mehr im alten Lager. Zum Voraus überzeugt vom glücklichen Erfolg der getroffenen Maaßregeln, hatte er in Werben eine hinreichende Macht zur Deckung des Lagers zurückgelaſſen und war nach Alt-Brandenburg aufgebrochen, um von hier aus ſchnell bei der Hand zu ſeyn, wenn etwa Tilly die Sachſen jählings überfallen ſollte. In Alt-Brandenburg empfing der König den ſächſiſchen Feldmarſchall. Der erſte Empfang war ausnehmend kühl. Auf Arnim's Anträge antwortete Guſtav Adolf: „Ich bedaure das Schickſal des Kurfürſten, allein er iſt ſelbſt an Allem Schuld; hätte er mir früher vertraut, ſo würde er ſich nicht in der gegenwärtigen Verlegenheit befinden, und auch Magdeburg wäre nicht gefallen. Jetzt ſucht man mich, weil man meiner benöthigt iſt, allein ich bin nicht geſonnen, mich und die übrigen proteſtantiſchen Stände um des Kurfürſten von Sachſen willen ins Unglück zu ſtürzen. Ich kann unmöglich einem Fürſten vertrauen, deſſen Räthe an den Wiener Hof verkauft ſind, und der mich wieder verlaſſen wird, ſobald ihm der Kaiſer ſchmeichelt, oder ſobald ſich das kaiſerliche Heer zurückzieht." In dieſer Art abgewieſen, mußte der Feldmarſchall die ſaure Reiſe zwiſchen Torgau und Brandenburg dreimal hin und her machen [1]). Bei der zweiten Ankunft ließ Arnim die ſchmeichelndſten Worte vernehmen: „weder er noch ſein Gebieter mißbillige im Geringſten die Maaßregeln, welche der König zu ſeiner Sicherheit ergreife, dieſelben zeugten nur von der hohen Klugheit Sr. Majeſtät." Zugleich bat er, Guſtav Adolf möchte ſich doch über die Bedingungen näher erklären, denn der Kurfürſt ſey bereit, Ihrer ſchwediſchen Majeſtät alle nur denkbare Bürgſchaften zu leiſten. „Ich verlange," erwiederte nun Guſtav Adolf, „daß mir der Kurfürſt ſeine Veſtung Wittenberg einräumt, ſeinen Kurprinzen als Geißel ſtellt, daß er meinem Heere einen dreimonatlichen Sold bezahlt, daß er mir die Verräther, die in ſeinem geheimen Rathe ſitzen, ausliefert, oder ſie ſelbſt beſtraft. Unter dieſen Bedingungen bin ich bereit, dem Kurfürſten Beiſtand zu leiſten; willigt er nicht ein, ſo mag er ſelbſt zuſehen, wie er ſich herausreißt." Der ſächſiſche Feldmarſchall mag ein ſchönes Geſicht gemacht haben, als er den dritten Punkt hörte, denn damit war Niemand anders, als er ſelbſt, Hans Görge von Arnim, obwohl verblümter Weiſe gemeint. Arnim bat den König um Erlaubniß, dieſe Forderungen ſeinem Gebieter vortragen zu dürfen, weil er keine Vollmacht zum Abſchluß eines ſo wichtigen Vertrags habe. Kurfürſt Johann Georg, dem das Waſſer bis an die Kehle gieng, und der im jetzigen Augenblicke Alles unterſchrieben hätte, um nur ſeiner Furcht vor Tilly loszuwerden, erwartete den Feldmarſchall mit größter Ungeduld, er hoffte zu hören, daß der König ſchon im Anmarſche ſey; als er die Bedingungen vernahm, ſoll er ausgerufen haben: „nicht nur Wittenberg, ſondern Torgau, ſondern ganz Sachſen

[1]) Daſ. S. 202, b.

ſoll dem Schwedenkönig offen ſtehen, ich will meine ganze Familie als Geißel ſtellen, ja mich ſelbſt, wenn Erſteres noch nicht genügt. Der König mag die Verräther nur nennen, ich will ſie ausliefern, ich will den verlangten Sold bezahlen, und Gut und Blut der guten Sache opfern.“ Den 26. Auguſt a. St. kam Arnim mit dieſer Antwort zurück. Guſtav Adolf zog jetzt gelindere Saiten auf, da er vorher bloß den Kurfürſten für ſeine verſuchte Leipziger Bundeshauptmannſchaft ein klein wenig züchtigen, aber keineswegs demſelben Bedingungen aufzwingen wollte, die ihm nach Beſeitigung der ärgſten Noth als unerträgliche Laſt hätten erſcheinen müſſen. Er äußerte daher gegen Arnim, nur deßhalb Anfangs abſtoßend geweſen zu ſeyn, weil man ein ſo großes Mißtrauen in ihn geſetzt habe, als er Magdeburg zu Hilfe eilen wollte. Jetzt, nachdem man ihm Vertrauen bewieſen, laſſe er die übrigen Bedingungen fallen, und ſey zufrieden mit einem monatlichen Sold für ſein Heer. Zugleich ſprach er die Hoffnung aus, den Kurfürſten für dieſe Ausgabe in Bälde entſchädigen zu können [1]).

Sogleich wurde das Bündniß [2]) zwiſchen beiden Mächten abgeſchloſſen. Kraft deſſelben verpflichtete ſich der König, dem Kurfürſten mit allem Nachdruck beizuſtehen, die Kaiſerlichen aus ſeinem Lande zu vertreiben, ſeinen kurfürſtlichen Rechten und Freiheiten auf keine Weiſe Eintrag zu thun, ſondern im Gegentheil Alles für die Rettung ſeiner Lande zu verſuchen. Dagegen verſprach der Kurfürſt, ſein Heer mit dem ſchwediſchen zu vereinigen, mit dem Könige für Einen Mann zu ſtehen, in Allem, was gemeinſchaftlich beſchloſſen ſey, ſich des Königs Leitung zu unterwerfen und demſelben den Oberbefehl in Kriegsſachen zu gönnen, ſeine Soldaten, ſo lange die Gefahr daure, nicht von des Königs Heere wegzuziehen, noch ohne desſelben Vorwiſſen und Billigung Frieden zu ſchließen, dem Könige nicht nur den Durchzug durch ſeine Elbeveſtungen zu geſtatten, ſondern ihn auch ſammt den Seinigen in dieſelben aufzunehmen, endlich dem königlichen Heere, ſo lange dasſelbe auf kurſächſiſchem Boden wider den gemeinſchaftlichen Feind ſtreiten würde, die nöthigen Lebensmittel zu verabreichen. Chemniz, dem wir folgen, ſagt nichts von geheimen Artikeln, dagegen berichtet Spanhemius [3]): der Heirathsplan zwiſchen dem Sohne des Kurfürſten von Brandenburg (der bei Johann Georg in Torgau war) und der Tochter des Königs ſey bei der erſten Zuſammenkunft der drei Fürſten wieder zur Sprache gebracht worden. Iſt dieß wahr, ſo muß Guſtav Adolf auch dem Kurfürſten von Sachſen bedeutende Verſprechungen gemacht haben. Denn wenn der Kurbrandenburger, der nur ſo nebenbei lief, ſo hoch bedacht wurde, iſt anzunehmen, daß Johann Georg, welcher ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale warf, noch viel beſſer zukam. Hat ihm Guſtav Adolf vielleicht Böhmen verheißen!

---

[1]) Soldat suedois S. 94 flg. — Puffendorf de rebus suecicis lib. III. §. 27. Mauvillon S. 364. — [2]) Londorp acta publica. IV, 206. [3]) Soldat suedois S. 96.

Nachdem der König auf dieſe Weiſe den Kurfürſten in ſeinen Kreis gezogen, führte er nahe hin die eine Hälfte Teutſchlands gegen die andere in den Kampf. Man muß nämlich wiſſen, daß der damalige Kurſtaat ſich über 600 Quadratmeilen meiſt trefflichen Landes erſtreckte, und anderthalb Millionen Einwohner zählte. Das jetzige Königreich iſt nur noch ein Schatten von Dem, was das alte Kurſachſen im Jahr 1631 war. Den $^{1}/_{11}$. September hielt Guſtav Adolf Heerſchau. Nach den eingegebenen Muſterrollen beſtand ſein Volk aus 13,000 Fußknechten und 8850 Pferden [1]. Der Marſch gieng auf Wittenberg, wo Guſtav Adolf mit den beiden Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen zuſammentraf [2]. Den $^{3}/_{13}$. zogen die Schweden über die dortige Elbebrücke, den $^{4}/_{14}$. erreichten ſie Düben an der Mulde. Johann Georg hatte die große Schwachheit gehabt, noch am $^{3}/_{13}$. September einen Brief [3] an Tilly zu ſchreiben, worin er ſich zuerſt auf ſeinen Gehorſam und ſeine Treue gegen den Kaiſer berief, Geſinnungen, die er nicht etwa bloß in Worten erheuchelt, ſondern durch weltkundige Thaten erwieſen habe. „Für ſolche Anhänglichkeit hätte er einen ganz andern Dank erwartet, als was jetzt über ihn verhängt worden ſey. Es bleibe ihm bloß übrig, das erlittene Unrecht Gott dem Allmächtigen anheim zu ſtellen. Zwar habe man ihm längſt vorausgeſagt, daß er ſolchen Lohn für ſeine Treue empfangen werde, aber er hätte nie daran glauben können, bis er es durch die That erfahren. Immer ſey es ſein Beſtreben geweſen, aufs pünktlichſte ſeine Pflichten gegen das Oberhaupt des Reiches zu erfüllen, und auch noch jetzt verſehe er ſich „„zu ſeinem lieben Kaiſer,““ daß man nicht weiter, als was Recht ſey, von ihm verlangen wolle. Allein da Tilly mit Rauben, Plündern und andern Grauſamkeiten in den Kurlanden rückſichtslos fortfahre, ſo ſehe er ſich gezwungen, Mittel zu ergreifen, durch welche er die Vergewaltigung abzuwenden hoffen dürfe u. ſ. w.“ Der Zweck des Schreibens war, wie man ſieht, ſich für zwei Fälle zu ſichern. Wurde die Schlacht, welche bevorſtand, gewonnen, ſo war es gut, und der Brief keine allzutheure Verſchwendung; gieng ſie verloren, ſo hoffte er durch das papierne Mittel den Zorn des Kaiſers zu entwaffnen. Wir wiſſen nicht, ſollen wir dieſe Art zu rechnen einfältig oder ſchlau nennen, ſie war wohl Beides zugleich, dumm in der That, ſchlau dem Willen nach. Nachdem der Kurfürſt auf die beſchriebene Weiſe für die Wechſelfälle der Zukunft geſorgt zu haben wähnte, ließ er ſein Heer von Torgau aus zu dem ſchwediſchen bei Düben ſtoßen. Sofort fand im vereinigten Lager ein großer Kriegsrath ſtatt, an welchem der König, die beiden Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen ſammt den angeſehenſten Offizieren beider Heere Theil nahmen. Gewiß iſt, daß Guſtav Adolf ſich Anfangs für Verzögerung ausſprach, aber ob aus wahren oder Scheingründen? darüber wird geſtritten. Einige

[1] Chemniz I, 203, a. — [2] Soldat suedois S. 96. — [3] Londorp acta publica IV, 206, b. unten flg.

(namentlich Puffendorf [1]) behaupten: der König habe durch ſeine vorſichtige Reden den Kurfürſten von Sachſen nur noch hitziger machen, und auf den Fall eines Unglücks die Verantwortlichkeit der verlornen Schlacht von ſich abwälzen wollen. Dieß wäre möglich, aber man darf auch nicht vergeſſen, daß Geſchichtſchreiber von der ſchwediſchen Parthei nach den glücklichen Erfolgen, welche die Breitenfelder Schlacht herbeiführte, den vorhergehenden Bedenklichkeiten des Königs abſichtlich eine günſtige Wendung gegeben haben mögen, weil ſie es in ihrer aufgeregten Einbildung unrühmlich fanden, daß ein ſo glorreicher Sieger vor der Schlacht gezögert haben ſollte. Chemniz [2]) und gewiſſer Maaßen Guſtav Adolf ſelbſt in einem Briefe an Oxenſtierna [2]) ſprechen ſich anders aus. Erſterer berichtet: „der König ſey der Meinung geweſen, man ſolle nicht gerade auf Leipzig losgehen, ſondern eine Bewegung auf die rechte Flanke machen, Halle und die Moritzburg nehmen, Merſeburg von dort aus zu erobern ſuchen und den Feind auf dieſe Weiſe umzingeln, damit er zuletzt aus Mangel an Zufuhr ſeine jetzige günſtige Stellung verlaſſen und ſelbſt die Schlacht anbieten müſſe." „Denn," fährt Chemniz weiter fort, „der König hätte gar nicht daran gedacht, daß Tilly ſo vermeſſen ſeyn und ſich ohne Noth aus ſeinem Vortheil ins freie Feld wagen ſollte. Würde derſelbe mit ſeinem mächtigen Heere die unangreifbare Stellung hinter Leipzig einnehmen, ſo könne man ihm nichts anhaben, vielmehr ſey er im Stande, ſeinen Gegner abzumatten und zuletzt zum Rückzuge zu nöthigen, der, als im Angeſichte eines zahlreichen Feindes angetreten, nur mit großer Gefahr bewerkſtelligt werden könne." Sachverſtändige mögen darüber urtheilen, ob es dem Könige ernſt war mit dieſen Gründen. So viel iſt gewiß, daß Guſtav Adolf den feinlichen Feldherrn ganz richtig beurtheilte. Denn gerade denſelben Plan, der ihm vom Könige hier unterlegt wird, wollte Tilly befolgen, er ward aber durch widerſtrebende Elemente in ſeinem Heere daran gehindert. Chemniz und Andere laſſen den König, nachdem er obige Gründe entwickelt, folgende Rede im Kriegsrathe halten: „wenn wir jetzt eine Schlacht liefern, ſo ſetzen wir, des allgemeinen Wohles zu geſchweigen, eine Krone und zwei Kurhüte auf das Spiel. Ueberall im menſchlichen Leben, beſonders aber im Kriege und in Haupttreffen, iſt das Glück wandelbar; leicht möchte der Allmächtige nach ſeinem unerforſchlichen Rathe und um unſerer Sünde willen einen Unfall über uns verhängen, daß wir den Kürzeren zögen. Zwar würde dann meine Krone durch den Untergang des Heeres und meiner Perſon einen großen Verluſt erleiden; aber immer noch hat ſie eine Schanze zum Beſten, denn ſie iſt weit entlegen, jenſeits des Meeres, von einer ſtarken Flotte vertheidigt, in ihren Grenzen verwahrt, und im Innern ſteht noch ein zweites Heer zum Kampfe bereit. Dagegen um Euch, denen der Feind auf dem Halſe und im Lande liegt, wird es, wenn die Schlacht übel ausläuft, ganz und gar geſchehen ſeyn, und Eure Kurhüte dürften gewaltig wackeln oder gar ſpringen." Man ſieht, dieſe Rede

[1]) De rebus sueccis III, 28. — [2]) I, 204, a. Lettres de Gustave Adolphe S. 198.

war hauptſächlich auf den Kurfürſten von Sachſen berechnet. Aber Johann Georg ließ ſich nicht einſchüchtern; mit großer Hitze verlangte er ſchnelle Entſcheidung, denn unmöglich ſey es, daß Sachſen auch nur 14 Tage zwei ſo zahlreiche Heere unterhalte, der völlige Ruin ſeiner Lande ſtehe in Frage, deßhalb werde er ganz allein auf Tilly losgehen, dafern der König keine Schlacht wagen wolle. Guſtav Adolf gab nach, der Kriegsrath gieng auseinander, worauf der Kurfürſt von Brandenburg, wahrſcheinlich weil er das Pulver nicht liebte, ſich verabſchiedete und nach Berlin zurückreiste [1]).

Die am vorigen Tage erfolgte Vereinigung beider Heere bot einen merkwürdigen Abſtand dar. Die Sachſen zeigten ſich wohlgenährt, gut gekleidet und bewaffnet, die Offiziere in glänzender Rüſtung mit wallenden Federbüſchen auf dem Haupt; bei den Schweden dagegen ſah man jene von Kriegsarbeit durchfurchten, ſonnegebräunten Geſichter und zerlumpte Röcke, die damals über und über mit Staub bedeckt waren, weil ſie die Nacht zuvor auf einem friſchgepflügten Ackerfeld zugebracht hatten [2]). Den $^{6}/_{16}$. brach das vereinigte Heer von Düben auf und zog den ganzen Tag in Schlachtordnung, die Schweden rechts, die Sachſen links, auf die Leipziger Ebene zu. Der König übernachtete in Klein-Wolcka, 3 Stunden von Leipzig. Nach Chemnizens Bericht [3]) berief Guſtav Adolf Abends die Befehlshaber zu ſich, und ſprach mit ihnen über allerlei Dinge, welche für den kommenden Tag nöthig ſchienen; dann, fährt Chemniz fort, habe der König an die Verſammelten, obgleich Allen die Freudigkeit aus den Augen blitzte, eine ermuthigende Anrede gehalten, worin er ſie an ihre früheren Thaten erinnerte, und darauf hinwies, daß ihr lang gehegter Wunſch mit dem Feind in offener Feldſchlacht zuſammenzutreffen, jetzt erfüllt ſey. „Ich will die Gegner, auf welche wir losgehen, nicht gering ſchätzen oder verachten, noch die Sache leichter vorſtellen, als ſie an ſich ſelbſt iſt, denn ich thäte Euch Unrecht, wenn ich die Meinung hegte, als würdet Ihr Euch durch die bevorſtehenden Gefahren abſchrecken laſſen. Weit beſſer kenne ich Euch, und habe genugſam erfahren, daß kein Gefecht ſo ſcharf geweſen, Ihr hättet es geſcheut, keine Gefahr ſo groß, die Ihr nicht unter meiner Leitung überwunden. Offen ſey es alſo geſagt, wir haben einen mächtigen und ſtarken Feind vor uns, einen wohlgeübten ja einen ſiegreichen Feind, der bisher während ſeiner langen Kriege nichts als Triumphe erfochten hat. Aber je berühmter dieſer Feind iſt, deſto größeren Ruhm werden wir durch ſeine Ueberwindung erlangen. Alle Ehre, Preis und Glorie, welche er ſeit ſo vielen Jahren erworben, kann durch Gottes Hilfe innerhalb 24 Stunden unſer eigen ſeyn. An Zahl ſind wir unſerem Gegner gewißlich gleich, wo nicht um Etwas überlegen, und zwar ſetze ich in Euch nicht das geringſte Mißtrauen, daß Jeder, vom

---

[1]) Chemniz I, 205, a. — [2]) Ausſage des Schotten Monro bei Geijer III, 191 Note 1, Harte I, 615. — [3]) I, 205 flg.

Höchſten bis zum Niedrigſten, ſeine Pflicht als braver Soldat erfüllen werde; auch von den Sachſen hoffe ich, ſie werden, obwohl nicht ſo verſuchte Lanzknechte, wie Ihr, bei dieſem Strauße, an dem ihres Vaterlandes Wohlfahrt hängt, das Ihrige thun. Vor allen Dingen iſt auf unſerer Seite die gute Sache. Wir ſtreiten nicht für Menſchen und zeitliche Güter, ſondern für Gottes Ehre und Lehre, für die wahre, alleinſeligmachende Religion, welche die Katholiken bisher ſo hart bedrängt haben, und nun gar vollends ausrotten und vertilgen wollen. Darum dürfen wir nicht zweifeln, der Allmächtige, der uns trotz alles feindlichen Widerſtandes über ſo viele Päſſe und Ströme wunderbarer Weiſe bis hieher geführet, werde mit ſeiner Hilfe uns auch jetzt kräftig beiſtehen, unſere Arme ſtärken und den Sieg über der Feinde Hochmuth uns in Gnaden verleihen." Nach dieſen dogmatiſchen Gründen läßt Chemniz den König auf folgende ſoldatiſche Beweiſe übergehen: „Ihr und Eure untergebenen Lanzknechte habt ſchon oftmals ſcherzweiſe geſagt: ſelig würdet Ihr wohl unter meiner Anführung, aber nicht reich. Ich geſtehe gern, dieſe Behauptung hatte bisher ihre Richtigkeit; in den verödeten, ausgeraubten und noch dazu befreundeten Landen, die wir ſeitdem durchzogen, konnten wir nicht beſonders an Bereicherung denken. Aber hinfüro habt Ihr, wenn Ihr Euch wie ſonſt ſchlagt, nicht bloß ewige, ſondern auch zeitliche Güter zu erwarten, ſintemalen Euch nicht nur ſein Lager voll der koſtbarſten Schätze als Beute winkt, ſondern auch mit einem einzigen glücklichen Streich die ganze „Pfaffengaſſe" offen ſteht, in welcher ich Eure Mühe, Arbeit und Ungemach reichlich vergelten will." Weiter erzählt Chemniz, Guſtav Adolf ſey im Lager herumgeritten und habe gar freundlich den Soldaten zugeſprochen und ihnen gute Lehren gegeben; namentlich habe er ſeinen Reitern, welche meiſt kleine, ſchwache Pferde ritten, die Weiſung ertheilt: ſie ſollten, wenn ſie mit den kaiſerlichen Reitern, welche auf großen Hengſten ſäßen, zuſammenträfen, und dem Mann wegen ſeiner eiſernen Rüſtung nicht gleich unter die Rippen kommen könnten, nur nach den Pferden ſtechen, den Degen recht tief hineinſtoßen und dann die Wunde weit „aufzerren," dann werde Mann und Roß bald über den Haufen ſtürzen.

Jetzt zu Tilly. Der ergraute Feldherr war noch am $^6/_{16}$. September entſchloſſen, nicht zu ſchlagen, ſondern die Ankunft Albringen's abzuwarten, der ſchon in Erfurt ſtand. Er gab daher Befehl, 3 Batterien aufzuwerfen, und ſein Lager bei Eutriz, einem Dorfe hart vor Leipzig, mit Schanzen zu umgeben. Am $^7/_{17}$. in der Frühe waren die Arbeiten ſchon weit vorgerückt. Sachverſtändige behaupten, daß er gar nicht hätte angegriffen werden können, ſobald er bei Leipzig eine feſte Stellung nahm und ſich auf dieſe Stadt, ungefähr wie Guſtav Adolf im folgenden Jahre auf Nürnberg, ſtützte. Dieß war ganz gewiß Tilly's Plan. Aber er ward vereitelt durch widerſtrebende Elemente, welche der bairiſche Feldherr nicht bemeiſtern konnte. Tilly handelte mit ſeinem bisherigen Zögern

als ein treuer Diener des Kurfürſten von Baiern, deſſen Vortheile er ſelbſt ſeinen Ruhm zum Opfer brachte. Anders jedoch erſchien die Sache vor der Welt, welche die geheimen Triebfedern des Generals nicht kannte. Seine Vorſicht galt als Altersſchwäche, ſein Zögern für Furchtſamkeit. Die jüngeren Befehlshaber, ſonſt gewohnt, zu beutereichen Siegen geführt zu werden, murrten über die kläglichen Erfolge eines ruhmloſen Feldzugs, die Natur forderte ihr Recht, an dem hitzigen Blute jüngerer Offiziere ſcheiterte die Bedachtſamkeit des Greiſen. Pappenheim war es, der die Unzufriedenheit der Andern anſchürte und in einen Brennpunkt ſammelte. Die Erinnerung an das vor Magdeburg erlittene Unrecht, die Abſicht, dem Kaiſer zu dienen, welcher ſchnelle Entſcheidung verlangte, wirkten zuſammen. Pappenheim rechnete ſo: ſiegen wir, ſo iſt es gut, werden wir geſchlagen, ſo geht der Oberbefehl in tüchtigere Hände, in die Wallenſtein's über. Khevenhiller[1]) erzählt: da Pappenheim Tilly's Handlungen vielfach bei dem Kurfürſten von Baiern verkleinert habe, ſey Tilly endlich zur Schlacht hingeriſſen worden, aus Furcht längeres Zögern möchte von Erſterem am Münchner Hof als unverzeihliche Nachläſſigkeit dargeſtellt werden. Alſo ward der greiſe Feldherr wider ſeinen Willen überſtimmt. Nichts deſtoweniger wollte er noch am Morgen des $^{7}/_{17}$. die Schlacht vermeiden, worauf Pappenheim noch kräftigere Mittel anwandte. Als am Morgen des $^{7}/_{17}$. die Nachricht vom Anmarſche der Schweden ins kaiſerliche Lager kam, verlangte der Feldmarſchall vom Obergenerale 2000 Küraſſire, unter dem Vorwand, die Stellung des Feindes zu unterſuchen und zu ſehen, ob er nicht einige Gefangene bekommen könne. Widerſtrebend gab ſie Tilly her, aber nur mit dem gemeſſenen Befehl an Pappenheim, ſich wohl zu hüten, daß er ſich nicht in ein Gefecht einlaſſe. Pappenheim verſprach es, hielt aber ſein Wort nicht; denn ſobald er im Angeſicht der heranuahenden Schweden angekommen war, drang er ſo hitzig auf ſie ein, daß es gleich zum Schlagen kam. Jetzt ließ er dem Obergeneral ſagen, er brauche noch 2000 Pferde, ſonſt könne er ſich mit den übrigen 2000 nicht zurückziehen. Ueber dieſe Meldung wurde der alte Feldherr ſo zornig, daß er die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug und in die Worte ausbrach: „Dieſer Menſch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiſer um Land und Leute bringen.“ Damit jedoch die zuerſt abgeſchickten Reiter nicht verloren giengen, ſendete er doch noch 2000 andere, ließ aber zugleich dem Feldmarſchall ſagen, daß er bei Gefahr ſeines Kopfes ſogleich den Rückzug antreten ſolle. Allein der König von Schweden drang ſo heftig auf die Reiter ein, daß ſie auf dem Rückzuge in Unordnung geriethen, weßhalb Tilly zu fürchten anfieng, ohne ſchnelle Hilfe möchte der ſchönſte Theil ſeiner Reiterei — jene 4000 Mann waren wirklich die beſten Küraſſiere im katholiſchen Heere — zu Grunde gehen. Alſo rückte er

[1]) Band XI, 1875.

aus ſeiner vortheilhaften Stellung bei Eutriz herunter in die Ebene. Dieß iſt die wahre Urſache, warum Tilly die Schlacht annahm [1].

Den $^{7}/_{17}$. in der Frühe brach der König von Klein Wolcka auf. Wie geſtern marſchirten die Schweden rechts, die Sachſen links, beide Heere in zwei großen Kolonnen, aus denen ſich ſogleich die Schlachtordnung entwickeln konnte. Nach zweiſtündigem Marſche erblickte man die Vorhut des Feindes; es war Pappenheim, der dem König mit ſeinen Reitern den Uebergang über den Loberbach verwehren wollte. Guſtav Adolf mußte hinüber; es wurde hart gefochten, denn Pappenheim machte jeden Fußbreit Erde ſtreitig, und als die Schweden endlich mit ziemlichem Verluſt auf der andern Seite des Baches angekommen waren, bot der Boden ſolche Schwierigkeiten dar, daß Guſtav Adolf weder die Schlachtordnung entwickeln noch das Geſchütz gehörig aufſtellen konnte. Die Reihen mußten Anfangs verdoppelt und verdreifacht werden. Nicht beſſer gieng es dem Kurfürſten von Sachſen, der weiter unten, bei dem Dorfe Hohenauſſig, über den Bach ſetzte. Sachverſtändige waren, nach dem Zeugniſſe Chemnizen's [2], der Meinung, daß der König einen ſehr ſchweren Stand gehabt hätte, wenn Tilly mit dem ganzen Heere vorrückte und den Feldmarſchall Pappenheim kräftiger unterſtützte. Pappenheim wurde indeß zurückgedrängt. Auf ſeinem Rückzuge zündete er das Dorf Podelwitz an, welches in der Richtung des ſchwediſchen Heeres lag, damit es den Feinden nicht als Stützpunkt diene. Guſtav Adolf ließ daſſelbe rechts liegen und ſtellte nun, ungehindert vom Feinde, in der Linie zwiſchen den beiden Dörfern Podelwitz und Göpſchelwitz ſeine kunſtreiche Schlachtordnung auf. Khevenhiller hat uns die Zuſammenſetzung derſelben aufbewahrt [3]. Sie bildete zwei Treffen, jedes mit einer Reſerve, im Ganzen alſo vier Linien, wovon zwei große, zwei kleine. Im erſten Treffen ſtanden mit geringen Räumen zwiſchen den einzelnen Abtheilungen 1) 8 Fahnen finniſcher Reiter, 2) 180 Musketire von Baner's Regiment, 3) 12 Fahnen Reiter von Tott, 4) 180 Musketire Baner, 5) 8 Fahnen weſtgothiſcher Reiter unter Rittmeiſter Soop, 6) 180 Musketire Baner, 7) 8 Fahnen ſmaländiſcher Reiter unter Oberſt Stenbok, 8) 180 Musketire von Hall's Regiment, 9) 4 Fahnen oſtgothiſcher Reiter, 10) 4 Kompagnien Fußvolk von Axel Lillia, 11) 4 Fahnen Fußvolk Oxenſtierna, 12) eben ſo viele vom Regiment Haſauer, 13) das königliche Leibregiment zu Fuß unter Oberſt Teufel, 14) 4 Kompagnien Musketire vom Regiment

---

1) Unſere Schilderung wiederholt faſt nur die eigenen Worte des General-Wachtmeiſters Grafen Otto Fugger (abgedruckt Wallenſtein's Briefe II, 104). Vollkommen ſtimmt damit überein der Bericht, welchen der Lieutenant Regensberger in Tilly's Auftrag an den Kaiſer abgeſtattet hat, wo es (Seite 121 bei Förſter Wallenſtein's Briefe 2. Band) ſo heißt: „das Scharmützel hat 9 Uhr Vormittags mit etlicher Kavallerie angefangen, worauf der Feind je länger je ſtärker vorgedrungen, alſo daß Pappenheim auch mehr Volks von Tilly begehren mußte. — Zwiſchen Eins und Zwei Nachmittags iſt darauf die Schlacht ernſtlich angegangen" u. ſ. w. — 2) I, 209, b. unten. — 3) XI, 1870 flg.

Hall, 15) eben ſo viele vom Regiment Hohendorf, 16) das Winkelſche Regiment, 17) 2 Fahnen Reiter vom Regiment des Feldmarſchalls Grafen Horn, 18) 5 Fahnen Reiter Callenbach, 19) 360 Musketire, 20) 5 Fahnen Reiter von Callenbach, 21) 280 Musketire Oxenſtierna, 22) 3 Fahnen Reiter vom Regiment Baudiſſen, 23) 300 Musketire Erich Hand. Dieſe 23 Abtheilungen bildeten das erſte Treffen. Hinter ihnen ſtanden als Reſerve 260 Musketiere vom Regiment Hamilton, 5 Fahnen Reiter von des Königs Leibregiment, unter Oberſt Ußlar, 350 Musketire Ramſay, das Reiterregiment des Rheingrafen.

Das zweite Treffen beſtand aus folgenden Truppen: 1) 4 Fahnen kurländiſcher Reiter, 2) 3 Fahnen Dragoner vom Regiment Damitz, 3) 4 Fahnen Küraſſire von Sperreuter, 4) 4 Kompagnien Musketire unter Oberſt Wallenſtein[1]) 5) eben ſo viele von Hall und Graf Thurn, 6) eben ſo viele Damitz, 7—11) je vier Kompagnien Musketire von den Regimentern der Oberſten Dargitz, Hepburn, Mitſchefahl, Vitzthum, Ruthven, 12) 12 Fahnen Reiter Hall, 13) 4 Fahnen Reiter von Courville. Die Reſerve des zweiten Treffens wurde gebildet durch 5 Fahnen Reiter unter Schafmann, und eben ſo viele vom Regiment Cochtitzky. Man ſieht, Fußvolk und Reiterei wechſelte in der ſchwediſchen Schlachtlinie mit einander ab. Dieß war eine Erfindung Guſtav Adolf's, die ihm den Sieg über die trefflich berittene kaiſerliche Reiterei ſicherte. Was den ſchwediſchen Pferden an Größe und Stärke abgieng, erſetzte das Feuerrohr der Musketire. Vor dem erſten Treffen ſtand das grobe Geſchüz in Batterien aufgepflanzt. Außerdem hatte jede Abtheilung ihre kleinen ledernen Stücke, die ſo leicht waren, daß ſie von einem Pferde gezogen, oder auch im Nothfall von zwei oder drei Soldaten mit großer Geſchwindigkeit hin- und hergerückt werden konnten. Den Befehl über den rechten Flügel führte Johann Bauer, über den linken Feldmarſchall Horn, das Centrum kommandirte Teufel. Guſtav Adolf ſelbſt war bereit dahin zu eilen, wo Pappenheim einfallen würde, weil dieſer der gefürchtetſte Gegner war. Daher kam es, daß der König Anfangs auf dem rechten Flügel focht. Guſtav Adolf trug während der Schlacht einen ledernen Koller, einen weißen Hut mit grünen Federn und ritt einen Schimmel.

Links von den Schweden, aber durch einen ziemlichen Zwiſchenraum getrennt, erſtreckte ſich die ſächſiſche Schlachtlinie bis hart an das Dorf Göpſchelwitz. Die kurfürſtliche Truppen ſtanden in zwei Treffen, die aus folgenden Regimentern gebildet waren: Steinau, Bindauf, Landritterſchaft, Arnim, Herzog Wilhelm zu Sachſen-Altenburg. Dieß waren lauter Reiter. Das Fußvolk beſtand aus den Regimentern Arnim,

---

[1]) Ein Vetter des Friedländers, aber proteſtantiſcher Religion, ſeit Guſtav Adolf's Landung in ſchwediſchem Dienſt.

Löſer, Klitzing, Starſchädel, Leibwache, Schwalbach. Abſichtlich hatte, wie man ſagt, der König eine Lücke gelaſſen zwiſchen den ſächſiſchen und ſchwediſchen Reihen, weil er vorausſah, daß erſtere, meiſt neu geworbenes Volk, gegen die Kaiſerlichen nicht Stand halten würden, und weil er deßhalb die ſächſiſche Tapferkeit mit der ſchwediſchen nicht vermengen wollte. Auch in den ſächſiſchen Schlachtplan redete der König nichts. Arnim hatte ihn gemacht, und Guſtav Adolf begnügte ſich, denſelben einzuſehen und zu billigen. Der Kurfürſt hielt im zweiten Treffen, das erſte befehligte Arnim.

Während die Schweden ſich in Schlachtordnung ſtellten, hatten auch die Kaiſerlichen dasſelbe gethan. Ihre Linie erſtreckte ſich vom Dorfe Seehauſen bis nach Breitenfeld hin. Achtzehn Regimenter zu Roß (Ranconi, Merode, Neuſachſen, Baumgarten, Piccolomini, Strozzi, Montecuculi, Colloredo, Erwitt, Haraukourt, Bernſtein, Schönburg, Cronberg, Altſachſen, Wingersky, 2 Regimenter Kroaten unter Sarabezky und Forgartſch, und ein Dragoner-Regiment), 17 zu Fuß (Holſtein, Chieſa, Gallas, Sachſen, Fürſtenberg, Balderon, Dietrichſtein, Tilly, Coronini, Geißa, Savelli, Blancard, Pappenheim, Reinacher, Comargo, Wahl, und ein Theil von Wangler) führte der kaiſerliche Feldherr ins Treffen. Sein Heer bildete während der Schlacht nur eine Linie [1]), die Mitte nahm das Fußvolk ein, das in ungeheuren, 2000 Mann ſtarken Vierecken aufgeſtellt war, die Flanken deckten große Reitergeſchwader. Den rechten Flügel der Kaiſerlichen, gegenüber den Sachſen, führte der Graf Fürſtenberg, den linken gegen Guſtav Adolf, Pappenheim, im Centrum hielt Tilly. Sein grobes Geſchütz ſtand auf einer ſanften Anhöhe, links von dem Dorfe Seehauſen, in Batterie vor der Schlachtlinie. Chemniz gibt [2]) eine lange Rede zum Beſten, welche Tilly vor Anfang der Schlacht an ſein Heer gehalten haben ſoll, und worin er ihn unter Anderem ſagen läßt: „meine Söhne, wünſchet Euch Glück, daß unſer Feind, der ſonſt nur in ſeinen Fuchslöchern und Schlupfwinkeln gelegen iſt und das Tageslicht geſcheut hat, ſich endlich auf offenem Felde zum Schlagen ſtellt. Jetzt hat er keinen tiefen Strom mehr vor ſich, wie die Peene in Vorpommern war, hinter der er ſich verkroch, als Ihr Neu-Brandenburg überwältigt habt. Auch lauert er nicht mehr hinter ſtarken Schanzen, wie bei Schweedt oder Werben" u. ſ. w. Dieſe Worte wären nicht übel gewählt, wenn ſie an den gemeinen Mann geſprochen wurden. Aber wie will man ſich einer Fronte von 34,000 Mann verſtändlich machen, da die Predigt eines Pfarrers von der ſtärkſten Lunge im freien Felde kaum von einigen Hunderten vernommen werden kann. Die Loſung war die gewöhnliche: „Jeſus Maria" für die Katholiken, „Gott mit uns" für die Schweden. Heiter, aber auch

[1]) Chemniz I, 209. — [2]) I, 207, b. flg.

brennend heiß ſchien die Sonne. Das Jahr 1631 zeichnete ſich durch große Dürre aus. Die Ströme hatten wenig Waſſer, die Bäche vertrockneten, weil kein Regen fiel. Die ſchönſte Witterung dauerte bis tief in Oktober. Der Mangel an Regen hatte die ausgedehnten Ackerfelder, auf welchen die Schlacht vorfiel, in feinen Staub verwandelt, der, von ſo vielen Hufen gepeitſcht, und unter ſo vielen ſchweren Männertritten in den größten Wolken aufwirbelte. Da die Kaiſerlichen den Wind im Rücken hatten, waren ſie im Vortheil gegen die Schweden, welche ungemein vom Staub leiden mußten. Guſtav Adolf verſuchte es mehrmals, den Wind zu gewinnen, doch erreichte er dieſen Vortheil erſt mit errungenem Siege[1]. Die Stärke beider Heere war ziemlich gleich. Der Schweden Macht beſtand aus 13,000 Mann zu Fuß und 8000 Pferden, die Sachſen beliefen ſich auf 18,000 Mann; das katholiſche Heer, von dem ſich etliche Tauſende in der Gegend zum Plündern zerſtreut hatten, mag 34,000 Mann gezählt haben.

Von Mittag bis zwei Uhr dauerte die Kanonade, welche beiden Theilen eine gute Anzahl Leute koſtete; dann wurde es Ernſt. Tilly, der mehr Reiterei beſaß, als Guſtav Adolf, hoffte den Feind zu überflügeln. Die Schweden vertheidigten ſich durch künſtliche Bewegungen, was ihnen bei ihrer trefflichen Einübung gelang. Man muß drei verſchiedene Stellungen des ſchwediſchen Heeres während der Schlacht unterſcheiden, von denen die erſte zuvor beſchrieben worden iſt. Gegen zwei Uhr zog Pappenheim mit der Reiterei ſeines Flügels links, bis über das Dorf Klein Podelwitz, bei welchem die ſchwediſchen Reihen endigten, in der Abſicht, den Feind zu umgehen. Ein Theil des Fußvolks folgte ihm, konnte aber den Reitern nicht ſchnell genug nachkommen, und blieb daher vereinzelt ſtehen. Mit großer Wuth fiel Pappenheim auf den rechten Flügel der Schweden. Die Gefahr war groß, weil die beſten Truppen des Feindes den Angriff ausführten, und weil, wenn die beabſichtigte Ueberflügelung gelang, die ganze ſchwediſche Schlachtlinie aufgerollt werden konnte. Guſtav Adolf flog ſelbſt herbei und unterſtützte die Bemühungen Baner's. Jetzt zeigte es ſich, wie trefflich die Schweden eingeübt waren. Die Reſerve des erſten Treffens und mehrere Regimenter des zweiten erhielten Befehl, ſich in einem rechten Winkel an das erſte Treffen anzuſchließen. Ruhig wurde dieſe ſchwierige Bewegung mitten unter den feindlichen Kugeln ausgeführt. Eine neue Schlachtlinie, im Rücken durch das Dorf Klein Podelwitz gedeckt, ſtand der kaiſerlichen Reiterei entgegen, und ſo geſchah es, daß die ſchwediſche Reſerve ins ſchärfſte Gefecht kam, während das erſte Treffen, das zunächſt bedroht ſchien, feierte. Die ledernen Kanonen thaten ihre Wirkung auf die dichten Maſſen der kaiſerlichen Küraſſiere, und als noch vortheilhafter erprobte ſich die Vermiſchung des Fußvolks mit der Kavallerie. Guſtav Adolf's Reiter rannten vor, brauchten Schwerdt und Piſtole gegen den Feind, und ſchwenkten dann rechts und links ab,

[1] Lettres de Gustave Adolphe Seite 200.

wodurch die in der Mitte zwiſchen den Reiterabtheilungen ſtehenden Musketire Raum erhielten, um ihre Waffen auf die Kaiſerlichen ſpielen zu laſſen. Die vereinte Wirkung des Reiterſchwerts, der Feuerrohre des Fußvolks und des leichten Geſchützes zeigte ſich unwiderſtehlich. Mehreremale hintereinander wurden die Angriffe Pappenheim's mit Verluſt zurückgeſchlagen. Aber immer ſammelte er ſeine Leute wieder und führte ſie von Neuem in den Kampf. Während die Wage auf dieſer Seite ſchwankte, wurde das Holſtein'ſche Fußregiment, das dem Feldmarſchall Pappenheim zum Angriff auf den rechten Flügel der Schweden gefolgt war, aber, wie wir ſagten, dem Eifer der Reiter nicht ſchnell genug nachkommen konnte, von der Reiterei des erſten ſchwediſchen Treffens vernichtet. Aus der Schlachtreihe herausgeriſſen und vereinzelt durfte es nur von ſich ſelbſt Hilfe erwarten. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit hielt es die wüthenden Angriffe der ſchwediſchen Reiter aus, und trieb den Feind mit der Picke und Muskete zurück. Auch gegen das leichte Geſchütz, das den Reitern folgte, hielt es eine gute Weile Stand, und die zerſchmetterten Reihen ſchloſſen ſich immer wieder, doch wurden dieſelben zuſehends lichter, zuletzt gelang es den Reitern Guſtav Adolf's mitten hinein zu brechen. Jetzt war die Vernichtung des Regiments das Werk einiger Minuten; ſehr Wenige retteten ſich, die Meiſten bedeckten todt dieſelbe Stelle, die ſie lebend eingenommen und ſo tapfer vertheidigt hatten [1]). Während dieß auf der ſchwediſchen Fronte vorgieng, waren die Sachſen völlig geſchlagen worden. Fürſtenberg führte mit der Reiterei des rechten kaiſerlichen Flügels den erſten Angriff auf ſie aus. Anfangs widerſtand die kurfürſtliche Reiterei und das Geſchütz mit löblicher Entſchloſſenheit. Als aber die beſten Kanoniere erſchoſſen waren, begann die ſächſiſche Schlachtlinie zu wanken. Dieſen Augenblick erſah Tilly, der ſeither im Mitteltreffen gehalten, zog ſich rechts von den Schweden und fiel mit aller Macht auf das kurfürſtliche Heer, das große Mühe gehabt, ſich gegen Fürſtenberg allein zu halten. Nun wurde die ſächſiſche Reiterei vollends über den Haufen gerannt und bald auch das Fußvolk; die Reihen löſten ſich auf, ganze Fahnen warfen die Waffen weg und flohen davon, aber ſie entgiengen dadurch den Gefahren nicht. Die kaiſerliche Reiterei verfolgte die Flüchtigen und hieb unterwegs eine Menge nieder. Auch das ſchwediſche Gepäck wurde durch die fliehenden Sachſen in Unordnung gebracht. Da es hieß: „Alles ſey verloren,“ wandten die ſchwediſchen Fuhrknechte um und jagten bis nach Düben zurück. Viele ſchlechte Geſellen benützten die Gelegenheit, um die Habſeligkeiten ihrer eigenen Offiziere zu plündern, da durch den Verluſt der Schlacht jede Ausſchweifung ſtraflos ſchien. Der Kurfürſt von Sachſen war ſelbſt einer der erſten auf der Flucht, und hielt erſt in Eilenburg wieder. Sein Feldmarſchall Arnim hatte ſich in die ſchwediſche Schlachtlinie geflüchtet, und dem Könige in namenloſer Beſtürzung Bericht von

---

[1]) Chemnitz I, 211 b.

Dem, was unter ſeinem Befehl vorgegangen war, erſtattet. Die Gefahr drängte außerordentlich, da die ſiegreichen Kaiſerlichen mit aller Macht in die völlig entblößte linke Seite der Schweden eindrangen. Auf Guſtav Adolf's Wort zog ſich das ganze zweite Treffen, und was von der Reſerve übrig war, auf den linken Flügel und ſchloß ſich dort in einem ſtumpfen Winkel an das erſte Treffen an. Alſo ſtand eine neue Linie dem Feind entgegen; der Augenblick war gekommen, der über den Ausgang entſchied. Dieſe Ueberzeugung hauchte den Streitern auf beiden Seiten eine unerſchütterliche Entſchloſſenheit ein. Angriff folgte auf Angriff, man kämpfte Mann an Mann mit der Picke und dem Schwerte, weil die Nähe des Feindes den Gebrauch des Feuerrohres unmöglich machte. Guſtav Adolf ſagt[1]) in dem Briefe, den er nach der Schlacht an Oxenſtierna ſchrieb, die beiden Nationen unter ſeinem Befehle, Teutſche und Schweden, hätten im rühmlichſten Wettſtreit der Tapferkeit und der Todesverachtung einander zu überbieten geſucht. Hier, bei dem Kampfe auf dem linken Flügel, war es auch, wo beide Theile die meiſten Offiziere verloren, weil dieſe ſich in die Wette ausſetzten, um ihre Leute zur höchſten Tapferkeit zu entflammen. Die Schweden hatten den doppelten Vortheil einer größeren Geſchicklichkeit im Gebrauche der Feuerrohre und eines ſehr beweglichen leichten Geſchützes, das den Brigaden überall hin folgte, während die ſchweren kaiſerlichen Kanonen unverrückt auf der Anhöhe bei Seehauſen in Batterie ſtanden und hier gar nichts nützen konnten. Zuerſt wurde die kaiſerliche Reiterei von der ſchwediſchen geworfen, ſpäter wankte auch das Fußvolk. Um dieſe Zeit erhielt Guſtav Adolf die Nachricht, daß General Baner auf dem rechten Flügel die Kaiſerlichen überwunden habe und ſie in der Richtung nach Breitenfeld vor ſich her treibe. Schnell ordnete der König eine neue allgemeine Bewegung an. Die ſchwediſchen Schlachtreihen, die zuletzt die Form eines Hackens angenommen hatten, löſten ſich wieder in eine gerade Linie auf, und nun gieng es, die Reiterei voran, nach der Anhöhe hinauf, auf welcher das feindliche Geſchütz ſtand. Alles, was noch Stand hielt, ward vollends geworfen, die Batterien fielen durch den erſten Anlauf in des Königs Gewalt. Man wandte ſie ſogleich gegen die Kaiſerlichen, welche, von Guſtav Adolf's Reiterei auf der Ferſe verfolgt, davonrannten. Tilly ſelbſt gerieth in die größte Gefahr. Ein Rittmeiſter von des Rheingrafen Regiment, wegen ſeiner Größe der lange Fritz genannt, hatte den feindlichen Feldherrn erreicht und erkannt. Weil er ihn lebendig fangen wollte, ſchrie er ihm zu: ergebt Euch, und ſchlug mit umgekehrter Piſtole nach dem Nacken des Greiſen, bis der Herzog Rudolf Max von Sachſenlauenburg herbeieilte und den langen Fritz durch beide Ohren ſchoß. Tilly zog ſich in ein Viereck von etlichen Fußregimentern zurück, die bei der allgemeinen Flucht ihre Reihen geſchloſſen hielten. Sie waren der Kern jener alten Banden, die ihn zum

[1]) Lettres de Gustave Adolphe S. 202.

Herrn von Teutſchland gemacht, und bis dahin mit keinem Feinde zuſammen trafen, den ſie nicht überwunden hätten. Unfähig, den Rücken zu bieten, ſetzten ſie ſich in einem kleinen Wäldchen links von den eroberten Batterien und im Bereiche derſelben feſt. Die ganze Wuth der Feinde fiel auf ſie, ihre eigenen Kanonen wurden auf ſie gerichtet und bewirkten eine fürchterliche Zerſtörung. Dennoch hielten ſie Stand. Man ſah viele dieſer Tapfern, die mit zerſchoſſenen Beinen ſich auf dem Boden liegend noch fortwehrten. Gewichen wären ſie nicht, ſondern auf dem Platze geſtorben, wenn die hereinbrechende Nacht ſie nicht der Wuth des Feindes entzogen hätte [1]). Nach Einbruch der Dunkelheit geleiteten ſie ihren verzweifelten Feldherrn gen Halle, wo Tilly Morgens eintraf. Die Schlacht hatte fünf Stunden, von zwei bis nach ſieben Uhr, gedauert, 9000 Todte bedeckten den Wahlplatz, worunter 700 Schweden, 2000 Sachſen, der Reſt Katholiken [2]). Faſt eben ſo viele von den Letztern wurden auf der Flucht gefangen. Wer nicht mehr nach Leipzig entrinnen konnte, floh auf Merſeburg, Halle, ſelbſt bis Halberſtadt. Tilly's ſchönes Heer war durch dieſen einzigen Tag halb vernichtet, ſein ganzes Geſchütz hatte er verloren, vor Allem den langjährigen Ruf der Unbeſiegbarkeit. Fürchterlich mußte dieſer Gedanke an dem Herzen dieſes Greiſen nagen, der bis in ſein einundſiebenzigſtes Lebensjahr für den Unüberwindlichen gegolten, um im zweiundſiebzigſten einem jungen Gegner zu erliegen. Tilly hatte in der Frühe des $^{8}/_{18}$. nur noch 600 Mann bei ſich, 1400 Reiter führte ihm Pappenheim zu, der, nachdem er Alles gethan, um Baner zu werfen, als der Letzte das Schlachtfeld verließ. Vierzehn Feinde tödtete er in der Breitenfelder Schlacht mit eigener Hand, und machte als Soldat und Feldherr unglaubliche Anſtrengungen, um ſeine Leute immer wieder zu ſammeln und von Neuem gegen den Feind zu führen; aber ihr Muth war gebrochen. Pappenheim übernachtete mit dem Volke, das er ſammeln konnte, in der Nähe des Schlachtfeldes, und zog ſich erſt am folgenden Tage im Angeſicht des Feindes zurück. Den $^{19}/_{29}$. September ſchrieb [3]) er aus Alefeld an Wallenſtein: „Wunderbarlich hat mich Gott in der letzten ſo unglücklichen Schlacht behütet; als der Letzte von Soldaten und Offizieren bin ich auf dem Schlachtfelde verblieben, und habe in derſelben ganzen Nacht eine gute Anzahl Reiter und Fußvolk um mich verſammelt. Und obwohl ich ſie, ſonderlich die Reiter, nicht mehr zum Fechten führen konnte, trat ich doch mit denſelben am nächſtfolgenden Tage bei hellem Sonnenſchein, im Angeſichte des Feindes, den Rückzug an, und brachte ſie glücklich nach Aſchersleben zum General. Ich glaube meines Theils ſowohl in als nach der Schlacht Alles das gethan zu haben, was einem ehrlichen Soldaten wohl anſtehet, und will es auch, ſo lange ich noch eine Ader rühren kann, gegen meinen Kaiſer, ſo Gott will, nicht anders

[1]) Soldat Suedois S. 105 unten flg. Khevenhiller XI, 1873. — [2]) Khevenhiller XI, 1874. — [3]) Wallenſtein's Briefe II, 108.

beweiſen. Zwar laſtet bei dieſer Verwirrung eine ſchwere Bürde auf mir, denn der Obergeneral liegt krank darnieder, Schönburg und Erwitt ſind todt, und ich habe allein den Fürſtenberg zum Gehülfen. Dem Werke aus dem Grunde zu helfen, ſehe ich kein anderes Mittel, als daß Euer Gnaden Gott und der Religion zu Dienſt, dem Kaiſer und allgemeinen Vaterland zu Hilfe ſich dieſes Krieges annehmen und mit Gewalt durchgreifen. Es iſt kein ander Mittel, und iſt auch kein Anderer, der es zu thun das Anſehen und den Nachdruck hätte. Gott wird es Euer Gnaden wieder vergelten und die ganze Welt wird Sie rühmen müſſen.“

Pappenheim iſt nicht ohne Schuld am Verluſte der Schlacht, weil er den Oberfeldherrn wider ſeinen Willen zu ſchlagen zwang. Hätte jedoch Tilly ſeinem Rathe zufolge die Schweden ſchon beim Uebergang über den Loberbach angegriffen, ſo würde das Treffen vielleicht ganz anders geendet haben. Pappenheim's Pläne giengen, wie man ſieht, über Tilly hinaus, aber nachdem die Schlacht begonnen, erfüllte er alle Pflichten eines Feldherrn.

Da die Nacht ſchon eingebrochen war, blieb der Sieger von Breitenfeld auf dem Wahlplatze. Ein Eilbote rief den Kurfürſten von Sachſen herbei. Johann Georg kam, beſchämt und auf Vorwürfe gefaßt, etliche Tage ſpäter nach Halle zum Könige, ward aber mit der freundlichſten Miene von Guſtav empfangen, der ihm ſogar dankte, zur Schlacht gerathen zu haben. Dieſe unverhoffte Behandlung ſteigerte ſein ſonſt ſo ruhiges Temperament bis zum Freudentaumel. Bei einem Bankett bot er dem Könige von Schweden ſeine Dienſte an, um die römiſche Königskrone auf ſein Haupt zu ſetzen[1].

Siebenundzwanzig ſchwere Kanonen, gegen 100 Fahnen und Standarten waren die Trophäen des Tags[2]. Indeß verloren die Schweden mehrere ihrer beſten Offiziere. Die Oberſten Teufel, Hall, Callenbach, Aderkaß, Damitz blieben todt, Oberſt Courville wurde zu Anfang der Schlacht gefangen[3]. Sächſiſcher Seits fiel der General Bindauf, die Oberſten Löſer und zwei Brüder Staarſchädel[4]. Von den kaiſerlichen hohen Offizieren kamen um: der Feldzeugmeiſter Otto Friedrich von Schönburg, die Oberſten Dietrich von Erwitt, Baumgart, Blankart, von Grotta. Der Herzog Adolf von Holſtein wurde gefangen und nach Eilenburg gebracht, wo er an ſeinen Wunden ſtarb[5]. Eine große Anzahl der gefangenen kaiſerlichen Soldaten trat ſogleich in ſchwediſche Dienſte, woher es kam, daß Guſtav Adolf's Heer nach der Schlacht um ein ziemliches ſtärker war, als zuvor[6]. Eine unbeſchreibliche Wirkung brachte der Breitenfelder Sieg auf die Gemüther der Proteſtanten hervor. Gleichzeitige Schriftſteller bezeugen, daß ſeit dieſer Schlacht

---

1) Bericht des Salvius an den ſchwediſchen Reichsrath bei Geijer III, 249. Note 1. Puffendorf de rebus Suecicis III. §. 31. Man vergl. noch Mauvillon S. 382.
2) Chemniz I, 213 b. unten flg. — 3) Daſ. — 4) Khevenhiller XI, 1875. — 5) Khevenhiller XI, 1874. — 6) Chemniz I, 213, b.

des Königs Bildniß in tauſend und tauſend Abdrücken ſich ſelbſt bis in die niedrigſten Hütten verbreitete. Nicht minder tief war der Eindruck, welchen die Nachricht von den Vorgängen bei Leipzig im entgegengeſetzten Sinne bei den Katholiken machte. Die geiſtlichen Großen, beſonders der Kurfürſt von Baiern, der ſein Heer verloren, erzitterten. Der teutſche Kaiſer blieb gefaßt. Eines Abends, als er eben von der Jagd zurückgekommen war, und ſich zur Tafel ſetzen wollte, erfuhr er die Schreckenspoſt durch den böhmiſchen Kämmerer Slavata, gieng dennoch ruhig zu Tiſche und ließ ſich ſo wenig anmerken, daß Keiner der Anweſenden etwas ahnete. In derſelben Nacht ſchickte er mehrere Eilboten nach allen Seiten ab, um den verſchiedenen, in Oberteutſchland zerſtreuten, Regimentern Befehl zu bringen, daß ſie zu Tilly ſtoßen ſollten [1]. General Albringen war während der Breitenfelder Schlacht den kämpfenden Heeren ſo nahe geſtanden, daß er den Donner der Kanonen hören mußte. Durch zerſprengte Flüchtlinge vom Ausgange benachrichtigt, zog er ſich in die Schlünde des Thüringer Waldes zurück. Dort traf ihn die Ordre, nach Weſtphalen zu Tilly's Heer zu ziehen. Andere Hülfstruppen kamen von andern Seiten. Graf Fugger ſtand ſchon auf der heſſiſchen Gränze, weßhalb Tilly's Heer ſich bald wieder bis auf 26,000 Mann verſtärkte [2]. Man hat die Ruhe des Kaiſers als ein bloßes Werk der Tugend, der rühmlichſten Standhaftigkeit gefeiert. Wir glauben, daß er im Grunde ſeines Herzens den Ruin der bairiſchen Macht nicht ungerne ſah, und daß er ſich über die Niederlage Tilly's geradezu gefreut haben würde, wenn nicht ein großer Theil ſeines eigenen Volkes in das Unglück verwickelt worden wäre.

Den $^{8}/_{18}$. September rückte Guſtav Adolf vom Schlachtfelde weg vor Leipzig, wo außer 1000 Mann vom Wangler'ſchen Regimente, die dort in Beſatzung lagen, viele Flüchtlinge ſich geſammelt hatten. Der Kommandant wurde ſogleich aufgefordert, er verlangte jedoch Bedenkzeit. Da nun der Fall der Stadt vorauszuſehen war, da der König ferner durch ſchnelles Verfolgen des Feindes weitere Früchte ſeines Sieges pflücken mochte, und da er endlich Leipzig in keinem Fall für ſich erobern konnte, ſo überließ er dieſe Sorge dem Kurfürſten von Sachſen, der den größten Theil ſeines flüchtigen Volks wieder zuſammengezogen hatte, und brach ſogleich nach Merſeburg auf. In der Nähe dieſer Stadt traf er bei 3000 aus der geſtrigen Schlacht entronnene Feinde. Tauſend wurden niedergehauen, 1500, meiſt Fußvolk, gefangen genommen, ſie traten ſämmtlich in ſchwediſche Dienſte. [3] Den $^{9}/_{19}$. fiel Merſeburg in ſchwediſche Gewalt, den $^{11}/_{21}$. und $^{12}/_{22}$. Halle und die Moritzburg. Guſtav Adolf empfing die Deputation, welche ihm die Bürgerſchaft von Halle entgegenſchickte, Anfangs mit ziemlich harten Worten, ſey es, weil er glaubte, daß ſie gegen den Magdeburger Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm früher ihre Pflicht verletzt, oder weil er die Einwohner durch ein

1) Khevenhiller XI, 1875. — 2) Wallenſtein's Briefe II, 108 flg. — 3) Chemnitz I, 215 a.

biſchen Furcht deſto eher zur ſchnellen Erfüllung ſeiner geheimen Wünſche beſtimmen wollte. Thatſache iſt, daß er ſie freundlich behandelte und alle ihre Privilegien beſtätigte, ſobald Bürgerſchaft, Rath und Zünfte ſich bequemten, dem Könige den Eid der Treue zu ſchwören. Halle gehörte zum Magdeburger Erzſtifte, deßhalb befanden ſich viele Beamte des Stiftes in der Stadt. Dieſe mußten ebenfalls geloben, dem Könige hold und treu zu ſeyn, worauf ſie in ihren Aemtern beſtätigt wurden. Doch ſetzte Guſtav Adolf den Fürſten Ludwig von Anhalt als ſeinen Statthalter im Erzſtifte und Johann Stahlmann zum Kanzler der Regierung in Halle ein. Den Befehl über die Garniſon, welche hinein verlegt wurde, erhielt der Oberſt Schneidewin. Die Beförderung des Anhalter Fürſten zu dem wichtigen Poſten hing mit einem Bündniſſe zuſammen, welches das ganze Haus Anhalt in dieſen Tagen zu Halle mit der Krone Schweden abſchloß. Der König nahm die Dynaſtie unter ſeinen Schutz, wogegen dieſelbe ſich verpflichtete, zur Führung des Kriegs monatlich eine beſtimmte Geldhülfe aus ihrem Fürſtenthum zu bezahlen, und wenn der König für gut fände, in dem Anhaltiſchen Gebiete eine Schanze zu errichten oder eine Brücke zu ſchlagen, dieſes nicht nur zu geſtatten, ſondern auch die nöthigen Arbeiten, ohne des Königs Unkoſten, durch eigene Unterthanen ausführen zu laſſen. Das Bindemittel dieſes für den König günſtigen Vertrags bildete die dem Fürſten Ludwig übertragene Statthalterſtelle im Magdeburger Erzſtifte.[1]) Denn darin lag ein geheimer Wink, daß eine ſo wichtige Vergrößerung dem Anhaltiſchen Hauſe als Lohn unverbrüchlicher Treue vielleicht ganz geſchenkt werden dürfte, obgleich der König ſich wohl hütete, ein ſolches Verſprechen geradezu abzulegen. In der erſten Freude über den Sturz der Katholiken merkten die evangeliſchen Stände nicht, wie ſehr Guſtav Adolf ſie alle von ſich abhängig machte.

Dieſe Anordnungen nahmen mehrere Tage weg, während deren Guſtav Adolf in Halle verweilte. Indeſſen hatte ſich der Kurfürſt von Sachſen ſeiner Stadt Leipzig durch Kapitulation bemächtigt. Am $^{12}/_{22}$. September zog die Beſatzung unter folgenden Bedingungen[2]) aus: „Alle katholiſchen Subalternoffiziere und Soldaten können gehen, wohin es ihnen beliebt, diejenigen, welche bei dem Könige oder dem Kurfürſten Dienſte nehmen wollen, dürfen von ihren Kommandanten nicht gehindert werden. Alle evangeliſchen Soldaten dagegen müſſen in ſächſiſchen Kriegsdienſt übertreten. Die Katholiken, welche abziehen, haben einen körperlichen Eid abzulegen, daß ſie gegen den König oder ſeine Verbündete nie mehr fechten werden. Alle kaiſerlichen Oberoffiziere, welche ſich in der Stadt befinden, ſind ohne Unterſchied Kriegsgefangene des Kurfürſten von Sachſen.“ Letzteres Loos traf die Oberſten Coronini und Blankart, den Kriegskommiſſär Walmerothe, vier Oberſtlieutenant und etliche katholiſche

[1]) Daſ. 215. b. flg. — [2]) Daſ.

Prieſter. Das ganze Kurfürſtenthum Sachſen war vom Feinde befreit, weßhalb öffentliche Dankfeſte angeſtellt wurden.

Nach erfolgter Einnahme der Stadt Leipzig begab ſich Johann Georg zum Könige nach Halle. Auch andere proteſtantiſche Fürſten, namentlich der Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, fanden ſich dort ein. Der Adler berathſchlagte mit den kleineren Stoßvögeln über die Theilung der Beute. [1]) Es fragte ſich, wie der Breitenfelder Sieg zu benützen ſey? Darüber war man einig, daß das königliche Heer vom kurfürſtlichen ſich trennen und daß beide nach verſchiedenen Seiten wirken ſollten. Kurfürſt Johann Georg ſchlug vor, Guſtav Adolf möchte ungeſäumt in Böhmen einfallen, und dem Kaiſer vor den Wällen Wiens die Geſetze des Friedens vorſchreiben, während er ſelbſt mit ſeinen Sachſen nach Franken aufbrechen, die dortigen Proteſtanten an ſich ziehen und die Macht der Liga vollends vernichten wolle. Ein zweiter Vorſchlag war, der König möchte das Tilly'ſche Heer, das ſich an der obern Weſer wieder zuſammenzog, verfolgen. Dieſe Anſicht wurde jedoch ſogleich aufgegeben, weil das nördliche Teutſchland vollends gänzlich zur Einöde geworden wäre, wenn zwei Heere ſich dorthin gezogen hätten, und weil Guſtav Adolf gewiß darauf rechnen durfte, daß Tilly ihm folgen müſſe. Guſtav Adolf ſchien ſich Anfangs für einen Marſch nach Oeſterreich zu entſcheiden, wir glauben aber, nicht aufrichtig, vielmehr wollte er das Gehäſſige, die Wünſche des Kurfürſten vereitelt zu haben, einem Andern überlaſſen. Dieſe Rolle übernahm Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, Bernhard's älteſter Bruder. „Der König müſſe," war ſein Rath, „in die ſogenannte Pfaffengaſſe eindringen, den Lauf des Mains erobern und ſich dann am Rheinſtrome feſtſetzen." Guſtav Adolf erklärte ſich durch die Gründe des Herzogs überzeugt, und dem Kurfürſten von Sachſen blieb, ſo ungern er auch daran wollte, nichts übrig, als ſich mit der Beute Schleſiens und Böhmens zu begnügen, einer Beute, die nicht nur ſehr dornenvoll war, ſondern auch den Kurfürſten, der alle extreme Schritte haßte, aufs heftigſte mit dem Kaiſer zu verfeinden drohte. Einfältige und geſcheite Männer haben die Wahl des Königs von Schweden gemißbilligt, beſonders in neuern Zeiten, ſeit ſich der franzöſiſche Eroberer in ſeinem Kampfe mit Oeſterreich zweimal mit beſtem Erfolge wie ein Adler auf Wien geſtürzt hat. So, meinen Viele, hätte Guſtav Adolf es auch machen ſollen, denn das Gewaltſame, Schnelle gefällt den Menſchen. Der Verfaſſer dieſes Buches iſt überzeugt, daß der König von Schweden ſehr weislich gehandelt hat, und daß eine Vergleichung zwiſchen ihm und Napoleon, nicht wegen ihres Talents, ſondern wegen ihrer Machtverhältniſſe, gewaltig hinkt. Guſtav Adolf hatte kein Kaiſerreich zu ſeiner Verfügung, wie der berühmte Korſe, ſondern mußte ſich erſt in Teutſchland eine dauernde Macht gründen. Nun luden die geiſtlichen Güter vor allen zur Eroberung ein, theils weil ſich in

[1]) Chemniz I, 216, b flg. Puffendorf de rebus suecicis III, 31. Röſe Bernhard I, 154 flg. Geijer III, 194 flg.

denſelben, wegen des wechſelnden Beſitzes, kein Band zwiſchen Unterthanen und Herrſchern bilden konnte, theils weil die Einziehung derſelben den Eigennutz der andern weltlichen Dynaſtien nicht unmittelbar und nicht halb ſo ſchwer verletzte, als wenn man von dieſen ſelbſt Abtretungen verlangte, weßhalb auch jene Güter 170 Jahre ſpäter, als der korſiſche Eroberer in Teutſchland einbrach, zuerſt an die Reihe kamen. Zweitens durfte der König die leichte Beute der rheiniſchen und fränkiſchen Bisthümer dem Kurfürſten von Sachſen darum nicht gönnen, weil er vorausſehen konnte, daß derſelbe, durch den neuen Beſitz und das damit verbundene Anſehen groß geworden, ſogleich wieder die alte Rolle hervorſuchen und ſich zwiſchen den Schweden und dem Kaiſer herumſchaukeln würde. Dieß ſind nur untergeordnete Gründe. An den wichtigſten, der entſchied, kommen wir jetzt. Guſtav Adolf kann beim teutſchen Kriege möglicher Weiſe eine zweifache Abſicht gehabt haben: entweder Teutſchland zu erobern, oder blos die proteſtantiſche Kirche zu retten. War letzteres ſein Plan, ſo that er ſehr unrecht, nicht von Breitenfeld weg ſogleich auf Wien zu rücken, denn ſicherlich hätte dann der Kaiſer das Reſtitutions-Edikt zurückgenommen, und die nöthigen Bürgſchaften gegeben. Guſtav Adolf erreichte ſomit ſeinen Zweck auf dem kürzeſten Wege: es konnte ihm nicht fehlen, von allen evangeliſchen Pfarrern als ein wahrer Judas Makkabäus gefeiert zu werden. Freilich mußte er ſich dann auch begnügen, zufrieden mit dieſem beſcheidenen Ruhme in ſein armes Schweden, deſſen Kräfte er über die Maßen angeſtrengt, zurückzukehren. War er dagegen entſchloſſen, Teutſchland zu erobern, ſo handelte er ſehr weislich, wenn er den Kaiſer nicht ſogleich aufs Aeußerſte trieb, weil er hiedurch den Nimbus eines Glaubenshelden, ohne den er in Teutſchland nicht beſtehen konnte, unfehlbar verloren hätte. Setzet den Fall, die Schweden wären ungehindert bis vor Wien gezogen; dann nahm der Kaiſer das Reſtitutions-Edikt zurück, wegen deſſen Guſtav Adolf bei tauſend Anläſſen wiederholt hatte, ſich in dieſen Krieg geſtürzt zu haben. Die proteſtantiſchen Fürſten und Stände erklärten ſich zufrieden. Was wollten nun die Schweden weiter? Tauſend Quadratmeilen gutes Land, die Südküſte der baltiſchen See? Sogleich hätten ſich Proteſtanten und Katholiken wider ſie vereinigt, die öffentliche Meinung vom Könige ſich abgewendet, denn die Maske des Glaubenshelden war dann abgefallen, und der nackte Eroberer ſtreckte die verhaßten Hände aus. „Fort mit Euch, was Ihr wolltet, iſt Euch bewilligt, verlangt nicht mehr, kehret in euer Hungerland zurück." Welchen Lärm haben der Kurfürſt von Sachſen und andere Verbündete des Königs erhoben, als Guſtav Adolf ſpäter die Bürgerſchaft Augsburgs der Krone Schweden Treue ſchwören ließ! Und doch war dieß nur eine Stadt, was hätte man erſt gethan, wenn die Schweden ein ganzes Land forderten! Man mag die Sache betrachten, wie man will, in eine ſolche falſche Lage wäre der König unfehlbar durch einen Marſch nach Wien gerathen. Er durfte den geiſtlichen Boden, auf dem er als Verfechter der proteſtantiſchen

Kirche ſtand, erſt dann verlaſſen, wann er hinreichende Eroberungen gemacht, und ſeine Anhänger mit ſolideren Dingen, als mit theologiſchen Redensarten, an ſich feſſeln konnte.

Unzufrieden verließ Johann Georg die Verſammlung zu Halle. Die Schweden rüſteten ſich zum Einfalle in die reichen und ſonnigen Länder des ſüdlichen Teutſchlands, wo der Rebſtock die Hügel bedeckt. Herzog Wilhelm's Rath war übrigens auch nicht uneigennützig geweſen, er hoffte auf ein Herzogthum Franken, das aus den dortigen Bisthümern gebildet werden ſollte. Denn der König hatte ihm früher etwas der Art, obgleich nicht beſtimmt, verſprochen.

Siebentes Capitel.

Folgen der Breitenfelder Schlacht. Siegeszug bis nach Mainz.

September bis Ende Dezember 1631.

Da der Krieg von nun an auf mehreren Seiten zugleich geführt wurde, müſſen wir die Erzählung theilen. Es ſoll zuerſt über die Thätigkeit des Hauptheeres unter Guſtav Adolf, dann über die Wirkſamkeit der kleineren Abtheilungen und über den Fortgang der ſächſiſchen Waffen berichtet werden.

Ehe Guſtav Adolf von Halle aufbrach, ſchickte er Geſandte voraus, um die ſüddeutſchen Reichsſtände, beſonders die freien Städte, welche eine wichtige Stelle in des Königs Plane einnahmen, für die ſchwediſche Sache zu gewinnen. Martin Chemniz und der Rittmeiſter Relinger erhielten dieſen Auftrag[1]). Sie verfügten ſich zuerſt zum Markgrafen Chriſtian von Brandenburg-Bayreuth und dann nach Nürnberg. Die Geſandten fanden die ganze Bürgerſchaft dieſer rüſtigen und reichen Stadt vom Höchſten bis zum Niedrigſten günſtig für den König geſtimmt, doch vergaß der Magiſtrat ſeine Pflichten gegen Kaiſer und Reich nicht ſo ganz, daß er ſich dem fremden Könige ohne Gewalt und, wie Chemniz[1]) mit Recht ſagt, liederlicher Weiſe an den Kopf geworfen hätte. Ueberdieß war kurz vor dem Eintreffen der ſchwediſchen Geſandten ein Docktor Poppe aus Amberg mit ausgedehnten kaiſerlichen Vollmachten eingetroffen, indem er ſogar einen unbeſchriebenen aber mit des Kaiſers Siegel verſehenen Freibrief überbrachte, in welchen die Nürnberger aufgefordert wurden, einzutragen, was ihnen beliebte. Daher geſchah es, daß Chemniz mit ſeinen Anträgen Anfangs taube Ohren fand. Doch Guſtav

---

[1]) Chemniz I, 217, b.

Adolf hatte ihm, in kluger Vorausſicht ſolcher Fälle, eine doppelte Anweiſung mitgegeben, entweder gute Worte zu brauchen, oder fürchterlich zu drohen. Nachdem er ſeine Beredtſamkeit in erſterem Sinne vergeblich erſchöpft, wandte Chemniz das Blatt um, und las im verſammelten großen Rathe einen in den heftigſten Ausdrücken abgefaßten Abſagebrief des Königs vor: „weil die Stadt ſich troz aller Abmahnungen keines Beſſern beſinne, ſondern fortwährend von ihrer Unterthänigkeit gegen den Kaiſer, oder gar von Neutralität ſpreche, weil ferner der König von keiner Neutralität fürder Etwas wiſſen wolle, ſondern alle Proteſtanten, die in Zukunft hinter ſolche Zweideutigkeiten ſich verſteckten, als ſeine Feinde zu behandeln entſchloſſen ſey: ſo werde Ihre königliche Majeſtät von Schweden auch die Stadt Nürnberg, dafern ſie nicht beſſere Geſinnungen an den Tag lege, als offene Gegnerin behandeln, ſie und ihre Unterthanen mit Schwert, Mord und Brand als die ärgſten Feinde verfolgen, und alle und jede Bürger, Inwohner und Pflichtige der Stadt und deren Güter, wo der König dieſelben in ſeinen eigenen, oder ſeiner Verbündeten Landen antreffe, niederwerfen, mit Beſchlag belegen, wegnehmen, vernichten.“

Dieſe prahleriſche Drohung erreichte ihren Zweck. Der Magiſtrat ließ ſeine Bedenklichkeiten fahren, und erklärte ſich nun offen für ein Bündniß mit Schweden. Die Bedingungen wurden abgeſchloſſen, die Anwerbung von Kriegsvolk auf Koſten der Stadt angeordnet [1]). Während Chemniz noch einige Zeit in Nürnberg zur Vollendung ſeiner Geſchäfte verweilte, reiste ſein Genoſſe, der Rittmeiſter Relinger, nach Ulm ab, gewann den dortigen Magiſtrat auf ähnliche Weiſe, und gieng von da nach Straßburg. Unterwegs ſtieß er bei Günzburg auf einen kaiſerlichen Kriegszahlmeiſter, der 10,000 für den Sold einer neugeworbenen Fußkompagnie beſtimmte Gulden, aber nur eine Bedeckung von 25 Musketiren bei ſich hatte. Relinger griff ſogleich mit ſeinem Gefolge den kaiſerlichen Beamten an, ſchoß ihn vom Pferde, jagte die Bedeckung auseinander, und bemächtigte ſich des Geldes. Es gelang ihm auch, dieſen Schatz nach Straßburg in Sicherheit zu bringen, wo er ihm gute Dienſte that. Denn 10,000 Gulden in der Taſche eines Geſandten ſind immer ein nicht zu verachtender Gehülfe. Auch Straßburg wurde für das ſchwediſche Bündniß gewonnen. An die kleineren proteſtantiſchen Reichsſtädte erließ Guſtav Adolf Briefe. [2]) Alle wurden der Reihe nach in des Königs Intereſſe gezogen, und ſie waren für die Zukunft die treuſten und nützlichſten Verbündete Schwedens: die treuſten, weil ſie die königliche Sache am ſpäteſten verließen, die nützlichſten, weil ſie unglaublich viel leiſteten, und am wenigſten Gegendienſte verlangten. Guſtav Adolf konnte hier alle ſeine Künſte der Demagogie, welche auf die eigennützigen Fürſten wenig wirkten, mit beſtem Erfolge ſpielen laſſen. Die Gunſt der lutheriſchen Geiſtlichkeit, welcher der König auf alle Weiſe ſchmeichelte, und die in den

---

[1]) Murr Beiträge — Nürnberger Chronik S. 40. — [2]) Chemniz I, 231, b.

republikaniſchen Städten viel zu ſagen hatte, wie die befriedigte Eitelkeit der Bürger und Rathsmitglieder, welche über die Leutſeligkeit und Herablaſſung des großen Kriegshelden in Entzücken geriethen, bewilligte ihm Alles.

Wir wenden uns zum Könige. Der $^{17}/_{27}$. September brach Guſtav Adolf mit geſammter Heeresmacht von Halle nach Erfurt auf. Dieſe wohlhabende und wichtige Stadt hatte damals eine ſonderbare Verfaſſung. Mit großen Freiheiten ausgeſtattet, und einer reichsſtädtiſchen Unabhängigkeit unter dem Scepter des Magiſtrates genießend, beſaß ſie doch eine Mainziſche Kanzlei in ihren Mauern. Denn der Kurfürſt Erzbiſchof übte große und einträgliche Rechte in der Stadt ſelbſt und in der Umgebung. Die Bürgerſchaft war lutheriſch, ſelbſt eine lutheriſche Univerſität vegetirte darin, daneben beſtanden mehrere katholiſche Klöſter und großer Einfluß mainziſcher Beamten. Dieſe Zwitternatur hatte den Erfurtern ſeither während des Kriegs Nutzen gebracht. Sie ſpielten die Rolle der Fledermaus; wenn die katholiſche Parthei Forderungen machte, pochten ſie auf ihr Verhältniß zu Kurmainz, wenn die Proteſtanten ſie mitnehmen wollten, erklärten ſie ſich für gute Evangeliſche. Auch gegen Guſtav Adolf ſuchten ſie die alten Künſte zu gebrauchen. Eine Geſandtſchaft des Rathes zog dem Könige entgegen, traf ihn bei Leubingen, und hielt dort eine lange Anrede an ihm, deren kurzer Sinn war: „Erfurt wünſche von ſchwediſcher Beſetzung verſchont zu werden, weil bei dem gedrückten Wohlſtande der Bürger eine ſolche Laſt ihnen zum Verderben gereichen würde.“ Mit dieſen Gründen hofften ſie den König abzulenken, allein Guſtav Adolf antwortete ihnen, daß er zwar von ganzem Herzen die Nachtheile bedaure, welche der Krieg für alle Menſchen und auch für die Bürger Erfurts habe, daß er jedoch der Stadt die gewünſchte Neutralität nicht bewilligen könne, da alle Proteſtanten für die Freiheit ihres Glaubens gemeinſam die Hand anlegen müßten. Die Geſandten ließen ſich durch die erſte Fehlbitte nicht abſchrecken, ſondern beſtürmten das Herz des Königs mit neuen Ausflüchten, aber ohne beſſern Erfolg [1]). Während deſſen hatte Herzog Wilhelm von Weimar auf Guſtav Adolf's Befehl dafür geſorgt, daß die unnützen Schwätzereien ein Ende nahmen. Den 21. September a. St. Abends erſchien er in ſeinem fürſtlichen Kutſchwagen von den Thoren der Stadt, und verlangte Einlaß, den man ihm, als einem großen Herrn, nicht verweigern wollte. Alſo wurden die Thore geöffnet, worauf der Herzog ſeinem Kutſcher befahl, ein wenig unter dem Thorwege ſtille zu halten. Durch dieſen Verzug bekam das Courvill'ſche Küraſſierregiment, das dem Herzoge auf dem Fuße gefolgt war und ſich ſeither verborgen gehalten hatte, die nöthige Zeit, um mit verhängten Zügeln hereinzuſprengen, die Wache am Thore im Fluge niederzuwerfen, und den Markt zu beſetzen. [2]) Die Skrupel des Magiſtrats waren gehoben; wohl oder übel wollend mußte er die Schlüſſel der Stadt übergeben. Am

[1]) Chemnitz I, 219 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1879.

folgenden Tage, den 22. um drei Uhr Mittags, hielt der König ſeinen Einzug, und wurde ſtattlich von den Vornehmſten des Raths empfangen. Sie betheuerten auf's Neue ihre Armuth, und flehten um Schonung; der König erwiederte ſehr freundlich, daß er nur das Nöthigſte von ihnen verlangen, ihre Freiheiten und Rechte ſchützen, ihren Handel vermehren werde; zu den Koſten der Beſatzung ſolle nicht die Stadt allein, ſondern ganz Thüringen beitragen. Was er hier den Vornehmen geſagt, hielt er für gut, auch vor der Volks-Gemeinde zu wiederholen. Den 24. September a. St. berief er den ganzen Magiſtrat und die Wortführer der Zünfte und Innungen zu ſich in ſein Quartier, und hielt eine ſchöne Rede [1]) in jener ihm ſo geläufigen Manier, wobei jedes Wort darauf berechnet war, die Gemüther des Volks zu gewinnen. Zuerſt ſprach er ſich über die Urſachen ſeines Heereszugs nach Teutſchland aus: die Sache Gottes, die Befreiung der chriſtlichen Kirche ſey der Grund, warum er ſeinen Pallaſt in Stockholm verlaſſen, die Waffen ergriffen, und bis jetzt noch nicht niedergelegt habe. Schon längſt hätte er annehmliche Friedensbedingungen erlangen können, wenn er ſeine Glaubens- und Bluts-Verwandte im Stich laſſen wollte. Aber lieber werde er Gut, Blut, Leib und Leben daran wagen, ehe er die teutſche Freiheit aufgebe. „Zwar bin ich,“ fuhr er fort, „noch geſund, aber von Neuem ziehe ich erbitterten Widerſachern entgegen, die mir auf alle Weiſe zu ſchaden und mich aus dem Wege zu räumen bemüht ſind. Vielleicht läßt es Gott zu, daß mir das Glück den Rücken kehrt, daß ich Geſundheit und Leben verliere, dennoch ſcheue ich dieſe Gefahr nicht. Feſt ſteht bei mir die Ueberzeugung, daß mir ohne Gottes gnädigen Willen nichts Widriges begegnen kann, und daß alle Widerwärtigkeiten, die mir in meinem Berufe zuſtoßen, ſelbſt wenn ſie vor menſchlicher Vernunft als das Aergſte erſcheinen ſollten, mir zum Beſten gereichen müſſen. Glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn Chriſtus der Herr mich würdigte, um ſeines Namens willen Kreuz, Unglück, Gefahr oder Tod zu dulden!“ Nach dieſen pathetiſchen Sätzen gieng er darauf über, daß auch die Andern ſeinem Beiſpiele folgen müßten. Jeder ſolle nach Kräften zum Wohle des Ganzen beitragen. Dann ließ er ſich über die Gründe aus, warum er die Stadt mit der Einquartierung nicht verſchonen könne, verſüßte aber ſogleich wieder das Bittere, das in dieſem Geſtändniß lag, mit folgenden Bemerkungen: „Ich meine es mit Eurer Stadt redlich und gut, und werde mein königliches Wort löſen, Euch und Eure Stadt bei allen Rechten und Freiheiten zu bewahren, und gegen Jedermann nach beſten Kräften zu ſchützen. Es iſt nicht meine Gewohnheit, freie Städte zu bedrücken, oder ihren Rechten Abbruch zu thun. Ich habe mich vielmehr ſtets befliſſen, ſie in Aufnahme zu bringen, ihren Wohlſtand und Handel zu mehren.“ Zuletzt kündigte er ihnen, als den ſchmeichelhafteſten Beweis ſeiner Gewogenheit, an, daß er das Liebſte, was er auf Erden habe, ſeine Gemahlin, ihrem Schutze anvertrauen werde.

[1]) Chemnitz I, 222 flg.

Mit lauter freundlichen Worten beſtimmte er ſo die Bürger zur Erfüllung ſeiner Wünſche, ſo daß dieſe ſich noch geſchmeichelt fühlten. Ein Vergleich kam zum Abſchluſſe, deſſen wichtigſte Beſtimmungen folgende ſind: „Gemeinde und Rath der Stadt Erfurt entſagt aller Verbindung mit Kurmainz, ſchwört dagegen dem Könige von Schweden und dem kurfürſtlichen und herzoglichen Hauſe Sachſen den Eid der Treue, nimmt 1500 Mann Beſatzung ein. Dieſe ſoll jedoch großentheils von den Grafſchaften Schwarzburg und Gleichen erhalten werden. Die Befeſtigungen der Stadt werden vergrößert, die Koſten davon trägt das kurfürſtliche und herzogliche Sachſen. Dieſes hat ſammt ſeinen Unterthanen das Recht, Zuflucht in die Stadt zu nehmen. Statt der mainziſchen wird eine kurſächſiſche Kanzlei errichtet, und von den geiſtlichen Gütern unterhalten. Der Rath bleibt ungehindert bei der Stadtregierung, ſeine Rechte werden im Falle der Noth vermehrt. Der Königin von Schweden ſteht die Befugniß zu, ſo lange es ihr beliebt, in der Stadt zu wohnen. Zu dieſem Zweck wird ihr der Stutterhemiſche Pallaſt eingeräumt [1].“

Gegen die katholiſchen Geiſtlichen in der Stadt betrug er ſich, mit einer einzigen Ausnahme, ſehr milde, er verſicherte ſie ſeines Schutzes und ungehinderter Religionsübung. Doch mußten ſie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ſchwören, daß ſie dem Könige hold und treu ſeyn, und weder offen noch insgeheim Ränke wider ihn ſpielen wollten. Die katholiſche Kleriſei der Stadt beſtand aus dem Domkapitel unſerer lieben Frauen und Sankt Severin, aus den Benediktiner-Mönchen auf dem Petersberge, aus einem Schottenkloſter, aus Charthäuſern, endlich aus Jeſuiten, die aber nicht ſo gut wegkamen [2]. Guſtav Adolf konnte die ſtrengen und gemeinen Mönchsorden, beſonders die Kapuziner, wohl leiden, aber die Jeſuiten, dieſes Geniekorps des Papſtthums, haßte er von ganzer Seele. Zu blutig war ihre Wirkſamkeit in ſeine und ſeines Hauſes Geſchichte verwoben. Der Schuld ihres Ordens bewußt, warfen ſie ſich ihm zitternd zu Füßen. Er gebot ihnen aufzuſtehen, mit drohender Geberde hub [3] er an: „Für die Unruhen, die Ihr angezettelt, für das Blut, das Ihr vergoſſen, werdet Ihr einſt vor Gottes Throne Rechenſchaft ablegen müſſen. Ich kenne Euch, mehr als Ihr glaubt, Eure Abſichten ſind bös, Eure Lehren gefährlich, Euer Verhalten iſt ſtrafbar. Ich rathe Euch, folgt dem Beiſpiele der andern Geiſtlichen nach, und miſcht Euch nicht in Staatsgeſchäfte. Noch einmal ſage ich Euch, bleibt ruhig, und ermahnet Eure Brüder zum Gehorſam, dann, aber auch nur dann, ſoll Euch Nichts geſchehen.“ Die frommen Väter ſchlugen die Augen nieder, und demüthigten ſich unter die Gottheit der Gewalt.

Die evangeliſche Geiſtlichkeit in Erfurt und im Stadtgebiete, die pro-

---

[1]) Khevenhiller XI, 1880. Soldat suedois S. 119 flg. — [2]) Chemnitz I, 227, b. — [3]) Soldat suedois 118 flg. Arkenholz Staatspapiere bei Mauvillon S. 387.

teſtantiſchen Lehrer der dortigen Univerſität, die Beamten dieſer Anſtalt, und Alles, was zur Kirche und Schule gehörte, nahm er unter ſeinen beſondern Schutz, erklärte ſie und ihre Güter frei von jeder Kriegsſteuer, Einquartierung u. dergl. und verſäumte Nichts, was dazu dienen mochte, ihm die bleibende Anhänglichkeit der geiſtlichen Zunft zu erwerben [1]). In Erfurt wurde auch das Bündniß mit dem Hauſe Weimar vollends abgeſchloſſen, auf ähnliche Bedingungen, wie das heſſiſche. Es ſollte den Herzogen geſtattet ſeyn mit eigenem Kriegsvolk Eroberungen in den Gebieten der Liga zu machen. Doch traten bei dieſem wichtigen Artikel gewiſſe geheime, ohne Zweifel von Guſtav Adolf beabſichtigte, Verhältniſſe ein, welche bewirkten, daß die beutegierigen Fürſten von Weimar ihren Zweck nicht ſo leicht erreichten. Thatſache iſt es, daß der älteſte von den Weimar'ſchen Brüdern, Herzog Wilhelm, mit dem jüngſten, Bernhard, wegen bloßer Hoffnungen auf Beute in den eiferſüchtigſten Streit gerieth, daß Beide bald Urſache zur Unzufriedenheit mit dem Könige zu haben glaubten. Wir ſind der Meinung, daß Guſtav Adolf die Eiferſucht zwiſchen zwei ſo ehrſüchtigen Geiſtern insgeheim anſchürte, um vor ihren Eingriffen geſichert zu ſeyn. Wie den Fürſten von Anhalt in Halle, ſo ſetzte Guſtav Adolf den Herzog Wilhelm von Weimar zu ſeinem Statthalter über Erfurt und ganz Thüringen ein, und gab ihm den Auftrag, ein Heer zu errichten, deſſen Befehl der Herzog unter des Königs Oberaufſicht übernehmen ſollte. Da aber Herzog Wilhelm noch keine oder nur wenig Soldaten hatte, und alſo auch ſeine neue Statthalterſchaft nicht vertheidigen konnte, ließ der König ein Regiment zu Pferd und vier zu Fuß in Erfurt zurück, und vergaß auch nicht, einen eigenen nur dem König ſelbſt verantwortlichen Stadtkommandanten in der Perſon des Oberſten Löwenſtein zu erneunen. Wenn das neue Heer angeworben ſeyn würde, ſollten dann die zurückgelaſſenen Truppen wieder zum Könige ſtoßen und dem Herzoge freien Raum laſſen [2]).

Aus dieſen Anordnungen geht hervor, daß Guſtav Adolf Erfurt für ſich behalten, und doch bei ſeinen neuen Verbündeten Hoffnungen auf den Beſitz des ſchönen Platzes erwecken wollte. Die Politik gebot ihm, den Kurfürſten von Sachſen, wie die Erneſtiniſchen Herzoge durch einen vor Augen gehaltenen Kampfpreis zu ködern, er gab ſich daher den Schein, dieſen Fürſten etwas zu ſchenken, indem er die Stadt ihnen Treue ſchwören ließ, hob aber das Geſchenk ſogleich wieder auf, indem er es beiden Häuſern, die ſich tödtlich haßten, zugleich verlieh. Der Ausbruch von Streitigkeiten zwiſchen Kurſachſen und den Erneſtinern war vorauszuſehen. Dieß Verhältniß ſicherte dem Könige das Schiedsrichteramt. Zu demſelben Zwecke wurden auch die Vorrechte des Stadtmagiſtrats beſtätigt, denn jetzt hatte noch ein Dritter drein zu ſprechen, der ganz vom Könige ab-

[1]) Chemniz I, 227, b. — [2]) Chemniz I, 228, a. Röſe „Bernhard" I, 155 unten flg.

hieng. Ueberdieß blieb eine ſchwediſche Beſatzung, trotz der Weimar'ſchen Statthalterſchaft, in Erfurt zurück, und um dieſelbe dauernd und unablösbar zu machen, erklärte Guſtav Adolf Erfurt für die Reſidenz ſeiner Gemahlin. Denn es war ganz natürlich, daß in dem Orte, wo die Königin weilte, auch ſchwediſche Soldaten ſtanden.

Den 26. September a. St. brach das königliche Heer wieder von Erfurt auf. Eine Abtheilung zog unter Baudiſſen über Gotha, mit dem Befehl vor Würzburg mit dem König zuſammenzuſtoßen. Mit den Andern rückte Guſtav Adolf ſelbſt auf Arnſtadt, erreichte am folgenden Tage Ilmenau, und trat am 29. September a. St. den beſchwerlichen Marſch durch den Thüringer Wald an; drei Tage wurden dazu gebraucht. Unterwegs bemächtigten ſich die Schweden des Schloſſes Unter-Maßfeld, deſſen Befehlshaber auf der Haſenhetze gefangen wurde. In den erſten Tagen des Oktobers erſchien Guſtav Adolf vor Königshofen, dem Schlüſſel zum Stifte Würzburg. Nachdem in der Nähe ein Haufe Bauern, die ſich zur Wehre geſetzt hatten, niedergehauen worden, erklärte der Kommandant auf die erſten Schüſſe ſich zur Uebergabe bereit. Die Schweden fanden große Vorräthe von Waffen, Lebensmitteln und Kirchenkleinodien, die man aus der umliegenden Gegend nach Königshofen geflüchtet hatte. Das ganze katholiſche Franken erbebte, der Biſchof von Würzburg entfloh aus ſeiner Reſidenz, obgleich der König ihm vortheilhafte Bedingungen und allen Katholiken ſeinen Schutz antragen ließ [1]). Von Königshofen gieng der Marſch auf Schweinfurt. Ein ſchwediſcher Rittmeiſter, Oluffſon Oxenhäupt, der mit ſeiner Schwadron die Vorhut bildete, ſtieß unterwegs bei dem Marktflecken Lauringen auf einen Haufen bewaffneter Bauern, die ſich unter dem Befehl eines würzburgiſchen einäugigen Hauptmanns in einem ſteinernen Hauſe verſchanzt hatten und wie Verzweifelte fochten. Der Rittmeiſter konnte das Haus, das den Weg beherrſchte, nicht umgehen, alſo ließ er ſeine Leute abſitzen, ſtürmte auf die Bauernveſtung los, bemächtigte ſich derſelben nach kurzem Kampf und hieb die unglücklichen Vertheidiger nieder; der Hauptmann wurde gefangen genommen. Auch die Schweden verloren mehrere Reiter, und der Rittmeiſter ſelbſt erhielt einen tödtlichen Schuß in den Schenkel. Als der König ſpäter auf dem Platze ankam, gerieth er über den Widerſtand des einäugigen Hauptmanns und über den Verluſt ſeiner Leute in ſolchen Zorn, daß er ſich vergaß, und den Gefangenen aufzuhängen befahl. Es ſcheint, daß Guſtav Adolf's Umgebung eine That verhindern wollte, welche dieſer ſpäter bei abgekühltem Blute hätte bereuen müſſen. Der Gewaltige oder Henker war nicht zu finden. Ueber dieſem Verzug bekam der Unglückliche Zeit ſich loszubitten. Das Leben ward ihm geſchenkt, auf die Bedingung die ſchwächſte Stelle des Würzburger Schloſſes zu verrathen [2]).

In Schweinfurt, einer proteſtantiſchen Reichsſtadt, die durch vor-

[1]) Chemniz I, 230, b. flg. — [2]) Daſ. S. 231.

angeſchickte Briefe gewonnen war, fand der König keinen Widerſtand. Eine Geſandtſchaft des Rathes zog ihm entgegen; man bewilligte Alles, was Guſtav Adolf verlangte, in Gutem. Eine mäßige Beſatzung wurde in der Stadt zurückgelaſſen. Den $^3/_{13}$. Oktober erreichte der König Würzburg. Dieſe Reſidenz des Fürſtbiſchofs liegt am Main, der die Stadt in zwei ungleiche Theile ſcheidet. Sie war ſchlecht befeſtigt, für deſto haltbarer galt das Schloß, Marienberg, welches die andere Seite des Fluſſes beherrſcht. Es liegt auf einem Felſen, der auf der Waſſerſeite ſo ſteil iſt, daß man hier nicht beikommen kann. Landeinwärts fällt die Höhe ſanfter ab, und bietet einen Zugang dar. Ein tiefer, in den Felſen gehauener, aber nur ſchmaler, Graben trennte dort das Schloß von dem Vorhofe, der durch einen halben Mond gedeckt war. Guſtav Adolf fand bei ſeiner Ankunft das Thor zur Vorſtadt geſchloſſen und mit Miſt dergeſtalt verrammelt, daß die angelegte Petarde keine Wirkung that; doch erfolgten nur wenige Schüſſe von den Thürmen herab, ungehindert konnten die ſchwediſchen Musketire den Unrath wegräumen, die Thorflügel mit Aexten einhauen. Einige Regimenter ſetzten ſich hierauf in der Vorſtadt feſt, ſofort ließ der König den Magiſtrat auffordern. Die Beſatzung hatte ſich ins Schloß zurückgezogen und die Brücke hinter ſich abgebrannt, alle Mitglieder der biſchöflichen Landesregierung waren mit dem geiſtlichen Oberherrn davon geflohen. Unter dieſen Umſtänden blieb dem ſich ſelbſt überlaſſenen Magiſtrate nichts Anderes übrig, als ſich zu ergeben. Noch am Abend des $^4/_{14}$. wurden zwei Unterhändler, ein ſchottiſcher Mönch und ein weltlicher Beamter, zum Könige hinausgeſchickt, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Guſtav Adolf ſandte dagegen zwei ſeiner Offiziere als Geißel hinein, die im Gaſthofe zum Falken auf Koſten des Magiſtrats trefflich bewirthet wurden, aber während der Nacht keine geringe Gefahr liefen. Die Fußknechte, welche in der Vorſtadt lagen, hatten ſich etlicher Fäſſer Frankenweins bemächtigt, ſie giengen etwas unvorſichtig mit dieſer eben ſo willkommenen als wenig gekannten Leckerei um, und gaben auf Feuer und Licht zu wenig acht, alſo daß etliche ſchlechte Hütten angezündet wurden. Die in der Stadt ſchrien nun über Verrath, ſie meinten, es ſey Guſtav Adolf's Abſicht, Würzburg einzuäſchern. Ein Haufe Volks, mit Mönchen untermiſcht, lief vor dem goldenen Falken zuſammen, und erhob ein blutgieriges Geſchrei; doch ließen ſie ſich endlich durch beſonnenere Leute beſänftigen, beſonders als man ſah, daß die Knechte in der Vorſtadt ſich alle Mühe gaben, das Feuer zu dämpfen, was ihnen auch gelang. Des Morgens frühe wurden dem Könige die Thore geöffnet, worauf er mit einigen Fußregimentern hineinzog, und ſogleich Anſtalten traf, die Brücke wieder herzuſtellen, und das Schloß mit Gewalt zu nehmen. Der Oberſt Axel Lilia ſetzte mit einer ſtarken Anzahl Musketire unter dem Schloſſe auf Nachen über den Main, und bemächtigte ſich trotz des heftigſten Feuers, das von der Burg herabhagelte, der jenſeitigen Vorſtadt. Zu gleicher Zeit wurden Balken und Bretter über die noch ſtehenden Joche

der Mainbrücke geworfen, und nun drang der Schotte Ramſay mit einem guten Theile des Fußvolkes hinüber. Die Beſatzung des Schloſſes leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand, Flinten- und Kanonenkugeln wütheten in die Wette unter den Ueberſetzenden, welche ſehr viele Leute verloren. Guſtav Adolf geſtand nachher, wenig ſolche Auftritte geſehen zu haben. Beinahe hätte er ſelbſt das Leben verloren. Er ſtand hinter dem Stadtthor, das der Brücke zugekehrt war, und ſchaute durch eine kleine Oeffnung den Anſtrengungen ſeiner tapfern Streiter zu; als er ſich ein wenig vorbeugte, um einen Befehl zu ertheilen, ſchlug eine Kugel hart neben ihm in die Mauer, alſo daß er mit Kalk und Staub bedeckt wurde. In den nächſten Tagen errichteten die Schweden mit großer Gefahr eine Batterie, ſchoßen den Wartthurm, der in der Mitte des Schloßberges ſtand, in Grund und näherten ſich auf der Rückſeite dem Schloſſe, ſo daß zum Sturme auf den Halbmond geſchritten werden konnte. Aber der erſte Angriff wurde abgeſchlagen, eine erneuerte Aufforderung zurückgewieſen. Schon lagen 300 todte Schweden am Fuße des Halbmondes. Ein zweiter Sturm, in der Frühe des $^{7}/_{17}$. Oktobers unternommen, gelang. Abermal führte der Oberſt Axel Lilia die Vorhut, das blaue Regiment ſollte ihn unterſtützen, mehrere andere folgten. Mit unwiderſtehlicher Wuth ward der Halbmond, ehe der Tag graute, angefallen, und auf Sturmleitern erſtiegen, das äußere Schloß gerieth in die Gewalt der Schweden. Die geſchlagenen Feinde flüchteten in dichten Haufen auf die Zugbrücke und dem innern Schloſſe zu. Um ſeine flüchtigen Leute zu retten, hatte der Kommandant befohlen, die Brücke herabzulaſſen, aber weil der Feind auf der Ferſe folgte, nicht das Hauptthor, ſondern nur ein Nebenpförtchen zu öffnen gewagt. Hiedurch entſtand ein entſetzliches Gedränge auf der Brücke. Reihenweiſe wurden die Flüchtlinge von den nachſetzenden Schweden niedergeſtoßen, die Brücke lag von drei bis vier Schichten Todter beſchwert. Als nun der Kommandant dieſelbe aufziehen laſſen wollte, konnten die Zugketten die ſchwere Laſt nicht mehr heben. Die Schweden drangen in den Thorweg, ſprengten die große Pforte mit einer Petarde, worauf ſich das Gemetzel in den innern Schloßraum ergoß. Der Schloßkommandant, Rittmeiſter Ab. Heinrich Keller von Schleitheim, ließ jetzt Schamade ſchlagen. Es half Nichts mehr. Unter dem Rufe „Magdeburger Quartier" wurde das Morden fortgeſetzt. Todt lagen alle Vertheidiger des Marienbergs in den Höfen herum, nur den Kommandanten verſchonte der damalige ſchwediſche Oberſt Leonhard Torſtenſohn, aber unter der Bedingung, daß er die verborgenſten Gewölbe, wo Schätze lägen, anzeigen ſolle [1]).

Die Leichen von etlichen und zwanzig Mönchen, die aus Geiz oder Fanatismus mitgefochten, lagen unter die todten Streiter gemiſcht. Doch hatte auch Liſt den Schein des Todes benützt, um ſich vor der unerbittlichen

[1]) Chemniz I, 232 flg. Soldat suedois S. 131.

Wuth der Feinde zu retten. Als Guſtav Adolf nach erfolgter Einnahme das Schloß betrat, fielen ihm die rothen, lebensfriſchen Geſichter etlicher Daliegenden auf. „Stehet auf,“ ſprach er lächelnd, „es ſoll Euch Nichts geſchehen,“ und auf ſein Wort erhoben ſich von den Hunderten der wahrhaft Todten Etliche, denen noch das Herz ſchlug [1]). Die Beute an Gold, Silber, Kleinodien, Kleidern und Hausgeräthe war unermeßlich, denn die ganze Umgegend hatte ihre Schätze in das Würzburger Schloß geflüchtet. Der Biſchof ſelbſt gehörte zu den reichſten Prälaten, und konnte bei ſeiner eiligen Flucht nur das Wenigſte mitnehmen. Mehrere tauſend Fuder des köſtlichſten Frankenweins fanden die Sieger in den biſchöflichen Kellern. Dreißig Stücke Geſchütz, viel Pulver, ein Marſtall voll ſchöner Pferde, die biſchöfliche Bibliothek fiel dem König zu. Guſtav Adolf wußte zu gut, daß ein Feldherr die Herzen ſeiner Soldaten von Zeit zu Zeit auch durch Raub gewinnen müſſe, er überließ ihnen den größten Theil der Beute. Ein kleiner Koffer voll Dukaten war gefunden worden, etliche Soldaten erhielten Befehl, denſelben herauszutragen und dem Könige zu bringen. Unterwegs brach, ſicherlich nicht ohne Schuld der Träger, der Boden zuſammen, die Dukaten rollten heraus. Unter dem Schein, ihrem Könige den Schatz zu retten, laſen die Soldaten die Goldſtücke eifrig zuſammen, ließen aber manche in die Aermel ihrer Wämſer hineinſchlüpfen. Der König merkte [2]) es und ſagte lachend: „ich ſehe ſchon, es ſoll nicht mein gehören, laßt die Schelme ihr Eigenthum wegnehmen.“ Seit dieſer Zeit waren die Thaler ſo häufig im ſchwediſchen Heere, daß gemeine Knechte Hunderte in ihrem Beutel trugen [3]), aber die Kriegszucht verfiel auch von nun an.

Etwa hundert Weiber, worunter viele Nonnen, hatten ſich in das Schloß geflüchtet; ſie wurden nicht nur am Leben erhalten, ſondern blieben auch unangetaſtet, mußten aber Löſegeld bezahlen [4]). Der König ließ einiges Geräthe, das den Bürgern Würzburgs gehörte, zurückgeben [5]). Freilich mag es nicht viel Werth, oder wenig Anziehungskraft für die Soldaten, durch deren Hände es gieng, gehabt haben. Sogleich nach erfolgter Einnahme des Schloſſes wurde eine Regierung für die fränkiſchen Eroberungen in Würzburg eingeſetzt [6]). Der König begleitete dieſe wichtige Anordnung mit einer Proklamation [7]), in welcher er die Urſachen des Kriegs wiederholte: „Er ſey nur darum nach Teutſchland gekommen, um die teutſche Freiheit zu retten und der Unterjochung aller Nationen vorzubeugen. Bei dieſen wohlwollenden Abſichten hätte er mit Recht gehofft, daß nicht nur die Proteſtanten, ſondern auch die Katholiken ihn unterſtützen würden, da ein gemeinſchaftliches Intereſſe

---

[1]) Soldat suedois S. 130. — [2]) Harte I, 708. — [3]) Soldat suedois S. 131. — [4]) Khevenhiller XI, 1883. — [5]) Soldat suedois S. 131 unten flg. — [6]) Man ſehe Scharold Geſchichte der ſchwediſchen Zwiſchenregierung im Fürſtbisthum Würzburg 1842 I. Heft, S. 59 flg. — [7]) Chemnitz I, 236.

wider den tyranniſchen Kaiſer Beide beſeelen müſſe. In ſeinem Bündniſſe mit der Krone Frankreich ſey daher den Mitgliedern der Liga ausdrücklich Neutralität vorbehalten worden. Nichtsdeſtoweniger hätten die Biſchöfe die feindſeligſte Geſinnung gegen den Befreier Teutſchlands an den Tag gelegt, und den König dadurch zum Einfalle in das Herz von Franken gezwungen. Damit das Land und die armen Unterthanen nicht die Beute böſer Menſchen würden, habe er eine neue Regierung errichtet, bis Gott einen dauernden Frieden ſchenke. Alle Amtleute, Schultheißen, Beamte, Räthe und Gemeinden ſollten ſich vor derſelben ſtellen und den Huldigungs-Eid leiſten. Wer gegen die neu eingeſetzte Obrigkeit ſich gehorſam erweiſe, werde ſich der königlichen Huld zu erfreuen haben, Uebertreter und Halsſtarrige müßten die ſchärfſten Strafen erwarten.“ An Widerſtand war nicht mehr zu denken, das ganze Bisthum und auch die angränzenden Gebiete befanden ſich in der Schweden Gewalt, die nach allen Seiten Partheien ausſchickten. Franken hatte bisher von den Uebeln des Krieges wenig gelitten, alle Plätze waren mit Korn, Wein und anderen Vorräthen aufs Beſte verſehen. Ein bisher noch nie erlebter Ueberfluß herrſchte im ſchwediſchen Heere, ſo daß die Soldaten eine Kuh um einen Reichsthaler, ein Schaaf um fünf Batzen [1]) verkauften. „Unſere Burſche,“ ſchrieb [2]) damals Salvius, „gewöhnen ſich trefflich ans Weinland da oben. In den polniſchen Kriegen mußten ſie meiſt mit Waſſer und verſchimmeltem grobem Brode zur Suppe vorlieb nehmen; nun macht ſich der Finne ſeine kalte Schale in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln.“ Das Stift war aber auch die erſte teutſche Landſchaft, welche den Uebermuth ſchwediſcher Hauptleute und Soldaten erfuhr [3]). Im Uebrigen benützte der König die gemachte Beute, um neue Regimenter anzuwerben; viel Volk zu Roß und Fuß lief ihm zu, und weit ſtärker als zuvor verließ das ſchwediſche Heer die fränkiſchen Lande.

Alle dieſe Fortſchritte des Königs fanden faſt unter den Augen Tilly's ſtatt, zu dem wir uns jetzt wieder wenden müſſen. Nachdem er ſich in Halle die in der Breitenfelder Schlacht empfangenen Wunden hatte verbinden laſſen, erreichte er den $^{10}/_{20}$. September Halberſtadt, wo er drei Tage blieb und viele flüchtigen Truppen an ſich zog. Die Beſorgniß, von den ſiegreichen Schweden überfallen zu werden, trieb ihn ſchon am $^{13}/_{23}$. weiter. Er übergab dem Magiſtrate die Schlüſſel der Stadt, welche derſelbe ſeit ſechs Jahren nicht mehr in Händen gehabt, ermahnte ihn zur Treue gegen den Kaiſer, und brach in Geſellſchaft des Adminiſtrators Johann Reinhardt von Metternich und mehrerer andern Ordensleute, welche die Ankunft der Schweden nicht abwarten wollten, nach dem Stifte Hildesheim auf [4]). Pappenheim war inzwiſchen zu ihm geſtoßen, Hilfstruppen, welche der Kurfürſt von Köln geworben, wurden

---

[1]) Khevenhiller XI, 1884. — [2]) Geijer III, 199. — [3]) Man vergl. Scharold, a. a. O. S. 28 flg. 39 flg. 46 flg. 65 flg. — [4]) Chemniz I, 229 b.

eilig herbeigerufen. Den 3. October n. St. ſchlug Tilly bei Corvey eine Brücke über die Weſer, vereinigte ſich dort mit dem kurkölniſchen Volke, das aus drei Regimentern zu Fuß und zwei zu Roß beſtand; zugleich erhielt er von Hameln 12 Stücke Geſchütz. Indeß lief die Nachricht ein, daß Guſtav Adolf keineswegs, wie man gefürchtet hatte, das geſchlagene Heer verfolge, ſondern ſich nach Thüringen gewendet habe. Alſo beſchloß Tilly dem Könige nachzuziehen, brach am 6. October n. St. von Corvey auf, wo er den Grafen Gronsfeld mit einigem Volke zurückließ, um den Strom zu decken, und zog über Warburg im Stifte Paderborn nach Fritzlar in Heſſen, wo er den $^{2}/_{12}$. October ankam. Den folgenden Tag ſtießen Aldringen und Fugger mit ihren Abtheilungen zu ihm. Das kaiſerliche Heer war jetzt wieder ſo ſtark, als vor der Breitenfelder Schlacht; bei einer Muſterung, die in dieſen Tagen gehalten wurde, fanden ſich 18,000 Mann zu Fuß, 182 Kornet Reiter und 26 Stücke Geſchütz [1]). Die ganze Laſt dieſer großen Macht fiel auf den Landgrafen Wilhelm von Heſſenkaſſel. Seine Beſitzungen wurden fürchterlich verheert, und er mußte ſich, das Land ſeinem Schickſal überlaſſend, in die feſten Plätze verkriechen. Der Landgraf hatte gehofft, daß Guſtav Adolf von Erfurt ihm zu Hilfe ziehen werde. Zu den Leiden des Krieges kam noch die Bitterkeit getäuſchter Erwartungen. Unter dem $^{2}/_{12}$. Oktober ſchrieb [2]) er an den Herzog von Weimar: „Ich armer Geſelle bin jetzo ganz verlaſſen und doch habe ich zu der (evangeliſchen) Sache und zum Könige vielleicht die meiſte Treue ſpüren laſſen. Der Feind liegt mir mit 120 Kornet und über 100 Fahnen zu Fuß im Land, brennt und verdirbt mich. Niemand hilft mir, ſondern Alles wendet ſich von mir ab. Gott erbarme ſich und verzeihe Denen, ſo Schuld daran ſind, und den König überredet haben, daß der Feind ſchon aus dem Lande weg ſey. Ich bin ſo ganz zu Grunde gerichtet, daß ich aus meinem Lande nichts mehr zu leben habe." Man ſieht aus dieſem Beiſpiele, welchen Keim zur Eiferſucht und Zwietracht, bei der großen Maſſe vornehmer Verbündeten, deren Jeder beſondere Rückſicht vom Könige verlangte, auch der kleinſte Anlaß in ſich trug. Ein Glück war es für Heſſen, daß die reißenden Fortſchritte Guſtav Adolf's in Franken den kaiſerlichen Obergeneral anderswohin trieben. Den $^{9}/_{19}$. Oktober verließ Tilly Fulda, wohin er von Fritzlar gezogen war, und brach nach dem Main auf, um Würzburg zu befreien. Unterwegs ſtieß (den $^{12}/_{22}$. Oktober) bei Miltenberg ein neuer Kampfgenoſſe, der hier zum Erſtenmal auftritt, Herzog Karl IV. von Lothringen, mit 12,000 Mann zu ihm.

Dieſer Prinz, obwohl geborner Herr von Land und Leuten, erneuerte auf kurze Zeit das Angedenken jener glänzenden Abentheurer, die im erſten Abſchnitt des dreißigjährigen Krieges ihre Rolle ausgeſpielt, der Mannsfelde, der Braunſchweiger Chriſtiane. Noch ſchlugen in ihm, wie

[1]) Daſ. 230 a. u. 234 a. — [2]) Röſe Bernhard I, 362 Note 21.

in den beiden Letztern, die Pulſe des abgelaufenen Mittelalters. Mit dem Feuer, aber auch mit der ganzen Leichtigkeit des franzöſiſchen Blutes ausgeſtattet, warf er ſich in den Strudel einer jeden Unternehmung, die Glanz und einen lärmenden Namen verſprach, ohne ſeine Mittel zu berechnen. Aber eben ſo unbeſtändig als zügellos war ſein Ehrgeiz; mit unglaublicher Schnelle gieng er von einer Unternehmung zur entgegengeſetzten über, und zeigte ſich, je nachdem das Blut, deſſen Eingebungen er folgte, in der erſten Hitze aufwallte, oder ſich beruhigte und allmählig träger floß, als ein Held, ein Abentheurer, ein Weichling, ein vollkommener Thor. Nach dem Verluſte der Breitenfelder Schlacht hatte der Kurfürſt von Baiern, ſein naher Verwandter, ihn bearbeitet. Karl rüſtete, trat jedoch, durch Richelieu's Drohungen geſchreckt, Anfangs wieder zurück. Nun ließ ihm der Kaiſer einen Kurhut anbieten, der dem Sachſen oder Brandenburger abgenommen werden ſollte [1]. Dieſem Zauber konnte der lothringiſche Herzog nicht widerſtehen, er warf alle Rückſicht auf Frankreich zur Seite, entblößte ſein eigenes Land, und zog mit einem Heere von 12,000 Mann unweit Worms über den Rhein, um Tilly's Macht zu vergrößern. Bei Miltenberg am Maine fand die Vereinigung ſtatt; der bairiſche Obergeneral hatte jetzt gegen 50,000 Mann, faſt doppelt ſo viel als Guſtav Adolf unter ſeinem Befehle, und doch ſetzte dieſer ſeine Eroberungen in größter Ruhe fort, als ſtünde kein Feind in der Nähe. Mehrere Schriftſteller [2] haben den König deßhalb eines groben Fehlers bezüchtigt. Was wäre geſchehen, ſagen ſie, wenn Tilly im Rücken der Schweden den Thüringer Wald beſetzt und dann den König zu einer neuen Schlacht genöthigt hätte. Gewann Guſtav Adolf, ſo war er, behaupten ſie, jedenfalls von Nordteutſchland abgeſchnitten, weil jenes Gebirge auch dem geſchlagenen Heere Tilly's unangreifbare Stellungen dargeboten hätte. Wurde dagegen der König geſchlagen, ſo hörte der Krieg mit Einem Schlage auf, und alle Schweden fanden in Teutſchland ihr Grab. Wir halten dieſe Einwürfe für ungegründet, weil ſie keine Rückſicht auf die damaligen Verhältniſſe nehmen. Ein guter Feldherr ſoll nicht nach allgemeinen Regeln, ſondern nach Erfund der Umſtände handeln, und der Sieger darf gegenüber einem geſchlagenen Heere Vieles wagen, was ſonſt unvorſichtig wäre. Guſtav Adolf verfuhr ſo, weil er vorausſetzte, daß Tilly nicht angreifen werde, und dieſe Vorausſetzung war richtig. Denn der Kurfürſt von Baiern hatte ſeinem General den gemeſſenſten Befehl zugeſchickt, keine Schlacht mehr zu wagen. Khevenhiller erzählt [3], Tilly habe dieſe Weiſung ſeines Gebieters mit tiefſtem Schmerze empfangen, und mit Thränen in den Augen ſich beklagt, daß er den erlittenen Schimpf

[1] Chemnitz I, 234. a. — [2] Namentlich der geſchwätzige hochfahrende Bülow, der in theoretiſchen Dingen den Mund ſehr voll nimmt, im praktiſchen Leben wenig Verſtand bewies, übrigens aber doch ein guter Kopf war. Guſtav in Teutſchland II, 83 flg. — [3] XI, 1884.

nicht rächen dürfe. Da er zu ſpät gekommen war, um Würzburg zu retten, beſetzte er die umliegenden Städte am Main, Rhein und Neckar: Mainz, Aſchaffenburg, Dieburg, Steinheim, Heidelberg, Worms. Ein Verſuch, Hanau in ſeine Gewalt zu bekommen, ſcheiterte an der Feſtigkeit des Grafen von Hanau, dagegen nahm er Schloß und Stadt Bobenhauſen mit Liſt [1]).

Der König benützte die Trennung der Feinde ſogleich zu kühnen Ueberfällen. Im letzten Drittheil des Oktobers ſchickte er eine ſtarke Abtheilung auf Wertheim. Dieſelbe überfiel unterwegs während der Nacht ein kaiſerliches Regiment, das unter dem Oberſt Piccolomini in der Nähe jener Stadt ſtand, jagte daſſelbe auseinander, machte viele Gefangene und nahm Wertheim im erſten Anlauf. Ungeſäumt zogen die Schweden weiter auf Rothenburg an der Tauber, in welcher Reichsſtadt 600 Kaiſerliche als Beſatzung lagen. Bei der Annäherung der Schweden empörte ſich die Garniſon wegen langen Soldrückſtandes, zwang die Offiziere zu ſchneller Kapitulation, und nahm, um vor Strafe geſichert zu ſeyn, bei den Schweden Dienſte. Ein Haufe lothringiſches Volk ſtand nicht weit von Rothenburg. Um ihren Siegeszug noch mit einem Hauptſchlage zu krönen, zogen die Schweden ſogleich weiter gegen dieſen Feind, der an nichts weniger dachte, als den Schweden auf dem Nacken zu haben. Die Lothringer wurden überraſcht, zerſprengt, verloren zwei Standarten und eine Maſſe Gefangener. Unter den Letztern befand ſich auch der Kriegskommiſſär Maſſon, den man erwiſchte, wie er eben mit ſeinen Hatſchiren im Lande herumzog, um Geld von den Einwohnern zu erpreſſen [2]).

Die Verhältniſſe im eroberten Franken waren geordnet; eine Heeresabtheilung von 8000 Mann, welche der Kanzler Oxenſtierna herbeiführte, befand ſich auf dem Marſche, der König vermochte ſomit Franken hinreichend zu beſetzen und doch mit bedeutender Macht gegen den Rhein vorzubringen. Alle umliegende und auch entferntere proteſtantiſche Reichsſtände hatten, geſchreckt durch des Königs Drohung, daß er längeres Zuwarten als Abgeneigtheit, Neutralitätsgeſuche als offene Feindſeligkeit betrachten werde, beſondere Bündniſſe mit der Krone Schweden abgeſchloſſen. Eroberungen auf katholiſchem Gebiet wurden Allen vorgehalten, dafür mußten ſie eine monatliche Kriegsſteuer an die Kaſſe des Königs zahlen und Treue geloben [3]). Auch der Biſchof von Bamberg war mit dem Könige in Unterhandlung getreten, aber nur zum Schein und in der Abſicht, Zeit zu gewinnen. Guſtav Adolf verlangte von ihm eine Brandſchatzung von drei Tonnen Goldes, Einräumung ſeiner zwei ſtärkſten Feſtungen Forchheim und Kronau, eine monatliche Steuer von gleichem Betrag, wie diejenige welche er ſeither zur Kaſſe der Liga gezahlt, und Abberufung ſeiner Truppen vom katholiſchen Heere. Der Prälat ſtellte ſich, als ob er

---

[1]) Daſ. XI, 1885 flg. und Soldat suedois S. 141. — [2]) Soldat suedois 162 flg. Khevenhiller XI, 1885. — [3]) Chemniz I, 235.

dieſe Bedingungen billig finde, gab aber vor, erſt ſeine Landſtände befragen zu müſſen, und brachte, von Neuem gedrängt, immer andere Ausflüchte. Der König wollte ſeine Zeit nicht mit einer kleinen Eroberung zerſplittern, da ihm viel wichtigere entgegen winkten, und zog nach dem Rhein, ohne Bamberg bezwungen zu haben. Jetzt warf der Biſchof die Maske ab und verweigerte jede Leiſtung, ward aber für dieſe Hinterliſt im folgenden Jahre gezüchtigt [1]).

In den letzten Tagen des Oktobers beorderte Guſtav Adolf den Oberſtlieutenant Chriſtoph Haubald zu einem Unternehmen auf Hanau [2]). Dieſer brach mit ſechs Fähnlein Küraſſieren und etlichen hundert Dragonern, die aus verſchiedenen Regimentern ausgezogen wurden, in aller Stille von Würzburg auf, ſetzte ſeinen Marſch mit größter Geſchwindigkeit fort, und erſchien den $1/_{11}$. November Morgens um fünf Uhr unbemerkt vor den Mauern der Altſtadt. Sogleich ſaßen ſeine Dragoner ab, erſtiegen, von der Dunkelheit begünſtigt, den Wall auf Leitern, hieben die Wache nieder und öffneten das Thor, durch welches Haubald mit den Küraſſieren einbrach. Was ſich von den Kaiſerlichen auf der Straße fand, und ſelbſt viele bewaffnete Bürger wurden erſchlagen. Haubald ließ ſogleich das nach der Neuſtadt führende Thor verrammeln, damit die dortige Beſatzung ihren Kameraden nicht zu Hülfe kommen könne. Die überraſchten Kaiſerlichen erhielten Befehl, ſich unbewaffnet auf dem Walle zu ſtellen, wenn ihnen anders ihr Leben lieb ſey; den Bürgern wurde angedeutet, ruhig in ihren Häuſern zu bleiben. Während dieß in der Altſtadt vorgieng, ſuchte der Kommandant in der Neuſtadt, Hauptmann Brandeis, die Einwohner zu beruhigen, welche Lärm machten und ſchrien: „der Schwede iſt da, man muß ſich ergeben!“ Brandeis verſicherte, es ſeyen Hülfstruppen, die man ihm von Aſchaffenburg zuſchicke, unmöglich ſey es, daß die Schweden den Weg von Würzburg bis Hanau in ſo kurzer Zeit und unbemerkt hätten zurücklegen können. Mit Anbruch des Tages verſchwanden jedoch alle Täuſchungen, in die ſich der Hauptmann ſelbſt eingewiegt hatte. Brandeis wurde aufgefordert, ſich zu ergeben; er brauchte Anfangs allerlei Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen, bis Verſtärkung aus Steinheim ankäme. Allein Haubald ließ die vorgefundenen Kanonen gegen die Neuſtadt richten und drohte mit augenblicklichem Sturm. Jetzt erklärte ſich der Hauptmann geneigt, zu kapituliren, aber nur dann, wenn der Graf von Hanau ſeine Einwilligung dazu gebe. Die Beſatzung ſtand nämlich eben ſo gut in Pflichten des Grafen, als des Kaiſers, und Erſterer befand ſich in der Altſtadt und übte alle Hoheitsrechte aus. Damals lag er krank zu Hauſe; nichts deſto weniger trugen ihn die Schweden auf den Wall, von wo aus er dem Kommandanten zurief, daß er, als ein Gefangener der Schweden, nicht einmal ſich ſelbſt, geſchweige

---

[1]) Soldat suedois S. 161. Chemniz I, 237 b. Khevenhiller XI, 1884 unten flg. — [2]) Chemniz I, 238 b. flg. Khevenhiller XI, 1890 flg.

Andern rathen könne, Vandeis müſſe ſelbſt wiſſen, was er zu thun habe. Dieſer verlangte freien Abzug mit allen Ehren, ſein Geſuch wurde abgeſchlagen; auf Gnade und Ungnade mußte ſich die ganze Beſatzung ergeben. Bei weitem die Meiſten nahmen bei den Schweden Dienſte; mehrere hohe Offiziere von Tilly's Heer befanden ſich in der Stadt, um ihre in der Breitenfelder Schlacht empfangenen Wunden heilen zu laſſen. Haubald gab ſie auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen den König zu dienen, frei. An die Wetterauiſchen Grafen erließ er ſogleich den Befehl, Kontributionen ſammt Getreide und Pferdefutter unverzüglich nach Hanau abzuliefern. Die katholiſchen Orte wurden gebrandſchatzt. Sonſt hielt Haubald ſtrenge Mannszucht.

Bald nachdem Guſtav Adolf Nachricht von der Einnahme Hanaus erhalten hatte, brach er den $^{9}/_{19}$. November mit 20,000 Mann von Würzburg auf, wo Feldmarſchall Horn mit einem ſtarken Heerhaufen zurückblieb, um Franken zu decken. Auf beiden Ufern des Mains zogen die Schweden einher und bezeichneten ihren Marſch mit neuen ſchnellen Eroberungen. Achthundert Kaiſerliche, welche die Beſatzung von Steinheim ausmachten, wurden gezwungen, den Ort zu übergeben. Ungeachtet ſie freien Abzug erhielten, nahmen die Meiſten ſchwediſche Dienſte. Aſchaffenburg und Seligenſtadt hatten das gleiche Schickſal. Von ihren Garniſonen verlaſſen, welche nicht wagten, Stand zu halten, fielen ſie ohne Schwierigkeit in des Königs Gewalt. Guſtav Adolf lagerte vor Hanau, ſtattete dem Grafen einen Beſuch ab, der ihn als ſeinen Befreier empfing und ſprach ſeinen Schmerz darüber aus, daß bei Einnahme der Stadt das Blut von Bürgern gefloſſen ſey. Um den Eifer des Grafen zu verſtärken, ſchenkte er der Mutter deſſelben, einer Tochter Wilhelm's des Oraniers, die Stadt Steinheim. Sein Marſch gieng auf Frankfurt. Von Offenbach aus ließ er den Magiſtrat durch den Grafen Philipp Reinhardt von Solm's auffordern, dem ſchwediſchen Heere die Stadt zu öffnen. Der Rath ahmte dem Beiſpiele der andern teutſchen Stände nach, d. h., er wollte zum Beitritt gezwungen ſeyn, wie dieſe. Eine Frankfurter Geſandtſchaft erſchien im königlichen Lager und bettelte um Neutralität. Sie ſprach[1]) ein Langes und Breites von den Pflichten der Bürgerſchaft gegen den Kaiſer, von den Gefahren, welche ein ſchwediſches Bündniß ihren Meſſen und andern Privilegien bringen könnte. Der König antwortete: „Es befremdet mich, daß Ihr blos von Euren Meſſen redet, wo es ſich um Glauben, Freiheit und das Wohl des Reiches handelt. Ich habe von der Inſel Rügen an bis zum Main herauf den Schlüſſel zu allen Feſtungen gefunden, und werde ihn auch zu Eurer Stadt finden, im Fall Ihr mir den Durchzug verweigert." Die Geſandten baten ihn wenigſtens um die Vergünſtigung, vorher mit dem Kurfürſten von Mainz über das königliche Geſuch berathſchlagen zu dürfen. Guſtav

---

[1]) Mauvillon nach geheimen ſchwediſchen Quellen S. 421.

Adolf ſchlug das Verlangen rund ab; „ich bin jetzt für Euch der Kurfürſt von Mainz," fuhr er fort, „denn ich habe ſeine Stadt Aſchaffenburg in meiner Gewalt. Ich will Euch eben ſo kräftige Abſolution ertheilen, als dieſer Prälat. Sehr gerne würde ich Euch mit meinem Anſinnen verſchonen, wenn mich nicht die äußerſte Noth dazu zwänge. Teutſchland iſt ein ſehr kranker Körper, der nur durch heftige Mittel geheilt werden kann, und wenn Ihr Frankfurter einige Beſchwerlichkeiten davon habt, ſo bedenkt, daß es mir ſelbſt nicht beſſer geht. Ich ſehe wohl, Ihr möchtet mir gerne nur den kleinen Finger reichen, aber ich will die ganze Hand, um mich daran halten zu können."

Mit dieſem ungnädigen Beſcheide zogen die Geſandten heim, nachdem ſie vorher im Namen der Stadt verſprochen, dem Könige Zimmerleute zu Fertigung einer Brücke zu liefern. Guſtav Adolf ließ dem Magiſtrate keine Zeit zu neuen Zögerungen. Den $^{17}/_{27}$. November erſchien das ſchwediſche Heer in Schlachtordnung vor Sachſenhauſen. Dem Rathe blieb keine andere Wahl, als die Stadt gutwillig zu öffnen, oder die Thore durch Petarden geſprengt zu ſehen. Sie ſchloßen auf. Guſtav Adolf hielt mit großer Pracht ſeinen Einzug durch Sachſenhauſen, die Mainbrücke hinüber und dann mitten durch die Stadt und zum Bockenheimer Thore wieder hinaus. In Sachſenhauſen blieb eine Beſatzung von 600 Mann. Bei dem Durchritte brachte der König ſeinen Hut nicht auf den Kopf, nach allen Seiten rechts und links grüßte er aufs huldvollſte, wodurch er die Herzen dieſer Reichsbürger und beſonders ihrer Weiber gewann. Noch am nämlichen Tage berannten die Schweden das kurmainziſche Städtchen Höchſt. Die 300 Mann ſtarke Beſatzung kapitulirte den $^{17}/_{27}$. Abends zehn Uhr und nahm ſchwediſche Dienſte.[1]).

In Höchſt wurde der Uebergang über den Rheinſtrom vorbereitet, viele Schiffe zuſammengebracht und mit Bruſtwehren von dicken eichenen Dielen verſehen, Schaufeln und Pickel in Menge gerüſtet. Der Kurfürſt von Mainz konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß der nächſte Schlag ihm gelte. Er ließ bei der Einmündung des Mains in den Rhein Pfähle in den Strom einrammen und mit großen Steinen gefüllte Bote verſenken, damit die Schweden nicht zu Schiffe in den Rhein einlaufen könnten. Ferner nahm er 2000 Spanier von Denen, die ſeither die Pfalz beſetzt, in ſeine Hauptſtadt auf. Dieſe Truppen ſchwuren, bis auf den letzten Mann zu fechten, und eher in der brennenden Stadt unterzugehen, als ſich den Schweden zu ergeben. Allein der Kurfürſt muß ihren Prahlereien wenig getraut haben, denn er ließ ſeine Schätze in Schiffe packen und ſchwamm in Geſellſchaft des Biſchofs von Worms den Rhein hinunter, um in Köln ein ſicheres Verſteck zu ſuchen. Die Schweden ließen nicht lange auf ſich warten. Eine Abtheilung derſelben drang nach Koſtheim, und hierauf bis nach Kaſtel gegenüber von Mainz vor. Zum Erſtenmale

1) Chemniz I, 240 b.

ſpiegelten ſich ſchwediſche Waffen in den bläulichen Wogen des Rheinſtromes. Die Spanier ſchoſſen fleißig herüber mit Kugeln von 40, 50 bis 70 Pfunden, thaten aber wenig Schaden. Während deſſen fiel ein anderer Haufe in das Rheingau und machte bei Wallof eine Abtheilung Spanier und auch viele Bauern nieder, die ſich gegen die Schweden bewaffnet hatten. Die ſchuldigen Dörfer mußten 45,000 Thaler Brandſchatzung bezahlen, und erhielten dann das Verſprechen, ruhig und ungeſtört in ihren Häuſern wohnen zu dürfen, wenn ſie dem Könige dieſelbe Steuer, wie früher dem Kurfürſten von Mainz, entrichten würden. Herzog Bernhard von Weimar, der meiſt die ſchwediſche Vorhut führte, bemächtigte ſich des Schloſſes Ehrenfels gegenüber von Bingen, und nahm den Mäuſethurm auf der dortigen Rheininſel. Alles ſtand zum Uebergang bereit [1]). Auch der Landgraf Wilhelm von Heſſenkaſſel war nach mancherlei Schickſalen zum Heere des Königs geſtoßen. Sobald ihm Tilly Anfangs Oktober durch ſeinen Abmarſch nach dem Main Luft gemacht, hatte er ſich nach der Weſer gewendet, die Stadt Münden durch Kapitulation genommen, dann einen Einfall in das Stift Paderborn gemacht und den dortigen Biſchof ausgeplündert. Mitten unter dieſen Fortſchritten rief ihn ein Befehl des Königs zu ſich an den Main. Wilhelm brach mit 13 Kompagnien zu Roß, vier Fußregimentern und 1300 Mann Landwehr auf und ſtieß zum königlichen Heere unweit Höchſt [2]). Guſtav Adolf ſelbſt befand ſich in den erſten Tagen nach Einnahme des eben genannten Städtchens nicht bei dem Heere; — politiſche Angelegenheiten beſchäftigten ihn. Zu Höchſt ſchloß er ein Bündniß mit dem Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt ab, dem aus Rückſicht auf den Kurfürſten von Sachſen, deſſen Schwiegerſohn er war, beſſere Bedingungen zugeſtanden wurden, als allen andern Reichsſtänden. Er mußte bloß ſeine Veſte Rüßelheim dem Könige für ſo lange, bis Mainz erobert wäre, übergeben, ſonſt ward ihm Neutralität, Fortdauer des Gehorſams gegen den Kaiſer, Befreiung von allen Kriegsbeſchwerden, Muſterplätzen und dergl. vorbehalten. Es konnte dem Könige allerdings wenig daran liegen, was der Landgraf von Darmſtadt für ſich als Privatmann denke, nachdem derſelbe gezwungen worden war, ſeinen einzigen Waffenplatz abzutreten. Auch braucht man ſich an der Spitze eines ſiegreichen Heeres von 30,000 Mann nicht ſo ängſtlich an Verträge zu halten: dennoch ſtand zu befürchten, daß die Zugeſtändniſſe, welche dem Darmſtädter Fürſten bewilligt wurden, als böſes Beiſpiel für andere gleich ängſtliche oder erwerbgierige Gemüther wirken möchten. Nur aus Schonung für Kurſachſen hatte Guſtav Adolf, wie geſagt, ſeine Einwilligung gegeben; doch konnte er dieſes Zugeſtändniß dem Landgrafen nicht verzeihen, und rächte ſich durch beißende Spöttereien an ihm. Die Gewohnheit bei allen Partheien herumzuhinken und den Zuträger des

[1]) Khevenhiller XI, 1900 flg. Chemniz I, 241 flg. Soldat suedois S. 222 flg. — [2]) Rommel neuere Geſchichte von Heſſen IV, 160 flg.

Kaiſers zu machen, war ſo tief bei dieſem kleinen Herrn eingewurzelt, daß er auch gegen Guſtav Adolf ſeine alten Künſte anwandte. Wie gewiſſe eifrige Eheſtifter trug er ſtets das Wort „Frieden“ auf den Lippen, um ſich einen Pelz zu verdienen. Er war der Kurfürſt von Sachſen im Kleinen. Georg machte dem Könige von Schweden den Antrag, ihn mit dem Kaiſer zu verſöhnen; evangeliſcher Seits bot er ſich ſelbſt und den Markgrafen von Culmbach als Vermittler an, von Seiten der Katholiken nannte er den Erzherzog Leopold und den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg als tauglich zu gleichem Amte. Obgleich Guſtav Adolf recht wohl wußte, daß bei dieſem Geſchäfte nichts herauskommen würde, lehnte er den Antrag nicht ab, wahrſcheinlich weil er den Schein, den Frieden verweigert zu haben, nicht auf ſich laden wollte. Unterhandlungen wurden von Weitem gepflogen, ſie kamen aber, wie Chemniz ſagt[1]) „zu keiner Blüthe, geſchweige denn zu einiger Frucht und Reife.“ Alle drei Partheien handelten gleich aufrichtig. Guſtav Adolf beabſichtigte den Kaiſer hinzuhalten, damit er die Liga vollends ungehindert bezwingen könne; der Kaiſer wollte Zeit für ſeine neue Rüſtungen gewinnen, der Landgraf gedachte die Gnade beider großen Herren zu verdienen. Guſtav Adolf machte ſich über den Vermittler luſtig. Bei Banketten und in den Verſammlungen der teutſchen Ariſtokratie, die zu Mainz und Frankfurt ſich um Guſtav Adolf ſchaarte, nannte er zum allgemeinen Gelächter den anweſenden Landgrafen mehr als einmal „des heiligen römiſchen Reichs Erzfriedensſtifter.“ Guſtav Adolf wußte wohl, daß Georg vom kaiſerlichen Hofe Sold empfieng. Wenn er nun mit ihm ſpielte, und dem Darmſtädter Geld abgewann, ſo pflegte er es lächelnd einzuſtreichen[2]) und zu ſagen: „dieſes Geld freut mich doppelt, einmal weil ich es gewonnen, und zweitens weil es kaiſerliches Geld iſt.“

Noch ſchloß der König in Frankfurt, wohin er ſich von Höchſt den $^{20}/_{30}$. November zurückbegab, ein Bündniß mit den Wetterau'ſchen Grafen ab, brachte den Magiſtrat vollends auf ſeine Seite, rüſtete ſich dann mit aller Macht, Mainz anzugreifen, als die Nachricht einlief, daß Nürnberg durch Tilly ſchwer gefährdet ſey. Sogleich entſchloß ſich Guſtav Adolf dieſer wichtigen Stadt zu Hilfe zu eilen, damit nicht ein zweites Magdeburg aus ihr werde[3]).

Als die Schweden aus Franken gegen den Rhein hervorbrachen, hatte der Kurfürſt von Baiern dem Feldhauptmann Befehl zugeſchickt, Mainz ſeinem Schickſale zu überlaſſen und nach der bairiſchen Gränze zu ziehen. Maximilian I. zitterte vor dem Erfolge einer zweiten Schlacht, denn nach dem Verluſte des Heeres, das unter Tilly ſtand, hätte er kein zweites mehr aufbringen können. Tilly verließ die Bergſtraße, zog über Winsheim nach Ansbach, wo er den $^{10}/_{20}$. November ankam und das dortige

[1]) I, 241 a. — [2]) Rommel a. a. O. IV, 177 Note 230. Mauvillon S. 426 flg. — [3]) Chemniz I, 241 a. 242 a.

Zeughaus ausleerte, auch vieler Pferde ſich bemächtigte, die man aus der ganzen Umgegend in die Stadt geflüchtet hatte. Von Ansbach zog er weiter nach Gunzenhauſen und verweilte daſelbſt bis zum $^{18}/_{28}$. November. Hier geſchah es, daß die alte Eiferſucht zwiſchen ihm und Pappenheim in offenen Zwiſt ausbrach. Der greiſe Tilly wiederholte täglich ſeine Klage, daß Pappenheim ihn um Ehre und Ruhm gebracht habe, und allein am Verluſte der Breitenfelder Schlacht Schuld ſey. Dieſer antwortete mit Ausfällen auf die Zögerung und Unentſchloſſenheit des alten Generals, und bezüchtigte ihn, Baiern zu Liebe das teutſche Reich preis zu geben. Immer bitterer wurden die Vorwürfe, endlich nahm Pappenheim ſeinen Abſchied von Tilly und brach mit ſeiner Mannſchaft von Gunzenhauſen nach Weſtphalen auf, um dort den Krieg auf eigene Fauſt fortzuführen [1]). Sey es, daß Tilly ſich durch Pappenheim's Beſchuldigungen ſelbſt getroffen fand, ſey es, daß er fürchtete, jene Klagen möchten auf die Gemüther ſeiner übrig gebliebenen Soldaten, bei denen Pappenheim Alles galt, einen gefährlichen Eindruck machen: gewiß iſt, daß der alte General den Plan, nach der Donau zurückzuziehen, aufgab, und ſich wieder nordwärts zu einer kriegeriſchen Unternehmung wandte. Den $^{18}/_{28}$. November zog er über Schwabach gegen Nürnberg, und forderte die Stadt ſogleich auf, ſich zu unterwerfen, das ſchwediſche Bündniß zu vernichten und Mundvorräthe zu liefern. Die Antwort lautete verneinend; jetzt rüſtete ſich Tilly zu einer förmlichen Belagerung. Allein er hatte es mit einem entſchloſſenen Gegner zu thun. So zögernd auch dieſe Reichsſtädter dem Bunde mit dem Könige beigetreten waren, ſo belebte ſie jetzt ein kühner Geiſt. Schon am $^{12}/_{22}$. November riſſen ſie, auf die erſte Kunde von Tilly's Marſch, ihre eigenen Gärten und Landhäuſer ein, um Schanzen an deren Stelle aufzuführen. Faſt die ganze Bevölkerung arbeitete daran, Kanonen wurden auf die Thürme und Wälle gebracht, und nichts verabſäumt zu einem tüchtigen Empfange des Feindes. Zwei neu geworbene Regimenter, 15 Fahnen zu Fuß und neun Kornet Reiter ſtark, ſtanden unter dem Befehl des Grafen Solms im Dienſte der Stadt, überdieß wurde die ganze Bürgerſchaft unters Gewehr gerufen. Nach Khevenhiller's Zeugniß [2]) fanden ſich bei einer Muſterung 30,000 bewaffnete Bürger von 18 Jahren und darüber, woraus hervorgeht, daß dieſe ſchönſte aller teutſchen Reichsſtädte damals noch eines Spätherbſtes früherer Größe genoß. So oft ſich Tilly auf Kanonenſchußweite näherte, wurde er nach Gebühr empfangen; die Stadtſoldaten und die Bürger wehrten ſich gleich gut, ſie machten mehrere glückliche Ausfälle. Nichts deſto weniger ſchien Tilly zu einem Sturme bereit, als ein unvorhergeſehenes Ereigniß alle ſeine Pläne vereitelte. Ein Konſtabler im bairiſchen Heere, der früher der Stadt Ulm gedient, und dann von Fürſtenberg gezwungen worden war, bei einem ligiſtiſchen Regimente unterzutreten, beſchloß — ob durch

[1]) Chemniz I, 242. — [2]) XI, 1902.

Nürnbergiſches Geld beſtochen, oder aus eigenem Antrieb, iſt ungewiß — wieder zu der proteſtantiſchen Sache überzugehen. Ehe er das Lager verließ, legte er den 23. November a. St. Abends unbemerkt eine brennende Lunte unter eines der ihm anvertrauten Pulverfäſſer und ſchlich ſich dann nach der Stadt. Die Exploſion war fürchterlch, 125 Centner Pulver — der ganze Vorrath Tilly's — wirbelten im Rauch auf, viele Stücke wurden zerſchmettert, viele Menſchen verwundet oder getödtet. Wären die Nürnberger ſchnell genug von der Verwirrung benachrichtigt worden, welche dieſer Schlag im feindlichen Lager hervorbrachte, ſo hätten ſie den Belagerern, die kein Pulver mehr beſaßen, großen Schaden zufügen können. Die Unzufriedenheit der Soldaten, die ſeit längerer Zeit keinen Sold mehr empfingen, und unter denen bei der ſtrengen Jahreszeit Seuchen wütheten, drohte in offene Meuterei auszubrechen. Khevenhiller berichtet, Tilly habe voll Schmerz ausgerufen: „ich ſehe, daß mir das Glück nimmer wohl will.“ Den 24.a.St. brach er ſein Lager in größter Eile ab. Viele Packwagen blieben ſtehen, ſelbſt geſchlachtete Kälber und gedeckte Tiſche fanden die befreiten Nürnberger in einigen Zelten. Der feindliche Feldherr theilte ſein Heer in zwei Haufen, den einen ſchickte er über Lauf und die Oberpfalz nach Böhmen, um dem Kurfürſten von Sachſen daſelbſt die Spitze zu bieten; mit dem andern zog er ſelbſt auf Gunzenhauſen und Nördlingen dem Donauſtrome zu [1]). In Nördlingen entließ er vollends den bisher bei ihm gebliebenen Reſt der lothringiſchen Völker; ihr Herzog Karl war ſchon früher, durch einen Einfall der Franzoſen bedroht, in ſein Land zurückgekehrt [2]).

Guſtav Adolf hatte bereits einen guten Theil ſeines Heeres bis nach Hanau zurückgeſchoben, als er den Entſatz Nürnbergs erfuhr. Sogleich nahm er den Plan gegen Mainz wieder auf. Den $^{1}/_{11}$. Dezember verließ er bei ſchneidender Kälte die Stadt Frankfurt, welche zuvor durch einen förmlichen Vertrag geloben mußte, dem Könige ihre Thore unter allen Umſtänden zu öffnen, ihm hold und treu zu ſeyn, ſeine Feinde als ihre eigene zu betrachten, und die Vertheidigung wie den Befehl ihm allein zu überlaſſen. Der Zug gieng, trotz des Vertrages mit dem Landgrafen Georg, auf Darmſtadt. Schnell wurden die von den Spaniern beſetzten Städtchen Ladenburg, Bensheim, Weinheim, Heppenheim, das Schloß Starkenburg und Gernsheim genommen. Den $^{6}/_{16}$. Dezember ſetzte ſich Guſtav Adolf bei Stockſtadt, eine halbe Stunde oberhalb einer Sternſchanze, welche die Spanier gegenüber von Oppenheim aufgeworfen hatten, am Rheinſtrome feſt. Außerordentlich ſelten waren die Nachen, da der Feind alle zerſtört hatte. Dennoch fand ſich einer, den der König mit nur drei Begleitern beſtieg, um das jenſeitige Ufer in eigener Perſon zu unterſuchen. Kaum ausgeſtiegen, wurde er von der ſpaniſchen Strandwache angefallen, gewann jedoch Zeit das Ufer zu ſehen und den

[1]) Khevenhiller XI, 1902 flg. Chemniz I, 242 flg. vergl. mit Soldat suedois S. 194.
[2]) Senkenberg V, 375.

Nachen wieder zu beſteigen. Während der Nacht brachte ein Nierenſteiner Schiffmann zwei große Fahrzeuge herbei. Sogleich ward auch der Uebergang angeordnet. Die beiden Schiffe faßten auf einmal 300 Mann. So viele vom Leibregiment des Königs beſtiegen dieſelben am $^{7}/_{17}$. Chriſtmonat Morgens 6 Uhr, und fuhren unter dem Befehl des Grafen Niklas Brahe hinüber. Mit gutem Bedacht hatte man die beſten Soldaten des königlichen Heeres zu dieſem gefahrvollen Gange auserleſen, denn wie ſie den Fuß ans Land ſetzten, wurden ſie von mehr als tauſend ſpaniſchen Küraſſieren angefallen. Die Lage des Königs war peinlich; durch die dampfenden Morgennebel und die Dämmerung hindurch ſah er den Kampf des kleinen Häufchens der Seinigen gegen ſolche Uebermacht. Sie hielten feſt, bis Andere nachrückten und nun die Spanier verjagten [1]. Der Uebergang über den Rhein hat auf die Einbildungskraft der Schweden denſelben Eindruck gemacht, wie 182 Jahre ſpäter auf die preußiſchen Regimenter, welche im Winter 1813 nach Abſchüttelung des Napoleoniſchen Joches den vaterländiſchen Strom mit Jubelgeſchrei begrüßten. An der Stelle, wo Guſtav Adolf zuerſt überſetzte, wurde zwiſchen Stockſtadt und Gernsheim am Ufer des Fluſſes ein Denkmal errichtet. Auf einer hohen Säule ruht ein marmorner Löwe, der auf dem Kopfe eine Sturmhaube trägt, in der Kralle ein entblößtes Schwert hält. Dieſes Monument wurde im Jahre 1707, weil es um des feuchten Bodens willen den Einſturz drohte, in einiger Entfernung vom Ufer auf eine Anhöhe verſetzt.

Nachdem die Spanier vom Ufer vertrieben waren, ließ der König einen Theil des Geſchützes und etliche Regimenter zu Roß und zu Fuß hinüberſchaffen. Der Marſch gieng auf Oppenheim, das im erſten Anlaufe genommen ward. Im Schloſſe hielten ſich 500 Spanier noch etliche Tage. Sie mußten alle über die Klinge ſpringen, als der Sturm erfolgte. Ein paniſcher Schrecken überfiel die Kriegsleute dieſer Nation, welche den König aufhalten ſollten. Die Kommandanten verließen die kleineren Orte ſelbſt, und flüchteten theils nach Frankenthal, theils nach Mainz. Vor dieſem Platze erſchien Guſtav Adolf den $^{9}/_{19}$. Abends, und fand Anfangs ziemlichen Widerſtand. Als aber die Schweden trotz der großen Kälte ſich den Thoren immer mehr näherten, als ſie ſich ſchon unter dem Jakobsberg eingegraben hatten, auf der andern Seite ſchon bis an den Stadtwall vorgedrungen waren, und eine Petarde an eines der Thore anſchraubten, als man endlich die Leitern zum Sturm herbeiführte: erklärte ſich der ſpaniſche Befehlshaber Don Philipp de Sylva den $^{13}/_{23}$. Dezember zur Uebergabe bereit. Er erhielt mit ſeiner 2000 Mann ſtarken Beſatzung freien Abzug mit allen Ehren, und wurde nach der Moſel hinunter geleitet. Die Sieger fanden in der Stadt 80 Stücke Geſchütz,

[1]) Chemnitz I, 243 flg. Khevenhiller XI, 1903 flg.

120 Tonnen Pulver und große Vorräthe an Lebensmitteln und Weinen. Die Bürgerſchaft mußte die Plünderung mit 80,000 Thaler abkaufen, die Juden und katholiſchen Prieſter wurden noch beſonders geſchröpft. Der König nahm ſeine Wohnung auf dem kurfürſtlichen Schloſſe und ließ die Domkirche zum evangeliſchen Gottesdienſt einrichten, bei welcher Gelegenheit zum großen Aergerniß für die Katholiken die Lieder: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort," und „Nun lob meine Seele den Herrn" abgeſungen wurden [1]).

Neue Fortſchritte machten die Schweden während der Weihnachtsfeiertage. Bei Trarbach überfiel der Rheingraf mit ſeinem Regimente 9 Fahnen Spanier, trieb ſie in die Flucht, eroberte drei Kornete, bemächtigte ſich dann der Stadt und des Amtes Simmern, erſtieg den wegen ſeiner Weinberge berühmten Ort Bacharach, deſſen Schloß, Stahleck genannt, jedoch erſt im Januar fiel; nahm endlich Boppart und Ober-Weſel durch Kapitulation ein. Während deſſen hatte Landgraf Wilhelm von Heſſenkaſſel, den der König auf dem rechten Rheinufer zurückgelaſſen, nicht gefeiert. Nacheinder fielen die Bergſchlöſſer Falkenſtein und Reifenberg und die Veſte Königsſtein in ſeine Gewalt. Einer ſeiner Oberſten, Konrad von Uffeln, eroberte Kaub, Gudenfels und die Pfalz am Rhein; Friedberg gieng durch Kapitulation über. Wetzlar und Gelnhauſen räumten die Spanier von ſelbſt, eben ſo Neuſtadt und Germersheim im jetzigen bairiſchen Rheinkreiſe. Speyer trat mit dem Könige in ein Bündniß, nicht minder Worms, nachdem die lothringiſche Garniſon ausgezogen war. Die letzten Tage des Jahres 1631 krönte Herzog Bernhard von Weimar mit einer glücklichen Unternehmung auf Mannheim. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Wachen daſelbſt ſchlecht beſorgt würden. Den 29. Dezember a. St. Morgens frühe drei Uhr galoppirte er mit 300 Reitern vor die Thore und ſchrie um ſchnellen Einlaß. Auf den Anruf, wer da ſey, antwortete er, kaiſerliches Volk, das vom Feinde heftig verfolgt werde, und verloren ſey, wenn man ihm nicht eilends öffne. Unvorſichtiger Weiſe wurden die Thore aufgeſchloſſen, worauf Bernhard und ſeine Reiter ſogleich zeigten, daß ſie Schweden ſeyen. Die Ueberraſchung ließ dem Kommandanten Hauptmann Maraval nicht einmal Zeit, ſich zu wehren. Alle Spanier, 250 an der Zahl, wurden als ein Opfer des Nationalhaſſes niedergehauen, die Teutſchen erhielten Quartier und nahmen Dienſte unter Bernhard. Nur Hauptmann Maraval und ſein Fähndrich wurde verſchont. Mit einem großen Löſegeld erkauften ſie ihre Freiheit und zogen hinüber nach Heidelberg zum ſpaniſchen Befehlshaber der Pfalz. Es war ihr Unglück, denn dieſer ließ Beiden, wegen Verwahrloſung des anvertrauten Ortes, die Köpfe abhauen [2]).

---

[1]) Chemniz I, 245, a. Khevenhiller XI, 1905. — [2]) Khevenhiller XI, 1906 flg. Chemniz I, 245, b.

Das ſchwediſche Heer, das ſeit dem Einmarſche des Königs in Teutſchland faſt ununterbrochen gefochten hatte, bedurfte jetzt nach ſo vielen Triumphen Ruhe. Vierzehn Tage wurden ihm bewilligt, während welcher Zeit die Federn der Geſandten, die Ränke der Geſchäftsleute durch halb Europa in faſt fieberhafter Thätigkeit waren. Wir müſſen jetzt auch über die Erfolge der andern ſchwediſchen Heeresabtheilungen und der Verbündeten des Königs berichten.

Während das Hauptheer am Rhein die eben geſchilderten Eroberungen machte, war Feldmarſchall Guſtav Horn, den der König zu ſeinem Statthalter in Franken eingeſetzt, nicht müßig geblieben. Den $^{11}/_{21}$. Dezember zog er mit wenigem Fußvolk und etlichen Stücken Geſchütz auf Mergentheim, wo 500 Kaiſerliche in Beſatzung lagen. Die erſten Tage hielten dieſe Stand, weil Horn ſein Geſchütz wegen der ſchlechten Wege hatte zurücklaſſen müſſen und nicht kanoniren konnte. Als aber am $^{14}/_{24}$. die Feuerſchlünde nachkamen und ſogleich aufgepflanzt wurden, ergab ſich die Garniſon. Die Hälfte nahm bei den Schweden Dienſte, die andere wurde nach Dünkelſpiel geleitet. Horn errichtete in Mergentheim, wo er ziemliche Frucht- und Weinvorräthe fand, ein Magazin; das Getreide aus den umliegenden Aemtern mußte dahin abgeliefert werden. Wenige Tage ſpäter eroberte der Oberſtlieutnant Tſcherotin die Stadt Winsheim durch Kapitulation. Horn ſelbſt rückte mit 800 Reitern und 600 Musketiren nach Heilbronn hinauf. Das Regiment Prinz Pfalzburg, 700 dienſtfähige Mann ſtark, lag in dieſer ſehr wohlhabendem Reichsſtadt. Die Bürger waren als Proteſtanten gut ſchwediſch geſinnt, und verhehlten weder ihre Schadenfreude über Tilly's Niederlage, noch ihre Wünſche für den König. Dafür wurden ſie von den pfalzburgiſchen Soldaten entwaffnet und grauſam behandelt. Ein württembergiſcher Hauptmann hatte ſich in die Stadt eingeſchlichen und bemerkt, daß die Garniſon, weil ſie den innern Feind mehr fürchtete, als den äußern, nur auf dem Marktplatze und außerdem an den Thoren Wache hielt, aber nicht im Zwinger und auf den Thürmen. Hierauf gründete er einen Plan, welchen er dem ſchwediſchen Feldmarſchall mittheilte: die Musketire ſollten in der Stille der Nacht heranſchleichen, den Zwinger mit Leitern erſteigen, von dort durch das kleine Pförtchen an das innere Thor bringen, dasſelbe mit einer Petarde ſprengen und dann die Beſatzung niederhauen. Schon war ein Petardier beſtellt und gerüſtet. Den $^{19}/_{29}$. Abends erſchien Horn mit ſeinem Volke vor Weinsberg, $1^1/_2$ Stunde von Heilbronn, wo der Hauptmann zu ihm kam und berichtete, daß Alles bereit und das Gelingen des Anſchlags ſo viel als gewiß ſey. Im Augenblicke der Entſcheidung beſann ſich jedoch der Feldmarſchall eines Andern. Der Gedanke, daß in der Wuth eines nächtlichen Ueberfalls, wo die Soldaten von ihren Offizieren ſich nicht mehr zügeln laſſen, mit der feindlichen Garniſon auch die Bürgerſchaft untergehen könnte, hielt das Kommandowort auf ſeinen Lippen zurück. Eine einzige Nacht mochte dieſe wohlhabende Stadt, die

ſonſt für des Königs Sache viel leiſten konnte, in einen Schutthaufen verwandeln. Ohnedieß hatten die Einwohner dem Feldmarſchall ſagen laſſen, daß ſie bei der erſten Annäherung der Schweden bereit wären, ſich gegen den innern Feind zu erheben. Alſo änderte er ſeinen Plan, blieb in Weinsberg und erſchien erſt Morgens vor Heilbronn. Ein Trompeter wurde mit einer Aufforderung hineingeſchickt; derſelbe erhielt eine abſchlägige Antwort und durfte kein Wort mit den Bürgern ſprechen. Die Garniſon feuerte von den Thürmen herab ſtark auf die ſchwediſche Reiterei, die ſich vor den Thoren ſehen ließ. Eine Mühle, die am Neckarkanale ſtand, von großen Werkſteinen erbaut und ziemlich feſt war, wurde mit 40 Mann beſetzt. In der Nacht des $^{20}/_{30}$. auf den $^{21}/_{31}$. ließ Horn eben dieſe Mühle durch ſeine Musketire angreifen. Der Sturm gelang, 10 von den hineingelegten Kaiſerlichen wurden niedergeſtoßen, die übrigen 30 ſammt dem Lieutenant gefangen genommen. Eine hölzerne Treppe führte von der Mühle über den Kanal nach der Stadt hinüber. Wären Horn's Musketire ſchnell genug geweſen, ſo hätten ſie noch dieſen Abend in die Stadt einbrechen können, kaum fanden die Kaiſerlichen Zeit den Steg in das Waſſer zu ſtürzen. Von der Mühle aus wurde am folgenden Tage das gegenüberliegende Bollwerk beſchoſſen, kein Menſch durfte ſich mehr auf demſelben ſehen laſſen; die Einwohnerſchaft zeigte ſich drinnen immer ſchwieriger und machte Miene, die Schweden thätlich zu unterſtützen. Als daher Horn am $^{21}/_{31}$. einen zweiten Trompeter hineinſchickte, erklärte ſich der Kommandant zur Uebergabe bereit. Am 22. a. St. zog er mit Sack und Pack und allen Ehren aus und wurde nach Speyer geleitet. Aber nur 450 dienſtfähige Mann ſammt vielen Kranken giengen mit ihm, gegen 260, meiſt Franzoſen, traten bei den Schweden ein. Der Magiſtrat behielt ſich alle reichsſtädtiſchen Rechte und Freiheiten vor, verſtand ſich jedoch zu einer Garniſon. Die Schlüſſel der Stadt blieben dem Rathe, auch wurde ausbedungen, daß neben der Soldatenwache ein Bürgerpoſten unter den Thoren geduldet werden müſſe, welcher auf den richtigen Eingang der Stadtzölle zu ſehen habe. Nur drei Soldaten koſtete die Einnahme Heilbronns den Schweden. Ihr Fall zog den der benachbarten Städtchen Wimpfen, Neckarsulm und etlicher andern nach ſich. Der Adminiſtrator des Herzogthums Württemberg war ſchon früher in ein beſonderes Bündniß mit dem Könige von Schweden getreten. Mit ſolchen Loorbeeren kehrte Guſtav Horn wieder nach Würzburg zurück [1]).

Von den Flüſſen des ſüdlichen Teutſchlands wenden wir uns an das Geſtade der Oſtſee. Mit Berennung der Stadt Roſtock hatte Ake Tott, wie wir oben erzählt, ſchon vor der Breitenfelder Schlacht den Anfang gemacht. Er beſchloß, ſich zuerſt der Warnemünder Schanze zu bemächtigen. Dieſelbe wurde den 25. und 26. Auguſt a. St. ſtark beſchoſſen. Abends bot der Befehlshaber, der darin kommandirte, die Ka-

---

[1]) Chemniz I, 247 flg.

pitulation an, wenn man ihm freien Abzug mit Sack und Pack bewillige. Die Antwort war, er müſſe ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Während er noch unterhandelte, empörten ſich ſeine Leute in der Schanze, warfen das Gewehr weg und giengen zu den Schweden über. Der Hauptmann ſammt einigen Offizieren wurde gefangen. Fünf metallene und ſieben eiſerne Kanonen fanden die Schweden in der Schanze. Nun näherte ſich Ake Tott der Stadt Roſtock, eröffnete die Laufgräben, und betrieb die Belagerung regelmäßig. Drinnen kommandirte der kaiſerliche Oberſtwachtmeiſter von Viermond, ein tapferer Offizier, der entſchloſſen war, ſich aufs Aeußerſte zu wehren, weil er auf Entſatz durch Tilly rechnete. Da er die feindſelige Geſinnung der Einwohnerſchaft kannte, ließ er ſie entwaffnen, und verbot bei Todesſtrafe, daß zwei oder drei Bürger auf öffentlicher Straße zuſammenſtehen dürfen. Mehrere Ausfälle wurden mit Glück gemacht, aber auch Ake Tott verſäumte nichts. Indeſſen ward die Schlacht bei Breitenfeld geliefert. Ake Tott that dieſes Ereigniß dem Kommandanten kund, und forderte ihn auf, ſich zu ergeben, da kein Entſatz mehr möglich ſey. Viermond hielt die Nachricht Anfangs für ein Mährchen, bat ſich jedoch aus, einen ſeiner Offiziere auf Kundſchaft ausſchicken zu dürfen. Als dieſer den Sieg Guſtav Adolf's beſtätigte, nahm Viermond die Kapitulation an. Weil der Ort vollſtändig mit Allem verſehen war, und die Uebergabe nicht aus Noth, ſondern aus freiem Entſchluß erfolgte, wurden der Garniſon ehrenvolle Bedingungen bewilligt. Dritthalb tauſend Mann zu Fuß, zwei Fahnen teutſche Reiter und 45 Kroaten zogen den $^{6}/_{16}$. Oktober früh Morgens mit klingendem Spiel, Sack und Pack, fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, Kugeln im Munde, aus, und wurden an die Weſer geleitet. Sie nahmen drei Kanonen mit. Alle katholiſchen Geiſtlichen in ihrem Kirchenſchmuck, ſo wie der Kanzler, die Räthe und Diener der friedländiſchen Regierung, die ſich bis auf dieſen Tag in Mecklenburg gehalten, durften der Garniſon mit ihrem ganzen Eigenthum folgen [1]).

Nun wandte ſich Ake Tott ſammt den mecklenburger Herzogen gegen Wismar, den letzten Ort, den der Kaiſer noch an der Oſtſee inne hatte, zugleich denſelben, von dem Friedlands Plane auf eine kaiſerliche Seemacht ausgegangen waren. Der Kommandant, Oberſt Gramm, machte einen Ausfall mit 1000 Mann, und lieferte den Schweden ein hartnäckiges Gefecht, das lange ſchwankte, doch zuletzt zum Nachtheile der Belagerten endigte. Gramm ſann jetzt darauf, möglichſt günſtige Bedingungen zu erlangen. Er that dem ſchwediſchen Feldmarſchall den Antrag, einen ſeiner Offiziere zum kaiſerlichen General Tiefenbach nach Schleſien abzuſchicken, damit er dort über den Stand der Sachen ſich erkundigen könne. Vier Wochen, einige Tage mehr oder weniger, möge der abgeſchickte Offizier ausbleiben. Während dieſer Zeit ſollte Waffenſtillſtand ſeyn, und die

1) Chemniz I, 251 flg.

Kapitulationsbedingungen aufgeſetzt werden. Der Vorſchlag wurde genehmigt, der Offizier reiste ab, er kam auch zur beſtimmten Zeit zurück. Dennoch übergab Gramm den Platz nicht, wahrſcheinlich weil er auf Entſatz durch Pappenheim rechnete. Endlich gieng den Schweden die Geduld aus. Unter den ſtärkſten Drohungen forderte Ake Tott zu Anfang des Jahres 1632 den feindlichen Kommandanten auf, ſein Wort zu halten. Nun kapitulirte Gramm und zog den $^{12}/_{22}$. Januar mit dritthalb tauſend Mann aus. In der Kapitulation ſtand, daß er alles Geſchütz und die Rüſtung der Schiffe im Hafen zurücklaſſen müſſe. Nun wollte Ake Tott in Erfahrung gebracht haben, daß Gramm etliche Stücke, in Wägen verborgen, mit ſich führe, daß er die Schiffe abgetackelt und das Geräthe verkauft hätte. Mehr als dieß ärgerte ihn der lange Verzug, alſo ſuchte er Händel, um den Vergleich brechen zu können. Schwediſche Offiziere miſchten ſich unter die abziehenden Kaiſerlichen und ſuchten ſie zum Uebertritt zu verleiten. Gramm verſtand keinen Scherz, er ließ einen dieſer Werber aufgreifen und erſchießen. Hierauf hatte es Tott angelegt: die Abziehenden wurden ſogleich mit aller Macht verfolgt und erreicht, etliche hunderte niedergehauen, der Reſt gefangen. 2000 Mann traten gezwungen bei den Schweden ein, Gramm ſelbſt mußte als Kriegsgefanger nach Greifswalde wandern [1]). Sobald vor Wismar Unterhandlungen angeknüpft worden waren, brach Oberſt Lohauſen mit einem Theil des dortigen Belagerungheeres nach Dömitz auf, in welchem Orte der kaiſerliche Oberſtlieutenant Straube den Befehl führte. Die Lebensmittel waren in Dömitz auf der Neige, Entſatz ſchien unmöglich, alſo ergab ſich Straube nach kurzer Gegenwehr auf gute Bedingungen. Den $^{19}/_{29}$. Dezember zog er mit Sack und Pack und allen Ehren nach Minden an der Weſer aus [2]).

Während auf ſolche Weiſe Mecklenburg von den Kaiſerlichen vollends geſäubert ward, fanden auch um Magdeburg lebhafte Kämpfe Statt. In dieſem Orte lag der kaiſerliche General Wolf von Mannsfeld, den Johann Baner mit einem kleinen Heere blockirte. Mannsfeld rief, um Luft zu bekommen, die aus Roſtock abgezogene Garniſon unter Viermond's Befehl an ſich. Den $^{1}/_{11}$. November wurde unweit Magdeburg ein Gefecht geliefert, in welchem die Schweden ſiegten. In Folge dieſes Scharmützels fiel in den nächſten Tagen Wansleben und bald darauf Calbe. Die Garniſon des erſteren Ortes, 1700 Mann zu Fuß und 130 Reiter ſtark, empörte ſich beim Auszug gegen ihre Offiziere, und nahm bei den Schweden Dienſte. Jetzt wurde Magdeburg immer enger eingeſchloſſen. Schon unterhandelte Mannsfeld zu Ende des Jahres wegen der Uebergabe, als Pappenheim erſchien und Alles rückgängig machte. Baner mußte, weil er zu ſchwach an Mannſchaft war, hinter die Saale zurückweichen. Pappenheim zog in Magdeburg ein, überzeugte ſich

---

[1]) Daſ. 254 flg. — [2]) Chemniz I, 255. b.

aber gleich, daß der Ort nicht mehr haltbar ſey. Auf mehrere Meilen Entfernung war die ganze Umgegend bis zur Einöde ausgeraubt, die Magazine drinnen aufgezehrt. Deßhalb zündete er die wenigen Häuſer, welche im vorigen Sommer ſtehen geblieben, die Soldatenbaracken, die Schiffsmühlen an, vernagelte die groben Stücke, die er aus Mangel an Beſpannung nicht mitnehmen konnte, oder ſtürzte ſie in den Fluß, lud allen Raub auf Wägen und zog Sonntags den $^{8}/_{18}$. Januar 1632 mit der ganzen Beſatzung davon. Letztere wurde nach Wolfenbüttel geführt. Etliche Tage ſpäter rückte Baner ein, und verlegte in den Raum, wo einſt Magdeburg geſtanden, drei Regimenter. Oeffentliche Anzeigen riefen die noch lebenden Einwohner nach ihrer Vaterſtadt zurück. Nach und nach erſchienen etliche Hunderte und bauten ſich ſchlechte Hütten. Guſtav Adolf ſtattete ſie mit Privilegien aus, und ließ Baumaterialien unentgeldlich vertheilen. Langſam und kümmerlich erhob ſich die Stadt wieder mitten im Waffengeräuſch [1]).

Unbedeutend waren die Bewegungen an der untern Weſer, wo der Biſchof von Bremen Truppen warb, aber auch ſogleich wieder durch Gronsfeld verlor [2]). Deſto wichtigere Fortſchritte hatte indeß der Kurfürſt von Sachſen gemacht. Zwar Anfangs ſchien es, als ob Johann Georg kaum ſich ſelbſt ſchützen könne, denn nach der Breitenfelder Schlacht fiel Tiefenbach mit dem ſchleſiſchen Heere in die Lauſitz ein, ſengte, brennte und ſchickte Streifparthien bis vor Dresdens Wälle. Hieraus geht hervor, daß man in Wien beſchloſſen hatte, den Kurfürſten durch Waffengewalt zum Vergleiche zu zwingen. Wirklich gerieth Johann Georg, trotz ſeines 18,000 Mann ſtarken Heeres, in Schrecken, er verlangte Hülfe von Baner. Zum Glück für ihn gewann indeß in Wien eine andere Meinung die Oberhand: man entſchloß ſich, den Kurfürſten durch Milde zu gewinnen. Tiefenbach erhielt Befehl, die Lauſitz zu räumen und wieder nach Schleſien zu ziehen [3]). Da es der Kaiſer unter ſeiner Würde fand, einem Kurfürſten die erſten Anträge zu machen, ſo verſteckte man ſich hinter den ſpaniſchen Geſandten Cabareta. Dieſer ſchickte den Freiherrn von Eſchede an den Kurfürſten, und ließ ihn zu einem gütlichen Vergleiche [4]), wozu der Kaiſer mit Freuden die Hand bieten werde, einladen. „Johann Georg," war der Antrag, „möchte zwei Bevollmächtigte an einen beſtimmten Ort ſchicken, der Kaiſer werde das Gleiche thun, die Vermittlung übernehme die Krone Spanien, leicht werde man ſich über die noch obſchwebenden Streitigkeiten vergleichen." Die kaiſerliche Anerkennung ſeiner Wichtigkeit erweckte das Selbſtgefühl des Kurfürſten. Nach einer langen Reihe Klagen über die unverdiente Mißhandlung, die er vom Kaiſer erfahren, erklärte er: „daß

[1]) Chemniz 252 flg., 288 b. flg. — [2]) Daſ. 258, b. — [3]) Chemniz I, 262 flg. — Khevenhiller XI, 1918. — [4]) Khevenhiller XI, 1701 flg.

zwar der allgemeine Frieden ſein heißeſter Wunſch ſey, aber in beſondere Unterhandlungen könne er ſich wegen ſeiner Verträge mit dem Könige von Schweden nicht einlaſſen." Der Muth war ihm gewachſen. Ende September verließ er mit ſeinem Heere Leipzig, wo eine ſtarke Beſatzung zurückblieb, verſicherte ſich der Plätze in der Lauſitz, und ſchickte dann ſeinen Feldmarſchall Arnim nach Böhmen hinüber. Dort glomm das Feuer der Empörung, angeſchürt durch die Religionsbedrückungen, noch immer unter der Aſche; es ſtand zu fürchten, daß die mißhandelten Proteſtanten ſich in Maſſe erheben, und mit den Feinden des Kaiſers gemeinſame Sache machen möchten. Noch im Frühling eben dieſes Jahres waren von Soldaten begleitete Jeſuiten nach Joachimsthal gekommen, um die Leute mit Gewalt katholiſch zu machen, und nicht eher gab Kaiſer Ferdinand II. mit ſeinem Bekehrungseifer nach, als bis ſich etliche tauſend Bauern zuſammenrotteten und eine allgemeine Empörung in Ausſicht ſtellten [1]). Schnell eroberte Arnim die der Gränze zunächſt gelegenen Städte, weil er es nur mit kleinen Garniſonen zu thun hatte. Denn der Unſtern, welcher das Kaiſerhaus im Jahr 1631 verfolgte, fügte es auch noch daß dem General Tiefenbach der Befehl zugeſchickt wurde, nach Böhmen zu rücken und Prag zu decken. Da derſelbe einen viel weitern Weg zu machen hatte als die Sachſen, kam er zu ſpät an, nachdem die Hauptſtadt Böhmens gefallen war. Hätte man ihn dagegen, wie er ſelbſt wünſchte, beordert, in den von ſeinen Vertheidigern entblösten Kurſtaat einzufallen, ſo würde er die Sachſen mit Leichtigkeit aus Böhmen herausgezogen haben [2]). Die katholiſchen Gutsbeſitzer flüchteten nach Prag vor dem Heere Arnim's her. Dieſer ließ die Ländereien katholiſcher Herrn verheeren, verſchonte aber die Güter der Proteſtanten, und mehr noch die Beſitzungen Wallenſtein's. Bei Galgenſtrafe hatte er ſeinen Soldaten verboten, auch nur ein friedländiſches Huhn zu ſtehlen. In den erſten Tagen des Novembers (Böhmens Unglücksmonat) erſchien Arnim, ſelbſt über ſeine Fortſchritte erſtaunt, vor Prag. Gränzenloſe Verwirrung herrſchte in dieſer Stadt, mitunter auch böſer Wille. Keine Obrigkeit gebot mehr. Das war ein Einpacken, Aufladen, Abfahren, Flüchten. Der Adel, die Reichen flohen nach Wien. Unter den Erſten, die auf Entfernung ſannen, war der Friedländer. Er ſchickte ſeine Gemahlin mit allen Koſtbarkeiten nach Wien. Seine Anhänger wieſen mit Fingern auf Friedland's Neider: „das iſt das Gericht, das Ihr eingebrockt, vor einem Jahre noch herrſchte der Kaiſer durch Wallenſtein's Arm von einem Meere zum andern, jetzt wird ihm ſeine zweite Hauptſtadt entriſſen." Etliche hundert Mann lagen als Beſatzung in Prag, aber da war kein Kommandant, denn der Statthalter hatte ſich mit den Kleinodien des Reichs nach Budweis geflüchtet. Don Balthaſar Maradas, ein ſpaniſcher Offizier, der ſich früher in des Kaiſers Dienſte ausgezeichnet, wollte die Stadt vertheidigen. Da er ohne Beſtallung war, bat er den

[1]) Khevenhiller XI, 1945 flg. — [2]) Khevenhiller XI, 1919 flg.

Herzog von Friedland um Rath. „Thut was Ihr wollt,“ antwortete Wallenſtein kalt, „ich habe kein Kommando, weiß daher Nichts zu rathen noch zu befehlen.“ Unter dieſen Umſtänden hielt es Marabas für das Beſte, dem Kaiſer wenigſtens die Beſatzung zu retten. Er zog mit ihr aus nach Tabor. Auch Wallenſtein gieng. Anfangs November, 11 Jahre nach der Prager Schlacht, ſtrömte das gemeine Volk hinaus, um das ſächſiſche Heer zu ſehen. Als ſie den erſtaunten Sachſen erzählten, daß kein Soldat in Böhmens Hauptſtadt ſey, wollte es Anfangs Arnim nicht glauben, bis er einen ihm bekannten Haushofmeiſter des Friedländers unter der Menge ſah, herbeirief und von ihm die Wahrheit erfuhr. „Ihr Herrn,“ ſprach er zu ſeinen Offizieren, „ohne Schwertſtreich iſt Prag unſer.“ Eine Kapitulation wurde mit dem Magiſtrat abgeſchloſſen, welche das Eigenthum, den Glauben und ſelbſt die Unterthanenpflicht gegen den Kaiſer ſicherte. Den $^{1}/_{11}$. November hielten 4000 Sachſen ihren Einzug, der Kurfürſt kam ſelbſt, blieb jedoch nur kurze Zeit. Die Sachſen traten Anfangs gar leiſe auf, wie eingeſchliechene Diebe. Ihr Kurfürſt wagte es nicht einmal den Pallaſt des Reichsoberhauptes zu beziehen, ſondern wohnte im fürſtlich Lichtenſteinſchen Hauſe, ließ die kaiſerliche Kunſtkammer verſiegeln, und nahm nichts für ſich, als die vorgefundenen Kanonen, welche nach Dresden abgeführt wurden. Noch größere Ehre erwies Arnim dem Friedländiſchen Pallaſte. Schildwachen zogen vor demſelben auf, und verhüteten jeden Diebſtahl. Die Jeſuiten mußten die von den Sachſen beſetzten Städte meiden, aber ſonſt wurden nur vier Kirchen den Katholiken genommen und den Proteſtanten wieder eingeräumt. Mit den ſächſiſchen Soldaten waren die geächteten Edelleute zurückgekommen, vor Allen der alte rachſüchtige Graf von Thurn. Er bezog ohne Umſtände ſein früheres Haus, welches indeſſen Eigenthum des Herrn von Michna geworden war, und hatte alle Urſache mit der Wirthſchaftlichkeit ſeines Vorgängers zufrieden zu ſeyn. Ebenſo gieng es den meiſten andern Verbannten, ſie fanden ihre früheren Beſitzthümer in beſſerem Stand, gefüllte Scheunen, Häuſer mit ſchönem Geräthe. Eine der erſten Handlungen Thurn's war, daß er die Häupter ſeiner Mitverſchworenen, welche noch am Thurm der großen Brücke angenagelt hingen, herunter nehmen und begraben ließ. „Wenn er den Grafen Michna in ſeine Gewalt bekomme, wolle er deſſen Kopf an die Stelle der Andern ſpießen laſſen,“ rief er aus. Arnim lieferte der kleinen Heeresabtheilung, welche Tilly nach ſeinem Abmarſch von Nürnberg dem Kaiſer zu Hülfe geſchickt hatte, und zu welcher Götz und Tiefenbach mit den ſchleſiſchen Truppen ſtieß, bei Nimburg ein Gefecht, in welchem die Kaiſerlichen den Kürzern zogen, ſonſt that er wenig [1]). Tiefgewurzelte Furcht vor dem Kaiſer, deſſen Arm er ſchon oft ſchwer empfunden, war es, was den Kurfürſten von Sachſen beſtimmte, in Böhmen ſo leiſe aufzutreten, und den Krieg ſo lau zu führen. Mitten im Glück peinigte ihn der Gedanke, daß der Kaiſer wieder die

[1]) Khevenhiller XI, 1924. Chemniz I, 268 b.

Oberhand erlangen und dann Rechenſchaft fordern könnte. Andererſeits muß man darüber erſtaunen, wie wenig Kraft der kaiſerliche Hof in dieſen Bedrängniſſen bewies. Alles war mit Wallenſtein's Abſetzung gewichen: Glück, Muth und Geiſt. Mehr als die Hälfte Böhmens befand ſich zu Ende des Jahres 1631 in der Gewalt der Feinde des Kaiſers, in den übrig gebliebenen Provinzen, in Ober- und Unteröſtreich drohte eine Empörung der mißhandelten Proteſtanten. Höchſt düſtere Ausſichten zeigten ſich. Nur Einen Triumph genoß des Kaiſers glaubenseifriges Herz. Man hatte den gefangenen Exadminiſtrator Markgrafen Chriſtian Wilhelm nach Neuſtadt bei Wien geſchleppt, wo er ſcharf bewacht wurde. Dort nahmen ihn die Jeſuiten in die Lehre, und der Schüler machte ihnen Ehre. Um den Preis der perſönlichen Freiheit und eines ſchönen Jahrgehalts, der ihm auf das Erzſtift Magdeburg angewieſen wurde, trat er hinüber in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche. Freilich hatte eine ſolche Anweiſung auf Beſitzungen, die in des Feindes Land lagen, vorerſt nicht viel größeren Werth, als auf Güter im Monde, nichts deſtoweniger bewies der Neubekehrte großen Eifer, er ſchämte ſich nicht, gegen den Glauben, unter deſſen Vorwand er früher die ganze Bevölkerung Magdeburgs ans Meſſer geliefert hatte, eine Schmähſchrift entweder ſelbſt zu ſchmieden, oder doch unter ſeinem Namen ſchmieden zu laſſen [1]).

Der König von Schweden brachte die letzten Tage des alten und die erſten des neuen Jahres abwechſelnd in Mainz und Frankfurt zu. Ein glänzender Hofſtaat verſammelte ſich dort um ihn, Geſandte aller Mächte, und eine gute Anzahl von Mitgliedern der hohen teutſchen Ariſtokratie erſchienen vor ihm, der jetzt das große Wort in Europa führte. An einem Tage ertheilte er 20 und mehr Audienzen [2]). In Frankfurt geſchah es auch [3]), daß der eben angekommene Kanzler ſeinen König mit den Worten begrüßte: „ich hätte gehofft, meine Glückwünſche Eurer Majeſtät lieber in Wien als hier abſtatten zu dürfen.“ Indeſſen wurde das Loos geworfen über Teutſchlands Schickſal, des Königs geheime Plane traten immer mehr hervor. Von welcher Art dieſelben waren, ſoll im nächſten Buche gezeigt werden.

---

[1]) Khevenhiller XII, 330 flg. Chemniz I, 277 a. — [2]) Chemniz I, 283. — [3]) Geijer III, 194.

Guſtav Adolf und ſeine Zeit.

Viertes Buch.

Guſtav Adolf vernichtet die Liga vollends. Der Kampf erneuert ſich. Wallenſtein übernimmt die Vertheidigung des Kaiſerthums. Januar bis November 1632.

Erſtes Capitel.

Das Kriegsweſen in der erſten Hälfte des 30jährigen Kriegs.

Wir haben den König bis auf den höchſten Gipfel ſeiner Macht begleitet. Dieſe Erfolge verdankte er ſeiner Geſchicklichkeit als Feldherr. Es wäre ein Fehler, wenn wir nicht über die Fortſchritte der Kriegskunſt während des dreißigjährigen Kriegs berichteten. Da der Verfaſſer vorliegender Geſchichte kein Soldat iſt, ſo muß er fremden Führern [1]) folgen und ſich mit einer allgemeinen Ueberſicht begnügen. Guſtav Adolf hat die Lücke zwiſchen der Blüthezeit römiſcher Kriegskunſt und dem 17. Jahrhundert ausgefüllt, er ſchließt ſich, der Erſte unter den Neueren, an Julius Cäſar an. In vier der weſentlichſten Punkte des Kriegs brachte er neue Schöpfungen hervor: in der Bewaffnung, in der Aufſtellung des Heeres, im Gebrauche des groben Geſchützes, in der Mannszucht. Zu der Zeit als Guſtav Adolf in Teutſchland einrückte, beſtand das kaiſerliche Heer aus vier Waffengattungen: Küraſſiren, Schützen zu Pferd,

---

[1]) Hauptſächlich den Bemerkungen des ungenannten preußiſchen Offiziers, welche dem Werke von Francheville, Histoire des dernières campagnes de Gustave Adolphe, Berlin. 1772. 4to. S. 247 flg. beigefügt ſind.

Dragonern, Kroaten. Letztere drei bildete die leichte, erſtere die ſchwere Reiterei. Die Küraſſire waren vom Scheitel bis zum Fuß bepanzert, wie die Ritter des Mittelalters. Den Kopf bedeckte ein mit Federn gezierter Helm, an welchem ein Viſier angebracht war, das beim Gefecht niedergelaſſen wurde. Ein doppelter Harniſch — auf beiden Seiten mit Riemen zuſammengeſchnallt — umfing Rücken und Bruſt. Ein eiſerner Halskragen ſchützte die Schultern, eine Schürze von gleichem Metall den Unterleib. Die Beinkleider beſtanden aus ſtarkem Leder, das mit Eiſenpättchen wie mit Schuppen bedeckt war. Die Füße ſteckten in mächtigen Stulpſtiefeln, an welchen ſchwere Sporen hiengen. Eiſerne Schienen bedeckten die Arme und ſchwere Handſchuhe von gleichem Metall, innen mit Leder gefüttert, die Hände. Der Reiter ſaß auf einem ungeheuren Sattel, deſſen Knäufe hinten und vorne in die Höhe ragten, wie zwiſchen zwei Kiſſen eingeklemmt. Der Zügel war mit Stahl belegt, das Gebiß ſehr lang und plump. Ein langes, breites, zum Stoß wie zum Hieb berechnetes, unbiegſames Schwert hing an einem reichen Wehrgehenk. In den Holſtern ſteckten zwei Piſtolen, welche zwei Fuß lang waren, und eine Kugel von 20 auf das Pfund ſchoßen. Trotz der ſchweren Rüſtung konnten ſie ſich auf den trefflichen Hengſten, welche ſie ritten, noch ziemlich gut bewegen, fiel aber Einer herunter, ſo bedurfte es der Hülfe von zwei Mann, um den Liegenden vom Boden aufzuheben [1]).

Die Schützen zu Pferd oder Karabinire bedienten ſich mehr des Feuergewehrs als des Degens. Ihre Vertheidigungswaffe beſtand aus einem Halbküraſſe, der die Bruſt bedeckte, und über dem Rücken mit Riemen angeſchnallt wurde, und einem eiſernen Helme. Zum Angriffe führten ſie eine Büchſe, zwei Piſtolen und einen Degen. Der Lauf des Karabiners oder der Büchſe war drei Fuß lang. Dieſe Waffe ſchoß eine Kugel von einem Loth, und hing an einem Bandelier, das von der linken Schulter zur rechten Seite herablief. An der rechten Seite des Sattels hing eine kleine Taſche mit 12 Patronen, eine andere mit 6 war am Sattelknopfe befeſtigt. Die Dragoner beſaßen außer dem Helm keine Vertheidigungswaffe, ſie ſollten zu Pferde wie zu Fuße fechten, und bildeten eigentlich ein leichtes Fußvolk, das von den Pferden ſchnell vorwärts getragen wurde, um vor dem Feinde abzuſteigen und zu Fuß gebraucht zu werden. Sie hatten keine Piſtolen, ſondern nur eine Muskete und ein Schwert, ebenſo die Kroaten, die ein Hackmeſſer an der Seite und einen Karabiner führten [2]). Die Feuergewehre aller vier Waffengattungen zu Pferd waren mit teutſchen Radſchlöſſer verſehen. Beim Angriff auf Reiterei rückte das erſte Glied bis auf Piſtolenſchußweite an den Feind, dann feuerten die Küraſſire ihre Piſtolen, die Karabiner ihre Büchſen und Piſtolen rechts und links ab. Gab es eine Lücke, ſo brachen ſie ein, hielt der Feind feſt, ſo ſchwenkte das vorderſte Glied, das zuerſt geſchoſſen, zu beiden Seiten

[1]) Daſ. 266 flg. — [2]) Daſ. 268 flg. —

ab, galoppirte, um dem zweiten Glied zu gleichem Gebrauch des Feuergewehrs Raum zu machen, hinter die Fronte, ſtellte ſich dort wieder auf und lud von Neuem. Dieſes langſame Abfeuern dauerte eine gute Weile bei den Kaiſerlichen, ehe man zur blanken Waffe griff [1]).

Das kaiſerliche Fußvolk beſtand aus zwei, an Zahl gleichen Waffengattungen: Musketiren und Pikeniren. Letztere bildeten das ſchwere Fußvolk, ein Ueberbleibſel des Mittelalters. Auf dem Kopfe trugen ſie eine Pickelhaube, die mit eiſenbeſchlagenen Riemen ums Kinn befeſtigt war. Die Schultern bedeckte, wie beim Küraſſir, ein eiſerner Halskragen, die Bruſt ein Halbküraß, den Unterleib die eiſerne Schürze. Die Hauptwaffe des Pikenirs war eine 15—18 Schuh lange Lanze, deren Schaft aus Eichen- oder Eſchenholz, deren Schneide aus einem zollbreiten, zweiſchneidigen, vornen geſpitzten Eiſen beſtand. Auch das untere Ende war mit Eiſen beſchlagen und konnte in die Erde geſteckt werden. Außerdem trug der Pikenir an der linken Seite ein ziemlich langes Schwert, ebenſo gut zum Stoß wie zum Hiebe. Sie wurden gelehrt, die Lanze in allen möglichen Richtungen gegen das feindliche Fußvolk zu halten. Bei einem Angriffe der Reiterei ſetzten die kaiſerlichen Pikenire den linken Fuß vor, hielten die Lanze mit dem linken Arm, ſtemmten ihr Ende gegen den zurückgeſchobenen rechten Fuß, in der rechten Hand hielten ſie das gezückte Schwert, und in dieſer Stellung erwarteten ſie den Feind. Auf 21 verſchiedene Kommandoworte belief ſich die Handhabung der Lanze [2]). Die zweite Waffengattung zu Fuß oder die Musketire hatten keine andere Schutzwehr als die eiſerne Pickelhaube. Ihre Angriffswaffe beſtand aus dem Degen und der Muskete. Letztere maß, den Schaft miteingerechnet, fünf rheinländiſche Fuß in die Länge, wovon drei und ein halber auf die Röhre kamen. Weil ſie ſehr ſchwer war, trug der Musketir einen Gabelſtock bei ſich, um das Gewehr beim Abfeuern aufſtützen zu können. Dieſer Stock maß 4 Fuß, ſein unteres Ende lief in eine ſtarke eiſerne Spitze aus, die in die Erde geſteckt wurde. Die Gabel, auf welche der Musketir beim Abſchießen das Gewehr legte, beſtand ebenfalls aus Eiſen. Die Musketen hatten kein Feuerſchloß, ſondern wurden mit der brennenden Lunte angezündet, welche der Musketir am kleinen Finger ſeiner linken Hand trug. Nicht mit fertigen Patronen, ſondern auf eine höchſt unbequeme und langwierige Weiſe wurde bei den Kaiſerlichen die Flinte geladen. An der Schulter des Musketirs lief von der linken zur rechten Seite ein vier Zoll breites ledernes Bandelier, auf welchem an Schnüren 11 hölzerne oder blechene, mit Leder überzogene, und vornen mit einem Deckel verſehene Käpſelchen hingen. Zehn dieſer Käpſelchen enthielten eine Ladung, im elften befand ſich das Pulver für die Zündpfanne. Am unterſten Theile des Bandeliers war noch das Pulverhorn und ein Beutel voll Kugeln befeſtigt, damit der Musketir die Kapſeln, wenn der Inhalt verſchoſſen war, von Neuem füllen konnte. Beim

[1]) Daſ. S. 280 unten flg. — [2]) Daſ. 271. 275.

Gefechte ſchüttete er die Ladung aus der Kapſel in das Feuerrohr, preßte die Kugel mit dem Ladſtock darauf, brachte Pulver auf die Zündpfanne, und zündete es dann mit der brennenden Lunte, die er aus der linken Hand herübernahm, an. Während des Marſches trug er die Muskete auf der rechten Schulter mit der rechten Hand, ſchleppte den Gabelſtock mit den drei größern Fingern der linken Hand nach, und trug die Lunte mit den zwei andern Fingern derſelben Hand. Das Feuer war ſelten ſicher, weil die Richtung des Gewehrs durch das Spiel der vielbeſchäftigten Hände bei dieſer mühſamen Weiſe des Ladens und Abſchießens meiſt verloren ging. Neunundneunzig verſchiedene Tempo wurden erfordert, bis der Soldat abgeſchoſſen und wieder geladen hatte. Man kann ſich daher vorſtellen, daß der Gebrauch des Feuerrohrs bei den Kaiſerlichen eben ſo langſam als unſicher war. Wundern müßte man ſich, warum das teutſche Schloß, das doch ſchon bei der Reiterei im Brauche war, nicht auch auf die Musketen übertragen wurde, wenn nicht die Zähigkeit alter fehlerhafter Gewohnheiten und der Koſtenpunkt dieſe auffallende Erſcheinung erklärte [1].

Wir haben die Bewaffnung der Kaiſerlichen vorangeſtellt, um die Verbeſſerungen im ſchwediſchen Heere in ein deſto helleres Licht zu ſetzen. Guſtav Adolf brauchte nur zwei Arten von Reiterei: Küraſſire und Dragoner [2]. Sein Geheimniß beſtand darin, die Ueberlegenheit, welche ſeine Gegner durch größere Menſchenzahl, Geld und Macht über ihn beſaßen, dadurch zu vereiteln, daß er ſeine geringen Hülfsmittel aufs Beſte benützte und durch Schnelligkeit erſetzte, was an Maſſe abgieng. Um ſeine Reiterei beweglicher zu machen, nahm er den Küraſſiren die überſchwere Rüſtung. Nur ein Halbküraß und ein eiſerner Helm blieb ihnen. Ihre Bewaffnung beſtand aus zwei Piſtolen, einem leichten Karabiner, alle drei mit teutſchem Feuerſchloß, einem langen Degen. Sie waren angewieſen beim Angriff auf Reiterei erſt dann abzufeuern, wenn ſie das Weiße im Auge des Feindes ſehen konnten, hierauf das Feuergewehr fahren zu laſſen, und ſogleich zur blanken Waffe zu greifen. Die ſchwediſchen Dragoner hatten gar keinen Küraß; wie die Musketire zu Fuß waren ſie mit einer Flinte bewaffnet, welche mit der Lunte angezündet wurde. Im Wehrgehenk führten ſie einen kurzen Sabel, und am Sattel ihrer Roſſe hing ein Beil, mit dem ſie Bäume fällen, und die Paliſaden beim Sturmlaufen umhauen konnten [3]. Sie dienten noch mehr, als die kaiſerlichen Dragoner, zu Fuß, und ihrer Schnelligkeit hauptſächlich verdankte Guſtav Adolf die vielen glücklichen Ueberfälle von Lagern und feſten Städten. Noch bedeutender waren die Verbeſſerungen, welche Guſtav Adolf bei der Bewaffnung des Fußvolks einführte. Ueberzeugt von den Vorzügen des Feuerrohrs ſetzte er die Zahl der Piken bei ſeinem Heere auf ein Drittheil herab und vermehrte die Musketire bis zu zwei Drittheilen des ganzen Beſtandes. Dem Grundſatze größter Beweglichkeit auch bei dem Fußvolke huldigend, ſchaffte er den Harniſch

[1]) Daſ. S. 271. flg. 276. — [2]) Daſ. S. 253. — [3]) Daſ. S. 269. flg.

ganz ab und ließ den Fußſoldaten von Vertheidigungswaffen nur den Helm. Statt der langen ſchweren Lanze, die bei den Kaiſerlichen eingeführt war, gab er ſeinen Pikeniren eine Partiſane von 11 Fuß, deren zwei Fuß lange, und zunächſt am Schafte 4½ Zoll breite Schneide ſpitzig auslief, und aus dem beſten Stahle gemacht war. Das Gewicht der Muskete verminderte er bedeutend, und machte dieſe Waffe viel fügſamer, dafür konnte er ſeinen Musketiren den unbequemen Gabelſtock abnehmen. Auch das unzweckmäßige Bandelier wurde vom Könige abgeſchafft. An der Stelle deſſelben führte Guſtav Adolf zuerſt Patrontaſchen von dickem gebranntem Leder ein, welche eine bedeutende Anzahl von Patronen von ſtarkem Papier enthielten [1]). Manche behaupten, Guſtav Adolf habe bei ſeinem ganzen Fußvolk die Radſchlöſſer ſtatt der Lunten eingeführt. Mit Recht wird dieſe Angabe in ihrer allgemeinen Ausdehnung bezweifelt; ſo viel iſt aber gewiß, daß bei einigen ſchwediſchen Regimentern zu Fuß im Jahr 1631 das teutſche Feuerſchloß bereits im Brache war [2]).

Die Stärke der Regimenter wechſelte bei beiden Heeren in Folge von Schlachten, Seuchen, Ausreißen, Mangel an Lebensmitteln. In der Regel beſtand jedoch ein kaiſerliches Reiterregiment aus fünf Schwabronen zu 150 Mann jede, alſo im Ganzen aus 750—800 Reitern. So ſtark waren Tilly's Regimenter in der Schlacht von Breitenfeld. Dagegen rechnet Wallenſtein in einer über das Nürnberger Lager ausgegebenen Liſte die Schwabron nur zu 100, alſo das Regiment zu 500 Mann. Ein Reiterregiment wurde befehligt von einem Oberſten oder auch Generale, dem ein Oberſtlieutenant als Stellvertreter zur Seite ſtand. Auf jede der fünf Schwabronen des Regiments kamen drei Offiziere und vier Unteroffiziere, nämlich ein Rittmeiſter, ein Lieutenant, der Kornet, welcher im Gefecht die Standarte trug, dann der Wachtmeiſter, ein Quartiermeiſter und zwei Korporale. Ein kaiſerliches Fußregiment beſtand aus 10 Kompagnien oder Fahnen, deren jede, um voll zu ſeyn, 300 Mann zählen ſollte. Aber obgleich Wallenſtein dieſe Summe beim Nürnberger Lager angab, belief ſich ein kaiſerliches Fußregiment ſelten auf mehr als 1500—2000 Mann. Die Oberoffiziere waren ein General oder Oberſt, ein Oberſtlieutenant, ein Oberſtwachtmeiſter, dann für jede Kompagnie ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähnderich. Hiezu kamen als Unteroffiziere, ein Feldwebel, ein Quartiermeiſter, ein Führer, ein Roſtmeiſter, der unterſuchen mußte, ob die Gewehre gut gepuzt ſeyen, und eine ſchwankende Anzahl von Korporalen, Rottmeiſtern und Gefreiten. Jedes Regiment hatte auſſerdem ſeinen Feldprediger, Generalgewaltigen mit den Profoßen, ſeinen Schreiber, jede Kompagnie ihren Kaplan, Feldſcheerer, zwei Trommler und zwei Pfeifer.

Die ſchwediſchen Regimenter waren ſowohl bei dem Fußvolk als bei der Reiterei ſchwächer als die kaiſerlichen. Eine Schwadron beſtand in

---

[1]) Daſ. 273. flg. — [2]) Von der Decken Herzog Georg v. Lüneburg II. 114 Note.

der Regel aus zwei Zügen, jeden zu 33 Reitern, alſo aus 66 Mann. Aber die Zahl der Schwadronen beim Regimente ſchwankte zwiſchen vier und zwölf, doch war erſtere Summe die gewöhnliche. Bei jeder Schwadron befand ſich ein Rittmeiſter, ein Lieutenant, ein Kornet, ein Wachtmeiſter, etliche Korporale, zwei Trompeter. Den Regimentsſtab bildeten ein Oberſt, Oberſtlieutenant, Oberſtwachtmeiſter, Quartiermeiſter, zwei Geiſtliche, vier Wundärzte, vier Profoße, ein Regimentsſchreiber, ein Gerichtſchreiber, zwei Gerichtsbüttel, ein Henker. Bei dem Fußvolke zählte die Kompagnie gewöhnlich 144 Mann, worunter 18 Rottenmeiſter und ſechs Korporale oder Feldwebel. Die Offiziere waren ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Fähnderich. Der Hauptmann mußte die Kompagnie vollzählig erhalten, und was durch Ausreißen, Tod und Krankheiten abging, erſetzen, dafür erhielt er für zehn dienſtthuende Soldaten den Sold von eilfen ausbezahlt. Dem Lieutenant ſtand es zu, die Mannſchaft einzuüben, die Aufſicht über die Wachen zu führen, und endlich die Soldaten zu züchtigen. Der älteſte Feldwebel war ſein Gehilfe bei dieſen Geſchäften. Der Fähnderich trug die Fahne im Gefecht. Um den Soldaten deſto größere Liebe zu dieſem Heiligthum einzuflößen, vollzog der Fähnderich nie eine Strafe, im Gegentheil hatte er das Recht, für Schuldige Fürbitte einzulegen. Der ſechste Feldwebel hieß zugleich der Führer, er trug die Fahne auf dem Marſche und hatte die Aufſicht über die Kranken. Zu jeder Kompagnie kamen drei Trommler. Die Zahl der Kompagnieen auf das Regiment wechſelte ſehr, wie die der Schwadronen; gewöhnlich bildeten acht Kompagnien ein Regiment, bei fremden Truppen, die der König in ſeinen Sold nahm, bisweilen zwölf. Der Regimentsſtab war beim Fußvolke derſelbe, wie bei der Reiterei. Vor der Einnahme von Frankfurt an der Oder bildete der König aus zwei Regimentern eine Brigade. Dieſe hätte auf den gewöhnlichen Fuß gegen 2200 Mann zählen ſollen, ſie war aber ſelten ſtärker als 14—1500 Mann, dennoch blieb der Regimentsſtab derſelbe, ſo daß zwei Oberſte, zwei Oberſtlieutenante u. ſ. w. ſich bei einer ſchwachen Brigade befanden. Der König wollte durch einen ſtarken Offiziersbeſtand dem Ehrgeize und der Tapferkeit eine Laufbahn eröffnen. Zur Verkleinerung der Regimenter trug auch die Sitte des Königs bei, für gefährliche Unternehmungen Freiwillige aus ihnen herauszuziehen, welche in eine Abtheilung zuſammengeſtoßen und unter dem Namen „Kommandirte“ verwendet wurden. Dieſer Gebrauch verhinderte, daß ganze Regimenter in die Pfanne gehauen werden konnten, weil man die ſchwierigſten Aufträge ſolchen Kommandirten überließ. [1])

Wir kommen zur Aufſtellung der Völker in beiden Heeren. Die Schweizer haben im Mittelalter den Gebrauch des Fußvolks wieder eingeführt, weil ſie keine Pferde den Heeren der Ritter entgegenzuſetzen hatten. Um durch die dichten, von Eiſen ſtarrenden Schaaren derſelben durchzudringen, bilde-

---

[1]) Francheville a. a. O. S. 254. flg.

ten ſie dem macedoniſchen Phalanx ähnliche volle Vierecke, und brachen ſich mit dieſen Gewalthaufen eine Bahn durch die Reihen ihrer Feinde. Von den Schweizern ging der Gebrauch zu den teutſchen Lanzknechten über, welche die gefüllten Vierecke mit Glück in den italieniſchen Kriegen anwandten. Dieſe Aufſtellung war dem Charakter unſerer Soldaten und ihren phyſiſchen Eigenſchaften angemeſſen, ſie war gut, ſo lange die Feuerwaffen, beſonders das Geſchütz, keine oder nur eine untergeordnete Rolle im Kriege ſpielten. Fehlerhaft wurde ſie, als die Artillerie auch im offenen Felde angewendet zu werden begann. Denn welch' fürchterliche Wirkung können vier oder fünf Kanonen, gut bedient, auf ſolche dichte Menſchenmaſſen hervorbringen! Dennoch blieb man noch lange bei der alten Gewohnheit ſtehen. Nach der Kriegsordnung Kaiſer Karl's V., die noch unter Maximilian II. galt, wurde ein Infanterieregiment, das damals aus 2500 Pikeniren und 1500 Musketiren beſtand, in folgender Weiſe aufgeſtellt. [1]) Man nahm die Quadratwurzel von der Zahl der Pikenire, d. h. 50, und ſtellte nun die 2500 Mann, 50 tief und 50 Mann hoch in einem vollen Viereck auf. Von den 1500 Musketiren wurden 1036 in vier Parallelogrammen, jedes 37 Mann tief und ſieben Mann hoch, zur Seite des großen Vierecks geſtellt. Man nannte dieſe Nebenfiguren, die wie Trabanten den Gewalthaufen umgaben, die Aermel des Vierecks. Noch blieben 464 Musketire übrig. Vierhundert und ſechzehn derſelben erhielten ihren Platz in Geſtalt eines doppelten Saums in zwei Gliedern ringsum das Viereck der Pikenire. Die übrigen achtundvierzig Mann wurden vor die bedrohte Fronte geſtellt, ſo daß dieſe drei Glieder Musketire tief war. Während der niederländiſchen Kriege ging man von dieſer Stellung, weil der überhandnehmende Gebrauch des groben Geſchützes täglich mehr ihre Fehlerhaftigkeit aufdeckte, wieder ab, jedoch ohne den Grundſatz, aus welchem ſie hervorgegangen war, ganz zu verlaſſen. Jenes dichte Viereck wurde nun allmählig in drei Parallelogramme zerlegt, deren jedes 10 bis 16 Mann tief ſtand. Terzien oder Drittel nannte man dieſelben, weil drei zuſammen ein volles Quadrat nach alter Ordnung ausmachten. Dieſe Aufſtellungsweiſe befolgte Tilly in der Schlacht bei Breitenfeld. In Brigaden von 1500 — 1600 Mann zertheilte er daſelbſt ſein Fußvolk. Jede dieſer Brigaden wurde wiederum 10 Mann tief, alſo in einer Fronte von 160 Mann aufgeſtellt, und zwar Pikenire und Musketire abgeſondert, und durch kleine Zwiſchenräume von einander getrennt. Alle 10 Glieder der Pikenire ſtreckten ihre Lanzen vor; von den Musketiren dagegen feuerte nur das erſte Glied. Dann ſchwenkte es, um dem zweiten Glied Raum zum Schießen zu geben, zur Hälfte rechts und links ab, marſchirte um die Fronte, oder die neun hintern Glieder herum, trat wieder hinten in eine Reihe und lud von Neuem. Dieſe Bewegung mußte nachtheilig ſeyn, weil ein Glied von 150 Mann nothwendig viel Zeit verliert, um hinter

[1]) Daſ. 287.

1350 Kameraden herumzuziehen. Es ſpringt in die Augen, daß ein einziges Glied von 150 Mann, unter der Vorausſetzung, daß es ein ununterbrochenes Feuer unterhalten könnte, ſo viel ausrichten müßte, als eine ganze Tilly'ſche Musketirbrigade, die in 10 Gliedern von je 150 Mann eine Maſſe von 1500 Schützen darſtellt. Die Schweden verſtanden nun zwar nicht 10mal ſo ſchnell zu feuern, als die kaiſerlichen Musketire, wohl aber drei= oder viermal, theils weil ſie, wie wir gleich zeigen werden, beſſer aufgeſtellt waren, theils weil ſie tüchtigere Gewehre hatten. Daraus folgt, daß 500 Musketire auf Guſtav Adolph's Seite ſo viel ausrichteten, als 1500 Tilly'ſche. Das gleiche Verhältniß gilt auch für die Pikenire. Zehen Soldaten dieſer Waffengattung hinter einander aufgeſtellt, richten nicht mehr aus als ſechs, aus dem einfachen Grunde, weil die Lanzen der vier hinterſten Glieder nicht mehr auf die Fronte hinausreichen, alſo auch gar nicht gebraucht werden können.

Noch fehlerhafter als Tilly's Aufſtellungsweiſe war diejenige, welche Wallenſtein in der Schlacht bei Lützen befolgte. Die Vorſehung hatte dieſen auſſerordentlichen Mann, der ſeinen Soldaten ein blindes Vertrauen zu ihrem Führer, einen unerſchütterlichen Muth und Gehorſam einflößte, der ihre Einbildungskraft völlig beherrſchte, nicht mit der Fähigkeit neuer taktiſchen Schöpfungen ausgerüſtet. Wallenſtein war der Meinung, daß Tilly durch falſche Anordnung die Schlacht von Breitenfeld verloren habe, er kehrte zur alten oben beſchriebenen Aufſtellung zurück, aber machte ſie noch fehlerhafter. Aus 25 Kompagnien Fußvolk, jede von 200 Mann, wovon die Hälfte aus Musketiren, die andere aus Pikeniren beſtand, bildete er ein Viereck von folgender Einrichtung: je hundert Pikenire — die Hälfte der Kompagnie — wurden zehn Mann tief und zehn hoch aufgeſtellt, und dann 25 dieſer kleineren Vierecke in ein großes enggeſchloſſenes Quadrat zuſammengezogen, deſſen Breite und Tiefe fünf ſolcher Abtheilungen von 100 Mann jede — alſo im Ganzen 25 betrug. Jetzt, nachdem der Kern fertig war, umſchloß er denſelben mit einem Saum von 24 ähnlichen, ebenfalls aus je zehn Mann in der Tiefe und Höhe gebildeten Vierecken von Musketiren, ſo daß nun ein großes aus ſiebenmal ſieben gleichartigen Theilen zuſammengeſetztes Quadrat daſtand, welches 4900 dicht aneinanderſtehende Soldaten umfaßte. Hundert Musketire blieben übrig, aus dieſen bildete er abermal vier kleine Vierecke von fünf mal fünf Mann jedes, und ſtellte dieſelben an die vier Ecken des großen Quadrats. [1]) Das ganze Gebilde war einem viereckigen gothiſchen Thurme nachgemacht, deſſen Winkel durch vier kleinere Thürme vertheidigt werden. Hätte es nur auch die Feſtigkeit von 10 — 15 Fuß dicken Mauern gehabt! aber wie ſollte eine ſolche Maſſe von Fleiſch ſchwediſchen Kanonen widerſtehen? Zwei Fehler fallen dieſer Aufſtellung zu Laſt. Erſtens ſtand ſchon der äußere Saum von Musketiren zu tief, denn zehn Mann können hinter einander nimmer=

---

[1]) Daſ. S. 289.

mehr ſchießen, und den vorderen Gliedern blieb, nachdem ſie abgefeuert hatten, kaum ein Raum übrig, um nach damaliger Sitte hinter die andern zurückzuweichen und wieder zu laden. Zweitens waren die in eine Rahme von 25 Centurien eingekeilten 2500 Pikenire ganz unnütz und für das Gefecht verloren. Kein einziger von dieſen Soldaten konnte ſeine Picke gebrauchen, denn wie mochte dieſelbe durch eine zehnfache Reihe von Musketiren durchgeſteckt werden. Namhafte ältere und neuere Taktiker, namentlich Folard, ſchreiben den Verluſt der Lützner Schlacht hauptſächlich auf Rechnung dieſer verfehlten Quadrate. Uebrigens muß bemerkt werden, daß damals alle Nationen, die Schweden ausgenommen, ähnliche oder noch größere Verſtöße in der Aufſtellung der Streitkräfte begiengen. Dem erfinderiſchen Geiſte Guſtav Adolf's war es vorbehalten, die wahren Grundſätz des neueren auf die Feuerwaffen gegründeten Krieges zu lehren.

Wir gehen zur Reiterei über. Auch bei dieſer Waffengattung war die tiefe Stellung im Brauche, als Guſtav Adolf in Teutſchland erſchien. Tilly ſtellte in der Breitenfelder Schlacht ſeine Küraſſire zehn, die leichten Reiter ſechs Mann tief, Wallenſtein die ſchweren Reiter acht, die leichten fünf Mann tief. Bei ſolcher Tiefe ſollte man zum Voraus erwarten, daß es auf einen gewaltigen Stoß, auf einen Einbruch in Maſſe abgeſehen geweſen wäre, um ſo mehr, weil die ſchwere Rüſtung der Küraſſire darauf berechnet ſcheint. Aber gerade das Gegentheil fand ſtatt! Beim Angriffe ritt das erſte Glied einer ſolchen aus 5—10 Reihen beſtehenden Schwadron, ſobald man auf Schußweite gekommen war, im Galopp voran, die Andern machten indeß Halt. Die Karabinire feuerten dann ihre kurzen Büchſen ab, machten hierauf eine halbe Wendung rechts und ſchoßen das eine Piſtol, dann eine andere links und brannten das zweite ab. Hatten dieſe wiederholten Schüſſe eine Lücke in der feindlichen Linie gemacht, ſo brachen ſie ein, und die zurückgebliebenen Rihen folgten dann ihren vorangeeilten Kameraden. Hielt aber der Feind noch feſt, was gewöhnlich der Fall war, ſo ſchwenkte das erſte zum Schuß gekommene Glied rechts und links ab, galoppirte hinter die Fronte der Schwadron, ſtellte ſich dort wieder auf und lud von Neuem. Ebenſo machten es die Küraſſire, nur daß ſie keine Karabiner abzufeuern hatten, und alſo bloß zwei halbe Wendungen zur Abfeurung ihrer beiden Piſtolen ausführten. Dieſes ewige Zurücktreten ſah aus wie eine Flucht, brachte das hintenſtehende Fußvolk, das manchmal von den Pferden umgerannt wurde, in Unordnung, oder nahm ihm gar den Muth, weil man bereits geſchlagene und noch widerſtehende Reiter kaum unterſcheiden konnte. Ein berühmtes Waffenhaupt, Montecuculi, meint, dieſe verkehrte Fechtart der kaiſerlichen Reiterei ſey größtentheils am Verluſte der Lützener Schlacht Schuld geweſen [1]).

Ganz anders war die Taktik der Schweden. Getreu dem Grundſatze,

---

[1]) Daſ. S. 279 unten flg.

daß keine Kraft verloren gehen dürfe, daß alſo jeder einzelne Soldat den größtmöglichen Dienſt leiſten ſolle, ſtellte Guſtav Adolf ſein ganzes Fußvolk, Pikenire wie Musketire, nur ſechs Mann hoch auf. Erſtere Waffengattung ſtand in der Schlachtlinie gedrängt Mann an Mann, bei den Musketiren dagegen war zwiſchen jeder Rotte, die aus vier bis fünf Soldaten beſtand und von einem Rottmeiſter beaufſichtigt wurde, ein Zwiſchenraum von zwei bis drei Fuß gelaſſen, durch welchen ſich das erſte Glied zur Hälfte rechts, zur Hälfte links zurückzog, um hinter der Fronte zu laden und dem Feuer des nächſten Gliedes Platz zu machen. Der Grundſatz war demnach derſelbe, wie bei den kaiſerlichen Musketiren, aber die Ausführung ſehr verſchieden. Denn bei den Schweden wurde faſt gar keine Zeit darüber verloren, weil hier nur je zwei oder drei Mann durch den offen gelaſſenen Raum zwiſchen jeder Rotte von vier bis fünf Mann hinter fünf Glieder zurückzogen, während dort fünfzig und mehr einen Umkreis um neun volle Glieder machen mußten. Das zweite Grundgeſetz, das Guſtav Adolf befolgte, war, daß jede Waffe die andere unterſtützen müſſe. Die Schlachtordnung ſollte einem wohlgeordneten Körper gleichen, von deſſen Gliedern jegliches nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch die andern gleichzeitig ſchützt. Alſo ſtellte er kleine Abtheilungen von Musketiren neben den Schlachthaufen der Pikenire, und miſchte wieder erſtere unter die Reiterei, indem zwiſchen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketiren gelaſſen wurden. Pike, Muskete, Piſtole, Sabel und die Wucht des Schlachtroſſes mußten ſich gegenſeitig unterſtützen. Endlich wurde die erſte Schlachtlinie durch eine zweite gedeckt, welche jedem leidenden Theile ſogleich Hülfe bringen und die Flanken, wenn ſie bedroht waren, wie in der Breitenfelder Schlacht, vertheidigen konnte. Der Engländer Harte hat in ſeinem Leben Guſtav Adolf's die Ausſage eines vornehmen Augenzeugen aufbewahrt, der ſeine Bewunderung des ſchwediſchen Heeres in folgenden Worten [1]) ausſpricht: „Die Schlachtreihe Guſtav Adolf's iſt, wie eine wohlgebaute Feſtung, im Stande den Feind überall beſtens zu empfangen, auf welcher Seite derſelbe den Angriff wage. Nicht nur zieht der König den größtmöglichen Vortheil aus ſeinem Geſchütz, ſondern keiner der ſchwediſchen Musketire verliert einen Schuß. Letzteres iſt bei der kaiſerlichen Aufſtellung des Fußvolkes unmöglich, denn aus großen unförmlichen Vierecken können nur zwei, höchſtens drei Glieder Feuer geben, die übrigen ſind für Nichts da. Hiezu kommt noch, daß ein ſolcher Menſchenklumpen leicht durchbrochen und in Unordnung gebracht werden kann. Dieß ſteht bei der ſchwediſchen Aufſtellung nie zu befürchten; denn ehe die feindliche Reiterei zum Angriff auf die ſchwediſchen Musketire vorgerückt iſt, ſind dieſe ſchon durch die Pikenire und durch Reiterei auf beiden Flügeln gedeckt, welche letztere gleichſam die Baſteien der ſchwediſchen Schlachtordnung bildet. Außerdem haben die Musketire mehrere Rückhalte hinter

[1]) II, 525 der teutſchen Ausgabe, Note 2.

ſich, auf welche ſie ſich zurückziehen können. Endlich muß die feindliche Reiterei vorher die ſo trefflich gegliederte erſte Schlachtlinie durchbrechen, bevor ſie das zweite Treffen über den Haufen werfen kann. Da die Stärke jeder Schlachtordnung darin beſteht, daß alle Glieder untereinander verbunden ſind und ſich gegenſeitig unterſtützen, ſo ſehe ich nicht, wie die ſchwediſche Ordnung umgeſtoßen werden könnte, es müßte denn durch einen ſchnellen Ueberfall geſchehen, der den Truppen des Königs nicht Zeit ließe, ſich aufzuſtellen." Dieſe kurzen Worte bezeichnen bündig den Geiſt ſchwediſcher Kriegskunſt.

Eben ſo wie die Aufſtellung des Fußvolks verbeſſerte Guſtav Adolf die Fechtweiſe der Reiterei. Er ſchaffte die großen, oft tauſend Mann faſſenden Reiterhaufen, welche bei den Kaiſerlichen im Brauche waren, er ſchaffte zweitens den ſonderbaren Angriff durch Hin- und Zurückreiten und die mit dieſem fehlerhaften Syſteme unzertrennliche Aufſchließung der Reihen ab. Die ſchwediſche Reiterei griff Schwadronsweiſe an, jede Schwadron 15 bis 16 Mann in der Fronte und vier Mann tief. Glied ſchloß an Glied, Reihe an Reihe. Sobald man auf Schußweite war, ſetzten die Reiter ihre Thiere in Galopp, erſt wenn man das Weiße im Auge des Feindes erkennen konnte, ſchoß das erſte und zweite Glied ſeine Piſtolen ab, warf dann das Piſtol in den Hulfter, griff zum Degen. Der erſte Stoß wurde nach dem Viſire der feindlichen Küraſſire geführt, dann zum zweiten nach dem Kopfe der Pferde gehauen; die zwei hinteren Glieder drängten nach, um mit der Wucht ihrer Roſſe und unterſtützt von den Säbeln der beiden erſten Reihen den Feind über den Haufen zu rennen. Das Piſtol ſollte nach Guſtav Adolf's Anſicht nur dazu dienen, eine Lücke in den feindlichen Linien hervorzubringen und den Einbruch zu erleichtern, die blanke Waffe war die Hauptſache. Gelang der erſte Anfall nicht, ſo wandten die ſchwediſchen Reiter um, was bei der geringen Stärke der Schwadronen leicht auszuführen war, und zogen ſich in die Zwiſchenräume zwiſchen den Musketiren zurück, wo ſie ihre urſprüngliche Stellung hatten. Nun kam es den Musketiren zu, mit ihren Feuerröhren und mit den bisher verdeckten und hinter der Fronte aufgeſtellten kleinen Regimentsſtücken die nachſetzenden Küraſſire des Feindes zu zerſchmettern. Gegen ſolche Anordnungen konnten die Kaiſerlichen bei ihrem fehlerhaften Syſtem nicht gewinnen [1]).

Wir haben bisher nur die natürliche Taktik der Schweden beſchrieben. Von den Geſchichtſchreibern, namentlich von Harte, werden jedoch auch künſtliche Aufſtellungsarten angeführt, die wir nicht übergehen können. Harte will eine Handzeichnung von des Königs Plane für die Breitenfelder Schlacht aufgefunden haben, welche der Lord Rhea, der in dem ſchwediſchen Heere diente, an Ort und Stelle aufgenommen haben ſoll [2]). Nach dieſer angeblichen Zeichnung bildete Guſtav Adolf aus je zwei

---

[1]) Francheville S. 283 flg. — [2]) Harte I, S. 628 flg.

Fußregimentern eine Brigade von 2016 Mann, die aus 864 Pikeniren und 1152 Musketiren zuſammengeſetzt war. Die Brigade ſey dann, behauptet Harte weiter, in folgender Ordnung aufgeſtellt worden:

216 Pikenire.

96 Musk.

192 Musk. | 216 Piken. | 96 Musk. | 216 Piken. | 192 Musk.

288 Musketire.

144 Musk. | 216 Piken. | 144 Musk.

Harte ergießt ſich in den größten Lobſprüchen über dieſe Stellung, welche er die Guſtav Adolf'ſche Kolonne nennt und für eine der erhabenſten Erfindungen neuerer Kriegskunſt erklärt. Doch fügt er bei, Guſtav Adolf habe ſpäter die vier unteren, 792 Mann faſſenden Vierecke weggelaſſen und nur die ſieben oberen unter dem Namen einer halben Brigade, beibehalten. Ferner, berichtet er, ſey die volle Brigade manchmal in Viertheile, zu 504 Mann jedes, von folgender Aufſtellung auseinandergelegt worden:

216 Pikenire.

72 Musk. | 72 Musk.

72 Musk. | 72 Musk.

Eingedenk des vielen Wuſtes, welchen dieſer engliſche Prieſter zu Markte bringt, hätten wir keine Rückſicht auf ſeine Angaben über Guſtav Adolf's Taktik genommen, wenn dieſelben nicht von allen ſpätern Geſchichtſchreibern, namentlich von dem preußiſchen Offizier [1]), welcher Gualdo's Werk mit

---

[1]) a. a. O. S. 291 flg.

Anmerkungen ausgeſtattet hat, wiederholt würden. Ehe wir uns auf eine Prüfung einlaſſen, müſſen wir noch bemerken, daß Harte von der doppelten Vorausſetzung ausgeht: Guſtav Adolf habe ſein ganzes Fußvolk in ſolche Brigaden vereinigt und dennoch ein zweites Treffen hinter dem erſten, welches eben aus obigen Brigaden gebildet war, in beiden Hauptſchlachten, bei Lützen und Breitenfeld, aufgeſtellt. Erſteres behauptet Harte geradezu, das andere folgt wenigſtens als ein nothwendiger Schluß aus ſeinen Worten. Denn wenn Guſtav Adolf, wie Harte ſagt, ſpäter, d. h, namentlich in der Lützener Schlacht, obige ganze Brigade auf eine halbe vereinfachte, indem er die vier unteren Vierecke wegließ, ſo können eben dieſe nicht das zweite Treffen gebildet haben, weil Guſtav Adolf ein ſolches bei Lützen ſo gut als bei Breitenfeld anwandte. Der nächſte Einwurf gegen die Glaubwürdigkeit oder Aechtheit der Handzeichnung des Lord Rhea, auf welche ſich Harte ſtützt, wäre nun der: Guſtav Adolf wird allgemein als der ſchöpferiſche Wiederherſteller des Kriegsdienſtes zu Fuß gerühmt, weil er die damals übliche fehlerhafte tiefe Stellung verließ und eine bewegliche von ſechs Reihen hinter einander einführte. Allein dieſer Loorbeer fiele ab, wenn Harte Recht hat, weil die Mitte der fraglichen Brigade nichts Anderes iſt, als eine Säule von 30 Mann Tiefe. Denn weit auseinander können die 11 Vierecke, aus welchen die volle Brigade zuſammengeſetzt war, unmöglich geſtanden ſeyn, weil ſie ſich ſonſt nicht gegenſeitig unterſtützen konnten, was doch allgemein als der höchſte Grundſatz der Taktik Guſtav Adolf's anerkannt wird. Zweitens möchten wir fragen, zu was denn die zwei Haufen von je 96 Musketiren, welche hinter dem vorderſten Viereck von 216 Pikeniren ſtehen, eigentlich dienen ſollen? Meint Harte etwa, ihre Kugeln ſeyen durch die Glieder der 216 Vordermänner ohne Schaden durchgedrungen und hätten ihre Wirkung bloß auf die von vornen angreifenden Feinde gethan? Der geſunde Menſchenverſtand ſcheint uns zu fordern, daß man Musketire nicht durch vorangeſtellte Pikenire, ſondern umgekehrt die Pikenire durch Musketire decke, aus dem einfachen Grunde, weil die Waffe der Letztern ſchon auf 200 Gänge in die Ferne wirkt, während Pikenire dem Feind erſt dann ſchaden können, wenn er auf vier Schritte nahe kommt. Drittens wenn Guſtav Adolf aus ſeinem Fußvolk lauter ſolche Brigaden bildete, wenn er ferner zum Schutze dieſer Brigaden, welche in der erſten Schlachtlinie ſtanden, noch ein zweites Treffen aufſtellte, — alle Schriftſteller ſind, wie wir bereits ſagten, darüber einig, daß ein zweites Treffen jedesmal gebildet wurde, — ſo nahm ſeine Fronte einen außerordentlich kleinen Raum ein. Guſtav Adolf führte 13,000 Mann Fußvolk auf die Ebene von Breitenfeld. Rechnen wir nun bloß 3000 für das Hintertreffen oder die Reſerve, ſo bleiben 10,000 Mann übrig, aus welchen kaum fünf Brigaden gebildet werden konnten. Ich zweifle nun ſehr, ob dieſe fünf Brigaden die ganze Strecke der Stuttgarter Königsſtraße — eine Viertelſtunde — bedecken würden. Ein Feind der eine ſolche dichte aber ſchmale Maſſe vor

ſich ſah, mußte nothwendig auf den Gedanken gerathen, nicht auf der Fronte, deren Stärke die Flügel aufgeopfert waren, ſondern von beiden Seiten, vielleicht auch von hinten, einzubrechen. Eben ſo nothwendig war es dann, daß der angegriffene Theil die vier hinterſten Vierecke ſeiner Brigaden ſammt der Reſerve auf die bedrohten Flanken abſchickte, um dieſe zu ſchützen. Nun iſt es höchſt unklug, vor der Schlacht eine Stellung einzunehmen, die man während derſelben mitten unter Kugeln und unter ſteter Gefahr, daß die Glieder zerriſſen werden, vorausſichtlicher Weiſe ſogleich wieder verlaſſen muß. Indeß könnte man ſagen, dieſe Einwürfe treffen nicht ſowohl Harte's Zeichnung, als die Taktik des Königs von Schweden, obgleich ich dieß nimmermehr glaube; oder möchte ein Sachverſtändiger einwenden, der Verfaſſer vorliegender Geſchichte verſtehe eben nichts vom Kriege und ſtelle ſich die Sache falſch vor, welches wahr ſeyn mag, obgleich ich finde, daß auch ein erfahrener Offizier ſehr wenig von Harte's vielgerühmter Brigade hält [1]). Allein ein vierter Entwurf ſcheint mir entſcheidend. Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß Guſtav Adolf in der Schlacht bei Breitenfeld ſeine Reiterei durchaus mit Musketirabtheilungen untermiſchte. Nun kommen bei 13,000 Mann Fußvolk, wenn man Schildknecht folgt, der zwei Drittheil Musketen auf ein Drittheil Piken rechnet, 8666 Musketire auf 4333 Pikenire. Nimmt man dagegen den Lord Rhea zum Führer, auf deſſen angeblicher Handzeichnung die von Harte mitgetheilte Brigade beruht, und der ein Verhältniß von $^4/_7$ Musketiren auf $^3/_7$ Pikenire angibt, ſo haben wir 7428 Musketire auf 5572 Pikenire. Guſtav Adolf führte weiter in die Breitenfelder Schlacht 9000 Reiter. Um dieſe gehörig mit Musketiren zu untermiſchen, wollen wir nur 3000 Musketen rechnen. Ferner ſtanden in der Reſerve laut Khevenhiller's Zeugniß zum mindeſten 2000 Musketire. Jetzt frage ich, wo bleiben die Musketire, welche nöthig ſind, um die Brigaden gemäß dem angegebenen Verhältniß zwiſchen beiden Waffengattungen zu Fuß auszufüllen? Wir wollen uns nicht auf Khevenhiller's, auf Gualdo's und Chemnizen's Bericht über die Aufſtellung des ſchwediſchen Heeres in der Schlacht bei Breitenfeld berufen, nur dieß Eine behaupten wir zuverſichtlich: wenn Guſtav Adolf ſeine Reiterei mit Musketiren untermiſchte, wenn er zweitens Musketire auch in das Hintertreffen zog, ſo kann das ſchwediſche Fußvolk nimmermehr in Brigaden, wie ſie Harte anführt, aufgeſtellt worden ſeyn. Wir glauben daher gerechtfertigt zu ſeyn, daß wir oben im Berichte von der Breitenfelder Schlacht nicht Harte und ſeinem Lord Rhea, ſondern dem Grafen Khevenhiller folgten.

Bis zum 30jährigen Kriege glich ein Zeughaus voll Geſchütz einer wahren Rumpelkammer, ſo verſchiedene Formen, Größen und Längen von Feuerſchlünden wurden darin aufbewahrt. Da gab es große und kleine

---

[1]) Der hannöverſche Generafeldzeugmeiſter Graf von der Decken in ſeiner Lebensbeſchreibung des Herzogs Georg von Lüneburg. Band II. Seite 115.

Falken, Singerinnen, Schlangen, Nothſchlangen, Sperber. Faſt jedes Thiergeſchlecht hatte ſeine Vertreter im Reiche der Kanonen [1]). Das gewöhnliche Feldgeſchütz, die Nothſchlange, ſchoß Kugeln von 16 Pfund, die Röhre war $8\frac{1}{2}$ Fuß lang und wog 40—50 Centner. Zehn Pferde wurden erfordert um dieſe Art von Kanonen, drei um die Kugeln, zwei um das nöthige Pulver zu ziehen. Eine Falkaune (auch Carthaune) ſchoß 6—8 Pfund, war 8 Fuß lang und wog 15—20 Centner. Acht Pferde waren nöthig, um die Röhre, eines um das Pulver und ein zweites um die Kugeln zu ziehen. Das Falkonnet, oder ein kleines Falkenſtück ſchoß zwei Pfund, wog zehn Centner, war fünf und einen halben Fuß lang und wurde von vier Pferden gezogen. Ein einziges Pferd ſchleppte die Kugeln und das Pulver. Bereits waren damals die wahren Grundſätze der Geſchützgießerei aufgeſtellt, denn der teutſche Büchſenmeiſter Rivius zeigte ſchon im Jahr 1582, daß eine Kanone weder zu lang noch zu kurz ſeyn dürfe, um möglichſt weit zu reichen. Dennoch wandte man bei teutſchen Heeren dieſe Lehre wenig an, ſonſt wären die meiſten Kanonen nicht ſo übermäßig lang geweſen, auch hätte man ſonſt mehr leichtes Geſchütz gebraucht. Immer fällt es ſchwer, von fehlerhaften Gewohnheiten abzugehen.

Tilly führte nur große Batterie-Stücke mit ſich, deren kleinſtes 24 Pfund ſchoß. Viele hatten ein Kaliber von 36—48. Zwanzig und wohl noch mehr Pferde mußten angeſpannt werden, um einen Vierundzwanzigpfünder, zwölf weitere, um den dazu gehörigen Vorrath von Pulver und Kugeln fortzuſchleppen. Bei den größeren Stücken ſtieg die nöthige Zahl der Pferde in gleichem Verhältniß. Nur wenn ſie in der Batterie aufgeſtellt waren, ruhten dieſe ſchwere Kanonen auf ihren Laffetten, bei Märſchen wurden ſie heruntergenommen und auf plumpe Karren gepackt. Die Laffetten ließ man dann nachführen. Man begreift, daß ſo große Metallmaſſen den verſchiedenen Bewegungen des Heeres in einer Schlacht nicht folgen konnten. In unbewegliche Batterien wurden ſie aufgeführt, wo ſie zu Anfang des Treffens ſtanden, da mußten ſie bleiben bis zu Ende. Gab das Gefecht dem Heere, welches ſie vertheidigen ſollten, eine andere Stellung, ſo wurden ſie völlig unnütz. Nicht minder fehlerhaft war die Art der Ladung. Man brauchte damals bei den teutſchen Heeren noch keine Patronen für das grobe Geſchütz. Die aufgeſchlagene Pulvertonne war vor den Konſtabler hingeſtellt, mit einer krummen Schaufel fuhr derſelbe hinein, lud dann in die Kanone das Pulver, das ſich natürlich in der ganzen Röhre zerſtreute, und ſo dem Schuß ſeine beſte Kraft entzog. Die Kugel wurde zuletzt auf das Pulver geſetzt und mit der Lunte losgeſchoſſen. Tilly führte nur eine kleine Zahl von Kanonen bei ſich, weil ſein Geſchütz aus lauter ſolchen ſchweren Stücken beſtand, die einen ungeheuren Zug erforderten. Nie hatte er, ſo viel man weiß, mehr als achtundzwanzig.

---

[1]) Francheville a. a. O. S. 314 flg.

In Wallenſtein's Heer war dieſelbe Einrichtung in Bezug auf das grobe Geſchütz, doch vermehrte er, weil auch die Stärke des Heeres bei Uebernahme des zweiten Oberbefehls größer war, ſeine Artillerie bis auf 80 Stücke. Ein Oberſt-Zeugmeiſter führte das Kommando über das ganze Geſchütz, unter ihm ſtanden Artillerie-Hauptleute und Lieutenante. Eine Feldſchlange, die 15 Pfund ſchoß, wurde bedient von zwei Büchſenmeiſtern und zehn Schnellern oder Kanonieren, eine Falkaune von einem Büchſenmeiſter und ſechs Schnellern, und ſo in gleichem Verhältniß von mehr oder minder ſtarken Mannſchaft je nach dem Kaliber. Der Zug, die Geſchützwagen und die nöthigen Zimmerleute ſtanden unter der Aufſicht von Wagen- und Geſchirr-Meiſtern. Um die Stücke auf Märſchen mitfortzuſchleppen, nahm man den Bauern die Pferde weg, das kaiſerliche grobe Geſchütz hatte keine regelmäßige Beſpannung.

Anders war die ſchwediſche Artillerie eingerichtet. Guſtav Adolf wandte die größte Sorgfalt auf dieſen wichtigſten Theil des Kriegsweſens. Er fand eben ſo unförmliche Kanonen vor, als die oben beſchriebenen. Im Jahr 1624 brachte ein teutſcher Geſchützoberſt, von Siegroth, der in ſchwediſche Dienſte getreten war, die Lehre nach Schweden, daß eine Verkleinerung der Kanonen ohne Nachtheil für ihre Wirkung möglich ſey. Guſtav Adolf wollte es Anfangs nicht glauben und wettete mit dem Teutſchen; viele Verſuche wurden angeſtellt; die Erfahrung rechtfertigte die Lehren des Oberſten; Guſtav Adolf zahlte die Wette und ließ nun die alten Stücke umgießen. Es war der erſte Anfang einer fliegenden Artillerie[1]. Doch hatten dieſe Kanonen noch zu viel Gewicht. Ein weiterer Schritt geſchah durch Einführung der ledernen Kanonen, welche oben beſchrieben worden ſind[2]. Auſſerordentliche Leichtigkeit empfahl dieſe Stücke — ſie wogen kaum einen Centner — aber ſie erhitzten ſich viel zu ſchnell. Deßhalb behielt ſie Guſtav Adolf nur bis zum Jahr 1631 bei. Der Engländer Hamilton hatte, wie wir bereits erzählten, eine neue Art von Kanonen erdacht. Da die Proben günſtig ausfielen, führte ſie Guſtav Adolf bei ſeinem Heere ausſchließlich ein. Dieſe neue Kanonen waren aus Eiſen gegoſſen, vier Fuß lang und wogen bloß 625 Pfund. Mit einer Ladung von $1\frac{1}{3}$ Pfund Pulver ſchoßen ſie eine Kugel von vier Pfund. Man lud ſie nicht, wie bei den Kaiſerlichen, aus freier Hand, ſondern mit einer Patrone, an deren oberes Ende die Kugel durch Eiſendraht befeſtigt war. Zwei Pferde zogen ſie mit Leichtigkeit über Stock und Stein, ein einziges Roß ſchleppte den Munitionswagen. Aus dieſen Stücken wurde, wie früher aus den ledernen Kanonen, die fliegende Artillerie der Schweden gebildet. Jedem Regimente waren mehrere derſelben, oft ſechs und acht, beigegeben. Guſtav Adolf verſtand es zugleich, ſie verdeckt zu gebrauchen. Unſichtbar dem Auge des Feindes, ſtanden ſie zu Anfang der Treffen hinter den Linien der Musketire. Wenn nun der Feind

---

1) Rühs a. a. O. S. 247. — 2) S. 189.

einbrechen wollte, öffneten ſich etliche Reihen, und nun ſchleuderten dieſe Werkzeuge des Todes ihren Hagel von Eiſen in die dichten Maſſen der Angreifer. Auſſerordentlich ſchnell wurden ſie bedient. Der teutſche Ingenieur Schildknecht berichtet uns, daß ein guter Kanonier dreimal gefeuert habe, bevor ein Musketir zweimal zum Schuſſe kam. Um die Verbindung dieſer wirkſamſten aller Waffen mit den Regimentern noch enger zu machen, wurden die Musketire auf den Geſchützdienſt eingeübt. So fehlte es nie an Kanonieren, wenn auch noch ſo viele neben ihren Stücken erſchoſſen wurden. Lange war die Hamilton'ſche Kanone auch bei fremden Heeren im Brauch; die Franzoſen bedienten ſich ihrer unter dem Namen ſchwediſcher Stücke bis zum Jahre 1756 [1]).

Außer dem eben beſchriebenen fliegenden Geſchütz hatte Guſtav Adolf ſeine groben Batterieſtücke, 24 bis 48 Pfünder. Die Einrichtung derſelben war wenig verſchieden von der kaiſerlichen, außer daß ſie ebenfalls mit Patronen geladen wurden. Eine gleich große Anzahl von Pferden, wie bei Tilly's Heere, wurde erfordert, um ſie fortzuſchleppen. An Menge des Geſchützes übertrafen die Schweden alle andern damaligen Heere bei Weitem. Aus hundert Feuerſchlünden ſchoß Guſtav Adolf in der Schlacht bei Breitenfeld; bei der Belagerung von Frankfurt an der Oder hatte er deren zweihundert, dreihundert im Lager von Nürnberg; nahe an hundert führte er auf die Ebene von Lützen. Freilich kamen ihm hiebei die unerſchöpflichen Bergwerke ſeines Erbreiches zu Statten [2]).

Man braucht nicht ſelbſt Soldat zu ſeyn, um dieſen Schöpfungen des Königs von Schweden ſeine Bewunderung zu zollen. Sicherlich ſind dieß die wahren Grundſätze der Kriegsführung. Uebrigens muß man darüber ſtaunen, daß die Kaiſerlichen einem durch ſchöpferiſchen Geiſt und kluge Einrichtungen ſo überlegenen Feind dennoch mit ſolcher Ausdauer die Spitze boten. Das macht, weil Tilly's, weil Wallenſtein's Soldaten an ſittlicher Kraft den Schweden gar nicht oder nur wenig nachſtanden. Der lange Krieg hatte nicht nur eine große Erfahrung, ſondern auch ein hohes Selbſtgefühl in den katholiſchen teutſchen Heeren hervorgebracht. Dieſe Soldaten wußten was es heiße, die Beſieger Teutſchlands und des Kaiſers eherner Arm zu ſeyn. Gewohnt in Teutſchland den Herrn zu ſpielen, und ſtolz auf die erfochtenen Triumphe, traten ſie dem Feind mit keckem Trotze entgegen. Freilich waren ſie bei Breitenfeld und noch mehr bei Lützen fehlerhaft aufgeſtellt, freilich wütheten die ſchwediſchen Kanonen mörderiſch in ihren Reihen, aber die gelichteten Glieder ſchloſſen folgſam der Stimme ihrer Offiziere ſich von Neuem, die alten Banden Tilly's hielten bis zum letzten Manne Stand, und aus der Lützener Schlacht gieng beinahe kein Wallenſtein'ſcher Soldat unverwundet hervor. Dieſe Entſchloſſenheit iſt am Ende die Hauptſache und macht taktiſche

---

[1]) Rühs a. a. O. S. 247. Chemniz I, 192 b. Francheville a. a. O. 318. — [2]) Francheville 319.

Fehler wieder gut; denn der Muth überwindet Alles, ſelbſt den Tod. Die kräftigſten Reizmittel wurden angewandt, um den kaiſerlichen Soldaten an ſeine Fahne zu feſſeln. Beſonders wirkte man auf die Habſucht. Hoch war ſchon das Handgeld, das jeder Rekrut empfing, denn geworben wurde damals alles Kriegsvolk. Von 10—25 Thaler wurde jedem Eintretenden geboten. Als bei Uebernahme ſeiner zweiten Feldhauptmannſchaft die Zeit drängte, brauchte Wallenſtein freilich auch gewaltſamere Mittel, um ſein neues Heer ſchnell voll zu machen. Nach Schildknecht's Zeugniß [1]) brachen friedländiſche Werber in Häuſer ein, wo ſie wußten, daß junge Burſche wohnten, warfen einen Haufen Geld und einen Strick auf den Tiſch und ſprachen: „wählt, entweder Soldat geworden und das Geld genommen, oder aufgehenkt.“ Sehr hoch im Verhältniß zu dem damaligen Werthe des Geldes und zu der jetzigen Bezahlung des Soldaten belief ſich der Sold. Bei der Reiterei bekam monatlich ein Oberſter 400, der Rittmeiſter 125, der Lieutenant 40, der Kornet 30, jeder Küraſſier 24 Gulden, wofür er Alles zu beſtreiten hatte [2]). Man muß nämlich wiſſen, daß Reiter, die Dienſte nahmen, ihre eigenen Hengſte und eigene Bewaffnung mitbrachten. Auſſerdem war es jedem Reiter geſtattet, eins oder zwei Handpferde mit ſich zu führen, auf welchen die Leibburſche der Küraſſire ritten. Letztere beſtanden zu einem großen Theil aus Mitgliedern des kleinen unbegüterten Adels, deren ganzes Erbgut oft ein Schlachtroß und eine Rüſtung war. Bei dem kaiſerlichen Fußvolk erhielt jeder Musketir monatlich sechs, jeder Pikenir neun Gulden. Dagegen war die Ausbezahlung höchſt unregelmäßig, und Monate lang mußten oft die Truppen warten. Zum Solde kamen noch außerordentliche Belohnungen. Soldaten, die ſich vor dem Feinde ausgezeichnet hatten, wurden mit Geldſummen und höheren Graden, Offiziere mit goldenen Ketten, mit konfiscirten Gütern, mit Vorrücken im Heere bedacht. Von Wallenſtein iſt es bekannt, daß er ausſchweifend belohnte und ſtrafte. Selten ſchenkte er unter tauſend Thalern. Ueberhaupt war das Verhältniß zwiſchen dem Feldherrn und den Offizieren einer- und den Soldaten anderer-Seits viel inniger, als bei den jetzigen Heeren, wo ſich beſonders ſeit Einführung der Conſcription jeder Einzelne als gezwungenen Diener des Staats, nicht als Genoſſen ſeiner Offiziere anzuſehen gewohnt iſt. Zu den Belohnungen ſtanden die Strafen im Verhältniß. Ungehorſam aller Art, Feigheit, wurde mit Stockprügeln, Spießruthen, Galgen und Rad geahndet. Faſt täglich hatten die Generalgewaltigen Gelegenheit, ihr Amt auszuüben. Man betrachte nur die Kupferſtiche aus jener Zeit, immer wird man einen bevölkerten Galgen und Rad im Rücken kaiſerlicher Heere erblicken. Wallenſtein forderte unbedingten Gehorſam ſelbſt für die ſonderbarſten Einfälle ſeiner Laune. Ganze Fahnen, welche vor dem Feinde ihre Schuldigkeit nicht gethan, ließ er looſen und den zehnten Mann aufknüpfen; feige Offiziere wurden hingerichtet,

[1]) Francheville S. 249. — [2]) Daſ. S. 263.

die Namen von Flüchtigen an den Schandpranger geſchlagen. Fürbitten, hohe Geburt, Verwandte halfen Nichts. Manches vornehme Mutterſöhnchen, das in der Schlacht von Lützen davon gelaufen war, endete unter den Händen des Nachrichters. So blind der Soldat an das Glück des Friedländers, zum Theil auch an ſeinen Bund mit hölliſchen Geiſtern glaubte, eben ſo ſehr bebte er vor ſeinem Zorne, der mehr wirkte, als die Furcht vor dem Tode. Daher die bewunderungswürdige Standhaftigkeit der Friedländiſchen Soldaten in der Lützener Schlacht. Wie alle große Männer verſtand es Wallenſtein die Einbildungskraft der Menge zu feſſeln, und dadurch die Triebfeder, durch welche faſt alle Handlungen des gewöhnlichen Menſchen beſtimmt werden, ſich dienſtbar zu machen. Sonſt befolgte man im katholiſchen Heere das Syſtem, den Soldaten für die ſtrenge Knechtſchaft des Dienſtes durch die größte Ungebundenheit außer demſelben zu entſchädigen. Allen Begierden wurde, mit der obengenannten Ausnahme, der Zügel gelaſſen; eine Menge Huren und anderes loſes Geſindel folgte den kaiſerlichen Heeren. [1]) Leben und Eigenthum der Einwohner in den durchzogenen feindlichen Ländern ward den Leidenſchaften der Offiziere und Soldaten Preis gegeben, denn man hielt es für ſtaatsklug, der Reichsariſtokratie, dieſer alten Erbfeindin des Kaiſers, durch Ausplünderung ihres Eigenthums den Stachel zu nehmen. Viele zog der Reiz des abentheuerlichen Vagabundenlebens an; die Gierigſten köderte die Ausſicht, Bürger und Bauern ungeſtraft hudeln und ſchänden zu können und dieſelben ihres Eigenthums zu berauben; den Anführern gefiel es, daß ſie als Diener des Kaiſers ſich kühn über Reichsſtände und Fürſten, die ſonſt die Stirne ſo hoch trugen, wegſetzen durften; aber unter manchem Harniſch, der ein Heldenherz bedeckte, mögen auch reinere Gefühle gepocht haben, namentlich die Hoffnung, daß aus der blutigen Saat dieſes fürchterlichen Kriegs ein mächtiges Reich, den Teutſchen ein Schirm, den fremden Feinden ein Schrecken, aufgehen, und daß die tauſendköpfige Vielherrſchaft, welche unſerer Nation ſchon ſo tiefe Wunden geſchlagen, ein Ende nehmen werde.

Ein entgegengeſetztes Syſtem der Mannszucht befolgte der König von Schweden. Faſt wie ein Vater auf die Erziehung ſeiner Kinder, ſo hatte Guſtav Adolf auf die Heranbildung ſeines Heeres ſeit dem Regierungsantritt die größte Sorgfalt verwendet. Als der teutſche Krieg ausbrach, zwang ihn die Noth, eine große Maſſe fremder Söldner in Dienſte zu nehmen, denn fühlbar war die Entvölkerung in Schweden. Hieraus entſtand Gefahr, daß der Geiſt der alten wohlgezogenen Truppen durch die Neulinge verdorben werde. Guſtav Adolf ſuchte dieſe Klippe dadurch zu umſchiffen, daß er die Truppen aus fremden Nationen durch das Vorbild ſeiner ſchwediſchen Veteranen zur Zucht antrieb, daß er jede Natio-

[1]) Beim Auszuge der Kaiſerlichen aus Landsberg fanden ſich faſt eben ſo viele Huren als Soldaten vor. Geijer III, 182, Note 1.

nalität an ihrer ſchwachen Seite angriff und einen mächtigen Wetteifer, es einander zuvorzuthun, unter allen erweckte. Im Ganzen wurde, ſo lange der König lebte, unter dem ſchwediſchen Heere, obgleich es bunt genug zuſammengeſetzt war, ein gewiſſer Grad von Mannszucht erhalten. Die Kriegsartikel, welche er 1621 veröffentlichte, haben wir oben [1]) mitgetheilt; wir tragen hier nach, [2]) was dort übergangen oder ſpäter erſt verordnet worden iſt. Eine doppelte Grundanſicht beherrſcht und beſtimmt dieſe Vorſchriften Guſtav's: die Kriegführung iſt ein edles Gewerbe, gleichſam eine freie Kunſt, welche den Waffentragenden ehrt und über die gemeinen Laſter der Menge erheben ſoll. Denn Selbſtgefühl und Niederträchtigkeit kann nicht zuſammen beſtehen. Der Krieg darf daher nicht mit größerer Grauſamkeit, als nothwendig in ſeinem Weſen liegt, geführt werden, denn Großmuth, Trotz gegen Widerſpenſtige, Schonung der Schwachen ziemt ſich für den Starken. Weil die Ehre das Element des Soldaten iſt, muß man ihn als ehrenwerth behandeln, keine Strafe kann ihn treffen, welche das Gefühl empört, außer wenn er ſie durch ſchändliche Thaten verdient hat. Zweitens, was ſchwediſche Soldaten erobert haben, das können ſie auch behaupten; ſobald ein Land genommen iſt, gehört es dem Könige, folglich müſſen die Einwohner wie ſchwediſche Unterthanen angeſehen und behandelt werden. Dieß waren die leitenden Grundſätze der ſchwediſchen Kriegsartikel. Sie machten die ſtrengſte Unterwürfigkeit gegen die Obern und blinden Gehorſam zur Pflicht der Soldaten, aber nur im Dienſte, außerhalb deſſelben behält Jeder ſeine bürgerlichen und menſchlichen Rechte. Den Soldaten iſt es ausdrücklich verboten, ihren Obern zu gehorchen, wenn dieſe etwas zum Nachtheile des Königs oder des Reiches befehlen; [3]) denn man traute den Gemeinen ebenſo gut Fähigkeit des Urtheils zu, als den Offizieren. Die Wachen müſſen mit der größten Pünktlichkeit beſorgt werden; wer ſchläft, ſich betrinkt oder den Poſten ohne Ablöſung verläßt, wird mit dem Tode beſtraft; ſo auch jeder, der von der Fahne weicht; wer im freien Felde bei fliegender Fahne ausreißt, darf von jedem Kameraden niedergeſtoßen werden. Wer die Flucht ergreift, während er ſein Seitengewehr noch brauchen kann, wird vor ein Kriegsgericht geſtellt; liegt die Schuld an den Befehlshabern, ſo werden dieſe ſchimpflich aus dem Lager gejagt; ſind es die Gemeinen, welche ihre Pflicht verletzt haben, ſo müſſen ſie looſen, der zehnte Mann wird aufgehenkt, die Uebrigen dienen ohne Fahnen, liegen auſſerhalb des Lagers und müſſen daſſelbe reinigen, bis ſie durch eine heroiſche That ihre Schmach ausgelöſcht haben. Wer ſeine Unſchuld beweiſen kann, geht jedoch frei aus. Niemand ſoll vor einem Sturme zurückweichen, ehe er ſein Seitengewehr gebraucht hat; keine Kompagnie darf eine Schanze verlaſſen, ohne dreimaligen Sturm ausgehalten zu haben. Alle Meuterei, Widerſetzlichkeit und Unterhandlung mit dem Feinde iſt bei

---

[1]) S. 122 flg. — [2]) Rühs a. a. O. 249 flg. — [3]) Dieſer gefährliche Artikel wurde nach des Königs Tode unterdrückt.

Todesſtrafe verpönt. Nur unter drei Bedingungen darf eine Veſtung übergeben werden: wenn Alles verzehrt iſt, wovon ein Menſch leben kann; wenn kein Entſatz zu erwarten ſteht; wenn längere Gegenwehr unmöglich erſcheint, oder der Ort ohnedieß bald fallen muß. Die Waffen ſollen mit größter Sorgfalt in Acht genommen werden, wer ſie verkauft, unterliegt der ſchimpflichſten Strafe. Kein Miſſethäter wird unter des Königs Soldaten geduldet. Raufen, Balgen, Zweikämpfe ſind ſchwer unterſagt, Nothzucht wird mit dem Tode beſtraft. Kein Soldat ſoll ohne Befehl ein Haus, ein Dorf, eine Stadt anzünden, die niederen Offiziere dürfen dieß nicht ohne höhere Erlaubniß geſtatten. Raub und Gewaltthätigkeiten in Freundes Land ſind ſchwer verboten, auch in feindlichem Gebiet ſollen Schutzbriefe bei Todesſtrafe geachtet werden. Niemand darf im freien Felde eher zu plündern anfangen, als bis der Feind völlig geſchlagen iſt, in Städten, bis die Werke beſetzt ſind; auch dann ſoll jedes Regiment nur in demjenigen Quartiere plündern, welches es erobert hat. Selbſt wenn ein Ort mit ſtürmender Hand genommen wird, ſollen Kirchen, Spitäler, öffentliche Gebäude und Mühlen verſchont bleiben. Dem Könige gehören alle Magazine, Munition und Waffen, die in eroberten Städten und Lagern gefunden werden, das Uebrige iſt Soldatenbeute, doch fällt der zehnte Theil dem Lazarethe zu. Die Gefangenen gehören den Truppen, hingegen ſteht dem Könige das Recht zu, ſich angeſehene Perſonen für eine billige Vergütung auszuſuchen. Zur Muſterung muß ſich jeder Soldat einfinden; kein Hauptmann oder Oberſt darf die Reihen mit fremden Leuten anfüllen; wer dieß thut, wird zum Schelmen gemacht und durch die Stockknechte aus dem Lager gejagt. Deßgleichen ſoll Niemand zur Muſterung fremde Pferde oder Waffen leihen. Jeder Soldat kann nur in der Garniſon oder nach beendigtem Feldzuge den Abſchied verlangen, keineswegs wenn der Krieg fortdauert, oder wenn man dem Feinde entgegenrückt. Den Offizieren iſt es zur Pflicht gemacht, für regelmäßige und unverkürzte Ausbezahlung des Soldes Sorge zu tragen; ſollte ſie jedoch durch Umſtände verzögert werden, ſo dürfen die Truppen deßhalb den Dienſt nicht verſagen, ſie ſollen aber unterdeß mit nothdürftiger Koſt verſehen werden. — Für Erhaltung der Ordnung auf Märſchen wie im Lager ſorgten der General-Profoß, der Rumormeiſter, der Ober-Wagen-Meiſter. Erſterem ſtand es zu, die Uebertreter der Kriegsartikel, ſo wie jeden, der eine Mißhandlung verübte, verhaften zu laſſen, alle Regimentsprofoße ſtanden unter ihm, überhaupt war ihm die ganze Polizei im Felde anvertraut, er führte daher die Aufſicht über die Waaren, die von den Marketendern feil geboten wurden, beſtimmte den Marktpreis u. ſ. w. Beim Marſche war er mit ſeinen Häſchern hinten und zu beiden Seiten des Heereszugs, um allen Unordnungen vorzubeugen. Der Rumormeiſter hatte auſſerhalb der Quartiere dieſelben Befugniſſe, wie der Generalgewaltige im Lager; er mußte auf Märſchen immer voran ziehen, die Vorausläufer zurückhalten, und dafür ſorgen, daß vor Ankunft des Heeres nicht geplündert wurde, er durfte einen Verbrecher, den er auf

friſcher That ergriff, ſogleich zur Strafe ziehen. Zu dieſen beiden Beamten kam noch der Oberſt Troß- und Wagenmeiſter, welcher, unterſtützt von den Wagenmeiſtern der Kompagnien, die Aufſicht über das Gepäck führte. Nach dem Heere brach das Geſchütz auf, dann folgte der Troß; jeder Wagen hatte ſeine Stelle, eine Schwadron Reiter durfte deren zehen, eine Fußkompagnie nur zwei mit ſich führen. Für alle Fälle war zum Voraus geſorgt. Hieraus erklärt ſich die außerordentliche Schnelligkeit des ſchwediſchen Heeres. Faſt nie entſtand Verwirrung auf den Märſchen, jeder Soldat fühlte ſich durch die Gewohnheit an ſeinem Platze.

Dem Geiſt der Ehre, der in den ſchwediſchen Kriegsartikeln athmet, ging die Triebfeder der Religion zur Seite. Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen wurde dem Soldaten zur erſten Pflicht gemacht, Fluchen und Läſtern war ſchwer verpönt. Von dem täglichen Gottesdienſt haben wir oben geſprochen. Vor Schlachten wurden die Soldaten mit Gebeten und frommen Liedern zur Tapferkeit entflammt, zur Verachtung des Todes erhoben. Ehre und Glauben ſind jedoch ätheriſche Mittel, ſie reichen nicht aus für den alltäglichen Bedarf. Guſtav Adolf geſtand dieß mit dürren Worten zu, wenn er laut Chemnizen's Zeugniß[1]) in der Anrede an die Offiziere vor der Breitenfelder Schlacht äußerte: „Selig würdet Ihr wohl unter meinem Kommando," ſagt Ihr, „aber nicht reich." Allein auch die Habſucht des Menſchen war im ſchwediſchen Heere wohl in Rechnung gezogen. Das Handgeld ſtieg während des teutſchen Krieges bedeutend. Im Jahr 1617 gab Guſtav Adolf neuen in Holland geworbenen Fußtruppen 8 Thaler Handgeld. Später wurden dem Reiter bis 20, einem Fußgänger 10 Thaler bezahlt. Nur die ſchwediſchen Truppen wurden ausgehoben, die teutſchen alle geworben. Guſtav Adolf liebte gezwungene Soldaten nicht, er pflegte zu ſagen, das ſey ein ſchlechter Jagdhund, den man zum Jagen nöthigen müſſe. Die Höhe des Soldes ſtand mit dem Handgelde im Verhältniß. Nach des Lord Rhea Angabe bei Harte[2]) erhielt ein Fußregiment während des teutſchen Krieges monatlich folgende Bezahlung: der Oberſt 184 Thaler, der Oberſtlieutenant 80, der Oberſtwachtmeiſter 61, der Regimentsquartiermeiſter 30, ein Hauptmann 61, ein Lieutenant 30, ein Fähnderich 30, ein Feldwebel 9, der Führer, der Quartiermeiſter, der Muſterſchreiber, der Roſtmeiſter je 7, Trommler und Pfeifer je 4, jeder Korporal 6, jeder Rottmeiſter 5, jeder Gefreite 4, jeder Gemeine 3½, 18 Uebervollzählige je 3 Thaler. Der Civilſtab des Regiments erhielt folgenden Gehalt: zwei Regimentsgeiſtliche je 18 Thaler monatlich, zwei Richter je 30, vier Wundärzte jeder 12, vier Profoße jeder 12, der Regimentsſchreiber 30, der Gerichtsſchreiber 18, der Gerichtsſchulze 18, zwei Häſcher jeder 3, der Scharfrichter 7 Thaler. Nach ſchwediſchen Quellen bei Rühs[3]) bekam ein Rittmeiſter von geworbenen Drago-

[1]) Siehe oben S. 856. — [2]) Leben Guſtav's II. B. Anhang S. 65 flg. — [3]) a. a. O. S. 244.

nern monatlich 100, der Lieutenant 40, der Fähnderich 30, jeder Korporal 20, jeder Gemeine 15 Thaler. Wir haben bereits geſagt, daß die Reiter bei beiden Heeren Roſſe und Bewaffnung ſelbſt mitbrachten, doch duldete Guſtav Adolf weniger Beipferde, daher der ſchwediſche Troß kleiner war, als bei den kaiſerlichen Heeren. Büßte ein Reiter ſein Pferd ein, ſo ward ihm geſtattet, mit ſeinem Reiterſold drei Monate zu Fuße zu dienen, dann mußte er ſich ein neues ſelbſt anſchaffen. Von geworbenen Küraſſiren erhielt ein Rittmeiſter 100, der Lieutenant und Fähnderich jeder 30, der Korporal 30, der Gemeine 20 Thaler des Monats. Die Ausbezahlung des Soldes war regelmäßiger bei den Schweden, als bei den Kaiſerlichen, ſie erfolgte gewöhnlich dreimal des Monats, den erſten, den eilften und den einundzwanzigſten. Hiezu kamen noch auſſerordentliche Belohnungen. Wenn eine Kompagnie ſich ausgezeichnet hatte, erhielt ſie oft einen monatlichen Sold, die Thaten Einzelner wurden durch Geldgeſchenke, durch höhere Grade anerkannt. Nie beförderte Guſtav Adolf einen gemeinen Soldaten zum Offizier, ohne ihn zugleich auszuſtatten, ſo daß Armuth für das Verdienſt kein Hinderniß war, eine glänzende Stelle anzunehmen. Noch größere Befriedigung als die Geldgier fand die Herrſchſucht im ſchwediſchen Heere. Eine vielgegliederte Hierarchie erſtreckte ſich bis auf die niederen Grade. Bei dem Fußvolk war je der ſechste Mann Gefreiter, der zwölfte Rottmeiſter, der 25ſte Korporal. Von den höheren Stellen haben wir oben ſchon daſſelbe geſagt. Seit der Zuſammenziehung zweier ſchwachen Regimenter in eine Brigade gab es zwei Oberſte, zwei Oberſtlieutenant, zwei Oberſtwachtmeiſter bei jeder ſolchen Abtheilung von 13—1400 Mann. Welche Ausſicht für den Ehrgeiz! [1]) Sicher machte jedes Verdienſt ſeine Laufbahn, wenn es einigermaßen vom Glücke begünſtigt war. Uebrigens fand dieß faſt eben ſo gut bei den kaiſerlichen Heeren ſtatt, als bei dem ſchwediſchen. Die alltäglichen Mittel der Größe, hohe Geburt, Schmeichelei, Gunſt bei Hofe, wirkten wenig mehr, die Natur trat in ihre Rechte ein, wie ſpäter in der franzöſiſchen Revolution. Im Laufe dieſes fürchterlichen Krieges wurden die Familienkinder, Günſtlinge der Prinzen und Miniſter geſtürzt oder vom Schwerdte verſchlungen, dagegen ſah man die auffallendſten Glückwechſel von unten nach oben. Die Bauernhütte, die Handwerkſtätte, die Schreibſtube lieferte Marſchälle und Generale. Johann von Werth war früher ein Bauer, General Beck ein Schäfer, Stallhantſch ein Bedienter, Aldringen ein Lakai, ein Schreiber, ein Feldmarſchall. [2]) Tilly, Wallenſtein, Pappenheim gehörten dem niederen Adel an, ſie verdankten Nichts ihren Ahnen, Alles ſich ſelbſt. Oxenſtierna hegte die größte Abneigung, die Kriegsgewalt hochgebornen teutſchen Herren anzuvertrauen, er hatte aus Guſtav Adolf's Erfahrungen gelernt, wie ungern dieſelben gehorchten. Der König gebrauchte ſie, ſo lange er die

[1]) Man ſehe von der Decken II, 112 flg. — [2]) Harte II. B. Einleitung S. XXVIII.

Maske eines Retters der teutſchen Freiheit vorzunehmen für gut fand, ſpäter würde er es gemacht haben wie ſein Kanzler. In beiden Heeren gab es wenige Oberſte, die nicht von der Pike auf gedient hätten. Bei den Schweden fand das Verdienſt noch leichter Anerkennung, weil der König überall zugegen und der beſte Kampfrichter war. Auch im friedlichen Verkehre hatten Guſtav Adolf's Soldaten Gelegenheit, ihren Werth geltend zu machen. Er zog die Offiziere ohne allen Unterſchied an ſeine Tafel, ängſtliches Ceremoniell war dabei verbannt, niedrige Schmeichelei wurde mit Hohn und Verachtung abgelohnt. Bei Gaſtmählern, wenn der reichlich geſpendete Rheinwein die Zungen löste, und den wahren Menſchen hinter dem angenommenen hervortreten ließ, liebte es Guſtav Adolf, die Charaktere zu erforſchen, und nach ſeinen Beobachtungen zog er dann Einzelne hervor. [1]) Iſt es ein Wunder, daß bei ſolchen Einrichtungen das Glück überall die ſchwediſchen Waffen begleitete!

Mit dem Schwerte des Feldherrn ſoll die Feder des Staatsmannes Hand in Hand gehen. Guſtav Adolf führte die großen Geſchäfte während des teutſchen Kriegs Anfangs allein, ſpäter im Vereine mit Oxenſtierna. Schon war damals die Kunſt bekannt, wichtige Angelegenheiten durch Vermittlung untergeordneter Beamten zu beſorgen, die man preisgeben konnte, wenn das Reſultat nicht gefiel. Faſt nie unterhandelte Guſtav Adolf mit teutſchen Reichsſtänden perſönlich, ſondern immer durch Sekretäre, an welche jene gewieſen wurden. Die größte Verſchwiegenheit zeichnete das ſchwediſche Kabinet aus, unaufhörlich klagten die franzöſiſchen Geſandten darüber, daß es ihnen trotz aller Bemühungen unmöglich ſey in die eigentlichen Abſichten der ſchwediſchen Regierung einzudringen. Mit den kleinen teutſchen Höfen verhielt es ſich freilich anders, ihre Geheimniſſe waren ſo gut aufbewahrt, als Waſſer in einem Sieb. Das macht, weil ſie ein verſchiedenes Syſtem befolgten. Letztere knauſerten — wie gewöhnlich bei Anſtellung eigener Unterthanen — mit den Gehalten ihrer politiſchen Agenten. Guſtav Adolf dagegen wie Oxenſtierna verfuhr nicht nur bei der Auswahl der Geſchäftsleute mit großer Umſicht, ſondern er bezahlte ſie auch ſehr hoch, um ſie deſto weniger der Verführung auszuſetzen. Namentlich brauchte der König und ſein Kanzler jenes berühmte Mittel, das der Diplomatie oft einen ſo unverdienten Anſchein von Weisheit gibt, die Beſtechung in großem Maßſtabe. Ein Netz ſchwediſcher Geſandten und Spione, die unter einander und mit dem Reichskanzler in Verbindung ſtanden, war über die europäiſchen Höfe ausgebreitet. Sie hatten die Vollmacht, kein Geld zu ſparen, wo es galt, einflußreiche Perſonen, Weiber ſo gut als Männer, für das ſchwediſche Intereſſe zu gewinnen. So ſetzte ſich der ſchwediſche Reſident in Kopenhagen, Fegräus, mittelſt großer Geldſummen in genauen Verkehr mit der Geliebten des Königs Chriſtian IV., Chriſtina Munk; durch ſie erfuhr er die geheimſten Plane

[1]) Rühs S. 161.

des däniſchen Kabinets, ehe ſie reif waren. [1]) Wie Guſtav Adolf die freudige Stimmung bei Gaſtmählern benützte, um den Charakter ſeiner eigenen Offiziere zu ergründen, ſo nahm er öfters den Gott des Weins zu Hilfe, um fremden Miniſtern und Offizieren, die wegen Unterhandlungen in ſein Lager kamen, die Geheimniſſe zu entlocken. Unter ſeinen Kriegsoberſten war ein Schotte, Sir Patrik Ruthven, der übermäßig viel ertragen konnte, und doch den Verſtand immer beiſammen behielt. Mehr als einmal zog dieſer Mann fremden Gäſten, denen man ihn als Zechbruder zugeſellt hatte, die Würmer aus der Naſe. [2])

Zweites Capitel.

Ränke des franzöſiſchen Kabinets. Des Königs geheime Plane enthüllen ſich. Sein Betragen gegen den Kurpfälzer, den Herzog von Wolfenbüttel und die übrige teutſche Ariſtokratie.

Wir verließen den König von Schweden während einer kurzen Waffenruhe, die er ſeinen Soldaten nicht bloß um ihrer Bequemlichkeit halber bewilligt hatte. Die Früchte von Richelieu's Saat waren reicher aufgegangen, als den Franzoſen lieb ſeyn konnte. Sie begannen eiferſüchtig auf Guſtav Adolf zu werden, und das mit Recht, denn ſtatt Oeſtreichs, das nur durch Wallenſtein furchtbar war, hatten ſie jetzt den erſten Helden des Jahrhunderts zum Gränznachbar. Ob der Kardinal es in der Stille nicht bereut haben mag, daß er dem König die goldene Brücke nach Teutſchland baute! Ludwig XIII., ſein Gebieter, war nicht ohne Andacht, und dieſe Eigenſchaft wurde mit Nachdruck benützt. Der verjagte Biſchof von Würzburg hatte ſich als Geſandter der Liga an das franzöſiſche Hoflager nach Metz begeben, und beſtürmte den König von Frankreich mit Klagen, daß die katholiſche Religion in Teutſchland, ja in Europa ſich in Folge der Maaßregeln des Kardinals zum Untergange neige. Die Neider des erſten Miniſters arbeiteten in gleichem Sinne. Richelieu mußte ſeinen Feinden den Mund ſtopfen. In einer geheimen Konferenz äußerte er [3]) gegen den Biſchof von Würzburg: „Ich weiß gewiß, daß der König von Schweden es nur gegen den Kaiſer abgeſehen hat. Wenn er zugleich die Fürſten der katholiſchen Liga angreift, ſo geſchieht dieß nur darum, weil Ihr nicht nur des Kaiſers Heer mit Schieß- und Mundbedarf verſorgt, ſondern auch Eure eigenen Truppen unter ſeine Fahnen ſtellt. Sobald Ihr den Wiener Hof verlaſſet und ſtrenge Neutralität beobachtet, ſo ſeyd Ihr geborgen; der König von Schweden wird

---

[1]) Rühs 220 flg. — [2]) Harte II, 191. — [3]) Nach Arkenholz Staatspapieren bei Mauvillon S. 434 und 436.

Euch als befreundete Fürſten behandeln, Ihr werdet das Verlorne wieder erhalten, und Eure Staaten ſind vor Gefahr geſichert. Beſteht hingegen die katholiſche Liga, wie bisher, darauf, dem Kaiſer Vorſchub zu leiſten, ſo iſt es eine thörichte Forderung, daß der König von Schweden Fürſten ſchonen ſolle, die ſeine erklärten Feinde ſind. Ihr verſteht Euren eigenen Vortheil nicht, indem Ihr euch für Habsburg aufopfert. Dieſes Haus ſucht ſeine eigene Größe, und wird Euch alle, Katholiken wie Proteſtanten, erdrücken, wenn es nicht auf der Bahn der Ehrſucht gewaltſam gehemmt wird." Dieſelbe Erklärung gab der Kardinal dem bairiſchen Geſandten Küttner, der ſich ebenfalls in Metz eingefunden hatte. Gegen Baiern waren ſchon früher noch ſtärkere Schrauben angeſetzt worden. Nach langem Zögern hatte Kurfürſt Maximilian im Sommer 1631 mit der Krone Frankreich ein Bündniß [1]) abgeſchloſſen, deſſen weſentliche Beſtimmungen ſo lauteten: „Zwiſchen ſeiner allerchriſtlichſten Majeſtät und dem Kurfürſten ſoll redliche und gute Freundſchaft ſeyn auf acht Jahre. Kraft derſelben macht ſich die Krone Frankreich verbindlich, mit 9000 Mann zu Fuß, 2000 zu Roß und verhältnißmäßigem Geſchütz den Kurfürſten von Baiern und ſeine Erblande, wie die von ihm gemachten Eroberungen zu vertheidigen, im Falle ein feindlicher Angriff erfolgt. Es ſteht jedoch dem Kurfürſten frei, ſtatt dieſer Soldaten ſo viel Geld zu fordern, als nöthig iſt, um die bezeichnete Zahl von Mannſchaft ſammt dem dazu gehörigen Geſchütz aufzubringen. Andererſeits verpflichtet ſich Baiern, der Krone Frankreich, ſobald ihr Gefahr droht, mit 3000 Mann zu Fuß, 1000 Reitern und grobem Geſchütz zu Hülfe zu ziehen. Beide Theile verſprechen einander alles Gute zu erweiſen und Schaden abzuwehren, namentlich wird die Krone Frankreich das bairiſche Haus im Beſitze der Kurwürde aufrecht erhalten." Noch war ausbedungen, daß vorliegendes Bündniß für Jedermann, namentlich für Schweden und Oeſtreich, ein Geheimniß bleiben ſolle. Der Traktat wurde von dem Kurfürſten am 8. Mai n. St. in München, von dem franzöſiſchen Könige den 30. deſſelben Monats zu Fontainebleau unterzeichnet. Sobald nun Guſtav Adolf in Folge der Breitenfelder Schlacht ſich den Ländern der Liga näherte, verlangte Maximilian mit Hinweiſung auf dieſes Bündniß die vertragsmäßige Hülfe. Allein Richelieu erklärte im Spätherbſt 1631 den bairiſchen Bevollmächtigten: „Kurfürſt Maximilian ſcheine jenem Vertrage eine falſche Deutung zu geben, es ſey ein bloßes Schutzbündniß und finde keine Anwendung auf die gegenwärtigen Umſtände, da Tilly durch ſeine Angriffe auf Guſtav Adolf, der gleichfalls ein Verbündeter Frankreichs ſey, die Waffen der Schweden herausgefordert habe. Noch immer ſtehe dem Kurfürſten die früher angebotene Neutralität offen, er dürfe nur zugreifen." Im November 1631 wurde Charnacé abermal nach München geſchickt [2]), mit dem

---

[1]) Londorp acta publica IV, 216. — [2]) Die Beweiſe bei Aretin B. a. B. I, 303 flg.

Auftrage, Maximilian zu beſtimmen, daß er für ſich und die Liga einen Neutralitätsvertrag mit dem Schwedenkönige abſchließe. Der bairiſche Kurfürſt befand ſich damals in einer verzweifelten Lage: von den Genoſſen der Liga konnte er keinen Beiſtand erwarten, denn die meiſten hatten ſelbſt den Feind auf dem Halſe. Zu einer auf den $^4/_{14}$. Dezember nach Ingolſtadt ausgeſchriebenen Verſammlung erſchienen nur wenige. Das Heer der Liga war bis auf 5000 Mann herabgeſchmolzen [1]). Er mußte daher nothgedrungen ſich auf Unterhandlungen mit dem Schweden einlaſſen. Maximilian übergab dem Franzoſen Charnacé einen von ihm unterzeichneten Entwurf eines Neutralitätvertrags mit der Weiſung, dieſes Aktenſtück dem Könige von Schweden zu überbringen [2]), zugleich ſchickte er den Kriegsrath Küttner an den franzöſiſchen Hof, um dort die Sache weiter zu betreiben. Küttner traf zu Metz, wo ſich zu jener Zeit der König von Frankreich befand, mit dem Biſchofe von Würzburg und Geſchäftsträgern der Kurfürſten von Mainz und Trier zuſammen. Den Beſcheid, welche ihnen damals Richelieu gab, haben wir bereits mitgetheilt. Noch war übrig den König von Schweden zu bewegen, daß er den Mitgliedern der Liga die Neutralität, welche dieſe anzunehmen bereit ſchienen, wirklich gewähre. Zu dieſem Zwecke wurde der Marquis de Brezé, ein Schwager des Kardinals, nach Mainz zum Könige von Schweden beordert. Außer der Neutralität für die teutſchen Reichsfürſten hatte er noch einige andere Aufträge zu beſorgen. Brezé ſollte den König einladen ſeine Waffen nicht gegen das Elſaß zu wenden, da die franzöſiſche Krone dieſe Provinz, welche ſchon in den Zeiten des Königs Dagobert zum Frankenreiche gehört habe [3]), ſelbſt einzunehmen gedenke. Nach Khevenhiller's Zeugniß [4]) antwortete Guſtav: „ich bin nicht gekommen als Verräther ſondern als Beſchützer des Reichs, deßwegen kann ich nicht zugeben, daß eine Stadt oder Landſchaft davon abgeriſſen werde.“ Als nun Brezé wenigſtens verlangte, daß das bereits auf der lothringſchen Gränze verſammelte franzöſiſche Heer nach Teutſchland vorrücken und die Schweden unterſtützen möge, wies der König dieſes Anſinnen ab, indem er laut einer geheimen ſchwediſchen Quelle [5]) äußerte: „ich zweifle ſehr, ob zwei ſo verſchiedene Heere ſich in Teutſchland mit einander vertragen könnten; weit beſſer wird es gethan ſeyn, wenn ſeine allerchriſtlichſte Majeſtät die Spanier in Katalonien oder anderswo angreift, und den Krieg in Teutſchland mir allein überläßt, der ich auf eigene Fauſt fertig zu werden gedenke.“ Richelieu ſchweigt zwar in ſeinen Denkwürdigkeiten von dieſen Verhandlungen, doch ſchließt Das, was er eingeſteht, die Wahrheit der teutſchen und ſchwediſchen Berichte keineswegs aus. Er ſagt [6]) nämlich: „Brezé hatte ziemliche Mühe, den König zu vermö-

[1]) Aretin a. a. O. S. 305. — [2]) Richelieu mémoires VII, 31. — [3]) Ganz die Sprache aus der Zeit der ſpäteren Reunionen. — [4]) XII, 337. — [5]) Mauvillon S. 436 oben. — [6]) Mémoires VII, 50 unten flg.

gen, daß er auf weiteres Vordringen ins Elſaß verzichte. Zuletzt verſtand ſich jedoch Guſtav Adolf dazu die Sachen daſelbſt in dem Stande zu belaſſen, in welchem ſie waren.“ Nach unſerem Gefühl vertragen ſich dieſe Worte ſehr gut mit jenen Ausſagen dieſſeitiger Berichterſtatter. Etwas mehr Nachgiebigkeit bewies Guſtav in Beziehung auf die Neutralitätsfrage, doch nur zum Scheine. Er wies den Entwurf des Kurfürſten von Baiern zurück, bot dagegen das Gewünſchte unter folgenden Bedingungen [1]) an: 1) „Der Herzog von Baiern und die übrigen Mitglieder der Liga enthalten ſich aller Feindſeligkeiten ſowohl gegen den König von Schweden als auch gegen ſeine Verbündete, die proteſtantiſchen Fürſten und Stände. 2) Sie geben den evangeliſchen Ständen alle und jede ſeit dem Jahr 1618 in Niederſachſen genommenen Veſtungen, Städte, Provinzen in dem Zuſtand heraus, in welchem beſagte Veſtungen vor dem Kriege geweſen. 3) Sie ziehen alle ihre Truppen aus den proteſtantiſchen Gebieten zurück. 4) Das ganze Heer der verbundenen katholiſchen Fürſten darf die Stärke von 12,000 Mann nicht überſchreiten, auch nicht zuſammengezogen werden, ſondern ſoll in die Städte und Dörfer bemeldeter Fürſten aus einander verlegt werden. 5) Der Herzog von Baiern und ſeine Verbündete ſollen nach Abdankung ihrer eigenen Truppen weder öffentlich noch heimlich geſtatten, daß kaiſerliche Soldaten in ihren Ländern eingelagert werden, deßgleichen dürfen ſie dem Kaiſer keine Werbplätze gewähren oder ſonſt Vorſchub thun. 6) Die Durchzüge ſollen jeder Parthei nach Beſchaffenheit der Umſtände verweigert oder geſtattet ſeyn, Letzteres jedoch ohne Schaden für Denjenigen, welchem die durchzogenen Länder gehören. 7) Seinerſeits verpflichtet ſich der König, wider den Herzog von Baiern und diejenigen katholiſchen Fürſten, deren Beſitzungen von den Schweden nicht bereits erobert ſind, keine Feindſeligkeiten mehr auszuüben, noch dieſelben mit irgend welchen Kriegslaſten zu beſchweren; doch bleibt der Biſchof von Bamberg (faſt der einzige, der noch im Beſitze ſeiner Güter war) hievon ausgeſchloſſen. 8) Die vom ſchwediſchen Heere in der Unterpfalz eroberten Plätze werden dem Herzoge von Baiern übergeben, welcher ſie bis zur gütlichen Verſtändigung mit dem Kurpfälzer behalten darf; ein Vergleich ſoll deßhalb unter Vermittlung der Könige von Frankreich und England eheſtens abgeſchloſſen werden. Von obiger Abtretung der pfälziſchen Orte bleibt jedoch Speier (die Kaiſerſtadt am Rheine) ausgenommen, welche der König für ſich ſelbſt behalten will. 9) Der Herzog von Baiern und ſeine Verbündete überliefern dagegen die von ihnen früher eroberten Provinzen bis zur allgemeinen Entſcheidung in die Hände des Königs von Schweden; ſie dürfen nur diejenigen Orte zurückfordern, die ihnen wirklich früher gehörten. 10) Alle unter dem Schutz des Königs von Schweden ſtehenden evangeliſchen Stände, Fürſten, Grafen, Edle, Städte, Gemeinden, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen, dürfen in keiner Art

[1]) **Londorp acta publica IV, 278 flg. Chemniz I, 276, b. flg.**

weder öffentlich noch heimlich verfolgt werden. 11) Handel und Verkehr zwiſchen den beiderſeitigen Unterthanen iſt völlig frei. 12) Die Gefangenen, namentlich der lutheriſche Biſchof von Magdeburg, werden ſogleich und ohne Löſegeld in Freiheit geſetzt [1]). 13) Zu größerer Sicherheit übernimmt der König von Frankreich die Bürgſchaft, daß der Herzog von Baiern und ſeine Verbündete dieſe Neutralität heilig halten werden. Verfährt einer derſelben dem Vertrag zuwider, ſo wird er ſogleich von Schweden und Frankreich als Feind behandelt, und mit den Waffen zum Gehorſam gezwungen.“

Charnacé übernahm es, innerhalb der nächſten 14 Tage den Kurfüſten von Baiern zur Genehmigung dieſer Artikel zu bewegen. Auf ſein Geſuch erklärte ſich Guſtav bereit [2]), während ſolcher Friſt Waffenſtillſtand gegen folgende Bedingniſſe zu gewähren: „der Graf Pappenheim räumt unverweilt Weſtphalen und das Erzſtift Magdeburg. Der Herzog von Baiern und ſeine Verbündete ziehen alle in Böhmen befindlichen Truppen zurück, und verüben vom Tage der Bekanntmachung an keine Feindſeligkeiten mehr, dagegen bleibt es den Schweden unbenommen, alle Plätze, welche ſie gegenwärtig blokiren, noch ferner zu belagern, ohne daß ſolches als Uebertretung des Waffenſtillſtandes angeſehen werden darf.“ Charnacé gieng nach München, von dort ſchrieb er an den König, daß er gegründete Hoffnung habe, Alles in das gewünſchte Geleiſe zu bringen. Allein während des Waffenſtillſtandes fingen ſchwediſche Streifpartheien einen Brief des Kurfürſten an Pappenheim auf, worin er denſelben ermächtigte, zu Fortſetzung des Kriegs 100,000 Thaler auf ſeine Rechnung bei Cölner Kaufleuten zu entlehnen [3]). Der Beweis war alſo geliefert, daß Maximilian keineswegs geſonnen ſey, abzuſchließen. Wie hätte er auch einen Vertrag annehmen können, der ihn um Alles, was er bisher errungen, brachte, ganz in die Hände des Schweden gab, von der ſtolzen Stellung eines Partheihauptes herabwarf und zur Rolle des Verräthers an einer bisher glorreich vertheidigten Sache erniedrigte. Der Kurfürſt beklagte ſich aufs Bitterſte beim franzöſiſchen Hofe über die Härte der Bedingungen Guſtav's. Von Neuem durch Richelieu bedrängt, bewilligte Guſtav abermals 8 Tage zu weiteren Unterhandlungen [4]). Allein Guſtav wollte nicht nachgeben, Maximilian konnte nicht. Beide Theile griefen daher wieder zum Schwert. Nichtsdeſtoweniger ſchloßen einige katholiſche Stände abgeſonderte Verträge mit dem Schweden, vor Allen der Kurfürſt von Trier, bis dahin Mitglied der Liga, aber ſchon längſt an die Franzoſen verkauft. Im Laufe des Januars ſchickte [5]) dieſer

[1]) Da während der Unterhandlungen mit Brezé die Nachricht einlief, daß Chriſtian Wilhelm katholiſch geworden ſey, ließ Guſtav dieſen Artikel fallen. — Chemnitz I, 277, a. — [2]) Chemnitz I, 277, b. — [3]) Chemnitz I, 278. Khevenhiller XII, 76. — [4]) Mémoires de Richelieu VII, 44. 46. [5]) Theatrum Europ. II, 531, b. Khevenhiller XII, 77. Mauvillon histoire de Gustave Adolphe S. 445 flg.

bepurpurte Prieſter einen Beamten an den König nach Mainz mit einem Schreiben, worin er Nachricht gab, daß er mit Genehmigung des Königs von Frankreich die Neutralität ergriffen, ſich und ſein Land unter den Schutz dieſer Macht geſtellt habe, und daß der allerchriſtlichſte Monarch ein Heer von 40,000 Mann in das Kurſtift einrücken laſſen werde, um daſſelbe wider alle feindliche Angriffe zu vertheidigen. „Dieſer Vertrag,“ hieß es weiter in dem Schreiben, „trete jedoch den Rechten Schwedens nicht zu nahe, weil Guſtav Adolf auf Vermittelung der franzöſiſchen Krone in die Neutralität des Kurfürſten gewilligt hätte.“ Um das Erſtaunen des Königs über dieſe Anzeige zu begreifen, muß man wiſſen, daß er dem Kurfürſten von Trier die Neutralität blos unter der Bedingung angeboten hatte: wenn den Schweden freier Paß über die Brücke bei Koblenz verſtattet, wenn die Veſtung Ehrenbreitſtein ihnen eingeräumt werde, wenn das kurtrieriſche Gebiet eine beſtimmte Summe an die ſchwediſche Kriegskaſſe bezahle. Guſtav Adolf machte ſeinem Unwillen in einem Briefe an den Kurfürſten Luft, worin es unter Anderem heißt: „es iſt uns höchſt befremdlich, daß Euer Liebden nicht nur unſern Soldaten Quartier verweigern, ſondern uns ſogar mit dem Zorne des Königs von Frankreich drohen, der Ihre Lande angeblich in ſeinen Schutz genommen haben ſoll. Wir erſtaunen um ſo mehr über dieſe Behauptung, da wir unmöglich glauben können, daß die Krone Frankreich, unſere Verbündete, den ſchwediſchen Waffen Hinderniſſe in den Weg legen wolle. Sollte ſich indeß die Sache, wider Vermuthen, wirklich ſo verhalten, ſo bleibt uns nichts übrig, als unſer Recht Gott zu befehlen. Wir hoffen zu ſeiner Zeit darzuthun, daß wir nicht gewohnt ſind, uns verächtlich begegnen zu laſſen. Schickt Frankreich Euer Liebden 40,000 Mann zu Hülfe, ſo mögen Sie für deren Unterhalt ſorgen, und zugleich bedenken, daß auch ein ſchwediſches Heer nachkommen wird. — Euer Liebden Abgeordneter hat uns zwar bereden wollen, daß Sie den Frieden beſtändig gewünſcht, und keinen thätigen Antheil am katholiſchen Bunde genommen hätten. Allein wenn auch Euer Liebden mir Solches hundertmal mit einem Eide betheuerten, würde ich es doch nicht glauben. Zu gut erinnern wir uns des Streiches, den der Biſchof von Bamberg geſpielt hat; wir werden den Eidſchwüren und Verſprechungen von Prieſtern und Mönchen nimmermehr trauen.“ Man ſieht, Richelieu hatte es verſucht, die Verlegenheiten der katholiſchen Fürſten für franzöſiſche Rechnung auszubeuten. Doch gelang es ihm nicht. Als der Kurfürſt Miene machte, die Franzoſen in die Veſtungen des Erzſprengels aufzunehmen, widerſetzte ſich das Domkapitel und öffnete Trier wie Koblenz den Spaniern. Mit Gewalt mußten dieſelben gemeinſchaftlich von den Franzoſen und Schweden vertrieben werden, dann blieb zwar der Ehrenbreitſtein den erſtern, allein auch die Schweden erhielten freien Durchzug und Quartier im Kurſtaate. Dem Kurfürſten ſelbſt trug ſein Verrath ſchlechte

Früchte. Er wurde bis an ſeinen 1652 eingetretenen Tod von Oeſtreich unabläßig verfolgt.

Nächſt Trier bewarben ſich Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg und die Stadt Cöln um Neutralität. Aber der König ſtellte Beiden ſolche Bedingungen, daß nichts daraus werden konnte [1]). So zerſchlug ſich die Sache. Hingegen zog die katholiſche Parthei aus dieſen vergeblichen Unterhandlungen wenigſtens den Vortheil, daß ſie Guſtav Adolf zwang, mit dem Geheimniß ſeiner wahren Abſichten hervorzutreten. Der Kurfürſt vom Mainz hatte vom Kaiſer Vollmacht gefordert und erhalten, dem Schwedenkönige Friedensanträge zu machen. Aus Rückſicht auf die öffentliche Meinung Teutſchlands mußte Guſtav dieſe Vorſchläge beachten. Er bot den Frieden unter folgenden Bedingungen an: 1) das Reſtitutionsedikt iſt null und nichtig. 2) Beide Religionen, die evangeliſche und katholiſche, werden in Stadt und Land geduldet. 3) Böhmen, Mähren und Schleſien werden in ihren vorigen Stand geſetzt, alle Verbannten kehren zurück zu ihren Gütern. 4) Der Kurfürſt von der Pfalz, Friedrich V., erhält ſeine verlorenen Staaten wieder. 5) Der Kurhut wird ihm zurückerſtattet, und dagegen dem Herzoge von Baiern abgenommen. 6) Die Uebung der evangeliſchen Religion wird in Augsburg hergeſtellt, die Stadt erhält ihre vormaligen Freiheiten wieder. 7) Alle Jeſuiten ſind, als Störer des allgemeinen Friedens, als Urheber der gegenwärtigen Unruhen, für immer aus dem Reiche verbannt. 8) Damit das Reich in blühenden Stand komme, und beide Religionen verträglich neben einander wohnen, müſſen Evangeliſche wie Katholiſche ohne Unterſchied in jedes Stift aufgenommen werden. 9) Die Klöſter im Herzogthum Würtemberg, die wider alles Recht in vorigen Jahren von den Katholiken weggenommen worden ſind, werden in den früheren Stand geſetzt. 10) Aus Dankbarkeit für die Rettung des teutſchen Reichs ſoll ihre königliche Majeſtät von Schweden zum römiſchen Könige gewählt werden. 11) Alle in den Reichsſtädten und im Herzogthum Württemberg durch das Reſtitutionsedikt veranlaßten Unkoſten müſſen erſtattet werden. 12) In die Stiftskirchen werden eben ſo viel lutheriſche als katholiſche Chorherrn aufgenommen.“

Die Verfaſſer des Theatrum europäum [2]), wie Khevenhiller [3]) geben dieſe Forderungen in der angeführten Geſtalt. Richelieu theilt dieſelben gleichfalls in allgemeinen Umriſſen mit [4]), läßt aber den 10ten und zugleich wichtigſten Artikel weg. Warum er dieß that, iſt ſchwer zu enträthſeln. Vielleicht hatte Guſtav dieſen Punkt vor den Katholiken verborgen, und nur den Proteſtanten ſeiner Parthei eröffnet. In keinem Fall kann das Stillſchweigen des Kardinals als Verdachtsgrund gegen die Aechtheit der Forderung gebraucht werden. Zu viele Beweiſe liegen vor, daß er nach der teutſchen Kaiſerkrone ſtrebte, und dieſe ſeine geheime Ab-

---

[1]) Chemniz I, 279. — [2]) II, 536, b flg. — [3]) XII, 86 flg. — [4]) Mémoires VII. 45.

ſicht konnte er bei jenem Anlaſſe unmöglich zurückhalten. Hat er doch bei andern minder ſchicklichen Gelegenheiten den Wunſch ſeines Herzens geoffenbart. Wir werden unten zeigen, wie unverholen er gegen die Nürnberger Patrizier ſeine Begierde nach der teutſchen Krone ausſprach. Dieſelbe Abſicht verrieth ſein Betragen gegen Friedrich V. von der Pfalz. Dieſer gefallene Herr hatte ſich auf Guſtav Adolf's Einladung in Frankfurt eingefunden. Der König ließ ihn mit großen Ehren empfangen, und behandelte ihn als Majeſtät, wahrſcheinlich zum Erſatz dafür, daß er Nichts vom Weſen des Königthums, kein Land und keine Leute zurückempfing. Trotz aller Hoffnungen, die dem Unglücklichen gemacht wurden, geſchah Nichts für ſeine Herſtellung, obgleich Guſtav Adolf faſt die ganze Rheinpfalz, mit Ausnahme der Stadt Heidelberg, in ſeiner Gewalt hatte. Der engliſche Geſandte Vane bat dringend für den Schwager ſeines Gebieters. Guſtav Adolf antwortete mit Klagen über den Frieden, den König Karl I. vor Kurzem mit Spanien geſchloſſen, ohne dabei etwas für den Kurfürſten zu thun. Die Spanier ſeyen es, welche die Lande des vertriebenen Fürſten beſäßen, von ihnen hätte man die Wiederherſtellung deſſelben ausbedingen ſollen. Als nun der Geſandte erwiederte, ihre königliche Majeſtät von Schweden hätte in hundert Manifeſten ſich anheiſchig gemacht, ſämmtliche vom Kaiſer verfolgte Fürſten wieder in ihre Staaten einzuſetzen, jetzt, da die Gelegenheit ſo günſtig ſey, möchte mit dem Unglücklichſten von Allen, dem Kurpfälzer, der Anfang gemacht werden: brauste Guſtav Adolf, dem es nicht angenehm war, wenn man ihn an frühere Verſprechungen erinnerte, zornig auf, ſagte dem erſchrockenen engliſchen Höfling ins Angeſicht, daß er ihn für einen verkappten Spanier halte. „Dennoch,“ fuhr er fort, „bin ich bereit, den Kurfürſten wieder in ſeine Staaten einzuſetzen, aber nur dann, wenn der König, Euer Herr, ein Bündniß wider Spanien mit mir ſchließt, und zu meiner Verfügung eine Heeresabtheilung von 12,000 Engländern ſtellt, welche die Krone England unterhalten muß. Unter dieſer Bedingung verpflichte ich mich, die Spanier und den Herzog von Baiern ſo weit zu bringen, daß ſie alle dem kurpfälziſchen Hauſe entriſſene Lande wieder herausgeben müſſen.“ Vane entſchuldigte ſich, daß er keine Vollmacht zum Abſchluß eines ſolchen Bündniſſes habe. „Wenn dieß der Fall iſt,“ entgegnete der König, „ſo ſpart alle weitere Mühe, mich zur Wiederherſtellung des Königs von Böhmen zu bewegen. Ihr kommt zu ſpät, in meinem Vertrage mit Frankreich habe ich dem Herzog von Baiern Neutralität zugeſtanden.“

Höchſt mißvergnügt über den Erfolg ſeiner Sendung zog Vane aus dem königlichen Hoflager ab [1]). Man muß geſtehen, es war ein wenig ſtark, daß England, welches für den Pfälzer faſt gar nichts gethan, von dem Könige von Schweden eine ſo weitgetriebene Großmuth verlangte. Mit ſeinem Schwerte und Bogen hatte Guſtav Adolf die Pfalz erobert

---

1) Mauvillon nach geheimen ſchwediſchen Berichten S. 433 flg.

und jetzt ſollte er ſie an einen Fürſten zurückgeben, der nichts dafür leiſten konnte, als einen ſchönen Dank. So handeln Könige nicht! Merkwürdig aber iſt, daß Friedrich V. trotz allen ſchlimmen Erfahrungen ein unverwüſtliches Zutrauen in die Großmuth des Königs von Schweden ſetzte. Er ſchmeichelte ſich perſönlich mehr auszurichten, als der König von England ſammt dem Geſandten Vane, und ſchrieb [1]) an Letzteren: „Ich habe durchaus keine Urſache, mich über Guſtav Adolf zu beklagen, dieſer Fürſt hegt die beſten Geſinnungen gegen mich und erweiſt mir alle Freundſchaft. Allein ich halte auch um gar nichts bei ihm an, weil ich hoffe, daß in Zukunft Alles gut gehen wird.“ Es gibt Leute, welche die Welt nie kennen lernen, weil ſie in einem Nebel ſelbſtgemachter Täuſchungen leben. Friedrich V. begleitete den König auf ſeinen Siegeszügen im Jahre 1632. Erſt im Herbſt verabſchiedete er ſich, noch immer voll der ſchönſten Hoffnungen. Er gieng zuerſt nach Frankfurt, dann nach Mainz. Dort ereilte ihn ein Fieber und legte den armen Flüchtling in die Grube, den $^{19}/_{29}$. November frühe Morgens, 13 Tage nach dem Tode des königlichen Helden. Dieſer unglückliche Fürſt bleibt ein denkwürdiges Beiſpiel von der Unbeſtändigkeit menſchlicher Größe. Im Schooße des Glückes geboren, aber ohne Fähigkeit zu großen Geſchäften, ſtreckte er räuberiſche Hände aus nach dem Erbtheile des teutſchen Kaiſers. Allein in die Grube, welche er einem Andern graben wollte, fiel er ſelbſt. Schwer war ſein Sturz, doch wohl verdient. Aus ſeinen Landen vertrieben, feldflüchtig, von den eigenen Blutsverwandten verlaſſen, mußte er lange von der peinlichen Gnade Anderer leben, und ſtarb zuletzt in fremdem Hauſe.

Der Weigerung Guſtav Adolf's, den Pfälzer wieder einzuſetzen, unterlag der Wunſch, die Pfalz ſelbſt zu beſitzen, ſie zu den geiſtlichen Eroberungen am Rhein- und Mainſtrome, zu dieſem neuen Grundſtock eines kaiſerlichen Kammerguts zu ſchlagen. Alſo auch hier ſtoßen wir auf dasſelbe Streben nach der teutſchen Kaiſerkrone. Noch ſtärker ſpricht folgende Thatſache dafür. Oben wurde erzählt, daß Guſtav Adolf während ſeiner kurzen Anweſenheit in Berlin, im Mai 1631, dem Kurfürſten von Brandenburg den Antrag machte, die Erbtochter Schwedens mit Georg Wilhelm's einzigem Sohne zu vermählen. Guſtav Adolf kam auf dieſen Plan zurück [2]), als der brandenburgiſche Kanzler Götze Mitte Januar 1632 im königlichen Hoflager zu Frankfurt erſchien. „Ich werde mit Eurem Herrn wegen Pommerns in große Zwiſtigkeiten gerathen,“ ſagte der König zu dem kurfürſtlichen Beamten, „allein ſie können in Güte beigelegt werden. Nehmen wir den Plan zu einer Ehe des brandenburgiſchen Erbfürſten mit meiner Tochter wieder auf. Eure Sache iſt es, dafür zu ſorgen, daß mir der Prinz möglichſt bald zugeſchickt werde,

[1]) Daſ. — [2]) Mauvillon gleichfalls nach geheimen Quellen S. 449 flg. womit zu vergl. Geijer III, 248 Note 1.

damit ich ihn mit meiner Tochter erziehen laſſen und ihm Gelegenheit verſchaffen kann, die Liebe der Schweden zu gewinnen. Ich finde dabei keine Schwierigkeit, als die Religion (weil das brandenburgiſche Kurhaus den calviniſchen Glauben angenommen hatte), allein ſie läßt ſich überwinden. Große Ausſichten eröffnen ſich durch eine ſolche Verbindung. Es wird dadurch der Grund zu einem mächtigen Reiche gelegt. Ich will den Sohn meines Schwagers zum Kurfürſten von Mainz und zum Herzog von Franken machen, nur muß dann Georg Wilhelm in allen Stücken gemeinſchaftlich mit mir handeln.“ Außer der ebengenannten Bedingung machte Guſtav Adolf noch die andere, daß Brandenburg ſeine Anwartſchaft auf Pommern zu Gunſten Schwedens fahren laſſe. So glänzend auch der Antrag war, nahm man ihn in Berlin ſehr kühl auf. Religiöſe Bedenklichkeiten wurden vorangeſchoben. Der geheime Rath des Kurfürſten erklärte, daß man für das Opfer der wahren calviniſchen Lehre kein Königreich ohne ſchwere Verletzung des Gewiſſens eintauſchen dürfe. Zwei Doktoren, Crell und Berg, die man befragte, beſtätigten dieß, und brachten gar noch eine lange Litanei von verbotenen Verwandtſchaftsgraden vor. Zuletzt ſetzten ſie nach dieſen Berathſchlagungen ein Schreiben folgenden Inhalts an Oxenſtierna auf: „Ehe man in der Sache weiter gehe, wünſche der Kurfürſt, daß unter des Königs von Schweden Leitung eine allgemeine Verſammlung proteſtantiſcher Gottesgelehrten gehalten werde, damit man ſich über die zwiſchen Lutheranern und Reformirten ſtreitigen Punkte vereinige.“ Es war nicht Einfalt, was dieſen Rath eingab, ſondern Mißtrauen. Georg Wilhelm, der ſeine früher in Preußen geſpielte Rolle noch nicht vergeſſen hatte, fürchtete ohne Zweifel, Guſtav Adolf möchte am Ende Pommern für ſich behalten, und doch ſeine Tochter dem Kurprinzen nicht zum Weibe geben.

Ganz warf endlich Guſtav die Maske weg in ſeinen Verhandlungen mit dem Weimarſchen, dem Heſſiſchen und insbeſondere mit dem Welfiſchen Hauſe. Herzog Georg von Lüneburg, der ſchon im Jahr 1630 mit Guſtav Adolf wegen ſeines Beitritts unterhandelt hatte, erſchien Oktober 1631 im königlichen Hoflager zu Würzburg. Dort wurde ein Bündniß zwiſchen ihm und dem König abgeſchloſſen, kraft deſſen Guſtav Adolf alle Welfiſche, in mehrere Linien getheilte Lande ſammt dem Stift Hildesheim zur Verfügung des Herzogs ſtellte, damit er in denſelben vier bis ſechs Regimenter für den ſchwediſchen Dienſt anwerbe. Der König verſprach, keinem Andern irgend welche Vollmachten im Bereiche dieſer Provinzen zu ertheilen, blos aus den Städten Braunſchweig und Hildesheim ſollte Georg Nichts beziehen dürfen, weil ſie zum Unterhalte ſchwediſcher Truppen beſtimmt ſeyen. Zugleich verhieß Guſtav Adolf in einem geheimen Artikel dem Herzog das Bisthum Minden und das Eichsfeld, als ſeinen Antheil an der teutſchen Beute, und räumte ihm das Recht ein, beſondere Verträge zwiſchen ſeinen Stammesvettern und der

Krone Schweden zu unterhandeln. [1] Voll ſtolzer Hoffnungen reiste Georg von Würzburg in das Lüneburgiſche ab, ſchon glaubte er die Geſammtkräfte des Welfiſchen Hauſes in ſeiner Hand vereinigt zu haben. Sein erſter Schritt war, unter Vermittlung des ſchwediſchen Bevollmächtigten Salvius einen Vertrag zwiſchen der Krone Schweden und ſeinem Bruder, dem Herzog von Celle, abzuſchließen. Allein der König beſtätigte dieſen Traktat nicht, weil der Herzog von Celle ſich weigerte, Guſtav Adolf als ſeinen Oberlehnsherrn anzuerkennen. Georg ſtutzte, noch mehr aber wuchs ſein Erſtaunen, als er ſpäter erfuhr, daß Guſtav Adolf den Beſitz des Eichsfeldes dem Herzog Wilhelm von Weimar, das Bisthum Minden dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel ſchon vorher zugeſprochen hatte, und als der König ohne alle Rückſicht auf den Würzburger Vertrag beſondere Allianzen mit den Welfiſchen Fürſten abſchloß. [2] Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel unterhandelte theils aus Haß und Mißtrauen gegen ſeinen Stammesvetter Georg, theils in der Hoffnung, außerordentliche Vortheile zu gewinnen, für ſich mit der Krone Schweden. Guſtav Adolf nahm die Geſandten des Herzogs ſehr gnädig auf, verwies ſie aber wegen Vereinigung der Geſchäfte an den Fürſten Ludwig von Anhalt und den Doktor Steinberg, als welche beauftragt ſeyen, in des Königs Namen abzuſchließen. Die Sache hatte den Anſchein, vortrefflich zu gehen. Die Hildesheimiſchen Stiftsgüter wurden dem Herzoge Friedrich Ulrich verſprochen, und nach Verfluß einiger Tage verſicherte Steinberg, der König habe die Grundzüge des Vertrags gebilligt und ihn ermächtigt, ein Bündniß in aller Form aufzuſetzen. Dieß geſchah, die Wolfenbüttel'ſchen Geſandten erklärten ihre Zuſtimmung zu dem Entwurf, und man übergab ihn dann dem Geheimſchreiber des Königs Sobler, damit er von Guſtav Adolf unterſchrieben werde. Aber wie erſtaunten die Wolfenbüttel'ſchen Doktoren, als ihnen am 1. Januar 1632 Sobler etwas ganz Anderes mit dem Bemerken vorlegte [3]), der König habe den früheren Entwurf wegen etlicher Punkte nicht billigen können, und er ſey deßhalb umgearbeitet worden. In dem neuen Traktat hieß es: „Der König in Schweden wird alle Orte, die in den Wolfenbüttel'ſchen Landen wieder erobert werden, zu Handen des Herzogs Friedrich Ulrich, oder, nach deſſen Ableben, zu Handen der andern welfiſchen Fürſten, ſeiner Erben, ſtellen, dafern nämlich letztere dieſes Bündniß beſtätigen, ſich mit dem Könige von Schweden gleichmäßig verbinden und durch freundliche Bezeigung ſich ſolcher Lande und Sachen würdig erweiſen. Herzog Friedrich Ulrich verſpricht, ſeine Landſtände zu vermögen, daß ſie künftig keinen als Fürſten annehmen noch ihm huldigen, er habe denn zuvor dieſes Bündniß genehmigt. Beſagter Herzog verpflichtet ſich für ſich und ſeine Erben, den König von Schweden nächſt Gott nicht allein für ſeinen Schutz-

[1]) Von der Decken Herzog Georg von Lüneburg II, 9 flg. — [2]) Daſ. S. 20. 21. 36. — [3]) Daſ. S. 34 flg.

herrn zu erklären, ſondern auch künftig des Königs Erben und Nachfolger im Reiche und der Krone Schweden dafür zu achten, ihren Schaden allenthalben abzuwenden, weder mit Rath noch That wider Ihre Majeſtät, dero Königreich, Fürſtenthümer oder Städte zu handeln, ſondern denſelben mit Leib, Gut und Blut nach äußerſtem Vermögen beizuſtehen. Herzog Friedrich Ulrich und ſeine Leute werden ohne des Königs von Schweden Einwilligung mit keinem Staat ein Bündniß eingehen, noch weniger Frieden ſchließen. Da nach Ausſpruch des Reichskammergerichtes der Beſitz des Hildesheimer Stiftes vom Pabſte abhängt, ſo wird der Herzog Friedrich Ulrich, aus Dankbarkeit für die Wiedererlangung jener Güter, nicht nur ſeine Fürſtenthümer, Graf- und Herrſchaften, Land und Leute dem königlichen Schutz ergeben, ſondern auch, ſobald er wirklich in den Beſitz beſagten Stiftes eingeſetzt iſt, daſſelbe für ſich und ſeine Stammesvettern von ſeiner königlichen Majeſtät, auch deren Erben und Nachfolgern in der Krone Schweden ſchuldigermaßen zu Lehen empfangen und dafür die Lehensgebühr leiſten. Und ſintenmalen nichts billiger iſt, als daß dem Könige und der Krone Schweden bei dieſem und den künftigen hieraus entſpringenden Kriegen der oberſte Befehl verbleibe, ſo ſtellt der Herzog ſolchen in der Art dem Könige anheim, daß derſelbe den Krieg führen, Andern erklären und Alles leiten möge." Laut ſchrien die Wolfenbüttelſchen Doktoren auf, daß dieß wahre Vernichtung des teutſchen Reiches ſey, und daß ſie keine Vollmacht hätten zu ſolchen Bedingungen. Zwar kam nun der Vertrag wegen ihrer Weigerung nicht zu Stande — der Geheimſchreiber Sobler mußte ſeine Sache nicht recht gemacht haben — aber doch ſieht man daraus Guſtav Adolf's Abſichten. Auch die Herzoge von Meklenburg mußten ein erbliches Verhältniß der Abhängigkeit von Schweden eingehen [1]). Gegen Andere brauchte er andere Mittel. Alle teutſche proteſtantiſche Fürſten gierten nach den Eroberungen, welche der König gemacht; was Chemniz von einer ſpäteren Zeit ſagt [2]), gilt ſchon von dem Aufenthalte des Königs in Mainz und Frankfurt: „da war kein Stand, kein vornehmer Offizier oder Angeſtellter, der nicht irgend ein Amt, Abtei, Kloſter, Herrſchaft begehrt hätte; je höher die Perſon, deſto größer ihre Anſprüche." Wie ſie es mit dem katholiſchen Kaiſer gemacht, den ſie ſo lange auszogen, bis er keine Fahne Reiter mehr von den Einkünften der Kaiſerkrone ſatteln laſſen konnte, alſo wollten ſie auch mit dem neuen proteſtantiſchen Kaiſer zufahren. Wenn er nichts mehr gehabt hätte, würden ſie ihn wohl zu ihrem Oberherrn erhoben haben. Aber ſie kamen dießmal an den unrechten Mann. Guſtav Adolf zeigte ſich gegen die beutegierigen Herren ſehr eifrig im Verſprechen, deſto ſäumiger im Halten. Er gab nur wenig, und mit läſtigen Bedingungen und tiefen Hintergedanken. Die Beſchenkten mußten Lehnseid leiſten; an Reichsſtädte vergabte er vorzugsweiſe teutſch-herrliche Güter, welche

[1]) Chemniz I, 283. — [2]) II, 91, b.

der Adel als ſeine Pfründen anſah, offenbar in der Abſicht, Bürger und Herrn mit einander zu verfeinden. Zu ſolchem Zwecke hatte er auch im Vertrage mit Herzog Georg von Lüneburg die Städte Hildesheim und Braunſchweig ausgenommen; er wollte ſie zu ſchwediſch-teutſchen Reichsſtädten machen, um durch ſie den Lüneburger zu dämpfen. Auch ſeine Verheißungen an jetzige hohe Freunde, in welchen er die künftigen Feinde errieth, benützte er ſtaatsklug, um Drachenzähne auszuſäen. Guſtav Adolf verſprach das Frankenland dem Herzog Bernhard von Weimar, aber er verſprach es auch dem Herzog Wilhelm, Bernhard's Bruder [1]), aber verſprach es auch dem Kurprinzen von Brandenburg [2]), und dazu machte er kein Hehl aus dieſen verſchiedenen Begünſtigungen, ſo daß jeder ſeinen Nebenbuhler kennen mußte. Das Mittel ſchlug übrigens gut an. Zwiſchen den beiden Weimar'ſchen Herzogen entbrannte bittere Eiferſucht, welche Beide in des Königs Gehorſam erhalten hätte, wenn er am Leben blieb [1]). Man ſieht: Guſtav behandelte die Reichsariſtokratie gerade ſo, wie es früher das Haus Habsburg gethan, nur hatte Alles mehr Schneide. Wie das Holz, ſo war auch der Keil. Dieſe Politik konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die Süßigkeit des ſchwediſchen Bündniſſes, zu dem die Herrn ſich Anfangs in die Wette gedrängt, nahm allmählig einen ſäuerlichen Geſchmack an. Viele Reichsfürſten, welche in ſchwediſchen Dienſt getreten, verweigerten den Gehorſam gegen des Königs Befehle, und im Lager von Nürnberg werden wir finden, daß der Ingrimm über getäuſchte Hoffnungen in offene Rebellion ausbrach.

Drittes Capitel.

Der König fällt in Franken ein. Tilly's Tod. Eroberung Baierns.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde in Franken eröffnet. Guſtav Adolf hatte dem Feldmarſchall Guſtav Horn Befehl gegeben, den Biſchof von Bamberg zu züchtigen. Horn, der etwa 10,000 Mann unter ſeinem Befehl hatte, belagerte Ende Januar Höchſtätt, eine im Biſthum Bamberg an dem Aiſchflüßchen gelegene kleine Stadt. Eine Abtheilung von 1000 Mann Tilly'ſcher Soldaten, die von Forchheim aus der Beſatzung zu Hülfe ziehen wollte, wurde zurückgeſchlagen, ehe ſie vor dem Orte ankam. Höchſtätt mußte ſich ergeben. Jetzt ſchickte

---

[1]) Röſe „Bernhard" I, 215. 372 flg. Note 103. — [2]) Siehe oben S. 934.

Horn 3 Schwadronen und 2 Regimenter zu Fuß nach Bamberg, um die Stadt, die eben von den Kaiserlichen verlaſſen worden war, einzunehmen. Den $^1/_{11}$. Februar kamen die Schweden vor Bamberg an; ſie ſandten ſogleich einen Trompeter hinein, mit dem Anfrage, ob man ſie in Gutem aufnehmen wolle, oder nicht? Die meiſten Prieſter, die Jeſuiten, die Hofleute des Biſchofs waren geflohen, nur etliche wenige Domherren befanden ſich in der Stadt. Da ſie die Unmöglichkeit einſahen, einen offenen Ort ohne Beſatzung zu halten, wurde der Entſchluß gefaßt, eine Kapitulation abzuſchließen. Während nun der Vertrag ſchon ſo weit im Reinen war, daß er nur noch unterſchrieben werden durfte — die Schweden ſollten um 2 Uhr Mittags aufgenommen werden — ſchliechen ſich 500 Mann bamberg'ſcher Landwehr, von Cronach her kommend, unvermerkt in die Stadt. Jetzt reute die Einwohner der Vertrag; ſie machten mit den hereingekommenen Soldaten gemeinſchaftliche Sache und feuerten von den Mauern herab auf die Schweden, welche nun auch ihrer Seits Gewalt brauchten. Eine Petarde öffnete das Thor, worauf Fußvolk und Reiterei hineinbrach und die Straßen ſäuberte. Die Landwehr floh zur Stadt hinaus, die Bürger zogen ſich in das Rathhaus zurück, von wo aus ſie noch eine Zeitlang fochten, aber dann begünſtigt von der einbrechenden Dunkelheit einzeln nach ihren Häuſern flüchteten. In großer Angſt brachten ſie die Nacht zu, ihrer Schuld ſich bewußt und jeden Augenblick gewärtig, daß das Schickſal Magdeburgs an ihnen erfüllt werden möchte. Die Schweden ſtanden indeß in Schlachtordnung auf den öffentlichen Plätzen und harrten daſelbſt bis der Morgen graute. Dann wurden die Häuſer der vornehmſten Bürger, der Domherren und das Jeſuitengebäude geplündert, dem gemeinen Volke geſchah nichts, kein Weib erlitt Gewalt, keine Wohnung wurde angezündet, auch den Kapuzinern und Franziskanern, die ruhig in ihren Klöſtern geblieben waren, widerfuhr kein Leid. Als der Feldmarſchall mit dem Reſte des Heeres am folgenden Tage ankam, belobte er die Mannszucht der ſiegreichen Truppen, berief den Stadtrath zuſammen, gab ihm einen Verweis wegen ſeiner Treuloſigkeit und nöthigte die Bürgerſchaft, der Krone Schweden Treue zu ſchwören. In der Domkirche wurde auf ſeinen Befehl evangeliſcher Gottesdienſt gehalten [1]).

Horn wollte nun auch Forchheim angreifen, allein ſtarke Regengüſſe und darauf eingetretene heftige Kälte verhinderten ſein Vorhaben. Er mußte ſich begnügen, die dortige Garniſon durch ausgeſchickte Abtheilungen im Zaume zu halten. Indeſſen bewegte der verjagte Biſchof Himmel und Erde, um wieder in Beſitz ſeiner Güter zu gelangen; er ließ dem Kurfürſten von Baiern keine Ruhe, bis dieſer Tilly beorderte, das Bisthum wieder zu ſäubern. Tilly, der mit der Hauptmacht bei Nördlingen ſtand, zog ſeine Beſatzungen aus der Oberpfalz an ſich, rückte dann bis Amberg vor, wo er mit dem vertriebenen Biſchofe eine Unterredung pflog. Neumarkt

[1]) Khevenhiller XII, 92 flg. — Chemnitz I, 297, b. flg.

war ſeinen Truppen als Sammelplatz angewieſen. Zwanzig tauſend Mann, wohl verſehen mit Geſchütz und andern Bedürfniſſen, fanden ſich dort ein. Tilly brach Mitte Februar auf, nahm unterwegs Altdorf, Lauf und etliche andere Orte in der Nähe von Nürnberg, und erreichte Forchheim. Horn täuſchte ſich nicht darüber, daß es auf Bamberg abgeſehen ſey. Er hielt Kriegsrath. Viele waren der Meinung, daß man ſich zurückziehen müſſe, weil ein offener, mit ſchlechten Mauern verſehener Ort, wie Bamberg, mit einem kleinen Heere unmöglich gegen ein großes vertheidigt werden könne. Dagegen pochten Andere auf den ſchwediſchen Kriegsruhm; eine Schande wäre es, ſagten ſie, die Stadt freiwillig zu verlaſſen, um ſo mehr, da der König bereits den Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, der in dem nahen Thüringen ſtand, beordert habe, das Heer unter Horn zu verſtärken. Letzteres iſt wahr, dringende Befehle Guſtav Adolf's riefen den Herzog nach Franken. Nichts hinderte ihn, Folge zu leiſten, als der Stolz, nicht unter einem ſchwediſchen Edelmann dienen zu wollen und darum kam Herzog Wilhelm nicht [1]. Dieſes hatte Horn nicht erwartet; die fechtluſtige Parthei ſiegte im Kriegsrath. Der Beſchluß wurde gefaßt, den ſchlechten Zuſtand der Wälle und die Schwäche der Beſatzung durch neue Werke zu erſetzen. Das kleine ſchwediſche Heer verwandelte ſich in Schanzgräber. Emſig arbeiteten die alten Regimenter, ſchlecht und läſſig die neugeworbenen Truppen, welche der Graf Solms kürzlich von Nürnberg herbeigeführt hatte.

Den 28. Februar a. St. erhielt Horn die Nachricht, daß in einem Gehölze nahe bei der Stadt feindliche Reiter bemerkt worden ſeyen. Er ſchickte den Grafen Solms hinaus zu der Reiterwache, um dieſer zu bedeuten, daß ſie ſich in kein Gefecht einlaſſen dürfe, beſah die Verſchanzungen, trieb die Soldaten zur Arbeit an, und ertheilte dem Reiterregiment Baudiſſen, das in der Stadt lag, den Befehl ſich in Bereitſchaft zu halten. Zum Unglück wurde dieſe Weiſung mißverſtanden; ſtatt zu bleiben, rückte das Regiment hinaus auf das Feld, ward dort von überlegener Macht angefallen und in Unordnung zurückgedrängt. Die Reiter ſuchten Schutz hinter den Schanzen, welche das Solms'ſche Fußregiment noch nicht ganz beendigt hatte. Allein auch dieſes floh, der Schrecken theilte ſich allen teutſchen Truppen mit, ſie ſuchten über die Regnitz-Brücke in die Stadt zu entfliehen; auf den Ferſen folgte ihnen der Feind, der ſchon die erſten Straßen beſetzt hatte. An der Spitze des Thurn'ſchen Regiments zu Fuß trieb Horn die Eingedrungenen nach größter Anſtrengung wieder zurück, und gewann Zeit, die Brücke zu zerſtören. Nun wurde Gepäck und Geſchütz auf dem nahen Main eingeſchifft; in ziemlicher Ordnung zogen die Schweden ab und marſchirten nach Eltmann, wo Horn über den Fluß ſetzte und ſein kleines Heer jenſeits des Mains eine feſte Stellung beziehen ließ. Dreihundert Mann koſtete der Ueberfall von

[1] Röſe Bernhard I, 161.

Bamberg dem ſchwediſchen Heere, doch verloren die Feinde nicht viel weniger [1]).

Guſtav Adolf ſann eben darauf, die Belagerung von Philippsburg und Heidelberg zu unternehmen, als dieſe Nachrichten aus Franken einliefen. Sogleich war ſein Entſchluß gefaßt, dem Feldmarſchall zu Hülfe zu ziehen. Vor ſeiner Abreiſe traf er die nöthigen Anſtalten, damit das Kriegsfeuer am Rheine nicht erlöſche. Der Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld, kurz zuvor in ſchwediſche Dienſte getreten, erhielt einen Heerhaufen, der am Oberrheine, Herzog Bernhard von Weimar einen zweiten, der am Unterrheine die begonnenen Eroberungen fortſetzen ſollte. Beide teutſche Herren wurden unter die oberſte Aufſicht des Reichskanzlers Oxenſtierna geſtellt, ein Verhältniß, das bald zu Reibungen Anlaß gab, weil weder Einer dem Andern, noch Beide zuſammen dem ſchwediſchen Kanzler gehorchen wollten. Den $^{3}/_{13}$. März brach Guſtav Adolf von Mainz auf. Aſchaffenburg war den Truppen, die den König nach Franken begleiten mußten, als Sammelplatz angewieſen. Dort hielt er den $^{6}/_{16}$. März Muſterung über 12 Regimenter zu Fuß und 6000 Reiter.[2]) Den $^{9}/_{19}$. zog das Heer über Loohr, Werfling, Arnſtein nach Geldersheim. Indeſſen hatte Horn von Haßfurth aus in der Nacht des $^{3}/_{13}$. März einen glücklichen Ueberfall gegen zwei Tilly'ſche Reiterregimenter in Oberheit ausgeführt. Mit Ausnahme von vier Kompagnien, welche kaum zuvor abgegangen waren, um einen Wagenzug zu decken, wurden dieſelben überraſcht, niedergehauen oder gefangen[3]). Tilly zog ſogleich ſeine Truppen zuſammen, um ſich für dieſen Schlag zu rächen und die Schweden in Haßfurth anzugreifen. Allein Horn wartete die Ankunft des Feindes nicht ab, ſondern gieng in guter Ordnung nach Schweinfurt zurück, in welche Stadt er drei Regimenter zu Fuß als Beſatzung warf, mit den übrigen Truppen rückte er dem Könige entgegen. Bei Kitzingen erfolgte den $^{12}/_{22}$. März die Vereinigung. Das ſchwediſche Heer war jetzt über 30,000 Mann ſtark. Einige Tage ſpäter ſtießen noch Johann Baner und der Herzog Wilhelm von Weimar mit weiteren 10,000 Mann zum Könige[4]). Jetzt wandte Tilly, erſchreckt durch ſolche Uebermacht, um. Sein Gebieter, der Kurfürſt von Baiern, war Anfangs unentſchloſſen, ob er ihn nach Böhmen ſchicken ſollte, in der Hoffnung, daß Guſtav Adolf dorthin folgen und Baiern verſchonen würde. Doch überwog zuletzt die Rückſicht auf die Sicherheit des eigenen Landes, das ſonſt ganz dem Feinde Preis gegeben worden wäre[5]). Tilly zog von Forchheim auf Erlangen, und von da, als die Schweden nachrückten, weiter gen Ingolſtadt. Den $^{18}/_{28}$. März erſchien der ſchwediſche Vortrab unter Horn vor Winsheim, der König folgte mit der Hauptmacht den andern Tag. Am $^{20}/_{30}$. März zogen ſie in Fürth ein.

[1]) Chemnitz I, 299 flg. Khevenhiller XII, 96. — [2]) Khevenhiller XII, 99. [3]) Daſ. S. 97. — [4]) Khevenhiller XII, 116. — [5]) Chemnitz I, 303 b. unten flg.

Eine Einladung des Raths rief den König in das nur eine Meile entfernte Nürnberg. Den $^{21}/_{31}$. ritt Guſtav Adolf, begleitet von dem König Friedrich V. von Böhmen, dem Pfalzgrafen Auguſt von Sulzbach, dem Herzog Ernſt von Weimar und vielen andern teutſchen Herren hinüber. Der Rath und ein großer Theil der Gemeinde kam ihm vor die Thore entgegen, lauter Jubel empfing ihn in den Straßen dieſer alten herrlichen Reichsſtadt. Im Namen des Rathes wurden dem Könige von zwei Mitgliedern deſſelben, Ch. Führer und Chriſtoph Volkamer prächtige Geſchenke überreicht, worunter eine Himmels- und eine Erd-Kugel, beide von Silber, inwendig vergoldet und als Trinkſchalen brauchbar, ein Werk des Nürnberger Kunſtfleißes. In ſeiner Antwort auf die zierliche Anrede der Rathsherrn entwickelte [1]) Guſtav Adolf jene Künſte einer Beredtſamkeit, die es auf den Grund verſtand, die Herzen der Bürger zu gewinnen, ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihren Religionseifer ſeiner Macht dienſtbar zu machen. „Ich bedanke mich für das Geſchenk," ſagte er, „doch könnt Ihr mir nichts Beſſeres verehren, als Eure Beſtändigkeit bei dem allgemeinen evangeliſchen Weſen. Ich beſchwöre Euch, laßt Euch durch Nichts abwendig machen, nicht durch Furcht oder Schrecken, nicht durch Verheißungen oder Drohungen, nicht durch Wolluſt, Eitelkeit oder andere Leidenſchaften, denen das menſchliche Herz unterworfen iſt, beſonders in dieſer letzten böſen Zeit, da der Fürſt dieſer Welt, der Mammon, überall herrſchet. Die Feinde werden nicht unterlaſſen, Alles zu verſuchen, zu verheißen, zu drohen, zu ſchrecken, damit ſie Euch von mir abſpenſtig machen mögen. Denn es iſt bekannt, welch' mächtigen und liſtigen Feind wir haben und wie eng das Haus Oeſterreich, Spanien und der Pabſt ſich verbanden, um alle Evangeliſche zu vertilgen. Dahin zielen alle ihre Anſchläge, dahin wenden ſie alle Stärke und Macht, dahin ſteht ihr Thun und Laſſen, Dichten und Trachten. Aeuſſerlich bieten ſie zwar den Frieden, aber einen ſolchen Frieden, der ſowohl Euch, als allen andern Evangeliſchen zum höchſten Nachtheil, ja zum Verderben von vielen Millionen Seelen gereichen müßte. Gott hat Euch zu Regenten geſetzt und Tauſende Euch anvertraut in einer ſo volkreichen Stadt, dergleichen ich meine Tage des Lebens nie geſehen. Ich will nicht zweifeln, Ihr werdet ſie alſo regieren, daß Ihr dermaleins vor Gott und der ganzen Chriſtenheit Rechenſchaft abzulegen vermöget. Ihr ſeyd alte Patrizier allhier und Eure Voreltern ſind vor undenklichen Jahren in der ganzen Welt berühmt geweſen; dieſem ihrem Lobe ſtrebet nach, und thut als gute Patrioten das Eurige bei dem großen Werke. Bedenket, was Gott über Euch verhängen würde, wenn er Euch in Eurer Feinde Hand überlieferte, erwäget wie dieſe mit Euch umgehen würden. Es hat Euch Gott der Allmächtige viel erleben laſſen. Ihr habt gelitten und geduldet, denn Gott wollte Euch für die Sünde

[1]) Chemniz I, 305 b. flg. Murr's Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs S. 45 unten flg.

ſtrafen, aber dennoch hat er Euch mit ſeinem gewaltigen Arme allezeit beſchützet. Nicht genug kann ich mich wundern und muß es für eine augenſcheinliche Fügung erkennen, daß Euer Feind ſich dieſer und anderer Städte im Reiche nicht bemächtigt hat, da er ſie doch ſeit zwei und drei Jahren ſchon in ſeiner Gewalt beſaß und nur zugreifen durfte. Wunderbarlich hat Euch Gott erhalten, wie er mich denn auch zu dieſem Werk berufen; denn eher hätte ich mich des jüngſten Tages verſehen, als daß ich nach Nürnberg kommen ſollte. Wie Ihr ſelbſt ſagt, habe ich mein armes Land und Leute, und was mir lieb iſt, verlaſſen, ſo manchen theuren Helden mit hinaus geführt, welche ihr Leben neben dem meinigen gewagt, Alles dem gemeinen evangeliſchen Weſen und der teutſchen Freiheit zum Beſten. Ich will auch inſonderheit gegen Euch thun, was mir nur immer möglich iſt, ſo weit mir Gott Gnade verleiht. Was ich Euch habe verſprechen laſſen durch Eure verſchiedene Geſandten, das will ich halten. Bedenkt alſo, was dieſes Werk auf ſich hat, bleibt beſtändig um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt Euch nicht abwendig machen und ermuthiget andere Eurem Anſehen folgende Städte zu gleicher Standhaftigkeit. Ich ſage ſolches nicht, als ob ich Zweifel in Eure Aufrichtigkeit ſetzte, ſondern blos um Euren Eifer noch mehr anzuſpornen. Es wird Euch Gott nicht alle Tage einen ſolchen Prediger ſchicken, als wie mich, der ich nichts Anderes begehre, als Euch mit Gottes Gnade zu helfen, zu tröſten. Duldet noch Etwas, bleibet treu, thut das Eurige in dieſem Werke, ſo wird Euch Gott, der bisher ſein Heil ſo wunderbar erzeigt, auch ferner ſeine Gnade geben, daß dieſe Eure Stadt blühe und zunehme, damit Euer Ruhm in der ganzen Welt ſich ausbreite. So wollen wir Gott alsdann mit einander loben und preiſen hier zeitlich und dort ewiglich."

Guſtav Adolf verſäumte kein Mittel, um die Reichsſtädte, insbeſondere aber Nürnberg in ſeinen Kreis zu ziehen. Nach dem Abmarſch aus Frankfurt hatte er ein Geſetz erlaſſen, welches die Sicherheit der Heerſtraßen bei hohen Strafen ſchützte [1]). Auch waren unter ſchwediſchem Geleit die Nürnberger Kaufleute zu der eben eröffneten Frühlingsmeſſe abgegangen [2]). Dieſe Vorſorge gewann ihm die Gewerb- und Handelsleute. Nicht minder feſſelte er den Nürnberger Rath durch Vergabungen an ſich, welche ihm nichts koſteten, weil er ſie Kraft des Kriegsrechts aus den Gütern der beſiegten Parthei nahm. Ein königlicher Schenkungsbrief [3]) vom 30. März 1632 ſprach der Stadt das Eigenthum der teutſchherrlichen Güter, die auf Nürnbergiſchem Grunde lagen, ſo wie mehrere dompröbſtliche oder Bambergiſche Beſitzungen zwiſchen den Waſſern Regnitz, Schwarzach und Schwabach zu. Mehr als dieſe handgreifliche Vortheile ſchmeichelte den Rathsperrücken die Freundlichkeit des Königs. Auch mögen bei den Bürgern Nürnbergs Gedanken angeregt worden ſeyn, als ob der Sitz des neuen Reichs in ihre Stadt verlegt werden dürfte.

---

[1]) Chemnitz I, 302. — [2]) Murr a. a. O. S. 45. — [3]) Daſ. S. 48 flg.

Guſtav Adolf verweilte nur über Mittag in Nürnberg. Nachdem er ein Feſtmahl eingenommen und dann die neuen Stadtwerke beſichtigt hatte, gieng er Abends nach Schwabach, wohin das Heer hart an Nürnbergs Mauern vorausgezogen war. Man erwartete, er werde hinter Tilly her auf Ingolſtadt rücken, aber Guſtav Adolf verließ dieſe Straße ſchnell und ſchwenkte von Neumarkt gegen Donauwörth ab. Den 26. März a. St. erſchien er vor dieſer ehemaligen Reichsſtadt, in welcher vier Fahnen zu Roß, acht Kompagnien Fußvolk und eine gute Anzahl bairiſcher Landwehr unter dem Befehl des Herzogs Rudolf Max von Sachſen-Lauenburg in Beſatzung lagen. Die erſte Aufforderung wurde mit dem Bemerken abgewieſen, daß dem König nichts Anderes zu Dienſten ſtehe, als Kraut und Loth und kaltes Eiſen. Nun ließ Guſtav Adolf den Schellenberg ſtürmen, der die Stadt beherrſcht und auf dem die Belagerten einige Verſchanzungen angelegt hatten. Der Berg wurde genommen, ein Ausfall nach dem andern, den der Herzog von Lauenburg verſuchte, mit Verluſt zurückgeſchlagen. Man richtete die Kanonen auf die Stadt und begann ſie zu beſchießen. Jetzt drangen die Bürger, welche das aufgedrungene bairiſche Joch nur mit Ingrimm trugen und im Herzen ſchwediſch dachten, in den Kommandanten, er möchte den Ort räumen. Der Herzog ſchwankte; als aber gegen Abend ſich etliche Tilly'ſche Reiter ſehen ließen, welche man für den Vortrab des bairiſchen Heeres hielt, beſchloß er, auszuharren. Doch wurden dieſe Vorläufer ſchnell verjagt. Guſtav Adolf ſchickte den Oberſten Hepburn mit einer ſtarken Anzahl Musketire über die Werniz, um die Stadt auch auf der Weſtſeite anzufallen; das Feuer dauerte fort, die Schweden hielten gute Wache. Nachts um zehn Uhr hörten ſie Geräuſch wie von Wagen und Roſſen auf der Donaubrücke. Man hatte vorausgeſehen, daß der Feind ſich nicht länger halten könne und verſuchen werde, unter dem Schutze der Nacht zu entwiſchen. Die nöthigen Vorkehrungen waren bereits getroffen, plötzlich donnerten alle Stücke auf die Brücke los; durch dieſes heiße Bad mußte der Feind hindurch, wenn er die Südſeite der Donau gewinnen wollte. Zugleich ſtürzte das ſchwediſche Fußvolk auf die Stadtthore los, ſchlug ſie mit Aexten oder Petarden ein, hieb Alles nieder, was vom Feinde noch in der Stadt war, plünderte die Häuſer, bis Guſtav Adolf ſelbſt hereinkam und die Ordnung wieder herſtellte. Etliche Reiterhaufen wurden hinter dem Feinde hergeſchickt, um auf ihn einzuhauen, doch hatte er ſchon einen zu großen Vorſprung gewonnen. Am andern Morgen zählte man 500 feindliche Leichen, theils in der Stadt, theils beſonders auf der Brücke. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Guſtav Adolf die lutheriſche Religion wieder herſtellte. So wurde Donauwörth nach 25jähriger bairiſcher Herrſchaft wieder eine freie, oder vielmehr eine ſchwediſch-teutſche Stadt. Und damit ſie deſto mehr vor Verſuchung neuen Wechſels geſichert wäre, ließ Guſtav Adolf die Werke auf dem Schellenberg ſogleich vollenden[1]).

[1]) Chemniz I, 308 flg. Khevenhiller XII, 119 flg.

Der eine Schlüſſel zum Baierland, die Brücke über die Donau, war gefunden. Noch fehlte der zweite, man mußte auch über den Lech hinüber. Tilly hatte eine ſtarke Stellung bei dem Städtchen Rain genommen. Alle Brücken über den Lech bis nach Augsburg hinauf wurden auf ſeinen Befehl abgebrochen, alle Plätze mit Bewaffneten beſetzt. Schon vorher lagen in Augsburg ſechs Fähnlein bairiſches Volk; durch ſeinen Einfluß auf die katholiſchen Bürgermeiſter brachte es der Kurfürſt von Baiern dahin, daß dieſe ohne Wiſſen und Willen der Einwohnerſchaft noch zwölf Fahnen zu Fuß und zwei zu Roß in die Stadt aufnahmen. Nun wurden die evangeliſchen Bürger daſelbſt, denen man nicht traute, entwaffnet und hart unter dem Daumen gehalten. Die Baiern brannten die Gartenhäuſer vor den Thoren nieder, hieben die Bäume um und errichteten überall Schanzen. Tilly überzeugte ſich perſönlich vom Stande der Werke. Indeſſen war der Kurfürſt von Baiern mit aller Landwehr, die er zuſammenraffen konnte, ins Tilly'ſche Lager gekommen. Denn ſeit dem Falle Donauwörths zitterte er für den Beſitz ſeiner Erblande.

Wenige Tage verweilte Guſtav Adolf in Donauwörth, um abzuwarten, bis die gegen Ulm hinauf gelegenen Orte in ſeine Gewalt gebracht wären. Schnell wurden dieſelben durch ausgeſchickte Abtheilungen genommen. Günzburg, Elchingen, Gundelfingen, Lauingen, Höchſtett, Dillingen, Kirchberg ſammt vielen Schlöſſern öffneten den Schweden ihre Thore. Ulm hatte ſchon früher einen Vertrag mit der Krone Schweden abgeſchloſſen. Die Sieger fanden in dieſen reichen Kornländern große Vorräthe aufgehäuft, die dem Heere wohl zu Statten kamen. Des Königs Entſchluß, in Baiern einzufallen, war gefaßt. Er unterſuchte den Lech perſönlich. Dieſer Fluß iſt ein Alpwaſſer, reißenden Laufes; damals ſchwollen ſeine Waſſer noch höher, als ſonſt, in Folge des Frühjahrs und des ſchmelzenden Schnees. Drüben lag Tilly in die Erde eingegraben und wohl verſchanzt, überdieß durch einen Wald und Sümpfe gedeckt. Vor ſich hatte er den Lech, hinter ſich die Aicha, einen Bach, der durch das Städtchen Rain fließt und dann in die Donau fällt; zur Rechten die Donau, zur Linken Rain. Seine Reiter ſprengten längs dem Lech auf und ab und hielten gute Wache. Nichts deſto weniger beſchloß Guſtav Adolf, im Angeſicht des Feindes überzuſetzen, weil die Natur des Bodens glücklichen Erfolg verhieß. Das dieſſeitige Ufer iſt dort merklich höher, als das jenſeitige vom Feinde beſetzte, überdieß machte der Lech eine Krümmung gegen die linke Seite, welche jenſeits beinahe eine Halbinſel bildete[1]). Gerade hier ſollte die Brücke geſchlagen werden, weil ſie von einem Kreuzfeuer des Geſchützes gedeckt werden konnte. Guſtav ließ an der bezeichneten Stelle 72 Feuerſchlünde in drei Batterien aufführen. Den 3/13. April waren die Batterien fertig. Sie eröffneten nun ein unausgeſetztes Feuer gegen die Feinde drüben; das bairiſche Fußvolk ſtand meiſt in einem

[1]) Chemnitz I, 310 a.

Hochwalde, der ſich bis nahe an den Lech erſtreckte, vornen noch durch Schanzen gedeckt. Dieſe Stellung, ſonſt für gut gehalten, wurde dem Feinde verderblich. Denn Schlag um Schlag fuhren die ſchwediſchen Kugeln in Stämme und Aeſte, es war ein Krachen, als wenn hunderte von Holzbauern in dem Walde arbeiteten; nach allen Seiten flogen große Holzſplitter und verſtümmelten oder zerſchmetterten die Mannſchaft, die unter den Bäumen Schutz geſucht [1]). Der Halbinſel konnte ſich Niemand nähern, weil das Kreuzfeuer der ſchwediſchen Stücke jedem Tollkühnen augenblicklichen Tod drohte. Tilly hatte überdieß auch hier, wie ſonſt immer, viel zu wenig Kanonen; er mußte zuſehen, wie die ſchwediſche Artillerie zum zweitenmale ſeine Loorbeeren zerriß.

Mitten unter dem Pulverqualm, der noch durch angezündete Stöße von grünem Holz, Theer und naſſem Stroh dichter und undurchdringlicher aufwirbelte, arbeiteten die Schweden den $^4/_{14}$. April und in der folgenden Nacht an einer auf Holzböcken ruhenden Brücke. Am $^5/_{15}$. war ſie fertig. Jetzt wurden 300 auserleſene Finnen, deren jedem Guſtav Adolf zuvor zehn Thaler Trinkgeld verſprach, wenn ſie guten Dienſt thäten, auf's andere Ufer geſchickt. Sie eilten über die Brücke, die Schaufel in der einen, die Muskete in der andern Hand, und wühlten ſo emſig in der Erde, daß in kurzer Zeit ein Halbmond fertig da ſtand, der ſogleich mit Kanonen verſehen wurde. Schon zuvor hatte man eine für die Reiterei brauchbare Furte im Lech oberhalb der neuen Brücke entdeckt. Während die ſchwediſche Reiterei auf dieſem Wege hinüber drang, ſetzte das ſchwediſche Fußvolk ſammt einem Theil des leichten Geſchützes in Maſſe über die Brücke. Ein heftiger Kampf entſpann ſich; die Baiern, die es vergeblich verſucht, den Bau der Brücke zu verhindern, fochten, ihren greiſen Feldherrn an der Spitze, mit gewohnter Ausdauer. Aber ſie mußten der Uebermacht weichen. Es ſcheint, daß Tilly, um ſeinen Ruhm nicht noch einmal zu überleben, den Tod geſucht habe. Eine Falkonetkugel zerſchmetterte ſein rechtes Bein über dem Knie; tödtlich verletzt mußte er vom Wahlplatze weggetragen werden. Zu gleicher Zeit erhielt der zweite feindliche General Aldringen eine Wunde am Kopfe. Das Unglück der Führer entmuthigte das Kriegsvolk. Nach mehrſtündigem Kampfe zogen ſich die Baiern hinter ihre Verſchanzungen zurück, um während der Nacht das Lager zu verlaſſen und dem Sieger den Fluß Preis zu geben. In großer Unordnung erfolgte der Rückzug nach Neuburg und dann nach Ingolſtadt. Den verwundeten Feldherrn führte das Heer in einer Sänfte mit; mehrmals mußte dieſelbe angehalten werden, weil der Greis von einer Ohnmacht in die andere fiel, ſo daß man fürchtete, er werde unter Wegs den Geiſt aufgeben. Unter den Händen der Wundärzte, die ihm vier Splitter aus dem Beine zogen, lebte er, gefoltert von unſäglichen Schmerzen, noch bis zum $^{20}/_{30}$. April [2]).

---

[1]) Soldat suedois S. 394. Chemniz I, 310. Khevenhiller XII, 123. — [2]) Adlzreiter III, lib. XVII, § 35.

Dieſe Leiden des Körpers hinderten ihn nicht, dieſelbe Dienſttreue, die ſein ganzes Leben auszeichnet, bis zum letzten Hauche zu beweiſen. An ſeinem Todestage hatte er mit dem Kurfürſten von Baiern eine Unterredung, worin er ſeinen Gebieter beſchwor, auf Regensburg Acht zu haben, denn würde Regensburg verloren, ſo ſtehe die Kaiſerkrone ſammt dem bairiſchen Kurhute auf dem Spiele. Mit den Worten: „Regensburg, Regensburg“ auf der erbleichenden Lippe iſt er nach dem Zeugniſſe des Chemniz[1]) verſchieden.

Ein ſolches Ende nahm Johann Tzerklas Graf von Tilly. Im Jahr 1559 im habsburgiſchen Flandern geboren, wurde er, wie faſt aller katholiſche Adel in jenen Zeiten, von den beſten damaligen Lehrmeiſtern, den Jeſuiten, erzogen. Da Johann der jüngſte unter mehreren Brüdern war, beſtimmte man ihn Anfangs für die Kirche. Neigung, vielleicht auch der Wille ſeiner Lehrer führte ihn in die kriegeriſche Laufbahn. Tilly diente von der Pike auf. Die erſten Sporen trug er im niederländiſch-ſpaniſchen Kriege unter Alba, den er in ſeinem Aeuſſern nachgeahmt haben ſoll, unter Don Johann von Oeſterreich und Alexander Farneſe. Als Oberſtlieutenant nahm er hierauf thätigen Antheil an dem ungariſchen Kriege unter Kaiſer Rudolf II., trat dann in Dienſte bei Herzog Max von Baiern, wurde der Schöpfer des bairiſchen Kriegsweſens und führte die Liga zum Kampfe wider die Proteſtanten. Die Thaten, welche er in dieſem Kriege verrichtete, ſind in vorliegendem Buche beſchrieben. Seine hohe Einſicht, ſein Feldherrnruhm war vor Guſtav Adolf's Ankunft in der ganzen Welt gefeiert. Mehr als zwanzig gewonnene Schlachten, und die lange, blos durch Verdienſte erklommene, Stufenleiter vom gemeinen Soldaten zum Feldhauptmann zeugen dafür. Der Cardinal Richelieu, gewiß ein befähigter Richter, iſt im Zweifel, ob er Tilly als Heerführer unter Guſtav Adolf ſtellen ſolle. Er ſagt[2]): „Tilly ſiegte ſtets über ſeine Gegner, nur gegen den Schwedenkönig konnte er nichts ausrichten, ſey es daß er ſelbſt weniger geſchickt als Guſtav und daß ſeine Soldaten weniger tapfer waren, als die Schweden, oder ſey es daß das Glück alte Feldherrn weniger begünſtigt als junge.“ Wäre Tilly bei Magdeburg gefallen, ſo würde er unbeſiegt ins Grab geſtiegen ſeyn; aber das Schickſal, das über die eitlen Wünſche der Menſchen wegfährt, nöthigte ihn, auch die Tugenden des Unglücks zu zeigen. Fanatiſcher Partheigeiſt hat, weil er dem Feldherrn nichts anhaben konnte, den Menſchen, beſonders wegen Magdeburgs grauſamer Eroberung, um Ehre und Nachruhm zu bringen gewetteifert, aber mit Unrecht, wie oben gezeigt worden iſt. Tilly theilte den Haß und die Liebe ſeiner Kirche, gerade wie es damals die Proteſtanten auch thaten. Und ich fürchte, die Katholiken hatten damals mehr Grund, den Gegnern zu zürnen, als umgekehrt die Proteſtanten. Denn wer war es, der angeblich zum Schutze

[1]) I, 311. — [2]) Mémoires VII, 55.

der Gewiſſen und der Freiheit, in der That aber um des Kaiſers rechtlicher Obergewalt zu trotzen, den Fremden, den Dänen, den Engländer, den Schweden, den Franzoſen ins Reich rief — die Evangeliſchen oder die Katholiken? Mußte nicht ein guter teutſcher Katholike einer Parthei fluchen, die das Erbtheil der Ahnen den alten Feinden des Reichs Preis gab! Tilly haßte die Lutheriſchen, aber ſein Haß blieb menſchlich. Zeuge dafür die wiederholten Warnungen, die er, obwohl vergeblich, den unglücklichen Böhmen vor dem Strafgerichte zukommen ließ. Zeuge ſein edles, uneigennütziges Betragen als Quartiersmann in dem beſiegten Niederſachſen[1]). Für den ſchönſten Zug in ſeinem Charakter halte ich die Standhaftigkeit, mit der er Wallenſtein's Verheißungen eines erblichen Herzogthums zurückwies. Es mag ſeyn, daß Stolz die Hauptquelle dieſer Handlung war, daß er ſich nicht von einem verhaßten Nebenbuhler durch ein trojaniſches Geſchenk abhängig machen wollte. Aber wie Viele gibt es, die ſolchen Lockungen ein ſolches Selbſtgefühl entgegenſetzen? Sonſt hat doch jeder ſeinen Preis. Vor der Breitenfelder Schlacht pflegte Tilly ſich im Scherze dreier Dinge zu rühmen: daß er nie zuviel getrunken, nie ein Weib beſchlafen, nie ein Haupttreffen verloren habe. Der zweite Artikel namentlich iſt etwas ganz Abſonderliches, wie ſchon Chemniz[2]) bemerkt. Das riecht ein wenig nach der Kutte und weist auf den Einfluß der Geſellſchaft Jeſu hin. Den größten Theil ſeiner Baarſchaft, 60,000 Thaler, vermachte er den Reſten jener heldenmüthigen Regimenter, die bei Breitenfeld mit ſolcher Aufopferung gefochten. Sie empfingen Mann für Mann ihren Antheil an dem Nachlaſſe eines Feldherrn, den ſie mit Recht ihren „alten Vater" nannten[3]). Streng gegen ſich ſelbſt, verlangte er auch von den Soldaten pünktlichen Gehorſam im Dienſte, ſonſt ſah er ihnen Vieles nach, wenn ſie ſich nur tapfer bewieſen. Tilly weihte ein 73jähriges Leben der Tugend; darum gebührt ihm Nachruhm im Tode. Er ſtarb als der erſte der 4 Helden des 30jährigen Kriegs, die allein im Stande waren, dieſe furchtbare Umwälzung zu einem glücklichen Ziele zu führen.

Sogleich nachdem die Schweden den Uebergang über den Lech erzwungen, ergab ſich das Städtchen Rain und mußte die Plünderung mit einigen tauſend Thalern abkaufen. Der Feind hatte im Gefecht an der Brücke und auf ſeinem eiligen Rückzug einen bedeutenden Verluſt erlitten, über tauſend Mann[4]). Die leichte ſchwediſche Reiterei verfolgte ihn am $^{6}/_{16}$. faſt bis Neuburg. Guſtav Adolf gieng nun ſchnell auf Augsburg los. Den $^{7}/_{17}$. April übernachtete er in Thierhaupten, am $^{8}/_{18}$. ſtand er in Lechhauſen, gerade über von Augsburg. Zu gleicher Zeit war Leonhard Torſtenſohn, Oberſter des Geſchützes, mit den ſchweren Stücken, einer

[1]) Siehe oben S. 514. — [2]) I, 511 b. — [3]) Soldat suedois 397 Adlzreiter III, XVII, 35. Man vergleiche noch Siri memorie recondite Lione 1679. Vol. VII, 462 flg. — [4]) Soldat suedois 398. Chemniz I, 512 a. Khevenhiller XII, 124.

Abtheilung Reiterei und kommandirten Muſketiren auf dem linken Ufer des Lechs hinaufgezogen, und lagerte jenſeits im Dorfe Oberhauſen an der Wertach. Die Beſatzung war kurz zuvor vermindert worden, indem Kurfürſt Max vor dem unglücklichen Gefecht bei Rain den größten Theil der in Augsburg liegenden Truppen an ſich zog. Die Werke befanden ſich in einem ſo unvollkommenen Stande, daß die Stadt ſich nicht lange halten konnte. Guſtav Adolf ließ zwei Brücken über den Lech ſchlagen und an geeigneten Orten Batterien errichten, hütete ſich aber wohl, aus ihnen zu ſchießen, obwohl die Baiern von den Mauern und Thürmen ein freilich ziemlich unſchädliches Feuer unterhielten. Er wollte die Stadt ohne Blutvergießen und ohne Beſchädigung gewinnen. Wirklich öffnete er nicht mit Kugeln, ſondern mit Briefen die Thore. Nachdem einige Schreiben zwiſchen dem Rath und dem König gewechſelt waren, und die evangeliſche Bürgerſchaft, welche im Herzen gut ſchwediſch dachte, allmählig eine drohende Stellung gegen die bairiſchen Soldaten angenommen hatte, unterhandelte der Befehlshaber am $^{10}/_{20}$. wegen der Uebergabe. Er erhielt gute Bedingungen, freien Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren. Am nämlichen Tage wurde der Rath nach Lechhauſen zum Könige beſchieden, um einen Vergleich abzuſchließen. Dieſes Geſchäft nahm drei Tage weg, weil der (katholiſche) Magiſtrat ſich gegen ſeine eigene Vernichtung nach Kräften ſträubte. Aber es half nichts. Die Bedingungen waren: Aenderung des Stadtregiments, der im Jahr 1629 mit Gewalt eingeſetzte katholiſche Rath muß weichen und die Herrſchaft an die Evangeliſchen abtreten — Einnahme einer ſchwediſchen Garniſon, Befeſtigung der Stadt, Huldigung der Krone Schweden; dagegen beſtätigte der König ſonſt alle hergebrachten Rechte und Freiheiten der Bürgerſchaft. Den $^{14}/_{24}$. hielt der König ſeinen feierlichen Einzug, begleitet, wie in Nürnberg, von einem glänzenden Gefolge teutſcher Fürſten. Nach der Sankt Annen-Kirche gieng der Zug, wo der königliche Hofprediger, Dr. Fabricius, eine Predigt über Pſalm XII., 6 hielt: „Weil die Elenden verſtöret werden und die Armen ſeufzen, will Ich auf, ſpricht der Herr, Ich will Hülfe ſchaffen, daß man getroſt lehren ſoll." Sehr geſchickt wandte der Prieſter dieſe Worte auf den früher unglücklichen, jetzt glücklichen Zuſtand der evangeliſchen Einwohner an. Tauſende von Bürgern dieſes Bekenntniſſes waren zugegen, viele Augen, ſonderlich von Frauen, ſchwammen in Thränen. Als der Gottesdienſt zu Ende war, ritt der König nach Herrn Marquard Fugger's Haus am Weinmarkte. Auf dem freien Platze vor demſelben verſammelte ſich der neueingeſetzte evangeliſche Rath ſammt der Bürgerſchaft, um Huldigung zu leiſten. Die Eidesformel iſt auf uns gekommen. Der königliche Geheimſchreiber Sattler ſprach ſie vor. Sie lautete ſo: „Wir geloben und ſchwören, daß wir dem durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Guſtaven Adolfen, der Schweden, Wenden und Gothen König, Großfürſten in Finnland, Herzog von Ehſten und Karelen, Gebieter über Ingermannland u. ſ. w., unſerem

gnädigſten Herrn und König getreu, hold, gehorſam und gewärtig ſeyn, dero Beſtes fördern, Schaden aber warnen und äußerſter Möglichkeit nach abwenden, auch Alles thun und laſſen wollen, was getreue Unterthanen ihrem natürlichen Herrn zu leiſten ſchuldig ſind, treulich ohne Gefährde, ſo wahr uns Gott helfe zu Seel' und Leib.“ Die Bürger ſchrieen in der Hitze ihres Eifers nach, ohne zu bedenken, daß ſie ſich um ihre Reichsfreiheit ſprachen. Sehr ſchwer haben die proteſtantiſchen Fürſten dieſe Huldigung ausgelegt, als merkten ſie jetzt erſt, daß Guſtav Adolf mehr von Cäſar als von Luther an ſich habe und weit über ihre Theologen hinausgreife. Den Lärm vergrößerte eine um jene Zeit in Augsburg zu Ehren Guſtav Adolf's geprägte Denkmünze mit der Inſchrift: Gustava et Augusta, caput religionis et regionis[1]. Gewiß iſt, daß der König auf den Beſitz Augsburgs, der Wiege unſeres Glaubens, ein großes Gewicht legte, daß er ſie als eine Art von Capitol ſeines künftigen Reiches anſah[2].

Schon am $^{15}/_{25}$. April war Guſtav Adolf wieder auf dem Marſche nach Ingolſtadt, unter deſſen Wällen der Kurfürſt von Baiern mit ſeinen Truppen lagerte[3]. Da es ſehr ſchwierig iſt, eine Veſtung zu nehmen, welche von einem ſtarken Heere gedeckt wird, ſo ſtellten einige Schriftſteller die Vermuthung auf, Guſtav Adolf habe geheime Einverſtändniſſe in der Stadt gehabt. Doch ſcheint dies eine Verwechslung mit einem zweiten, im Jahr 1633, nach Guſtav Adolf's Tode, erfolgten Angriffe auf Ingolſtadt, deſſen Befehlshaber Kratz damals mit den Schweden unter der Decke ſteckte. Ingolſtadt liegt auf dem linken Donauufer, die Schweden griffen auf dem rechten die Werke an, welche die Brücke deckten. Hätten ſie auch dieſe erobert, ſo wären ſie noch lange nicht Meiſter der Stadt geweſen, da die Brücke im bezeichneten Falle leicht abgebrochen werden konnte. Den $^{20}/_{30}$. April nahmen die Schweden eine kleine Schanze vor der Brücke, in welcher 300 Baiern theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Als ſie aber den eigentlichen Brückenkopf ſtürmen wollten, mußten ſie mit großem Verluſte weichen. Guſtav Adolf entgieng an dieſem nämlichen Tage großer Lebensgefahr. Auf einem Schimmel reitend, hatte er ſich dem Fluſſe genähert, um nach ſeiner Gewohnheit perſönlich die Lage der Dinge zu erkunden. Ein bairiſcher Konſtabler erkannte den König und feuerte einen Vierundzwanzigpfünder ſo geſchickt auf ihn ab, daß die Kugel hart am Waden des Königs vorbei durch den Bauch des Pferdes ſchlug. Mit Blut und Staub bedeckt ſtürzte er unter das gefallene Roß. Die Umſtehenden glaubten ihn Anfangs todt und waren bleich vor Schrecken, bis der König ſich wieder mit den Worten aufraffte: „der Apfel iſt noch nicht reif.“ Er beſtieg ſogleich ein anderes Pferd und ritt weiter. Faſt

---

[1] Unüberſetzliches Wortſpiel, Guſtavsburg, Augsburg, Hauptſtadt des Reichs, der Religion und des Landes. — [2] Chemniz I, 312 b. flg. Khevenhiller XII, 125 flg. Puffendorf de rebus suecicis IV, 15. Die Münze bei Köhler hiſtoriſche Münzbeluſtigung X, 41 flg. — [3] Chemniz I, 315 b. fl.

im nämlichen Augenblick wurde dem jungen Markgrafen von Baden an des Königs Seite der Kopf vom Rumpfe weggeſchoſſen. Nachdem Guſtav ins Lager zurückgekommen war, laſſen ihn alle Geſchichtſchreiber eine Rede halten, welche beweist, daß damals ſchon, wahrſcheinlich in Folge der Augsburger Huldigung, große Unzufriedenheit unter den teutſchen Verbündeten des Königs geherrſcht haben muß, eine Unzufriedenheit, welche 2—3 Monate ſpäter in offenen Tumult ausbrach. Nach einem Eingange über die Ungewißheit der menſchlichen Dinge und die Gewalt des Todes, der unerwartet das blühendſte Leben endige, ſprach er von der Reinheit ſeiner Abſichten. „Mir iſt zwar wohl bekannt, daß das Glück meiner Waffen viele Neider erweckt hat, die meinen Ruhm ſchmälern und die Einfältigen zu bereden ſuchen, daß ich dieſen Krieg nicht zur Rettung Teutſchlands führe, ſondern um mich ſelbſt zu bereichern. Allein ich rufe Gott zum Zeugen an, daß Dem nicht ſo iſt. Die früher vertriebenen Fürſten, welche ich ohne Eigennutz wieder eingeſetzt, der Stand meiner königlichen Kammer, aus der ich ſchon viele Tonnen Goldes zu dieſem Kriege hergeſchoſſen, meine Gläubiger zu Frankfurt und anderer Orten, von denen ich große Summen Geldes entlehnt habe, mögen dafür ſprechen, ob ich in dieſem Krieg meinen eigenen Vortheil oder nicht viel mehr die Wohlfahrt des teutſchen Reiches geſucht habe. — In keiner andern Abſicht verließ ich mein Reich und Alles, was mir lieb iſt, als einzig und allein, um, nächſt meiner eigenen Sicherheit, der Tyrannei des Hauſes Oeſtreich Einhalt zu thun.“ Der Auftritt endigte mit einer gemeinſamen Bitte der anweſenden Herrn, Guſtav Adolf möchte ſein theures Leben nicht mehr wie bisher ſo verſchwenderiſch den größten Gefahren ausſetzen [1]).

Eingedenk der Rathſchläge ſeines ſterbenden Feldherrn hatte indeß der Kurfürſt von Baiern Ingolſtadt, wo vier ſeiner Regimenter zurückblieben, verlaſſen, um ſich Regensburgs und dadurch der Verbindung mit den kaiſerlichen Erblanden zu verſichern. Dem Könige von Schweden entgieng dieſe Bewegung nicht. Während die Baiern auf dem linken Donau-Ufer hinunterzogen, entſandte Guſtav Adolf den Feldmarſchall Horn auf dem rechten. Horn rückte immer hinter den Baiern her, aber bereits in Kelheim erfuhr er, daß Regensburg in die Hände des Kurfürſten gefallen ſey. Die Sache verhielt ſich ſo: ſchon bei der erſten Annäherung der Schweden hatte Maximilian von Baiern den Stadtrath vermocht, 1500 Mann von des Kurfürſten Heere in die Stadt aufzunehmen. Doch

[1]) Denkwürdige Reden Guſtav Adolf's wurden ſogleich aufgeſchrieben, wofür die Natur der Sache und auch der Umſtand ſpricht, daß ſie von verſchiedenen Quellen faſt immer gleich angeführt werden. Man muß obige Worte, die wir nach Chemniz (I, 315 flg.) mittheilten, um ſo mehr für ächt halten, weil ſie bei dieſem Schriftſteller außer aller Verbindung mit der damaligen Lage der ſchwediſchen Sache ſtehen. Denn Chemniz bemüht ſich immer den König als einen bloß theologiſchen Helden hinzuſtellen und vermeidet daher Alles, was auf tiefere Abſichten und auf Mißtrauen gegen ſeine Plane hinweist; nur wider ſeinen Willen entſchlüpfen ihm oft ſolche Reden, welche den wahren Stand der Dinge beurkunden.

mußten dieſe Truppen vor ihrem Einzuge dem Magiſtrate Treue ſchwören, und den Bürgern blieb die Bewachung der Thore und des Walles. Mit ſo läſtigen Bedingungen war jedoch Maximilian nicht zufrieden, er traf mit dem Kommandanten der Garniſon eine Verabredung, welche um ſo leichter zum Ziele führte, weil ein Theil des Magiſtrats, auf den Vertrag blind trauend, ſchlechte Aufſicht hielt, und andere Einwohner durch Beſtechung ins bairiſche Intereſſe gezogen waren. Den $^{17}/_{27}$. April Morgens frühe zog eine von den bairiſchen Kompagnien, die in der Stadt lagen, auf das Thor zu. Die Bürgerwache ließ ſie ruhig herankommen, weil man der Meinung war, dieſe Soldaten würden hinausgehen, um draußen die gewöhnlichen Waffenübungen vorzunehmen. Allein plötzlich fielen ſie über die Wache am Thore her, entwaffnete ſie, der Trommler ſchlug Lärm. Auf dieſes Zeichen ſprengten zwei Haufen Reiter, die ſich während der letzten Nacht in der Nähe verborgen hatten, mit verhängten Zügeln von außen herein, ein Bürger, der das Fallgitter herunterlaſſen wollte, ward von einem bairiſchen Offizier niedergeſtoßen. Bald war das Thor ſammt den angrenzenden Straßen in der Gewalt der Feinde; die Bürger, welche Widerſtand verſuchten, wurden auseinandergetrieben, und am nämlichen Tage alle zuſammen entwaffnet. Denn noch am $^{17}/_{27}$. kamen mehrere Fahnen Fußvolk nach, und am 23. a. St. zog der Kurfürſt mit dem Reſte ſeines Heeres ein. Die Bürger mußten ihren Widerwillen gegen die Baiern ſchwer entgelten. Ihrer fünfzehn verloren das Leben, mehrere Häuſer wurden geplündert und die Stadt ſtand unter hartem Druck, der auch dann nicht aufhörte, als der Kaiſer ſich bei dem Kurfürſten für die Reichsſtädter verwandte. [1])

Guſtav Adolf empfand großen Verdruß darüber, daß ihm der Feind mit der Einnahme dieſes wichtigen Platzes zuvorgekommen war. Er rief den Feldmarſchall zurück, und rüſtete ſich in Altbaiern einzufallen, da er ſah, daß Ingolſtadt ohne großen Zeit- und Menſchenverluſt nicht zu erobern ſey. Ohne Zweifel rechnete er darauf, das kurfürſtliche Heer werde ihm zur Vertheidigung des eigenen Landes nachrücken und eine Schlacht annehmen, welche, wie die Schweden hofften, zum Verderben des Kurfürſten ausſchlagen ſollte. Ehe wir jedoch den König auf dieſem Zuge begleiten, müſſen wir über die Verhandlungen berichten, deren Schauplatz das Lager vor Ingolſtadt war. Im vergangenen Winter hatte Guſtav Adolf dem General Baudiſſen, der eine Reiſe in Familiengeſchäften nach Holſtein machte, den Auftrag gegeben, in Kopenhagen den Verſuch zu machen, ob die Dänen nicht Theil am Kriege nehmen wollten. Baudiſſen erhielt Vollmacht, Wiederein-

---

[1]) Theatrum Europ. II, 585, b. flg. Khevenhiller XII, 138. Chemniz I, 317, b. unten flg. Burgus ſagt III, 13, der Magiſtrat von Regensburg habe den König von Schweden durch einen Boten aufgefordert, die Stadt zu beſetzen, dieſer Bote ſey aber in die Hände der Baiern gefallen. Man vergleiche auch Aretin B. a. B. I, 313.

ſetzung des däniſchen Prinzen in das Bremer Stift anzubieten, wenn König Chriſtian ſeine Waffen mit den ſchwediſchen vereinigen wollte. Zu gleicher Zeit kamen auch kaiſerliche Unterhändler an den däniſchen Hof, und bearbeiteten den König im entgegengeſetzten Sinne. Aber Chriſtian IV. war durch frühere Erfahrungen gewitzigt. Mit Guſtav Adolf ſich einzulaſſen hinderte ihn eben ſo ſehr Neid und Scheelſucht, als die Furcht, im Falle des Gelingens mit einer Löwentheilung abgeſpeist zu werden. Andererſeits ſah er recht wohl, daß der Kaiſer ihn gegen die Schweden blos deßhalb vorſchieben wollte, damit Oeſtreich Luft bekäme. Doch glaubte Chriſtian IV. die Gelegenheit benützen zu müſſen, um ſein Anſehen bei beiden Gegner zu erhöhen, und die Hände ins Spiel zu miſchen. Alſo wurden zwei däniſche Reichsräthe an den König von Schweden abgeſchickt, die ihn im Lager vor Ingolſtadt trafen. Nachdem ſie im Namen ihres Gebieters Glück zu den reißenden Fortſchritten der ſchwediſchen Waffen gewünſcht hatten, rückten ſie mit dem eigentlichen Zwecke ihrer Sendung heraus, indem ſie däniſche Vermittelung zur Wiederherſtellung des Friedens anboten. Guſtav dankte ihnen für den bewieſenen guten Willen, und verſicherte das Anerbieten ſey ihm um ſo angenehmer, da er von ganzem Herzen den Frieden wünſche, und die ſchwere Laſt, die auf ſeinen Schultern liege, abwälzen möchte. „Da er indeß den Krieg nicht um eigener Vortheile willen, ſondern zum Beſten der evangeliſchen Kirche unternommen habe, ſo könne er ſich nur dann in Unterhandlungen einlaſſen, wenn die proteſtantiſchen Stände des teutſchen Reichs für alle Zukunft vor den Eingriffen des Kaiſers geſichert wären.“ Mit dieſer Antwort zogen die däniſchen Geſandten wieder nach Hauſe [1]). Man ſieht: Worte wurden hier mit Worten bezahlt. Auch die Franzoſen regten ſich wieder. Als die Nachricht von der Niederlage Tilly's am Lech in Frankreich eintraf, ſagte Ludwig XIII. zum venetianiſchen Botſchafter in Paris: „es iſt hohe Zeit den Fortſchritten des Gothen ein Ziel zu ſtecken.“ In dieſem Sinne handelten Richelieu's Geſchäftsleute, die ſich im Reiche befanden. Den $^{20}/_{30}$. April erſchien der franzöſiſche Geſandte am Münchner Hofe, Saint Etienne im königlichen Lager vor Ingolſtadt. Da der König merkte, daß dieſer Mann es auf eine Täuſchung abgeſehen hatte, gab er ihm öffentliche Audienz, in Anweſenheit des Kurpfälzers, des Pfalzgrafen Auguſt, des Feldmarſchalls Horn und vieler anderer vornehmen Herrn, um den Franzoſen deſto gründlicher zu beſchimpfen. Saint Etienne hub an mit Glückwünſchen, und endigte mit einem Neutralitätsgeſuch zu Gunſten des Kurfürſten von Baiern. Guſtav Adolf antwortete: „Unmöglich kann ich glauben, daß es dem Herzog in Baiern Ernſt iſt, ſich mit mir zu vergleichen. Haben wir nicht früher ſeine Briefe an Pappenheim, und eben erſt ein Schreiben des Kaiſers an ihn aufgefangen, worin ihm die baldige Ankunft von 50,000 Mann Hülfs-

[1]) Chemniz I, 318, a unten flg. Mauvillon S. 499.

truppen unter dem Befehl des Herzogs von Friedland verheißen wird. Uebrigens mag Wallenſtein nur kommen, es iſt mir ſogar lieb, weil dann Baiern um ſo ſicherer zu Grunde gerichtet wird, und ich für mein Heer nichts zu fürchten brauche." Als der Franzoſe hierauf erwiederte, es würde ſeinem Gebieter, dem König von Frankreich, ein großer Gefallen geſchehen, wenn die Neutralität zu Stande käme, fuhr Guſtav Adolf fort: „der Herzog von Baiern hat bisher nichts als Feindſchaft gegen mich bewieſen, er hat meine Soldaten in Bamberg angreifen laſſen, und mich gezwungen Gewalt zu brauchen." Der Geſandte ſuchte den Kurfürſten zu entſchuldigen: nicht er, ſondern der Biſchof von Bamberg ſey Schuld an jenen Vorfällen, Tilly habe den dringenden Aufforderungen des Prälaten nicht widerſtehen können. „Ich ſehe wohl," verſetzte der König, „daß Ihr hieher gekommen ſeyd, mich zu belügen. Hat nicht der Herzog von Baiern ſein eigenes Volk bei jenem Ueberfalle gehabt, und wenn Tilly wider ſeine Befehle handelte, warum ließ er ihn dann nicht aufhängen?" Noch einmal entſchuldigte der Geſchäftsträger den Kurfürſten, rühmte ſeine guten Eigenſchaften, beſonders die hohe Achtung, welche er zu ſeiner Majeſtät in Schweden trage. Dieſe Lüge brachte den König ſo auf, daß er ſich zur Grobheit hinreißen ließ. „Gar viel," rief er aus, „läßt ſich zum Lobe einer Laus ſagen, was dieſelbe für ein getreues, beſtändiges und dem Menſchen nützliches Thier ſey, weil es ihm das unnöthige Blut abzapfe. Ich kenne nunmehr den Herzog in Baiern und ſein Pfaffengeſchwürm zu gut, als daß ich mich länger von ihnen täuſchen laſſe. Der Herzog trägt doppeltes Tuch, bald wendet er das blaue, bald das rothe, bald das burgundiſche Kreuz heraus, vermiſcht die Farben wie er will, aber mich wird er nimmer hintergehen." In dieſem gereizten Tone gieng die Unterredung noch eine Weile fort. Guſtav Adolf ſagte dem Unterhändler ins Geſicht, daß er hier nichts zu ſchaffen habe, da er keine Vollmachtbriefe vom Könige von Frankreich bei ſich trage. Saint Etienne beſtand darauf, daß Guſtav Adolf die Bedingungen nenne, unter denen er dem Kurfürſten Neutralität bewilligen würde. Der König erwiederte: „Gut, der Baier ſoll Ruhe haben, wenn er augenblicklich all ſein Kriegsvolk fortſchickt, aber nicht dem Kaiſer überläßt, wenn er ſchwört, innerhalb dreier Jahre nichts feindliches gegen mich zu unternehmen. Oder gefällt ihm dieß nicht, ſo mag er mir freien Durchzug durch Ingolſtadt zugeſtehen damit ich meinen Feind verfolgen kann, wohin es mir beliebt, außerdem muß er Alles wieder herausgeben, was er meinen Freunden und Bundesgenoſſen an Land und Leuten abgenommen hat. Aber bis morgen will ich entſcheidende Antwort haben, Ja oder Nein; zeigt es ſich, das es Eure Abſicht war, mich mit unnützen Reden ſo lange hinzuhalten, bis der Friedländer kommt, dann werde ich mich rächen, werde im Baierlande dergeſtalt ſengen und brennen, daß der Herzog ſeine Wunder erfahren ſoll." Noch einmal kam der Geſandte darauf zurück, daß der König von Frankreich die bairiſche Neutralität gar ſehr wünſche, auch ließ er einige dro-

hende Worte über die Macht ſeines Gebieters fallen, welcher im Stande ſey, einem ſolchen Wunſche den gehörigen Nachdruck zu geben. Guſtav Adolf antwortete: „Ich habe den König in Frankreich durch frühere Geſandte, namentlich durch Charnacé, von meinen Abſichten unterrichtet, glaube auch, daß ſeine Majeſtät es redlich mit mir meint. Indeſſen will er 40,000 ſeiner Franzoſen dem Baier zu Hülfe ſchicken, ſo mags geſchehen, mir gilt es gleich, mit welchen Nationen ich fechten muß, und wenn es darauf ankommt, iſt der Türke auch mein guter Freund, wir werden uns trefflich miteinander verſtehen.“ Auf die Bemerkung des Geſandten, der Türke ſey ja der Erbfeind aller Chriſtenheit, fuhr Guſtav Adolf fort: „wenn der Sultan gleich der Feind Aller iſt, aber mit mir allein Freundſchaft hält, ſo habe ich keine Urſache, ihn als Feind zu betrachten, ſintemal die Türken nicht ſchlechter ſind, als die Papiſten mit ihrer Abgötterei. Wohl weiß ich es, der Allerhöchſte ſteht mir bei, und von Ihm bin ich geſandt, wie ich vor Leipzig erfahren, denn ich achte, daß die Püffe, welche ich den Kaiſerlichen damals verſetzt, den Kaſtorhut wohl aufwiegen, welchen ſie mir in Preußen abgenommen haben [1]).“

Mehr und mehr wuchs die Eiferſucht des Pariſer Hofes gegen Guſtav Adolf. Die Hülfsgelder wurden mit immer größerer Zögerung, zuletzt gar nicht mehr bezahlt. Etwa einen Monat ſpäter ließ Richelieu durch einen Geſchäftsmann bei Guſtav Adolf die Anfrage machen, wie weit er noch ſeine Eroberungen zu treiben gedächte, und wo er ihnen Gränzen ſtecken wolle? „Da wo es mein Intereſſe fordert,“ war des Königs Antwort [2]). Puffendorf bezeugt [3]), daß Guſtav Adolf die Drohung Richelieu's, „ein franzöſiſches Heer werde gegen die Schweden marſchiren,“ mit den Worten erwiedert habe: „Seine Majeſtät von Frankreich braucht ſich nicht ſo weit zu bemühen, an der Spitze von 100,000 Mann werde ich nach Paris ziehen, und dort perſönlich unſere Streitigkeiten ins Reine bringen.“ Wenn Guſtav Adolf länger am Leben blieb, wenn das Glück ihn fürder in Teutſchland begünſtigte, wäre es gewiß zum Krieg zwiſchen Schweden und Frankreich gekommen. Die Nothwendigkeit der Dinge trieb den König dazu. Denn da er Teutſchland allem Anſchein nach für ſich

[1]) Der Inhalt dieſer Unterredung wurde ſogleich durch Flugſchriften allgemein bekannt gemacht, wahrſcheinlich weil man rechnete, durch eine ſo unumwundene, gegen die Erbfeinde des Reichs geführte Sprache dem Geiſte des teutſchen Volks zu ſchmeicheln. Wir haben einen Abdruck einer dieſer Flugſchriften vor uns. An ihrer Aechtheit kann um ſo weniger gezweifelt werden, da alle Geſchichtſchreiber den König in gleichem Sinne ſprechen laſſen. Selbſt Chemniz (I, 320) ſagt am Ende Daſſelbe, obwohl er die bitteren Reden, namentlich die Anſpielung auf ein türkiſches Bündniß verſchweigt. Aber Guſtav Adolf hatte damals einen Geſandten Namens Straßburg bei dem Sultan; ſeine Politik umfaßte die entfernteſten Theile Europas, weil er wohl fühlte, daß die Freundſchaft mit Frankreich auf die Neige gehe. — [2]) Mauvillon nach dem Tagebuch des ſchwediſchen Reichsraths S. 508. — [3]) De rebus suecicis IV, 19.

behalten wollte, ſo konnte er ſeine Anhänger nirgends anders belohnen, als auf franzöſiſchem oder italieniſchem Boden. Die Franzoſen hätten dann an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, wie es einer Nation zu Muthe iſt, wenn man ſie unter 1000 Herren vertheilt.

Den 24. April a. St. brach Guſtav Adolf mit ſeinem Heere von Ingolſtadt auf, und richtete ſeine Waffen gegen Altbaiern. Seither hatten die Schweden im bezwungenen Teutſchland die Einwohner meiſt für ſich, faſt nie gegen ſich gehabt, jetzt kamen ſie in ein Land, wo der Volksgeiſt ihnen aufs feindlichſte widerſtrebte. Kirchen- und Fürſten-Gewalt wirkte in Baiern ſeit langer Zeit in Eintracht, durch keine fremden Einflüſſe gelähmt, auf ein Ziel, eine derbe Meinung des Volkes hin. Dieſes von Natur unbändig und wild, ſchluckte begierig den Samen des Haſſes und der Liebe ein, den man von Oben her ſtreute. Die Baiern trugen wenigſtens eine Hauptbedingung künftigen Wachsthumes in ſich, ſie fühlten ganz mit ihrer Regierung. Guſtav Adolf kannte dieſe abgeneigte Geſinnung, er hoffte ſie durch Milde zu beſchwören. Ein ſtrenges Mandat über Handhabung der Mannszucht gieng ſeinem Einfall in Baiern voran [1]). „Wer inner- oder außerhalb des Quartiers oder auf der Landſtraße plündere oder Unfug treibe, ſolle verhaftet und unnachſichtlich beſtraft werden. Kein Soldat dürfe ohne beſondern Paß außerhalb des Quartiers mit Ober- und Untergewehr geſehen werden. Würden dennoch Mißhandlungen erfolgen, ſo müßten die Offiziere für allen Schaden gut ſtehen" u. ſ. w. Dieſe Vorſchrift wurde nicht nur gegeben, ſondern auch ſtreng gehalten. Aber Alles half nichts. Die bairiſchen Pfarrer hatten ihre Gemeinden gelehrt, den König Guſtav Adolf als den Antichriſt zu betrachten, und öffentlich zu beten: „Herr erlöſe uns von dem Erbfeind, dem ſchwediſchen Teufel." Solche Gäſte zu erwürgen, galt als Verdienſt, das in Himmel helfe. Wo die Bauern Einzelne oder einen kleinen Haufen Schweden fanden, mit denen ſie fertig zu werden hofften, fielen ſie über dieſelben her, ſchlitzten den Unglücklichen die Naſe auf, hieben ihnen Arme und Beine ab, ſtachen die Augen aus, ſchnitten die Geſchlechtstheile ab, und ließen ſie in dieſem Zuſtand liegen, bis der Tod ſich ihrer Martern erbarmte. Sogar mit Schutzwachen (Salvaguardia), die ſich Hausbeſitzer ſelbſt erbaten, machten ſie es nicht beſſer, wenn die Gelegenheit günſtig war. Es iſt natürlich, daß dieſes Betragen ſeine Erwiederung fand [2]). Eine Weile hielten die Schweden an ſich, dann bezahlten ſie mit gleicher Münze. Einige hundert Dörfer giengen ſpäter in der bairiſchen Ebene im Rauch auf; der erbitterte Soldat trieb die Bauern mit Flintenſchüſſen und der Partiſane in das Feuer hinein, um mit ſeiner Habe zu verbrennen. Aber immer ſuchte der König den Unmenſchlichkeiten von beiden Seiten Einhalt zu thun. Uebrigens lohnte ſich die Eroberung. Der 14jährige Krieg hatte dieſe geſegneten Fluren

---

[1]) Chemniz I, 321, b. — [2]) Daſ. I, 322.

ſeither verſchont. Gefüllt fanden die Sieger Scheunen und Häuſer, große Summen zog Guſtav Adolf aus dem Lande. Den 26. April a. St. eroberte der König Moosburg, einen Paß an der Iſar, am folgenden Tage nahm Horn Landshut ein; die reiche Stadt mußte mit hunderttauſend Thalern die Plünderung abkaufen. Auch Freiſing fiel, und zahlte ebenfalls eine große Summe. In München ſchwebte bei der Annäherung des Königs Alles in größter Angſt. Die kurfürſtlichen Schätze wurden nach einem benachbarten Felſenneſte im Gebirg geflüchtet. Die Kurfürſtin gieng nach Salzburg, auch die Vornehmen und Reichen zogen davon, der Magiſtrat und das gemeine Volk war ſich ſelbſt überlaſſen. Erſterer ſchickte Abgeordnete nach Freiſing, um dem König einen Vergleich anzubieten. Guſtav Adolf bewilligte zwar Bedingungen, aber ſie gefielen dem Rathe nicht. Deutlich erkannte man die Abſicht, Zeit zu gewinnen, bis etwa das Kriegsglück ſich ändere. Der König hielt ſich nicht mit unnöthigen Redensarten auf, den $^{7}/_{17}$. Mai erſchien er ſelbſt mit dem Heere vor den Mauern Münchens. Jetzt dachten die drinnen an keine Unterhandlung mehr. Knieend überreichten Bevollmächtigte des Stadtraths dem Könige die Schlüſſel der Stadt. Mittags hielt Guſtav Adolf ſeinen Einzug, begleitet von 3 Fußregimentern, welche die Poſten beſetzten. Er und der vertriebene König von Böhmen, ſammt dem Pfalzgrafen Auguſt nahmen ihr Quartier im Schloſſe, die andern Fürſten und Herren aus des Königs Umgebung wurden in die vornehmſten Häuſer der Stadt gewieſen. Das übrige Fußvolk bezog ein Lager auf einem ſchönen Anger vor der Stadt, die Reiterei wurde in die umliegenden Dörfer verlegt. Der Oberſt Hepburn, von Geburt ein Schotte und Katholik, hatte ſich vom Könige den Befehl über die Truppen, welche in der Stadt lagen, ausgebeten und erhalten, er beobachtete ſtrenge Mannszucht [1]).

Guſtav Adolf ließ ſich durch die Gemächer des kurfürſtlichen Palaſtes führen, und bewunderte Pracht und Geſchmack derſelben. „Wer iſt der Baumeiſter, der dieſes herrliche Gebäude aufführte,“ fragte er den Schloßvogt. „Der Kurfürſt ſelbſt,“ antwortete der Gefragte. „Könnte ich dieſen Baumeiſter haben,“ fuhr Guſtav Adolf weiter fort, „ſo wollte ich ihn nach Stockholm ſchicken.“ „Dafür wird ſich derſelbe zu hüten wiſſen,“ erwiederte der Vogt. Khevenhiller [2]) ſagt, die Antwort des Dieners habe, weil ſie treue Anhänglichkeit verrieth, dem König wohl gefallen. Den $^{8}/_{18}$. Mai beſuchte Guſtav Adolf das Zeughaus. Nur Laffetten ſtanden hier, aber keine Stücke, doch das Geheimniß war dem Könige gegen eine Summe Gelds bereits von einem ſchlechten Geſellen verrathen worden. Surgite a mortuis et venite ad judicium [3]) rief er aus. Die Dielen des Fußbodens wurden aufgebrochen, und nun kamen 140 prachtvolle Kanonen, zum Theil dreifach aufgeſchichtet, an den Tag.

[1]) Chemniz I, 322. Khevenhiller XII, 141 flg. — [2]) XII, 141 unten flg. — [3]) Stehet auf von den Todten und kommet zum Gericht, nach der Bibel.

82 Stücke von außerordentlicher Größe waren darunter, namentlich 50 zum Theil doppelte, zum Theil ganze und halbe Karthaunen, 12 beſonders ſchön und gleich gearbeitet, darum die zwölf Apoſtel geheißen, endlich ein wahrer Koloß von Kanone, die wegen ihrer Größe den zwar unzierlichen aber gutbairiſchen Namen „die Sau" führte. In einem dieſer Stücke ſoll ein Schatz von 30,000 Dukaten verborgen geweſen ſeyn [1]). Gleicherweiſe entdeckte man auf dem Schloſſe eine große Zahl neugemachter Soldatenröcke von gelber, blauer und grüner Farbe. Guſtav Adolf vertheilte dieſe unter ſeine Regimenter, die Kanonen ließ er, ſammt allen Koſtbarkeiten, die ſich in der kurfürſtlichen Kunſtkammer vorfanden, nach Augsburg bringen. Zur Hebung der Kanonen wurden bairiſche Bauern verwendet. Dieſe erſtaunten höchlich, als ihnen der König freundlich zuſprach, und zeigte, wie mit den Hebeln umzugehen ſey, noch mehr als er zu guter Letzt eine Handvoll Dukaten unter ſie vertheilte. Denn ſie waren — wie der Verfaſſer des ſchwediſchen Soldaten verſichert [2]) — von ihrem eigenen Gebieter an keine ſolche Behandlung gewöhnt. Auf den $^{9}/_{19}$. Mai war eine Heerſchau angeſagt, welche der König wohl darum den Münchnern zum Beſten gab, um ihnen ſeine Macht zu zeigen. Ehe er hinausritt, beſuchte Guſtav Adolf die Jeſuitenkirche, wo ihn der Pater Rektor mit einer lateiniſchen Anrede empfing. Der König antwortete in gleicher Sprache, es entſpann ſich ein Religionsgeſpräch zwiſchen beiden; Guſtav Adolf vertheidigte die dunkeln Lehrſätze unſerer Kirche von Chriſti Abendmahl mit großem Nachdruck, aber in gemäßigten Ausdrücken. Die Jeſuiten waren geſchmeichelt durch des Königs Herablaſſung, ſie behaupteten ſpäter, er habe ihren Orden über die Maßen gelobt, was wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Nach dieſem Abſtecher ritt Guſtav Adolf hinaus in ſein Lager, die neugierigen Hauptſtädter ſtrömten in großer Anzahl nach. Verſchiedene Scheingefechte wurden ausgeführt, und die ſchwediſche Schlachtordnung gezeigt. Noch mehr ſtaunten die Münchner, als ſie ſahen, wie der König vom Pferde ſtieg und da und dort einem gemeinen Soldaten, der ſeine Sache nicht recht gemacht, die Flinte aus der Hand nahm, ſchulterte und wies, wie man ſchießen müſſe, auch ſonſt den Soldaten „als ſeinen Spießgeſellen" gar freundlich zuſprach [3]). Den $^{10}/_{20}$. Mai, als am Tage, wo die Katholiken Chriſti Himmelfahrt feierten, hörte Guſtav Adolf in der Hofkapelle des Schloſſes eine lutheriſche Predigt, ritt dann nach geendigtem Gottesdienſt in die Kirche unſerer lieben Frauen, beſah die katholiſchen Ceremonien der Auffahrt und ließ beim Weggehen Geld unter das Volk werfen, worüber großes Gedränge entſtand.

---

[1]) Der ſchwediſche Soldat (S. 426) Chemniz I, 323 a. und Khevenhiller XII, 142 berichten von dieſem Schatze. Freilich ſcheint es nicht ſehr glaublich, daß der Kurfürſt, deſſen Eigenſchaft es eben nicht war, mit Geld ſchlecht unzugehen, 30,000 Stücke Dukaten nicht beſſer aufzuheben wußte. Doch wollen wir drei ſo guten Quellen den Glauben nicht verſagen. — [2]) Soldat suedois S. 425. — [3]) Khevenhiller XII, 143.

Man ſieht, der König hatte es darauf angelegt, die Einwohner Münchens zu gewinnen. Ob bloß angeborne Milde oder auch Berechnung dieſen Maaßregeln zu Grunde lag, können wir aus Mangel ſicherer Nachrichten nicht entſcheiden, doch glauben wir das Letztere. Die Schweden beſaßen mit geringen Ausnahmen alle jenſeits der Donau gelegenen Theile des heutigen Königreichs Baiern, auch die dießſeitigen waren nahe zu in ihrer Gewalt. Was Wunder, wenn der König ſich mit dem Gedanken trug, dieſen ausgedehnten Landſtrich mit den rheiniſchen Eroberungen zu vereinigen und daraus den Grundſtock eines proteſtantiſchen Kaiſerthums zu bilden. Zu dieſem Zwecke mußte vor Allem der Haß des katholiſchen Volkes durch Wohlthaten geſühnt werden. Gewaltthätigkeit von Hohen und Niedern hielt der König durch unnachſichtliche Strenge im Zaume. Beſonders brauchte er ſeine ganze Kraft gegen die Leidenſchaft der Erſteren. Khevenhiller erzählt [1], der abgeſetzte Kurpfälzer und der Herzog Wilhelm von Weimar hätten die Abſicht gehabt, das Münchner Schloß zu untergraben und in die Luft zu ſprengen, aber mit Abſcheu ſey dieſer Vorſchlag vom Könige zurückgewieſen worden. Daß Friedrich V. einen unverſöhnlichen Haß gegen den Kurfürſten, ſeinen Stammesvetter, im Herzen trug, iſt ganz natürlich. Auch kann man es nicht unglaublich finden, daß ſolchem Boden ſolche Rathſchläge entkeimten. Wir mögen daher einigen Schriftſtellern nicht beipflichten, welche Khevenhiller's auch von Andern beglaubigte Behauptung darum verwerfen, weil ſie meinen, daß ſolche wilde Rachgier eines großen Herren unwürdig ſey. Es gelang dem Könige, wenigſtens für den Augenblick, die Münchner zu gewinnen, was freilich keine beſondere Sache war. Denn hier wie in allen großen Orten, wo viel Geld umläuft und Ueppigkeit die Gemüther entnervt, wirkte die Civiliſation; oder, um teutſch zu reden, die Habſucht, die Gier Geld zu verthun und luſtig zu leben, hatte die Kraft der andern Triebe abgeſtumpft. Dagegen zeigte das Landvolk einen ganz andern Charakter, wie oben erzählt worden iſt. Indeß mußte auch München ſeine Brandſchatzung bezahlen, wie die übrigen bairiſchen Städte. Guſtav Adolf forderte Anfangs 400,000 Thaler [2], erlies dann auf dringende Bitte des Raths ein Viertheil. Hundertfünfzigtauſend wurden baar erlegt, für den Reſt Geißel geſtellt.

Der König verweilte nur kurze Zeit in München, weil Bewegungen in Oberſchwaben ihn an die Iller riefen. Die in Augsburg und in Oberſchwaben zurückgelaſſenen Garniſonen hatten nämlich während Guſtav Adolf's bairiſchem Zuge tapfer um ſich gegriffen. Sie nahmen der Reihe nach die Reichsſtädte Memmingen, Kempten und andere Orte im Algäu, brachten ferner die am Lech gelegenen Städte Landsberg und Füßen in ihre Gewalt, überfielen eine Abtheilung kaiſerlicher Reiter, die zu

---

[1]) XII, 142. — [2]) Khevenhiller XII, 145.

Leutkirch lagen, hieben ſie nieder und näherten ſich dem Bodenſee. Die Soldaten waren fortgejagt, aber unter dem Landvolk kochte und gährte es. Oeſtreich hat immer ſeine ſchwäbiſchen Vorlande mit beſonderer Fürſorge und Güte behandelt. Geſchloſſene Bauernhöfe und milde Steuern erhielten den Wohlſtand. Dafür hingen ſie mit ganzem Herzen an Oeſtreich, zumal da auch die Kirche ihren politiſchen Glauben beſtärkte, denn ſie waren katholiſch. Wie die Enkel dieſer braven Bauern in den 1790ger Jahren — während das lutheriſche Volk ſich nur zu oft, verwirrt durch weltliches und geiſtliches Gezänk, das Schwätzer ihnen in den Kopf getrichtert, an den Franzoſen wegwarf — treu zu dem Kaiſer hielten, und ſobald nur drei oder vier öſtreichiſche Huſaren in einer Ortſchaft erſchienen, mit dieſen gemeinſchaftlich über den Feind herfielen: ſo machten es damals ihre Väter gegen die Schweden. Sie griefen zu der Holzaxt oder der verroſteten Lanze, und liefen in großer Zahl bei Weingarten zuſammen, wo der kaiſerliche Oberſt von Schwenden ſich an ihre Spitze ſtellte. Aber Treue und Eifer erlag der Kriegskunſt des Feindes. Die Bauern wurden von den Schweden umringt, mußten das Gewehr ſtrecken und ihren Oberſten ausliefern, der als Kriegsgefangener nach Ulm geſchickt ward. Doch etliche Tage ſpäter entſtand in Bregenz neuer Auflauf. Die Bauern fuhren über den See, überfielen die kleinen ſchwediſchen Beſatzungen in Wangen und Ravensburg, erwürgten ſie, ſprangen aber auch mit den Einwohnern übel um. Dieſem Beiſpiel folgten die Bauern in Algäu, ſie griefen Kempten an, doch mit ſchlechtem Erfolg. Die Schweden rückten von Augsburg und Ulm her zuſammen. Den $^{12}/_{22}$. Mai wurde ein Bauernhaufen unweit Kempten theils niedergemacht theils zerſtreut. Anderthalb hundert flohen in eine Kirche um ſich zu retten. Es war ihr Verderben, denn die Soldaten zündeten das Gebäude an, worauf die Meiſten verbrannten, Manche auch in der Verzweiflung ſich vom Thurme herabſtürzten. Viele Dörfer ringsum wurden von den Schweden verheert und in Brand geſteckt, worauf die Bauern, durch ſo viel Unglück entmuthigt, ihre Gewehre nach Kempten ablieferten, und ihre Anführer zum Theil ſelbſt todtſchlugen [1]). Der Aufruhr ſchien gedämpft, als ein Zwiſchenereigniß ihm neues Leben gab. Der kaiſerliche Kriegskommiſſär Oſſa brach nämlich mit 4000 Mann kaiſerlichen Volks von Breiſach her in Oberſchwaben ein, worauf mehrere tauſend Bauern zu ihm ſtießen. Er wollte einen Handſtreich gegen Memmingen ausführen, fand aber den Ort zu gut von den Schweden bewacht, nun warf er ſich auf Biberach. Die Bevölkerung dieſer oberſchwäbiſchen Reichsſtadt war aus Katholiken und Lutheranern gemiſcht, was zu den heftigſten innern Gährungen Anlaß gab. Die katholiſchen Bürgermeiſter und Rathsmitglieder hielten zum Kaiſer und riefen Oſſa herbei, die lutheriſchen Bürger dachten ſchwediſch, und wollten nichts von Aufnahme der Kaiſerlichen hören. Als nun dieſe

---

[1]) Chemniz I, 323 b. flg.

vor den Thoren erſchienen, eilten die Lutheraner auf die Wälle und wehrten ſich wie Beſeſſene, ſelbſt ihre Weiber halfen mit, goſſen ſiedendes Waſſer hinunter und ſchleuderten Steine gegen die Angreifenden. Oſſa verlor in zwei Stürmen hintereinander 400 Mann, und mußte eilig nach Weingarten zurückziehen, weil ſchwediſcher Entſatz nahte. Guſtav Adolf war nämlich auf die Nachricht von dieſen Bewegungen von München aufgebrochen und hatte ſich zuerſt nach Augsburg dann nach Memmingen begeben, wo er ein Lager bezog, indeß die eroberten bairiſchen Städte von ſchwediſchen Garniſonen beſetzt blieben. [1]).

Nach Memmingen berief Guſtav Adolf den Herzog Bernhard von Weimar, den wir am Rheine verließen. Dort war indeß Mainz durch neue Werke befeſtigt worden. Der König gab vor ſeinem Abmarſch Befehl, auf dem jenſeitigen Ufer am Einfluß des Mains eine neue Veſtung aufzuführen, welcher er den Namen Guſtavsburg ertheilte. Die Soldaten hießen ſie Pfaffenzwang. Während des ganzen Jahres wurde an ihr gebaut, Guſtav Adolf erlebte jedoch ihre Vollendung nicht mehr. Aber indeß man durch ſolche Werke Mainz ſicherte, giengen durch Zwietracht andere Eroberungen verloren. Der ehrſüchtige Bernhard konnte ſich mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld nicht vertragen. Oxenſtierna zog ſich den Haß Beider zu, weil er als Vermittler auftrat. Daher ſchrieb der Kanzler damals an ſeinen Gebieter: „es ſey verderblich, Fürſten und andern hochgebornen Herrn wichtige Poſten anzuvertrauen, weil ſie weder auf Befehle noch Verweiſe achteten, und ohne alle Scheu vor dem Kriegsgericht, über welches ſie ſich erhaben dächten, bloß nach ihrem Gefallen und Nutzen handelten.“ Der Feind benützte die Uneinigkeit der ſchwediſchen Generale mit großem Geſchick. Oſſa eroberte am Oberrhein einige Plätze, während der Graf von Emden am Niederrhein mit Glück focht. Zu gleicher Zeit zogen 8000 Spanier unter Corduba's Befehl von der Moſel herauf und belagerten Speier. Bernhard eilte der bedrängten Stadt zu Hülfe, zog über Frankfurt die Bergſtraße hinauf, und erſchien den 28. April a. St. in Weinheim, aber am folgenden Tage fiel Speier in die Hände der Spanier. Zwar konnten ſich dieſe nicht daſelbſt halten, aber doch gelang es ihnen, trotz ihrer bedrängten Lage, während Bernhard ſie ſchon vom Niederrhein abgeſchnitten zu haben wähnte, nach Trier zu entſchlüpfen, wo ſie neue Verſtärkungen aus Brabant erhielten. So ſtanden die Sachen am Rhein, als Guſtav Adolf den Herzog zu ſich nach Memmingen berief, um den Zwiſtigkeiten ein Ende zu machen und dem ſächſiſchen Prinzen einen freieren Wirkungskreis anzuweiſen [2]).

Bis auf einen feſten Platz war Baiern in der Gewalt des Königs von Schweden. Der verdrängte Kurfürſt befand ſich in einer noch ſchlimmern Lage, als der teutſche Kaiſer im Jahr 1620, da Maximilian

[1]) Derſ. 324 b. flg. — [2]) Röſe „Bernhard“ I, 161 flg.

ſo hartherzig um die von Oeſtreich begehrte Hülfe gemarktet hatte. Jetzt konnte auch er nirgends Rettung finden als bei demſelben Oeſtreich. Eilboten über Eilboten ſchickte er über das böhmiſche Gebirg, und flehte um Schutz bei Kaiſer Ferdinand II., ja bei einem Manne, gegen welchen ſeine ganze Hülfsloſigkeit einzugeſtehen, noch viel ſaurer war, bei Wallenſtein, dem Opfer der bairiſchen Cabalen auf dem Regensburger Fürſtentage [1]). Doch bewahrte Maximilian I. von Baiern unter den fürchterlichſten Stößen des Schickſals ſeine Kaltblütigkeit und begieng keinen Fehler. Während ſeine Erblande von dem Feinde eingenommen wurden, während Stadt um Stadt dem fremden Eroberer huldigte, gewann er es über ſich, in Regensburg auszuharren, und ſeine letzten Truppen nicht an die Rettung des Kurſtaats zu ſetzen, was die Schweden wünſchten, weil ſie die bairiſchen Streitkräfte ohne Zweifel vollends vernichtet hätten. Ob aber Guſtav Adolf keinen Fehler begieng, indem er, ſtatt die aufwallende Macht Oeſtreichs im Keime zu erſticken, das wehrloſe Baiern eroberte, darüber mögen Männer vom Fache urtheilen. Freilich wenn er in Böhmen einbrach, lief er Gefahr, daß alle Eroberungen, die er im letzten Winter gemacht und an welchen ſein Herz hing, — jene herrlichen Länder am Main, Rhein und der Donau — hinter ſeinem Rücken in des Kurfürſten von Baiern Hände geriethen. Aber andererſeits erfuhr er bald, daß er während des Frühjahrs 1632 vergeblich gearbeitet habe. Eben kam die Nachricht, Prag ja ganz Böhmen ſey den Sachſen entriſſen, und ſchwarze Gewitterwolken ziehen von den böhmiſchen Gebirgen hernieder, um ſich auf der bairiſchen Ebene über Guſtav Adolf's Haupt, vielleicht Verderben bringend, zu entladen. Wir müſſen uns nach Wallenſtein umſehen.

Viertes Capitel.

Wallenſtein wird zum zweiten male Feldhauptmann, ſäubert Böhmen, vereinigt ſich mit dem Kurfürſten von Baiern. Der Krieg erneuert ſich. Lager bei Nürnberg. Des Königs Unterhandlungen mit dem dortigen Magiſtrate und mit der oberöſtreichiſchen Bauernſchaft.

Frühling 1632 bis Mitte September.

Der Kaiſer hatte dem Herzoge von Friedland nach der Abſetzung zu Regensburg ſeine Huld nicht entzogen. Im Frühjahr 1631 beauftragte er ihn, mit dem Könige von Dänemark wegen eines Bündniſſes gegen Guſtav Adolf zu unterhandeln [2]). Unter dem 5. Mai deſſelben Jahres erhielt [2]) Wallenſtein von dem Kaiſer ein Schreiben, worin er nach Wien oder einem andern gelegenen Orte eingeladen ward, „um über

[1]) Wallenſtein's Briefe von Förſter II, 225 flg. — [2]) Wallenſtein's Briefe II, 153.

allerhand erhebliche Dinge, ſonderlich über den Kriegsſtand des Herzogs Gutachten ohne weitläufigen Briefwechſel zu vernehmen.“ Mehr noch fand man zu Wien Urſache an ihn zu denken, nach dem Verluſte der Schlacht bei Breitenfeld. Dieſes Ereigniß ſetzte den kaiſerlichen Hof in große Bewegung, das öſtreichiſche Heer war bis auf 10,000 Mann unter Tiefenbach herabgeſchmolzen. Daß man ein neues haben müſſe, noch mehr, daß jetzt ein guter Feldherr nöthiger als je ſey, darüber waren alle Partheien am Wiener Hofe einig, nicht ſo über die nächſte Frage. Die Wälſchen [1]) ſchlugen den König von Ungarn, des Kaiſers Sohn, zum Feldherrn des neu zu errichtenden Heeres vor. Sie nannten ihn einen verborgenen Schatz von Vernunft, Fähigkeit, Freundlichkeit [2]) und ergiengen ſich in jener wohlfeilen Schmeichelei, welche die Dinge geändert zu haben wähnt, wenn ſie dieſelben in einem gefärbten Lichte darſtellt, oder einem vornehmen Herrn Eigenſchaften andichtet, die er nicht hat. Die teutſchen Herrn am Hofe, Eggenberg, Queſtenberg, Werdenberg [3]) wieſen auf Wallenſtein, da er allein im Stande ſey, die Sache wieder in's rechte Geleiſe zu bringen. Dieſer Rath war ſo vernunftgemäß und einleuchtend, daß er obſiegen mußte. Der Kaiſer entſchied für den wohlerprobten alten Diener, welchen zu gelegener Zeit wieder in Dienſt zu rufen er ſich immer vorbehalten hatte. Kaum erhielt der Kurfürſt von Baiern Nachricht von Dem, was am Wiener Hofe vorgieng, als er durch ſeinen Kanzler Donnersberg gegen die Wiedereinſetzung des Herzogs Einſprache erhob [4]). Man achtete jedoch nicht darauf. Deſto größere Schwierigkeit erfuhr jener Plan durch Wallenſtein ſelbſt. Es war nicht Undank geweſen, was den teutſchen Kaiſer bewog, den Herzog auf dem Regensburger Reichstage fallen zu laſſen. Wie wir oben zeigten, ſtand ihm nur die Wahl zwiſchen zwei fürchterlichen Auswegen offen, und Kaiſer Ferdinand II. wählte als Menſch. Folglich konnte ſich Wallenſtein nicht mit Recht über ſeinen Gebieter beklagen. Dennoch zeigte ſich jetzt der ganze Stolz, deſſen Friedland's hochfahrendes Gemüth fähig war; der teutſche Kaiſer ſollte ſich zu den größten Demüthigungen herablaſſen, ehe er der Unterthan, der frühere Günſtling, ſich dazu verſtand, dem bedrohten Vaterlande ſeine Dienſte wieder zu weihen. Ende Oktober 1631 wurde der Freiherr von Queſtenberg zum Herzoge nach Prag geſchickt, um ihn in des Kaiſers Namen zu erſuchen, daß er ein Heer ſchaffen und den Befehl übernehmen möchte. Kurzweg lehnte Wallenſtein dieſen Antrag ab, indem er ſich mit der Fußgicht, an der er wirklich litt, entſchuldigte. Da ihm zu Ohren gekommen war, daß man ihm zu Wien den Befehl nur unter dem Könige von Ungarn zugedacht hatte, äuſſerte er [5]) gegen ſeine Vertraute: „und wenn man mir ein Kommando neben unſerm Herrgott anböte, würde ich es nicht annehmen; denn befehlen muß ich allein oder

[1]) Gualdo historia delle guerre etc. S. 106. — [2]) Khevenhiller XI, 1949. [3]) Gualdo S. 108. — [4]) Khevenhiller XI, 1954 flg. — [5]) Derſ. XI, 1951.

gar nicht.“ Mit der abſchlägigen Antwort reiste Queſtenberg nach Wien zurück, und ſchrieb [1]) von dort an den Herzog: „Mit ſehr traurigem Gemüth haben Ihre kaiſerliche Majeſtät angehört, was meine Verrichtung bei Ihro Durchlaucht geweſen, der Kaiſer war darüber ſo beſtürzt, daß es billig zum Erbarmen war.“ Die Verlegenheit wuchs zu Wien auf den höchſten Grad, und ſo bewog man den Kaiſer, ein eigenhändiges Schreiben [2]) an Wallenſtein zu erlaſſen, in welchem Ferdinand nicht befahl, ſondern bat, ja nicht einmal bat, ſondern flehte. „So gerne ich Euer Liebden,“ heißt es darin, „beſonders wegen Dero Fußgicht, mit weitern Anträgen verſchonen wollte, ſo ergehet dennoch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird, an Euer Liebden das gnädigſte Erſuchen und Begehren, ſich aufzumachen, und nach Wien oder doch ſonſt an einen nahegelegenen Ort in Oeſtreich zu kommen, damit ich meinen Rath zu Euer Liebden ſchicken könne, wie ich denn auch zuverläſſig hoffe, daß Euer Liebden mir in der gegenwärtigen großen Noth nicht aus Handen gehen, viel weniger mich verlaſſen werden.“ In dieſem Tone ſchrieb der Kaiſer an ſeinen Unterthan.

Indeſſen hatten die Sachſen unter Arnim Prag erobert. Da Wallenſtein daſelbſt ohnedieß nicht länger bleiben konnte, begab er ſich nach Znaim in Mähren, und ließ von dort dem Kaiſer berichten [3]), daß er weitere Anträge erwarte. Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende; immer neue Winkelzüge machte er, erſt im Januar 1632 kam ein Vertrag zwiſchen Wallenſtein und Eggenberg zu Stande, kraft deſſen ſich Erſterer verpflichtete, innerhalb dreier Monate ein Heer von 40,000 bis 50,000 Mann zu des Kaiſers Dienſte zu errichten. Dagegen erklärte er auf's Beſtimmteſte, nach Verlauf dieſer Friſt das neue Heer Demjenigen zu übergeben, dem der Kaiſer den Oberbefehl anvertrauen würde, und unter keiner Bedingung das Kommando ſelbſt übernehmen zu wollen. Zugleich wies er den Titel eines kaiſerlichen Feldherrn und 100,000 Thaler Beſoldung, welche man ihm anbot, zurück. Sein Stolz hatte dem teutſchen Kaiſer die ärgſte Demüthigung auf's Ende verſpart. Weil man ſich in Wien von einem Manne, der unumgänglich nothwendig war, Alles gefallen laſſen mußte, wurden dieſe Bedingungen genehmigt [4])

Von nun an durchrann neues kriegeriſches Feuer die Adern der kaiſerlichen Erblande. Dreihundert Werbebriefe wurden an verſchiedene Offiziere vertheilt, ſchnell ſammelten ſich um Wallenſtein, als Grundſtock des neuen Heeres, Oberſte und Hauptleute, die entweder ſchon ſeit dem Regensburger Reichstage mit ihm ſich zurückgezogen hatten, und von ihm unterſtützt auf beſſere Tage warteten, oder ſpäter, ſeit den kaiſerlichen Fahnen kein Glück mehr lächelte, nach Böhmen gekommen waren. Wallenſtein munterte die Vermöglichen unter ihnen auf, ihre Schätze zu öffnen, und

[1]) Wallenſtein's Briefe II, 186. — [2]) Daſ. S. 187 flg. — [3]) Daſ. 188. — [4]) Khevenhiller XI, 1951.

durch Anwerbung von Kompagnien, von Regimentern ſich dem Kaiſer zu verpflichten, denn hundertfältig, verſprach er ihnen, ſolle das Aufgewandte wieder erſetzt werden. In der That verkauften Viele Landgüter und fahrende Habe, um all' ihr Kapital in Soldaten zu ſtecken. Armen aber tüchtigen Hauptleuten ſtreckte der Herzog ſelbſt große Summen aus ſeinen Schätzen vor. In allen Landſchaften des Kaiſerſtaats wurde geworben, in Ober- und Unteröſtreich, in Schleſien, in Ungarn, in Mähren, in Kärnthen, Steiermark, Krain. Auf den Heerſtraßen, die dadurch ſehr unſicher wurden, begegnete der Wanderer Rekruten, Soldaten und langen Zügen von Kriegsvorräthen. Derſelbe Eifer, welcher die Offiziere belebte, ergriff auch, obwohl nur theilweiſe, den gemeinen Mann. Tauſende von Reitern und Fußgängern ſah man ganz bewaffnet und ausgerüſtet den alten Hoffnungsfahnen zueilen, und durch die Haufen Volks, welches die Werberbuden umlagerte, jubelnd hindurchdringen. Aber da der Herzog von Friedland ein ſehr großes, dem Feinde doppelt überlegenes Heer aufbringen wollte, reichte die Zahl der Freiwilligen lange nicht aus. Herrenloſes Geſindel wurde, beſonders in den größern Städten, überall ergriffen, und mit Gewalt unter die Fahnen geſteckt. Auf Körpergröße ſah Wallenſtein nicht, denn, ſagte er, die Schwächlichen werden bald von ſelbſt draufgehen, der geſunde Kern bleibt übrig [1]). Andere, welche ſonſt keine Dienſte genommen hätten, lockte der hohe Sold; nach Gualdo's Zeugniß boten wallenſteiniſche Hauptleute einem guten Fußknecht bis auf 25 Thaler Handgeld. Auch fremde Länder mußten ihren Beitrag zu des Kaiſers Heere ſtellen. Terzky, des Herzogs Schwager, einer der reichſten Grundbeſitzer in Böhmen, unterhandelte mit König Sigismund von Polen wegen Anwerbung eines Haufens Koſaken. Da es ihm an Geld nicht fehlte, brachte er bald 3000 Pferde und 4000 Rekruten aus allen Nationen zuſammen. Der Graf Merode wurde nach Flandern geſchickt und warb dort Wallonen, der Kroaten-Oberſt Iſolani eilte nach Ungarn zu gleichem Zwecke. Zum Danke dafür, daß er viele Mannſchaft zurückbrachte, ernannte ihn Wallenſtein zum General der leichten Reiterei. Ueberhaupt war der Herzog gleich von Anfang der neuen Werbung ebenſo freigebig mit Ehrenbezeugungen als mit ſeinen Schätzen. So erhob er die Grafen Gallas, Mansfeld, Albringen, Montecuculi zu Feldoberſten der kaiſerlichen Artillerie [2]), verlangte jedoch dagegen, daß ſie ihre alten Regimenter wieder errichten und mit etlichen Kompagnieen vermehren ſollten. Acht Offiziere, Schaumburg, Holk, Officutz, Haraucourt, Merode, Cronenberg, Deffurt und Sparre ernannte er mit einem Schlag zu Generalwachtmeiſtern [3]). Sonſt ſo abſtoßend und ehrfurchtverlangend, ſelbſt in dem Betragen gegen die Erſten des Heeres, zeigte er in dieſen drei Honigmonaten eine früher unbekannte Freundlichkeit und Ge-

[1]) Khevenhiller XI, 1952 flg. XII, 10 flg. Theatr. Europ. II, 540. Gualdo in Francheville's Bearbeitung 88 flg. — [2]) Francheville nach Gualdo S. 91. — [3]) Daſ.

ſprächigkeit, welche ihm die Herzen Vieler gewann, und die Eitelkeit von noch Mehreren beſtach. Durch dieſe Maaßregeln erreichte Wallenſtein zwei Zwecke auf einmal. Indem er ſo viele Beförderungen gleich Anfangs eintreten ließ, feſſelte er nicht blos die Vorgezogenen an ſeine Perſon, ſondern entriß auch einem etwaigen Nachfolger die Möglichkeit, durch Ehrenbezeugungen die einflußreichſten Männer des Heeres zu gewinnen. Und indem er Oberſte und Hauptleute bewog, für Anwerbung der Soldaten Vorſchüſſe aus ihrer eigenen Kaſſe zu machen, brachte er nicht nur in aller Schnelle viel Volk zuſammen, ſondern verhinderte auch, daß irgend ein Anderer als er ſelbſt das Kommando übernehmen konnte. Denn nicht auf des Kaiſers oder des Königs von Ungarn Bürgſchaft, ſondern auf des Friedländer's Namen ſetzten die Offiziere ihre Baarſchaft dran. Hätte man dem Heere von Wien aus einen andern Feldherrn ſchicken wollen, ſo würden ſie alsbald ihr Geld wieder verlangt haben. Selbſt bis auf die Unternehmer von Lieferungen dehnte Wallenſtein dieſe Politik aus. Es fehlte an Harniſchen für die Küraſſiere, die damals nirgends beſſer und ſchneller gefertigt wurden als in der Lombardei. Auf ſein Wort machten etliche italieniſche Herrn von Wallenſtein's Bekanntſchaft, die Markgrafen Julius Rangoni und Cornelius Bentivoglio, große Ankäufe von dieſen Waffenſtücken in Oberitalien [1]).

Uebrigens kann man ſich denken, daß, obwohl Wallenſtein mehrere Tonnen Goldes aus ſeinen Kaſſen geſpendet, obwohl die Oberſten große Summen hergeſchoſſen, doch all' dieß bei Weitem nicht ausreichte zur Anwerbung und Ausrüſtung eines Heeres von 50,000 Mann. Außerordentliche und ſehr hohe Steuern, welche keinen Stand verſchonten, wurden in allen Erblanden erhoben. Schleſien lieferte allein die Summen für 28 Regimenter, das Land ob der Ens ward mit monatlich 52,000 Gulden angelegt, was bald zu neuen Aufſtänden in dieſer kaum beruhigten Provinz Anlaß gab. Ein Landtagsſchluß verfügte, daß im Erzherzogthum unter der Ens von geiſtlichen und weltlichen Gilten 4 Schillinge auf das Pfund Heller geſteuert werden ſollten. Jeder Gutsherr mußte 40, jeder Pfarrer und Kaplan 4, Doktoren und Hofhandelsleute je 30, Advokaten je 12, Bürger und Handwerker 6, die Bewohner der Vorſtädte Wiens je 3 Gulden bezahlen. Selbſt Bauerknechten, Mägden und Taglöhnern wurde eine Schatzung je von 15 Kreuzern auferlegt [2]). Stärker als dieſe Steuern, drückte die Einlagerung der neugeworbenen Soldaten. Eine Plage, die bisher nur auf der Bevölkerung des Reichs und der nordteutſchen Bezirke gelaſtet hatte, kam jetzt auch über die Einwohner der Erblande. Die Soldaten wurden in die Häuſer der Bauern und Bürger verlegt, und mußten von dieſen unterhalten werden. So ſtreng auch die Vorſchriften des Feldherrn jede Mißhandlung verpönten, nützte dieß doch Nichts. Der Soldat glaubte ſich berechtigt zu jeglichem Uebermuth.

[1]) Daſ. 90. — [2]) Khevenhiller XI, 1953.

Auch der öſtreichiſche Adel, reich und vaterländiſch geſinnt, faſt wie der engliſche, öffnete ſeine Schätze. Der Biſchof Anton von Wien gab 80,000 Thaler, der Fürſt Dietrichſtein 100,000 Gulden, Graf Michna 100,000 böhmiſche Thaler, der Fürſt von Eggenberg eben ſo viel, der Reichsvicekanzler von Stralendorf 18,000 Dukaten. Allerdings war der König von Ungarn, des Kaiſers Sohn, dieſen Herrn mit gutem Beiſpiele vorangegangen, indem er und ſeine Gemahlin 300,000 Thaler aus ihren Einkünften zu den Bedürfniſſen des Vaterlandes herſchoſſen [1]). Man wandte ſich zugleich an befreundete auswärtige Mächte. Die Krone Spanien verſprach 300,000 Dukaten, doch iſt es wahrſcheinlich beim Verſprechen geblieben [2]). Härter hielt es vom Papſt etwas zu bekommen. Zur Unterſtützung ſeines ordentlichen Geſandten in Rom, Savelli, ſchickte Ferdinand II. den Kardinal Pazmany, Erzbiſchof von Gran, an den heiligen Stuhl ab. Pazmany fand einen eifrigen Fürſprecher an dem Kardinal Borgia, dem ſpaniſchen Botſchafter. Nachdem dieſer feurige Prälat dem Papſte in verſchiedenen geheimen Unterredungen ſtark zugeſetzt, aber immer ausweichende Antworten erhalten hatte, kam es Anfangs März zu einem leidenſchaftlichen Auftritt im verſammelten Conſiſtorium. Borgia warf dem heiligen Vater ins Geſicht ſtrafbare Gleichgültigkeit gegen die Kirche vor, weil er das öſtreichiſche Erzhaus in der gegenwärtigen Noth verlaſſe. Der Papſt antwortete voll Bitterkeit: „An allem Unglück ſey der Kaiſer ſelbſt Schuld; die Summen, die Heere von Soldaten, welche der mantuaniſche Krieg, die arge Verwüſtung Italiens verſchlungen, würden hinreichend geweſen ſeyn, um die ſchwediſchen Waffen von Teutſchlands Gränzen abzuhalten. Es ſey lächerlich, von neuen Einfällen der Gothen in Italien zu ſprechen, da das eben verfloſſene Jahrhundert viel greulichere Verheerungen des Kirchenſtaats und Eroberungen Roms durch Spanier und Teutſche darbiete. Seine väterliche Sorgfalt für Vertheidigung des wahren Glaubens kenne die ganze Welt. Weil der mantuaniſche Krieg den Schatz der Kirche gänzlich erſchöpft habe, ſo blieben ihm nichts als Gebete, als geiſtliche Mittel zum Schutze der Religion übrig.“ Nun forderte Borgia, daß man wenigſtens den König von Frankreich, wegen ſeiner Verbindung mit den Ketzern, in Bann thue, und den Kardinal, welcher ihn zu dieſem ſtrafbaren Schritte verleitet habe, des Amtes entſetze. Urban VIII. erwiederte: Borgia habe als Geſandter einer fremden Macht gar nicht das Recht, der Verſammlung der Kardinäle anzuwohnen, noch viel weniger etwas darin vorzutragen. „Außerdem lege ich,“ fuhr er fort, „als der heilige Vater, dem Ihr Gehorſam ſchuldig ſeyd, Euch Stillſchweigen auf.“ Andere Kardinäle von der ſpaniſchen Parthei wollten den Gedemüthigten unterſtützen; es entſtand eine Aufregung und Verwirrung unter dieſen bepurpurten Prieſtern, wie manchmal in Ständehäuſern. Zuletzt bewilligte

---

[1]) Theatrum europaeum II. 501. — [2]) Wenigſtens geht aus Wallenſtein's Briefwechſel hervor, daß das Verſprechen nicht ſogleich erfüllt wurde.

der Papſt, durch erneuerte Drohungen geſchreckt, eine winzige Summe. Deſto freigebiger war er mit Beiträgen aus der geiſtlichen Schatzkammer, er ſchrieb ein allgemeines Jubiläum aus, um Gott für Vertilgung der Ketzer zu bitten, und ordnete zu gleichem Zwecke feierliche Umzüge an [1]). Die kaiſerlichen und ſpaniſchen Geſandten ſahen, daß der Papſt ſein Geſpött mit ihnen trieb. Bei den andern italieniſchen Staaten hatten des Kaiſers Geſuche um Unterſtützung keinen beſſern Fortgang. Der Venediger Rath erklärte, es ſey ein alter Gebrauch, ſich nie in fremde, weit entlegene Händel zu miſchen, überdieß habe der mantuaniſche Krieg ihren Staatsſchatz erſchöpft. Auch hier ward Ferdinand II. mit der Erinnerung an den mantuaniſchen Krieg abgeſpeiſt. Die übrigen italieniſchen Staaten ſangen daſſelbe Lied [2]). Dagegen knüpfte Wallenſtein vortheilhafte Verbindungen mit Gaſton, Herzog von Orleans, dem unzufriedenen Bruder des Königs von Frankreich, an. Geſchäftsleute dieſes Prinzen ſah man in Znaim bei dem Friedländer ankommen und nach geheimen Unterredungen wieder mit vergnügten Geſichtern abziehen. Es war darauf abgeſehen, den Franzoſen ein Feuer am eigenen Heerde anzuzünden. Ein Bürgerkrieg ſollte dort ausbrechen, und Alles, was mit des Kardinals ſtrengem Regiment unzufrieden war, ſich mit dem Herzog von Orleans vereinigen [3]). Wenn dieſer wohl angelegte Plan gelang, ſo bekam Richelieu genug im Innern zu thun, und hatte keine Zeit, ſich in die teutſchen Händel zu miſchen.

Indeß ſtand das neue Heer, zu dem auch Tiefenbach mit den alten Truppen geſtoßen, marſchfertig da, der verhängnißvolle letzte März nahte heran, und ſomit die Friſt, nach deren Verfluß Wallenſtein das Kommando wieder niederzulegen aufs feierlichſte verſichert hatte. Nachdem dieſer Mann bei Werbung der Kriegsvölker, welche er in des Kaiſers Namen zuſammengebracht, auf eine Weiſe verfahren war, die es jedem Andern, als ihm ſelbſt, unmöglich machte, den Oberbefehl zu übernehmen, nachdem er die neuen Truppen, wie wir gleich ſehen werden, ſeinen Vorausſagen zuwider, ſchon gegen den Feind gebraucht hatte, nachdem endlich in Wien Niemand mehr an das Kommando des Königs von Ungarn dachte: beſchloß er, die Mummerei der Weigerung bis zu Ende zu ſpielen und über den teutſchen Kaiſer eine unerhörte Demüthigung zu verhängen. Wallenſtein ließ von Znaim aus nach Wien ſagen, daß er jetzt unwiderruflich das Heer an Denjenigen abgeben wolle, welchem der Kaiſer ſein Vertrauen ſchenken würde. Man kannte am Hofe die wahren Abſichten des Herzogs wohl, dennoch durfte man ſich — was ſonſt ſo nahe lag — nicht einmal den Schein geben, als ſey Friedland kein Mann der dringendſten Nothwendigkeit, und als könnte der Oberbefehl auch von einer andern Perſon übernommen werden. Denn ſobald dieß geſchah, würde aufrühreriſches Geſchrei oder gar Meuterei im Heere die Schwäche des Kaiſers vor aller

[1]) Chemniz I, 295, b flg. Gualdo bei Francheville S. 95 flg. Richelieu mémoires VII, 26 flg. — [2]) Chemniz I, 297. — [3]) Gualdo bei Francheville S. 93. Richelieu mémoires VII, 61. flg.

Welt geoffenbart haben. Alſo mußte man ſich wieder aufs Bitten legen. Zuerſt wurde der Beichtvater der Königin von Ungarn, Pater Quiroga, an den Herzog abgeſchickt, — er richtete Nichts aus, eben ſo wenig der Biſchof Anton von Wien, der als der zweite jenen Spanier ablöſen mußte [1]). Erſt dem Fürſten von Eggenberg, dem dritten Bittſteller, gelang es, den böſen Geiſt zu beſchwören. Aber um welche [2]) Bedingungen! 1) Der Herzog von Friedland iſt und bleibt nicht nur des Kaiſers, ſondern auch des ganzen Erzhauſes und der Krone Spanien oberſter Feldherr. 2) Dieſe Gewalt ſteht ihm in ihrem vollen Umfang mit unbeſchränkter Vollmacht zu. 3) Weder der Kaiſer noch der König von Ungarn dürfen ſich je perſönlich beim Heere einfinden, noch weniger das Kommando verlangen. Sobald Böhmen wieder erobert iſt, ſoll der König von Ungarn, geſchützt durch ein Heer von 12,000 Mann, unter des Don Balthaſar de Marabas Befehl, in Prag reſidiren. „Denn," fügte Wallenſtein bei, „die Böhmen wollen einen wirklichen Regenten, ſie wollen die Perſon ihres Königs im Lande haben. Dadurch wird der Kaiſer und ſein Oberfeldherr deſto eher gegen Rebellion geſichert." 4) Als ordentliche Belohnung wird dem Herzog ein öſterreichiſches Erbland in beſter Form verſchrieben. 5) Als außerordentliche Belohnung erhält der Herzog die Oberlehnsrechte über alle zu erobernden Lande. 6) Ihm allein ſteht es zu, Güter im Reiche einzuziehen. Weder der kaiſerliche Hofrath, noch das Kammergericht zu Speyer darf ein Wort drein ſprechen. 7) Wie in Konfiskationsſachen, ſo verfügt der Herzog auch in Begnadigungsfällen nach freiſter Willkür. Sollte der Kaiſer irgend Jemanden freies Geleit oder ſonſt eine Gnade gewähren, ſo erſtreckt ſich dieſe Begnadigung nur auf Leben und Ehre des Verurtheilten, keines Wegs auf ſeine Güter. 8) Real-Pardon, oder Rücknahme von Konfiskationen kann nur beim Herzog von Friedland nachgeſucht, nur von ihm ertheilt werden. „Denn," fügte Wallenſtein bei, „der Kaiſer iſt gar zu milde, und läßt es geſchehen, daß Jeder am Hofe Begnadigung erlangen mag. Dadurch werden die Mittel abgeſchnitten, welche man nöthig hat, um hohe und niedere Offiziere zu belohnen und die Soldaten bei gutem Willen zu erhalten." 9) Sobald es zu Unterhandlungen kommt, muß das Herzogthum Meklenburg dem Oberfeldherrn im Friedensſchluſſe geſichert werden. 10) Zur Führung des Kriegs erhält derſelbe alle nöthigen Geldmittel. 11) Alle kaiſerlichen Erbländer ſtehen ihm und ſeinem Heere jeder Zeit zum Rückzuge offen."

Ich weiß nicht, ob die ganze Weltgeſchichte irgend ein ähnliches Beiſpiel von Abfindung zwiſchen einem Staatsoberhaupte und einem Unterthan aufweiſt. Dem Verfaſſer vorliegenden Werkes iſt wenigſtens keines bekannt. Chemniz [3]) bezeichnet das Verhältniß, das aus dieſem Vertrage entſtand,

[1]) Wallenſtein's Briefe II, 198 flg. — [2]) Khevenhiller XII, 13 flg. Chemniz I, 294 flg. — [3]) I, 295.

mit dürren Worten: „Der Herr ſey dadurch zum Knecht, der Knecht zum Herrn geworden.“ Cardinal Richelieu macht über den Vertrag von Znaim einige Bemerkungen, die wir nicht übergehen können. „Schwer iſt es,“ ſagt [1]) er, „zu entſcheiden, ob man dieſe Zumuthungen eines Unterthans an ſeinen Gebieter unverſchämt nennen, oder aber ob man behaupten ſoll, daß ſie bei damaliger Lage des teutſchen Reiches zum Wohle des Kaiſers ſelbſt nothwendig waren, indem der Staat nur dann gerettet werden konnte, wenn man alle Gewalt dem Fähigſten übertrug. Mag das Urtheil hierüber ausfallen, wie es will, ſo iſt gewiß, daß jene Bedingungen die wahre Urſache vom Sturze und der Ermordung Friedland's waren; denn es liegt in der Natur der Dinge, daß der Kaiſer ſich dadurch beleidigt fühlte, daß die Hofleute dieſe Stimmung benützten, um Friedland anzuſchwärzen und daß derſelbe zuletzt als Verräther beſeitigt ward.“ Unverkennbar ſpricht hier Richelieu als Staatsmann, gleichwohl würde ſein Urtheil anders lauten, hätte das Betragen Friedland's nicht Ferdinand II., ſondern dem Könige von Frankreich gegolten. Wir geben zu, daß Wallenſtein nur dann das Reich zu retten vermochte, wenn er ſo viel Gewalt als möglich in ſeine Hand zu bekommen ſuchte. Aber dieſe Möglichkeit hat ihre natürlichen Gränzen an der Treue und den Pflichten, welche jeder Unterthan ſeinem Gebieter ſchuldet. Friedland erniedrigte Den, der ihm kraft göttlicher und menſchlicher Rechte befehlen durfte, zu einem Untergebenen. Nur mit dem tiefſten Unwillen kann man ſehen, wie dieſer böhmiſche Edelmann das Oberhaupt des teutſchen Reiches behandelte! So geht man mit einem teutſchen Kaiſer nicht um, und wer es dennoch wagt, der ſoll mit ſeinem Kopfe dafür büßen. Ausgeſtattet mit den Rechten, welche ihm der Vertrag in die Hände gab, konnte Wallenſtein den Kaiſer verrathen, die Gewalt beſaß er dazu. Daß er es nicht that, hat ihn nicht gerettet. Im Uebrigen erhellt aus dem 7. und 8. Artikel, daß Friedland die Abſicht hatte, ſeine alten Plane der Einheit des Reichs und der Wiederherſtellung des Kaiſerthums bei nächſter Gelegenheit wieder aufzunehmen. Die Reichsfürſten waren dadurch in ſeine Hand gegeben, nach Beſiegung der Schweden würde er ſie erdrückt haben. Aber weil ſich dieß ſo verhielt, mußte der Znaimer Vertrag das tiefſte Staatsgeheimniß bleiben. Dennoch kannte ſchon nach wenigen Monaten ganz Teutſchland alle von Friedland geſtellten, vom Kaiſer genehmigten Bedingungen. Im Juni 1632 fanden zu Nürnberg Erörterungen über die Gefahren ſtatt [2]), welche aus den beiden Artikeln für die ſogenannte teutſche Freiheit entſprängen. Nur böſer Wille kann das Geheimniß des Znaimer Vertrags den bedrohten Reichsſtänden verrathen haben. Ich ſehe in der Veröffentlichung einen Beweis, daß vom Augenblicke an, da Wallenſtein zum zweitenmale die Feldhauptmannſchaft übernahm, eine mächtige Parthei an ſeinem Sturze arbeitete.

[1]) Mémoires VII, 18. — [2]) Breyer's Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs. S. 217.

Das Verbrechen abgerechnet, das Friedland durch den erzwungenen Abſchluß des Vertrages beging, zeigte er ſich von Nun an wieder als bewunderungswürdigen Diener des Reichs. In kurzer Zeit war Böhmen von den Feinden geſäubert. Der Herzog bediente ſich zu dieſem Zweck zweier Mittel: des Schwertes und der Unterhandlung. Mit Arnim hielt er während des Winters einige Zuſammenkünfte auf den Gütern Nachod und Kaunitz [1]). Wie viel Geld bei dieſer Gelegenheit dem ſächſiſchen Feldmarſchall verheißen wurde [2]), weiß man nicht. Doch iſt kaum zu bezweifeln, daß jene Unterredungen großen Theils an der Unthätigkeit des ſächſiſchen Heeres Schuld waren. Die raſchen Fortſchritte Guſtav Adolf's, ſein Streben nach der Kaiſerkrone, die Gunſt, in welcher die Weimarer Herzoge bei ihm wirklich ſtanden, und in welcher der abgeſetzte Kurpfälzer zu ſtehen ſchien, waren längſt ein Dorn im Auge des Kurfürſten von Sachſen [3]). Wallenſtein benützte dieſe ſchwache Seite: durch Arnim's Vermittlung forderte er Johann Georg auf, das Friedensmittleramt zu übernehmen, indem er hoch und theuer verſicherte, daß der Kaiſer den Frieden wünſche, und allen Proteſtanten Verzeihung, Freiheit des Gewiſſens und den Beſitz der Kirchengüter auf den Fuß des Paſſauer Vertrages anbiete. Vielleicht würde der Kurfürſt in die Schlinge gegangen ſeyn, wenn er nur der Aufrichtigkeit des Kaiſers recht getraut, oder auch ſich nicht geſchämt hätte, den König von Schweden kaum acht Monate nach der Breitenfelder Schlacht, welche Sachſen rettete, wieder zu verlaſſen. Andererſeits verſäumte auch Guſtav Adolf nicht, den Kurfürſten halb mit Drohungen, halb mit Bitten feſtzuhalten. Durch Geſandte warnte er ihn vor den glatten Worten des kaiſerlichen Feldherrn und verlangte die Entfernung gewiſſer Ohrenbläſer, namentlich des Feldmarſchalls Arnim [4]). Johann Georg ſtellte ſeinem General ein vortheilhaftes Zeugniß aus, that aber auch zugleich dem Herzog von Friedland zu wiſſen, daß er ohne Beiziehung ſeines getreuen Verbündeten, des Königs von Schweden, nicht vereinzelt unterhandeln könne [5]). Man ſieht: der ſächſiſche Kurfürſt trieb doppeltes Spiel, er wollte weder den Kaiſer noch den Schweden fallen laſſen, ſondern ein Gleichgewicht der Partheien erhalten.

Der Plan, Sachſen vom Könige loszureißen, war alſo vorerſt mißrathen, oder vielmehr nur halb gelungen, — denn in der Bruſt des Kurfürſten blieb immer ein Stachel zurück; aber Wallenſtein hatte ſich nicht blos auf Liſt verlaſſen, er brauchte zu gleicher Zeit Gewalt. Schon im Februar verjagten ſeine Truppen die Sachſen aus Saatz, nahmen ſpäter Kaaden, Schlackenwalde und Commotau ein. Ende April hielt Wallenſtein bei Rakonitz Muſterung über ſein neues Heer, das 214 Geſchwader Reiterei, 120 Fahnen zu Fuß, 44 Feldſtücke, 2000

[1]) Wallenſtein's Briefe II, 177 u. 215. — [2]) Chemniz I, 331 b ſpricht von 30,000 Thalern. — [3]) Puffendorf de rebus suecicis IV, 24. — [4]) Röſe, Bernhard I, 166. — [5]) Chemniz I, 329 flg. Khevenhiller XII, 19 flg.

Wagen gezählt haben ſoll [1]). Ungeſäumt rückte das kaiſerliche Heer Anfangs Mai auf Prag, wo Arnim, aus Furcht vor Friedland's Uebermacht, nur eine kleine Beſatzung zurückgelaſſen hatte, indem er ſich ſelbſt nach Leutmeritz zurückzog. Wallenſtein ließ den $^{4}/_{14}$. Mai von dem weißen Berg herab die Mauern Prags aus 20 Stücken beſchießen. Während der Nacht riſſen die Kapuziner den Theil der Stadtmauer ein, der an ihr Kloſter ſtieß, und nahmen das Regiment di Grana auf. Am folgenden Morgen ſtürmte dieſes Regiment mit zwei andern, welche über die geſtern geſchoſſene Mauerlücke ſtiegen, auf die entmuthigten Sachſen ein. Nach kurzer Gegenwehr mußten ſich Letztere in den Hradſchin zurückziehen. Prag war in des Friedländer's Gewalt; mit vollen Händen theilte er Dukaten unter die Soldaten aus, welche beim Sturme verwundet worden waren. Auch die Beſatzung des Schloſſes ergab ſich in wenigen Tagen; ſie erhielt freien Abzug, jedoch mit Zurücklaſſung des Obergewehrs und der Fahnen. Wallenſtein unterhandelte nun von Neuem mit Arnim, der noch immer in Leutmeritz, unfern der ſächſiſchen Grenze, lag. Beide ſuchten ſich zu täuſchen. Arnim wollte Zeit gewinnen, um die übrigen in Böhmen zerſtreuten Garniſonen an ſich zu ziehen. Der Herzog gedachte die Sachſen einzuſchläfern, bis er ſie umgangen und ihnen den Rückzug abgeſchnitten haben würde. Mehrere Briefe wurden gewechſelt; als aber Wallenſtein Ende des Monats vor Leutmeritz rückte, fand er den Vogel ſchon ausgeflogen. Arnim hatte den 26. Mai a. St. ſein Geſchütz auf der Elbe eingeſchifft und war mit dem Heere in der gleichen Richtung aufgebrochen, um in Pirna ein feſtes Lager zu beziehen. Nur die Beſatzungen von Eger und Ellnbogen blieben, als zu entfernt von der Hauptmacht, zurück. Sie mußten ſich an Wallenſtein ergeben und erhielten freien Abzug mit allen Ehren [2]). Ganz Böhmen war Ende Mai vom Feinde geſäubert. In Wien jubelte man über dieſe ſchnellen Erfolge. Der Kaiſer ſchrieb ſeinem Feldherrn die ſchmeichelhafteſten Briefe, in welchen er ihn ermahnte, ſeine werthe Perſon recht in Obacht zu nehmen, weil an ihrer Erhaltung dem gemeinen Weſen unendlich viel gelegen ſey [3]).

Wohin ſollte ſich nun Wallenſtein wenden? Das Verlangen, den Kurfürſten Johann Georg mit Gewalt oder in Gutem von Schweden loszureißen, und wahrſcheinlich noch mehr die rachgierige Abſicht, Baiern gänzlich vom Feinde verwüſten zu laſſen, trieb ihn nach Sachſen. Andererſeits mußte er dann fürchten, daß Guſtav Adolf das vereinzelte Heer Maximilian's vollends vernichte, ſofort in Oeſterreich einfalle, oder gar Böhmen überziehe. Letztere Rückſicht, unterſtützt durch die ausgeſprochenen Wünſche des Kaiſers [3]) überwog. Doch ließ Wallenſtein den Kurfürſten von Baiern, der Boten über Boten um beſchleunigte Hülfe ſchickte, noch lange genug warten. Die Lage Maximilian's war ſo

---

[1]) Gualdo bei Francheville S. 151. — [2]) Khevenhiller XII, 21 flg. — [3]) Wallenſtein's Briefe II, 219.

verzweifelt, daß er ſich Alles gefallen ließ, wenn nur am Ende Wallenſtein ſich ſeiner annehmen würde. Den 2. Juni n. St. ſchrieb [1]) er aus Stadt am Hof (gegenüber von Regensburg) an den Herzog: „Gerne wollte ich mich noch eine kleine Zeit gedulden, im feſten Vertrauen, Eure Liebden werden alsdann, die Sachen mögen ſich in Böhmen geſtalten, wie ſie wollen, mit dem Heere heraus ins Reich rücken, um die Hauptwurzel alles Unheils (die ſchwediſche Macht) auszureißen.“ Fortwährend von der Furcht gepeinigt, durch Guſtav Adolf überfallen oder von Böhmen abgeſchnitten zu werden, brach Maximilian Mitte Juni von Regensburg auf, zog an der Nab hinauf, und ſchlug am $^{12}/_{22}$. Juni ein Lager bei Weyden, von wo aus er von Neuem an den Herzog ſchrieb [2]): „Ich berichte Euer Liebden, daß ich mit Ihro kaiſerliche Majeſtät Volk [3]) und meinen eigenen Truppen heute allhier angelangt bin, in Hoffnung, Euer Liebden bald zu ſehen und Ihr die aufrichtige Zuneigung meines Gemüths perſönlich erkennen zu geben.“ Maximilian von Baiern war zwar Meiſter in der Verſtellungskunſt, doch mochte es ihm ſauer werden, gegen einen Mann, den er von ganzem Herzen verabſcheute, ſo ſüß zu thun. Wallenſtein hatte indeſſen mit ſeinem Heere Eger beſetzt. Nachdem man ſich zuvor darüber verſtändigt, daß der Herzog den Oberbefehl über die vereinigten Truppen führen ſolle, und daß der Kurfürſt nur dann gebieten dürfe, wenn er ſich mit ſeinen Leuten allein ſchlage, daß endlich beide Prinzen beim Zuſammentreffen ſich umarmen würden, fand die Vereinigung der bairiſchen und kaiſerlichen Völker gegen Ausgang Juni in Eger ſtatt. Aller Augen waren auf die zwei Waffenhäupter gerichtet, von denen Jedermann wußte, daß ſie ſich von Grund der Seele haßten, und die jetzt, durch gemeinſames Intereſſe aneinander gekettet, ſich wie Brüder umhalſen ſollten. Khevenhiller erzählt [4]) der Kurfürſt von Baiern habe es beſſer verſtanden, ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen, als der Herzog von Friedland, aus deſſen Augen ein ſchadenfrohes Feuer befriedigter Rache ſprühte, und der auch im Kreiſe ſeiner Diener die beißendſten Reden über ſeinen neuen Verbündeten fallen ließ, die dieſem durch Zwiſchenträger hinterbracht wurden. Sechzigtauſend Köpfe waren die vereinigten Völker ſtark, unter Sengen und Brennen wälzten ſie ſich durch die Oberpfalz hinunter der Donau zu. Bei Neumarkt hielt Wallenſtein große Heerſchau. Dreihundert Kornet Reiter, 200 Kompagnien zu Fuß, 80 Feuerſchlünde wurden nach Chemnizen's Zeugniß [5])

---

[1]) Daſ. 226. — [2]) Daſ. 231. — [3]) Der kaiſerliche General Aldringen befand ſich mit einigen tauſend Mann beim bairiſchen Heere. — [4]) XII, 24. — [5]) I, 355, a. Ich halte dieſe Angabe für übertrieben. — Dreihundert Kornet Reiter würden — die Schwadron zu 100 Mann gerechnet — 30,000 Pferde geben. Daſſelbe gilt vom Fußvolk. Würde man die Kompagnie zu 300 Mann rechnen, ſo bekäme man 60,000 Mann, alſo wenigſtens 20,000 zu viel, da das ganze Heer höchſtens 60,000 betrug. (Soldat suedois S. 505 unten). Dennoch glaube ich, daß obige Rechnung des ſchwediſchen Geſchichtſchreibers ſich auf Liſten ſtützt, die Wallenſtein ſelbſt veröffentlichte. Um den Feind zu ſchrecken, gab Wallenſtein die Anzahl ſeiner Völker höher an,

gezählt. Ueber dem Anblick dieſer Maſſe tapferer Soldaten, die in unüberſehbaren Reihen an ihm vorüberzogen, und ein entzückendes Schauſpiel der Einheit und der Macht mitten in einer zerriſſenen Zeit darboten, ſchwärmte[1] Wallenſtein: „Innerhalb vier Tagen,“ rief er aus, „ſoll es ſich zeigen, wer von uns Beiden, ich oder der Schwede, in Teutſchland Herr iſt.“ Auf Nürnberg gieng der Zug. Wir müſſen zum Könige von Schweden zurückkehren, den wir in Memmingen verließen.

Zu Memmingen erfuhr Guſtav Adolf den Fall Prags. Vielleicht hätte er nun eine feſte Stellung zwiſchen Regensburg und Böhmen nehmen ſollen, um die Vereinigung beider feindlichen Heere zu verhindern. Allein in dieſem Fall lief er Gefahr, daß Maximilian in das von ſchwediſchen Garniſonen entblößte Baiern fiel, und die Eroberungen, welche im Laufe des Maimonats gemacht worden waren, wieder vereitelte. Ueberdieß konnte der König nicht wiſſen, ob der Herzog von Friedland ſich nach Sachſen oder nach der Oberpfalz wenden werde. Guſtav Adolf's Maaßregeln wurden durch die Schritte eines Dritten, des Kurfürſten Johann Georg, bedingt, und dieſer Dritte war zu ſeinem Unglück eine unberechenbare Größe. Um frei nach den Umſtänden handeln zu können, zog er ſeine Garniſonen aus Baiern nach Donauwörth und vereinigte dort ſein Heer. Bald kam Nachricht, daß der Kurfürſt von Baiern Regensburg verlaſſen habe und nach der Oberpfalz gerückt ſey. Jetzt brach Guſtav Adolf mit 20,000 Mann von Donauwörth auf und zog den Baiern nach. Herzog Bernhard von Weimar und Johann Baner blieben mit zwei kleinen Heerhaufen zurück, um die ſchwediſchen Eroberungen in Schwaben und Baiern zu decken. Den $^{8}/_{18}$. Juni erreichte der König Nürnberg und ließ dort ſeine Truppen drei Tage raſten, während welcher Zeit Guſtav Adolf Kundſchaft über die Abſichten des Kurfürſten von Baiern einzog, der damals in Amberg ſtand. Den $^{12}/_{22}$. Juni brachen die Schweden wieder auf, und kamen am Abend des folgenden Tags nach Sulzbach. Dort erfuhren ſie, daß die Baiern bereits bis Weyden vorgedrungen ſeyen und mehr als einen Tagmarſch voraus hätten. Die Vereinigung der beiden feindlichen Heere war nicht mehr zu hindern[2]. Der König hielt es indeß noch immer für möglich, daß Wallenſtein ſich zunächſt auf Sachſen werfen könnte. Deßwegen hatte er kurz zuvor nicht nur den Herzog Wilhelm von Weimar nach Thüringen geſchickt, um die dort ſtehenden ſchwediſchen Garniſonen an ſich zu ziehen und nach Sachſen zu führen, ſondern auch den Kurfürſten wiſſen laſſen, daß er be-

als ſie wirklich war. Man hat die Wahl, entweder in der Zahl der Fahnen und Schwadronen, oder in der Maſſe der Mannſchaft, aus welcher jede dieſer Abtheilungen beſtand, eine Uebertreibung zu ſuchen. Auch Gualdo (bei Francheville S. 162) gibt die nämliche Zahl wie Chemniz.

[1] Puffendorf de rebus suecicis IV, 35. — [2] Chemniz I, 350 flg.

reit ſey, ihm in eigener Perſon zu Hilfe zu eilen [1]). Unſchlüſſig blieb Guſtav Adolf zwei Tage in Sulzbach, bis ſeine Spione ihm die Nachricht brachten, daß der erſte Schlag Wallenſtein's nicht dem Kurſachſen, ſondern dem Könige gelten ſolle. Da Guſtav Adolf dem vereinten feindlichen 60,000 Mann ſtarken Heere, kaum ein Drittheil entgegenſetzen konnte, ſo gebot ihm Rückſicht auf ſeine eigene Sicherheit, eine feſte Stellung am Main- oder Donauſtrome einzunehmen, wo er ſeine übrigen in ganz Teutſchland zerſtreuten Truppen an ſich ziehen mochte. Aber wenn er dieß that, lief Nürnberg Gefahr ein zweites Magdeburg zu werden, und Letzteres wollte er um jeden Preis verhindern. Alſo zog er von Sulzbach nach Hersbruck zurück, und eilte von dort dem Heere voran nach Nürnberg, erklärte den Rathsherren ſeinen Entſchluß, ein befeſtigtes Lager vor ihren Mauern zu beziehen, und Alles an die Rettung der Stadt zu wagen. Mit Dank nahm Rath und Bürgerſchaft dieſe Erklärung auf. Alles wollte mit Hand anlegen an den Verſchanzungen, welche Guſtav Adolf aufzuwerfen befahl. Dieſelben ſollten alle Vorſtädte ringsum, von Wöhrd bis Goſtenhof, ſammt den vor der Stadt befindlichen Gärten und Herrenſitzen umfaſſen. Den 21. Juni a. St. begannen mehrere tauſend Bürger und Bauern aus der Umgegend mit der Arbeit, die ſo ſchnell vorwärts ſchritt, daß ſchon nach zweimal 24 Stunden mächtige Schanzen aufgeworfen waren [2]). Nach und nach rückten die ankommenden ſchwediſchen Soldaten in die Linien ein, und vollendeten, was noch zu thun übrig war. Anfangs Juli ſtand das ganze Werk fertig da. In einem weiten Kreiſe zogen ſich die Schanzen, durch die Pegnitz, über welche mehrere Brücken innerhalb des Lagers geſchlagen wurden, in zwei ungleiche Hälften getheilt, faſt rings um die Stadt. Ein 12 Fuß breiter, 8 Fuß tiefer Graben umſchloß die Linien [3]), alle Eingänge waren durch halbe Monde oder Hornwerke gedeckt. Auf die Schanzen, wie auch auf die Thürme der Stadt wurden 300 Feuerſchlünde geführt [4]), für gefüllte Magazine hatte die Vorſicht des Magiſtrats ſchon früher Sorge getragen. Korn war genug in der Stadt, um ſelbſt bis auf ein Jahr auszureichen, aber die Mühlen konnten nicht genug Mehl bereiten, auch fehlte es an Viehfutter, das bis auf 6 Meilen aus der Umgegend unter ſteten Gefahren und Gefechten herbeigebracht werden mußte [5]). Bald füllte ſich das Lager nicht nur mit Soldaten, ſondern auch mit einer großen Maſſe Landvolk, das ſeine beſten Habſeligkeiten, Vieh, Hausgeräthe hereinbrachte, um vor der Wuth des Feindes unter des Königs Fittigen Schutz zu ſuchen [6]). Der Rath wies ihnen paſſende Plätze in den Vorſtädten an, damit Nürnberg ſelbſt nicht durch einen ſolchen Zuſammenfluß meiſt mittelloſer Men-

---

[1]) Röſe „Bernhard" I, 166. — [2]) Khevenhiller XII, 156. — [3]) Harte (Leben Guſtav Adolf's) nach ſchottiſchen Quellen II, 347. Eine Abbildung des Lagers im Theatrum Europ. II, 598. — [4]) Murr Beiträge S. 57. — [5]) Daſ. S. 62. — [6]) Daſ. S. 58.

ſchen gefährdet würde. Dieſen armen Leuten iſt es am Schlimmſten gegangen; für die Soldaten, die man immer bei gutem Muth erhalten wollte, und auch für die Stadtbürger reichten die Vorräthe hin, ſie giengen aber aus an den Fremdlingen. Zuerſt ſtarb ihr Vieh aus Mangel an Futter weg, dann wüthete der Hunger auch unter den Eigenthümern. Gegen das Ende der Belagerung ſtarben täglich Hunderte derſelben. Aus den Magazinen der Stadt wurden Anfangs jeden Tag 40,000, ſpäter, als die Verſtärkungen angekommen waren, 50,000 Pfund Kommisbrod in das Lager geſchickt [1]) und unter die Soldaten vertheilt [1]). Die Bürger fühlten ſich ſicher unter des Königs Schutz, obgleich ein dreimal ſtärkerer Feind ihren Mauern nahte. Guſtav Adolf ließ kein Mittel unverſucht, dieſe günſtige Stimmung zu erhalten. Dem Geiſte der Zeit gemäß mußte die Kirche dabei das Beſte thun, faſt täglich wurden öffentliche Gebete gehalten, häufige Bußtage angeordnet. Auch Lieder, halb kirchlichen, halb politiſchen Inhalts, verbreitete man, um die Bürger zu ermuthigen, aus dem königlichen Lager in die Stadt [2]). Alle männlichen Einwohner vom 18. bis zum 40. Jahre griffen zu den Waffen; ſie waren angewieſen, jeden Augenblick auf den Ruf der Gaſſenhauptleute zum Dienſte der Stadt bereit zu ſeyn. Aus ihnen wählte man 24 Kompagnien der Jüngſten und Tüchtigſten, die nach den Buchſtaben des Alphabets benannt wurden, zum täglichen Waffendienſte aus, und gab ihnen die am wenigſten bedrohten Punkte zu bewachen [3]).

Schon einige Wochen zuvor hatte Guſtav außerordentliche Mittel in Anwendung gebracht, um den Magiſtrat von Nürnberg an ſich zu feſſeln. Vielleicht ſprach er ſich während ſeines ganzen Aufenthalts in Teutſchland gegen Niemand ſo offen über ſeine Plane aus, als gegen den dortigen Rath. Als er vom Memminger Lager aus Anfangs Juni nach Nürnberg zog, erhielten die königlichen Geheimſchreiber Chemniz und Sattler Befehl mit dem Rathe zu unterhandeln. Dieſe beiden Herrn ſollten erſt die Meinung der Patrizier über die Friedensvorſchläge ausforſchen, die damals von Wallenſtein gemacht wurden. Sie legten am $^{9}/_{19}$. Juni 1632 dem Magiſtrate vier Fragen [4]) vor: 1) ob es räthlich ſey unter gegenwärtigen Umſtänden Friede zu ſchließen; 2) welche Bedingungen man zu

---

[1]) Daſ. 57 und 62. — [2]) Die Geſchichtſchreiber jener Zeit führen folgendes Lied an, das in des Königs Lager verfaßt und in der Stadt verbreitet worden ſey:

> Nürnberg des Reiches Zier auserkoren!
> Der Feind hat, dir den Tod geſchworen,
> Doch Gott ſich gnädig zu dir wendt,
> Aus Schweden dir einen Vater ſendt,
> Der für dich unter dem Himmelsſaal
> Wacht mit aller ſeiner Helden Zahl.
> Drum hilf, daß ihnen nichts gebricht,
> Ihr Wohlſtand dein Erlöſung iſt,
> Gern Magdeburg jetzt Alles thät,
> Wenn nicht nach Schad der Rath zu ſpät.

Khevenhiller XII, 162. Theatr. europaeum II, 599. — [3]) Murr S. 57. ff. Khevenhiller XII, 161. — [4]) Breyer Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs S. 207 flg.

ſtellen habe; 3) wie man im Falle eines Abſchluſſes den König von Schweden für ſeine bisherigen Auslagen entſchädigen möge; 4) ob die Stadt Nürnberg die Abſicht habe, im Falle Sachſen einen abgeſonderten Vertrag mit dem Kaiſer eingienge, noch ferner zum Könige zu halten. Die mit der Unterhandlung beauftragten Patrizier erklärten hierauf, der Wichtigkeit dieſer Vorſchläge wegen müßten ſie erſt die Sache vor den geſammten Rath bringen, ehe ſie einen Beſcheid geben könnten. Nun giengen die beiden Teutſchſchweden weiter mit der Sprache heraus[1]: „Ihre königliche Majeſtät ſey in alle Wege geneigt zum Frieden, nur müſſe derſelbe ein allgemeiner, beſtändiger und ſicherer ſeyn. Auch könnte Sie ihre Zuſtimmung zum Abſchluſſe nur dann geben, wenn man der Krone Schweden billigen Erſatz für die großen Koſten des Krieges leiſte; zwar gedächte Sie keineswegs, dem Reiche Geſetze vorzuſchreiben, oder was Sie mit dem Schwerte erobert, rückſichtslos feſtzuhalten, vielmehr ſey Sie erbötig, die aus des Feindes Händen befreiten proteſtantiſchen Länder, wie Mecklenburg, Pommern, die Marken an ihre rechtmäßigen Eigenthümer zurückzuerſtatten; hingegen ſey es Ihre Abſicht, über dieſe Lande diejenigen Rechte der Oberlehnsherrlichkeit anzuſprechen, welche früher der Kaiſer gehabt, ſo wie auch die von den Papiſten eroberten Oerter, wie Würzburg, Mainz u. ſ. w. zu behalten. Von denjenigen Ständen, die ſich freiwillig an Schweden angeſchloſſen, begehrte Sie nichts als Dankbarkeit. Jedoch wollte Sie nicht ſtrenge auf ſolchem Beſchluſſe beharren, ſondern zuförderſt das Gutachten der evangeliſchen Stände vernehmen.“ In ihrer Antwort billigten die Nürnberger im Allgemeinen den Antrag der Geſandten, meinten aber, man ſollte zunächſt eine Verſammlung ſämmtlicher Proteſtanten des Reichs berufen, um über die Sache zu berathen. Die Geſandten erwiederten halb drohend halb ſchmeichelnd: eine Berathung wäre ſchon recht, nur dürfe man nicht nach gewohnter teutſcher Weiſe zu viel Zeit darüber verlieren. Wenn der König von Schweden nur auf ſeinen eigenen Nutzen ſehen wollte, könnte er leicht einen ihm vortheilhaften Frieden erlangen, denn gerne werde Friedland auf Pommern und Mecklenburg verzichten, ſobald Guſtav Adolf die Evangeliſchen im Stiche laſſe, aber dann ſey es um die teutſche Freiheit und um die proteſtantiſche Kirche geſchehen. Der König denke keineswegs daran, die Verfaſſung des Reichs gewaltſam abzuändern, aber wenn Gott es alſo füge, daß die teutſchen Stände eine größere Freiheit, etwa wie die Republiken in Italien oder die Holländer, erlangen könnten, warum ſollte man dieſe Gabe nicht benützen? Dem Kurfürſten von Sachſen werde Guſtav Adolf nicht mehr trauen, da der ſächſiſche Feldmarſchall Arnim erſt neulich von den Kaiſerlichen 60,000 Thaler angenommen habe. Ehe ein rechter und beſtändiger Friede erzielt werden könne, müſſe man erſt als Bedingung ein feſtes Bündniß der Evangeliſchen mit einem

[1]) Daſ. S. 210 flg.

tüchtigen Haupte aufrichten." Die Nürnberger Bevollmächtigten wollten nicht auf letzteren Vorſchlag eingehen.

Am Abend desſelben Tages, da dieſe vorläufige Unterhandlung ſtatt fand, kam Guſtav ſelbſt nach Nürnberg und empfieng ſogleich die drei Patrizier Chriſtoph Fürer, G. Chr. Volkamer und G. Richter als Sprecher des Raths [1]). Er nahm den Faden wieder auf, wo ihn ſeine Geſandte abgebrochen. „Der Magiſtrat von Nürnberg", ſagte er, „habe irriger Weiſe immer die alte Verfaſſung des Reichs im Auge, die unter jetzigen Umſtänden nicht mehr paſſe; die vom Kaiſer angebotenen Friedensbedingungen ſeyen leere Worte und nur darauf berechnet, die Proteſtanten zu täuſchen und ins Verderben zu führen. Wenn Ferdinand II. auch aufs feierlichſte verſpreche, das Reſtitutionsedikt zurückzunehmen, werde er nimmermehr dieſes Verſprechen halten. Vor Allem ſey eine neue Gliederung der proteſtantiſchen Stände mit einem tauglichen Haupte nöthig; nur ſo vermöge man nachhaltig den Gegnern die Spitze zu bieten, Gewalt der Gewalt, Heereskraft der Heereskraft, Rath dem Rathe entgegenzuſetzen. Wollten die teutſchen Proteſtanten den ſächſiſchen Kurfürſten zu ſolchem Haupte erwählen, ſo würde Schweden nichts dagegen einwenden. Der Landgraf von Heſſen könnte als der zweite in Vorſchlag kommen, aber ſeine Macht ſey zu gering. Der Kurfürſt von Brandenburg dagegen verdiene kein Vertrauen, denn er habe ſich gegen Schweden ſehr feindſelig benommen; Friedrich V., König von Böhmen tauge auch nicht dazu, weil er keine Mittel beſitze. Noch einmal: die teutſchen Stände ſollen eine neue Verfaſſung unter ſich aufrichten und ein Haupt aus ihrer Mitte wählen oder aber ſich enge an die Krone Schweden anſchließen. Thäten ſie weder das Eine noch das Andere, ſo würden ſie wie zertrennte Beſenreißer ſeyn und leicht von dem Gegenpart einzeln zerknickt werden. Sie möchten doch das Beiſpiel der Holländer vor Augen haben, die Anfangs gar ſchwach geweſen, aber nachmals, da ſie ſich enge an den Prinzen von Oranien angeſchloſſen, ſolche Macht erlangt hätten, daß jetzt die ganze Welt ſie fürchte. Er, der König, begehre keineswegs den Evangeliſchen Geſetze vorzuſchreiben, noch verlange er Unterthanenpflicht, ſondern nur die Treue von Verbündeten ſey es, was er anſpreche. Wenn die Stände auf ſolche Grundlage hin ſich mit ihm vereinigten, ja wenn nur folgende 6 Reichsſtädte: Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Erfurt entſchieden auf ſeine Seite träten, getraue er ſich Alles zu einem guten Ende zu führen. Was die Entſchädigung der Krone Schweden für die aufgewendeten Kriegskoſten betreffe, ſo werden die Nürnberger ſelbſt ermeſſen, daß er, der König, ſich nicht wie ein hergelaufener Soldat mit dem Solde etlicher Monate abſpeiſen laſſen werde. Zwar ſey es ihm nicht um Land und Leute zu thun, denn er habe deren in ſeinem Erbkönigreiche genug, gleichwohl werde man es billig finden, daß er die den Papiſten

[1]) Daſ. S. 215.

abgenommenen Orte, als Mainz, Würzburg u. ſ. w. für ſich zu behalten gedenke, über die an die Proteſtanten zurückerſtatteten Länder aber, wie Mecklenburg, Pommern, oberlehnsherrliche Rechte begehre.“ Guſtav gieng ſofort auf das beantragte Bündniß der 6 Reichsſtädte über. „Straßburg“, ſagte er, „habe ſich bereits für den Beitritt erklärt, ebenſo Ulm; an Erfurt und Augsburg ſey nicht zu zweifeln, dieſe beiden Städte wären ja von ſchwediſchen Garniſonen beſetzt; nur Frankfurt mache Schwierigkeit, da in dieſer Stadt der Kaufmannsſtand viel zu ſagen habe, und einem Anſchluß an Schweden widerſtrebe, weil er ſeinen ſtarken Handel in des Kaiſers Lande und nach Spanien zu verlieren fürchte. Seine Majeſtät verſehe ſich jedoch beſſerer Geſinnungen zu Nürnberg, da hier ein ariſtokratiſches Regiment blühe und die Patrizier nicht ſo viel Rückſicht auf die Meinung der Kaufleute zu nehmen brauchten. Sie möchten daher mit gutem Beiſpiele vorangehen“. Die drei Patrizier erwiederten auf dieſe inhaltsſchweren Anträge: „ſie danken Ihrer Majeſtät verbindlichſt für dero an den Tag gelegten Geneigtheit zum Frieden; über die Nothwendigkeit eine neue Verfaſſung aufzurichten, ſeyen ſie einverſtanden, und wüßten kein fähigeres Haupt als Ihre Majeſtät von Schweden. Die Anſprüche Guſtav's auf angemeſſene Entſchädigung finden ſie billig, endlich wollen ſie nicht hoffen, daß Kurſachſen oder irgend ein anderer evangeliſcher Stand abgeſonderte Verträge mit dem Kaiſer ſchließe.“

Soweit war die Unterhandlung gekommen, als plötzlich der geſtürzte Kurpfälzer, oder wie es in der Urkunde[1]) heißt „der König von Böhmen“, unangemeldet in das Gemach trat, wo ſich der König mit den drei Patriziern befand. Wahrſcheinlich hatte Friedrich V. gemerkt, daß hier Dinge vorgehen, die auch ihn betrafen, und konnte dem Wunſche nicht widerſtehen, ſelbſt als ungebetener Gaſt, dem Geſpräche anzuwohnen. Die Patrizier zogen ſich zurück, nachdem ſie der König zuvor eingeladen, Morgen Sonntags den $^{10}/_{20}$. Juni nach der Predigt wieder zu erſcheinen. Zur feſtgeſetzten Friſt wurde das Geſpräch fortgeſetzt[2]). Die Redner des Magiſtrats gaben zu verſtehen, daß ihre Stadt von der beſten Geſinnung gegen S. Majeſtät beſeelt ſey, gleichwohl es aber vorziehen würde, in Gemeinſchaft der übrigen evangeliſchen Stände einen engen Bund mit dem Könige aufzurichten. Der König dagegen beſtand auf alsbaldigem Beitritt Nürnbergs, indem er hoch und theuer ſeine Verſicherung wiederholte, daß er keine Unterthanenpflicht ſondern blos Bundesgenoſſentreue verlange. Zugleich ergieng er ſich in vertraulichen Beſchwerden über die Unzuverläſſigkeit Kurſachſens, Brandenburgs, Mecklenburgs, ſowie anderer Reichsfürſten und forderte den Rath auf, wenn irgend teutſche Soldaten des königlichen Heeres Ungebühr gegen Angehörige der Stadt ſich erlaubten, ungeſcheut Klage zu führen; denn er, der König, ſey entſchloſſen, in ſolchen Fällen die größte Strenge zu üben und hochgebornen Oberſten die Köpfe vor

[1]) a. a. O. S. 225. — [2]) Daſ. S. 226 flg.

die Füße legen zu laſſen, ſobald eine Klage in gehöriger Form bewieſen werde. „Wenn nur die Städte", fuhr er fort, „treulich zu mir halten, getraue ich mir Alles auszurichten". Als die Redner wieder auf den Wunſch einer allgemeinen Berathung zurückkamen, entgegnete Guſtav Adolf: „dieß ſey ein unausführbarer Vorſchlag; es ſtehe nicht in ſeiner Gewalt einen Reichstag auszuſchreiben, die Verpflichtung gegen Kaiſer und Reich, welche die Nürnberger, wie er wohl ſehe, unter dem Vorwand jenes Vorſchlags aus Furcht feſtzuhalten gedächten, hätte unter jetzigen Umſtänden keinen Sinn mehr; ſie müßten einen entſcheidenden Entſchluß faſſen." Doch gab er zuletzt ſeine Einwilligung, daß die Reichsſtädte demnächſt zu Frankfurt unter Oxenſtierna's Vorſitz einen Tag halten und gemeinſame Maaßregeln treffen möchten. Mit dieſem Beſcheide beurlaubten ſich die drei Patrizier vom Könige. Am Montag den $^{11}/_{21}$. Juni frühe wurde der Entwurf eines Bündniſſes zwiſchen Sr. Majeſtät von Schweden und der Stadt Nürnberg auf die beſprochene Grundlage hin zu Papier gebracht und den königl. Geheimſchreibern Sattler und Chemniz übergeben. Dieſe fanden aber hauptſächlich drei Punkte daran auszuſetzen; 1) daß der Bund nur auf die Dauer des Kriegs und nicht auf künftige Friedenszeiten berechnet, 2) daß die der Krone Schweden zuſtändigen Entſchädigungen nicht namentlich aufgeführt ſeyen; endlich 3) daß der Rath ſich nicht darüber ausſpreche, was er zu thun gedenke, im Falle Kurſachſen oder ein anderer evangeliſcher Fürſt wirklich einen abgeſonderten Vertrag mit dem Kaiſer eingienge. Man ſieht: der König wollte die Reichsſtadt für immer an Schweden feſſeln und ſie zur Theilnahme an einem vorausgeſehenen Kriege mit dem evangeliſchen Fürſtenthume hinreißen. Die Redner des Magiſtrats halfen ſich jedoch, vor ſolcher Ausſicht erbebend, mit Ausflüchten und ſuchten Zeit zu gewinnen. Im Verlaufe des Geſprächs warfen [1]) die königlichen Beamten einige kühne Aeußerungen hin. Unter Anderem ſagte Sattler: „wenn gleich Ihre königliche Majeſtät mit der Zeit zum römiſchen Könige oder Kaiſer gewählt würde, gedenke Guſtav dennoch die im Reiche gewöhnliche Capitulation nicht zu beſchwören; jedenfalls müßten die Jeſuiten aus Germanien vertrieben werden. Sollte Frankreich ſich widerſetzen, ſo ſey es dem König nicht unlieb, Guſtav werde den Krieg gegen die Franzoſen erklären, ſobald ſich ein galliſches Heer dem Rheine nähere". Sattler ſchloß [2]) mit einem Stück aus der politiſchen Theologie: „der Jüngling aus Mitternacht, von welchem der heilige Prophet Jeremias weiſſage, werde noch weiter gehen".

Der wahre Sinn dieſer Verhandlung iſt leicht zu errathen. Guſtav Adolf hielt den freien Städten der alten germaniſchen Stammlande das Beiſpiel Hollands vor, und verlangte anſcheinend nur dieſelben Rechte, welche die Oranier im Niederlande ausübten, in der That aber brütete er über der Errichtung eines neuen teutſchen Reichs. Grundlage deſſelben ſollten

[1]) Daſ. S. 239. — [2]) Daſ.

die eroberten geiſtlichen Güter am Main- und Rheinſtrome ſeyn; die wichtigſte Rolle aber hatte er den bisherigen Reichsſtädten zugedacht, welche damals die Geldmacht vertraten. Er bot ihnen freie ſtändiſche Verfaſſung aber auf die Bedingung engen Anſchluſſes an das Königthum an; im Bunde mit ihnen wollte er das mittelalteriſche Fürſtenthum niederwerfen. Daß dieſes Anſinnen ernſtlich gemeint war, erhellt aus ſeiner Aufforderung an den Rath, ungeſcheut über die Bedrückungen, welche ſich der hohe teutſche Adel, der im ſchwediſchen Heere diente, gegen Bürger und Bauern erlaubte, Klage zu führen. Er hat dieſem Verſprechen, das einen Bruch mit der Ariſtokratie herbeiführen mußte, wirklich, wie wir unten zeigen werden, Folge geben. Man ſieht, das Bürgerthum nahm in des Königs Planen eine wichtige Stelle ein. Guſtav Adolf griff der Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts vor.

Auch in Bezug auf die Bauernſchaft hegte Guſtav ſehr eigenthümliche Plane, die gleichfalls im Nürnberger Lager aus Tageslicht hervortraten. Seit 1626 gährte in dem Erzherzogthume ob der Ens das Feuer religiöſen Haſſes unter der Aſche fort, obgleich es zu keinem Ausbruche kam. Aber im Frühling 1632 ſchlich ſich [1]) ein lutheriſcher Prädikant Namens Jakob Greimbl von Prag aus, wahrſcheinlich durch die Sachſen aufgehetzt, in das Land ob der Ens ein, erklärte dort, daß er von Ihrer königlichen Majeſtät in Schweden und dem ſächſiſchen Kurfürſten abgeſchickt ſey, predigte in verſchiedenen Dörfern, und forderte die Bauern auf, für den Glauben und die Freiheit zum Gewehr zu greifen. Seine Reden zündeten. Ein Hofgutsbeſitzer, Thomas Ecklehner, wurde von den unzufriedenen Gemeinden nach Nürnberg in des Königs Lager geſendet, ſprach dort mit Guſtav, erhielt einiges Geld und die Zuſage, daß 10,000 Mann der Bauernſchaft des Landes ob der Ens zu Hülfe ziehen werden, wenn letztere ſich entſchlöſſe, einen Aufſtand zu machen. Anfangs Auguſt brach die Empörung los. Da kein Kriegsvolk im Herzogthume lag, weil alle verfügbaren Truppen entweder mit Friedland nach Nürnberg gezogen waren oder unter Tiefenbach gegen die Sachſen fochten, ſo fand es der kaiſerliche Stattthalter zu Linz, Ludwig Graf von Kufſtein, gerathen, die Aufrührer durch Unterhandlungen hinzuhalten. Er forderte ſie daher durch einen Trompeter auf, ihre Beſchwerden einzugeben. Die Bauern erklärten nun [2]), daß ſie bereit ſeyen, die Waffen niederzulegen und dem Kaiſer zu huldigen, wenn man ihnen Verzeihung, lutheriſche Prediger und Nachlaß der ſchweren Gilten bewillige. Die weitere Geſchichte des Aufſtandes können wir hier nicht erzählen, ſondern begnügen uns zu bemerken, daß derſelbe faſt ohne Blutvergießen durch den Beiſtand katholiſch geſinnter Mitglieder der Bauernſchaft erdrückt worden iſt. Dieſer Ausgang liefert einen handgreiflichen Beweis dafür, daß die kaiſer-

---

[1]) Dieß und das Folgende nach Kurz „Beiträge zur Geſchichte des Landes Oeſtreich ob der Ens II, 48 flg. — [2]) Daſ. S. 94.

liche Regierung ſeit dem Kriege von 1626 das Land im Ganzen mit Milde verwaltete, denn ſonſt hätte ſie es nicht wagen dürfen, Bauern gegen Bauern zu bewaffnen. Als die wichtigſte Thatſache der damaligen Bewegung in Oberöſtreich ſehen wir den dritten Artikel jener von den Aufſtändiſchen eingegebenen Forderungen an. Offenbar muß man den Schluß ziehen, daß Guſtav Adolf den oberenſiſchen Bauern eben dieſen Punkt als Lohn ihrer Empörung vorgehalten hatte. Um der läſtigen und an theure Bedingungen geknüpften Hülfe des teutſchen Fürſtenthums entbehren zu können, bedurfte Guſtav den Beiſtand rüſtiger Fäuſte, die ſich mit einem kleinen und gerechten Lohne begnügten. Hiezu gab es nur ein einziges Mittel. Indem er gänzliche Abſchaffung der Gilten und Frohnden, oder wenigſtens bedeutende Ermäßigung derſelben verhieß, und ſomit bewilligte, was die südteutſche Bauerſchaft ſchon bei dem großen Aufſtand des Jahres 1525 gefordert hatte, ward er in Stand geſetzt, hunderttauſende tapferer Männer unter ſeinem Banner zu ſammeln, und im Fall der Noth gegen den hohen lutheriſchen Reichsadel ſo gut als gegen den Kaiſer in Kampf zu führen. Seine Unterhandlung mit dem Bauer Thomas Ecklehner deutet, wie man ſieht, auf ſehr tiefe Hintergedanken hin.

Auch mit dem Nürnberger Rath muß der König zu der Zeit, als das Lager vor der Stadt aufgeſchlagen ward, vollends ins Reine gekommen ſeyn. Wir ſchließen dieß aus dem Umſtande, weil er aus ſeinem Anerbieten, die Unordnungen des hohen teutſchen Adels unnachſichtlich zu beſtrafen, noch im Juni Ernſt machte. Inngrimmige, obwohl ziemlich ſtumme Unzufriedenheit — eine Folge getäuſchter Hoffnungen des Ehrgeizes — gährte unter den vornehmen teutſchen Herren, die zahlreich in des Königs Heere dienten. Dieſe Geſinnung wagte noch nicht ihre wahren Forderungen laut werden zu laſſen, ſondern ſie verſteckte ſich hinter fremde Unbändigkeit, bot den Befehlen des Königs, welcher nichts ſo entſchieden verlangte, als ſtrenge Mannszucht, immer mehr Trotz, ließ den untergebenen Soldaten zu aller Ungebühr den Zügel ſchießen, um durch vorgehaltene Empörung des gemeinen Volkes im Heere den König zur Befriedigung der Wünſche zu nöthigen, welche die hochgeſtellten Tonangeber hegten. Es war im Kleinen dasſelbe Spiel, welches Herzog Bernhard zwei Jahre ſpäter gegen Oxenſtierna und Horn im Großen trieb. Lange ſchwieg Guſtav. Als aber dieſe Teutſche nicht mehr bloß an fremden Unterthanen, ſondern an denen Nürnbergs, als ſie nicht bloß an widerſtandsfähigen Einwohnern des platten Landes, ſondern an den wehrloſen Schützlingen des Königs ſich vergriefen, als ſie mit einem Wort über die Nürnbergiſchen Bauern, die vor den Kaiſerlichen in das Lager Guſtav Adolf's geflohen, wie Wölfe herfielen, und den Unglücklichen die letzte Habe, ja auch das Leben nahmen: brach der Zorn des Königs in einen Gewitterſturm aus. Den 29. Juni a. St., am Feiertage Peter und Paul, berief er alle hohen Offiziere teutſcher Nation zu ſich

vor ſein Zelt, und fuhr ſie hier mit wahren Donnerworten [1]) an, welche nicht bloß die äußere That, ſondern noch viel mehr die geheimen Triebfedern derſelben beſtraften. „Ihr Fürſten, Ihr Grafen, Ihr Herrn, Ihr Edelleute,“ hub er an, „Ihr ſeyds, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweiſen, Ihr zerſtöret, verderbet, verheeret dasſelbe. Ihr Oberſten, Ihr Offiziere vom Höchſten bis zum Niedrigſten, keinen ausgenommen, Ihr ſeyd diejenigen, welche ſtehlen und rauben, ja, Ihr beſtehlet Eure eigenen Glaubensgenoſſen, Ihr gebt mir Urſache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, ſey mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich Eurer Einen nur anſchaue. Ihr ſeyd Frevler und Verbrecher an den guten Geſetzen und meinen Geboten, Ihr ſeyd Schuld daran, daß man öffentlich ſagt: „„Der König, unſer Freund, thut uns mehr Schaden, als unſere Feinde.““ Wäret Ihr rechte Chriſten, ſo müßtet Ihr bedenken, was ich an Euch bewieſen und bis jetzt gethan habe, wie ich meine Krone, Leib und Leben für Euch und Eure Freiheit und Eures zeitlichen Wohles willen daran geſetzt. Ich habe Eurethalben meine Krone ihres Schatzes entblößet und gegen vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und Eurem teutſchen Reiche nicht ſo viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hoſen davon machen laſſen könnte; ja, ich würde eher ohne Hoſen geritten ſeyn, als mich mit dem Eurigen zu bekleiden. Ich habe Euch Alles gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Sauſtall für mich behalten, den ich nicht mit Euch getheilt hätte. Keiner unter Euch hat mich jemals um Etwas angeſprochen, das ich ihm verſagt hätte; denn das iſt mein Brauch, keinem eine Bitte abzuſchlagen. Würdet Ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, ſo wollte ich alle eroberten Ländern unter Euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gott Lob und Dank, reich genug, begehre Nichts von dem Eurigen, und wenn Ihr auch gleich Gott alſo vergäßet, Eure Ehre aus den Augen ſetztet, oder von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, ſo ſoll doch die ganze Chriſtenheit erfahren, daß ich mein Leben für Eure Sache, als ein chriſtlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze laſſen will. Solltet Ihr Euch gar aber gegen mich empören, ſo will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden alſo gegen Euch herumhauen, daß die Stücke davon fliegen ſollen. Ich bitte Euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in Euch, bedenkt, wie Ihr haushaltet, und wie Ihr mich betrübet, ſo gar daß mir die Thränen in den Augen ſtehen. Ihr verſündiget Euch an mir wegen Eurer ſchlechten Mannszucht. Ueber Euren Muth und Euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in dieſem Stücke habt Ihr immer gehandelt wie redliche und rechtſchaffene Edelleute. Ich bitte Euch nochmals um der Barmherzigkeit Gottes willen geht in Euer Herz und Gewiſſen, und bedenket, wie Ihr dermaleinſt Eures Thuns halben Rechenſchaft geben

[1]) Khevenhiller XII, 158 flg.

wollet vor Gottes Throne. Mir iſt ſo wehe unter Euch, daß es mich verdrießt, mit einer ſo verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, nimmt meine Erinnerung zu Herzen, mit Nächſtem wollen wir vor unſern Feinden ſehen, wer ein ehrliches Gemüth und ein tapferer Ritter iſt."

Nie, berichtet [1]) Khevenhiller, ſey der König in ſolchem Zorn geſehen worden. Sein ganzer Vater war ihm ins Blut gefahren. Man zeigte ihm das Zelt eines Korperals, vor dem geraubte Kühe ſtanden. Guſtav Adolf griff den Uebelthäter ſelbſt mit eigener Hand an den Haaren und übergab ihn dem Generalgewaltigen mit den Worten: „Komm her, es iſt beſſer, ich ſtrafe dich, als daß Gott nicht allein dich, ſondern auch mich und uns Alle um deinetwillen ſtrafe." Zugleich wurden zwei Rittmeiſter, die ebenfalls geraubt hatten, dem Nachrichter überliefert. Die hochgeſtellten Schuldigen kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Alle Anweſenden, erzählt [2]) Khevenhiller, ſeyen ganz erſtarrt geweſen. Daß wir die Sache richtig dargeſtellt haben, und daß der König nicht bloß die ſchlechte Mannszucht des gemeinen Kriegsvolks, ſondern die geheime Triebfeder derſelben, die Unzufriedenheit der hohen teutſchen Ariſtokratie über vorenthaltene Eroberungen, welche ſie als ihr Eigenthum anſah, beſtrafen wollte, geht aus Guſtav's eigenen Worten hervor. Wenn übrigens der Eindruck jener Rede augenblicklich groß war, ſo dauerte er doch nicht lange. Den 22. Juli a. St. brach, ohne Zweifel aus denſelben Urſachen, eine offene Empörung unter dem Kriegsvolke aus, als Guſtav Adolf ſeine Truppen auf eine Unternehmung hinausführen wollte. Sie verlangten erſt ihren rückſtändigen Sold, ehe ſie fechten würden. Guſtav Adolf war genöthigt, zwei Tonnen Goldes bei der Stadt, ſeiner treuen Verbündeten, zu borgen. Alle Einwohner, Bürger wie Schutzverwandte, wurden vor die Behörde gefordert. Der Rath ſprach Jedem beweglich zu, ſo viel zu geben, als nur möglich ſey; der Magiſtrat ſelbſt übernahm die Bürgſchaft und verſicherte ſechs vom Hundert Zinſe. Die Summe kam zuſammen [3]). Daß teutſche Häupter bei dieſem Aufſtande unter der Decke ſpielten, iſt nicht zu bezweifeln, denn eingeborne Truppen haben ſich während aller Kriege, die Guſtav Adolf führte, nie gegen ihren Fürſten empört. Die Honigmonate der Verbindung des Königs mit dem hohen teutſchen Adel waren, wie man ſieht, vorüber. Ueber kurz oder lang mußte es zu einem Bruche kommen.

Wenden wir uns jetzt zur äußern Geſchichte des Nürnberger Lagers. Der Feind folgte dem Könige auf dem Fuße und das erſte Zuſammentreffen der Schweden mit ihm war Erſteren keineswegs günſtig. Guſtav hatte den Oberſten Taupadel mit einem Haufen Reiter gegen Neumarkt abgeſchickt, um die Bewegungen Wallenſtein's zu bewachen. Taupadel erfuhr durch einen gefangenen Kroaten, daß ſchon viele tauſend Mann von des Herzogs Heere in Neumarkt angekommen ſeyen.

[1]) Daſ. 158. — [2]) Daſ. S. 160. — [3]) Murr Beiträge S. 59.

Dennoch glaubte der ſchwediſche Oberſt lieber einem Bauern aus der Gegend, welcher berichtete, daß der Feind kaum 2000 Mann in Neumarkt habe. Alſo griff er die Kroaten, welche ſich ihm ſtellten, an, jagte vier Kornet auseinander, ward aber, als er zu hitzig vorwärts drang, von allen Seiten umringt. Der größte Theil ſeiner Reiter erlag der Uebermacht, er ſelbſt fiel in Gefangenſchaft. Zwar eilte der König, auf die erſte Nachricht von dieſem Gefecht, ſeinem Oberſten mit der ganzen Reiterei zu Hülfe, aber noch unterwegs erfuhr er den unglücklichen Ausgang und begab ſich in ſein Lager zurück [1]). Wallenſtein zog von Neumarkt den nächſten Weg gegen die Rednitz, überſchritt dieſen Fluß unweit Schwabach, rückte dann auf dem linken Ufer hinunter und bezog ein Lager zwiſchen den Dörfern Stein und Dombach [2]) auf den ſchroffen Anhöhen, welche ſich längs dem Fluſſe erheben. Obgleich dieſelben ſchon von Natur ſehr feſt waren, ließ er ſtarke Schanzen auf der ganzen Linie die Abhänge entlang aufwerfen. Von ſeinem Lager aus überſah Wallenſtein die Stadt und die ſchwediſche Stellung, denn zwiſchen ihm und dem Feind war nur der Fluß und die Ebene, welche ſich von der Rednitz nach der Stadt hin erſtreckt. Er hatte den König von Schwaben und Baiern abgeſchnitten, die Zufuhr von der freigebliebenen Nord- und Oſtſeite her hoffte er durch ſeine leichte Reiterei zu verhindern. Sein Plan war, den König und die Stadt auszuhungern, und durch Mangel zu einer Uebereinkunft, deren Bedingungen er vorzuſchreiben gedachte, zu zwingen. Deßwegen hatte er ſich vorgenommen, das ſchwediſche Lager, welches nur mit ungeheurem Kraftaufwand hätte beſtürmt werden können, gar nicht anzugreifen. Um durch anſcheinende Großmuth einer Unterhandlung den Weg zu bahnen, ſchickte er den Oberſt Taupadel ſammt einigen andern gefangenen Offizieren, ohne Löſegeld und ſogar mit reichen Geſchenken beehrt, in das königliche Lager [3]). Kleine Balgereien gab es alle Tage, beſonders zwiſchen den Streifpartheien, welche beide Theile ausſandten, um Viehfutter zu holen. Denn dieſes Bedürfniß fehlte bald in jener ſandigen Gegend den Kaiſerlichen, welche mehr als 20,000 Pferde zu erhalten hatten, eben ſo ſehr als den Schweden. Bis auf 6 und 8 Meilen Entfernung ſtreiften die Kroaten und die ſchwediſchen Dragoner. Täglich und faſt ſtündlich lagen dieſe Reiter mit abwechſelndem Glücke einander in den Haaren [4]). Doch kam es auch zu einigen bedeutendern Gefechten, wozu wahrſcheinlich die Unzufriedenheit des Kurfürſten von Baiern, der durchaus auf ſchnelle Entſcheidung drang, Anlaß gab. Den $^{5}/_{15}$. Juli Abends entſpann ſich ein Scharmützel zwiſchen den Vorpoſten, das, weil immer mehr Truppen von beiden Seiten daran Theil nahmen, blutig wurde und bis zum folgenden Morgen währte. Die Kaiſerlichen zogen den Kürzern und verloren einige hundert Mann. Um ſich zu rächen, verſuchten

[1]) Chemnitz I, 354 b. Khevenhiller XII, 157. — [2]) Ein ſchöner Plan im Schlachtenatlas von Kausler n. 3. Nro. 11. — [3]) Khevenhiller XII, 160 unten flg. — [4]) Chemnitz I, 358 b.

ſie einige Tage ſpäter einen Angriff auf die ſchwächſte Seite des ſchwediſchen Lagers, allein der König war durch ſeine Kundſchafter von dem Anſchlag unterrichtet und ſchickte ſie mit blutigen Köpfen wieder heim [1]). Dagegen hatte Guſtav Adolf den Fall der kleinen Veſtung Lichtenau zu bedauern, in welcher der Nürnbergiſche Pfleger Scheurl mit einer geringen Beſatzung lag. Der an ſich unbedeutende Ort hatte damals Wichtigkeit, weil von ihm aus der Rücken des friedländiſchen Heeres bedroht und die Streifpartheien im Zaum gehalten werden konnten. Guſtav Adolf wollte den Herzog Bernhard von Weimar aus Baiern dorthin beordern und das friedländiſche Lager von hinten beunruhigen laſſen. Jetzt beſetzte es Wallenſtein mit einer ſtarken Garniſon, und der Beſitz dieſes Platzes trug nicht wenig dazu bei, daß der Herzog ſich ſo lange in ſeiner Stellung hielt, denn die neue Beſatzung von Lichtenau brandſchatzte weithin die ganze Umgegend und lieferte eine Menge Lebensmittel in das friedländiſche Lager. Noch demüthigender als die Uebergabe ſelbſt war für den König der geheime Grund derſelben. Scheurl übergab ſeinen Poſten den 27. Juli a. St. ohne Noth, allem Anſchien nach, weil er glaubte daß die Schweden am Ende den Kaiſerlichen unterliegen würden [2]). Der Vorfall machte in Nürnberg einen peinlichen Eindruck, doch zeigte ſich zum Glück zwei Tage ſpäter eine Gelegenheit, den Glanz ſchwediſcher Waffen wieder herzuſtellen. Den 29. Juli a. St. erfuhr der König durch ſeine Kundſchafter, daß in Freiſtädtl ein Zug von mehreren tauſend Wägen mit Brod, Mehl, Salz, auch einige hundert Häupter Schlachtvieh aus der Oberpfalz und Baiern für das friedländiſche Heer angekommen ſeyen, und daß der Herzog etliche Regimenter abgeſchickt habe, um dieſe Zufuhr ins Lager zu geleiten. Ungeſäumt ſchickte er den Oberſten Taupadel (einen Liebling) mit ſeinen Dragonern und etlichen Schwadronen Küraſſiren ab, ſich des Fanges zu bemächtigen. Die Schweden kamen unbemerkt in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli vor das Städtchen, und ſchraubten zuerſt zwei Petarden an das nächſte Thor; als dieſelbe keine Wirkung hervorbrachten, ſaßen die Dragoner ab und erſtiegen auf Leitern die Mauern. Zu gleicher Zeit ſchmetterte eine dritte Petarde das Thor ein, worauf auch die Küraſſire in die Stadt brachen. Bürger und Soldaten wurden in den Straßen oder Häuſern erwürgt, die Roſſe ſchnell an die Wägen geſpannt und auf letztere geladen, was man nur in der Eile mitnehmen konnte, auch 900 Stück Ochſen mußten mitwandern. Hierauf ſteckten die Sieger den Ort in Brand und zogen ſich in größter Eile zurück. Indeſſen war Guſtav Adolf ſelbſt mit etwas mehr als tauſend Mann, halb Reitern, halb Musketiren, bis auf Burgthann vorgerückt, um den Rückzug ſeines Oberſten zu decken. Vorwärts vom ebengenannten Orte ſtieß die Vorhut des Königs auf den kaiſerlichen

[1]) Khevenhiller XII, 162. — [2]) Chemniz I, 360. a. Murr Beiträge S. 60.

General Sparre, der mit 8 Fahnen Dragonern, 20 Kompagnien Kroaten, 500 Musketiren zu gleichem Zwecke — nämlich um die Zufuhr zu decken — aus dem friedländiſchen Lager gezogen war. Ein Gefecht entſtand, das ſehr blutig wurde, bis Guſtav Adolf mit dem Fußvolk auf dem Kampfplatze erſchien. Der König ſetzte ſich, um den Muth der Seinigen zu entflammen, rückſichtslos der Gefahr aus. An ſeiner Seite wurden der Oberſt Rueß, der Junker Boye, der Edelknabe Kratzenſtein erſchoßen. Die Schweden erfochten einen vollſtändigen Sieg, 600 Kaiſerliche blieben todt auf dem Platz. Der Generalwachtmeiſter Sparre wurde mit ſeinen beiden Oberſtlieutenants Terzky und Leßley, vier Hauptleuten und mehr als hundert Soldaten gefangen. Die übrigen retteten ſich in einen nahen Moraſt. Drei eroberte Standarten, und vor Allem die glückliche Einheimſung des Freiſtädtler Fanges waren die Trophäen des Tages [1]).

Guſtav Adolf ließ in Nürnberg öffentliche Dankfeſte anſtellen für dieſen kleinen Sieg, er ſchenkte ferner jedem Soldaten, der den Zug mitgemacht, einen Thaler, jedem der Reiter, welche die Standarten erobert, hundert Thaler. Die Offiziere bedachte er mit goldenen Bildniſſen. Es bedurfte ſolcher Erfolge, um die trüben Sorgen, welche des Königs Stirne umwölkten, einigermaßen zu zerſtreuen. Schwer empfand er es, von der Rolle des angreifenden Theils ſo plötzlich zur kümmerlichen Stellung eines bloßen Widerſtandes herabgedrückt worden zu ſeyn. Er fühlte, daß dieſe thatenloſe Ruhe ſeinem Rufe bei Freund und Feind, die ihn ſeit einem Jahre als beflügelten Eroberer zu betrachten gewohnt waren, Eintrag thun müſſe. Ohne auswärtigen Beiſtand konnte er ſich nicht loswinden. Deßhalb hatte er auch ſchon zu Ende Juni an die Befehlshaber der verſchiedenen in Teutſchland zerſtreuten ſchwediſchen Heeresabtheilungen die dringendſte Weiſung erlaſſen, ſich unter des Reichskanzlers Befehl zu ſammeln und dann Nürnberg zu Hülfe zu ziehen. Dieß machte aber neue Sorgen, denn es fragte ſich, ob es dem Friedländer nicht gelingen werde, die von allen Seiten heranziehenden Haufen einzeln zu ſchlagen, oder wenigſtens ihre Vereinigung mit dem Könige zu hindern. Wir müſſen jetzt über die bisherigen Thaten dieſer abgeſonderten Heerhaufen berichten.

Der Reichskanzler Oxenſtierna, dem der König im Frühjahre den Oberbefehl am Rhein übergab, ſchlug im Mai die von den Niederlanden her eingedrungenen Spanier und ließ ſie bis nach Trier verfolgen. Anfangs Juni wurde der Feldmarſchall Horn an des abberufenen Herzogs Bernhard Statt vom Könige nach Mainz geſchickt, um den Reichskanzler, ſeinen Schwiegervater, zu unterſtützen [2]). Horn fand bald ein rühmliches Feld der Thätigkeit. Oben iſt von Unterhandlungen zwiſchen Richelieu und dem Kurfürſten von Trier die Rede geweſen, auch wurde erzählt,

---

[1]) Khevenhiller XII, 163 flg. Chemniz I, 360 flg. Murr a. a. O. S. 61. — [2]) Chemniz I, 350.

daß dieſer teutſche Prälat den Franzoſen ſeine Veſte Ehrenbreitſtein öffnete, und daß dagegen das Domkapitel ein ſpaniſche Beſatzung in Trier und Koblenz aufnahm. Täglich kam es zu kleinen Gefechten zwiſchen den Spaniern in Koblenz und den Franzoſen in der gegenüberliegenden Veſte. Letztere waren zu ſchwach um ſich der Feinde zu entledigen, darum riefen ſie die Schweden zu Hülfe. Den $^{13}/_{23}$. Juni brach Horn mit 10,000 Mann von Mainz auf und ſchloß Koblenz ein. Nach kurzem Widerſtand übergaben die Spanier am 21. Juni a. St. den Ort gegen freien Abzug und räumten zugleich mehrere andere feſte Plätze des Erzſtiftes, welche die Schweden beſetzten. Koblenz ſelbſt wurde gegen eine große Summe Geldes an die Franzoſen abgetreten [1]). Jetzt nachdem der Unterrhein geſäubert war, beorderte der Reichskanzler ſeinen Schwiegerſohn an den obern Theil dieſes Stromes, um die Pfalz vollends von den dort zurückgebliebenen ſpaniſchen Garniſonen zu befreien. Währenddeſſen kam jedoch der Befehl Guſtav Adolf's nach Mainz, der dem Kanzler gebot, alle verfügbaren ſchwediſchen Truppen in Teutſchland an ſich zu ziehen und dem Könige zu Hülfe zu führen. Orenſtierna raffte die Regimenter zuſammen, die am Rheine irgend entbehrlich waren und brach mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld nach Franken auf, wo er andere Abtheilungen erwartete [2]). Der Landgraf von Heſſen, der Herzog Wilhelm von Weimar, General Baudiſſen, der an der Elbe den Befehl führte, waren angewieſen, den Reichskanzler zu verſtärken. Sie konnten es auch, weil ſie eben Luft bekommen hatten.

Pappenheim, der ſich zu Ende des Jahres 1631 von Tilly im Unfrieden getrennt, erhielt allein die Ehre der kaiſerlichen Waffen aufrecht. Gänzlich auf ſeine eigenen Mittel beſchränkt, von dem Kaiſer und von Baiern abgeſchnitten, von übermächtigen Feinden umringt, bot er dem General Baudiſſen, dem Landgrafen von Heſſen, dem Herzog Georg von Lüneburg Trotz und hielt nicht nur Stand, ſondern gewann Boden. Mehrere feſte Städte, beſonders Wolfenbüttel, befanden ſich in ſeiner Gewalt und in Weſtphalen ſpielte er den Meiſter [3]). Doch war es nur kleiner Krieg, der hier geführt wurde, weßhalb wir nicht auf die Einzelnheiten eingehen können. Als Wallenſtein erfuhr, daß Guſtav Adolf ſeine Truppen aus dem übrigen Teutſchland nach Nürnberg ziehe, gab er dem Feldmarſchall Befehl, ebenfalls zu ihm zu ſtoßen. Aber Pappenheim hatte die Süßigkeit, auf eigene Fauſt zu handeln, ein wenig zu viel gekoſtet, vielleicht ſcheute er ſich auch vor einem Zuſammentreffen mit dem Kurfürſten von Baiern, der aus einleuchtenden Gründen nicht gut zu ſprechen war auf ſeinen frühern Oberſten; kurz Pappenheim lehnte den Befehl unter verſchiedenen Ausflüchten ab [4]). Um dieſelbe Zeit belagerte

---

1) Chemnitz I, 357 a. — 2) Chemnitz I, 562 b. flg. — 3) Chemnitz I, 536 flg. — 4) Soldat suedois S. 549. Harte Leben Guſtav's II, 427. Wallenſtein wollte ihn wegen ſeines Ungehorſams im erſten Zorn vor ein Kriegsgericht ſtellen, ſiehe Khevenhiller XII, 212.

Prinz Friedrich Heinrich, der Oranier, die Veſtung Maſtricht in den katholiſchen Niederlanden. Obgleich ein ſpaniſches Heer unter Don Gonſalvo di Corduba und dem Marques von Santa Cruz den Holländern die Spitze bot, beſchwor doch die ſpaniſche Statthalterin in Brüſſel den teutſchen Feldmarſchall, deſſen Ruhm damals ſeine höchſte Höhe erreicht hatte, um ſchnelle Hülfe. Nicht ſowohl die angebotene hohe Summe, als das Abentheuerliche eines Ritterzugs aus dem Herzen Teutſchlands nach den Ufern der Maas, beſtimmte den Helden einzuſchlagen. Er ſetzte ſeine Ehre zum Pfand, Maſtricht zu befreien, brach Mitte Juli mit einem kleinen Heere von 12,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern aus der Umgegend von Hannover auf, indem er den Grafen von Gronsfeld als ſeinen Stellvertreter zur Deckung Niederſachſens mit hinreichender Mannſchaft zurückließ, durchzog in unglaublich ſchnellen Märſchen das zum Theil vom Feinde beſetzte und faſt bis zur Einöde verheerte Weſtphalen, gieng bei Köln über den Rhein und erſchien Anfangs Auguſt im Angeſichte des oraniſchen Heeres. Pappenheim hatte darauf gerechnet, daß die ſpaniſchen Feldherrn zu ihm ſtoßen würden, um den Feind gemeinſchaftlich zu überwältigen. Er täuſchte ſich, er kannte das Uebermaaß ſpaniſchen Hochmuths nicht genug. Rund um die Stadt herum hatten die Holländer ein trefflich verſchanztes Lager errichtet, gleichſam eine Veſte um eine Veſte. Vierundzwanzigtauſend Mann ſtanden unter dem Befehl des oraniſchen Prinzen. Nicht viel mehr als auf Kanonenſchußweite lagerten 16,000 Spanier unter Corduba und Santa Cruz. Wenn dieſe ſich mit Pappenheim vereinigten, ſo wären die niederländiſchen Linien unfehlbar durchbrochen worden. Waren ja die Teutſchen nahe daran, ſie allein zu erſtürmen. Allein den Stolz dieſer ſpaniſchen Granden empörte der Gedanke, von einem Teutſchen Hülfe zu empfangen; ſie verweigerten höhniſch jede Mitwirkung. Pappenheim ſah, daß er zum Opfer fremder Bosheit auserkoren ſey, aber ſein Wort war gegeben, man ſollte nicht ſagen, daß er hundert Meilen wie ein Unſinniger daher geeilt ſey, um mit Hohngelächter heimgeſchickt zu werden. Er wollte ſein Verſprechen löſen, ſollte er auch mit ſeinem ganzen Heere darüber zu Grunde gehen. Den $^{7}/_{17}$. Auguſt früh Morgens mit Sonnenaufgang führte er ſeine tapfern Soldaten zum Sturme. Voran zogen hundert verlorne Kinder, den Sabel im Munde, Faſchinen in den Händen. Zwei Brigaden folgten ihnen, jeder Soldat trug ebenfalls Faſchinen auf dem Kopfe. Hinter denſelben kam das übrige Fußvolk. Die Reiterei ſchloß den Zug. Sie hatte Befehl, keinen Mann von den vorausgezogenen Fußgängern zurückweichen zu laſſen. Das verſchanzte Lager des Oraniers ſollte genommen, Maſtricht entſetzt werden, oder Pappenheim's Volk hier ein Grab finden. Mit unvergleichlicher Entſchloſſenheit ſtürzten die Vorderſten, obgleich von einem mörderiſchen Feuer aus grobem und kleinem Geſchütz empfangen, auf die feindlichen Gräben los, füllten ſie aus, erſtiegen auf Leitern die Schanzen, verdrängten die Holländer aus einem Quartier des Lagers und begannen ſich dort

einzuwühlen. Aber nun führte der Prinz ſelbſt ſeine beſten Truppen und eine Maſſe Geſchütz herbei. Nach der wüthendſten Gegenwehr wurden die Eingedrungenen wieder hinausgeworfen. Die Holländer fanden die zurückeroberten Schanzen mit Leichnamen, bluttriefenden Leitern und Schaufeln angefüllt. Pappenheim führte ſein Volk wieder ins Lager zurück und ließ die Soldaten dort ein Mahl einnehmen, um ſie zu neuer Blutarbeit zu ſtärken. Nachmittags ſtürmte er von ein Uhr bis ſieben Uhr Abends unausgeſetzt fort, ohne einen andern Erfolg, als den Ruhm der glänzendſten Tapferkeit. „Alle menſchenmögliche Gewalt habe er angewandt,“ ſagt[1]) die Quelle, welcher wir folgen, „doch Alles vergebens.“ Zweitauſend ſeiner tapferſten Kriegsgeſellen deckten Abends den Kampfplatz, ihm ſelbſt ſchlug eine Falkonetkugel den Sattelknopf weg, und ſtreifte ihn am Bauche. Der Oberſtlieutenant Lindeloh, ſein Liebling, wurde an ſeiner Seite erſchoſſen, daſſelbe Schickſal hatten viele andere Offiziere. Während des ganzen Kampfes gafften die Spanier aus ihrem kaum 1000 Schritte entfernten Lager ruhig zu, ohne einen Schuß zu thun, ohne die Trommel zu rühren, nicht anders als wären die Kaiſerlichen gekommen, um ein Puppenſpiel vor ihnen aufzuführen. Vier Tage ſpäter mußte die Beſatzung von Maſtricht ſich ergeben. Pappenheim hatte für die Infantin Iſabella viel zu viel gethan. Er eilte nach Teutſchland zurück und kam noch eben recht, um Wolfenbüttel zu retten, das durch den Herzog Georg von Lüneburg hart bedrängt wurde. Aber während ſeiner Abweſenheit hatten die ſchwediſchen Generale tüchtig um ſich gegriffen und Gelegenheit gefunden, dem Könige Hülfstruppen zu ſchicken. Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, führte in eigener Perſon mehrere Regimenter nach Franken, wo er zu dem Kanzler ſtieß.

Auch aus Sachſen kam Hülfe. Vorher aber wollen wir berichten, was während des Nürnberger Lagers dort vorgieng. Wallenſtein hatte nach Eroberung Böhmens die größte Milde gegen den Kurfürſten Johann Georg zur Schau getragen, in der Hoffnung ihn herüber zu kriegen. Noch im Lager zu Eger ließ er ausrufen, daß bei Todesſtrafe Niemand über die ſächſiſche Gränze ſtreifen ſolle. Als dieſes Mittel Nichts fruchtete, verſuchte der Wiener Hof eine entgegengeſetzte Handlungsweiſe[2]). Auf ſeinen Befehl brach der kaiſerliche Heerhaufen, der wieder unter Tiefenbach Schleſien beſetzt hielt, in die Lauſitz ein, eroberte Görlitz und Zittau und verwüſtete das Land. Arnim rückte zwar dem Feinde entgegen nach Zittau, konnte aber die Stadt nicht wieder erobern, dagegen mußte das kaiſerliche Volk die Lauſitz räumen und zog ſich nach Schleſien zurück. Der ſächſiſche Feldmarſchall folgte nun dem Feind auf dem Fuße, nahm Glogau und eroberte eine Schanze, welche die Kaiſerlichen bei Steinau an der Oder aufgeworfen hatten. Als jedoch die Feinde Verſtärkung erhielten, gieng er wieder nach Glogau zurück, um dort ſeine Vereinigung mit dem ſchwediſchen Oberſten Jac. Duval zu

[1]) Theatrum Europ. II, 670. — [2]) Chemniz I, 158 a.

bewerkſtelligen. Dieſer Offizier war vom Könige bald nach Hamilton's Entfernung zum Kommandanten an der Warte und dem Oderſtrom ernannt worden. Er brachte zu Stande, daß die kurbrandenburgiſchen Truppen mit den ſächſiſchen gemeinſame Sache zu machen beſchloſſen. Seit ſechs Monaten hatten die beiden Kurfürſten hierüber unterhandelt, ohne ſich verſtändigen zu können. Jeder beſchuldigte den Andern, daß er nur für ſeinen eigenen Vortheil ſorgen wolle. Jetzt erzwang die Noth eine Vereinigung; denn wenn Arnim aus Schleſien vertrieben ward, konnte der Kurfürſt von Brandenburg vorausſehen, daß dann die Kaiſerlichen in ſeine Marken einfallen würden. Duval hatte 27 Fahnen Fußvolk, vier Schwadronen Küraſſire, neun Kornet Dragoner unter ſeinem Befehl. Bei Züllichau ſtießen die kurbrandenburgiſchen Truppen, 15 Fahnen zu Fuß und neun Kornet Reiter ſtark, unter dem Oberſten Kötteriz zu ihm. Duval zog nun den Sachſen zu Hülfe vor Glogau, wo er den $^4/_{14}$. Auguſt eintraf. Sogleich entſtand Streit zwiſchen Arnim und dem ſchwedkſchen Kommandanten. Duval verlangte, daß ein Drittheil der Beſatzung Glogaus aus ſeinem eigenen Volke beſtehen ſolle, Arnim ſchlug Anfangs dieſe Forderung ab, willigte aber doch zuletzt ein, als der Schwede mit ſchnellem Rückzuge drohte. Weiter verabredete man, daß alle Plätze, welche auf dieſem Zuge erobert würden, den drei verbundenen Mächten gemeinſam gehören ſollten. Den Oberbefehl erhielt weder Arnim noch Duval, „man werde alle Unternehmungen mit einander berathen und dann wolle jeder mit ſeinen Truppen das Beſchloſſene ausführen.“ Bei ſolcher Eiferſucht der Anführer konnte kein bedeutender Erfolg erwartet werden. Den $^8/_{18}$. Auguſt fand die Vereinigung unter den Wällen von Glogau Statt, das vereinigte Heer war jetzt 16,000 Mann ſtark und den Kaiſerlichen um Etwas überlegen. Den $^9/_{19}$. Auguſt überfiel Duval, der die Vorhut führte, das Städtchen Steinau, eroberte es und hieb die Beſatzung nieder. Das kaiſerliche Heer, das ein Lager um die Oderſchanze in der Nähe der Stadt bezogen hatte, war in der größten Verwirrung. Duval drang darauf, den Sieg zu verfolgen und mit geſammter Macht über den Feind herzufallen. Arnim zögerte unter elenden Ausflüchten. Dadurch gewann der Feind Zeit, ſich in beſſern Stand zu ſetzen. Dennoch eroberte Duval zwei Tage ſpäter die Schanze, in welcher 396 Kaiſerliche gefangen genommen wurden. Das kaiſerliche Heer floh in Unordnung nach Breslau hinauf. Abermal forderte Duval, daß die Fliehenden mit größtem Nachdruck verfolgt werden. Arnim zögerte von Neuem, ſo daß der Feind mehrere Stunden Vorſprung gewann. Den $^{16}/_{26}$. Auguſt kamen die Kaiſerlichen in die Nähe von Breslau und bezogen ein feſtes Lager zwiſchen der Oder und Ohlau. Als ſie aber Einlaß in die Stadt begehrten, wurde ihre Forderung vom Rathe rund abgeſchlagen. Das gemeine Volk im kaiſerlichen Heere war ſo entmuthigt, daß es bei jeder Gelegenheit davon lief. Wie daher die Schweden den $^{17}/_{27}$. Auguſt nachrückten, leiſtete der Feind keinen ernſtlichen Widerſtand mehr, ſondern floh nach Oppeln und

Koſel hinauf. Während Arnim mit der einen Hälfte des verbündeten Heeres das platte Land unter ſeine Gewalt brachte, bearbeitete Duval die Stadt Breslau, unter deren Mauern er ein Lager mit 6000 Mann bezog. Der Magiſtrat wollte ſich durchaus nicht zur Aufnahme einer ſchwediſchen Garniſon verſtehen. Zuletzt verglich man ſich dahin, daß der Domhof mit 500 Mann zu Fuß und 1000 Reitern beſetzt werden ſolle. Die Stände des Fürſtenthums Breslau übernahmen den Sold dieſer Mannſchaft. So gerieth der größte Theil Schleſiens in die Gewalt des Königs und ſeiner Verbündeten [1]).

Als Wallenſtein im Lager vor Nürnberg Nachricht von den Vorgängen in Schleſien erhielt, ſchickte er Anfangs Auguſt den Feldmarſchall Holk mit 6000 Mann und etlichem Geſchütz nach Sachſen, um den Kurfürſten im eigenen Lande anzufallen und dadurch die Rückberufung Arnim's zu erzwingen. Holk erhielt Befehl, in Sachſen aufs ſtrengſte zu verfahren. Es bedurfte aber des Befehls nicht einmal, denn dieſer Offizier verdiente den Namen eines Menſchen nicht, er war ein blutdürſtiges Thier. Unnennbarer Jammer kam über das Voigtland und das Erzgebirg [2]). Mord, Brand und Einöden bezeichneten den Zug der barbariſchen Horde, welche lange gar keinen Widerſtand fand, weil ganz Sachſen von Vertheidigern entblößt war. Städte, die Holk mit Akkord eingenommen, wurden trotz allen Verträgen geplündert und verbrannt, Weiber und Mädchen halbtodt geſchändet und dann ins Feuer geworfen. In der Nähe von Freiberg erwiſchten ſie einen lutheriſchen Prieſter, hieben ihn in kleine Stücke und warfen dieſe den Hunden zum Fraß vor. Sie ſtreiften bis vor Dresden. Als der Kurfürſt den $^{19}/_{29}$. September Abends einigen fremden Geſandten zu Ehren große Tafel gab, zündeten die Kroaten Holk's drei Dörfer hart vor den Mauern Dresdens an, tummelten ſich zu Roß um den Brand herum und ließen dem Kurfürſten hineinſagen: „da er Banket halte, ſo wollten ſie ihm umſonſt die Lichter dazu liefern.“ Kurfürſt Johann Georg mußte nothgedrungen ſeinen Feldmarſchall zum Schutze des eigenen Landes gegen dieſe Mordbrenner, die Ende September noch durch einen zweiten Heerhaufen unter Gallas verſtärkt worden waren [3]), aus Schleſien abberufen.

Oben wurde berichtet, daß Guſtav Adolf Mitte Juni den Herzog Wilhelm von Weimar nach Thüringen vorausſchickte, indem der König damals die Meinung hegte, er werde ſelbſt dem Kurfürſten von Sachſen zu Hülfe ziehen müſſen. Der Herzog erhielt ſpäter Gegenbefehl und ward angewieſen, alle verfügbaren ſchwediſchen Garniſonen in Thüringen an ſich zu ziehen und zu dem Heere, das der Kanzler ſammelte, ſtoßen zu laſſen. Auch der Kurfürſt von Sachſen ſollte nach des Königs Wunſche einen Beitrag an Mannſchaft liefern. Gegen Ende Juni ſtellte der Pfalzgraf Auguſt von Sulzbach dieſes Anſinnen an Johann Georg. Der

[1]) Chemniz I, 409 flg. — [2]) Chemniz I, 415 flg. — [3]) Daſ. I, 427.

Kurfürſt benahm ſich aber ſo kalt[1]), daß der König in einem Briefe an den Herzog Wilhelm äuſſerte: „er müſſe es für eine wunderbare Fügung Gottes halten, wenn der Kurfürſt in das Geſuch willige.“ In der That gab Johann Georg nur wenige Regimenter unter dem General Hofkirchen her, welche Herzog Wilhelm übernahm und ſammt den andern Truppen nach Kitzingen führte, wo er ſich mit dem Kanzler vereinigte. Noch ſollte die unter Johann Baner und Herzog Bernhard in Baiern zurückgelaſſene Heeresabtheilung zu Oxenſtierna ſtoßen.

Bernhard, vom Könige mit 6000 Mann in Memmingen zurückgelaſſen, fand genug zu thun. Noch immer tobte um den Bodenſee her Bauernaufruhr. Der Herzog eroberte Ravensburg und Wangen, zog dann an das Oſt-Ende des Sees, um Lindau zu überfallen, doch ſein Anſchlag war bereits verrathen und er wurde von der kaiſerlichen Beſatzung dieſer Reichsſtadt mit Verluſt zurückgetrieben. Dagegen gelang ihm der Angriff auf ein Regiment, das unter dem Grafen von Hohenems in einer Schanze vor Bregenz lagerte. Vierhundert Mann mußten ſich als Gefangene ergeben, die übrigen fielen beim Sturme. Bregenz wurde gleich darauf mit Gewalt eingenommen und alle Bauern, die ſich dort zuſammengerottet, ſammt der Beſatzung niedergemacht. Jetzt ſchiffte der Herzog über den Bodenſee und ſtreifte bis Ueberlingen und Zell, welche Städte ohne Zweifel in ſeine Gewalt gefallen wären, hätten nicht neue Bewegungen den Herzog anderswohin gerufen. Abermal war ein Aufruhr in ſeinem Rücken ausgebrochen, die Bauern nahmen Memmingen und Kempten und drohten ihn von Baiern abzuſchneiden. Bernhard eilte ſogleich zurück, eroberte jene Städte wieder und dämpfte Mitte Juli mit größter Strenge allen Widerſtand zwiſchen der Donau, der Iller und dem See. Kaum war jedoch Oberſchwaben beruhigt, als das Feuer am Lech angieng. Von Erzherzog Leopold's Truppen unterſtützt, verjagte das Landvolk die ſchwediſchen Garniſonen aus den umliegenden Städten, und begieng ſcheußliche Grauſamkeiten an den Soldaten. Bernhard rückte auf Landsberg los, das ſich empört und kaiſerliche Beſatzung aufgenommen hatte. Geſchreckt durch ein fürchterliches Strafbeiſpiel, das kaum zuvor Johann Baner in Friedberg gegeben, ſchickten die Einwohner Geſandte heraus, welche auf den Knieen liegend um Gnade flehten und ſie auch erhielten. In Friedberg war nämlich die ſchwediſche Beſatzung ſchändlich niedergemetzelt worden; um Rache zu nehmen, zog Johann Baner von Augsburg mit ſeinem Volke vor den Ort, ließ die Thore mit Petarden ſprengen und dann Alles niederhauen, was ſich zur Wehre ſetzte. Kinder und Weiber wurden ins freie Feld hinausgeführt, die Männer drinnen erwürgt, die Stadt rein ausgeplündert und dann in einen Aſchenhaufen verwandelt. Dieſes Beiſpiel wirkte, wie geſagt, auf die Einwohner von Landsberg, welche Gnade erhielten, aber eine Beſatzung einnehmen

---

[1]) Röſe Bernhard I, 167.

mußten. Bernhard ſchlug nun eine Abtheilung Leopold'ſcher Reiter bei Roßhaupten, nahm dieſen Ort, wie auch Schongau und drang gegen die Alpen vor. Füßen ſtand ihm noch im Wege. Dreimal forderte er das Städtchen auf, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Einwohner, durch Friedbergs Schickſal nicht entmuthigt, ſchlugen jeden Vergleich ab, und rüſteten ſich zur hartnäckigſten Gegenwehr. Jetzt ließ Bernhard den $^{17}/_{27}$. Juli Sturm laufen. Bürgerſchaft und Beſatzung wehrten ſich wie Verzweifelte. Doch wurden die Mauern erſtiegen, dreihundert Mann von der Garniſon niedergemacht, 1100 gefangen genommen. Nach kurzer Ruhe drang Bernhard in das Tyrol und eroberte drei Schanzen bei Ehrenberg. Der Erzherzog Leopold in Innsbruck rüſtete ſich zur Flucht, das Alpenland und hinter dieſem Italien ſtand dem ſächſiſchen Herzoge offen; Bernhard wiegte ſich ſchon in glänzenden Hoffnungen, als ein Brief des Königs, der ihn nach Nürnberg rief, die Täuſchungen zerſtörte. Bernhard verſuchte Alles, um bleiben zu dürfen. Er wandte ſich an Baner und bat ihn um Verwendung beim Könige. Wirklich unterſtützte Baner das Geſuch beim Reichskanzler, der indeß zu Kitzingen angekommen war; er ſtellte vor, man möchte den Herzog wenigſtens ſo lange in Tyrol laſſen, bis Sir Patrik Ruthven, der Ulmer Kommandant, nach einem früheren Plane Guſtav Adolf's die Stelle Bernhard's mit 3000 Würtembergern einnehmen würde, weil ſonſt alle Eroberungen im Gebirge ſchnell wieder verloren gehen müßten. Aber der König wollte Nichts von Verſchub hören; ſo eifrig drang er auf ſchnellen Marſch nach Nürnberg, daß Oxenſtierna darüber beſtürzt war. Mißmuthig führte Bernhard ſein Volk in langſamen Märſchen über Augsburg, Donauwörth, Dinkelsbühl nach Winsheim, wo er den $^{9}/_{19}$. Auguſt zu dem großen Heere unter Oxenſtierna ſtieß. Kurz vor ihm war auch Johann Baner eingetroffen. Der Kanzler hatte jetzt 36—40,000 Mann beiſammen, eine mächtige Hülfe, die den Angelegenheiten um Nürnberg eine ganz andere Geſtalt geben mußte, wenn es dem Friedländer nicht gelang, die Vereinigung dieſes Heeres mit dem Könige zu verhindern [1])..

Wallenſtein that nichts zu dieſem Zwecke. Ruhig blieb er in ſeinem Lager ſtehen. Dieſe Unthätigkeit kann kaum anders erklärt werden als aus einer ſchlecht verhehlten Bangigkeit vor der überlegenen Kriegskunſt des Königs von Schweden und ſeiner Heere. Guſtav Adolf, kräftigen Widerſtand von Seiten der Feinde fürchtend, hatte dem Kanzler die weiteſte Vollmacht gegeben, ganz nach den Umſtänden zu handeln und den Weg zu wählen, der ihm ſelbſt der tauglichſte ſcheinen würde. Doch alle Sorgen waren unnöthig. Von keinem einzigen Schuſſe aufgehalten, zog Oxenſtierna den $^{13}/_{23}$. Auguſt auf Neuſtadt an der Aiſch, von da am folgenden Tage nach Bruck, eine Meile unter Nürnberg, wohin Guſtav

[1]) „Röſe Bernhard" I, 162 flg.

Adolf ſeinem Kanzler entgegen kam. Voll Freude über die glückliche Ankunft, reichte der König bei der Muſterung allen Oberſten die Hand [1]). Ueber 50,000 Schweden waren nun um die Mauern Nürnbergs vereinigt. Der Löwe konnte ſeine angeborne Art wieder zeigen und von ruhmloſer Abwehr zum Angriff übergehen. Noch vor erfolgter Vereinigung, den $^{12}/_{22}$. Auguſt, war in Ayrmann's Saal großes Banket, welchem der König anwohnte und ſich dabei ſehr aufgeräumt zeigte. „Nunmehr ſind meine Hülfstruppen," ſagte er [2]), „in Neuſtadt angekommen, innerhalb weniger Tage ſoll Arm und Bein guten Kaufes ſeyn, Gott wird mir beiſtehen."

Wallenſtein täuſchte ſich nicht über die Gefahr, in der er ſchwebte. Durch Eilboten berief er den General Jakob Fugger, der mit 6000 Mann nach Baiern abgeſchickt worden war, zu ſich in ſein Lager und ließ die Schanzen vergrößern, die Gräben tiefer legen. Den $^{21}/_{31}$. Auguſt rückte der König mit dem ganzen Heere aus den Linien, ſtellte ſich auf und bot die Schlacht an; aber Wallenſtein blieb ruhig hinter ſeinen Schanzen [3]). Nun verſuchte es Guſtav Adolf den Feind durch eine Kanonade aus ſeinem Lager zu vertreiben. Den 22. Auguſt a. St. wurden drei Batterien auf dem rechten Ufer der Rednitz errichtet. Ihr Feuer ſpielte den ganzen Tag mit großer Heftigkeit, aber ohne Erfolg. Die Entfernung war zu groß, indem die Kugeln über den Fluß und die Berge hinauf getrieben werden mußten. Indeſſen brachten Kundſchafter die falſche Nachricht, daß der Feind davon gezogen ſey und nur wenige Regimenter im Lager zurückgelaſſen habe. Sogleich faßte Guſtav Adolf den Entſchluß, die auſſerordentlich feſte Stellung des Friedländers zu ſtürmen. Den 24. Auguſt a. St. am Bartholomäustage in der Frühe ſetzte er bei Fürth über den Fluß und breitete ſeine langen Reihen hart unter dem kaiſerlichen Lager im Bereiche ſeiner Kanonen aus. Den Schlüſſel zur Poſition des Feindes bildete eine waldumkränzte Schloßruine, die alte Veſte oder auch der Burgſtall genannt. Sie lag auf einem ſteilen Berge, welchen zu erſteigen ſelbſt dem einzelnen Jäger ſchwer wird. Wallenſtein hatte denſelben vom Fuße bis zum Scheitel mit Verhauen verſehen und mit zehn- und zwölffachen Ringen von Musketiren beſetzt. Oben auf der Höhe harrten hinter tiefen Gräben mächtige Batterien. Unvermeidlicher Tod drohte dem verwegenen Angreifer, dennoch ſollte der Berg geſtürmt werden. Nur 500 Musketire konnten wegen der Enge des Raums auf einmal anrücken. Morgens acht Uhr ſetzten 500 teutſche Fußknechte — unſerer Nation war die gefährliche Ehre vorbehalten — zum Sturme an. Augenblicklich verwandelte ſich dieſe Höhe in einen feuerſpeienden Berg, man ſah keine Bäume, keinen Felſen mehr, nur Rauch, aus welchem das entzündete Pulver wie Wetterleuchten herausblitzte. Zerſchmettert und gelichtet, wandten die Teutſchen um. Andere traten an ihre Stelle, Angriff folgte auf Angriff, bis

---

1) Daſ. S. 168. — 2) Murr Beiträge S. 62. — 3) Chemniz I, 401 flg. Röſe Bernhard I, 169 flg. Khevenhiller XII, 169 flg.

die Sonne hinunterſank. Alle Fußregimenter kamen der Reihe nach zum Sturm; keines nahm den Berg. Beide Partheien ſtimmen darin überein, daß es eine der fürchterlichſten Kriegsſcenen geweſen ſey, die Schweden verſchoſſen an dieſem Tage gegen 300,000 Flintenkugeln. Gegen Abend deckten 2000 von ihnen den Wahlplatz um den Berg. Auch mit der Reiterei wurde geſtritten, doch nicht ernſtlich. Die kaiſerlichen Reiter zogen den Berg herunter und ſtellten ſich in der Ebene zum Kampfe, der unentſchieden hin- und herſchwankte. Spät am Abend gelang es dem Herzog Bernhard eine benachbarte Anhöhe zu beſetzen, welche den Burgſtall beherrſchte; aber man konnte keine Stücke hinaufbringen, weil der Boden durch einen während der Nacht gefallenen Regen ſehr ſchlüpfrig geworden war. Bernhard behauptete die eroberte Stellung bis zum andern Morgen, wo ihn der König zurückrief. Guſtav Adolf war mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er ſein tapferes Volk in einer Unternehmung aufgeopfert hatte, welche mit der Natur ſelbſt zu kämpfen ſchien. Unverfolgt vom Feinde, gieng er nach Fürth zurück, wo er noch 14 Tage ſtehen blieb. Für beſiegt glaubte ſich derjenige Theil zu erklären, der zuerſt dieſes unheilvolle Lager verlaſſen würde. Doch der Hunger und Rückſicht auf die Stadt Nürnberg beſtimmte endlich den König zuerſt zu gehen. Zwar für die Soldaten reichte das Brod, welches die Stadt ſpendete, noch kärglich hin, aber die ärmeren Bürger und das Landvolk, das ſich hineingeflüchtet, ſtarben täglich zu Hunderten vor Hunger [1]). Das dichte Zuſammenwohnen ſo vieler Menſchen, die ſchlechten Nahrungsmittel, der Geſtank von unzähligen Aeſern brachten ſchreckliche Seuchen hervor, welche unter des Königs Soldaten ſo gut als unter den Bürgern Nürnbergs wütheten. Im friedländiſchen Lager war die Noth eher noch größer als im ſchwediſchen, die Kaiſerlichen litten außer dem Hunger auch durch unerträgliches Ungeziefer [2]). Unter dieſen Umſtänden beſchloß Guſtav Adolf abzuziehen. General Knipphauſen wurde mit 5000 Mann in der Stadt zurückgelaſſen, wo auch der Reichskanzler als oberſter Magiſtrat blieb. Den $^{8}/_{18}$. September, am 76. Tage ſeit Beziehung des Lagers, brach Guſtav Adolf von Fürth auf, zog, um dem Feinde auch im Scheiden Trotz zu bieten, mit klingendem Spiel, Trommeln und Pfeifen in Schlachtordnung an Wallenſtein's Lager vorüber, ohne angegriffen zu werden und rückte zuerſt nach Neuſtadt an der Aiſch, von da nach Winsheim. Dort lauerte er mehrere Tage auf Wallenſtein's weitere Schritte. Er hegte nämlich die Hoffnung, der Herzog werde ſein Lager verlaſſen und die Stadt angreifen. In dieſem Falle wäre der König zurückgeeilt und hätte den Feind zwiſchen zwei Feuer genommen. Aber Wallenſtein merkte die Schlinge, ohnedieß konnte er vor Hunger nicht länger bleiben. Alſo zündete er den $^{13}/_{23}$. September ſein Lager an, verwüſtete in der Umgegend Alles, was noch zu verwüſten übrig war und brach nach Forchheim auf. Aus Mangel

[1]) Murr Beiträge S. 64. — [2]) Khevenhiller XII, 170.

an Zugpferden mußte er vieles Geräthe, Waffen und dergleichen zurücklaſſen, welche den Nürnbergern zu gut kamen [1]). Die Erwartung Europa's, das mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach Nürnberg ſchaute, war getäuſcht worden. Ohne Entſcheidung lagen zwei der mächtigſten Heere, die Teutſchland ſeit langer Zeit geſehen, ſich Monate lang entgegen, und dieſe Ruhe hatte mehr Menſchen hinweggerafft, als die blutigſte Schlacht, denn faſt auf zwei Drittheile ſchmolzen beide Heere durch Mangel, durch Seuchen und Ausreißen im Laufe der Einlagerung herunter. Entladen ſollte ſich das Gewitter noch in dieſem Jahre, aber nicht in Franken, ſondern in Sachſen.

Fünftes Capitel.

Wallenſtein bricht in Sachſen ein. Der König eilt ihm nach. Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolf's Tod.

Mitte September bis Anfang November 1632.

Sobald Guſtav Adolf Nachricht erhielt von Aufhebung des friedländiſchen Lagers, theilte er ſein Heer den 21. September a. St. [2]). 8500 Mann wurden dem Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar übergeben, mit dem Auftrag, Franken zu decken, im Nothfall auch Sachſen zu ſchützen, ſobald Wallenſtein ſich dorthin wenden ſollte, und die Vereinigung Pappenheim's, der eben im Anmarſche war, zu hintertreiben. Um die Erreichung dieſer verſchiedenen ſchwierigen Zwecke zu erleichtern, ſtellte der König die in Sachſen und an der Elbe zurückgelaſſenen Heeresabtheilungen zu des Herzogs Verfügung. Mit der Hauptmacht brach Guſtav Adolf ſelbſt am nämlichen Tage gegen Süden auf, er zog über Rotenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen auf Donauwörth. Eben hatte der Oberſt Mitſchefahl die Schanze bei Rain liederlicher Weiſe an einen Haufen florentiniſchen Volkes übergeben, das für des Kaiſers Dienſte angeworben, über die Alpen herübergekommen war. Guſtav Adolf wollte um jeden Preis den wichtigen Paß wieder in ſeine Gewalt bringen, er ließ den 30. September a. St. eine Brücke über den Lech ſchlagen, und nahm die Schanze durch Vertrag nach eintägiger Belagerung. Hierauf gieng Guſtav Adolf nach Neuburg, hielt dort Kriegsgericht über den Oberſten Mitſchefahl, der zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde, und traf Anſtalten nach Ingolſtadt

---

[1]) Murr Beiträge S. 65. — [2]) Röſe „Bernhard" I, 172. — Chemnitz I, 423 flg.

vorzubringen und dieſe ſtarke Feſte zu belagern. Sein Plan war, von hier aus Baiern wieder zu erobern und dann einen Beſuch im Lande ob der Ens zu machen. Dadurch ſollte der Krieg nach dem ſüdlichen Teutſchland verſetzt, und der Herzog von Friedland genöthigt werden, den wunden Fleck der ſchwediſchen Sache, Kurſachſen, in Ruhe zu laſſen. Allein wenn es auch gelang, den Kurfürſten von Baiern durch dieſe Anſtalten von dem Friedländer zu trennen, ſo folgte doch Letzterer ſeinem eigenen Kopf, brach in Sachſen ein, und zwang dadurch den König, fremder Bewegung zu folgen. Während Guſtav Adolf bereits Belagerungsgeſchütz auf der Donau eingeſchifft hatte, kamen die dringendſten Hülferufe aus Sachſen. Sogleich entſchloß ſich der König, ſeinen Verbündeten zum zweitenmale zu retten.

Von Forchheim aus hatte indeß das vereinte kaiſerliche-bairiſche Heer die Oberpfalz fürchterlich verheert. Bamberg wurde genommen, Baireuth überfallen und gänzlich ausgeplündert, aber Kulmbach hielt gegen mehrere Angriffe wacker Stand. Während dieſer Bewegungen blieb Bernhard dem Friedländer zur Seite, und ſuchte ſeine Anſchläge zu vereiteln. Wallenſtein rückte nun, noch immer vereint mit dem Kurfürſten von Baiern, vor Coburg. Schon zuvor hatte jedoch Bernhard, dieſe Abſicht errathend, den Oberſten Taupadel mit 500 Mann in das dortige Schloß geworfen. Die Stadt gieng den 28. September a. St. über, nicht ſo das Schloß, deſſen tapferer Befehlshaber mehrere Stürme abſchlug. Wallenſtein drohte ihn zu hängen, und keine Seele am Leben zu laſſen, wenn nicht augenblickliche Uebergabe erfolge. Um ſeine Drohung zu verwirklichen, ließ er in der Nacht des $^{3}/_{13}$. Oktobers Breſche ſchießen. Taupadel antwortete mit einem tüchtigen Ausfalle und vertrieb die Kroaten aus der Nähe. 500 Mann koſtete der Verſuch auf das Coburger Schloß dem kaiſerlichen Heere, außer dem Zeitverluſt; denn während der Belagerung war Herzog Bernhard von Schweinfurt gegen Hildburghauſen vorgedrungen und hatte dadurch dem feindlichen Heere den Weg nach Thüringen verlegt. Der Kurfürſt von Baiern muß um dieſe Zeit des mühſamen Herumziehens mit ſo wenigem Erfolg herzlich ſatt geworden ſeyn. Zudem erhielt er eben Nachricht von Guſtav Adolf's Planen auf Ingolſtadt, alſo trennte er ſich von dem Friedländer den $^{5}/_{15}$. Oktober mit ſeinem ſehr herabgeſchmolzenen Volke, und zog die Oberpfalz hinunter durch das nürnbergiſche Gebiet auf Regensburg. Altringen begleitete ihn mit etlichen kaiſerlichen Regimentern, die Friedland auf des Kurfürſten Bitte mitziehen ließ [1]). Jetzt brach Wallenſtein, die in Coburg geraubte große Beute mit ſich führend, über Kronach in das Voigtland ein, nahm am $^{9}/_{19}$. Oktober Plauen, ſengte und brennte Alles zuſammen, rückte bis Altenburg, wo die vorangeſchickten Horden unter Holk und Gallas zu ihm ſtießen. Auf Leipzig gieng der

[1]) Chemnitz I, 425 flg. Röſe „Bernhard" I, 173 flg.

Marſch des vereinigten Heeres. Den 22. Oktober a. St. ergab ſich die Stadt und kaufte die Plünderung mit 50,000 Thalern ab, am folgenden Tage gieng auch das Schloß, die Pleißenburg, über [1]). Schon zuvor hatte Wallenſtein den gemeſſenſten Befehl an Pappenheim erlaſſen [2]), daß er mit all ſeinem Volke zum Herzog ſtoßen ſolle. „Im Fall er krank ſey," hieß es in der Ordre, „habe der Graf Merode, als der Nächſte im Rang und Alter, den Oberfehl zu übernehmen und ſogleich aufzubrechen." Eine zweite an den Grafen Merode ausgefertigte Ordre beſagte Daſſelbe. Noch war ein Tagesbefehl an ſämmtliche Offiziere des Pappenheimiſchen Heeres beigelegt, der jedem Ungehorſamen mit ſchmählicher Abſetzung drohte. Pappenheim meldete ſogleich, daß er auf dem Marſche ſey. Allein einjährige Angewöhnung, auf eigene Fauſt zu handeln — was ihm allerdings mit großem Ruhm gelungen — hatte ihn ſo begierig nach Selbſtſtändigkeit gemacht, daß er, wiewohl vergeblich, vom Kaiſer in einem Schreiben die Erlaubniß erbat [2]), in Niederſachſen bleiben zu dürfen. Nachdem er den Herzog von Lüneburg geſchlagen, und Hildesheim auf ſeinem Zuge erobert, traf er Ende Oktobers bei Merſeburg ein, wo er ſich mit Wallenſtein vereinigte. Ein mächtiges Heer ſtand jetzt in Sachſen beiſammen, das fürchterlich unter dieſer Laſt litt. Der bedrängte Kurfürſt ſandte Boten über Boten an Herzog Bernhard, an den König, an Arnim, welcher angewieſen ward, Schleſien eilends zu verlaſſen. Bernhard, der ſeine Kräfte überſchätzte, brannte vor Begierde, dem Kurfürſten ſeinen ſtarken Arm zu leihen. Schon war er bis Königshofen vorgerückt, und wollte über Thüringen hinüber, um zunächſt die Vereinigung Pappenheim's mit dem Friedländiſchen Volke zu hintertreiben, als ein ſtrenger Befehl des Königs ihm gebot, nichts Wichtiges zu unternehmen, bis er ſelbſt kommen würde [3]). Der Erfolg hat Guſtav Adolf's Anſicht gerechtfertigt. War ja das vereinigte königliche Heer, alle Truppen Guſtav Adolf's und Bernhard's zuſammen, kaum im Stande, bei Lützen den Sieg zu erringen, wie hätte alſo Bernhard für ſich allein dem Feind die Spitze bieten können, und doch ſtand in Sachſen Alles auf dem Spiel. Allein der Weimar'ſche Prinz hatte eine ſo hohe Meinung von ſich, daß er wähnte, Eiferſucht Guſtav Adolf's ſey hier im Spiel, und daß er dieſen Verdacht in einem Briefe gegen ſeinen Bruder laut werden ließ. Wir ſehen durchaus keinen Grund, der Guſtav Adolf verleiten mochte, ſich ſelbſt mit dem Weimarer Herzoge zu vergleichen, oder eine von Andern angeſtellte Vergleichung zu fürchten. Voll Mißmuth über den Befehl Guſtav Adolf's, zog Bernhard am 21. Oktober a. St. nach Arnſtadt und von da auf Erfurt, um dieſen Ort gegen einen Handſtreich zu decken und den König zu erwarten. Andererſeits ſchmeichelte ſich Wallenſtein mit der Hoffnung, während des nahenden Winters Sachſen vollends auszubeuten, den Kurfürſten ins Garn zu ziehen, im Frühjahre Niederteutſch-

---

[1]) Chemniz I, 432. [2]) Wallenſtein's Briefe II, 262. — [3]) Röſe Bernhard I. 174.

land und Mecklenburg zu erobern, dadurch dem Könige den Rückzug abzuſchneiden, und ihn dann zu erdrücken. Daß noch im Spätherbſte eine Schlacht geliefert werden ſollte, lag nicht in ſeinem Plane. Aber Alles geſtaltete ſich anders, als die unerwartete Nachricht erſcholl, daß der König von der obern Donau her bereits in Sachſen angekommen ſey.

Den $^{8}/_{18}$. Oktober war der König von Neuburg an der Donau aufgebrochen, wo er den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit etlichen tauſend Mann (worunter viele neugeworbene Schweizer) zur Vertheidigung Baierns zurückließ. Guſtav Adolf führte ſein Heer nach Nördlingen, und gab ihm dort die Weiſung, den kürzeſten Weg nach Franken und Thüringen einzuſchlagen. Er ſelbſt begab ſich den $^{12}/_{22}$. Oktober, bloß von 500 Pferden begleitet, nach Nürnberg, ſäuberte die Umgegend, in welcher ſich das kurfürſtlich-bairiſche Volk auf dem Rückzuge von Coburg eingeniſtet hatte, innerhalb der nächſten vier Tage, und verließ am $^{17}/_{27}$. die ihm ſo treu ergebene Stadt für immer. Oxenſtierna, Knipphauſen und die ganze Beſatzung, die im September hineingeworfen worden war, mit Ausnahme zweier ſchwachen Regimenter, begleiteten den König. In Eilmärſchen gieng nun der Zug auf Arnſtadt, wo die verſchiedenen Abtheilungen am 23. Oktober a. St. und den folgenden Tagen zuſammentrafen [1]). Hier beſuchte auch Bernhard den König [2]). Die Begrüßung war auf beiden Seiten kalt, von Vorwürfen begleitet, der Herzog legte ſeinen Kommandoſtab in Guſtav Adolf's Hände, und verlangte in Zukunft nicht mehr als Diener der ſchwediſchen Krone, ſondern als teutſcher Reichsfürſt behandelt zu werden. Doch ſcheint der König die Empfindlichkeit des Prinzen mittelſt neuer Verſprechungen beſchworen zu haben; denn Bernhard focht gleich darauf, wie wir ſehen werden, wieder mit großem Eifer für die ſchwediſche Sache. Sechs Tage raſtete das Heer um Arnſtadt, dann bei Erfurt und Buttſtedt, nicht ſowohl weil es ſelbſt der Ruhe bedurfte, als weil der König wichtige politiſche Geſchäfte abzumachen hatte. Die einzelnen Bündniſſe mit evangeliſchen Ständen genügten ihm nicht mehr. Ein allgemeiner Bund der vier oberteutſchen Kreiſe, des ſchwäbiſchen, fränkiſchen und der beiden rheiniſchen, ſollte die Vereinigung des Königs mit den ſüdteutſchen Proteſtanten feſter ſchließen. Die Nordteutſchen zog er nicht hinein, weil Brandenburg und Sachſen, die dort das Wort führten, das Haupt höher trugen und mit eigenem Winde ſegeln wollten, obgleich dieſe Abſicht bisher ſo ſchlecht gelungen war. Guſtav mußte ſich begnügen, die letztern je nach den Umſtänden einzeln zu bearbeiten, und an der jemaligen ſchwachen Seite, bald durch Furcht, bald durch Hoffnung, anzufaſſen. Schon war die Sache ſo weit gediehen, daß Abgeordnete jener Kreiſe nach Ulm zuſammenkommen ſollten [3]). Oxenſtierna erhielt den Auftrag, die letzte Hand ans Werk zu legen. In

---

1) Chemniz I, 425. 434. Khevenhiller XII, 181 flg. Murr Beiträge S. 65 flg. — 2) Röſe Bernhard I. 176. — 3) Chemniz I, 435.

Arnſtadt verabſchiedete er ſich von Guſtav Adolf, dort ſah er ſeinen König zum letztenmal; er begab ſich nach Frankfurt. Wäre Guſtav am Leben geblieben, ſo würde aus dem beabſichtigten Bunde ein proteſtantiſches Kaiſerthum entſtanden ſeyn; wegen Guſtav Adolf's Tod wurde bloß der Heilbronner Verein daraus.

Auf einer ſchönen Ebene bei Erfurt ward das Heer gemuſtert, es zählte bloß 20,000 Mann [1]). Wegen ihrer Schwäche wurden mehrere Regimenter zuſammengeſchmolzen, die ſchottiſchen und engliſchen ganz aufgelöst. Den 28. Oktober a. St. kam Guſtav Adolf nach Erfurt, und beſuchte dort ſeinen Statthalter, den Herzog Wilhelm von Weimar, der krank zu Bette lag. Auf dem Marktplatze eilte ihm ſeine Königin entgegen. In ihrer und des Herzogs Ernſt von Weimar Geſellſchaft verzehrte er haſtig ein Abendeſſen und brachte die Nacht auf ſeinem Zimmer mit Brieflesen, Ertheilung von Befehlen, Abfertigung von Eilboten zu. Früh am Morgen war er wieder auf, nahm unter Ahnungen des Todes zärtlichen Abſchied von ſeiner Gemahlin, ermahnte den Rath von Erfurt zur Treue gegen ſie, im Falle ihm etwas Menſchliches begegnen ſollte, ſtieg zu Pferde und folgte dem Heere, das unter Bernhard vorangezogen war. Den 1/11. November erreichte er Naumburg. Bei ſeinem Einzuge ſtürzte das Volk auf die Knie nieder, ſtreckte ihm die Hände entgegen, küßte den Saum ſeines Gewands und ſegnete ſeinen Retter. Obwohl es reines, unverkünſteltes Naturgefühl war, was ihm entgegenwallte, ſo widerſtrebte doch des Königs edler Geiſt einer ſolchen faſt abgöttiſchen Verehrung. „Ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhänge, denn dieſe Leute ehren mich, wie einen Gott,“ ſagte [2]) er zu ſeiner Umgebung. Sogleich wurde an einem feſten Lager um Naumburg gearbeitet; denn es war keineswegs die Abſicht des Königs, ſogleich eine Schlacht zu liefern. Er wollte ſich zuvor mit Herzog Georg von Lüneburg und mit dem Kurfürſten von Sachſen vereinigen. An jenen hatte er ſchon vor einigen Wochen den Befehl erlaſſen, daß er ſich alle erſinnliche Mühe geben möchte, ſein Volk dem Könige zuzuführen. Aber Georg hielt es für gerathener, nicht zu gehorchen. Er ſteckte in geheimen Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von Sachſen, der den Plan „der dritten Parthei“ wieder aufgenommen hatte und in dem Lüneburger Herzoge eine brauchbare Stütze ſah. Georg führte ſein Volk, ſtatt nach Thüringen zu dem Könige, nach Torgau, wo er den Kurfürſten fand, aber nicht das ſächſiſche Heer [3]). Ganz ſeltſame Dinge giengen dort vor. Kurfürſt Johann Georg hatte ſchon beim Einfalle Holk's ſeinen Feldmarſchall dringend aufgefordert, Schleſien zu verlaſſen um das eigene Land zu ſchützen. Arnim kam aber nicht. Als nun vollends das ganze Kriegsgewitter ſich in Sachſen zuſammenzog,

---

[1]) Theatrum europ. II, 692 b, Gejer III, 220 flg. Chemnitz I, 436. — [2]) Geijer III, 221. — [3]) Von der Decken Herzog Georg II, 95 flg.

ſchickte Johann Georg ſeinen eigenen Kammerdiener nach Schleſien, mit der gemeſſenſten Ordre, der Feldmarſchall ſolle Angeſichts dieß aufbrechen. Arnim ſandte das erſtemal den kurfürſtlichen Diener mit einer abſchlägigen Antwort zurück; wie derſelbe zum zweitenmal kam, und allen Oberſten den Befehl brachte, augenblicklich, auch ohne den Feldmarſchall, nach Sachſen zu ziehen: hielt Arnim Kriegsrath, beſann ſich eine gute Weile und zog bloß mit einigen tauſend Mann nach Dresden, wo er den 28. Oktober a. St. eintraf. Am folgenden Tage gieng er nach Torgau, beſichtigte dort das Kriegsvolk des Herzogs Georg, und nach dieſen Thaten machte er ſich wieder auf den Weg gen Schleſien [1]). Wie ſoll man ein ſolches Betragen erklären. Handelte Arnim auf eigene Fauſt ſo, gewonnen durch friedländiſches Gold? aber warum ließ dann der Kurfürſt den ungetreuen Knecht nicht niederſchießen? Folglich iſt man gezwungen anzunehmen, daß Johann Georg ſelbſt mit unter der Decke ſpielte. Jene dringenden Befehle waren Staub, den man dem König von Schweden in die Augen ſtreuen wollte. Man begann in Dresden zu glauben, daß der Kaiſer wieder die Oberhand bekommen dürfte. Deßhalb beſchloß man zwar, den König um Hülfe anzurufen, aber ſelbſt keinen Finger zu rühren, ſondern ſeine Kräfte zu Rathe zu halten, damit man von dem künftigen Sieger deſto beſſere Bedingungen erſchwinge. Guſtav Adolf erkannte noch vor ſeinem Tode die Untreue dieſer Verbündeten. In der Nacht vor der Lützner Schlacht beklagte er ſich bitter über den Herzog Georg [2]), aber auch über Andere. Doch hievon ſpäter.

Hatte ſich Guſtav Adolf in ſeiner Meinung von Herzog Georg und dem Kurfürſten von Sachſen getäuſcht, ſo ward Wallenſtein noch mehr von den Schweden überraſcht. Nach ſeiner Vereinigung mit Pappenheim wollte er auf deſſen Anrathen eben einen Streich gegen Erfurt führen, wo er den Herzog Bernhard zu überfallen hoffte, als er zu ſeiner großen Verwunderung erfuhr, daß Guſtav Adolf bereits von der Donau her daſelbſt eingetroffen ſey. Denn die Schweden waren, nach Gualdo's Ausdruck [3]), wie geflogen, und hatten außerordentlich ſchnelle Märſche gemacht. Nun beſchloß Wallenſtein, Naumburg zu beſetzen, aber auch hier kam er zu ſpät. Deßhalb zog er nach Weißenfels zurück. Da die Nachricht eintraf, daß Guſtav Adolf ſich bei Naumburg ſtark verſchanze, ſo ſchien die Sache Anfangs auf gegenſeitige Beobachtung, wie bei Nürnberg, hinauszulaufen. Pappenheim, der nach der gewohnten Unabhängigkeit ſich ſehnte, verlangte entlaſſen zu werden, damit er der Stadt Köln, die eben von einer ſchwediſchen Parthei bedrängt wurde, zu Hülfe kommen könne. Wallenſtein gewährte ſcheinbar dieſe Bitte, weil er geheime Abſichten im Hintergrund hatte. Doch beſtand er darauf, daß zuvor ein Kriegsrath gehalten werde. Um die Meinungen ganz frei zu laſſen, erſchien er ſelbſt nicht im Rathe, ſon-

[1]) Chemnitz I, 457. [2]) B. v. Decken II, 105. — [3]) Bei Francheville S. 205.

dern übertrug ſeine Stimme dem Feldmarſchall Pappenheim. Leicht brachte dieſer die Oberſten auf ſeine Seite. „Aus den Verſchanzungen bei Naumburg,“ ſagte er, „könne man leicht erſehen, daß es der König auf längeren Aufenthalt in dieſer Stadt abgeſehen habe, und daß er die Kaiſerlichen nicht anzugreifen gedenke. Es wäre daher nutzlos, ſo viel Volk bei Lützen zuſammenzudrängen, vielmehr müſſe man eine Abtheilung an den Rhein ſchicken, wo die Schweden ungehindert um ſich griefen.“ Pappenheim erhielt vom Herzoge ſogar zwei Regimenter Kroaten und ſechs Regimenter zu Fuß, aber unter der Bedingung, daß er zunächſt nach Halle ziehe und die Morizburg, worin 200 Schweden lagen, berenne. Unbegreiflich wäre es, wie Wallenſtein im Angeſicht eines mächtigen Feindes ſein Volk auf dieſe Weiſe theilen mochte, wenn nicht, wie geſagt worden, ein geheimer Plan dahinter ſteckte. Der Herzog hatte nämlich die Abſicht nach Merſeburg zu ziehen, um näher bei Halle und bei Pappenheim zu ſeyn. Zu gleicher Zeit ſollten die Oberſten Contreras und Suys nach Altenburg und Zwickau entſendet werden; Gallas war mit einem kleinen Heerhaufen ſchon früher nach der böhmiſchen Gränze geſchickt worden. Durch dieſe Bewegungen wäre eine Oeffnung entſtanden, welche, wie man hoffte, der König benützen werde, um nach Dresden vorzubringen und ſich dort mit dem Kurfürſten von Sachſen zu vereinigen. Dann hätte Wallenſtein ſein Volk ſchnell wieder zuſammengezogen und den Schweden zugleich im Rücken und von beiden Seiten angefallen. Wirklich brach er zu dieſem Zwecke den $^4/_{14}$. November von Weißenfels, wo nur eine kleine Beſatzung blieb, auf und rückte nach Lützen [1]).

Aber Guſta Adolf gieng nicht in die Falle. Donnerſtag den 1. November war der König in Naumburg angekommen und verweilte daſelbſt bis zum folgenden Montage, indem er bloß die Nächte in der Stadt zubrachte, die Tage dagegen in ſeinem verſchanzten Lager [2]). Doch mußte er zuletzt der heftigen Kälte wegen auch ſein Fußvolk in die Stadt verlegen. Sonntags kam ein ſächſiſcher Bauer und übergab in des Königs Hände einen Brief des kaiſerlichen Generals Grafen Colloredo an den Oberſten ſeines Regiments in Querfurt, worin die Nachricht vom eben erfolgten Abmarſche Wallenſtein's nach Lützen, Pappenheim's nach Halle enthalten war. Sogleich berieth ſich Guſtav Adolf mit Herzog Bernhard und Knipphauſen, ob eine Schlacht gewagt werden ſolle. Die Meinung des Letztern, der die Frage verneinte und auf vorherige Vereinigung mit den Sachſen drang, gewann Anfangs die Oberhand; indeß wollte ſich der König perſönlich vom Stand der Sachen überzeugen. Montag den $^5/_{15}$. November Morgens vier Uhr brach der König mit dem Heere von Naumburg auf. Unterwegs beſtätigte ſich die Nachricht von Pappenheim's Abzuge. Man erfuhr weiter, daß Wallen-

[1]) Wallenſtein's Briefe II, 270 flg. Khevenhiller XII, 186 flg. — [2]) Geijer III, 222 flg.

ſtein's Truppen unbeſorgt in den Dörfern um Lützen lägen. „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat," rief der König aus. Die Schlacht wurde beſchloſſen. Graf Rudolf Colloredo, den Friedland abgeſchickt hatte, die Beſatzung aus Weißenfels zu ziehen, ſah vom hohen Schloſſe dieſes Ortes herab den König heranrücken; er war der erſte, der Wallenſtein davon in Kenntniß ſetzte[1]). Sogleich fertigte dieſer einen Eilboten an Pappenheim ab, mit dem Befehl: „Laßt Alles ſtehen und liegen und zieht herbei mit allem Volk und Stücken, daß Ihr Morgen frühe bei mir eintreffet; denn der Feind marſchirt her." Mit Pappenheim's Blute getränkt liegt die Ordre im Wiener Archive. Guſtav Adolf ließ Weißenfels beſetzen. Zwiſchen dieſem Orte und Lützen fließt die Rippach, ein kleines Waſſer durch niedere Auen neben Hügeln hin, jenſeits welcher ſich die weite ſächſiſche Ebene, Teutſchlands großes Schlachtfeld, erſtreckt. Hier verſuchte es Graf Iſolani mit 20 Cornet Kroaten dem ſchwediſchen Vortrab den Uebergang zu verwehren; er ward geſchlagen und ſein fliehendes Volk brachte Schrecken in Wallenſtein's Lager. Die Schweden drangen weiter gegen Lützen vor, es war aber ſchon Nacht, als ſie von den Hügeln in die Ebene herabſtiegen. Die beiden Heere ſtanden einander ziemlich nahe; im kaiſerlichen Lager herrſchte große Unruhe. Drei Kanonenſchüſſe riefen die Schaaren zuſammen, nach allen Seiten wurden Befehle abgeſchickt, um die Entfernteren herbeizuholen. Die Regimenter ſtellten ſich während der Nacht in Schlachtordnung auf, wie ſie ankamen. General Holk beſorgte dieſes Geſchäft. An den Gräben, längs der Landſtraße, von welcher ſogleich die Rede ſeyn wird, ließ Wallenſtein die ganze Nacht arbeiten; ſie wurden vertieft und Bruſtwehren für Musketire hinter ihnen aufgeworfen. Lützen liegt in einer Ebene, welche durch die Landſtraße nach Leipzig, und einen kleinen, die Saale mit der Elſter verbindenden Kanal, Floßgraben genannt, durchſchnitten wird. Längs der Landſtraße dehnten ſich die friedländiſchen Linien in nordöſtlicher Richtung aus. Wallenſtein ſtützte ſeinen rechten Flügel auf die Stadt und die Windmühlen, die vor derſelben lagen, die benachbarten Gärten wurden mit Musketiren beſetzt. Zu beiden Seiten der Straße liefen trockene Gräben hin, welche die Bauern aufgeworfen hatten, um zu verhindern, daß die Fuhrleute nicht in ihre Güter hineinfahren könnten. Der Herzog ließ dieſelben, wie geſagt, vertiefen und durch Muskctire beſetzen. Etliche maſſenhafte, aus mehreren Regimentern Fußvolk zuſammengeſetzte Vierecke, deren Geſtalt oben beſchrieben iſt[2]), nahmen die Mitte des kaiſerlichen Heeres ein, wo ſich Wallenſtein ſelbſt befand. Vor ſich an der Landſtraße hatte es eine Batterie von ſieben Kanonen, die der Gegenſtand eines ſo mörderiſchen Kampfes werden ſollte, den linken Flügel, der ſich ins Feld hinaus erſtreckte, nahmen Piccolomini's Küraſſire vertheilt in große Schwadronen ein, rechts ſchloſſen ſich ebenfalls Reiterhaufen

[1]) Wallenſtein's Briefe II, 273. — [2]) S. 908.

an die Vierecke des Centrums an, hart an Lützen ſtand wieder eine Abtheilung Fußvolk, die äußerſten beiden Flügel wurden durch Schwärme von Kroaten gedeckt. Das übrige Geſchütz, außer jenen ſieben Kanonen, ſtand bei den Windmühlen und beſtrich in ſchräger Richtung die ganze Fronte des kaiſerlichen Heeres, das zwei Treffen eines hinter dem andern bildete. Die Stärke deſſelben wird ſehr verſchieden angegeben. In dem Berichte, welchen Wallenſtein nach der Schlacht an den Kaiſer erſtattete, will er bloß 12,000 Mann gehabt haben, ehe Pappenheim eintraf. Dieß iſt gewiß nicht wahr, eben ſo wenig als die entgegengeſetzte Angabe von proteſtantiſchen Quellen, welche das ganze kaiſerliche Heer auf 40—50,000 Mann ſchätzen. Der Wahrheit möchte am nächſten kommen, daß Wallenſtein auch nach Pappenheim's Entfernung gegen 25,000 Mann unter ſich hatte [1]).

Die Schweden rückten von Südweſt her auf die Landſtraße zu, und ſtellten ſich gegenüber dem Feinde auf. Der oben genannte Kanal durchſchnitt ihre Linien auf dem rechten Flügel, deſſen äußerſte Regimenter noch dieſſeits blieben, und ihn erſt während der Schlacht überſchritten. In zwei Treffen ward das Heer, wie bei Breitenfeld, geordnet. Die Mitte nahmen acht Brigaden Fußvolk ein, wovon vier im erſten, die übrigen im zweiten Treffen. Auf dem rechten Flügel führte Guſtav Adolf ſelbſt ſechs Reiter-Regimenter von ſeiner Nation: Finnen, Weſtgothen, Södermannländer, Uppländer, Oſtgothen, Smaländer. Sechs weitere Regimenter, aber teutſche, ſtanden in zweiter Linie. Der linke Flügel war dem Herzog Bernhard anvertraut, er bildete zwölf Reiterabtheilungen ebenfalls in zwei Linien. Musketirhaufen von 50—100 Mann waren, wie bei Breitenfeld, unter die Reiterſchwadronen vertheilt. Hinter dem Fußvolk, im Mittelpunkt ſtanden noch zwei Regimenter, eines zu Fuß unter dem Schotten Henderſon, das andere zu Pferd unter dem Pfälzer Oehm. Vor jeder Brigade im erſten Treffen waren fünf große Kanonen aufgepflanzt, vierzig leichtere wurden den Musketiren, die unter die Reiterei gemiſcht waren, auf jedem Flügel beigegeben. Die erſte Linie des Fußvolks führte Graf Nils Brahe, das zweite Treffen befehligte Knipphauſen. Gegen 20,000 Mann war das königliche Volk ſtark. In dieſer Stellung erwarteten beide Heere ahnungsvoll den Aufgang der Sonne, um zu entſcheiden, wer Herr in Teutſchland werden ſolle. Der König hatte die Nacht mit Knipphauſen und Bernhard in ſeinem Wagen zugebracht, am Morgen ſtieg er zu Pferd.

Ein dichter Nebel bedeckte Dienſtags den $^{6}/_{16}$. November die Ebene von Lützen. Obgleich ſo nahe an einander, konnte man den Feind nicht ſehen, bis das Gewölk ſich gegen 11 Uhr Mittags zertheilte. Das ſchwediſche Heer verrichtete ſein Morgengebet, die Trompeter blieſen Luther's Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott;“ der König ſelbſt ſtimmte einen

[1]) Geijer III, 226 flg.

Pſalm an: „Verzage nicht du Häuflein klein" [1]). Andere laſſen ihn das Lied ſingen: „Jeſus Chriſtus unſer Heiland, der den Tod überwand." Seit ſeiner Verwundung bei Dirſchau fiel es ihm ſchwer, einen Harniſch zu tragen. Als man ihm heute einen ſolchen bringen wollte, wies er ihn ab; im bloßen Tuchrock, mit einem Lederwamms darüber, und ohne Frühſtück ſtieg er zu Pferd. Khevenhiller berichtet [2]), daß er an dieſem Morgen nicht daſſelbe fröhliche Vertrauen gezeigt habe, wie ſonſt. Sein hoher Geiſt griff prophetiſch der Zukunft vor; er fühlte ſich am Saume der Ewigkeit. Um ſeinem Waffenvolke eine Zuverſicht einzuhauchen, die in ſeiner eigenen Bruſt nicht auftauchen wollte, ritt er durch die Reihen und hielt an jede Nation insbeſonders eine Rede, die auf uns gekommen iſt. „Liebe Freunde und Landsleute," ſprach er zu den Finnen und Schweden, „Heute iſt der Tag gekommen, an dem Ihr eure Kraft zeigen ſollt. Dort ſteht der Feind nicht auf hohem Berge, oder hinter unerſteiglichen Schanzen, ſondern auf freiem Felde. Daß er es jetzt zur Schlacht kommen läßt, geſchieht nicht freiwillig, noch aus Hoffnung des Siegs, ſondern weil er nicht länger Euren Waffen entrinnen kann. Darum haltet Euch wohl, wie es tapfern Soldaten geziemt, ſteht feſt zu einander und fechtet ritterlich für Gott, Vaterland, König. Werdet Ihr Solches thun, ſo will ich Euch redlich lohnen, ſo Ihr aber nicht wacker kämpfet, ſo ſchwöre ich Euch, daß Eures Gebeins nicht ſoll wieder in Schweden kommen." In gleichem Sinne redete er zu den teutſchen Regimentern. Wallenſtein hat an dieſem Tage nicht zu ſeinem Heere geſprochen, obwohl er die Reihen durchritt. Der ſtrenge Feldherrnblick, der Schlechten unnachſichtige Strafe, Tapfern ſichere Belohnung verkündigte, wirkte mehr als alle Reden. Die Looſung war auf beiden Seiten dieſelbe, wie bei Breitenfeld, „Gott mit uns" für die Lutheriſchen, „Jeſus Maria" für die Katholiken. Gegen 11 Uhr zerriß die Sonne den Nebel. Herzog Bernhard und die übrigen Führer empfingen des Königs letzte Befehle. Nachdem beide Nationen Guſtav Adolf's Anrede mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf erwiedert hatten, rief der König, die Augen gen Himmel gewendet:

---

1) Verzage nicht du Häuflein klein,
Obſchon die Feinde Willens ſeyn,
Dich gänzlich zu zerſtören,
Und ſuchen Deinen Untergang,
Davor Dir wird recht angſt und bang.
Es wird nicht lange währen.

Tröſte Dich nur, daß Deine Sach'
Iſt Gottes, Dem befiehl die Rach',
Und laß es Ihn nur walten,
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, Dir helfen ſchon,
Dich und ſein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott iſt und ſein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
Und was ihm thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn' und Spott.
Gott iſt mit uns, und wir mit Gott,
Den Sieg wollen wir erlangen.

2) XII, 197 oben.

„Nun wollen wir in Gottes Namen daran, Jeſu, Jeſu, Jeſu! laß uns heut zur Ehre deines heiligen Namens ſtreiten,“ ſchwang das Schwert über dem Haupt und gebot „Vorwärts.“ Es galt über die Landſtraße mit beiden Gräben zu bringen. Zur Linken des Heeres ſah man die Stadt Lützen brennen, welche die Kaiſerlichen angezündet hatten, um Ueberflüglung zu verhindern. In des Königs nächſter Umgebung befand ſich der Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, der Hofmarſchall Kreilsheim, der Kammerherr Truchſeß, der Edelknabe Auguſt Leubelfing, ein Nürnberger Patriciers Sohn, ſammt mehreren Offizieren der in Erfurt aufgelösten Regimenter, welche Adjutantendienſte thaten, und zwei Reitknechte.

Zu gleicher Zeit rückte Herzog Bernhard mit dem linken Flügel gegen die Windmühlen und das befeſtigte Müllerhaus, die Fußbrigaden in der Mitte gegen die Landſtraße und die Batterie von ſieben Kanonen, die Reiterei des rechten Flügels, vom König geführt, in derſelben Richtung vor. Gewehrfeuer empfing ſie von Seiten der Musketire, die in den Gräben lagen, auch die Kanonen aus beiden feindlichen Batterien thaten Schaden. Mehrere Kugeln fielen dicht bei Guſtav Adolf nieder, der während des Vorrückens ſein Pferd wechſelte. Bei dem Graben angekommen, ſtutzten Guſtav Adolf's Reiter Anfangs, folgten aber dann ſchnell dem Könige, der als einer der Erſten überſetzte. Schnell kam es zum Gefecht mit Piccolomini's Küraſſiren und den Kroaten. „Greif mir die ſchwarzen Kerle an,“ ſagte Guſtav Adolf zu Oberſt Stalhantſch, auf Erſtere deutend, „ſie werden uns übel bekommen.“ Während deſſen war das Fußvolk in der Mitte ſchnell vorgedrungen, hatte die Gräben geſäubert, die Landſtraße überſchritten, die Batterie von ſieben Kanonen erobert, gegen den Feind gerichtet, zwei von den großen Vierecken bereits eingeſtoßen, und bearbeitete eben das dritte, als die feindliche Reſerve und die noch ſtehende Reiterei mit Uebermacht auf die ermatteten Sieger fiel, ihnen die Kanonen wieder abnahm, und ſie über die Landſtraße zurückwarf. Sobald der König auf dem rechten Flügel, der ſiegreich focht, Nachricht erhielt, daß ſein Fußvolk weiche, ſtellte er ſich an die Spitze des Smaländiſchen Regiments, deſſen Oberſt Friedrich Stenbok kaum zuvor am Schenkel verwundet und weggetragen worden war, und eilte davon, um den Fuß-Brigaden zu helfen. Allzubehend trug ihn ſein edles Roß über die Gräben hinüber, die Smaländer konnten nicht ſchnell genug folgen. Zur nämlichen Zeit hatte ſich der Nebel wieder dichter ausgebreitet, nur mit wenigen Begleitern gerieth Guſtav Adolf unter einen Haufen feindlicher Küraſſire. Sein Pferd bekam einen Piſtolenſchuß durch den Hals, ein zweiter zerſchmetterte des Königs linkes Armbein. Nun erſuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhielt aber gleich wieder einen Schuß in den Rücken und fiel vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortſchleppte. Der Kammerherr Truchſeß ſah einen kaiſerlichen Offizier dieſen Schuß auf den König ab-

feuern, der Offizier ſelbſt ward gleich darauf von Luchau, dem Stallmeiſter des Herzogs von Lauenburg, getödtet. Der Herzog floh ſammt den Andern. Von den Reitknechten lag der eine todt, der andere verwundet da. Nur ein einziger Begleiter war bei ihm geblieben, der Edelknabe Leubelfing. Dieſer 18jährige Jüngling, der wenige Tage ſpäter zu Naumburg ſeinen Wunden unterlag, erklärte auf dem Sterbebette vor Zeugen: „als der König vom Pferde gefallen, ſey er von dem ſeinigen herabgeſprungen und habe es dem Monarchen angeboten; der König habe auch beide Hände nach ihm ausgeſtreckt, allein er ſey nicht im Stande geweſen, die Laſt allein vom Boden aufzuheben, drauf ſeyen feindliche Küraſſire dahergekommen und hätten gefragt, wer der Verwundete wäre; als er, der Edelknabe, es nicht ſagen wollen, aber der König ſelbſt ſich zu erkennen gegeben, habe einer der Feinde dem Liegenden mit dem Piſtol durch den Kopf geſchoſſen.“ Der König wurde bis aufs Hemde ausgeplündert, ebenſo der Edelknabe, den die Küraſſire ſchwer verwundet und für todt liegen ließen.

Während deſſen war es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Bernhard den Befehl führte, blutig zugegangen. Mit gewohnter Entſchloſſenheit vertrieb der Herzog die feindlichen Musketire aus den Gärten um Lützen, eroberte das ſtark beſetzte Müllerhaus, und ließ nun auf die Batterie an den Windmühlen Sturm laufen. Dieſelbe war mit 14 Stücken beſetzt, welche mörderiſch unter den anrennenden Schweden wütheten. Unentſchieden ſchwankte der Kampf, als der linke Flügel auch im Rücken angegriffen ward. Iſolani hatte nämlich mit ſeinen Kroaten Lützen umritten und war über den Troß hergefallen. Viele Schweden flohen dort, und es entſtand unter den hinteren Truppen große Verwirrung, die jedoch nur ſo lange dauerte, bis aus dem zweiten Treffen etliche Schaaren herbeieilten und die Kroaten wieder verjagten. Ungefähr um dieſe Zeit erhielt Bernhard durch den Kammerherrn Truchſeß Nachricht von des Königs Tode. Wir haben oben zu bemerken vergeſſen, daß der König, im Fall ihm ſelbſt etwas Menſchliches begegnen ſollte, den Oberbefehl dem Weimarer Prinzen zugeſagt hatte. Alſo übergab Bernhard den linken Flügel dem Grafen Nils Brahe, eilte zu Knipphauſen und benachrichtigte ihn von des Königs Tode. Knipphauſen, ein trefflicher Offizier, aber vorſichtig und dem Glück mißtrauend, antwortete: daß ſeine Truppen in guter Ordnung wären und daß man einen ſchönen Rückzug machen könne. Bernhard entgegnete: daß nicht von Weichen, ſondern nur von Rache, Sieg oder Tod die Rede ſeyn könne, eilte auf den rechten Flügel und ſtellte ſich an die Spitze des ſmaländiſchen Regiments, deſſen Oberſtlieutenant er, entweder weil derſelbe nicht gehorchen wollte, oder zur Strafe dafür, daß das Regiment dem Könige nicht ſchnell genug gefolgt war, mit dem Degen durch und durch rannte. Schon hatte ſich hier, wie im Centrum, die Kunde von dem großen Unglück verbreitet; denn man ſah Guſtav Adolf's lediges Pferd mit Blut bedeckt die Fronte hinunter=

rennen. Ein Gemurmel: „der König iſt verwundet, gefangen, todt,“ lief durch die Reihen. Mit unbeſchreiblicher Wuth ſtürzten Reiter und Fußvolk, ihn zu retten oder zu rächen, von Neuem auf die Landſtraße los, Alles vor ſich her zermalmend. Die Batterie der ſieben Kanonen ward zum zweitenmal genommen, zum zweitenmal gegen den Feind gerichtet. So fürchterlich war der Andrang, daß die ganze kaiſerliche Reiterei auf dem linken Flügel geworfen, die großen Vierecke zerriſſen wurden. Zum Unglück für Wallenſtein kam Feuer unter ſeine Pulverwagen, mehrere flogen unter großer Verheerung in die Luft. Ganze Reiterſchwadronen riſſen aus und galoppirten davon Leipzig zu, eine Menge Weiber, die ſich der Troßpferde bemächtigt hatten, folgten ihnen nach. Zur nämlichen Zeit waren die Windmühlen ſammt der dortigen großen Batterie nach langem Kampfe in die Gewalt des ſchwediſchen linken Flügels gefallen. Auch auf dieſer Seite wurde der Feind aus dem Felde geſchlagen und mit ſeinen eigenen Kanonen beſchoſſen. Die Schlacht war für Wallenſtein verloren; da traf Pappenheim mit ſeiner Reiterei auf dem Schlachtfelde ein. Der Befehl Friedland's hatte ihn zu Halle erreicht, als eben ſein Fußvolk mit Plünderung dieſer Stadt beſchäftigt war. Weil er keinen Augenblick verlieren durfte, gab er dem nächſten Offizier den Auftrag, die Infanterie zu ſammeln und ſogleich nachzuführen, nahm die Reiterei mit ſich, und ritt in großer Haſt nach Lützen. „Wo kommandirt der König?“ war ſeine erſte Frage, als er auf dem Schlachtfelde ankam. Schnell bricht er auf den rechten Flügel der Schweden ein, voll Begierde, perſönlich mit einem Gegner zu fechten, der nicht mehr unter den Lebendigen war. Zwei Kugeln trafen ihn, er mußte tödtlich verwundet aus dem Gewühle weggetragen werden. Allein ſeine Ankunft erneuerte den Kampf. Wallenſtein fand unter dem Schutze der Pappenheimiſchen Küraſſire Gelegenheit, Fußvolk und Reiterei wieder zu ſammeln. Der Herzog Bernhard von Weimar erſtaunte über die Menge friſcher Truppen, die ſich ihm entgegen warfen. Ein neuer Angriff, fürchterlicher als alle früheren, erfolgte. Noch einmal wurden die Schweden über die Landſtraße zurückgetrieben. Aber drüben hielten ſie mit unerhörter Tapferkeit Stand. „Nie ward,“ ſo berichtet[1]) ein Zeitgenoſſe, „eine Schlacht von Truppen, die ſo lange im Feuer ſtanden, beſſer geſchlagen.“ Von den ſchwediſchen Fußbrigaden litten die beiden mittlern, unter dem Grafen Nils Brahe und dem Oberſten Winkel, am meiſten. Die Kaiſerlichen ſtürzten ſich auf dieſelben in großen Haufen zu 2—3000 Mann. Graf Nils Brahe ward tödtlich in das Knie geſchoſſen, ein Mann, den König Guſtav Adolf wenige Tage vor der Schlacht, unter allen ſeinen Offizieren nächſt Torſtenſohn, für würdig erklärte, ein Heer zu führen. Der Oberſt Winkel ward in Hand und Arm verwundet, ſein Oberſtlieutenant Caspar Wolf fiel. Mehrere Feldzeichen, ſelbſt die königliche

---

[1]) Geijer III, 235.

Leibfahne giengen verloren. Gemordet konnten dieſe tapfern Fußknechte, der Kern des Heeres, wohl werden, aber nicht zum Weichen gebracht. „Zum Erſtaunen wars," berichtet [1]) Khevenhiller, „wie das ganze gelbröckete Regiment nach einer halben Stunde in derſelben ſchönen Ordnung, die es zuvor mit größter Tapferkeit lebend eingenommen, todt bei ſeinen Waffen lag." So arg wüthete der Tod, daß von ſechs Mann fünfe fielen oder ſchwer verwundet wurden. Die dritte ſchwediſche Brigade unter Oberſt Carl Härd litt weniger, doch waren von ihr nach der Schlacht nicht viel über 400 Mann übrig. Während dieſer ganzen Zeit hielt Generalmajor Knipphauſen ſeine Regimenter des zweiten Treffens außer dem Gefecht, „was," wie ein Bericht [2]) ſagt, „keine geringe Urſache des Sieges war, weil die Schaaren der erſten Linie hier in einer großen und ungebrochenen Maſſe ſichere Stütze fanden." Herzog Bernhard war nicht wenig froh, als er bei Lichtung des Nebels Knipphauſen, den er nach ſeiner eigenen Ausſage in Stücken gehauen zu finden fürchtete, nun in ſo guter Ordnung da ſtehen ſah. Kurze Zeit vor Sonnenuntergang brach der Nebel von Neuem, es wurde wieder hell, obgleich nur auf eine halbe Stunde. In dieſe kurze Friſt war jetzt die ganze Entſcheidung des Tages, Sieg oder Niederlage, zuſammengedrängt. Das zweite Treffen rückte vor, wer vom erſten noch lebte oder die Fäuſte rühren konnte, ſchloß ſich an. Mit letzter verzweifelter Anſtrengung fiel man auf den Feind, die Landſtraße ward zum drittenmal überſchritten, die Kanonen erobert und auf die eigenen Beſitzer gerichtet. Indeſſen brach die Nacht über das blutige Gefilde ein. Wallenſtein ließ zum Rückzuge blaſen, den er unverfolgt nach Leipzig antrat. Spät Abends kam Pappenheim's Fußvolk an, ward aber von der rückgängigen Bewegung mit fortgeriſſen. So endigte nach neunſtündigem Kampfe die Lützner Schlacht, von welcher Khevenhiller mit Recht ſagt [3]), ſie werde ewig denkwürdig bleiben, theils wegen des fürchterlichen Getümmels, das den ganzen Tag währete und auf etliche Meilen Wegs rund um gehört wurde, theils wegen des unerhörten Widerſtandes, indem eine Parthei der andern, ob ſie gleich gewichen, immer von Neuem aufs heftigſte zugeſetzt, oder mit andern Worten, indem kein Theil ganz zu ſiegen, keiner ganz beſiegt zu werden verſtand.

Spät in der Nacht kam Wallenſtein, der während der Schlacht ſich großer Gefahr ausgeſetzt und ſeine Feldherrnpflichten wohl erfüllet, mit wenigem Volk in Leipzig an. Am folgenden Morgen ſammelte ſich das kaiſerliche Heer um Leipzig, und erhielt dann Befehl nach Böhmen zu ziehen. Auf 9000 Todte wird der Verluſt beider Theile geſchätzt. Von der Wuth des Kampfes zeugt beſonders der auffallend große Verluſt an Offizieren. Der edelſte von ihnen, Pappenheim, ſtarb den 7/17. November Morgens frühe um 3 Uhr in der Pleißenburg an ſeinen Wunden.

Als er an der Spitze ſeiner Küraſſire jene beiden Piſtolenſchüſſe er-

---

[1]) XII, 193. — [2]) Geijer III, 236. — [3]) XII, 197.

hielt, war ſein Leibtrompeter abgeſprungen und dem Roſſe des Feldmarſchalls in die Zügel gefallen, indem er ihn bei allen Heiligen beſchwor, ſeines Lebens zu ſchonen. Unwillig wies er Anfangs den treuen Diener ab, mußte ſich aber doch zuletzt, von Blutverluſt erſchöpft, wegbringen laſſen. Der Trompeter führte ihn in einer aufgefundenen Generalskutſche nach Leipzig, indem er ihn in ſeinen Armen hielt [1]. Die Wunden waren tödtlich. Sein durch die Niederlage der Kaiſerlichen verdüſterter Geiſt erheiterte ſich in den letzten Augenblicken, als er erfuhr, daß Guſtav Adolf, der unverſöhnliche Feind des katholiſchen Glaubens, auch dahin ſey [2]. Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim wurde in demſelben Jahre, wie Guſtav Adolf, 1594 aus einem edlen ſchwäbiſchen Geſchlechte geboren. Sein Vater, den er früh verlor, war der Reichserbmarſchall Veit, Herr zu Pappenheim und Triechling. Bei ſeiner Geburt brachte der Knabe zwei rothe Striemen auf der Stirne, den Schwertern ähnlich, die ſein Haus im Wappen führt, mit auf die Welt. Dieſes Muttermal verſchwand als er heranwuchs; doch kamen die Schwerter in leidenſchaftlichen Aufregungen wieder hervor, wenn ſein Blut durch Zorn oder ſonſt in Wallung gerieth. So ſchien er von der Natur ſelbſt zum Soldaten geſtempelt. Sein Vormund gab ihm eine wiſſenſchaftliche Erziehung. Pappenheim ſtudirte zuerſt in Altdorf, dann in Tübingen, machte hierauf ſchöne Reiſen durch die verſchiedenen Länder des romaniſchen Europa, deren Sprachen er lernte, und ward dann zu Prag als Reichshofrath angeſtellt. Beim Ausbruche des Krieges griff er zu den Waffen. Sein rühmlicher Antheil an der Prager Schlacht iſt oben geſchildert worden. Mit immer ſteigender Auszeichnung diente er unter Tilly und Wallenſtein. Daß er es verſtand, auf eigene Fauſt Krieg zu führen, beweist ſein ſiegreicher Kampf gegen die ſchwediſchen Waffen in Weſtphalen. Nur er allein von allen Andern gewann den Feinden Boden ab, obgleich ſeine Streitkräfte nicht bedeutend waren. Sein Zug nach Maſtricht iſt glänzend, vielleicht ein wenig ausſchweifend, denn dieſer Geiſt liebte das Außerordentliche. Doch muß man andererſeits ſagen, daß der ſpaniſche Kampf in zu genauer Verbindung mit dem teutſchen ſtand, als daß man es einem kaiſerlichen Feldherrn übel nehmen konnte, der Stadthalterin von Brüßel zu Hilfe gezogen zu ſeyn. Trotz jenen Weigerungen, dem Befehle Friedland's zu gehorchen, ſtand er mit dem Herzog bis zu ſeinem Ende auf freundlichem Fuße. Beweis dafür ſein letzter Wille, den Pappenheim wenige Tage vor der Lützener Schlacht abfaßte, und in welchem er den Herzog von Friedland zum Vormünder ſeines einzigen Sohnes und ſeiner Wittwe einſetzte, im Fall ihm etwas Menſchliches begegnen ſollte. Wallenſtein rechtfertigte dieſes Vertrauen auf eine ehrenvolle Weiſe. Er verſchaffte der Wittwe einen Jahresgehalt von 4000 Gulden [3]. Nach

---

[1] Daſ. 194. — [2] Die Beweiſe bei Harte II, 536. — [3] Förſter, Wallenſtein S. 436.

Pappenheim's Tod fand man ſeinen Körper von mehr als hundert Narben bedeckt, ſein Geſicht war durch frühere Wunden ganz zerfetzt, ſprechende Zeugen einer außerordentlichen Kühnheit [1]). Dieſe Eigenſchaft, verbunden mit unbegränzter Freigebigkeit, machte ihn zum Abgott der Soldaten. Der Beſieger ſo vieler Städte, in deſſen Händen ungeheure Brandſchatzungen zuſammen ſtrömten, verwandte Alles auf ſein Volk, und erübrigte Nichts für ſich, und das zu einer Zeit, wo das Kriegshandwerk in gierige Glücksjägerei ausgeartet war. Zu Leuten, die ihn darüber tadelten, daß er ſein Geld ſo wegwerfe, pflegte er zu ſagen: „das Verdienſt ſteckt nicht in der vollen Börſe [2])." Ruhm war das Ziel, das er erſtrebte, aber dieſe edle Leidenſchaft trug eine ghibelliniſche Färbung, die ihren Werth erhöht. Pappenheim ſuchte den erſtrebten Ruhm nicht blos in dem Namen eines tapfern Haudegens, ſondern in dem Rufe eines Helden, der für Herſtellung des teutſchen Reiches ſein Blut verſchwendet. Sicherlich war ſeine Begeiſterung eben ſo gut politiſcher als kirchlicher Natur, darum konnte er mit dem Kurfürſten von Bayern, unter deſſen Fahnen er Anfangs focht, nicht lange in gutem Vernehmen bleiben, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß der Wolfenbüttler Köder, den ihm Wallenſtein vorhielt, viel in dieſem Sinne gewirkt haben mag. Pappenheim genoß das Glück, ſchon bei Lebzeiten große Anerkennung zu finden. Guſtav Adolf ſchätzte ihn unter allen Gegnern am Höchſten; er nannte ihn vorzugsweiſe den Soldaten. Auch das katholiſche Volk, das der glänzenden Erſcheinung des ſchwediſchen Fürſten ein Gleichgewicht derſelben Art entgegen ſetzen wollte, träumte in ihm den ebenbürtigen Gegner des Königs. Eine ſchöne Sage [3]) ward aus dieſer Volksmeinung geboren: „in den Archiven ſeines erlauchten Hauſes ſey die Weiſſagung eines Mönchs gefunden worden, kraft welcher einſt ein mit Narben bedeckter Pappenheim, auf weißem Roſſe reitend, einen großen König des Nordens auf dem Wahlplatz mit eigener Hand erlegen werde." Ueberhaupt iſt es merkwürdig, in welche enge Beziehungen das Schickſal beide Männer geſetzt hat. In einem Jahre geboren, hochgefeierte Vorfechter zweier Kirchen, von ihren Glaubensgenoſſen bewundert, ſtarben Beide bei gleicher Veranlaſſung an einem Tage (innerhalb 14 Stunden). Mit Pappenheim, dem ſchönſten Urbilde eines teutſchen Edelmanns, war die Blume des katholiſchen Heldenthums abgeknickt, wie mit Guſtav Adolf's Abtreten die des lutheriſchen. Von nun an nahmen die böſen Künſte der Argliſt auf eine abſtoßende Weiſe überhand.

Wir haben die Leiche des Königs auf dem Schlachtfeld verlaſſen, wo 9000 um ihn, gleich Hekatomben, die man ſeiner abſcheidenden Seele geopfert, den letzten Schlummer ſchliefen. Da fand man ſie nackt ausgezogen, zertreten, mit dem Angeſicht gegen die Erde gekehrt [4]). In einem Rüſtwagen wurde ſie nach dem Dorfe Meuchen hinter der ſchwediſchen Schlacht-

[1]) Chemniz I, 467, b. — [2]) Gualdo bei Francheville S. 225. — [3]) Harte II, 436. — [4]) Geijer III, 239 flg.

ordnung gebracht. Nach einer ſchriftlichen Erzählung, die ſich in der Familie des dortigen Schulmeiſters bis auf unſere Zeit erhielt, gieng es dabei ſo zu: mehrere Reiter und Offiziere geleiteten ſie in der Nacht vom $^{6}/_{16}$. auf den $^{7}/_{17}$. November nach dem Orte, ritten in die Kirche hinein und legten ſie vor dem Altar nieder. Sie war von Wunden ſo ſehr entſtellt, daß man für nöthig erachtete, ſie ſogleich zu öffnen. Ein Theil der Eingeweide wurde in der Kirche begraben. Zuvor hielt der Schulmeiſter Gottesdienſt und einer der Krieger die Grabrede. Dann brachte man die Leiche in ein benachbartes Haus, wo ſie auf einen Tiſch gelegt ward, der noch gezeigt wird. Der Schulmeiſter, zugleich Schreiner des Orts, zimmerte den einfachen Sarg, in dem ſie Tags darauf nach Weißenfels gebracht wurde. Der Reitknecht Jakob Erichſon, derſelbe, der an des Königs Seite hart verwundet worden war, kam mit der Leiche in das Dorf und blieb daſelbſt bis er geheilt war. Mit Hülfe von dreizehn Bauern wollte er einen großen Stein an die Stelle bringen, wo der König gefallen war. Unter Wehklagen vermochten ſie ihn nur dahin zu wälzen, wo er jetzt ſteht (der ſogenannte Schwedenſtein), allein der rechte Platz, wo König Guſtav Adolf geſtorben, ſoll vierzig Schritte weiter davon ſeyn, auf einem Ackerrain, wo ehemals ein Akazienbaum ſtand. In Weißenfels wurde der Leichnam vom Apotheker Casparus einbalſamirt. Laut einem amtlichen Berichte zählte er an demſelben neun Wunden. Guſtav Adolf's untröſtliche Gemahlin trug ſein Herz, das ungewöhnlich groß war, in einer goldenen Kapſel bei ſich und wollte lange Zeit nachher ſich weder vom Herzen noch von der Leiche trennen, bis die ſchwediſche Geiſtlichkeit ein ſtrenges Wort darüber ſprach. Von Weißenfels ward die königliche Leiche nach Witteberg geführt, wo ſie eine Nacht in der Schloßkirche ſtand. Augenzeugen fanden das Angeſicht noch zum Erſtaunen ähnlich. Von Witteberg gieng der Trauerzug nach Wolgaſt. Im folgenden Sommer brachte der Reichsadmiral Gyllenhielm die Leiche nach Nyköping; erſt den 21. Junius 1634 ward ſie zu Stockholm in der Ritterholmskirche, die Guſtav Adolf ſelbſt zu ſeiner Ruheſtätte erkoren, feierlich beigeſetzt.

Bekanntlich liebt es die Volksſage den Ausgang wie die Geburt großer Männer über das gewöhnliche Maas zu erheben. So geſchah es auch hier. Schon im Dezember 1632 kam das Gerücht auf, daß Guſtav Adolf wider die Natur geſtorben, daß er von einem Verbündeten, dem Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, niedergeſchoſſen worden ſey. Dieſer Fürſt war ein charakterloſer Mann, wie Andere mehr. Er floh, als der König unter die Feinde gerieth, vom Schlachtfeld nach Weißenfels hinter die ſchwediſche Linie, offenbar weil er für ſein theures Leben fürchtete. Er trat bald darauf in kurſächſiſchen, ſpäter in kaiſerlichen Dienſt, ohne Zweifel weil er berechnete, daß es nach des Königs Tode mit den Schweden auf die Neige gehen werde. Dieſe Umſtände ſchufen den erſten Saamen des Verdachts; dennoch hätte man davon abgehen ſollen,

wegen Deſſen, was ſpäter geſchah. **Franz Albert** wurde nämlich in den **Wallenſteiniſchen** Prozeß verwickelt, auf den Tod angeklagt und ein ganzes Jahr eingeſperrt, dann, als er die lutheriſche Religion aus- und die katholiſche anzog, frei gegeben und wieder im kaiſerlichen Heere verwendet. War er nun der Mörder und hatte er durch ein Verbrechen dem kaiſerlichen Hofe den höchſten Dienſt geleiſtet: ſo würde man ihn entweder nicht verfolgt, oder dem beleidigten Mitwiſſer eines ſolchen Geheimniſſes für immer den Mund geſtopft haben, das iſt klar. Die Unſchuld des **Lauenburger's** hat zuerſt der von **Murr** veröffentliche Brief **Leubelfing's** dargethan [1]). Daß derſelbe echt und wahr iſt, ſpringt in die Augen. Auch

---

[1]) Beiträge zur Geſchichte des 30jährigen Kriegs S. 121 flg. Wir theilen dieſe merkwürdige Urkunde mit: „Aus unterſchiedlichen Schreiben, als aus Naumburg vom 11. und 28. November 1632, Erfurth vom 17. und 18. deſſelben Monats, wie auch aus meines lieben Sohnes **Augusti** von Leubelfing Bericht und Ausſag vor ſeinem ſeligen Hintritt haben wir vernommen, daß weiland Ihro königliche Majeſtät, Herr Gustavus Adolphus, König in Schweden ꝛc. ꝛc. höchſtſeligen Andenkens den 5. November mit ihrer Armee, welche über 18,000 Mann nicht ſtark geweſt, von Naumburg aufgebrochen, Weißenfels eingenommen und dem Feind nachgefolgt, welchen ſie zwar ſpät und in äußerſter Unordnung angetroffen; weilen aber die Nacht ſchon da war, konnte nichts ausgerichtet werden und retirirte ſich der Feind hinter das Städtlein Lützen, da ſie dann nicht allein den Landgraben zum Vortheil vor ſich hatten, ſondern auch eine Schanze und doppelte Gräben und bei den Windmühlen die Stücke aufpflanzten. Darauf giengen nun Ihro königliche Majeſtät den 6., als an einem Dienſtag Morgens frühe, geradzu mit ihrer Armee, obwohl der Herzog von Friedland als Generaliſſimus, nachdem er ſich mit des General **Pappenheim's** Armee vereinigt, mehr als noch einmal ſo ſtark als der König geweſt. Und obwohlen Herzog **Bernhard** von Weimar den rechten Flügel, General-Major Knipphauſen den linken und der König das Mittel geführt, ſo ſeye doch Ihre Majeſtät vor der Reiterei, als des Obriſten Steinbocks Regiment, ſo deroſelben folgen ſollen, nur mit acht Perſonen vorangeritten, die Sie ihnen ſelbſt auserwählt hatte, darunter dann Herzog Franz Albrecht von Sachſen und Molck, Ihro Majeſtät Leibknecht und mein Sohn Auguſtus geweſt. Weilen aber beſagte Steinbock'ſche Reiter etwas geſtutzt und nicht gefolgt, iſt dieſer chriſtliche König und Held von dem Feinde umringt worden und als Ihro Majeſtät etliche Schuß und Stich bekommen und zuvor ſechs Mann erwürgt hatte, ſind ſie endlich von dem Pferde gefallen, Deroſelben dann mein Sohn zugerennt, von ſeinem Pferd abgeſtiegen, ſolches dem König präſentirt, mit Vermelden, ob Ihro Majeſtät auf ſeinen Klepper ſitzen wollten, es ſey beſſer, er ſterbe, als Ihro Majeſtät. Da haben Sie ihm beede Hände dargeboten, meinem Sohne iſt aber unmöglich geweſt, Ihro Majeſtät allein zu erheben, geſtalt dann Dieſelbe Ihnen ſelbſt nicht mehr helfen können. Unterdeſſen ſind nun des Feindes Küraſſire, ſolches ſehend, darauf zugeritten und haben wiſſen wollen, wer dieſer ſey, aber weder der König noch mein Sohn wollten es ſagen, drauf hat Ihrer Majeſtät einer das Piſtol angeſetzt und Dieſelbe durch den Kopf geſchoſſen, worüber der König geſagt haben ſoll: „Ich bin der König in Schweden ſelbſt geweſt“ und iſt alſo eingeſchlafen, indem Ihro Majeſtät empfangen gehabt vier Schuß und zwei Stich. Meinem Sohn haben ſie zwei Schuß und drei Stich gegeben, einen in die linke Seite, da die Kugel in den Leib gefallen, daß man ſie nicht finden können; den andern Schuß oberhalb der Stirn an der rechten Seite, auch haben ſie ihn auf der Wahlſtatt bis auf's Hemd ausgezogen und für todt liegen laſſen. Er iſt alſo bei einer guten Stunde auf der Wahlſtatt gelegen, bis endlich zween Ihrer Majeſtät Hof-Junker ihn auf ein Pferd und endlich auf Ihrer Majeſtät Herrn Hofmarſchalls Gutſchen gebracht, auf welcher er zu Naumburg in der Frauen Kochs ſel. Wittib Behauſung angekommen. Hat alſo dieſer junge Cavalier, der ſein ganzes Alter nur auf 18 Jahr, 7 Monat und 23 Tag gebracht, weiland Ihrer königlichen Majeſtät in Schweden, obwohl er in Deroſelben Dienſten nicht geweſt, in dieſer blutigen Schlacht ganz treulich aufgewartet, Deroſelben auch bis an ihr ſel. Ende beige-

gedenkt [1]) ſchon Richelieu in ſeinen Denkwürdigkeiten der Ausſagen des jungen Leubelfing, nur verwandelt er den harten teutſchen Namen in den halbwälſchen Laut Lasbelfin. Faſt unbegreiflich erſcheint es, daß man bei einer ſo ſchweren Beſchuldigung gegen den Lauenburger, welche beinahe zwei Jahrhunderte lang ein Schriftſteller dem andern nachſchrieb, gar keine Rückſicht auf den Thatbeſtand, auf den Erfund der Leiche ſelbſt, nahm. Und doch könnte man gerade hieraus, auch ohne Leubelfing's Brief, einen vollgültigen Beweis führen, daß Guſtav Adolf nicht von einem Feinde — dem Lauenburger — ſondern von Mehreren getödtet worden iſt. Alle Nachrichten melden einſtimmig, die Leiche ſey ganz nackt und ausgeplündert gefunden worden; daß ſie neun Wunden hatte, bezeugt ein amtlicher Bericht [2]). Guſtav Adolf mag immerhin vor dem tödtlichen Schuſſe durch den Kopf zwei andere empfangen haben, ſo bleiben noch ſechs Wunden zu erklären übrig. War nun Lauenburg der Mörder, ſo muß man entweder annehmen, daß dieſer Reichsfürſt ſeinem Gebieter nicht einen, ſondern mehrere tödtliche Streiche mit Piſtol und Schwert beibrachte und das in einem Falle, wo er jeden Augenblick von den nachrennenden Smaländern überraſcht zu werden fürchten mußte, — dieſe Annahme iſt aber gegen die Natur — oder müßte man ſagen, die Leiche ſey nachher noch weiter verwundet worden, gleichſam um ſie noch todter zu machen, was abgeſchmackt iſt. Ferner Derjenige oder Diejenigen

gewohnt, daß er auch der Letzte unter Allen ſich bei Ihro Majeſtät befunden. Ob nun wohl an fleißiger Wartung ſeiner Wirthin und nothdürftiger Unterhaltung nichts ermangelt, ſo ſind doch ſeine Wunden vom Herrn Doctore Romano alsbald für tödtlich erachtet worden, daran er den 15. deſſelben Monats Chriſt- und ſeliglich Todes verblichen iſt, wie aus ſeiner gedruckten Leichpredigt mit Mehrerem zu vernehmen iſt. In ſeiner Schwachheit hat er nie keinen Schmerzen geklagt, iſt gar geduldig geweſt und hat öfters geſagt, wegen ſeines Königs habe er ſolche Wunden empfangen, von wegen Ihrer Majeſtät wolle er auch alles gern leiden und wenn er ſchon wüßte, noch hundert Jahre zu leben, wollte er doch das Leben nicht mehr wünſchen. Mein ſelig verſtorbener Sohn hat vor ſeinem ſeligen Ende den Wohl-Ehrwürdigen, Wohl-Edlen, Geſtrengen und Mannhaften Johann Friedrich von Ellrichshauſen, des Löbl. Wildenſtein. Regiments Lieutenant, bittlichen erſucht, Ihme nicht allein nach ſeinem ſel. Hintritt ein Chriſtliches ehrliches Leichen-Begängniß und Begräbniß zu beſtellen, ſondern daß auch wohlermelter Herr Kähr, ſolches mir, als ſeinem herzvielgeliebten Herrn Vater und den Seinigen, ſeinen ſeligen Hintritt ſchreiben und mich bitten wollte, daß wir uns wegen deſſelben nicht betrüben wollten, denn er habe in ſeinem Beruf in einer chriſtlichen und ehrlichen Gelegenheit ſein Leben aufgegeben und neben Ihrer königlichen Majeſtät in Schweden ꝛc. für Gottes Wort und Ehre ritterlich geſtritten. Ob auch ſchon (ſollen ſeine eigenen Ausdrücke geweſt ſeyn) ich Ihn in dieſem Leben nicht mehr ſehen werde, ſo wollten wir doch, ob Gott will, einander in ewiger Freude wieder ſehen. Alſo hat mehr wohlgedachter Herr Kähr ſolchen ſeinen letzten Willen redlich vollzogen, indem er nicht allein von meines lieben Sohns ſel. Hintritt mich Schriftlichen berichtet, ſondern er hat auch, da er und der von Ellrichshauſen ſeinen Leichnam den 23. November zu Naumburg in der Stadt-Kirche zu St. Wenzeslai chriſtlich und adelich beiſetzen und begraben laſſen, die Begräbnißkoſten aus ſeinem Seckel baar abgeſtattet. Der allmächtige Gott wolle ſeiner Seelen mit Gnaden pflegen und ſeinem Leib an jenem großen Tag eine fröhliche Auferſtehung, uns aber noch Ueberbleibenden ein fröhliches Simeonis Stündlein verleihen, um ſeines lieben Sohnes Jeſu Chriſti willen. Amen, Amen!' — [1]) Mémoires VII, 260. — [2]) Des Adler Salvius an den ſchwediſchen Reichsrath bei Geijer III, 240.

welche den König umbrachten, zogen ihn auch — nach höchſter Wahrſcheinlichkeit — aus. Denn an dieſem Orte entbrannte gleich nach der That ein fürchterlicher Kampf, der gewiß Plünderern den Muth benahm, etwas vom Boden aufheben zu wollen. Folglich müßte der Lauenburger, wenn er den König mordete, die Leiche auch geplündert haben, was eine über allen Begriff niederträchtige Geſinnung vorausſetzt, die man ohne die triftigſten Beweiſe keinem Menſchen zutrauen ſoll. Doch genug von einer Sache, die an ſich klar iſt. Keiner von den hohen Offizieren, die bei Lützen mitfochten, glaubte daran. Dennoch hat die ſchwediſche Diplomatie das Gerücht zu ihren Zwecken benützt, um den Kaiſer und gewiſſe Reichsfürſten recht verhaßt zu machen[1]).

Sechstes Capitel.

Des Königs Plane und Zukunft. Wallenſtein's Ermordung. Der weſtphäliſche Friede.

Guſtav Adolf's Geſtalt verkündigte den Helden. Um eines Hauptes Länge ragte er über alles Volk hervor, ſeine Glieder ſtanden im ſchönſten Ebenmaas, nur ward ſein Körper in den letzten Jahren zu fett, ſo daß es ſchwer fiel, ein Roß zu finden, das ihn leicht tragen mochte. Muth und Hoheit funkelte aus dem großen Auge, deſſen Sehkraft jedoch nicht weit reichte. Der Ernſt ſeines Geſichtes war durch einen lieblichen Ausdruck der Milde veredelt, die Naſe gebogen nach Adler Art, die Haut weiß, das Haar blond, faſt goldfarben, ſo daß die Italiener ihn den Goldkönig (re d'oro) nannten[2]). Ueber ſeinen Werth als Heerführer hat ſich der beſte Richter, Napoleon, ausgeſprochen. Dieſer zählt ihn unter die acht Feldherrn der Weltgeſchichte[3]), deren mittlerer Guſtav Adolf, deren neueſter Napoleon ſelbſt iſt. Indeß hat der Glanz kriegeriſcher Thaten, deren Zeugen wir ſelbſt waren, das Andenken Guſtav Adolf's in den Hintergrund geſtellt, auch ſchadeten ihm ungehörige Vergleichungen. Ich ſelbſt habe öfters von Offizieren ſagen hören: Guſtav Adolf ſey zwar ein guter Taktiker aber kein Stratege geweſen. Wenn man den Sinn dieſer Worte, die wie die meiſten fremden Ausdrücke an Dunkelheit ſiechen, in klare Begriffe auflöſt, ſo iſt damit geſagt: Guſtav Adolf habe zwar ſeine Schlachten trefflich geſchlagen, dagegen den Plan ſeiner kriegeriſchen Wirkſamkeit nicht von Weitem her angelegt. Allein die Möglichkeit dieſes

[1]) Man ſehe die Abhandlung von Förſter in Wallenſtein's Briefen II, 321 flg. beſonders S. 354 flg. — [2]) Rühs a. a. O. S. 158 unten flg. — [3]) Alexander, Hannibal, Julius Cäſar, Guſtav Adolf, Türenne, Prinz Eugenius, Friedrich II. von Preußen, Napoleon.

zu thun, ſetzt ungeheure Hülfsmittel voraus. Guſtav Adolf's Streitkräfte waren beſchränkt, er hing ſehr viel von den augenblicklichen Umſtänden, von Zufällen ab. Da rechne einer weit voraus! Ein Millionär und ein Mann von mäßigem Vermögen können ganz gleiche Geiſteskräfte haben, doch wird jeder von ihnen, wegen des Mißverhältniſſes zwiſchen ihren Mitteln, ſehr verſchieden handeln. Um Napoleon und Guſtav Adolf richtig zu vergleichen, müßte man im 17. Jahrhundert Jenen mit 15,000 Mann zur Eroberung des damaligen Teutſchlands ausſenden, Dieſen mit allen Hülfsquellen der franzöſiſchen Revolution ausrüſten können. Da dieß unmöglich, da die Verhältniſſe beider Helden völlig verſchieden waren, ſoll man auf eine Vergleichung verzichten und Jeden in ſeinem eigenen Werthe gelten laſſen. Daß Guſtav Adolf nach der teutſchen Kaiſerkrone ſtrebte, iſt ſonnenklar, auch finde ich die Bedenklichkeit Derer lächerlich, welche zu des Königs Ruhme dieſes Geheimniß unterdrücken möchten. Niemand hat Guſtav nach Teutſchland gerufen. Wie ein Räuber iſt er in unſer Reich eingebrochen. Nur durch eine große politiſche Wohlthat, nur dadurch, daß er unſerer Nation ihre Einheit zurückgab, konnte er das ſchreiende an Teutſchland verübte Unrecht gut machen. Um einen ſolchen Preis hätten wir uns die Herrſchaft des Fremblings gefallen laſſen können. Unſere Nation war damals noch nicht ſo dumm, wie theologiſche Sudler ſie darſtellen, noch gemeint, für kirchliche Redensarten ſich einem hergelaufenen königlichen Abentheurer an den Kopf zu werfen. Aber das Schickſal griff ein, Derjenige der es vermochte, unter lutheriſchem Banner die Einheit des Reichs wieder zu begründen, ſtarb in der Lützner Schlacht den Tod eines Soldaten. Fünfzehn Monate ſpäter fiel auch das katholiſche Haupt, das den gleichen Zweck wie Guſtav verfolgte.

Wallenſtein griff die Sache am rechten Trumm an, wir glauben ſeinen Plan zu verſtehen. Er ſah, daß die ſchwediſche Macht allmählich durch innerliche Zwietracht in ſich zerfiel; denn Bernhard einer-, Horn und der Reichskanzler andererſeits vertrugen ſich von Tag zu Tag ſchlechter. Will man falſche Freunde mit einander entzweien, ſo gibt es kein beſſeres Mittel, als ſie ſich ſelbſt zu überlaſſen; denn ſobald man von Außen auf ſie ſchlägt, zwingt man ſie zur Vereinigung. Auch gewahrte er mit Vergnügen, daß die Schweden, namentlich Bernhard, Baiern vollends ausſaugten. Das war ſeinen Wünſchen gemäß; denn dadurch verlor der verhaßte Kurfürſt zuletzt alle Macht und ebendadurch die Fähigkeit, Friedland's Plane zu durchkreuzen. Endlich berechnete er, daß des Kaiſers Hülfsmittel zwar ausreichten, um dem Feinde die Waage zu halten, aber nicht um ihn völlig zu erdrücken, weil Frankreich, weil andere Staaten immer wieder Oel ins proteſtantiſche Feuer goſſen, ſobald die kaiſerliche Sache Vortheile gewann. Alſo nützte hier Gewalt Nichts. Liſt mußte helfen und wahrlich kein Menſch hat die Rolle des Schlauen beſſer geſpielt als Friedland. Die mächtigſten evangeliſchen Reichsfürſten, die längſt ſich murrend gegen den ſchwediſchen Schutzherrn ſträubten, ſollten auf die

kaiſerliche Seite herübergezogen, und folglich die Proteſtanten ſelbſt aneinander gehetzt werden. Aber dieſer Zweck war nicht erreichbar, ſo lange Friedland nicht Diejenigen, welche er ködern wollte, glauben machte, daß er ſelbſt und daß der Kaiſer auf alle Unterdrückung verzichtet habe. Alſo nahm er die Maske des Friedfertigen vor, klagte unaufhörlich über die Uebel des Kriegs, über die Verheerung Teutſchlands. Mehrere neue Geſchichtſchreiber vermeinen, daß es ihm damit Ernſt geweſen ſey, aus überſchwenglicher Verehrung für archivaliſche Urkunden, oder mit andern Worten, weil ſie Aeußerungen der Art in ſeinen eigenhändigen Briefen gefunden haben. Dieſe Gelehrte bilden ſich ein, daß man nur die Zunge und allenfalls den gedruckten Buchſtaben — wie unſere herkömmliche teutſche Geſchichte beweist, die größtentheils erlogen iſt — nicht auch die Hände des Briefſtellers zum Lügen brauchen könne. Damals glaubte es ihm kein Menſch auf ſein Wort. Wallenſtein wünſche nur Frieden! klingt in der That ſo wahrſcheinlich, als daß ein Mächtiger die Quelle ſeiner Macht, ein Herrſchſüchtiger die Unterwerfung vieler Tauſende unter ſeinen Willen, ein Geiziger das Geld, ein Held die Waffen verabſcheue, oder ein guter Sohn ſeine Mutter ins Angeſicht ſchlage. Folglich mußte er, um mit ſeinen gewagten Behauptungen Eingang zu finden, die andere Parthie überreden, daß der Friede, oder vielmehr die Demüthigung Oeſtreichs in ſeinem eigenen Intereſſe liege. Er machte Miene, vom Kaiſer abzufallen; die Franzoſen boten ihm die Krone Böhmen und eine Million Livres an, wenn er an ſeinem Herrn zum Verräther werde. Wallenſtein ſtellte ſich entzückt über dieſen Vorſchlag. Seine Plane nahten ihrer Reife. Alle Gegner des Kaiſers waren heillos verwirrt; die franzöſiſchen Unterhändler mußten nachher geſtehen [1]), daß ſie vom Friedländer hinters Licht geführt worden ſeyen. Sachſen, Brandenburg waren auf dem Punkte zum Kaiſer überzutreten, den ſie wegen Wallenſtein's kluger Unthätigkeit nicht mehr recht fürchteten. Schon umfing ſie Friedland's Netz, denn führte er nicht den ſächſiſchen Feldmarſchall, das Auge, den Mund und die Fauſt Johann Georg's an der Leine, ſtanden nicht wichtige Stimmen zu Berlin in ſeinem Solde! Während dieſer ganzen Zeit hielt der Friedländer ſein Kriegsvolk in Böhmen hübſch beiſammen, und ſparte es außerordentlich; es waren die Nüſſe für den Nachtiſch. Dieſe großen unabgenützten Streitkräfte ſollten erſt hervorbrechen, wenn die guelfiſche Parthei durch innere Entzweiung aufs Aeußerſte geſchwächt war, wenn das völlig erſchöpfte Teutſchland ſich dem Geſetze des Stärkeren nicht mehr entziehen konnte.

Nur in einem Punkte täuſchte ſich Friedland, darin daß er wähnte, der Wiener Hof werde ihn und ſeine ſchrankenloſe Hauptmannſchaft länger dulden, als die äußerſte Noth gebot. Wir haben oben bemerkt, daß Verträge der Art, wie der von ihm dem Kaiſer aufgezwungene, überall und jeder Zeit nur ſo lange gehalten werden, als man muß. Die Herrn zu

---

1) Man vergleiche Wallenſtein's Briefe III, 431 flg.

Wien ſahen, daß ihre Lage ſich merklich beſſerte, ſie begannen zu glauben, daß man auch ohne einen ſolchen Steuermann weiter ſegeln könne. Der Wahn ſeiner Nothwendigkeit verſchwand allmählig. Am Hofe hatte Wallenſtein eine mächtige Gegenparthei, die ſich von ſeinem Todfeinde, dem Kurfürſten von Baiern, und den Jeſuiten[1]) leiten ließ. Auch im Heere umlauerten ihn Verräther. Die teutſchen Oberſten waren für ihn, gegen ihn der größte Theil der Fremden, die Schotten, Iren, beſonders jene Wälſchen, welche man, wie oben gezeigt worden, ſeit 1630 in die Befehlshaberſtellen eingeſchwärzt hatte. Der Kaiſer wurde zuletzt von dieſen Menſchen hingeriſſen, die dem Friedländer ein Gewebe des ſchwärzeſten Verraths unterlegten. Die Verfügung, Wallenſtein lebendig oder todt feſtzunehmen, ergieng an Gallas und den $^{15}/_{25}$. Februar 1634 ward Friedland umgebracht. Es iſt ein melancholiſcher Troſt, daß kein Teutſcher ſich dazu brauchen ließ, Hand an den Feldhauptmann zu legen. Die Mörder waren lauter Iren, Schotten, Wälſche und anderes hergelaufenes Volk; auch theilten ſich hauptſächlich Wälſche in den Preis der That. Doch bekam es ihnen ſchlecht. Herzog Julius von Sachſen-Lauenburg, als eifriger Anhänger Friedland's verhaftet, ward angeklagt[2]) geſagt zu haben: „die Wälſchen hätten den frommen Herzog von Friedland unſchuldiger Weiſe ums Leben gebracht, die Teutſchen aber ſeyen Hundsvötter, daß ſie ſich von den wälſchen Buben, denen man die Hälſe brechen müſſe, kommandiren ließen.“ Lauenburg geſtand zu, daß er eine wüthende Erbitterung unter Teutſchen und Wälſchen bemerkt, und geäußert habe: „wenn keine Vorſorge getroffen werde, könne leicht eine große Schlägerei daraus entſtehen.“ Dieſe Geſinnung lebte wirklich in Friedland's nachgelaſſenem Heere. Laut dem Bericht einer gleichzeitigen Quelle[3]), brach nach Wallenſtein's Tode eine fürchterliche Partheiung im Lager aus. Zweikämpfe folgten auf Zweikämpfe; die Offiziere unſerer Nation forderten die Wälſchen vor die Klinge und ſtachen ſie über den Haufen. Ja ganze Fahnen geriethen aneinander und mehrere Regimenter erklärten: jetzt, da ihr General todt ſey, ſolle man ſie ausbezahlen und abdanken; wo nicht, würden ſie ſich an den Erblanden erholen. Der Aufſtand wurde zuletzt im Blute vieler Friedländiſchen erſtickt; die Uebrigen kehrten, wie es ihre Schuldigkeit war, zum Gehorſam gegen den Kaiſer zurück, und gewannen noch im nämlichen Jahre die Schlacht von Nördlingen, welche beinahe die Schweden zu Grunde richtete. Aber bald zeigte es ſich, daß das Haupt fehlte, welches allein den langen Kampf zu einem glücklichen Ausgang zu führen vermocht hätte. Der Krieg endete zu Teutſchlands Verderben. Was hat uns der weſtphäliſche Friede gekoſtet! Macht, Ehre, Einheit, Nationalität, Selbſtbewußtſein.

Im Laufe des 30jährigen Kriegs kam mehrfach an den Tag, wo das eigentliche Teutſchland liege. So lange der Kampf jenſeits der Elbe tobte,

[1]) Khevenhiller läßt im Jahre 1633 Wallenſtein ſagen: „ich wollte daß der Teufel längſt alle Jeſuiten geholt hätte, ich werde ſie aus dem Reiche jagen, XII, 580. — [2]) Wallenſtein's Briefe III. Anhang S. 16. — [3]) Theatr. europ. III. 185 a.

war er ein bloßes Soldatenſpiel, ſo wie er jenen Fluß, noch mehr wie er den Thüringer Wald überſchritt, ward er zum Volkskrieg; der niederſächſiſche Bauer griff für das Lutherthum und ſeine Fürſten, der Oberſchwabe für das Reich und die apoſtoliſche Kirche, der Baier für Rom und ſeinen Herzog, der Oberöſtreicher für das Lutherthum und gegen die Landesherrſchaft zum Gewehr. Da in den Heimathländern der 4 Stämme, welche ſeit dem 10. Jahrhundert das Reich gegründet, und 500 Jahre lange die erſte Rolle in Europa geſpielt, gab es nicht blos eine von Beamten gegängelte, zum Dünger fürſtlichen Wachsthums erniedrigte, unter der Peitſche gehaltene Menge, ſondern eine Nation, deren niederſte wie höchſte Glieder das Leben für die Gegenſtände ihres Haſſes und ihrer Liebe einſetzten. Nun eben dieſe Kernprovinzen des alten Kaiſerthums hat jener Friede zu Grunde gerichtet. Das Reich ward vom Kaiſer losgetrennt, die Wechſelwirkung zwiſchen Haupt und Gliedern in der Art unterbunden, daß kein allgemeines teutſches, ſondern nur ein provinzielles Leben übrig blieb. Oeſtreich aus Teutſchland hinausgedrängt, nahm nothgedrungen eine ſlaviſche, ungariſche, oder wälſche Richtung und bald entſtand im Norden jene ſlaviſch-teutſche Gewalt, welche die innerliche Zerſpaltung Germaniens vollenden half. Auf den Charakter unſeres Volks haben dieſe Verhältniſſe faſt noch einen ſchlimmern Einfluß geübt, als auf ſeine Macht. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zeigte der Teutſche Eigenſchaften, wie heut zu Tage die Engländer. Ich will für dieſe Behauptung einige Beweiſe führen, die den Leſern unglaublich ſcheinen dürften, und die auch mich beim Auffinden in Erſtaunen ſetzten. Der Zeuge, den ich ſtelle, iſt der franzöſiſche Kardinal, der ſo viel zum Untergang des Reiches beitrug. Richelieu ſagt an einer Stelle ſeiner Denkwürdigkeiten [1]): „Wallenſtein habe die Beſchwerden des Königs von Schweden, wegen Verjagung ſeiner Geſandten aus Lübeck, mit teutſchem Stolze abgewieſen.“ Eingedenk des Sinnes, in welchem die Franzoſen ſeit Voltaire das Wort teutſch zu gebrauchen pflegen, war ich erſt der Meinung, jener Satz möge ſo viel beſagen: Wallenſtein habe bei dieſer Gelegenheit einen Stolz gezeigt, ſo dumm und verkehrt, wie er ſich nur bei Teutſchen finde. Aber eine andere Stelle bewies mir, daß Richelieu keineswegs ſo zu verſtehen ſey. „Wallenſtein,“ äußert [2]) er, „war hochmüthig, wie es bei Emporkömmlingen gewöhnlich, und hegte gegen fremde Mächte und Nationen jenen Haß und jene Verachtung, welche allen Teutſchen gleichſam angeboren iſt.“ Man ſieht alſo, der Kardinal will ſagen: die Teutſchen zeichnen ſich vor andern Völkern durch unbändigen Nationalſtolz aus, und ſehen auf die übrigen Nationen, wie auf Geſchöpfe niederer Art herab. Wahrlich, wenn dieſer Stolz unſerer Ahnen ein Laſter war — ich halte es nicht dafür — ſo haben wir uns in Folge der unglücklichen Wendung des 30jährigen Kriegs gründlich gebeſſert. Das Uebermaß von Selbſtgefühl

[1]) V, 145. gegen unten Friedland lui (au roi de Suède) repond avec un orgueil allemand. — [2]) Walstein homme superbe et plein de haine et de mépris de toutes les puissances etrangères, ce qui est naturel à tous les Allemands. VI, 396.

eines Herrenvolks iſt verſchwunden, an ſeiner Statt lernten wir die Tugenden und die ganze Anſtelligkeit von Knechten. Ein Bedientenvolk ſind die Teutſchen ſeit jener Zeit geworden.

Uebrigens iſt der 30jährige Krieg nicht blos uns, den Unterdrückten, ſondern auch den Unterdrückern ſchlecht bekommen. In Teutſchland lernten die ſchwediſchen Großen von unſerer hohen Ariſtokratie den Stolz und die Unbotmäßigkeit, welche die wahre Urſache geweſen iſt, warum Guſtav Adolf's Tochter Chriſtine die Krone niederlegen mußte. Hinwiederum entzündete das verführeriſche Beiſpiel Guſtav's die Ehrſucht ſeiner Nachfolger, und verleitete ſie zu jenen unſinnigen Unternehmungen, welche einen trügeriſchen Glanz ſchufen, aber das Land zuletzt in die tiefſte Unmacht ſtürzten. So wenig ein Froſch ſich zum Stier aufblähen kann, ſo wenig iſt Schweden von der Natur dazu beſtimmt, die Rolle einer Großmacht in Europa zu ſpielen. Was Frankreich anbetrifft, ſo endete die von Richelieu eingeſchlagene Bahn, die Anfangs ſo glänzend ſchien, ganz folgerichtig im Jahre 1793 auf dem Greveplatze zu Paris mit einem Blutgerüſte, auf welchem der Urenkel Ludwigs XIII. enthauptet ward. Holland, das ſo Vieles that, Teutſchland zu verwirren, Dänemark, das uns bekriegte, die Schweiz, die ſich im weſtphäliſchen Frieden vollends losriß, liegen jetzt in tödtlichen Zuckungen, wie abgehauene Glieder, denen nur durch naturgemäße Vereinigung mit einem größern Körper zu helfen iſt. Auch Italien hat den Ausgang des 30jährigen Kriegs bitter empfunden. Während ſonſt die alte Wechſelwirkung zwiſchen dem Kirchenlande Italien und dem Kaiſerlande Germanien beide Nationen wohlthätig aufregte, iſt die Halbinſel ſeitdem in Todesſchlummer verſunken. Nur England hat gewonnen. Dieſe edle Inſel wurde die Burg, wo teutſche Staatsverfaſſung, und altes germaniſches öffentliches Recht einen ſicheren Hafen gegen die Stürme der Zeiten fand.

Ich kann und will dieſes Werk nicht mit ſolchen untröſtlichen Betrachtungen ſchließen. Gewiß iſt die Geſchichte Teutſchlands vom Ende des 15. bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, obgleich Alles ſichtlich ſich abwärts neigt, ſchön und erhebend. Erſt verſucht es der letzte wahre Erzbiſchof unſerer Nation, Berthold von Mainz, geſegneten Gedächtniſſes, das Reich auf einer neuen zeitgemäßen Grundlage aufzubauen, dann verbindet ſich zu dieſem Zweck die Ritterſchaft und der Bauernſtand; ſpäter übernimmt die Aufgabe Carl V., nach ihm Wallenſtein, und wie ſchnell reift unter dieſem großen Manne die Sache zur Entſcheidung! Nachdem man ſo Vieles gethan, um die Reichsglieder durch Aufpflanzung zweier kirchlichen Banner, ſtatt des naturgemäßen einen, zu veruneinigen, läßt das gemeine Volk aus richtigem Inſtinkt den Religionshaß fahren. Katholiken und Proteſtanten ſammeln ſich unter Friedland's Fahnen und ziehen einmüthig an einem Strange. Wenn Friedland's Unternehmen nicht gehindert ward, hätten ſicherlich zuletzt die Proteſtanten mit Rom eine ehrenvolle Capitulation abgeſchloſſen, deren Bedingungen

man ihnen nicht verweigern konnte, da Wir ja die Macht beſaßen, im Nothfalle die Erfüllung gerechter Forderungen zu erzwingen. Aber Alles war vergebens, — die Ströme Bluts, die vergoſſen wurden, führten doch nicht zum Ziele. Wir dürfen ſagen: daß Teutſchland zerriſſen blieb, iſt nicht unſere Schuld. Ein höherer Wille, die Vorſehung hat es ſo geordnet.

Betrachten wir nun die Rückſeite. Seit Georg von Frundsberg — der überhaupt für unſere Geſchichte ein ſehr wichtiger Mann iſt — das neue teutſche, auf Sold gegründete Kriegsweſen ſchuf, macht ſich eine wilde, unbändige Bewegung unter den niedern Claſſen bemerklich. Der Bauer verläßt den Pflug und greift nach der Lanze, der alte germaniſche Trieb wacht wieder auf. Alle öffentlichen Denkmale ſind voll von Klagen über das Unweſen der Lanzknechte. Im Stuttgarter Archive liegen Berichte der Amtleute im Schwarzwalde, welche melden: kein lediger Burſche ſey ſchier mehr im Sommer aufzutreiben, alle hätten Handgeld bei den Franzoſen genommen und ſeien über die Vogeſen hinübergezogen, der Hugenotten Glauben zu verfechten. Wie es in der Schweiz zuging bis ins vorige Jahrhundert, ſo ſah es damals allgemein in den teutſchen Landen aus. Werber machten die ſtärkſten Geſchäfte. Aus allen Bewegungen der Zeit tönt das Geſchrei der Fußknechte und Reiter heraus, welche Sturmſold begehren und Gold für Blut eintauſchen wollen. Wenn ſich nun ein tüchtiges Haupt fand, das die Kunſt verſtand, dieſe wilden Elemente mit ſicherer Fauſt zu zügeln und auf ein Ziel hinzulenken: wie, frage ich, wäre es dann den andern Nationen Europas ergangen? Die Antwort kann kaum zweifelhaft ſeyn: die aufkeimende teutſche Militärmacht hätte Alle unterdrückt und mit Füßen getreten. Kurz eine neue germaniſche Sturmfluth war während des 16. und 17. Jahrhunderts im Anzuge. Aufgehalten hat dieſe wilde Fluth dieſelbe Gewalt, an der auch die erſte brach — der Stuhl Petri.

Die Früchte des Schmalkaldiſchen Krieges entſchlüpften den Händen Carl's V. hauptſächlich darum, weil der Papſt den gedemüthigten Proteſtanten das Haupt hob. Ganz denſelben Verlauf nahm der 30jährige Krieg. Warum endete dieſer entſetzliche Sturm zum Nachtheil des Kaiſers? Offenbar wegen der tödtlichen Eiferſucht Baierns auf Oeſtreich! Wäre nun zum Zwecke der gründlichen Vereinigung beider Mächte, etwa durch einen Erbvertrag oder andere Mittel, nur die Hälfte Deſſen geſchehen, was man that, um ſie zu entzweien, ſo würde ein einiges katholiſches Teutſchland aus dem Kampfe hervorgegangen ſeyn. Die Curie iſt es, welche dem Oeſterreicher den Baier entgegenſetzte. Der Papſt hatte die Unabhängigkeit des Abendlandes im Auge, er wollte lieber, daß der Proteſtantismus in Germanien fortdaure, als daß der teutſche Kaiſer zwiſchen Belt und Alpen alle Gewalt, obgleich unter dem Banner der alten Kirche, an ſich reiße. Ich glaube, daß Petri Stuhl durch dieſe Politik, ſo tiefe Wunden ſie auch Germanien ſchlug, den Dank Europas verdiente. Hätte

Wallenſtein ſeine Abſichten in Teutſchland erreicht, ſo würde er über die Franzoſen hergefallen ſeyn, ſofort die alten Rechte des Reichs über Italien hervorgeſucht, dann Anlaß gefunden haben, mit den Dänen, den Schweden, vielleicht auch mit den Britten in ihrer Heimath anzubinden. Krieg wäre auf Krieg gefolgt, und zuletzt Europa einer fürchterlichen Militärdespotie verfallen. Ich ſehe auch nicht, wie Guſtav Adolf's Laufbahn, wenn er am Leben blieb und ſiegte, anders enden konnte. Vor der Lützner Schlacht ſtand er auf dem Punkte, mit der hohen proteſtantiſchen Ariſtokratie brechen zu müſſen. Der alte Reichskanzler Oxenſtierna äußerte [1]) 1644 vor verſammeltem Reichsrathe: „König Guſtav Adolf hat kurz vor ſeinem Tode mit Seufzen bekannt, daß er nichts Anderes wünſche, als Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit ſeinen Freunden ihrer großen Untreue wegen vorausſehe; ein ſolcher Kampf ſchmerze ihn um ſo mehr, da die Welt die wahre Urſache deſſelben nicht errathen werde.“ Brach er aber mit den Fürſten, ſo konnte er ſich nur durch das Mittel des Bundſchuh und Sickingen's aufrecht erhalten; d. h. er mußte die Ritterſchaft auf dem von Tilly in Heſſen angebahnten Wege, die Städte durch angebotene Vortheile, den Bauer endlich durch Aufhebung von Gilt und Frohnden auf ſeine Seite ziehen. Würde er aber dieß mit Nachdruck ausgeführt haben, ſo wäre er Herr von Europa geworden. Daß er ſchon den Anfang hiezu gemacht, wurde oben gezeigt. Guſtav Adolf barg unter der Maske religiöſen Eifers einen ſchrankenloſen Ehrgeiz. Nichts ſchien ihm zu hoch noch zu fern. Im Jahre 1632 ſtreckte er die Hände zugleich nach der teutſchen und der polniſchen Krone aus [2]), er reizte die Neugriechen, ja die Syrer gegen den Sultan auf [3]). Den Franzoſen hatte er den Handſchuh ſo gut als hingeworfen, Italien erzitterte vor ihm. Kurz bei längerem Leben würde dieſer Held, der bei Lützen reinen Rufs in's Grab ſtieg, eine blutige Rolle als Eroberer geſpielt und eine gräuliche Soldatenherrſchaft hinterlaſſen haben.

Vermöge ihres gewaltſamen Austritts aus der Welt, diente die doppelte Laufbahn Guſtav's und Wallenſtein's dazu, daß in Teutſchland eine katholiſche und eine lutheriſche Hälfte ſich gegenſeitig die Waage hielt, und daß unſer Vaterland durch ſeine eigenen Söhne gefeſſelt ward. Sollte das übrige Europa ungehindert in ſeiner Entwickelung fortſchreiten, ſo mußte es ſo geſchehen! Der Wille des Allmächtigen ſey geprieſen.

Wir leben der Hoffnung, daß, wenn die anderen Nationen ihr Ziel erreicht haben, auch wieder germaniſche Zeiten kommen, und daß Ausſöhnung des unſeligen kirchlichen Zwiſts den Anfang dazu machen dürfte. Liegt es aber je in den Abſichten der Vorſehung, daß die teutſche Nation wieder zur Einheit gelange, ſo wird die Wiederherſtellung unſeres Bedünkens nur

---

[1]) Geijer III, 296. — [2]) Daſ. S. 249. — [3]) Daſ. S. 246.

unter dem Einfluſſe eines ſtändiſchen, in engliſcher Art das Königthum beſchränkenden, Regiments erfolgen. Denn eine ſolche Regierungsweiſe, für alle Nationen ein Segen, iſt in Bezug auf ein geeintes Teutſchland europäiſches Bedürfniß. Die große kriegeriſche Macht, welche das teutſche Volk in ſich trägt, darf nicht dem Ehrgeize eines einzigen Hauſes überlaſſen werden, vielmehr fordert das Wohl Europas, daß im bezeichneten Falle die geſetzliche Mitwirkung Vieler ungeordnete Kriegsgelüſte eines Einzigen zügle.

Druckfehler=Verzeichniß.

Seite 56 Linie 4 von unten lies 12jährig ſtatt „22jährig."
„ 191 „ 22 v. oben l. acht ſchwediſche Feldſtücke ſt. „60 ſchwediſche Feldſtücke."
„ 231 „ 15 v. o. l. kurſächſiſche Gränze ſt. „kurpfälziſche Gränze."
„ 385 „ 14 v. o. iſt das Wort „größeres" zu ſtreichen.
„ 509 „ 16 v. u. l. Ferdinand II. ſt. „Ferdinand I."
„ 561 „ 2 v. u. l. in der zur Capelle eingerichteten Wachſtube ſt. „in der zur Wachſtube eingerichteten Capelle."
„ 569 „ 5 v. u. l. Klagen ſt. Kagen.
„ 600 „ 12 v. o. l. Nachts ſt. „Nachs."
„ 625 „ 4 v. u. l. anonymorum ſt. „anoymorum."
„ 630 „ 2 v. o. iſt das erſte Notenzeichen auf Note Nro. 5. der vorhergehenden Seite 629 zu beziehen.
„ 636 „ 2 v. u. l. 293 ſt. „193."
„ 676 letzte Linie, Note 2, l. 1136 ſt. „4136."
„ 935 Linie 13 u. 15 v. u., ſowie
„ 936 „ 19 v. u. iſt ſt. „Sobler" Sattler zu leſen.

Ich folgte im Texte von der Decken, der Sobler ſchreibt, aber aus der Urkunde bei dem ebengenannten Schriftſteller II, 298, wo der Name Sotler lautet, erhellt, daß unter der fraglichen Perſon ohne Zweifel der ſonſt häufig vorkommende teutſche Geheimſchreiber des Königs, Philipp Sattler, gemeint iſt.

Regiſter.

A.

Adel, in Schweden, erhält bei Guſtav's Regierungsantritt große Privilegien S. 62. dieſelben werden jedoch nach Beendigung des däniſchen Kriegs beſchränkt S. 74.
— in Schweden, ſeine Privilegien S. 149 flg. Ritterhausordnung 151 flg.
Adrian VI. Papſt, unterhandelt mit Baiern 235.
Ahauſen, Kloſter in Franken 272.
Albert Joſef, katholiſcher Kaplan der Königin Katharina Jagellonika von Schweden S 25.
Albertiner und Erneſtiner in Sachſen 246 flg.
Albrecht von Brandenburg, Erzbiſchof von Mainz 230 flg.
— —, weist Luthers Rathſchlag ſein Stift zu ſekulariſiren zurück 244.
Albrecht v. Brandenburg, letzter Teutſchmeiſter, macht Preußen zu einem erblichen Fürſtenthum 97.
— von Brandenburg, Teutſchmeiſter, ſekulariſirt Preußen 234.
Albrecht, Erzherzog in Oeſtreich, Statthalter in den ſpaniſchen Niederlanden 288.
Alchymie in Teutſchland 494.
Aldringen, kaiſerlicher General, belagert Glückſtadt vergeblich 605.
—, angeblicher Verfaſſer der Schrift „willſt du den Kaiſer ſehen" 627.
— im mantuaniſchen Krieg 649.
— kommt aus Italien zurück 847.
— ſtößt zu Tilly 881.
— war früher ein Lakai 923.
— wird am Lech verwundet 945.
Alefeld, däniſcher Befehlshaber in Krempe, übergibt dieſe Veſte 604.
Alexander, Kapuziner und Diplomat 416.
v. Alliaga, Ludwig, Beichtvater Philipps III. von Spanien 320.
Althan, ein öſtreichiſcher Graf, verſpricht dem Könige von Polen Sigismund ein Heer von 20,000 Knechten zuzuführen, hält aber nicht Wort 97.
Alting, Heinrich, Haupt teutſcher Kalviniſten, ſeine Schickſale 466.
Altmarker Frieden zwiſchen Schweden und Polen S. 217 flg.
v. Amſterroth, Karl Huno, befehligte eine Abtheilung des magdeburgiſchen Volks 806.
Aner, And., ſächſiſcher Lieutenant in Guſtav Adolf's Dienſten, erſteigt zuerſt die Wälle Frankfurts an der Oder 729.
Angermannus, Abraham, wird Erzbiſchof von Upſala S. 36, 37, ſeine Härte 43, er wird abgeſetzt S. 45.
Anhalt (ſiehe Chriſtian).
v. Anhalt, Ludwig, Fürſt, tritt in Guſtav Adolf's Dienſte, dieſes Haus ſchließt ein Bündniß mit Schweden ab 867.
Anholt, General in bairiſchen Dienſten, ſchlägt den Halberſtädter Chriſtian 381.
— dient unter Tilly 586.
— fällt von der Liga zum Kaiſer ab 629.
Anklam, Stadt, von den Kaiſerlichen verlaſſen S. 723.
v. Arnim, Johann Georg, zieht den Polen gegen Guſtav zu Hülfe, ſeine Geſchichte 209 flg., ſein Bericht über die Schlacht bei Marienburg 213, bleibt dann unthätig 214, verläßt Preußen und den kaiſerlichen Dienſt 215.

v. Arnim, zwingt die Mecklenburger Herzoge ſich dem Kaiſer zu unterwerfen 568, wird kaiſerlicher Feldmarſchall 570.
— umgarnt den Kurfürſten von Brandenburg 583. Arnim vor Stralſund 593 flg.
— wird kurſächſiſcher Feldmarſchall, Rolle die er am Dresdner Hofe ſpielt 784 flg.
— ſteht zur Zeit des Leipziger Convents in Wallenſtein's Solde 785.
— ſucht den Kurfürſten von Brandenburg im Mai 1631 vergeblich vom Anſchluß an Schweden zurückzuhalten 821.
— im ſchwediſchen Lager als kurſächſiſcher Geſandter 851 flg., flieht in die ſchwediſchen Linien 862.
— rückt in Böhmen ein und erobert Prag 898 flg.
— unterhandelt 1632 mit Wallenſtein und muß Böhmen räumen 970 flg.
—, ſeine Thaten während des Sommers 1632 in Schleſien und den Lauſitzen 989 flg.
—, ſein zweideutiges Betragen vor der Schlacht bei Lützen 1001.
Artillerie, ſchwediſche 704.
—, im dreißigjährigen Krieg 914 flg.
d'Auchy, ſpaniſcher Botſchafter in Warſchau, 188.
Augsburgiſche Konfeſſion 245.
Augsburger Religionsfriede 247 flg.
Augsburg wird katholiſch gemacht 644 flg.
—, von Guſtav Adolf erobert, muß der Krone Schweden huldigen 948 flg
Augsburg's Verhältniß zu Guſtav Adolf 977.
Auguſtinismus in Teutſchland, zur Zeit der Reformation 229 flg.

B.

Baden (ſiehe Georg Friedrich).
—, Eduard Markgraf und ſeine Söhne Wilhelm und Herrmann, Erbſchaftsſtreit 439 flg.
Bärwalde, von den Schweden eingenommen 738.
Bärwalder Vertrag zwiſchen Schweden und Frankreich, 753 flg.
Baiern (ſiehe Maximilian und Wilhelm).
— bleibt katholiſch warum? 235.
— verlangt in Trient beim Concil Aufhebung des Cölibats 264.
— verfahren grauſam gegen die eingedrungenen Schweden 955.
Bamberg, Biſchof von, betrügt die Schweden 883 flg.
— von den Schweden erobert 938.
Baner, ein däniſcher Ritter, nimmt Guſtav Waſa in Haft 9.
Baner, Joh., ſchwediſcher General, erhält von Guſtav den Befehl auf der Mecklenburgiſchen Gränze 735.
— —, ſchlägt die Kaiſerlichen 776.
— Johann, befehligt in der Breitenfelder Schlacht den rechten Flügel der Schweden 859.
— —, belagert Magdeburg 896.
— erobert Magdeburg 897.
— —, ſtößt im März 1632 zum Könige 940.
— —, ſeine Thaten während des Sommers 1632 in Baiern 992, ſtößt zum Könige 993.
— vereinigt ſich mit dem Kanzler und zieht mit ihm nach Nürnberg 993.
Baner, Peter, wird von Guſtav Adolf nach Teutſchland geſchickt, um den teutſchen Krieg vorzubereiten 190 flg.
Barneveld, durch Moriz den Oranier aufs Blutgerüſte geführt 466.
Bathori, Stephan, König von Polen ſtirbt 29.
— Stephan, König von Polen führt die Jeſuiten in Liefland ein 124.
Bathori, Gabriel, Fürſt von Siebenbürgen 530.
Baudiſſen, Oberſt im ſchwediſchen Dienſten, bei Oſterrode von den Polen geſchlagen 198.
— in däniſchen Dienſten 570.
—, ſchwediſcher Oberſt, ſeine kriegeriſchen Thaten 735. 738.
—, General in ſchwediſchem Dienſt, verunglückt beinahe durch ein Bad in der Elbe 829, ſchlägt Tilly'ſche Reiter 832.
— wird bei einem Angriff auf das ſchwediſche Lager beinahe gefangen 835.
— zieht dem König nach Nürnberg zu Hülfe 987.
Bauernkrieg, teutſcher, ſeine Geſchichte und Bedeutung 239 flg.
Beamtenherrſchaft und Schreiberregiment, ſeit der Reformation in Teutſchland gegründet 251.
Beldenacke, däniſcher Biſchof, verwaltet Schweden in Chriſtian's II. Abweſenheit 9.
Bellin geht als ſchwediſcher Geſandter nach London 485.
—, brandenburgiſcher geheimer Rath 578.
Benediktiner, ihr Kampf gegen die Jeſuiten, ſie wollen einen teutſchen General wählen 645 flg.
Bentivoglio, Kardinal, ſein Urtheil über die Kalviniſten 462 flg.
— Cornelius beſorgt für Wallenſtein Ankäufe von Waffen 965.
Berlin, Charakter dieſer Stadt im 30jährigen Krieg 740 flg.

Bernhard, von Weimar, ſeine Anfänge 370. 382.
— — ſtößt zum Halberſtädter Chriſtian 419.
— — tritt in däniſche Dienſte 511.
Bernhard's Intriken im Jahre 1626. 523.
Bernhard wird geſchlagen 587, verläßt den däniſchen Dienſt 588.
— bringt vergeblich zu Leipzig auf kühne Beſchlüſſe 788, geht im Aerger weg 790.
— kommt ins ſchwediſche Lager vor Werben 835, ſchließt einen Vertrag mit Guſtav 844.
— — — macht Eroberungen am Rhein 887, überrumpelt Mannheim 892.
— — — wird durch Guſtav Adolf's Ränke mit ſeinem Bruder Wilhelm verfeindet 937, kommandirt am Unterrhein 940.
— — —, ſeine Thaten während des Sommers 1632 in Baiern und Schwaben 992, er wird vom Könige nach Nürnberg berufen 993.
— zeichnet ſich beim Sturm auf die alte Veſte aus 995, erhält nach Aufhebung des Nürnberger Lagers den Auftrag Wallenſtein zu beobachten 996, er will dem Kurfürſten von Sachſen zu Hülfe eilen, erhält jedoch von Guſtav Adolf Gegenbefehl, was er ſehr übel nimmt und dem Könige grollt 998 flg., nimmt rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Lützen 1004, und erhält nach Guſtav's Tode den Oberbefehl 1007 flg.
Bernſtein, kaiſerlicher Oberſt, wird erſchoſſen 833.
Berthold, Erzbiſchof von Mainz, ſucht die Einheit des Reichs herzuſtellen 224. flg., kirchliche Mißbräuche abzuſchaffen 227 flg., er ſtirbt 228.
Bethlen, Gabor, Fürſt von Siebenbürgen führt Krieg mit Polen 131.
— — Furſt von Siebenbürgen 299.
— — vor Wien 315. 327 flg.
— — wird zum Könige von Ungarn erwählt 327.
— — ſchließt den Nickolsburger Frieden mit dem Kaiſer 342 flg.
— — ſchlägt von Neuem gegen den Kaiſer los 450, ſchließt Frieden 451.
— — nimmt Theil am däniſchen Kriege gegen den Kaiſer 489, heirathet Katharine von Brandenburg 490.
— — rückt zwar ins Feld, aber unterhandelt dann mit dem Kaiſer 526 flg. ſchließt Frieden 529. Sein Charakter und Tod 529 flg.
Biberach, Vorfälle daſelbſt, 959 flg.
v. Birkenfeld, Pfalzgraf, ſteht ſchlecht mit Orenſtierna und dem Herzog Bernhard von Weimar 960, (ſiehe auch Chriſtian von Birkenfeld).
— —, zieht dem Könige nach Nürnberg zu Hülfe 987.
Blume, ſchwediſcher Admiral, blockirt Wismar und Roſtock 735.
Bobadilla, Niklas, Mitgründer des Jeſuitenordens 255.
Bock, Oberſt in Dienſten des Adminiſtrators Chriſtian Wilhelm von Magdeburg, ein Abentheurer, ſein Volk wird von Pappenheim auseinander gejagt 733.
—, ſchwediſcher Oberſt, wird von den Kaiſerlichen geſchlagen 829.
Böhmen ſetzen Ferdinand den II. ab 309; wollen Anfangs eine Republick errichten 310, wählen dann Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige 310.
Böhmiſche Rebellen werden blutig beſtraft 340.
Böhmen wird wieder katholiſch gemacht 343 flg., und furchtbar beſchatzt 345.
Böhmen — Verſuche daſelbſt den vierten Stand zu heben 467.
Boetius, ſchwediſcher Oberſt, wird von Guſtav Adolf mit Belagerung Kolbergs beauftragt 735.
Bogislas von Pommern wird von Wallenſtein zurechtgewieſen 602.
— — —, ſeine Klagen auf dem Regensburger Tage 667 flg.
— Herzog von Pommern, muß ſich mit Guſtav Adolf verbünden 713.
Boizenburg, Stadt, durch den Herzog Karl Franz von Sachſen-Lauenburg eingenommen 728, geht ſchnell wieder an die Kaiſerlichen verloren 730.
Borgia, Kardinal und ſpaniſcher Botſchafter am päpſtlichen Hofe, geräth mit Urban VIII. wegen Geldhülfe für Ferdinand II. in Streit 966 flg.
Boris Federowitz Gudunow, Zcar v. Rußland, ſeine Geſchichte 75.
Botskai, Stephan, macht einen Aufſtand in Ungarn 267. 283.
v. Bouillon, Herzog, mit dem Pfälzer im Bunde 400 flg. 403.
Bouquoy erhält den Oberbefehl der kaiſerlichen Völker 299.
— ſtirbt 342.
Bope, ſchwediſcher Junker, wird erſchoſſen 986.
Brahe, Ebba, Guſtav Adolf's erſte Geliebte, 94, ſie heirathet Jakob de la Gardie daſ.
Brahe, Erich, belügt die polniſchen Königswähler 29.
Brahe, Joachim, Schwager Guſtav's Waſa 10, wird hingerichtet daſ.

Brahe, Nils, wird von Guſtav Adolf nach Stralſund geſchickt 194.
— — verdrängt die Dänen aus Stralſund 603.
— —, fällt in der Schlacht von Lützen 1007.
Brahe, Peter, ſeine Schrift gegen Guſtav Waſa über die Beeinträchtigung der alten Rechte des ſchwediſchen Adels 21.
Brandeis, kaiſerlicher Befehlshaber in Hanau, muß ſich ergeben 884 flg.
Brandenburg (ſiehe Georg Wilhelm, Chriſtian Wilhelm, Joachim, Johann Sigismund).
—, den Schweden verhaßt 977. 978.
Brandenſtein, kurſächſiſcher Geſandter in Regensburg 773. 774.
Brask, Biſchof von Jonköping, ſucht vergeblich die katholiſche Kirche in Schweden zu retten 18.
Braunſchweig (ſiehe Friedrich Ulrich, Chriſtian).
Braunſchweiger Kongreß, im Jahre 1626 S. 519, führt zu nichts daſ. flg.
Breitenfelder Schlacht 858 flg.
Bremen, Erzbiſchof von, wird genöthigt dem Leipziger Bunde zu entſagen 824.
De Brezé, franzöſiſcher Markgraf, wird an Guſtav Adolf geſchickt, um den König zu vermögen, daß er den Mitgliedern der Liga Neutralität verwillige 927.
Bröms, Bürgermeiſter in Lübeck, begünſtigt die Flucht Guſtav's Waſa 10.
Bruckmann, kurbrandenburgiſcher Kanzler, 740.
Brulart, franzöſiſcher Geſandter auf dem Regensburger Tage 662.
Brüßler Kongreß 542.
v. Buckingham, engliſcher Miniſter, ſeine Reiſe nach Madrid 474 flg.
Bundſchuh, Banner der Bauern 239.
v. Burgsdorf, Kurt, Günſtling des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg 574 flg.
Buslidius, Jeſuite, Beichtvater Maximilian's von Baiern 281. 327.

C.

Cabeljau, Margaretha, gebärt Guſtav Adolf einen Sohn 94.
Cadareta, ſpaniſcher Geſandter in Wien, ſucht mit dem Kurfürſten von Sachſen zu unterhandeln 897.
Calmarer Union 3.
Calvins Reformation, ihr Charakter 252, gewinnt in Teutſchland Boden, daſ.
— Johann, ſeine Eigenthümlichkeiten als Reformator 459.
Calviniſten in Oeſtreich 354.
Calvinismus, ſein Charakter 459 flg. ſeine Verwandtſchaft mit dem Islam 461.
— in Teutſchland 462 flg. 468.
Camerarius, kurpfälziſcher Rath, 306. 312.
Caniſius, Peter, Jeſuite, in Teutſchland wirkſam 260.
v. Capua, Ferdinand, kaiſerlicher Befehlshaber in Greifenhagen, wird gefangen und ſtirbt 737.
Caraffa, Cardinal, nachher Papſt als Paul IV. 255.
—, päpſtlicher Botſchafter in Wien 344.
—, ſein Wirken 353. 355.
Catharina Jagellonika, Gemahlin König Johanns von Schweden 22 flg., ſtirbt 28.
Charnacé, ſeine Geſandtſchaft nach Preuſſen und Dänemark 217 flg.
—, 1629 in München thätig 607.
— unterhandelt 1629 und 1630 mit Guſtav wegen Geldhülfe 697 flg.
— erſcheint im Januar 1631 wieder im ſchwediſchen Lager und ſchließt den Bärwalder Vertrag ab 753 flg.
— wird 1631 im November nach München geſchickt, um den Kurfürſten von Baiern zur Annahme der Neutralität zu beſtimmen 928.
Chemniz, Geſchichtſchreiber des ſchwediſchen Kriegs, ſeine Perſönlichkeit 706 flg.
—, Guſtav Adolf's Geſandter auf dem Leipziger Konvent 789.
— Martin, ſchwediſcher Geſandter in Nürnberg 870.
—, Guſtav's Geheimſchreiber, unterhandelt mit Nürnberg 975 flg.
—, ſchwediſcher Geheimſchreiber 979.
Chriſtian II. König von Dänemark, ſeine Plane gegen Schweden 4.
— von Dänemark richtet das Stockholmer Blutbad an 8 flg.
Chriſtian II. Kurfürſt von Sachſen, ein Wüſtling 269 flg. 279. 280.
Chriſtian IV. König von Dänemark, bekriegt Schweden unter Karl IX. 53 flg., ſchließt Frieden mit Guſtav Adolf 70.
— weist Aufreizungen Sigismunds von Polen zum Kriege gegen Schweden zurück 97.
— ſein Verhältniß zu Guſtav Adolf und Schweden von 1613—1630. S. 161 flg.
— hält die Segeberger Verſammlung ſein Betragen gegen Friedrich V. 359 flg.
— betrügt die Niederſachſen 361 flg. ſeine Gier nach teutſchen Stiften daſ., ſein Charakter 362.
— ſeine betrügliche Politik gegen die Niederſachſen 425 flg.
—, ſein Aerger gegen Georg von Lüneburg und die ſchändliche Behandlung,

die er ſich gegen Friedrich Ulrich von Braunſchweig erlaubt 445, preßt letzterem das Amt Syke ab daſ.
— verdrängt Guſtav Adolf vom Kommando im teutſchen Kriege 487.
— entſchließt ſich zum teutſchen Kriege, Geldhülfe die er erhält 488 flg.
—, ſeine Streitkräfte und teutſche Verbündete 510.
— ſtürzt zu Hameln in eine Grube 512, hat einen bedeutſamen Traum und den Verſtand halb verloren 514.
— verzweifelt am glücklichen Ausgang des Kriegs 544, ſeine Unfähigkeit offenbart ſich 545, er rückt gegen Tilly 545, wird bei Lutter aufs Haupt geſchlagen 547 flg.
—, Rüſtungen für den Feldzug von 1627 S. 565 flg.
— unterhandelt vergeblich wegen des Friedens 586, verliert Holſtein und Jütland 587 flg.
— ſucht Stralſund gegen die Kaiſerlichen aufzuhetzen 596 flg.
— landet in Pommern und wird vertrieben 603, ſchließt den Lübecker Frieden 607 flg.
—, iſt mit ſeinem Adel zerfallen 617, durch welche Mittel er zum Abſchluß des Lübecker Friedens genöthigt wird 617 flg.
— ſeine Stellung zu Guſtav Adolf bei Ausbruch des teutſchen Kriegs 615.
— macht im Jahre 1631 Bewegungen gegen Schweden, wird aber durch die kühne Sprache Guſtav Adolf's geſchreckt 828.
— unterhandelt 1632 mit Guſtav, aber ohne Erfolg 952.
Chriſtian, Fürſt von Anhalt, Stifter der Union 272 flg. 278.
— ſein Geiz 329, flieht aus Prag 337.
— in die Acht erklärt 356.
— ſeine ehrgeizigen Entwürfe 367.
— wird begnadigt 447 flg., ſtirbt 448.
Chriſtian, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, unterhandelt mit Guſtav Adolf 870.
Chriſtian Wilhelm v. Brandenburg, Adminiſtrator von Magdeburg 452.
— — verbündet ſich mit Dänemark 510.
— —, kehrt mit ſchwediſcher Hülfe nach Magdeburg zurück und ſchließt ein Bündniß mit Guſtav Adolf 724 unten flg., ſeine politiſchen und militäriſchen Fehler 732 flg.
— — wird nach Erſtürmung Magdeburgs gefangen 813.
— — Exadminiſtrator von Magdeburg, tritt zum katholiſchen Glauben über 900.
Chriſtian, der ältere, Herzog von Celle-Lüneburg 421 flg.
—, durch Wallenſtein mit Verluſt ſeiner Güter bedroht 632.
Chriſtian, Pfalzgraf von Birkenfeld, tritt in ſchwediſche Dienſte und befiehlt am Oberrhein 940 (ſiehe auch Birkenfeld).
Chriſtian, der Halberſtädter 360.
— , ſein erſter Feldzug 377 flg., wird geſchlagen 381.
—iſt von Holland bezahlt 381.
—, bei Höchſt geſchlagen 394, abermal bei Fleurus 404, läßt ſich den Arm abnehmen 405.
—, erſcheint 1623 wieder in Teutſchland 418.
— — wird als General in die Dienſte des niederſächſiſchen Kreiſes genommen, wie dieß gemeint war? 426 flg.
—, erhält durch den Kaiſer 1623 Verzeihung angeboten 429, nimmt ſie aber nicht an daſ., bricht aus Niederſachſen auf und ſucht den Landgrafen Moritz von Heſſenkaſſel zu gewinnen, aber vergeblich 434, wird bei Stadtlohn geſchlagen 435, ſpielt den Ritter der Pfalzgräfin Eliſabeth 437.
— — weist die kaiſerliche Gnade zurück 449, geht nach England 450.
—, kommt wieder aus England nach Teutſchland 489. 506 flg. ſtößt zu den Dänen 517.
—, ſein Plan für den Feldzug von 1626 521 flg.
—, ſein letzter Feldzug 534, hat überall den gemeinen Mann für ſich 534 flg., ladet den Landgrafen Moritz von Heſſen-Kaſſel vergeblich zum Anſchluß ein 535 flg., ſtirbt 537, ſeine Ausſchweifungen 537.
Chriſtina von Holſtein, Gemahlin Karl's IX., Mutter Guſtav Adolf's 40.
— von Holſtein, Guſtav's Mutter iſt ſehr geizig 65.
—, Guſtav's Mutter, begünſtigt ihren jüngern Sohn Karl Philipp 113, ihr Geiz 115.
—, die Mutter Guſtav's ſtirbt 137.
Chriſtina, Guſtav Adolf's Tochter und Nachfolgerin, wird geboren 172 flg., ihr Charakter daſ.
—, Tochter Guſtav Adolf's, ſoll den Kurprinzen von Brandenburg heirathen 822.
Chyträus wird aus Roſtock berufen, um Oeſtreich zu reformiren 265.
Cleſel, Kardinal, Biſchof von Wien, 291 flg.
— wird geſtürzt 298.
Cöln, Stadt, bewirbt ſich um ſchwediſche Neutralität, aber erhält ſie nicht 931.
Colalto räth das Reſtitutionsedickt ab 641.
— kommandirt das kaiſerliche Volk im Mantuaniſchen Krieg 649.

Colalto, kaiſerlicher General, ein Verfolger der Reichsfürſten 748.
Colloredo dient unter Tilly 777.
—, kaiſerlicher Oberſt, rückt 1631 gegen Heſſen-Kaſſel 825.
Colloredo, Graf Rudolf, gibt Wallenſtein die erſte Nachricht, daß Guſtav gegen Lützen heranrücke 1003 flg.
Conti, Torquato, ſchon 1627 durch ſeine Habſucht berühmt 590.
— —, Klagen über ihn 668.
— —, kaiſerlicher Feldmarſchall, befehligt bei Guſtav Adolf's Landung in Pommern, Stärke ſeines Heeres 710 flg.
— —, kaiſerlicher Feldmarſchall, ſucht während Guſtav Adolf's Abweſenheit Stetin zu überrumpeln, aber vergeblich 730, 733 unten.
— — ſucht Kolberg zu entſetzen, aber vergeblich 734.
— —, Unordnung unter ſeinen Völkern 736, fordert vergeblich Waffenruhe von den Schweden 736, dankt ab, daſ.
Contreras, kaiſerlicher Oberſt 1002.
v. Corduba, Gonzalez, ſpaniſcher Feldherr in Teutſchland 376.
— erſcheint 1632 wieder in Teutſchland 960.
— — ſein Betragen gegen Pappenheim vor Maſtricht 988.
Crell, kurſächſiſcher Kanzler, hingerichtet, warum? 463.
Croaten im kaiſerlichen Heer, haben große Beute gemacht und ſind reich gekleidet 758.
Cronenberg tritt als Generalwachtmeiſter in Wallenſtein's Heer 964.

D.

Dalekarlien, Beſchreibung des Ländchens S. 11.
Damiz, Oberſt in pommerſchen Dienſten, 713, tritt in ſchwediſchen Dienſt 719 erobert Stargard 720.
Dammgarten, Städtchen an der Recknitz, von den Schweden eingenommen S. 728.
Dampierre, Heinrich, erhält den Oberbefehl über die kaiſerlichen Völker 299.
— ſtirbt 342.
Danzig ſchließt Frieden mit Guſtav Adolf S. 219.
David, kaiſerliches Kriegsſchiff, durch die Schweden verfolgt S. 735.
Deffurt tritt als Generalwachtmeiſter in Wallenſtein's Heer 964.
Demetrius, der falſche in Rußland 75 flg.
Demmin, von den Schweden erobert 760 flg.
Demokratiſche Parthei in Teutſchland ums Jahr 1610. S. 277. 310.
Des Cartes wohnt der Schlacht von Prag bei 336.
Deutſche Kirche, ihr Verfall 221 flg., Misbräuche in derſelben 222.
Deutſchlands Kräfte im 17. Jahrhundert 691 flg.
Deutſchorden in Preußen und Liefland, letzte Geſchichte deſſelben 98.
Dickmann, Arend, befehligt die Danziger Flotte 89, gewinnt einen Sieg. Daſ. flg.
Dietrichſtein, Cardinal, Statthalter in Mähren 349.
Digby, engliſcher Geſandter in Teutſchland 383 flg.
—, wird Graf von Briſtol, unterhandelt in Madrid 471 flg.
Diplomatie, ſchwediſche, im 30jährigen Krieg iſt trefflich bedient 924.
Dömiz wird von den Schweden erobert 896.
v. Dohna, Achatius, kurpfälziſcher Geſchäftsträger 310. 311.
—, Hannibal, kaiſerlicher Geſandter in Preußen 178.
— —, ſchlägt die Schaaren Bethlen Gabors 342.
— — unterhandelt zu Danzig für den Kaiſer 697.
Donauwörther Händel 269 flg.
Donauwörth wird von den Schweden erobert 943.
Donnersberg, Kanzler des Kurfürſten von Baiern 962.
Drachſtädt, nach Peruſi's Tode kaiſerlicher Befehlshaber in Greifswalde, übergibt dieſe Stadt und wird erſchoſſen 826.
Dufour, Wallenſtein'ſcher Obriſt, ſtößt mit 7000 Mann zu Tilly und hilft die Schlacht bei Lutter gewinnen 543.
—, kaiſerlicher Oberſt, befehligt in Stargard und muß den Ort übergeben 720 flg.
Duval, wird 1627 von Guſtav nach Teutſchland geſchickt, um gegen den Kaiſer zu fechten 191, wird zurückgerufen ibid.
—, wird 1628 abermal von Guſtav Adolf nach Stralſund geſchickt 193.
— Jakob, ſchwediſcher Commandant in Schleſien, ſeine Thaten 990 flg.

E.

Eberlin, Johann, von Günzburg, ſeine Schriften und Wirkſamkeit 236.
Ecklehner, Thomas, oberenſiſcher Bauer, unterhandelt mit Guſtav Adolf zu Nürnberg 980 flg.
v. Eggenberg, Freund Wallenſtein's 962. unterhandelt den Znaimer Vertrag 968.
Eliſabeth, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz, räth dieſem die Krone von Böhmen anzunehmen 312.

Erfurt, von Guſtav Adolf erobert, Einrichtungen die der König daſelbſt trifft 872 fl.
Erich, Nachfolger Guſtav's Waſa und zweiter König aus dem Waſaſtamm S. 22. wird ermordet S. 23.
Erneſtiner und Albertiner in Sachſen 246 flg.
v. Erwitt, kaiſerlicher Obriſt, fällt in der Schlacht von Breitenfeld 865.
Eſterhazy, ungariſcher Feldherr, kann ſich mit Wallenſtein nicht vertragen 525 flg.

F.

Fabricius, Hofprediger Guſtav's, predigt, in Augsburg 948.
Fadinger, Stephan, Anführer der Oberenſiſchen Bauern 352.
v. Falkenberg, Dietrich, teutſcher Edelmann in Guſtav Adolf's Dienſten 197.
— —, geht als Geſandter Guſtav's 1629 nach Teutſchland voraus 701.
— —, Guſtav Adolf's Hofmarſchall wird nach Magdeburg geſchickt, um den Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm zu unterſtützen S. 727.
— —, vertheidigt Magdeburg tapfer und redlich 804 wird erſchoſſen 809.
Fahrenbach, kurländiſcher Oberſt, verräth die Schweden S. 100.
Fedor, Andreowitz, kommt als ruſſiſcher Geſandter zu Guſtav Adolf nach Stettin, wo er ſtirbt 825.
Fegräus, ſchwediſcher Geſandter in Copenhagen, beſticht die Geliebte des Dänenkönigs 924.
Ferdinand I. Karls V. Bruder begünſtigt Sickingen 238.
— wird Kaiſer 249.
— als Kaiſer 263. begünſtigt eine mäßige Reformation 264.
Ferdinand II. von Oeſterreich, ſeine Erziehung und Jugend 289 flg., vereinigt das ganze öſtreichiſche Erbe 292., wird König von Böhmen 292., ſucht Böhmen gewaltſam zur katholiſchen Kirche zurückzuführen 293.
—, ſeine bedrängte Lage, als er die Erblande nach Matthias Tode antritt 303., geht nach München 308., von da nach Frankfurt. Daſ. wird zum Kaiſer erwählt 309., ſchließt den Münchner Vertrag mit Baiern ab 316.
— nimmt blutige Rache an den böhmiſchen Rebellen 340 flg., thut es aber nicht gerne 341.
— beruft im Winter 1622 einen Fürſtentag nach Regensburg 410.
— erklärt ſich bereit dem Halberſtädter Chriſtian zu verzeihen 429.
— ſetzt in ſeinem Teſtament 1621 das Recht der Erſtgeburt und Untheilbarkeit Oeſtreichs feſt. S. 454.
— ſeine Finanznoth 496 flg.
— ſeine Verſuche, die Städte Teutſchlands zu gewinnen 618 flg., 626 flg.
— will einen Theil der geiſtlichen Güter für das Reich behalten 630. 644., vertheilt eingezogene Fürſtenlehen an den niedern Adel 632.
— ſtürzt ſich ungerne in den Mantuaniſchen Krieg 648.
— bewilligt nothgedrungen den Regensburger Fürſtentag 657 flg.
— auf dem Regensburger Fürſtentag 661 flg.
— weist Wallenſtein's blutige Plane zurück 673., dankt Wallenſtein wider ſeinen Willen ab S. 675., überliſtet Maximilian von Baiern 677 flg., entläßt einen großen Theil des friedländiſchen Volks 678 flg.
— ſchreibt an Guſtav Adolf nach deſſen Landung in Pommern 709.
—, ſein Hoflager in Prag 748.
— ſeine Politik aus Gelegenheit des Leipziger Convents 791 flg.
— ſein Streben, die Städte zu gewinnen, bewährt ſich auch in Magdeburg S. 817.
— fordert Tilly auf, Kurſachſen anzugreifen, warum? 846 flg.
— wird von Wallenſtein aufs Tiefſte beleidigt 963.
Ferdinand III. wird im Frühling 1632 zum Feldhauptmann vorgeſchlagen, aber dringt nicht durch 962.
Feyt, Laurentius, verkappter Jeſuit, wirkt in Schweden S. 26.
Finanzen der Hauptländer Europas zu Anfang des 17. Jahrhunderts 480.
— der teutſchen Fürſten im 17. Jahrhundert 492.
Flemming, Clas, ergreift Parthei für Sigismund gegen Herzog Karl S. 35. 37. 41. ſtirbt 45.
Frankenhauſen wird von Tilly verbrannt 824.
Frankenthal wird an die Spanier übergeben 430.
Frankfurt an der Oder, von den Schweden erſtürmt 779.
— Frankfurt am Main, von den Schweden zum Beitritt genöthigt 885 flg.
— will ſich nicht tiefer mit den Schweden einlaſſen 977 flg.
Frankreich unterſtützt Anfangs Ferdinand II. S. 324.
— Politik gegen Oeſterreich 478., franzöſiſche Finanzen 479.
Franzöſiſche Sprache in Teutſchland 457 flg.

Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen 229. ſeine Plane 230.
Friedrich III. Kaiſer von Teutſchland 221.
Friedrich III. von der Pfalz führt den Calvinismus in Teutſchland ein 252.
Friedrich IV. Kurfürſt von der Pfalz 272. 278.
Friedrich V. Kurfürſt von der Pfalz wird zum König von Böhmen erwählt 311. ſein Charakter. Daſ. ſeine Krönung 312.
— König von Böhmen, ſeine Verlegenheiten 329., flieht nach der Prager Schlacht 337.
— auf der Flucht 356. wird in die Reichsacht erklärt. Daſ. geht nach Breslau 357. nach Berlin 358. nach Niederſachſen 359.
— wird von Dänemark verrathen 360 flg., in Holland geht es ihm noch ſchlimmer. Hungerkur, die man dort mit ihm vornimmt 363 flg.
— kommt aus Holland nach der Pfalz 383. 385.
— ſeine Erbärmlichkeit 401., weilt zu Sedan 402.
— kommt zu Guſtav Adolf nach Mainz, wird aber mit leeren Verheißungen abgeſpeist 932, er ſtirbt 933.
— will in München die Hofburg in die Luft ſprengen, wird aber von Guſtav Adolf gehindert 958.
— in Nürnberg, er mißtraut dem Könige von Schweden 978.
Friedrich, Herzog von Altenburg Feind des Kaiſers 419. wird bei Stadtlohn gefangen 435.
— wird durch den Kaiſer begnadigt. 449.
— — tritt in däniſche Dienſte 511. wird erſchoſſen 518.
Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel wird 1622 auf den Fürſtentag zu Regensburg berufen, warum? S. 410
— — ſeine Verhältniſſe 422 flg, entlehnt vom däniſchen Könige 300,000 Thaler 425.
— — verbindet ſich mit Dänemark 510 flg.
— — muß ſich dem Kaiſer unterwerfen 551.
— — ſoll Hab und Gut verlieren, Prozeß gegen ihn 632 ff., er wird durch Maximilian von Baiern gerettet 635.
— — wird von Guſtav Adolf aufgefordert eine erbliche Unterthänigkeit gegen Schweden einzugehen 935.
Friedrich von Weimar, Feind des Kaiſers 370. fällt 404.
Fritz der lange, ſchwediſcher Rittmeiſter, will in der Breitenfelder Schlacht Tilly fangen, wird aber erſchoſſen 863.
Frundsberg, Georg, Kaiſerlich geſinnt 390.
— —, Wichtigkeit dieſes Mannes 1021.
Fuchs, General in däniſchen Dienſten 511. 521. fällt 549.
v. Fugger, Graf Otto Heinrich, fällt in Heſſen ein 843 flg.
— ſtößt zu Tilly 881.
— Jakob wird von Wallenſtein nach Baiern entſendet aber gleich wieder zurückgerufen 994.
Führer, Chriſtoph, ein Nürnberger Patrizier 941.
— — Nürnberger Patrizier, unterhandelt mit Guſtav Adolf 977.
Fürſten teutſche, von den Schweden verachtet 686.
v. Fürſtenberg, Wilhelm, Heermeiſter in Liefland, wird von den Ruſſen gefangen 99.
v. Fürſtenberg, Graf, Oberſt unter Tilly 585.
— Graf Egon züchtigt die ſüdteutſchen Genoſſen des Leipziger Schluſſes 798 flg.
— — kaiſerlicher General ſtößt zu Tilly 847.

G.

Gadd, Hemming, ergreift für Chriſtian II. Parthei 7.
Gallas fällt von der Liga zum Kaiſer ab 628.
— im mantuaniſchen Krieg 649.
— tritt zum zweitenmale in Friedlands Heer 964.
— bricht im Sommer 1632 in Sachſen ein 991.
— erhält den Befehl, ſich der Perſon Friedlands zu bemächtigen. 1018.
Gardie de la, Jakob, befehligt das ſchwediſche Heer im ruſſiſchen Kriege 79. er erobert Nowogorod 81.
— — vor Riga 124.
— — iſt ſehr bequem 175.
— — führt dem Könige Guſtav Adolf 1629 finniſche Regimenter nach Preußen zu Hülfe 215.
Garz, von den Schweden zum erſtenmale berannt 721.
— von den Schweden eingenommen 738.
Gaſton, Herzog von Orleans, Bruder des Königs von Frankreich, knüpft mit Wallenſtein hochverrätheriſche Verbindungen an 967.
Gattinara, Karl's V. Miniſter, räth ihm den Bauernkrieg zu begünſtigen 242.
Gebhard, Kurfürſt von Köln, will ſein Stift reformiren, wird aber daran gehindert 253.

v. Geer, Ludwig, gründet große induſtrielle Anſtalten in Schweden 105 flg.
Georg und Caſimir, Markgrafen von Ansbach und Baireuth, begünſtigen die Reformation, warum? 243 flg.
Georg Friedrich von Baden, Mitglied der Union 272.
— —, auf dem letzten Unionstag in Heilbronn 364. ſucht einen neuen Bund zu bilden. 366
— — rüſtet gegen den Kaiſer 381 flg., wird bei Wimpfen geſchlagen 390.
— — dankt ſein Volk ab 395.
— — tritt in däniſche Dienſte 565. wird aus Deutſchland verdrängt 566.
— — wird in Holſtein geſchlagen 587. vor Gericht geſtellt 588. verläßt den däniſchen Dienſt 588 flg.
Georg Wilhelm, Kurfürſt von Brandenburg, ſein Verhältniß zu Guſtav Adolf im preußiſchen Krieg 165. 166. 178. 179. 182.
— — wird vom Kaiſer als Null behandelt 444.
— — ſein Hof 571 flg.
— — muß ſich dem Kaiſer unterwerfen 584.
— — fordert Neutralität von Guſtav Adolf und mißtraut ihm 740 flg., ſeine Proklamation gegen die Unordnungen der kaiſerlichen Völker 743.
— — weigert ſich ſeinem Schwager Guſtav Adolf die Feſtungen Kuſtrin und Spandau zu öffnen, wird aber zuletzt mit Gewalt zum ſchwediſchen Bündniſſe genöthigt 800 flg.
— — fordert nach Magdeburgs Fall ſeine Feſtung Spandau von Guſtav Adolf zurück. Streitigkeiten die darüber entſtehen. Georg Wilhelm muß ſich endlich den Schweden in die Arme werfen 819 flg.
Georg, Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, ſucht Kurſachſen vergeblich zur Annahme der katholiſchen Bedingungen des Frankfurter Vergleichtages zu bewegen 774.
—, Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, ſein Verhältniß zum Könige von Schweden 887 flg.
Georg, Herzog von Lüneburg 421 flg., wird General des niederſächſiſchen Kreiſes 426.
— — ſeine Schlauheit ruinirt den Halberſtädter 426 flg.
— — von Lüneburg rüſtet ſich zum Kaiſer überzugehen 446.
— — intrikirt gegen die däniſche Partei 510. tritt in kaiſerliche Dienſte 520.
— — eröffnet den Feldzug des Jahres 1627 gegen die Dänen 565 flg.
— — ſchließt ein Bündniß mit Guſtav Adolf, zeigt aber dabei wenig Vertrauen in das Glück des Königs 739 flg.
— — durch Guſtav Adolf betrogen 934 flg.
— — verweigert dem Könige von Schweden den Gehorſam, als ihm dieſer befiehlt zu ihm zu ſtoßen 1000.
Glaube, lutheriſcher, ſeine Mängel 249.
Göz, kaiſerlicher Oberſt, zerſtört Paſſewalke 724.
— Hans, kaiſerlicher Oberſt, ſchlägt 1631 eine Abtheilung Schweden 829.
Götze, brandenburgiſcher Kanzler, unterhandelt mit Guſtav Adolf in Frankfurt 933.
Gondomar, ſpaniſcher Botſchafter in London 473.
Gramboy, kaiſerlicher Befehlshaber in Löcteniz, übergibt dieſe Veſte 758.
Gramm, kaiſerlicher Befehlshaber in Wismar, muß ſich ergeben 895 flg.
Gregor XIII. Pabſt, ſein Briefwechſel mit König Johann III. von Schweden 27.
Gregor XV. Pabſt, unterſtützt die bairiſche Forderung des Kurhuts 373.
— ſeine Freude über die bairiſche Kur 415.
Greifenhagen, von den Schweden erobert 737.
Greifswalde, wird von den Schweden erobert 825 flg.
Gronsfeld, bairiſcher Oberſt, wankt und will von der Liga zum Kaiſer abfallen 629.
—, kaiſerlicher General, jagt die Truppen des Biſchofs von Bremen auseinander 897.
Günther, Wolfgang, heſſiſcher Juriſt 532. wird von Landgraf Moriz aufgeopfert und hingerichtet 554.
Guſtav Erichſon Waſa, Anfänge ſeiner Geſchichte 4, wird gefangen 5, entweicht aus Dänemark 9, beginnt von Dalekarlien aus die Befreiung Schwedens 11 flg.
Guſtav Waſa wird zum König v. Schweden erwählt 14, erobert Stockholm. Daſ. ſein Wahlſpruch 15, führt die Reformation in Schweden ein, um ſich der Kirchengüter zu bemächtigen 16, erhält Gewalt über die Geiſtlichkeit 19 flg., führt das Recht der Erſtgeburt und der Erblichkeit des Thrones in ſeiner Familie ein 20 flg., ſtirbt 21., er hat den Adel gebändigt 21.
Guſtav Adolf wird geboren 40.
—, ſeine Erziehung und Jugendjahre 56 flg.
— nimmt als Kronprinz rühmlichen Antheil am Kriege gegen Dänemark 60,

er tritt die Regierung unter den trübſten Ausſichten an 60 flg., hält ſeinen erſten Reichstag zu Nyköping 61, verſöhnt den Adel 62, den Clerus 63, Guſtavs Geldverlegenheit beim Regierungsantritt 64, führt ſeinen erſten Krieg gegen Dänemark tapfer aber mit wenigem Glück 66, flg., wird vom Adel ſchlecht unterſtützt 68, aber vom Bauernſtand deſto beſſer. Daſ.
G. A. ſchließt zu Knäröd Frieden mit Dänemark 70 harte Bedingungen dieſes Friedens 71 flg., Urſachen warum ſich Guſtav in den ruſſiſchen Krieg ſtürzt 75 flg.
— hintertreibt die Erwählung ſeines Bruders Karl Philipp zum ruſſiſchen Czaren und zwar mit Recht 83 flg.
— beginnt den Kampf gegen Rußland 86 flg., erobert Gdow 87, muß vor Pleskow abziehen 88.
—, ſeine Anſichten vom Wachsthum Rußlands 89, ſchließt zu Stolbowa Friede mit Rußland 89 flg., ſein Ruhm fängt an ſich in Europa auszubreiten 91, Schilderung ſeiner Geſtalt, da er 21 Jahre alt war 93.
— ſeine erſte Liebe mit Ebba Brahe 93 flg., er wird ihr untreu 94.
— erlaubt dem größten Theile der ausgewanderten ſchwediſchen Adeligen in die Heimath zurückzukehren 96, ſeine Vorſorge für Städte, Handel und Gewerbe 102 flg., erläßt eine Handelsordnung 103, knüpft Handelsverbindungen mit fremden Staaten an 104, ſorgt für den Bergbau 105 flg., legt Gewehrfabriken an 106, errichtet Tuchgewerke 106 flg., ſtiftet ein Zwangsarbeitshaus 107.
— gründet die Beamtenhierarchie in Schweden 108, erläßt eine Prozeßordnung daſ. flg., führt das ſchwediſche Stadtrecht ein 109., ſeine Liebe für ſtrenge Gerechtigkeit 109 flg., er beſchränkt die Rechte der ſchwediſchen Stände; ſeine Reichstagsordnung 110 flg., er verwandelt das Volk in eine willenloſe Maſchine 112 flg., er wird zu Upſala gekrönt 113 flg.
— reist nach Teutſchland um eine Braut zu ſuchen 115 flg., beſucht Berlin und ſieht Marie Eleonore 116, ſeine zweite Reiſe 117 flg., er geht nach Heidelberg 117., heirathet Maria Eleonora 119 flg.
— eröffnet den Feldzug gegen Polen in Liefland 122., erläßt ſeine Kriegsartikel 122., er erobert Dünamünde 123, Riga 124 flg., ſpricht davon die Türken aus Europa zu verjagen 128., er ſchifft nach Danzig 129., ſucht um jeden Preis Frieden mit Polen 130., er erobert ganz Liefland und einen Theil von Kurland 135 flg., ſchlägt die Polen bei Wallhof 137., legt eine Soldatenkolonie bei Dorpat an 137.
— erhöht die Steuern in Schweden 138 flg. hat den Prieſterſtand ganz in ſeiner Gewalt 141., ſteigert die Staatsſchuld 142., verſetzt Krongüter 143. Seine Art und Weiſe Kriegsvolk auszuheben 143 flg., ſucht Militärkolonien zu gründen 147 flg., er erläßt die Ritterhausordnung 151 flg.
—, ſeine ſelbſtſüchtige Unterdrückung aller Stände 152 flg., er ordnet das Kirchenweſen und die Erziehung 153., ſucht die Biſchöfe um ihre Selbſtſtändigkeit zu bringen, was ihm jedoch nicht geling 154 flg., ordnet die Univerſität Upſala von Neuem 159., gründet Gymnaſien 160., ſeine Verhältniſſe zu Dänemark 161 flg.
— beginnt den preußiſchen Krieg 165 flg., erobert Pillau daſ. und andere Städte 166., nimmt Elbing 166., ſeine kirchliche Demagogie 167., Friedenskongreß mit den Polen, Steifheit der Geſandten 169 flg.
— wird durch Chriſtinens Geburt Vater 171., fordert abermal Geld von ſeinen Ständen 173., gründet eine amerikaniſche Handelskompagnie 174 flg., er eröffnet den preußiſchen Feldzug des Jahrs 1627, S. 180, nimmt die brandenburgiſchen Truppen ſeines Schwagers Georg Wilhelm gefangen 183., ſiegt bei Dirſchau über Conieckpolski 184, wird ernſtlich verwundet 185., Friedensverhandlung mit Polen im Herbſte 1627, S. 186 flg.
— fordert abermal Geld von ſeinen Ständen 190., ſpricht zuerſt von einem Feldzuge nach Teutſchland 190., will den Krieg auf Wallenſteiniſche Weiſe führen 192, unterſtützt 1628 Stralſund 192 flg., ſchließt ein Bündniß mit der Stadt 193.
— eröffnet den Feldzug des Jahres S. 1628. in Preußen 194., erobert Straßburg 196.
— ſein Feldzug im Jahre 1629, S. 211 flg., wird unweit Marienburg von Konieckpolski und Arnim geſchlagen 212 flg., verliert ſeinen Hut daſ.
— ſchließt zu Altmark Friede mit Polen 216 flg.
— Plan ihn 1624 in den teutſchen Krieg zu verflechten 485 flg.
— ſchickt Geſandte nach Lübeck zu den Friedensverhandlungen, mit welchem Recht? 609.

G. A. unterhandelt betrüglich mit Wallenſtein gegen Dänemark 620 flg.
— geheime Gründe ſeiner erſten Siege in Teutſchland 680 flg., er muß erſt, ehe er in den teutſchen Krieg zieht, alle Klaſſen ſeiner Unterthanen dazu bereden 683 flg.
— ſeine Finanzkünſte um ſich Geld für den teutſchen Krieg zu verſchaffen 693 flg., ſeine Streitkräfte bei Ausbruch des teutſchen Kriegs 694 flg., er unterhandelt mit Dänemark 695 flg., mit dem Kaiſer 696 flg., mit Charnacé und Frankreich 697 flg., mit Holland 700 flg. mit England daſ. ſeine Abſchiedsrede 703.
— landet auf Uſedom 705. erläßt ein Kriegsmanifeſt 707., er erobert die Inſeln des pommerſchen Haff's 712., zieht vor Stettin 713 und zwingt Herzog Bogislas von Pommern ſich mit ihm zu verbinden 714 flg., ſeine eigennützigen Abſichten enthüllen ſich 717.
— von Mördern bedroht 721.
— ſein erſter Verſuch gegen Mecklenburg 723.
— geht von Stettin Ende September nach Stralſund und macht von dort einen Verſuch, Mecklenburg zu erobern 728., erläßt eine Proklamation an die Mecklenburgiſchen Stände 728.
— ſchlägt Savelli 729.
— Gründe, warum er 1630 Magdeburg nicht unterſtützt 733.
— bereitet einen Schlag gegen Garz vor 735., erhält Geld aus England daſ.
— erobert zu Ende des Jahrs 1630 Garz, Greifenhagen, Piriz, Bärwalde 737. 738.
— Drohungen gegen Schwarzenberg 743.
— unterhandelt mit Kurbrandenburg wegen Neutralität 740 folg. weist die Grafen von Oldenburg wegen eines gleichen Geſuchs ab 745.
— braucht die teutſchen Kirchengüter als Lockſpeiſe um Reichsfürſten zu gewinnen 750.
— befindet ſich während des Herbſts 1630 in der größten Geldverlegenheit und muß ſich von ſeinen Soldaten, weil er ſie nicht bezahlen kann, peinliche Vertraulichkeiten gefallen laſſen 751 flg. Guſtav's Brief an Oxenſtierna vom Dez. 1630, S. 752., ſeine Plane für den Feldzug von 1631, S. 754.
— ſchließt zu Bärwalde ein Bündniß mit Frankreich ab 753 flg., gewährt Tilly keinen Waffenſtillſtand 757., er wendet ſich von Neuem nach Mecklenburg 758 flg., ſorgt für Bürger und Bauern 759 flg., erobert Demmin und andere Plätze 760 flg., er erläßt ſeine Quartiersordnnng 767 flg.
— weist ein abermaliges Geſuch der Oldenburgiſchen u. oſtfrieſiſchen Grafen um Neutralität ab 769. zwingt Tilly zum Rückzuge von Neubrandenburg 777., erobert Frankfurt an der Oder und Landsberg 777 flg.
— ſchickt Geſandte auf den Leipziger Convent 789., zwingt den Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg zum Beitritt 800 flg.
— geht, nachdem er den Kurfürſten von Brandenbnrg zum Beitritt gezwungen nicht unmittelbar auf Magdeburg los, warum? 803., er verſucht vergeblich Kurſachſen zum Beitritt zu bewegen ibid. flg.
— veröffentlicht nach Magdeburgs Fall eine Vertheidigungsſchrift 818., geräth in Streitigkeiten mit ſeinem Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg und zwingt ihn zuletzt, alle Forderungen zu bewilligen 819 flg., geht dann nach Pommern 823., ſetzt auf das linke Elbeufer über 830., bezieht das Lager bei Werben 830 flg., ſchlägt die Tilly'ſche Reiterei auf dem Marſche 832 flg.
— ſeine Geldverlegenheit im Lager von Werben 840 flg., ſchließt mit Wilhelm Landgrafen von Heſſenkaſſel einen Vertrag 841 flg., ebenſo mit Bernhard von Weimar 844., Früchte, die er aus dem Lager bei Werben zieht 844 flg.
— verläßt das Lager bei Werben 851., unterhandelt mit Kurſachſen 851., ſchließt ein Bündniß mit dem Kurfürſten ab 852., zieht das ſächſiſche Heer an ſich 853.
— will Anfangs nicht ſchlagen, wird aber von Sachſen überſtimmt 854., gewinnt die Schlacht bei Breitenfeld 858 flg.
— erobert nach der Breitenfelder Schlacht Merſeburg und Halle 866., er berathſchlagt mit Johann Georg über die Fortſetzung des Kriegs; Urſachen warum er nicht vor Wien rückt 868., er erobert Erfurt 872 flg.
— bricht in Thüringen und Franken ein 876 flg., erobert Würzburg 877 flg., ſetzt eine Regierung in Franken ein 879 flg.
— bricht von Würzburg gegen den Rhein auf 885 flg., nimmt Frankfurt daſ., er ſetzt über den Rhein 891., erobert Mainz daſ.
— Hoflager zu Frankfurt und Mainz 900., Seine Veränderungen im Kriegsweſen 901 flg.
— duldet nicht, daß Franzoſen in Teutſchland einrücken 927. Neutralitätsentwurf,

den er dem Herzoge von Baiern anbietet 928.
G. A. bietet dem teutſchen Kaiſer Frieden an; Bedingungen, die er ſtellt 931., Er ſtrebt nach der Kaiſerkrone, Beweiſe dafür 931 flg., der Plan des Königs, Chriſtina, ſeine Tochter mit dem Erbprinzen von Brandenburg zu vermählen, ſcheitert an der Weigerung Georg Wilhelm's 934., Guſtav zieht im März 1632 gegen Tilly nach Franken 940., er beſucht Nürnberg 941., Rede, die er dort hält daſ. flg., erobert Donauwörth 943 flg., erzwingt den Uebergang über den Lech 944.
— ſetzt über den Lech und ſchlägt Tilly 945., er rückt auf Augsburg und erobert dieſe Stadt 947 flg., er greift Ingolſtadt an, kann es aber nicht nehmen, entgeht einer drohenden Lebensgefahr 949., Guſtav unterhandelt mit Chriſtian IV. von Dänemark, aber ohne Erfolg 951 flg., ſein barſches Benehmen gegen den Franzoſen Saint-Etienne 951 flg., Guſtav fällt in Baiern ein 955., erobert München 956 flg., ruft Bernhard von Weimar zu ſich 960.
— rückt auf die Nachricht von Wallenſtein's Siegen gegen Nürnberg 973., dringt bis Sulzbach vor, kehrt dann nach Nürnberg zurück und ſchlägt ein feſtes Lager um die Stadt auf 974 flg.
— geheime Unterhandlungen mit Nürnberg, er enthüllt den Patriziern ſeine Plane 975 flg.
— wichtige Anträge an den Nürnberger Rath 977., er will die obern Reichsſtädte in ſeinen Kreis ziehen 977 flg.
— ſeine Unterhandlung mit den Oberöſtreichern, er verſpricht den Bauern Nachlaß der Frohnden und Gilten 980 flg., Guſtav bricht in einer donnernden Rede gegen die teutſche Ariſtokratie los 981 flg., ſeine gefährliche Lage vor Nürnberg 986., er ruft alle verfügbaren Truppen in ſein Lager daſ.
— ſucht verſchiedene male das Lager Wallenſtein's zu erſtürmen aber vergeblich 994 flg., er verläßt das Lager vor Nürnberg 995., geht nach Donauwörth 996., auf die Nachricht daß Wallenſtein Kurſachſen bedränge, eilt er Johann Georg zu Hülfe und und kommt wie geflogen nach Naumburg 998 flg., 1001., Guſtav nimmt in Erfurt von ſeiner Gemahlin Abſchied 1000., Guſtav faßt den Beſchluß zu ſchlagen 1002., liefert die Schlacht bei Lützen 1004 flg., wird getödtet 1006 flg.
— Leiche wird aufgefunden 1011., er iſt nicht durch den Herzog Franz Albert von Sachſenlauenburg umgebracht worden 1012 flg., Guſtavs Größe als Feldherr 1015., ſeine Ehrſucht 1022.

H.

Halle, von den Schweden erobert 866 flg.
Hamilton, ein engliſcher Markgraf, führt dem Könige von Schweden nach Teutſchland 6000 Mann zu Hülfe, ſeine Schickſale 838 flg.
Hanau, von den Schweden erobert 884.
Hanſa, Plan ſie wieder aufzubringen 618.
Haraucourt tritt als Generalwachtmeiſter in Wallenſteins Heer 964.
Haubald, ſchwediſcher Oberſtlieutenant, erobert Hanau 884.
Havelberg wird 1631 von den Schweden erobert 829. 830.
Hegenmiller, J. R., Reichshofrath, geht als kaiſerl. Geſandter an den Kurfürſten von Sachſen ab 798.
Heidelberg wird von Tilly erobert, die dortige Bibliothek dem Papſte geſchenkt 407.
—, Heerd calviniſtiſcher Bewegungen in Teutſchland 462.
Heilbronn, von den Schweden erobert 893 flg.
Heinrich IV., König von Frankreich, ſeine Plane 276 flg., wird ermordet 279.
Heinrich Julius, Herzog von Sachſen-Lauenburg, erhält an Arnims Stelle den Befehl der kaiſerlichen Völker in Polen 215.
Hepburn, ein Schotte, in Guſtav Adolf's Dienſten 943.
Herberstorf, bairiſcher Statthalter in Linz 351.
Herbſt, Johann, katholiſcher Kaplan der Königin Catharina Jagellonika von Schweden 25.
Heſſen (ſiehe Ludwig, Moriz, Wilhelm, Georg.)
Heſſiſcher Erbſchaftsſtreit 440 flg.
Hoe von Hohenegg, kurſächſiſcher Beichtvater, Rolle, die er ſpielt 322.
—, ſein Schreiben an Georg von Heſſen-Darmſtadt 774, ſ. Käuflichkeit 784.
Hofkirchen, ſächſiſcher General, führt Guſtav Adolf einige Truppen nach Nürnberg zu 992.
v. Hohenlohe, Georg Friedrich, Graf, in die Acht erklärt 356.
— — wird begnadigt 447.
Holk, Heinrich, wird vom däniſchen Könige nach Stralſund geſchickt 598. 599.
— tritt in kaiſerliche Dienſte 660 flg.
— tritt zum zweitenmale in Wallenſtein's Heer als Generalwachtmeiſter 964.

Holk, Heinrich, von Wallenſtein nach Sachſen geſchickt, verwüſtet den Kurſtaat unbarmherzig 991.
Hollands Geſandte ſuchen 1627 Frieden zwiſchen Guſtav Adolf und Polen zu vermitteln 186.
Holländer reizen den Kurpfälzer Friedrich V., die böhmiſche Krone anzunehmen 310.
—, Urſächer des 30jährigen Kriegs 457.
—, Anhetzer des 30jährigen Kriegs 363. 371 flg. 381. 412.
Holland giebt dem Könige von Schweden ungerne Geld zum teutſchen Kriege 700.
— hat im Januar 1631 dem Könige von Schweden noch keine Subſidien bezahlt 757.
— zahlt dem Könige von Schweden Hülfsgelder 841.
Holſtein, Adolf, Herzog v., wird vom teutſchen Kaiſer gegen Guſtav Adolf nach Preußen geſchickt 188.
— —, hilft Magdeburg erſtürmen 807.
— — ſtirbt 865.
Horn, Ewert, dient im ruſſiſchen Kriege 79. 87., fällt vor Pleskow 88.
Horn, Guſtav, führt Truppen aus Finnland zu Guſtav Adolf's Heer nach Liefland 134.
— — muß das Städtchen Putzig übergeben 176., führt finniſches Kriegsvolk nach Liefland 179.
— —, ſchwediſcher Feldmarſchall, rückt aus Preußen nach Pommern zu Guſtav 734, ſucht Kolberg vergeblich zu nehmen 735.
— — erhält im Januar 1631, während Guſtav's Marſch nach Mecklenburg, den Oberbefehl in Pommern 759.
— — ſeine geſchickten Bewegungen gegen Tilly 776 unten flg., erobert mit dem Könige Frankfurt an der Oder 778 flg.
— — wird im Sommer 1631 von Guſtav Adolf aus Schleſien an die Elbe beordert 839.
— — befehligt in der Breitenfelder Schlacht den linken Flügel der Schweden 859.
— — erobert viele Orte im weſtlichen Franken 893 flg.
— — eröffnet den Feldzug des Jahres 1632, erobert Höchſtatt und Bamberg 937 flg., muß Bamberg wieder verlaſſen 939.
— — ſeine Thaten am Rhein 986 flg., er erobert Koblenz 987.
Hoſius, Stanislaus, Biſchof in Ermeland, leitet die katholiſchen Bewegungen in Schweden 24. 26.
Humaniſten, Entſtehung derſelben 222.
v. Hutten, Ulrich, 233. 237., ſtirbt 241.
Hyacinth, ein Capuciner, als Unterhändler in Wien 373. 409.

I.

Interim Karls V. 245.
Iſolani, Kroatengeneral, iſt kahlköpfig 748.
— wird zum General der Kroaten ernannt 964.
— in der Schlacht bei Lützen 1003.

J.

Jakob König von England, Schwiegervater Friedrichs V. von der Pfalz 311.
— —, ſucht ſeinen Eidam Friedrich V. durch gütliche Mittel zu retten 383. 396 flg.
— —, Plan ſeinen Erbprinzen mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin zu vermählen 471 flg.
Jakobi, Petrus, Biſchof von Weſteräs, verſchwört ſich gegen Guſtav Waſa 16, wird hingerichtet 17.
Jeſuiten, in Schweden thätig, um die katholiſche Kirche herzuſtellen 24.
— unterſtützen die Empörung des falſchen Demetrius in Rußland 76 flg. 78.
— Orden, ſeine Entſtehung 254 flg., iſt zur einen Hälfte Urſächer des 30jährigen Kriegs 261.
—, aus Böhmen vertrieben 297 flg.
— werden nach der Prager Schlacht wieder in Böhmen reſtituirt 338 flg.
— unterſtützen 1628 Wallenſtein's Plane 614 flg.
— ſuchen bei Vollſtreckung des Religionsedikts die Mönchsorden zu übervortheilen 645.
—, als Erzieher teutſcher katholiſcher Fürſten 674 flg.
— werden eines Mordverſuchs gegen Guſtav beſchuldigt 722 flg.
— werden von Guſtav Adolf in Erfurt hart angelaſſen 874.
— in München, ihr Verhältniß zu Guſtav Adolf 957.
Joachim I., Kurfürſt v. Brandenburg, ſeine Rolle zur Zeit der Reformation 231.
Joachim II. Kurfürſt von Brandenburg, ein Wüſtling 268.
Joachim, Ernſt v. Brandenburg-Anſpach, Waffenhaupt der Union, läßt ſich bei Ulm beſtechen 326, vertheidigt die Pfalz ſchlecht 356, ſeine Rolle zu Heilbronn 364. 366.
— — von Anſpach will wieder waffnen, wird aber gehindert 387. 392.
Joachimi, holländiſcher Geſandter in Teutſchland 382.
Johann, Herzog von Finnland, Sohn Guſtav's Waſa, ſeine Jugend 22, er hei-

rathet eine polniſche Prinzeſſin 22 flg., wird gefangen geſetzt 23.
Johann III. wird nach Erichs Tode König von Schweden 23, begünſtigt Anfangs den Adel 24, die katholiſche Religion 26, veröffentlicht ſeine Liturgie 27.
— König von Schweden, ſein Eifer für die römiſche Kirche erkaltet nach dem Tode der Catharina Jagellonika 28, er verjagt die Jeſuiten aus Schweden 28, heirathet in zweiter Ehe Gunnila Bielke 29, ſtirbt 34.
Johann, Herzog, Guſtav Adolf's Vetter wird geboren 29, verzichtet auf die Krone 62, heirathet Guſtav Adolf's Schweſter daſ.
—, Herzog von Schweden, ſtirbt 123.
Johann Baptiſta, ein italieniſcher Rittmeiſter, verſchwört ſich Guſtav zu ermorden und wird hingerichtet 722.
Johann Kaſimir, Pfalzgraf, Haupt des teutſchen Kalvinismus 463. 469 flg.
Johann Kaſimir, Pfalzgraf v. Zweibrücken, heirathet Guſtav Adolf's Halbſchweſter, Catharina 115.
— —, Guſtav Adolf's Schwager, wird 1627 Statthalter in Schweden 179.
Johann Ernſt von Weimar, ficht in der Prager Schlacht 336.
— —, Feind des Kaiſers 370. 418.
— — will ſich dem Kaiſer nicht unterwerfen 449 flg.
— —, tritt in däniſche Dienſte 511.
— — zieht mit Mannsfeld nach Ungarn 525, ſtirbt daſelbſt 529.
Johann Friedrich, Kurfürſt v. Sachſen wird gefangen 245.
Johann v. Sachſen Weimar iſt arm 382.
Johann Friedrich VI. von Weimar, ſein furchterliches Schickſal 555 flg.
Johann Friedrich, Herzog v, Württemberg, Mitglied der Union 272.
— —, hilft die Union auflöſen 364. 366.
— —, will gegen den Kaiſer losſchlagen, wird aber gehindert 387 flg.
— — ſtirbt 645.
Johann Georg, Markgraf v. Jägerndorf, Anhänger Friedrichs V. in die Reichsacht erklärt 356.
Johann Georg, Kurfürſt von Sachſen, begünſtigt Ferdinand's Erwählung zum Kaiſer 309, nimmt Parthei für Oeſtreich gegen die Böhmen 322 flg.
— — überzieht die Lauſitz 332.
— — nimmt ſich vergeblich der unterdrückten Böhmen an 344 flg.
— —, beſetzt für den Kaiſer Schleſien 357 flg.
— —, ſeine Falſchheit gegen Friedrich V. 407.
Johann Georg weist 1623 die weimarſchen Anträge zurück 419.
— —, erhält die Lauſitzen pfandweiſe und billigt nun alle Schritte des Kaiſers 443 flg., billigt die bairiſche Kur 444, ſein Charakter 445, er erhält neue Vortheile vom Kaiſer 446.
— —, ſinnt auf Abfall vom Kaiſer 523
— — rüſtet 1629 gegen den Kaiſer 657.
— — hält eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Brandenburg in Annaberg 774, beruft den Leipziger Convent 775, ſeine Charakteriſtik 782 flg.
— —, ſein Betragen auf dem Leipziger Konvent 788, ſeine wahren Abſichten dabei 790.
— — läßt ſich im April 1631 in kein Bündniß mit Schweden ein 803 flg.
— —, verweigert dem Kaiſer Lebensmittel und Volk 849, zieht mit ſeinem Heere von Leipzig nach Torgau 850, verbindet ſich mit Guſtav Adolf 852, ſchreibt an den Kaiſer 853, flg., wird von Tilly und Fürſtenberg geworfen und flieht bis Eulenburg 862.
— — bietet nach der Schlacht von Breitenfeld dem Schwedenkönige die römiſche Krone an 865, er erobert Leipzig 867, berathſchlagt mit dem Könige über die weiteren Maaßregeln 868.
— — erobert Böhmen 897 flg.
— — wankt in ſeiner Treue gegen Guſtav 970, der König mißtraut ihm 976.
— — zeigt ſich während des Nürnberger Lagers ſehr lau gegen Guſtav Adolf 978. 991 flg.
— — ruft den König zu Hülfe aber handelt aufs Zweideutigſte gegen ihn und nimmt keinen Theil an der Schlacht von Lützen 1000 flg.
Johann Sigismund, Kurfürſt von Brandenburg wird Kalviniſt 464.
Joſeph, franzöſiſcher Kapuziner, ſeine Geſchichte 662 flg.
Joſt Fritz, Anfuhrer im Bauernkrieg 241.
Jülicher Erbſtreit 274 flg.
Juliane, Stiefmutter des Landgrafen Wilhelm von Heſſenkaſſel, verklagt dieſen beim Kaiſer 748.
Juriſterei, römiſche, den Bauern verhaßt 242.
Juriſten gewinnen durch die Reformation 251.
— verderben Teutſchland 554.
— in Teutſchland, alte Landplage 686.

K.

Kaiſerliche, dieſer Name kommt durch Wallenſtein auf 503.

Kaiſerliche, Stärke derſelben, zur Zeit als Guſtav Adolf in Teutſchland landet 710.
—, ſchlechter Zuſtand ihres pommeriſchen Heeres, ſie fordern vergeblich Waffenruhe von den Schweden 736. 739.
Kaiſerthum, teutſches, faſt alle Stände ſuchen es wieder herzuſtellen 224 flg.
Kanonen, lederne, bei den Schweden 189.
Karl V., teutſcher Kaiſer 232, beurtheilt die Reformation richtig 233.
— will zu Ende ſeines Lebens die teutſche Ritterſchaft zum Kampfe gegen die Fürſten aufrufen 238 flg., begünſtigt den Bauernkrieg 242,
— will die Kirche reformiren, aber nicht auf Luthers Wege 245, beſiegt die Proteſtanten daſ., wird durch den Sachſen Moritz überwunden 246 flg., ſtirbt 249.
Karl I. von England, ſeine Reiſe nach Madrid 474, wird dadurch in England verächtlich 477.
Karl Emanuel, Herzog v. Savoyen, wird in die Union hereingezogen 300. 306 flg. ſein Charakter 307.
Karl IV. Herzog von Lothringen, ſein Charakter 881 flg.
Karl, Herzog von Südermannland, Guſtav Adolf's Vater, ſeine Geburt 22.
— —, beginnt als Vorkämpfer der Reformation den ſchwediſchen Adel in die Enge zu treiben 31, gewinnt großen Einfluß auf die Regierung 33, übernimmt nach Johann's III. Tode die Reichsverweſerſchaft 34, läßt eine Kirchenverſammlung halten 36.
— —, ſein Betragen gegen Sigismund, als dieſer nach Schweden kommt 37 flg., hält die Reichstage von Upſala 36, Söderköping 42, Arboga 44 flg., wird von Sigismund geſchlagen 46, gewinnt aber nachher den Sieg von Stängebro 46, wüthet nun gegen den ſchwediſchen Adel 48 flg., er nimmt im Jahr 1604 den Königstitel an 52, führt Krieg gegen Polen in Liefland 51 flg.
Karl IX. König von Schweden wird in Kriege mit Dänemark und Rußland verwickelt 53 flg., fordert den Dänenkönig zum Zweikampfe heraus 54, ſtirbt 55, ſein Charakter 55.
Karl Philipp, Guſtav Adolf's jüngerer Bruder 65, wird von den Nowgorodern zu ihrem Czaren erwählt 81 und 82, aber Guſtav billigt dieſe Wahl nicht 83, er wird nach Schweden zurückgerufen 86.
— —, Guſtav Adolf's Bruder ſtirbt 128.
Katharina von Brandenburg, Bethlen Gabors Gemahlin, ihr Charakter 490.
Katholicismus, alter und neuer 251.
Katholiken, heimliche in Schweden, unter Guſtav Adolf hingerichtet 158.
—, teutſche haben gegen Ende des 16ten Jahrhunderts in ſittlicher Beziehung das Uebergewicht über die Lutheraner 268 flg.
Keller, Heinrich von Schleitheim, Befehlshaber des Würzburger Schloſſes, wird von den Schweden gefangen 878.
Kettler Gotthard, Heermeiſter von Liefland, tritt dieſe Provinz an Polen ab und wird Erbherzog von Kurland 99. ſeine Söhne Friedrich und Wilhelm 100 flg.
Khevenhiller geht als Kaiſerlicher Geſandter nach Madrid, ſeine dortigen Verrichtungen 320 flg.
— macht ſein Meiſterſtück, in Spanien ſofern er die engliſch-ſpaniſche Heirath verhindert 473.
Kipper- und Wipperweſen in Teutſchland 494.
Knipphauſen, 1623 in Dienſten des Halberſtädter Chriſtian's 427.
—, ſchwediſcher General, erobert Wolgaſt 723, iſt unglücklich in einem Verſuche Greifswalde zu nehmen 723.
— ficht gegen die Kaiſerlichen vor Kolberg 734.
— ſtößt vor Demmin zu Guſtav Adolf 761.
—, in Neubrandenburg gefangen 776.
— wird von Guſtav in Nürnberg zurückgelaſſen 995, dann aber muß er mit dem Könige nach Sachſen rücken 998.
Knut, Erzbiſchof von Upſala, zettelt eine Verſchwörung gegen Guſtav Waſa an 16, wird hingerichtet 17.
Kötteriz, kurbrandenburgiſcher Oberſt, ſtößt zu den Schweden und Sachſen 990.
Kolberg von den Schweden belagert 734 flg.
Kolberg von den Schweden belagert 734 flg.
— wird von den Schweden erobert 765, Schickſal der dortigen Garniſon 765 flg.
v. Kollowrat, öſtreichiſcher Edelmann, bleibt in einem Gefechte 833.
Koniecpolſki, polniſcher Feldherr in Preußen gegen Guſtav Adolf 275, nimmt die Oberſten Teufel und Streif gefangen 177, erobert Meve 182.
— iſt ſehr vorſichtig und mattet die Schweden ab 198 flg.
Kratz, Johann Philipp, der jüngere, kaiſerlicher Befehlshaber in Landsberg an der Warte wird erſchoſſen 781.
—, ligiſtiſcher Oberſt, rückt 1631 gegen Heſſen-Kaſſel 825.
Krazenſtein, Edelknabe in Guſtav Adolf's Dienſt, wird erſchoſſen 986.
Kreilsheim, Hofmarſchall des Königs von Schweden und ſein Begleiter in der Schlacht bei Lützen 1006.

Kriegsartikel, Guſtav Adolf's 122 flg.
—, ſchwediſche 920.
Krieg, 30jähriger, ſein Ausbruch 294 flg.
Kriegführung im 30jährigen Kriege 901 flg., Küraſſire, Karabinire, Dragoner, Kroaten 902 flg., Musketike, Pickenire 903 flg.
Kronberger, kaiſerlicher Oberſt, von den Schweden geſchlagen 776.
Krumpe, Otto, däniſcher Feldherr, bricht in Schweden ein 6.
Küttner iſt 1631 bairiſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe 926 flg.
v. Kurz, kaiſerlicher Geſandter in Frankreich 841.

L.

Lämmermann, Beichtvater Ferdinand's II. 291.
—, ſein Wirken 354.
— ſucht den Kaiſer vom Mantuaniſchen Kriege abzuhalten 648.
Lainez, Jakob, Mitgründer des Jeſuiten-Ordens 255.
Landsberg an der Warthe, von den Schweden genommen 781.
Lanzknechte, teutſche, ihre Entſtehung und Bedeutung 223. 240 flg.
Lauenburg, Stadt, vom Herzoge Franz Carl eingenommen 728., geht aber ſchnell wieder an die Kaiſerlichen verloren 730.
—, Herzog Franz Karl v., tritt in Dienſte der Mecklenburger Fürſten 728., wird von Pappenheim geſchlagen 730., und gefangen 731, kommt wieder los 731.
—, Herzog Franz Albert von, iſt nicht der Mörder Guſtavs 1012 flg.
— —, iſt um Guſtav's Perſon in der Schlacht bei Lützen 1006.
—, Herzog Julius, in den Wallenſteinſchen Prozeß verwickelt 1018, ſeine Ausſage über den Haß zwiſchen Teutſchen und Wälſchen 1018.
Laurentius Norwegus, verkappter Jeſuite, wirkt in Schweden 26.
— — weilt ſpäter in Riga 127.
v. Lautereck, Carl Ludwig, Pfalzgraf, Offizier in ſchwediſchem Dienſte, ſtirbt 833.
Lefevre, Peter, Mitgründer des Jeſuiten-Ordens 255.
Le Jay, Jeſuite, wirkt in Teutſchland 260.
Leipziger Convent, Urſachen desſelben 772 flg., er wird eröffnet 775.
— —, Namen der Anweſenden 786., geheime Beſchlüſſe desſelben 788 flg., Religionsgeſpräch der Lutheraner und Calviniſten daſelbſt 788.
Leo X., Papſt, erläßt eine Bulle gegen Sten Sture von Schweden 4.
Leo X., ſeine Geldbedürfniſſe führen die teutſche Reformation herbei 230 flg.
Leonhard, Erzieher des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen 782.
Leopold, Erzherzog von Oeſtreich, Biſchof von Straßburg und Paſſau. 276. 279. 285.
— — vertheidigt das Elſaß gegen Mannsfeld 391.
— — intrikirt gegen ſeinen Bruder den Kaiſer Ferdinand und zwingt ihn, eine Theilung Oeſterreichs vorzunehmen 455 flg.
— — intrikirt von Neuem gegen ſeinen kaiſerlichen Bruder 652 flg.
— — rüſtet ſich vor Bernhard's Truppen zu fliehen 992 flg.
Lerma, ſpaniſcher Miniſter 320.
Leßley wird von Guſtav Adolf nach Stralſund geſchickt 194.
— erobert im Juni 1630 Rügen 702.
—, ſchwediſcher Oberſt, ſtößt auf Uſedom zu Guſtav Adolf 719.
— erobert das Schloß Löckenitz 758.
Lesley, kaiſerlicher Oberſtlieutenant, wird von den Schweden gefangen 986.
Leubelfing des älteren Brief über den Tod Guſtav Adolf's 1013 flg.
—, Auguſt, Edelknabe des Königs in der Schlacht bei Lützen 1006.
Leuker, bairiſcher Agent in Madrid 320.
v. Lichtenſtein, Carl Fürſt, wird nach der Prager Schlacht Statthalter von Böhmen 338.
Liga, Entſtehung dieſes Bundes 273 flg., iſt anfangs ſchwach 282.
—, rüſtet mit großer Einmüthigkeit 318., Geldbeiträge der Mitglieder daſ.
—, ihre Mitglieder wollen nach der Prager Schlacht den Krieg beendigen, werden aber von Herzog Maximilian gehindert 368. Liga, Koſten ihres Heeres 369.
Ligatag zu Regensburg 1623 im Frühjahre 417.
— zu Augsburg im Frühling 1624 S. 453., wo beſchloſſen wird, die Proteſtanten anzugreifen 453.
— zu Würzburg 1627, gegen Friedland's Werbungen gerichtet 568 flg.
Liga, beginnt ſich vom Kaiſer zurückzuziehen 606.
— nimmt eine drohende Stellung gegen den Kaiſer 640 flg.
Ligatag 1629 zu Heidelberg, ſeine Beſchlüſſe 650 flg.
— zu Mergentheim 658.
— im Juni 1631 zu Dinkelsbühl 798.
— im Dezember 1631 zu Ingolſtadt, von Wenigen beſucht 927.
Lilia, Axel, ſchwediſcher Oberſt, iſt bei der Eroberung Würzburgs thätig 877 flg.

Lindeloh, Oberſtlieutenant unter Pappenheim, wird vor Maſtricht erſchoſſen 989.
— zum Generalwachtmeiſter vorgeſchlagen 437.
Lodoviſio, Neffe des Papſts Gregor XV. 373.
Lohauſen, ſchwediſcher Oberſt, erobert Dömiz 896.
v. Loyola, Ignaz, Gründer des Jeſuiten-Ordens 254 flg.
Lothringen, Herzog von, ſiehe Karl IV.
Luchau, Stallmeiſter des Herzogs Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, tödtet den Offizier, der auf Guſtav Adolf geſchoſſen hat 1007.
Ludwig von Heſſen-Marburg, ſein Charakter 440.
Ludwig, Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, iſt kaiſerlich geſinnt 323.
—, Landgraf von Darmſtadt, hilft die Union auflöſen 365.
— —, durch den Halberſtädter Chriſtian bedrängt 380.
— — wird von Mannsfeld angefallen 392 und gefangen genommen, doch erhält er ſeine Freiheit wieder 395.
— —, ſeine Politik 424.
— —, ſein Erbſchaftsſtreit mit Kaſſel 440 flg.
— —, ſtirbt, nachdem er die Kaſſeler Linie ruinirt hat, ſein erbaulicher Tod 554 flg., ſein Charakter 555.
Lübecker Frieden 607 flg.
— Hanſetag, Plan, den Teutſchen Antheil am Welthandel zu verſchaffen 618.
Lübeck, Hanſeſtadt, iſt ſehr lau gegen die Schweden geſinnt 731. 735.
Lüneburg, ſiehe Chriſtian, Georg.
Lützener Schlacht 1004 flg.
Luther, Martin, wird nach Wittenberg berufen 230., ſchlägt die 95 Theſes an 231.
— erſcheint zu Worms 232., verſpricht den Fürſten die Kirchengüter 234.
— ſein Betragen gegen die Bauern 242.
— räth dem Erzbiſchof von Mainz ſein Stift zu ſekulariſiren 244.
Lutheriſches Fürſtenthum, ſeine politiſche Unfähigkeit 434.
Lutherthum, eine Fürſtenkirche 249 flg.
— ſeine politiſche Schwäche 458 flg.
Lyſemann, Oberſt in Dienſten der Stadt Danzig 181.

M.

Mähren wird wieder katholiſch gemacht 350.
Magdeburg widerſteht Wallenſtein 658 flg.
— nimmt den Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, ehemaligen Adminiſtrator des Erzſtifts, wieder auf 726. Verhältniſſe der Stadt zu ihm 727. 731 flg.
— von den Kaiſerlichen belagert und erſtürmt 814 flg. Urſachen des Falls der Stadt 816.
— wird allmälig wieder aufgebaut 897.
Magie, ſchwarze, Glaube daran im 30jährigen Krieg 556. 563 flg.
Magnus, Herzog von Würtemberg, tritt in badiſche Dienſte 387, fällt bei Wimpfen 390.
Majeſtätsbrief, böhmiſcher 285.
Mainz, von den Schweden erobert 891.
Malaſpina, päpſtlicher Legat in Polen 37.
v. Mannsfeld, Ernſt, Graf, ſeine Jugend 300 flg., marſchirt nach Böhmen 302.
— wird bei Teyn geſchlagen 305.
— behält nach der Prager Schlacht mehrere Plätze in Böhmen 339.
— ſein Benehmen nach der Schlacht von Prag 369 flg.
— zieht das Heer der aufgelösten Union an ſich 371, entwiſcht nach dem Rheine 374, betrügt die Engländer 375, plündert das Elſaß 376 flg.
— greift Darmſtadt an 392, dankt ſein Volk vor Elſaß-Zabern ab 399 flg., wird bei Fleurus geſchlagen 404.
— erſcheint 1623 wieder in Teutſchland 418.
— in Oſtfriesland 438 flg., er dankt ſein Volk ab 439.
— geht nach England 478.
— fällt wieder in Teutſchland mit engliſchem Geſindel ein 489. 506 flg., ſtößt zu den Dänen 517.
— wird bei Deſſau geſchlagen 522 flg., ſammelt wieder Volk 524, bricht nach Ungarn auf, daſelbſt, ſtirbt in Bosnien 529.
v. Mannsfeld, Wolf, Graf, befehligt eine Abtheilung des kaiſerlichen Heeres vor Magdeburg 804.
— —, vertheidigt Magdeburg gegen Baner 896, verliert ein Treffen, daſelbſt.
— —, wird Oberſt des Geſchützes unter Wallenſtein 964.
Mantuaniſcher Krieg 646 flg.
Maradas, Baltaſar, will Prag gegen die Sachſen vertheidigen, muß aber weichen 898 flg.
Maraval, ſpaniſcher Befehlshaber in Mannheim, wird enthauptet 892.
Marazin, kaiſerlicher Befehlshaber in Neubrandenburg, übergiebt dieſe Veſte 759.
Maria Eleonora wird Guſtav Adolf's Gemahlin, ihr Charakter 120.
— —, Königin von Schweden, kommt nach Teutſchland zu ihrem Gemahl 838.
Martiniz, einer der 7 böhmiſchen Statthalter 293, wird zum Fenſter hinausgeworfen 296 flg.

Marwitz, Schanzen daſelbſt, von den Schweden eingenommen 738.
Maßon, lothringiſcher Kriegskommiſſär, wird gefangen 883.
Matthias, Bruder Kaiſer Rudolf's II., ſeine Intriken 283 flg.
— wird zum Kaiſer erwählt 289, ſein Charakter, daſelbſt.
—, Kaiſer, ſtirbt 303.
Maximilian I., teutſcher Kaiſer, arbeitet gegen Erzbiſchof Berthold's Plane das Reich zu einigen 225 flg., ſtirbt 232.
Maximilian II. als Kaiſer, ſeine falſche Politik 264 flg.
Maximilian I. von Baiern, ſein Charakter, Partheihaupt der teutſchen Katholiken, überfällt Donauwörth 269.
— weiſt nach Rudolf's II. Tode die Kaiſerkrone zurück 288.
— ſchlägt nach Matthias Tode abermals die Kaiſerkrone aus 306, iſt unerbittlich gegen Ferdinand's II. Bitten um Hilfe 308.
— ſchließt mit Ferdinand II. den Münchner Vertrag ab 316 flg.
— zwingt die Union, den Ulmer Vertrag einzugehen 325 flg., rückt in Oeſterreich ein 326 flg.
— nimmt das Land ob der Ens pfandweiſe in Beſitz 331, gewinnt die Schlacht bei Prag 335 flg.
— erzwingt 1620 Fortſetzung des Kriegs 368.
— erzwingt vom Kaiſer die Zuſicherung des Kurhuts 373, bietet ſeine Landfahnen auf und treibt Mannsfeld in die Enge 374, läßt ihn jedoch entwiſchen, daſelbſt, nimmt die Oberpfalz in Beſitz 375.
— erhält zu Regensburg die pfälziſche Kur 412 flg., wird damit belehnt 413, Bedingungen dieſer Belehnung 414, unterhandelt mit dem Kaiſer wegen Austauſchs der Oberpfalz gegen das Land ob der Ens 414, wird in Rom über die Maßen gefeiert 415.
—, ſeine Politik, den Krieg in die Länge zu ziehen 436.
— läßt ſich mit Richelieu ein 483 flg., will die Spanier aus Teutſchland verdrängen 484, hält die Generale in Ungewißheit ſeiner Plane 484.
— hat, der einzige teutſche Fürſt, geordnete Finanzen 495 flg.
— durchkreuzt Wallenſtein's ghibelliniſche Plane 635, muß das Land ob der Ens an Oeſterreich zurückgeben und empfängt dafür die Oberpfalz 636 flg.
—, Urheber des Reſtitutions-Edikts 637. 642.
— fordert den Regensburger Kurfürſtentag, ſein Plan dabei 651 flg., er unterhandelt mit Richelieu 652, Todfeindſchaft zwiſchen ihm und Wallenſtein 655.
Maximilian I. von Baiern, ſiegreich auf dem Regensburger Fürſtentage, wird doch überliſtet 677 flg.
—, ſeine und der Liga falſche Stellung zu Guſtav Adolf, von vorne herein fühlbar 699.
— erhält im Bärwalder Vertrage Neutralität von Seiten Schwedens zugeſichert, kann ſie aber nicht annehmen, warum? 754 flg.
— entſagt nach langem Zögern den ſchwediſchen Neutralitätsvorſchlägen, warum? 775.
— wird durch den Leipziger Convent gezwungen, ernſtlich gegen die Schweden loszubrechen 791 flg.
— unterhandelt nach dem Falle Magdeburgs von Neuem mit den Schweden wegen Neutralität 823.
— will nicht, daß Tilly Kurſachſen angreife 847.
— ſchließt 1631 mit der Krone Frankreich ein Schutzbündniß, ruft aber vergebens franzöſiſche Hilfe gegen Guſtav Adolf an 926 flg.
— nimmt Regensburg durch einen Handſtreich 951.
— bittet den Kaiſer und Wallenſtein um eilende Hilfe 961. 972, er proteſtirt Anfangs wider Wallenſtein's zweite Erhebung 962.
— vereinigt ſein Heer mit Wallenſtein's Völkern 972.
— trennt ſich von Wallenſtein und zieht gen Regensburg 997.
Maxwell tritt in däniſche Dienſte 564.
Mazzarin, franzöſiſcher Diplomat im Mantuaniſchen Kriege 650.
Mecklenburg, Herzoge von, treten auf Chriſtian's IV. Seite 510, werden gezwungen ſich dem Kaiſer zu unterwerfen 567 flg.
—, erblich an Wallenſtein abgetreten 612.
Mecklenburger Herzoge, auf welche Weiſe ſie von Wallenſtein aus dem Lande geſchafft werden 623.
Mecklenburg, die Herzoge von, machen einen Verſuch, ihr Land mit Hülfe des Lauenburgers wieder zu erobern 727, ſind jedoch unglücklich 731.
— wird von den Herzogen und dem Schweden Ake Tott erobert 837. Wiedereinſetzung der Herzoge 837.
Meißner, Balthaſar, lutheriſcher Prädikant, am Berliner Hofe thätig 572 flg.
Melanchthon, Philipp, wird nach Wittenberg berufen 239.

Melanchthon, Philipp, bedauert den Gang der Reformation 251.
Memminger Lager Wallenſtein's 670.
Merode ficht unter Wallenſtein in Heſſen 515.
— wirbt für Wallenſtein Truppen 964.
Merrik engliſcher Geſandter, unterhandelt einen Frieden zwiſchen Schweden und Ruſſen 87.
Meßenius, Profeſſor in Upſala, ſein Streit mit Rudbek 157, ſeine Schickſale daſ. flg.
v. Metternich, Joh. Reinhard, geht als Geſandter Tilly's an den Kurfürſten von Sachſen ab 849.
Mitſchefal, ſchwediſcher Oberſt, wird enthauptet, weil er die Schanze bei Rain liederlicher Weiſe übergeben 996.
Mittendorf, Stadtſchreiber von Danzig, unterhandelt mit Guſtav Adolf 130.
v. Mörs, kaiſerlicher Befehlshaber in Kolberg 734.
— übergiebt nach tapferem Widerſtand Kolberg 765.
Moltke, Rittmeiſter in ſchwediſchen Dienſten, erobert Malchin 763.
Monro, ſchottiſcher Oberſt in Guſtav Adolf's Dienſten, erobert Rügenwalde 720.
Montagne, polniſcher Befehlshaber in Straßburg, wird enthauptet 196. 197.
Montecuculi von Wallenſtein zum Oberſten des Geſchützes ernannt 964.
Morgan, ein Schotte, tritt in däniſche Dienſte 564.
— beweist große Tapferkeit 586. 603.
Moritz von Oranien 281.
—, ſein Betragen gegen Friedrich V. 363.
Moritz, Herzog von Sachſen 246 flg.
Moritz, Landgraf von Heſſen-Caſſel, ſeine ehrgeizigen Plane 278.
—, ſeine Politik 380 flg.
— wird 1623 von Tilly überzogen 430 flg., ſeine politiſche Unfähigkeit 431, Geiz dieſes Fürſten 432, er verſchwört ſich mit den Niederſachſen 433 flg.
—, ſein Erbſchaftsſtreit mit Darmſtadt 440 flg.
— verſchwört ſich 1625 mit den nordteutſchen Guelfen 507, kommt in die Heimath zurück 509 flg.
— wird von Wallenſtein bedrängt 515.
— ſucht ſich durch Demagogie zu retten 532 flg., unterhandelt mit Frankreich 533, iſt unentſchloſſen wie immer 536.
— wird durch Ludwig von Darmſtadt ausgepfändet 552, muß abdanken 553, zerſtückt ſcheidend ſein Land 554, opfert Günther auf 554.
Morton, engliſcher Geſandter bei der Union 364.
Muhlhauſer Verſammlung 641.
Münchner Vertrag zwiſchen Maximilian und Ferdinand II. 316 flg.
München von den Schweden erobert 956 flg.
Münzer, Thomas, gegen Luther 234.
Munk, Chriſtine, Geliebte des Königs von Dänemark, Chriſtian's IV. 924.
Murteſa, Paſcha von Ofen, verſtärkt Bethlen Gabors Heer 525.

N.

Nani, Geſchichtſchreiber von Venedig, ſein Zeugniß über Wallenſtein's Plane 672.
Napoleons Urtheil über Guſtav Adolf 1015.
von Naſſau-Siegen, Graf Johann, fällt in Heſſen ein und nöthigt den Landgrafen Wilhelm ſeine Rüſtungen einzuſtellen 748.
Neubrandenburg, von Tilly erſtürmt 776.
Neuhaus, Stadt an der untern Elbe, durch den Lauenburger Herzog Franz Karl eingenommen 728., geht ſchnell wieder an die Kaiſerlichen verloren 730.
Niederſachſen, haſſen die Katholiken 514. 519.
Nolde, Brüder, auf Befehl der Herzoge von Kurland ermordet 100.
Nordteutſchland, Noth daſelbſt im Jahre 1628, S. 606.
Nürnberg unterhandelt mit dem Könige von Schweden und ſchließt ein Bündniß ab 870.
Nürnberg von Tilly bedroht, leiſtet tapfern Widerſtand 889 flg.
— erſter Aufenthalt des Königs von Schweden daſelbſt 941 flg.
— Lager daſelbſt 974 flg., Unterhandlung des Raths mit Guſtav Adolf 975 flg.

O.

Obentraut, pfälziſcher General 367.
— tritt in däniſche Dienſte 511., fällt 518.
Oeſtreich wird großen Theils proteſtantiſch 265.
— ob der Ens kämpft für ſeinen Glauben 350 fl., wird wieder katholiſch gemacht 352 flg.
— unter der Ens wird mit Gewalt katholiſch gemacht 353 flg.
— Erblande ſteuern große Summen zu Errichtung des zweiten Wallenſteiniſchen Heeres 965 flg.
Officutz tritt in Wallenſtein's Heer als Generalwachtmeiſter 964.
Ognate, ſpaniſcher Botſchafter in Wien, widerſetzt ſich der Uebertragung pfälziſcher Kur an Baiern 411. 415.
—, ſpaniſcher Botſchafter in Wien 320.

Oldenburg, Grafen von, verlangen vom Schwedenkönig Neutralität, werden aber abgewieſen 745.
—, — bitten abermals bei Guſtav um Neutralität 769.
Olivarez, ſpaniſcher Miniſter, ſeine Politik 473 flg.
v. Ortenburg, Graf in Guſtav Adolf's Dienſt, verunglückt im Bade 829.
Oſſa's Zeugniß über Wallenſtein's Plane 671.
— greift Biberach an 959 flg.
— macht Eroberungen am Oberrhein 960.
Otto Ludwig, Rheingraf, macht einen glücklichen Anfall auf Tilly's Reiterei 832 flg. (ſiehe auch Rheingraf.)
Oxenhäupt, Olufſon, ſchwediſcher Rittmeiſter, wird von Würzburg'ſchen Bauern erſchoſſen 876.
Oxenſtierna, Axel, Anfänge ſeiner Geſchichte 57., ſein Verhältniß zu Joh. Skytte daſ. flg.
— — ein furchtbarer Bedrücker der Bauern 150.
— — bewilligt den Polen im Frühling 1629 Waffenſtillſtand 208.
— — iſt gegen den teutſchen Krieg 684 flg.
— — ſchickt aus Preußen Truppen an Guſtav Adolf nach Pommern 720.
— — führt im Winter 1631 dem Könige eine Abtheilung von 8000 Mann zu 883.
— — geräth in Händel mit Bernhard von Weimar und dem Pfalzgrafen von Birkenfeld 960.
— — zieht vom Rheine dem Könige zu Hülfe 987.
—, — führt ſein Heer dem König zu Hülfe nach Nürnberg 993.
—, — erhält den Auftrag, einen Bund der vier oberen Kreiſe zu Stande zu bringen 999., er ſieht den König zum letzten male 1000.
Oxenſtierna, Benedikt, wird Statthalter in Elbing 166.
— — geht als Guſtav's Geſandter nach Frankreich und empfängt dort Geld 841.
Oxenſtierna, Gabriel, geht als ſchwediſcher Geſandter nach Koppenhagen 164.
— —, ſoll als ſchwediſcher Geſandter nach Lübeck gehen 609.

P.

Pabſtthum, ſucht das Wachsthum Oeſtreichs zu hemmen 456.
—, hat verhindert, daß Teutſchland im 16. und 17. Jahrhundert zur Einheit gelangte 1021.
Pappenheim, 1620 Oberſt im Heere der Liga 326.
—, bei Prag ſchwer verwundet 337.
— beſiegt die oberenſiſchen Bauern 352.
— erobert Wolfenbüttel 589.
— erhält Wolfenbüttel angeboten, empfängt es aber nicht 629 flg.
—, ſein Betragen gegen Herzog Friedrich Ulrich 633., er wird von Maximilian zurechtgewieſen 635., Pappenheim iſt rein geblieben und Gibelline 635.
—, wird kaiſerl. Feldmarſchall, macht der Unternehmung des Lauenburger's Franz Karl ein ſchnelles Ende 730 flg., bedrängt im Dezember 1630 das Stift Magdeburg 733.
— wird kaiſerl. Feldmarſchall 792 flg., ſein merkwürdiger Brief an den Kurfürſten von Baiern 796 flg.
— thut das Beſte bei Erſtürmung Magdeburgs 804 flg., fordert ein Kriegsgericht wider Tilly 815.
— räth, daß Tilly ohne Weiteres das kurſächſiſche Heer überfallen ſolle 848.
— erobert Merſeburg 849., verleitet Tilly zur Schlacht bei Breitenfeld 857., beweist die größte Tapferkeit. Sein Brief an Wallenſtein 864.
— trennt ſich im Unfrieden von Tilly und zieht nach Weſtphalen 889., entſetzt Magdeburg 896.
— ſeine Thaten während des Sommers 1632 in Weſtphalen und Niederſachſen 987 flg., er weigert ſich Wallenſtein's Befehlen, der ihn nach Nürnberg ruft, zu gehorchen 987., er zieht nach Maſtricht und ſtürmt vergebens das holländiſche Lager 988 flg.
— wird von Wallenſtein aufgefordert zu ihm zu ſtoßen und muß gehorchen 998., wird von Wallenſtein nach Halle entlaſſen 1002., aber gleich wieder zurückgerufen 1003., ſeine Ankunft ſtellt die Schlacht wieder her, er wird tödtlich verwundet 1008.
— Tod, ſein Lob 1009 flg.
Pareus, David, Profeſſor in Heidelberg, Haupt teutſcher Calviniſten 465 flg.
Paſſauer Vergleich 247.
Paſſewalk, pommerſches Städtchen, wird von den Kaiſerlichen zerſtört 724.
Paul III., Pabſt 255.
— IV., Pabſt, verwirft den Augsburger Religionsfrieden 263.
Pazmany, Erzbiſchof von Gran, geht als kaiſerl. Geſandter 1632 nach Rom um Hülfe zu begehren, richtet aber wenig aus 966.
Peralta, Peter, kaiſerlicher Befehlshaber in Loiz, übergibt dieſe Veſtung liederlicher Weiſe 760.

Persſon, ein dalekarliſcher Bauer, will Guſtav Waſa verrathen. 11.
Peruſi, Franz, kaiſerlicher Befehlshaber in Greifswalde, vertheidigt dieſe Veſtung auf's rühmlichſte 764.
—, —, wird erſchoſſen, ſein Lob 826 flg.
Petri, Laurentius Gothus, wird Erzbiſchof von Upſala und begünſtigt die Bemühungen Königs Johann III. für Wiedereinführung der katholiſchen Religion in Schweden 26.
Petri, Olaus und Laurentius, Brüder, helfen Guſtav Waſa die Reformation in Schweden einführen 16.
Pfälziſches Haus, ſeine Verhältniſſe 271.
— Plane teutſchen Umſturzes 367.
v. d. Pforten, ſächſiſcher Befehlshaber in Leipzig, übergibt dieſe Stadt 850.
Philipp, Landgraf von Heſſen, kämpft gegen Sickingen 237.
—, —, begünſtigt die Reformation warum? 243 wird gefangen 245.
—, —, theilt teſtamentariſch ſein Land unter zwei Linien 271.
Philipp III. König v. Spanien 320 flg.
— von Spanien 471.
— IV. von Spanien 471.
Piccolomini kommandirt Cuiraſſire in der Schlacht bei Lützen 1003.
Piecharski, ein polniſcher Edelmann, ſucht den König Sigismund zu ermorden 101.
Pius IV. Pabſt 264.
Plettenberg, Heermeiſter in Liefland, macht dieſe Provinz zu einem erblichen Fürſtenthnm 99.
Polens Waffenſtillſtände mit Schweden 95.
— Verfaſſung im 17. Jahrhundert 132 flg. (ſiehe auch Sigismund.)
Pollich, Martin, erſter Rektor der Univerſität Witteberg 229.
Pommern, ſiehe Bogislas.
— muß ſich mit Guſtav Adolf verbünden 718 flg.
Pommerſcher Landtag zu Stettin im Febr. 1631, S. 769 flg.
de Ponte, ſiehe Quintin.
Poppe, kaiſerlicher Geſandter in Nürnberg 870.
Poſſevin, ein Jeſuite, wird als päbſtlicher Geſandter zu König Johann III. nach Schweden geſchickt 28.
Potowski, polniſcher General in Preußen 180.
— wird bei Gortzno von den Schweden geſchlagen 203 flg.
Preußens Schickſale in den letzten Zeiten des Teutſchordens 98., fällt an Kurbrandenburg 99.
—, Krieg daſelbſt 165 flg., das Land wird fürchterlich verheert 199.
Proles, Andreas, Auguſtiner Provinzial in Sachſen 229.

Q.

Quartiersordnung des ſchwediſchen Heers von Guſtav Adolf im März 1631 erlaſſen 767 flg.
v. Queſtenberg, Freund Wallenſtein's 962., unterhandelt mit ihm 963.
—, kaiſerlicher Geheimer Rath, Wallenſtein's Vertrauter 656.
Quintin's Mordverſuch gegen Guſtav 721.
— ſein Gepäck fällt zu Demmin den Schweden in die Hände 763.

R.

Radzivil, polniſcher Feldherr, kämpft gegen die Schweden vor Riga 125, intrikirt mit Guſtav Adolf 133.
Rangoni, päpſtlicher Botſchafter in Polen, unterſtützt die Unruhen der falſchen Demetrius 76.
— Julius, beſorgt für Wallenſtein den Ankauf von Waffen 965.
Ratzeburg, Stadt, von Pappenheim eingenommen 730 flg.
Reformation, teutſche, ihre Urſachen 221 flg.
— innerhalb der katholiſchen Kirche 254 flg.
Regensburg, Fürſtentag daſ. im Jahre 1630 ausgeſchrieben, ſeine Geſchichte 661, Klagen der Fürſten daſelbſt 667.
—, von den Baiern eingenommen 951.
Reichsrath in Schweden, ſeine Macht und Zuſammenſetzung 112, er wird beſchränkt 112.
Reichsverweſer in Schweden 3.
Reichsſtädte, teutſche, tragen die Koſten der Union 365.
—, Oligarchie in denſelben 468.
—, ihre antikaiſerliche Politik 624 flg., Geldkräfte derſelben daſ., Plan, die Macht der Zünfte wieder aufzurichten, Gewalt der Patrizier 625 flg.. ſie werden theilweiſe für den Kaiſer gewonnen 626, Reichsvögte in den Städten 642.
Reinacher, kaiſerlicher Oberſt unter Pappenheim, hilft Ratzeburg erobern 730.
—, ligiſtiſcher Oberſt, zwingt den lutheriſchen Erzbiſchof von Bremen den Leipziger Schlüſſen zu entſagen 824.
Relinger, ſchwediſcher Rittmeiſter und Geſandter in Südteutſchland 870.
Reſtitutionsedikt und ſeine Vorbereitung 641 flg.
Rhea, Lord, dient im ſchwediſchen Heere, ſeine Zeichnung der ſogenanten Kolonne Guſtav's 911 flg.
Rheingraf, Otto Ludwig, tritt 1628 in Guſtav Adolf's Dienſte 196.

Rheingraf, verläßt den däniſchen Dienſt 588.
— — ſchlägt die Kaiſerlichen unter Winsgersky 776 (ſiehe auch Otto Ludwig).
Ribniz, mecklenburgiſches Städtchen, von den Schweden eingenommen 728.
Richelieu ſchickt Geſandte nach Preußen zu Guſtav 216.
—, ſein Charakter 480 flg. verhandelt mit Guſtav Adolf 486.
—, ſeine Plane gegen Oeſtreich 638 flg. 652.
— reizt ganz Europa wider Teutſchland auf 656.
— wird von ſeinen Gegnern am Hofe hart bedrängt, weil er die Schweden bis nach Mainz geführt 925.
— wird immer eiferſüchtiger auf Guſtav und verweigert ihm die Hülfsgelder 954.
—, ſein Urtheil über den Znaimer Vertrag 969.
— Urtheil über teutſchen Nationalſtolz 1019.
Richter G., Nürnberger Patrizier unterhandelt mit Guſtav Adolf 977.
Riga, von den Schweden belagert und erobert 124 flg.
Rodriquez, Mitgründer des Jeſuitenordens 255.
Rom ſucht das kaiſerliche Heer zu entnationaliſiren, warum? 795.
Romanov, Michael, beſteigt den ruſſiſchen Thron und iſt Stifter der noch heute herrſchenden Dynaſtie 85.
— Federowitſch, Großfürſt von Moskau, wirbt um die Schwägerin Guſtav Adolf's 485.
Rosladin, Fritz, wird von Guſtav Adolf 1628 nach Stralſund geſchickt 193.
— —, fällt in der Vertheidigung Stralſunds 600.
Roſtock wird 1630 von den Kaiſerlichen entwaffnet 729.
— wird von den Schweden erobert 895.
Roy, Gabriel, ſpaniſcher Botſchafter in Warſchau 188.
Rudbeck, Profeſſor in Upſala, ein Polterer 157.
Rudolf II., teutſcher Kaiſer 266 flg.
— Kaiſer wird aufs Unbarmherzigſte von ſeinem Bruder Matthias bedrängt 286 flg., ſtirbt 288.
Rudolf Max v. Sachſen-Lauenburg, befehligt die bairiſche Beſatzung in Donauwörth und muß die Stadt räumen 943 flg.
Rueß, ſchwediſcher Oberſt, wird erſchoſſen 986.
Rusdorf, kurpfälziſcher Miniſter, ſucht Guſtav Adolf zur Verbindung mit einer pfälziſchen Prinzeſſin zu vermögen 118.
Rußland, Unruhen daſelbſt durch den falſchen Demetrius 75.
—, Zuſtände dieſes Landes im 17. Jahrhundert 92.
Ruthven, Patrik, Oberſt in ſchwediſchen Dienſten, ein tapferer Trinker 925.
— —, iſt ſchwediſcher Kommandant in Ulm 993.

S.

Sachſen (ſiehe Chriſtian II., Johann Georg).
v. Sachſen-Lauenburg, Herzog Rudolf Max, rettet in der Breitenfelder Schlacht Tilly 863 (ſiehe auch Rudolf Max).
Saint Etienne, franzöſiſcher Geſandter in München, unterhandelt vor Ingolſtadt mit Guſtav, wird aber ſchlimm heimgeſchickt 952 flg.
Salvius, Johann, ſchwediſcher Geſchäftsmann, ſeine Geſchichte 136.
— — drängt ſich in Lübeck ein, um Theil an den dortigen Friedensverhandlungen zu nehmen, wird aber abgewieſen 609.
— — ſchwediſcher Reſident in Lübeck, hat Händel mit dem dortigen Rath 735.
v. Santa Cruz ſpaniſcher Feldherr, verräth Pappenheim vor Maſtricht 988.
Sapieha, Feldherr der Polen 133., ficht unglücklich gegen Guſtav Adolf 135.
Sattler, Philipp, Geheimſchreiber des Königs von Schweden 749.
— —, Geheimſchreiber Guſtav's, unterhandelt mit Nürnberg 975.
— —, ſchwediſcher Geheimſchreiber 935, 979.
Savelli, ein italieniſcher Herzog, befehligt die Kaiſerlichen in Mecklenburg gegen Guſtav Adolf 723, wird von Guſtav geſchlagen 729.
— übergibt Demmin lüderlicher Weiſe und wird dennoch vom Kaiſer nicht beſtraft, warum? 760 flg.
— iſt öſtreichiſcher Botſchafter am päpſtlichen Hofe 966.
v. Schaumburg, Haimbald, übernimmt an Conti's Stelle den Oberbefehl der Kaiſerlichen 736.
— —, kaiſerlicher Feldmarſchall, flieht vor den Schweden 738, ſein Brief an Tilly 739.
— —, legt das Kommando nieder 778.
— —, tritt als Generalwachtmeiſter in Friedland's Heer 964.
Schepperus, Pfarrer in Stockholm, predigt gegen die Papiſten 40. 43, wird abgeſetzt 43.
Scheurl, nürnbergiſcher Pfleger, übergibt die Veſte Lichtenau an die Kaiſerlichen 985.

Schlechter, kaiſerlicher Hauptmann, vertheidigt Wolgaſt mit Auszeichnung 723.
Schleſien wird mit Gewalt katholiſch gemacht, doch bleiben einige Bezirke lutheriſch 354 flg.
Schmalkald'ſcher Bund 245 flg.
Schneidewin, ſchwediſcher Befehlshaber in Halle 867.
v. Schönburg, Otto Friedrich, kaiſerlicher Feldzeugmeiſter, geht als Tilly's Geſandter an den Kurfürſten von Sachſen ab 849.
— —, kaiſerlicher Feldzeugmeiſter, fällt in der Schlacht von Breitenfeld 865.
Schreiberherrſchaft in Teutſchland, ſeit der Reformation aufgekommen 251.
Schreiberweſen in Teutſchland, eine alte Klage 686.
Schwaben Herzogthum, ſeine Bedeutung in der teutſchen Geſchichte 240.
— und Tiroler, die beſten Soldaten des teutſchen Reichs 692.
Schwäbiſche Bauern greifen gegen die Schweden zu den Waffen, werden aber geſchlagen 959.
v. Schwarzenberg, Adam, kurbrandenburgiſcher Miniſter, ſeine Geſchichte und Politik 576 flg., geht nach Wien 585.
— —, von Guſtav Adolf bedroht 743.
— —, ſeine Politik gegen Guſtav Adolf 740 flg., iſt Urheber des Planes einer dritten Parthei 744, empfängt ein glänzendes Zeugniß von Richelieu 745.
— —, wahrer Urheber des Leipziger Convents 774.
Schwedens Kirche, in katholiſchen Zeiten übermäßig reich 15.
Schweden, Stand der Finanzen bei Guſtav's Regierungsantritt 64 flg.
— erwirbt Eſthland 99.
Schweden, die, ihre Anſtelligkeit für Gewerbe 105, das ſchwediſche Heer trägt bis 1632 keine Uniformen 107.
—, Beſteurung des Landes unter Guſtav 139 flg., Druck der Bauern durch Adel und König 141 flg. Aushebung des Kriegsvolks 143. Sold deſſelben 147. Stärke deſſelben 148. Bevölkerung Schwedens unter Guſtav 149.
—, drückende Privilegien des dortigen Adels 149 flg.
—, Laſt dortiger Aushebung und der Steuern für den preußiſchen Krieg 173.
Schwedens kleine Kräfte verglichen mit Teutſchlands Mitteln 693.
Schweden, Landtag daſelbſt im Jahre 1632, zu welchem Zwecke? 827 flg.
Schweickard Johann, Erzbiſchof von Mainz, ein kluges Haupt, bringt den Kurfürſten von Sachſen zu Schleußingen herüber 443.
Schweinfurt tritt zu den Schweden über 876 flg.
v. Schwenden befehligt einen Haufen oberſchwäbiſcher Bauern, er wird gefangen 959.
Scultetus, Abraham, pfälziſcher Hofprediger 312. 329.
Seaton, ſchottiſcher Oberſt in Guſtav Adolf's Dienſten vor Riga 124.
Segeberger Verſammlung 359.
v. Sickingen, Franz, ſeine Plane 237.
Siegroth, ſchwediſcher Berghauptmann unter Guſtav Adolf 106.
Sigbrit beherrſcht durch die Schönheit ihrer Tochter das Herz des Königs Chriſtian II. von Dänemark 7.
Sigismund, Guſtav Adolf's Vetter und Todfeind, wird geboren 23 im katholiſchen Glauben erzogen 25.
—, wird zum Könige von Polen gekrönt 29, ſchwediſche Verfaßung, die er vor ſeiner Abreiſe nach Polen beſchwören ſoll 30. 31.
— kommt aus Polen nach Schweden 37, wird zum Könige in dieſem Reiche gekrönt 38, er reist wieder ab, kommt zum zweitenmale nach Schweden 45, wird von Karl geſchlagen 46, wird durch die Stände der ſchwediſchen Krone für verluſtig erklärt 47.
— befeindet Guſtav Adolf 94 flg.
— rüſtet ſich 1617 zum Kriege gegen Guſtav Adolf 97.
— wird abermals zum Abſchluß eines Waffenſtillſtands mit Schweden gezwungen 101, Mordanfall auf ihn daſ.
—, will den Schweden durchaus keinen Frieden gewähren 129, ſchickt dem Kaiſer ein Heer Koſacken zu Hülfe 131, verfeindet ſich mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen, wird vom Kaiſer und Spanien gegen Schweden aufgereizt 131.
— verfeindet ſich mit ſeinen Unterthanen durch ſeinen unverſtändigen Haß gegen Guſtav Adolf 131, Warſchauer Reichstag von 1624 und ſchlimmer Ausgang deſſelben für den König 131 flg., ſchreibt an Don Philipp IV. von Spanien 134, Seine Verhältniſſe zu Georg Wilhelm von Brandenburg durch Guſtav Adolf's Angriff auf Preußen geſpannt 165. S. wird vom teutſchen Kaiſer zur Fortſetzung des preußiſchen Kriegs gegen Guſtav Adolf aufgereizt 170 flg.
— ſchließt den Altmarker Friedensvertrag 216 flg., ſein Charakter 220, er ſtirbt daſ.
Skytte, Johann, Anfang ſeiner Geſchichte,

ſein Verhältniß zu Orenſtierna 57 flg.
Skytte, geht 1617 als ſchwediſcher Geſandter nach Dänemark und Holland 91.
— —, gründet eine Profeſſur in Upſala 106, wird nach Koppenhagen geſchickt 161. 162.
— —, iſt gegen den teutſchen Krieg 686.
Slaghök, Dietrich, wird Erzbiſchof von Lund 7.
Slawata, einer der 7 böhmiſchen Statthalter 293, wird zum Fenſter hinausgeſtürzt 296.
Söderköping, Reichstag daſelbſt 42.
v. Sötern, Philipp Chriſtoph, Erzbiſchof von Trier, ſeine Intriken 483.
Sold im 30jährigen Krieg 918 flg.
Spanien ſucht den König von Polen gegen Guſtav Adolf aufzureizen 188.
— ſinkt mit Philipp II. 320.
Spaniens Plane auf die Pfalz 408 flg.
Spanien treibt die Moriskos, gedrängt durch calviniſtiſche Intriken, aus 461.
— ſucht die Verlegenheiten Baierns auszubeuten und die Liga zu ſprengen 542.
Sparre, Erich, belügt die polniſchen Königswähler 29, ſein Benehmen bei Sigismund's Ankunft in Schweden 39.
— —, wird hingerichtet 49.
Sparre, Johann, wird hingerichtet 49.
Sparre, kaiſerlicher Oberſt, vor Stralſund thätig 594 flg.
— tritt als Generalwachtmeiſter in Friedland's Heer 964.
—, kaiſerlicher Generalwachtmeiſter wird von den Schweden gefangen 986.
Speerreuter (Klaus Dietrich), ſchwediſcher Oberſt, belagert Kolberg 734, verliert den Befehl über die Belagerer 735.
Spinola, ſpaniſcher Feldherr 320.
— rückt in die Pfalz ein 332.
— macht Fortſchritte in der Pfalz 356.
— geht nach Flandern zurück 375 flg.
Spionenweſen im 30jährigen Kriege 432.
Spiring, Peter, ſchwediſcher Unterhändler in Preußen 171.
Stahlmann, Johann, Agent des Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg bei Guſtav Adolf 725.
— —, ein Agent Guſtav Adolf's wird bei Erſtürmung Magdeburgs gefangen, entkommt aber wieder 813.
— —, Kanzler der ſchwediſchen Regierung in Halle 867.
Staupiz, Johann, erſter Dekan der Wittenberger Univerſität 229.
Sternſkiöld, ſchwediſcher Feldherr, befehligt in Eſthland 99.
—, ſchwediſcher Admiral wird erſchoſſen 189.
Stettin, Hauptſtadt von Pommern, durch die Schweden eingenommen 713 flg.
Stockholmer Blutbad 8 flg.
Stolbowa, Friede daſelbſt geſchloſſen 89.
Stralſund, teutſche Stadt, wird ſchon 1626 von Guſtav Adolf gegen den Kaiſer aufgereizt 170 flg.
Stralſunds Belagerung 593 flg.
Straßburg erklärt ſich für Schweden 871.
Straßburgs Verhältniß zu Guſtav Adolf 977.
Straube, kaiſerlicher Befehlshaber in Dömiz, muß ſich ergeben 896.
Sture, das Geſchlecht der, 3.
Sture, Sten, ſtirbt in der Vertheidigung Schwedens 6.
v. Styrum, Herrmann, führt den Reſt der halberſtädtiſchen Truppen zu Mannsfeld 438.
Suy's, wallenſteiniſcher Oberſt 1002.
Swen, Elfsſohn, rettet Guſtav Waſa 11.
v. Sylva, Don Philipp, ſpaniſcher Befehlshaber in Mainz, muß ſich ergeben 891.

T.

Taupadel ficht unglücklich gegen die Kaiſerlichen, wird gefangen aber von Wallenſtein wieder freigegeben 983 flg.
— erobert einen kaiſerlichen Wagenzug bei Freiſtädtl 985 flg.
— vertheidigt das Schloß von Koburg gegen Wallenſtein 997.
Terzky, Wallenſtein's Schwager, wirbt Truppen 964.
— wird von den Schweden gefangen 986.
Tetzel, Johann, Ablaß-Prediger 231.
Teufel, teutſcher Oberſt, tritt in ſchwediſche Dienſte 171.
— wird gefangen 177.
—, ſchwediſcher Oberſt, wird von Guſtav Adolf in Stettin als Befehlshaber zurückgelaſſen 728.
Teuſiner Frieden zwiſchen Schweden und Rußland 1595 abgeſchloſſen 41.
Teutſche, ihr Haß gegen die Wälſchen 1018., teutſcher Nationalſtolz 1019.
Thodänus, Chriſtoph, Prediger in Magdeburg, ſein Bericht von Erſtürmung dieſer Stadt 809 flg. Note.
Thonradel, Andreas, ſucht Ferdinand II. zu bewältigen 304.
v. Thurn, Franz, böhmiſcher Graf, nimmt bei Guſtav Dienſte 169.
— wird verwundet 180.
— ſtirbt 199.
v. Thurn, Matthias, Graf, erzwingt den Majeſtätsbrief 285., verliert die Burggrafenſtelle 293.

v. Turn, bereitet den Ausbruch des 30jährigen Kriegs vor 295., erhält den Oberbefehl über das böhmiſche Heer 297.
— — entflieht aus der Prager Schlacht 337.
— — geht als Bethlens Geſandter nach Konſtantinopel 450.
— — ficht 1627 unter däniſchem Banner 565.
— — kehrt 1631 nach Prag zurück 899.
Tiefenbach wird kaiſerlicher Obergeneral nach Schaumburg's Rücktritt 776. verliert Frankfurt an der Oder 779 flg., er flieht nach Schleſien 780.
— rückt aus Schleſien gegen Kurſachſen vor 848.
— fällt in die Lauſitz ein 897, er rückt nach Böhmen 898.
— ſtößt mit dem Reſt ſeiner Leute zu Wallenſtein 967.
—, ſeine Waffenthaten gegen die Sachſen in Schleſien und den Lauſitzen 989.
Tilly gewinnt die Schlacht vor Prag 336 flg., bleibt dann in Prag 339., greift aber Mannsfeld nicht an, warum? 340., er warnt vergeblich die bedrohten böhmiſchen Rebellen 340.
— zieht wider Mannsfeld nach der Oberpfalz 372., an den Rhein 377.
— bewährt ſich als großer Feldherr 383.
— erleidet Nachtheile bei Wiesloch 386. erringt den herrlichen Sieg bei Wimpfen 390., ſeine Größe als Feldherr 392., 401., ſchlägt die Mannsfelder bei Lorſch 393., vernichtet das Heer des Halberſtädters bei Höchſt 394., wird in den Reichs-Grafenſtand erhoben 402., er erobert Heidelberg 406 flg., Mannheim 407.
— rückt 1623 gegen Heſſen 430 flg., hat treffliche Spione 432., er reißt die adeligen Heſſen vom Kaſſler Landgrafen los 433., ereilt Chriſtian von Halberſtadt und ſchlägt ihn bei Stadtlohn 435., darf aber ſeinen Sieg nicht ungehindert benützen 436., Tilly's Uneigennützigkeit 437.
— bricht gegen Mannsfeld nach Oſtfriesland auf 438.
— überwintert von 1623 auf 1624 in Heſſen 451., hält 1624 das proteſtantiſche Teutſchland nieder 452.
—, iſt gut Teutſch geſinnt, will die Franzoſen 1624 angreifen, darf aber nicht 484.
— reißt 1625 den heſſiſchen Adel vollends vom Landgrafen los 507 flg., bricht gegen die Dänen los 509., macht Fortſchritte 513., Tilly's Menſchlichkeit als Quartiersmann 514.
— leidet einen Verluſt bei Nienburg 515., zeigt ſich nachgiebig gegen Wallenſtein 521.
— eröffnet den Feldzug des Jahrs 1626, von Heſſen aus 532., züchtigt den Landgrafen 537., erſtürmt Münden daſelbſt, zwingt Moriz zur Unterwerfung 540 flg., erobert Göttingen 541., erringt den glänzenden Sieg bei Lutter 547 flg.
— wird vor Pinneberg verwundet 586.
—, im Feldzuge von 1628, erobert Stade 603 flg.
— von Wallenſtein mit dem Herzogthum Calenberg geködert, bleibt Baiern treu 630. 636.
— wird nach Regensburg berufen, um die Fürſten zu ſchützen 672.
— wird in Regensburg zum Oberbefehlshaber der kaiſerlichen und ligiſtiſchen Truppen ernannt, ſeine unglückliche Lage 677.
— ſteht zur Zeit der Landung Guſtav Adolf's in Baiern 711.
— unterhandelt im Januar 1631 mit Guſtav wegen eines Waffenſtillſtands, aber nicht ernſtlich 757., er rückt nach Frankfurt an der Oder 757.
— ſein Marſch von Frankfurt an der Oder nach Mecklenburg, Beweggründe deſſelben 770 flg., er erſtürmt Neubrandenburg 776., wendet nach Magdeburg um 777.
— will ſchon 1630 Ernſt aus dem Kriege gegen Schweden machen, wird aber durch geheime Befehle aus München zurückgehalten 792. flg., er hält zur teutſchen Parthei 795., er ſucht Frankfurt an der Oder vergeblich zu retten 796.
— will aus Eiferſucht gegen Pappenheim die Erſtürmung Magdeburgs nicht wagen 807 flg., läßt Pappenheim im Stiche 808., iſt unſchuldig an den in Magdeburg begangenen Greueln 814 flg.
— fällt nach Eroberung Magdeburgs in ſein altes Zögern zurück 823., zwingt den Erzbiſchof von Bremen dem Leipziger Schluſſe zu entſagen 824., zieht nach Thüringen und Heſſen daſ. Die Mannszucht ſeines Heeres iſt zerfallen daſ.
— wird zurückgeſchlagen, als er das ſchwediſche Lager bei Werben zu ſtürmen ſucht 834., er geht nach Tangermünde und Wollmirſtadt zurück 836.
— entſchließt ſich Kurſachſen anzugreifen, warum? 847., Fürſtenberg ſtößt zu ihm 847.
— erobert Leipzig 849 flg., will Anfangs einer Schlacht mit den Schweden ausweichen, wird aber durch Pappenheim zu ſchlagen gezwungen 856 flg.
— ſeine Bewegungen nach der Schlacht von Breitenfeld 880.

Tilly bedrängt Heſſenkaſſel 881., wird durch Befehle aus München gehindert, die Schweden bei Würzburg anzugreifen 882.
— bricht gegen Nürnberg los, wird aber zum Abzuge genöthigt 889.
— entſetzt Bamberg 939., muß vor Guſtav Adolf's Anmarſche weichen 940.
— verſchanzt ſich bei Rain am Lech 944.
— empfängt bei Rain eine tödtliche Wunde 945., er ſtirbt 946., ſein Lob daſ. flg.
Tirol lieferte ſchon 1630 die beſten Soldaten des Reichs 692.
Torſtenſohn, Leonhard, iſt Oberſt über das Geſchütz bei Guſtav's Landung in Teutſchland 705.
Toſſanus, Daniel, Hofprediger in Heidelberg und Erzkalviniſt 470.
Tott, Ake, ſchwediſcher General erobert Greifswalde 826.
— — erobert Mecklenburg 837.
— — erobert Roſtock und andere Orte 894 flg.
Trienter Concil 245. 246.
Trier, Kurfürſt von, begibt ſich in franzöſiſchen Schutz und ſucht Guſtav Adolf zu betrügen 929 flg.
Trolle, Guſtav, Erzbiſchof von Upſala, verbindet ſich mit Chriſtian II. gegen ſein Vaterland 4.
Troſt, Oberſtlieutenant, befehligt einen Theil des Magdeburgſchen Volks 806.
Truchſeß, Kammerherr und Begleiter Guſtav Adolf's in der Schlacht bei Lützen 1006.
Türken erhalten Tribut von Oeſterreich 266.

U.

Uckermünde, Stadt, von den Kaiſerlichen verlaſſen 723.
Ulm, muß dem Leipziger Schluſſe entſagen 799.
— erklärt ſich für Schweden 871.
— Verhältniß dieſer Stadt zu Guſtav Adolf 977.
Uniformen im 30jährigen Kriege 107.
Union, proteſtantiſche, entſteht 270.
—, von der Liga bedroht 324., ſchließt den Ulmer Vertrag ab 325.
—, löst ſich auf 364 flg.
Upſaler Beſchlüſſe 36.
Upſala, Stand dortiger Univerſität 157 flg., wird von Guſtav Adolf reichlich ausgeſtattet und neu geordnet 159 flg., Gehalt der Profeſſoren 160.
Urban VIII., Pabſt, iſt den Franzoſen günſtig 647.
—, Pabſt, verweigert dem teutſchen Kaiſer Geldhülfe 966 flg.
Uſſelinx, ein Flamänder, gründet in Schweden Gewerbe 174.
v. Uzeda, Herzog, ſpaniſcher Miniſter 320.

V.

Valtelin, Krieg daſelbſt 482.
Vane, engliſcher Geſandter bei Guſtav Adolf, iſt dem Könige mißfällig 840.
— — unterhandelt vergeblich für die Wiederherſtellung des Kurpfälzers 932.
de Vere, Horace, engliſcher Feldherr in Teutſchland 367.
—, —, übergibt Mannheim 407.
v. Viermond, kaiſerlicher Befehlshaber in Roſtock, muß ſich ergeben 895.
Volkamer, Chriſtoph, ein Nürnberger Patrizier 941.
— — unterhandelt mit Guſtav Adolf 977.
Volkmann, Oberſt der Stadt Stralſund 594.
Voppel, Johann, ſächſiſcher Befehlshaber in der Pleißenburg, übergibt dieſelbe 850.
Vorbehalt, geiſtlicher 248.

W.

Wadſtena, Kloſter daſelbſt, aufgehoben 43.
Wälſche, im kaiſerlichen Heere, durch wen und warum? angeſtellt 794 flg.
— und Teutſche haſſen ſich auf den Tod 1018.
v. Waldſtein, Adam, Landeshofmeiſter von Böhmen 303.
Wallenſtein, Albrecht, ſeine Anfänge 492., erringt ein ungeheures Vermögen 500 flg., wird Herzog von Friedland 502., bringt ein Heer von 30,000 Mann auf 503., drückt dem teutſchen Kriege den kaiſerlichen Charakter auf 504., nimmt Proteſtanten ſo gut als Katholiken in ſein Heer daſ.
— erſcheint in Niederſachſen 515., geht nach Halberſtadt, warum? 516. Zwiſt zwiſchen ihm und Tilly 521 flg., er ſchlägt Mannsfeld bei Deſſau 522., bricht gegen Bethlen Gabor nach Ungarn auf 525., hat dort kein Glück 527.
— macht im Frühling 1627 große Rüſtungen 568., ſucht Württemberg zu umgarnen 569., erobert Schleſien 570., erhält das Herzogthum Sagan 571., umgarnt Brandenburg 571 flg.
— vereinigt ſich mit Tilly 585.
— erobert Holſtein, Schleswig und Jütland 587 flg., bekommt Streit mit Tilly wegen Mecklenburgs 589., verlegt ſein Volk in die Winterquartiere 590., ſucht eine Seemacht zu gründen 591.
— erhält das Herzogthum Mecklenburg 592., wird General des Oceans daſ.

Wallenſtein weist die Stralſunder Geſandten ab 599., erſcheint vor Stralſund 600., hebt die Belagerung auf 602., läßt ſeinen Aerger an dem Herzog von Pommern aus 602. unterwirft Roſtock und Wismar 603., erobert Krempe 604., ſchließt den Lübecker Frieden 607 flg.
— geheime Anſchläge aus den Jahren 1627—29 gegen Guſtav Adolf 610 flg., geheime Mittel, durch welche er Mecklenburg erringt 612 flg.
—, ſeine Gegner und Freunde am Wiener Hofe 613 flg., hat 1628 die Jeſuiten zu Freunden 614 flg., ſein Gerede von einem Türkenkriege 615 flg., droht den König von Dänemark um ſeine Krone zu bringen 617., unterhandelt betrüglich mit Guſtav gegen Dänemark 620., ſein Plan Teutſchlands Einheit herzuſtellen 623 flg., ſucht das Heer der Liga zu verführen 628 flg.
— ſucht Tilly zu verführen aber vergeblich 629 flg.
—, ſein Ausſpruch: „man braucht keine Kurfurſten mehr“ 630., wird beim gemeinen Mann populär 631 flg., ſeine Plane werden durch Maximilian von Baiern durchkreuzt 635.
— ſeine blutige Plane gegen den Kurfürſten von Baiern 655.
— unglückliche Verſuche gegen Magdeburg 656 flg., trifft Vorkehrungen gegen Guſtav Adolf 660.
— gibt dem Kaiſer fürchterliche Rathſchläge, dem Regensburger Fürſtentage ein Ende zu machen 670 flg., ſeine Größe 673., wird abgedankt 675 flg.
Wallenſtein's Heer, 678., ein großer Theil deſſelben wird entlaſſen 678 flg., Wallenſtein zieht ſich in den Privatſtand nach Böhmen zurück, ſein Glanz 681 flg.,
— verläßt Prag bei Annäherung der Sachſen 898 flg.
— wird zum zweitenmale kaiſerlicher Feldhauptmann 961 flg., Demüthigung, die er dem Kaiſer zufügt 962 flg., er errichtet ein neues Heer 963 flg.
— knüpft Verbindungen mit Gaſton, Herzog von Orleans, an 967., ſchließt den Znaimer Vertrag ab; ſein ſchreiendes Unrecht bei dieſer Unterhandlung 967 flg., er verjagt die Sachſen aus Böhmen 970 flg., vereinigt ſich mit Maximilian's von Baiern Heere 972., rückt gegen Nürnberg 973 flg.
— ſein Lager vor Nürnberg, ſeine Abſichten 984 flg.
— verläßt das Lager vor Nürnberg 995., beſtürmt Koburg 997., bricht dann in Sachſen ein, erobert Leipzig 998., er entläßt Pappenheim nach Halle, warum? 1002., ruft ihn aber gleich wieder zurück 1003., liefert die Schlacht bei Lützen 1004 flg.
—, ſein Verfahren nach Guſtav Adolf's Tode 1016 flg., er wird ermordet, wahre Urſache ſeines Todes 1017 flg.
Weimar, ſiehe Johann Ernſt, Johann Friedrich, Bernhard, Wilhelm, Friedrich.
— Prinzen, ihre Politik 370 flg.
Werben, ſchwediſches Lager daſelbſt 831 flg.,
v. Werdenberg, Freund Wallenſtein's 962.
v. Werth, Hans, ſteigt von den niederſten Graden auf 923.
Withelocke, engliſcher Geſandter in Stockholm, tadelt die Eingriffe Guſtav's in die Rechte der Stände 111.
Wiellinger, Anführer der oberenſiſchen Bauern 352.
Wilhelm, Herzog von Baiern, Vater Maximilian's 269.
Wilhelm, Sohn des Landgrafen Moriz von Kaſſel, unterhandelt hinter des Vaters Rücken mit dem Kaiſer 553.
—, Landgraf von Heſſenkaſſel, harte Anfänge ſeiner Regierung 745., geräth in Streit mit ſeinem Vater und ſeiner Stiefmutter 748., macht eine Reiſe nach Prag zum Kaiſer daſ., erreicht nichts 749., will die Regierung niederlegen daſ. ſteht mit Guſtav in Briefwechſel daſ., ſchließt mit ihm einen vorläufigen Vertrag ab 750., tritt zum Leipziger Convent über 750.
—, — unterhandelt im Mai 1631 von Neuem mit Guſtav Adolf 819., gibt Tilly eine trotzige Antwort 825.
—, —, ſchließt zu Werben mit Guſtav Adolf einen Vertrag ab 841 flg.
—, —, wird im Spätherbſte 1631 ſchwer durch Tilly bedrängt 881.
— —, plündert Weſtphalen nach Tilly's Abzug 887., ſtößt dann zu Guſtav Adolf daſ., erobert mehre Orte 892.
Wilhelm von Weimar wird bei Stadtlohn gefangen 335.
— —, Feind des Kaiſers 370. 382. 387.
— —, entwirft 1623 einen großen Plan gegen den Kaiſer 418 flg., ſtößt zu Chriſtian von Halberſtadt 419.
— — wird vom Kaiſer begnadigt 449.
— —, rüſtet insgeheim gegen den Kaiſer 523.
— —, unterhandelt im Mai 1631 mit Guſtav Adolf über ein ſchwediſches Bündniß 819.
—, — ſchließt einen Bund mit Guſtav Adolf, wird eiferſüchtig auf ſeinen Bruder Bernhard 868. S. 875.

Wilhelm wird durch Guſtav Adolf's Ränke mit ſeinem Bruder Bernhard verfeindet 937., weigert ſich Horn zu gehorchen 939.
— ſtößt mit ſeinen Truppen zu Guſtav Adolf 940.
Wingersky, kaiſerlicher Oberſt, von den Schweden geſchlagen 776.
Winkler, ſchwediſcher Oberſt, erobert Havelberg 830.
Winkel, ſchwediſcher Oberſt, in der Schlacht von Lützen ſchwer verwundet 1008.
Wismar, von den Schweden erobert 895 flg.
Witteberg, Gründung dortiger Univerſität 229.
Wittelsbacher Haus zerfällt in zwei Haupt-Linien 271.
Wolf, Herrmann, geht als heſſenkaſſel'ſcher Geſandter ins ſchwediſche Lager um ein Bündniß abzuſchließen 749.
— ſein Bericht über das Verhältniß zwiſchen Guſtav Adolf und ſeinen Soldaten 751.
Wolfgang Wilhelm von Neuburg, macht Anſprüche auf das Jülicher Erbe 275., wird katholiſch 280 flg.
— —, Pfalzgraf von Neuburg, bewirbt ſich um ſchwediſche Neutralität, aber erhält ſie nicht 931.
Wolgaſt, von den Schweden eingenommen 723.
Wrangel, ſchwediſcher General vor Riga 124.
— Herrmann, ſchwediſcher Feldmarſchall im polniſchen Kriege 187., 189. u. 195.
—, ſeine Thaten im Frühling 1629, S. 200 flg.
— erringt den Sieg bei Gorzno 203 flg.
Würtembergiſche Herzoge, ſiehe Johann Friedrich und Magnus.
Würtemberg leidet durch das Reſtitutions-Edikt 645 flg.
— rüſtet 1629 Waffen gegen den Kaiſer 656.
— muß dem Leipziger Schluſſe entſagen 799.
—, Herzogthum, ſchließt einen Vertrag mit dem Schwedenkönig 894.
Würzburg, wird von den Schweden erobert 877 flg.
Wurmbrand, Melchior, erfindet die ledernen Kanonen 189.

X.

Xaver, Franz, Mitbegründer des Jeſuitenordens 255. 259.

Z.

Zadik, polniſcher Kronkanzler 217.
Znaimer Vertrag zwiſchen Ferdinand II. und Wallenſtein 968.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Waſaſtamm. Guſtav I. Waſa. Einführung der Reformation in Schweden. Erich XIV., Johann III., Karl IX. Kampf zwiſchen beiden Religionen. Geburt Guſtav Adolf's 3

Zweites Capitel.

Guſtav Adolf's Erziehung. Axel Oxenſtierna und Johann Skytte. Guſtav tritt die Regierung an. Ausſöhnung mit dem Adel. Kampf gegen die Dänen. Der ruſſiſche Krieg und ſeine Veranlaſſung. Die falſchen Demetrius. Friede von Stolbowa. Guſtav's Verhältniß zu Ebba Brahe. Unſichere Stellung Schwedens zu Polen 56

Drittes Capitel.

Innere Einrichtungen. Sorge für Gewerbe und Handel. Gründung eines Beamtenſtandes. Aenderung in der Verfaſſung des Reichs. Krönung zu Upſala. Verhältniſſe zu Teutſchland. Guſtav heirathet 102

Viertes Capitel.

Der liefländiſche Krieg mit ſeinen Waffenſtillſtänden. Guſtav's Kriegsartikel. Das ſchwediſche Heer und die Art ſeiner Aushebung. Der Steuerdruck. Der Adel. Die Ritterhaus-Ordnung. Guſtav's Sorge für Wiſſenſchaften. Univerſitäts-Einrichtungen. Mißglückter Verſuch, den Clerus völlig dem Willen der Krone zu unterwerfen. Verhältniſſe zu Dänemark 121

Fünftes Capitel.

Der preußiſche Krieg. Feldzug von 1626. Geburt der Thronfolgerin Chriſtina 165

Sechstes Capitel.

Feldzug von 1627. Der Kaiſer miſcht ſich in den preußiſchen Krieg. Plane Guſtav's zu einem Einfall in Teutſchland 179

Siebentes Capitel.

Der Feldzug von 1628 und 1629. Altmarker Friede mit Polen. Die Krone Frankreich unterſtützt Guſtav Adolf und bereitet ein Bündniß mit Schweden vor. 192

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Luther's Reformation in Teutſchland. Verſuche unter Maximilian I., die Einheit des teutſchen Reichs herzuſtellen. Erzbiſchof Berthold von Mainz. Aufſtand des Adels unter Franz von Sickingen. Der Bauernkrieg. Kurfürſt Moriz von Sachſen. Augsburger Religionsfriede von 1555. Gründung des Jeſuiten-Ordens 221

Zweites Capitel.

Die Kaiſer Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II., Matthias. Die Union, die Liga, Plan des Königs Heinrich IV. von Frankreich, das Staatenſyſtem Europa's umzugeſtalten, ſeine Einmiſchung in teutſche Angelegenheiten. Kaiſer Ferdinand II. 263

Drittes Capitel.

Ausbruch des 30jährigen Kriegs. Das kurze Königthum des Kurpfälzers Friedrich V. Böhmen wird durch Ferdinand mit Hülfe der Liga unterjocht . . 294

Viertes Capitel.

Das böhmiſche Strafgericht. Die Reichsacht gegen Friedrich V. und ſeine Anhänger wird von der Liga vollzogen, Teutſchland mit Unterjochung bedroht. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Chriſtian von Braunſchweig (1621 — 1624). 338

Fünftes Capitel.

Holland, Geiſt des Calvinismus. Frankreich, Richelieu. England, Buckingham. Unterhandlungen mit Guſtav Adolf und Chriſtian IV. von Dänemark. Ausbruch des däniſchen Kriegs. Die teutſchen Finanzen im dreißigjährigen Krieg. Wallenſtein's Beſtallung zum kaiſerlichen Feldhauptmanne. Die kaiſerliche Parthei 457

Sechstes Capitel.

Der däniſche Krieg. Feldzug von 1625 und 1626. Schlacht bei Lutter am Barenberge. Tod Chriſtian's von Halberſtadt, Mannsfeld's, Johann Ernſt's von Weimar, Bethlen Gabor's. Wallenſtein kämpft in Ungern. Herzog Johann Friedrich VI. von Weimar. Die ſchwarze Magie 506

Siebentes Capitel.

Weiterer Verlauf des däniſchen Kriegs. Die Feldzüge von 1627 und 1628. Das Brandenburger Kurhaus und Georg Wilhelm. Einmiſchung der Schweden. Belagerung von Stralſund. Lübecker Frieden 564

Achtes Capitel.

Geheime Geſchichte des Kriegs. Politiſche Plane, dem Kaiſer die Herrſchaft über Teutſchland zu verſchaffen. Die neue Militäriſtokratie. Der Kurfürſt von Baiern muß das Land ob der Ens herausgeben und wird mit der Oberpfalz abgefunden 612

Neuntes Capitel.

Verſchwörung wider den Kaiſer. Das Reſtitutionsedikt, der mantuaniſche Krieg. Kurfürſt Maximilian unterhandelt mit Richelieu. Die Liga faßt drohende Beſchlüſſe. Wallenſtein muß vor Magdeburg abziehen, Verſuche zu ſeinem Sturz. Der Regensburger Fürſtentag. Wallenſtein wird entlaſſen 638

Drittes Buch.

Guſtav Adolf's Anfänge in Teutſchland. Kampf und Sieg über die Liga. Feldzüge von 1630 und 1631.

Erſtes Capitel.

Guſtav Adolf's Unterhandlungen mit ſeinen Unterthanen und fremden Mächten. Geringfügigkeit ſeiner Hülfsquellen. Rüſtung zum Krieg. Ankunft in Teutſchland 683

Zweites Capitel.

Kriegsmanifeſt. Guſtav Adolf erobert Pommern. Verhandlungen mit dem Herzog Bogislas. Verſuch auf Mecklenburg 707

Drittes Capitel.

Der Bärwalder Vertrag. Weiterer Verlauf des Kriegs. Glückliche Fortſchritte Guſtav's in Mecklenburg. Der Leipziger Convent. Johann Georg von Sachſen. Tilly's Zögern. Der Kurfürſt von Baiern muß ſich zum ernſtlichen Kriege gegen Schweden entſchließen. Erſtürmung Frankfurts an der Oder . 753

Viertes Capitel.

Guſtav Adolf zwingt Kurbrandenburg zur Einräumung Küſtrins und Spandaus. Der König will Magdeburg entſetzen. Die Stadt wird im Sturme genommen und zerſtört 799

Fünftes Capitel.

Der Kurfürſt von Brandenburg wird mit Waffengewalt zum ſchwediſchen Bündniſſe genöthigt. Tilly zieht nach Heſſen. Guſtav Adolf geht nach Pommern, indem er ſein Heer an der Elbe zurückläßt. Greifswalde fällt. Wiedereinſetzung der Herzoge von Mecklenburg. Lager bei Werben 819

Sechstes Capitel.

Tilly greift Kurſachſen an. Vereinigung des Kurfürſten mit dem Könige. Schlacht bei Breitenfeld 846

Siebentes Capitel.

Folgen der Breitenfelder Schlacht. Siegeszug bis Mainz 870

Viertes Buch.

Guſtav Adolf vernichtet die Liga vollends. Der Kampf erneuert ſich. Wallenſtein übernimmt die Vertheidigung des Kaiſerthums. Januar bis November 1632.

Erſtes Capitel.

Das Kriegswefen in der erſten Hälfte des 30jährigen Kriegs 901

Zweites Capitel.

Ränke des franzöſiſchen Kabinets. Des Königs geheime Plane enthüllen ſich. Sein Betragen gegen den Kurpfälzer, den Herzog von Wolfenbüttel und die übrige teutſche Ariſtokratie 925

Drittes Capitel.

Der König fällt in Franken ein. Tilly's Tod. Eroberung Baierns 937

Viertes Capitel.

Wallenſtein wird zum zweitenmale Feldhauptmann, ſäubert Böhmen, vereinigt ſich mit dem Kurfürſten von Baiern. Der Krieg erneuert ſich. Lager bei Nürnberg. Des Königs Unterhandlungen mit dem dortigen Magiſtrate und mit der oberöſtreichiſchen Bauernſchaft 961

Fünftes Capitel.

Wallenſtein bricht in Sachſen ein. Der König eilt ihm nach. Schlacht bei Lützen. Guſtav Adolf's Tod 996

Sechstes Capitel.

Des Königs Plane und Zukunft. Wallenſtein's Ermordung. Der weſtphäliſche Friede 1015

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Biv.

Bio.
Gfrörer

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gfrörer, August Friedrich

Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit

Stuttgart 1845

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 2589
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235760-0